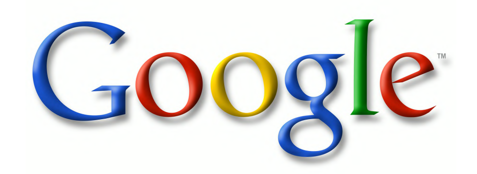





SEAL OF THE UNIVERSITY OF TEXAS
PRAESIDIUM
DISCIPLINA
CIVITATIS



# Der Türmer

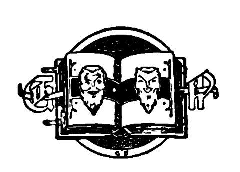
## Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

**Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.**

Fünfter Jahrgang • Band I.

(Oktober 1902 bis März 1903.)





Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

# Inhalts-Verzeichnis.

## Gedichte.



## Novellen und Skizzen.

## Aufsätze.

## Kritik.

## Stimmen des In- und Auslandes.



## Offene Halle.



## Türmers Tagebuch.

## Hausmusik.

### a. Gedichte und Aphorismen.



### b. Artikel.



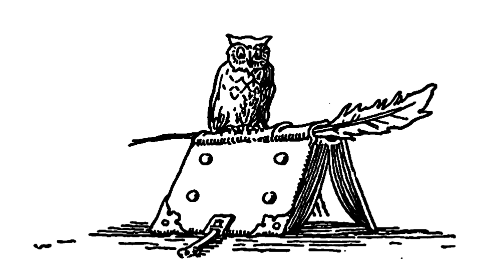
## Briefe.

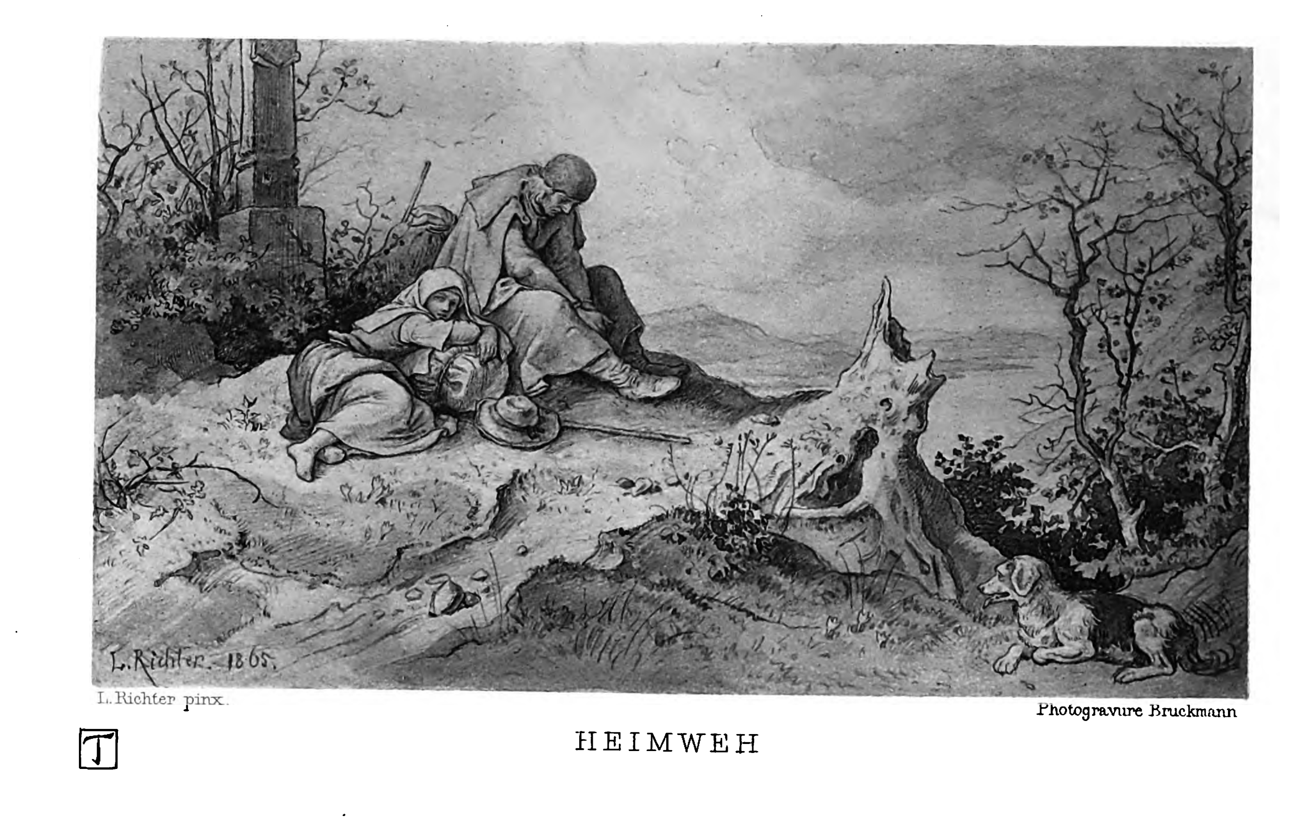


## Photogravüren und Illustrationen.

## Notenbeilagen.








L. Richter pinx. | Photogravure Bruckmann

HEIMWEH




V. Jahrg. Oktober 1902. Heft 1.

# Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre.

Von

**J. Reinke.**

## I.

Auf der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg war der 26. September 1901 dazu ausersehen, in drei Referaten den gegenwärtigen Stand der Deszendenztheorie zu erörtern. Zu Referenten waren bestimmt: als Botaniker Herr Professor H. de Vries aus Amsterdam, als Paläontologe Herr Professor E. Koken aus Tübingen, als Zoologe Herr Professor H. E. Ziegler aus Jena. Es waren durch diese Redner die drei großen Gebiete der Naturforschung vertreten, für welche die Deszendenzlehre in Betracht kommt. Alle drei Referenten waren überzeugte Anhänger der Abstammungslehre, so daß in dieser Hinsicht die Beleuchtung der wichtigen Prinzipienfrage etwas einseitig ausfallen mußte; Korreferenten, die abweichende Gesichtspunkte zur Geltung gebracht hätten, waren nicht bestellt; übrigens dürften grundsätzliche Gegner der Deszendenztheorie unter den heute lebenden Naturforschern sehr selten sein. Zu einer Diskussion kam es nicht.





Da nunmehr der erste Teil der Verhandlungen jener Versammlung im Druck erschienen ist, teilweise auch die Anschauungen der genannten Redner anderweitig in umfangreicherer Gestalt an die Öffentlichkeit getreten sind, da endlich eine hinreichende Zeit verstrichen ist, um die in Hamburg vorgetragenen Lehrsätze einer eingehenderen Prüfung zu unterziehen, so bin ich nicht ungern einer Aufforderung der Redaktion des „Türmers“ gefolgt, über jene Verhandlungen nach Jahresfrist den Lesern dieser Zeitschrift einen Bericht zu erstatten. Wenn derselbe durchweg kritisch gehalten ist, so wird man dies einem Fachmanne wohl kaum verdenken, der in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten selbständige Gedanken über die Abstammungslehre niedergelegt hat.

Mehrfach habe ich in jenen Arbeiten betont, daß in meinen Augen die Abstammungslehre ein Axiom der modernen Biologie ist, und ich habe mich grundsätzlich auf ihren Standpunkt gestellt. Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Tiere und Pflanzen, die heute unsern Planeten bevölkern, von anderen abstammen, die in früheren Erdepochen lebten, dann aber ausgestorben beziehungsweise verschwunden sind. Ich bin ferner der Meinung, daß im Laufe der Erdgeschichte zuerst sehr einfache, dann immer reicher gegliederte und vollkommenere Organismen aufgetreten sind, während ein Teil der einfacheren Formen sich neben den komplizierteren erhielt. Diejenigen „niederen“ Formen, aus denen „höhere“ hervorgegangen sind, werden als niedere Typen vielfach aufgehört haben zu existieren, wie der Embryo im bebrüteten Ei aufhört als solcher fortzubestehen, nachdem er als lebensfähiges Küchen die Eischale durchbrochen hat. Insofern besteht eine gewisse Analogie zwischen der „phylogenetischen“ Entwicklung der Arten und der „ontogenetischen“ der Individuen.

Es schien mir nützlich, mein eigenes „phylogenetisches“ Glaubensbekenntnis in aller Kürze vorauszuschicken, um den Leser in dieser Richtung zu orientieren, bevor ich an die Besprechung der Verhandlungen der Hamburger Naturforscher-Versammlung gehe.

H. de Vries hat seinen Vortrag betitelt: Die Mutationen und die Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten. Dadurch hat er das Problem nicht nur enger begrenzt, sondern er führte seine Zuhörer auch auf ein Gebiet, auf dem er persönlich im letzten Jahrzehnt erfolgreich gearbeitet hat, wodurch das Interesse an seinen Darlegungen nur erhöht werden konnte.

Die Anfangssätze von de Vries' Vortrag lauten:

„Unerschütterlich waltet die Überzeugung von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der Arten. Sie ist die einzig mögliche Erklärung der natürlichen Verwandtschaft und der vielseitigen Beziehungen, welche die Organismen verbinden.“

Ich kann nicht leugnen, daß ich vor der emphatischen Zuversicht dieser Sätze bereits ein wenig stutze. Es überkommt mich das Gefühl, dem die bekannten Worte im Faust Ausdruck verleihen: „Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?“

Also die Organismen sollen einen gemeinsamen Ursprung haben. Danach muß de Vries annehmen, daß alle Arten der Pflanzen und Tiere von einer Urart abstammen, und eine solche kann wohl nur als eine einfache Zelle gedacht werden. In der Konsequenz von de Vries' Behauptung dürfte es sogar liegen, daß jene Urzelle uranfänglich nur in einem einzigen Exemplar vorhanden war. Gab es im Anfang zugleich drei, sieben oder zwanzig solcher Urzellen, die sich alle phylogenetisch weiter entwickelten, so war damit der gemeinsame Ursprung der Arten ausgeschlossen; und traten die Urzellen gar in einer Million von Individuen auf, so konnte jede die Stammutter einer heute lebenden Art sein. Die Ähnlichkeit vieler Arten untereinander, z. B. des Wolfes, Hundes, Fuchses; der Süßkirsche, Sauerkirsche, Pflaume konnte dann nur auf einen analogen Entwicklungsgang jener Urzellen zurückgeführt werden, die es schließlich zu ähnlichen Gestalten gebracht haben. An sich, von vorne herein läßt sich eine größere Wahrscheinlichkeit weder für die einzige noch für die Million Urzellen beibringen; einer unserer hervorragendsten Biologen, C. Nägeli, stellt sich mit Entschiedenheit auf den letzteren Standpunkt, er vertritt daneben noch die Meinung, daß jene zahlreichen Urzellen nicht bloß einmal in ferner Vergangenheit, sondern fortdauernd bis in die Gegenwart hinein entstanden sind und noch entstehen. Am Prinzip ändert letzteres aber nichts, es kommt darauf an, ob man sich für den „monophyletischen" oder einen „polyphyletischen" Ursprung der Organismen entscheidet, und nur spekulative Gründe lassen sich für die bevorzugte Hypothese ins Feld führen.

Diese Vorfrage, die doch schon ihre nicht geringen Schwierigkeiten birgt, läßt de Vries unerörtert; es scheint indes aus der angeführten Äußerung hervorzugehen, daß er sich für die Hypothese des monophyletischen Ursprungs entscheidet. Schon dadurch trägt er ein willkürliches Element in seine Theorie hinein.

Demnächst erklärt de Vries Darwins Lehre von der ganz allmählichen Umwandlung der Arten für den schwächsten Punkt der Abstammungstheorie. Auch betont er, daß die Konstanz der Arten Beobachtungstatsache sei. Er hebt ferner hervor, daß schon Kölliker der Theorie Darwins die Lehre gegenübergestellt habe, daß neue Arten aus alten durch sprungweise Abänderung hervorgegangen seien; diese sprungweisen Variationen nennt de Vries unter Anwendung eines schon früher, besonders bei Paläontologen gebräuchlichen Wortes Mutationen.

Indem de Vries sich dafür ausspricht, daß durch solche plötzlichen Veränderungen, die Mutationen, neue Arten entstehen können, weist er darauf hin, daß manche ältere Artbegriffe zahlreiche erbliche und konstante Rassen umfassen. Ein den Botanikern geläufiges Beispiel dafür ist das Hungerblümchen, **Draba verna**, das im Frühling auf allen Äckern wächst. Linné hat ihm den Artnamen erteilt und damit den Artbegriff jenes Pflanzentypus festgelegt. Das Hungerblümchen zeigt mancherlei Abänderung in Größe, Gestalt der Blätter, Behaarung u. s. w. Ein französischer Botaniker, Jordan, säte die Samen

zahlreicher solcher Rassen aus und stellte fest, daß sie erblich und konstant sind, und spaltete danach Linnés Draba verna in 200 Arten, die man neuerdings als „Jordansche“ Arten, „kleine“ Arten oder auch als Arten schlechtweg bezeichnet. Auch Linné waren derartige erbliche Rassen nicht unbekannt, er nannte sie Unterarten, subspecies. Es gelingt mit vielen wildwachsenden und kultivierten Pflanzen, sie in eine größere oder geringere Zahl solcher „kleinen“ Arten aufzulösen. Dies ist eine wichtige Tatsache; nur sollte man, meine ich, die Artbegriffe schon aus historischer Pietät möglichst in dem Sinne, wie Linné sie schuf, bestehen lassen, und die erblichen Rassen nicht Arten, sondern Unterarten nennen; würde man sonst doch für den alten Artbegriff einen neuen Namen zu bilden genötigt sein. Manche Neuere, darunter auch de Vries, nennen Linnés Arten, wenn sie Unterarten umfassen, Sammelarten.

Auch de Vries räumt den Jordanschen Arten den Artnamen ein, er bezeichnet sie als elementare Arten. Die Arten im Sinne Linnés bestehen nach seiner Auffassung durchweg aus mehr oder weniger zahlreichen elementaren Arten, die durch Mutation aus einer Ursprungsform entstanden sind. Diese Arten sind einmal durch Mutation entstanden; sie mögen Jahre, Jahrhunderte oder Jahrtausende unverändert fortleben, um schließlich unterzugehen oder wiederum durch Mutation „explosionsartig“ einen Strauß neuer Arten aus sich zu gebären. „Und so geht es immer weiter.“

Es nimmt also de Vries bei den Arten einen Wechsel an zwischen einer Periode, in der sie konstant bleiben, und einer Periode, in der sie mutieren. Er glaubt, daß die Mutationsperioden eines Typus meist kurz gewesen sind und voneinander durch lange Zeiträume getrennt waren, in denen die Arten konstant erschienen, so daß immutable Zeiten mit Mutationsperioden in der historischen Entwicklung der Pflanzentypen wechseln.

„So denken wir uns“, sagt er, „den Stammbaum des ganzen Pflanzen- und Tierreiches aufgebaut. Von der Jetztzeit aus könnten wir die Zeichnung nach demselben Schema bis zu den allerältesten Lebewesen fortsetzen. Im Bilde kommen wir von den Arten zu den Sammelarten, von diesen zu den Untergattungen, von dort zu den Gattungen. Den älteren Explosionen entsprächen die Unterfamilien und Familien und alle die höheren Abstufungen des Systems.“

In dieser Hypothese, die übrigens im wesentlichen mit den früher schon von Kölliker und von Korschinsky geäußerten Gedanken übereinstimmt, stellt sich de Vries die Mutationen als eine „explosive Artzertrümmerung“ vor. Er ist der Meinung, daß dieser Prozeß der Artbildung auch in der Gegenwart fortdauert. „Sind auch weitaus die meisten Arten jetzt völlig unveränderlich, die Vermutung ist erlaubt, daß es unter ihnen, hier und dort, wenn auch vielleicht nur sehr selten, einzelne geben wird, welche sich gerade in einer solchen Umwandlungsperiode befinden.“

Eine solche in einer Mutationsperiode befindliche Art hat de Vries tatsächlich aufgefunden. Es ist dies eine aus Amerika eingeschleppte und in ver-

schiedenen Gegenden Europas sich langsam verbreitende Pflanze, die Oenothera Lamarckiana, zu deutsch Nachtkerze genannt.

Von dieser Nachtkerze glaubt de Vries, daß sie sich in einer Umwandlungsperiode befindet, daß sie im stande ist, „jährlich eine gewisse Anzahl neuer Arten hervorzubringen". „Diese unterscheiden sich von der Mutterart nur in geringem Maße; nur eine genaue Betrachtung lehrt, daß etwas Neues entstanden ist." Jene neuen Arten (andere würden Unterarten oder Varietäten dazu sagen) entstanden aus Samen, die „auf der Mutterart" reiften, und bei der Fortpflanzung erhalten sie sich konstant; aus diesem Grunde werden die neuen Formen von de Vries als neu entstandene Spezies aufgefaßt. Sie sind mit einem Schlage entstanden, es war dazu „keine Reihe von Generationen, kein Kampf ums Dasein, keine Elimination der untauglichen, keine Auslese erforderlich". Sie sind entstanden aus rein inneren Ursachen, keinerlei Wechselbeziehung mit der Außenwelt kam in Betracht, keinerlei Anpassung an die Umgebung. Und weiter hebt de Vries hervor, daß die Arten nicht, wie Darwin es wollte, „willkürliche Gruppen sind, zwischen denen der Mensch zur besseren Übersicht hier und dort Grenzen macht; sie sind] scharf umschriebene, nach Zeit und Raum abgegrenzte, durchaus selbständige Wesen". In der Ausdrucksweise meiner bezüglichen wissenschaftlichen Arbeiten würde ich sagen: Oenothera Lamarckiana ist eine zum Phylembryo von Subspezies gewordene Art mit stark labilisiertem morphologischen Gleichgewicht.

Bemerkenswert ist noch die Beobachtung von de Vries, daß in Aussaten, die in verschiedenen Jahren mit Samen von Oenothera Lamarckiana gemacht wurden, immer wieder die gleichen Typen auftraten; danach brauchen die verschiedenen Individuen einer Art sich keineswegs alle aus einer einzigen, einmal dagewesenen Urform entwickelt zu haben, sondern die Urform kann mehrfach, neben- und nacheinander entstanden sein, womit die Möglichkeit des polyphyletischen Ursprungs bezw. der polyphyletischen Zusammensetzung einer Art von de Vries selbst erwiesen wäre!

De Vries glaubt, in der Mutation von Oenothera Lamarckiana das Beispiel einer fortschreitenden Entwicklung vor Augen zu haben; daneben soll aber auch eine Neubildung von Arten durch „Seitenschritte" und durch „Rückschritte" vorkommen. Die Mutationen sollen aber immer mit Fortschritten in der Organisation verbunden sein, und aus dieser Meinung leitet de Vries den Lehrsatz ab: „So viele Schritte die Organisation von Anfang an gemacht hat, so viele Mutationsperioden muß es dabei gegeben haben." In jeder Mutationsperiode soll die Organisation um einen Schritt hinauf gestiegen sein. Darum hat die Natur, um eine der lebenden Arten hervorzubringen, so viel Schritte gemacht, als die Art jetzt Eigenschaften besitzt; es müssen also die Vorfahren Tausende von Mutationsperioden durchlaufen haben. Unter dieser Voraussetzung glaubt de Vries mit der von Lord Kelvin zu 24 Millionen Jahre berechneten Dauer des Lebens auf Erden auskommen zu können, ohne wie

Darwin bei der Annahme einer allmählichen Umwandlung Zeiträume zu bedürfen, die man auf Milliarden von Jahrhunderten würde veranschlagen müssen. De Vries glaubt, daß das Zeitintervall zwischen zwei Mutationsperioden im Mittel einige Tausende von Jahren gewährt haben möge, während „die Entwicklung einer gewöhnlichen Blütenpflanze im allgemeinen höchstens 6000 Mutationsperioden erfordert hat".

In diesem von de Vries entwickelten Schema für die Entstehung der Arten ist zunächst beachtenswert, daß mit Ausnahme der Umbildung selbst die gesamten Prinzipien Darwins als für die Artbildung unwirksam über Bord geworfen werden. Darwin glaubte die Inkonstanz der Arten nachgewiesen zu haben und, von ihr ausgehend, die Ursachen der Umbildung in die Wechselbeziehungen des Organismus mit der Außenwelt verlegen zu sollen. Er ist der Meinung, daß unter den artbildenden Ursachen die „natürliche Züchtung" im Kampfe ums Dasein voranstehe, daß daneben aber auch die Vererbung der durch die Lebenstätigkeit erworbenen Eigenschaften und die direkte Wirkung äußerer Umstände in Betracht komme.

Längst schon war von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß jene Prinzipien Darwins unzulänglich seien, um das Dasein der lebenden Arten erklären zu können, daß namentlich dem Kampfe ums Dasein keine positiv schöpferische, sondern nur die Rolle zugesprochen werden könne, das durch Zufall entstandene Lebensunfähige auszumerzen. Doch so radikal wie de Vries hat noch niemand mit dem Darwinismus aufgeräumt, wenn auch bereits Nägeli die Umwandlung auf innere, d. h. den Organismen selbst innewohnende Ursachen zurückzuführen versucht hat. Eigenartig für de Vries sind seine Hypothesen über die Mutationsperioden und ihren Zusammenhang mit den „Eigenschaften" der Organismen.

Um meine eigene Stellung zu der Theorie von de Vries zu präzisieren, mache ich nochmals darauf aufmerksam, daß die Idee der sprungweisen Umwandlung einer Art in eine andere unter dem Namen der Heterogenesis zuerst von Kölliker ausgesprochen und später, vor de Vries, von Korschinsky an zahlreichen Beispielen aus dem Pflanzenreiche nachgewiesen worden ist. Mir scheint das Hauptverdienst von de Vries in seinen sorgfältigen Beobachtungen über die erbliche Konstanz der bei der Aussaat von Samen der Oenothera Lamarckiana entstandenen neuen Rassen zu liegen, mag man die letzteren Varietäten, Unterarten oder Arten nennen, was mir nebensächlich erscheint. Allein gegen die theoretischen Schlußfolgerungen aus jenen Versuchen hege ich mancherlei Bedenken. So namentlich gegen die Hypothese der Mutationsperioden und alles, was damit zusammenhängt. Woher weiß denn de Vries, daß sich seine Nachtkerze gerade jetzt in einer Mutationsperiode von verhältnismäßig kurzer Dauer befindet? Wer sagt ihm, daß diese Pflanze nicht in demselben Umfange, wie sie es jetzt tut, für alle Zeiten weiter mutieren wird? Wer sagt ihm, daß sie nicht, solange sie besteht, schon immer vom Zentral-

typus aus mutiert hat, und daß die abweichenden Rassen in der freien Natur nur immer wieder zu Grunde gegangen sind, weil sie der Umgebung weniger gut angepaßt waren als der Zentraltypus? Und scheint es nicht nach den Erfahrungen der Gärtner, daß überaus zahlreiche Pflanzen in ganz ähnlicher Weise mutationsfähig sind, wobei die Annahme einer besonderen Mutationsperiode eine willkürliche Hypothese wäre? Ich muß gestehen, daß diese Bedenken mich den besonderen, von de Vries ausgesprochenen Hypothesen gegenüber recht vorsichtig machen, während es auch mir das Wahrscheinlichste zu sein scheint, mit Kölliker anzunehmen, daß die Arten überwiegend durch Heterogenese aus inneren Ursachen auseinander hervorgegangen sind. Die oszillierende Variation, wie ich die kleinen, bei der Fortpflanzung auftretenden Abänderungen genannt habe (de Vries nennt sie weniger zutreffend „fluktuierende" Variation; sie bewegt sich aber nicht wie ein Fluß in einer Richtung vorwärts), auf die Darwin die Umbildung der Arten zu gründen sucht, halte ich mit de Vries für belanglos zur Artbilduug.

Wenn wir fragen, ob es de Vries nicht wenigstens gelungen ist, für eine beschränkte Gruppe von Pflanzen zu zeigen, auf welche Weise zahlreiche neue Arten aus einer Urart entspringen, und damit in der Gegenwart ein Stück der Stammbaumbildung des Gewächsreiches durch Beobachtung enthüllt zu haben, so kann, fürchte ich, auch dies nicht zugegeben werden; wenigstens nicht in dem Sinne, wie de Vries es wünscht, im Sinne einer aufsteigenden Entwicklung.

Ganz abgesehen davon, daß die Abzweigung erblicher Unterarten von einer Stammform seit lange in den Erzeugnissen der Pflanzenzüchter vorliegt, bin ich der Meinung, daß die von de Vries als Abkömmlinge der Oenothera Lamarckiana beobachteten Mutationen, auch wenn wir ihnen den Rang von „Spezies" zuschreiben wollen, doch das eine gemeinsam haben, daß sie sich auf annähernd gleicher Höhe der Organisation befinden. Ich würde mir vorstellen können, daß durch Mutation aus Oenothera Lamarckiana 200 neue „Spezies" entstehen könnten, wie sie aus Draba verna hervorgegangen sind, daß aber das morphologische Niveau der Organisation sich hierbei nicht verschiebt, sich namentlich nicht erhöht; darum kann ich auch nicht einsehen, daß in de Vries' Beobachtungen die geringste Andeutung für ein Prinzip der Progression in der Entfaltung von Eigenschaften enthalten ist, wie doch auch er es für seine besondere Hypothese der Stammbaumbildung fordert. Ich bin der Meinung, daß, soweit die wissenschaftliche Erfahrung reicht, die progressive Umbildung einer Art in eine andere, eine höhere Organisationsstufe bezeichnende, noch nicht gefunden worden ist. Wenn sich die Mutation aber nur für eine gleiche Organisationshöhe erweisen läßt, so ist damit für die allgemeine Entwicklungslehre wenig gewonnen.

Auch die vergleichende Betrachtung verwandter Gattungen von Pflanzen und Tieren zeigt uns wenig Fälle eines Fortschreitens der Organisation von

niederer zu höherer Stufe; um so zahlreicher sind die Beispiele einer rückschreitenden Metamorphose. Sie finden sich u. a. in einer ganzen Reihe von Familien der Blütenpflanzen. So besitzen die meisten Orchideen grüne Laubblätter, mit denen sie im Sonnenlicht Kohlensäure assimilieren, aber die Nestwurz (Neottia Nidus Avis) entbehrt der grünen Blätter, sie kann sich daher nur von organischen Substanzen eines humusreichen Waldbodens ernähren. Daß sie von grünblättrigen Orchideen abstammt, wird allgemein angenommen; sie hat im Laufe ihrer Stammesentwicklung die grünen Blätter eingebüßt, ist also von einer höheren auf eine niedrigere Organisationsstufe herabgesunken. Damit geht eine Anpassung an eine abweichende Art von Ernährung Hand in Hand, und aus diesem Grunde ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Nestwurz durch Wechselbeziehungen mit der Außenwelt aus einer grünblättrigen Orchidee entstanden ist, nicht aber durch bloße Mutation aus inneren Ursachen. Ähnlich verhalten sich andere farblose Blütenpflanzen, wie die Schuppenwurz (Lathraea), die Leinseide (Cuscuta), der Fichtenspargel (Monotropa), zu den grünen Gattungen der entsprechenden Familien. Hier handelt es sich nicht bloß um Artbildung, sondern auch um Gattungsbildung, und in allen diesen Fällen ist die Außenwelt zweifellos an der Umprägung der Typen beteiligt gewesen. Darum ist es eine Einseitigkeit, wenn de Vries glaubt, durch das Prinzip der Mutation, der ja, wie bereits von Kölliker hinreichend hervorgehoben ist, die größte Bedeutung für die Neubildung von Arten zuzuschreiben ist, das ganze Problem der Abstammungslehre und namentlich die Verschiebungen in der Organisationshöhe lösen zu können. Für letztere sind die durch Anpassung an geänderte Lebensbedingungen veranlaßten Umprägungen der Tier- und Pflanzentypen jedenfalls von großer Bedeutung. Die Beobachtungen von de Vries enthalten somit einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis der Abänderungen eines Pflanzentypus innerhalb enger Grenzen; allein weittragende Schlüsse für die Abstammungslehre lassen sich aus ihnen nicht ziehen.

## II.

An den Vortrag von de Vries schloß sich der von Koken über Paläontologie und Deszendenzlehre.

Der Vortragende ging davon aus, daß trotz seiner Lückenhaftigkeit das aus den Schichten der Erdrinde zu Tage geförderte Material an versteinerten Pflanzen und Tieren ein außerordentlich großes und für die Abstammungslehre, der die Paläontologie allgemein huldige, überaus wertvolles sei. Wohl sind die ältesten Zeiten organischen Lebens auf der Erde in undurchdringliches Dunkel gehüllt, weil aus ihnen sich keine Reste erhalten haben; von Wichtigkeit ist aber, daß von der Cambrischen Formation an bis in die Gegenwart das Gesetz eines bestimmten Fortschreitens erkennbar wird. Auf einfachere Typen folgen kompliziertere oder es treten in den jüngeren Perioden wenigstens die komplizierter gebauten Formen mehr hervor.

Die Geschichte des Wirbeltierstamms läßt sich fast von seinem Anfange an übersehen. Im Silur, Devon und Karbon herrschen die Fische, im Zechstein, der Trias, dem Jura und der Kreide die Reptilien, während die Säugetiere erst vom Beginn der Tertiärzeit an dominierend werden. In anderen Gruppen des Tierreichs finden sich ähnliche Verhältnisse.

Man hat besonders das Augenmerk gerichtet auf kontinuierliche Reihen von Arten, die sich durch größere Schichtenfolgen, also aus älterer in neuere Zeiten, ununterbrochen hindurchziehen, indem eine neue ähnliche Art in einer höheren Schicht an die Stelle einer älteren ähnlichen tritt, und für diese Erscheinung hat Waagen das Wort Mutation eingeführt. „Varietäten gruppieren sich um eine Art während einer bestimmten Zeit, sind geologisch gleichzeitig — Mutationen durchragen die Zeit, ersetzen sich oder lösen sich ab und stellen die Verbindung zeitlich getrennter Arten, die kleinen Schritte, welche bei der Artbildung gemacht werden, dar." „Nach Waagen bilden die durch solche Mutationen zusammengehaltenen Formen nur eine gute Art; nach neueren Untersuchungen reicht der kontinuierliche Zusammenhang durch Mutationen darüber hinaus, aber auch nicht unbeschränkt." — „Eine Verbindung größerer Gruppen durch die kleinen Phasen der Mutationen gelang noch nie." Man sieht, der Begriff der Mutationen deckt sich hier nicht völlig mit der Auffassung von de Vries.

Man kann annehmen, daß die Säugetiere von Formen ausgehen, die den Insektenfressern nahe standen, daß aus diesen sich primitive Fleischfresser entwickelten. und erst von diesen aus eine Spaltung in Beuteltiere und Plazentar-Säuger erfolgte; die Delphine und Seehunde können mit Wahrscheinlichkeit von den frühesten Raubtieren abgeleitet werden.

Sehr selten haben sich dagegen Übergänge von Klasse zu Klasse nachweisen lassen, unter denen der berühmte Archäopteryx aus dem Solenhofer Jura der bekannteste ist, ein unvollkommener Vogel, der eine Reihe von Reptilien-Merkmalen zeigt, als stünde er noch in der Nähe der Abzweigung der Vögel aus dem Stamme der Reptilien. Neuerdings ist auch ein Zusammenhang der Reptilien mit Säugetieren einerseits, mit Amphibien andrerseits „annehmbar" geworden, während die großen Hauptgruppen der Reptilien untereinander noch ganz scharf geschieden dastehen, was in der Lückenhaftigkeit des auf uns gekommenen Materials seinen Grund haben dürfte.

Die Fische sind von allen Vierfüßern, also auch den Amphibien durch eine tiefe Kluft geschieden. Ebensowenig hat sich ein Übergang von den Wirbeltieren zu irgend einem anderen Stamme des Tierreiches auffinden lassen. Alle Hauptstämme reichen scharf getrennt in jene Urzeit hinab, aus der keine Versteinerungen erhalten sind. Hier sieht sich die Deszendenzlehre also auf bloße Mutmaßungen angewiesen.

Günstiger ist die Sachlage, wenn enger umschriebene Gruppen ins Auge gefaßt werden, aus denen ein für den Verfolg der Stammesgeschichte aus-

reichendes Material auf uns gekommen ist. Aus solchen Gruppen kennt man zahlreiche Fälle, wo die Stammart neben den Zweigarten bestehen bleibt, ja schließlich noch existiert, wenn jene wieder verschwunden sind. Dann kann es auch vorkommen, daß eine „persistente" Art nur von Zeit zu Zeit Unterarten bildet, die gleichsam schwarmartig auftreten, während dazwischen mehr oder weniger lange Ruhepausen liegen — das würde den hypothetischen Mutationsperioden von de Vries einigermaßen entsprechen. Allein es scheint doch, als ob Koken den Grund des plötzlichen Abänderns mehr in äußeren Einwirkungen geologischer Art suchen möchte als in inneren Ursachen, wodurch ein wichtiger Unterschied der Vorstellungen bedingt wird.

Neben der ursprünglichen Konstitution eines Tieres schreibt Koken der Anpassung desselben an die Umgebung einen wesentlichen Einfluß auf die Umbildung zu. Die gleichartige Anpassung verschiedener Typen kann auch dahin führen, daß sie einander ähnlich werden; es besteht also nicht nur eine Divergenz und ein Parallelismus der Entwicklung, sondern es kann auch eine Konvergenz von Artreihen vorkommen. Das Extrem solcher Erscheinung wäre der polyphyletische Ursprung einer Art.

Den Einfluß der Selektion auf die Umprägung der Typen scheint Koken gering zu veranschlagen; während auch er Fälle „intensiver Abänderungen" hervorhebt, die besonders im Stamme der höheren Wirbeltiere zu beobachten und in erster Linie auf innere Ursachen der Umbildung zurückzuführen sind. Daneben greifen äußere Umstände maßgebend mit ein. So sind die fliegenden Eidechsen des Jura, obwohl sie luftführende Knochen besaßen, in die sich Einstülpungen der Bronchien hineinzogen, Einrichtungen, welche die Vögel erst viel später aufweisen, vermutlich darum frühzeitig ausgestorben, weil bei der zunehmenden Abkühlung des Klimas es ihnen an dem Wärmeschutz gebrach, welchen den Vögeln ihr Federkleid gewährt.

Bemerkenswert ist, daß Koken in den Abänderungen der Tiere, sofern darin eine Anpassung der Lebensweise an die Umgebung zum Ausdruck gelangt, dem Willen, man könnte sagen dem Eigensinn der Tiere eine Bedeutung zuschreibt. „Die Anpassung ist gar nicht denkbar ohne Eingreifen des tierischen Willens," sagt er, „der seinerseits wieder durch Umgebungsreize gerichtet sein kann." Dem gegenüber wird nicht vergessen werden dürfen, daß die Pflanzen ihrer Umgebung nicht weniger gut angepaßt sind als die Tiere, daß es aber doch wohl sein Mißliches hätte, von einem pflanzlichen Willen zu sprechen — es sei denn, daß man sich auf den Boden der Schopenhauerschen Metaphysik stellen wollte. Leider ist Koken auf die Paläontologie der Pflanzen überhaupt nicht eingegangen, wenn auch im wesentlichen hier die Verhältnisse ebenso liegen wie für die Tierwelt.

Nach dem Prinzipe der natürlichen Züchtung im Kampf ums Dasein könnten sich nutzlose oder überflüssige Merkmale nicht erhalten, nach dem Sparsamkeitsprinzipe müßten sie verkümmern. Dennoch führt Koken eine Reihe von

Beispielen dafür an, in denen solche Eigenschaften nicht nur erhalten, sondern durch eine paläontologische Reihe hindurch noch gesteigert werden. Dies spricht eine deutliche Sprache gegen die Bedeutung des Darwinschen Prinzips.

Etwas resigniert klingen Kokens folgende Worte:

„Daß es Perioden gibt, in denen die Artbildung rascher arbeitet, scheint aus der Gruppierung des paläontologischen Materials hervorzugehen, obwohl gewisse Fehlerquellen dem abwägenden Urteil nicht entgehen können ... Wann es uns gelingen wird — und ob jemals —, einen tieferen Einblick zu gewinnen, ob jemals diese so weit zurückliegenden Vorgänge sich uns entschleiern, ist mehr als unsicher ... An Versuchen, solchen geologischen Vorgängen nachzuspüren, welche in den Entwicklungsgang der Organismen stärker eingegriffen haben, und bestimmte Beispiele für solche Wechselbeziehungen herauszufinden, hat es nicht gefehlt; doch kann man nicht sagen, daß sie von besonderem Erfolg begleitet gewesen sind. Zum Teil waren die Unterlagen zu schwach, zum Teil handelt es sich auch nur um ebenso kühne als naive Gedanken, die mehr auf das Wohlwollen eines phantasieliebenden Publikums als auf eine tatsächliche Förderung unserer Erkenntnis berechnet waren."

Dieser vorsichtig-kritische Standpunkt zeigt jenen Ernst, der wahrer Naturforschung allein würdig ist. Darum sind die Ausführungen Kokens von hoher Bedeutung für den dermaligen Stand unserer Kenntnisse von der Entwicklung des Lebens auf der Erde.

* * *

In bezug auf den dritten und letzten Vortrag, den von H. E. Ziegler über den derzeitigen Stand der Deszendenzlehre in der Zoologie kann ich mich kürzer fassen. Denn während bei de Vries uns ein kräftiger Subjektivismus entgegentritt, der unter gänzlicher Verwerfung des Selektionsprinzips für die Artbildung diese ganz allein auf Mutation zurückzuführen sucht, während bei Koken vorsichtig abwägendes Urteil und Prüfung der Tragweite des wissenschaftlichen Materials uns wohltuend berühren, hören wir von Ziegler wenig mehr als die oft vernommenen Dogmen des „Darwinismus" landläufiger Observanz, welche die Kritik möglichst fernzuhalten oder mit ein paar Schlagworten abzutun sucht.

Immerhin verdient es Anerkennung, daß Ziegler wenigstens bei phylogenetischen Schlüssen aus der Embryologie Vorsicht walten zu lassen anempfiehlt, obwohl sich aus manchen embryologischen Befunden wichtige Fingerzeige für den phylogenetischen Zusammenhang ergeben, namentlich auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte des Gebisses. So besitzt das Schnabeltier statt der Zähne nur eine hornartige Platte auf jedem Kiefer, aber bei jungen Tieren findet man Backenzähne, die an die Zähne von kleinen Säugern der Jurazeit erinnern. Auch in den Embryonen der zahnlosen Bartenwale findet sich eine vollständige Zahnreihe in beiden Kiefern, doch werden diese Zähne schon vor der Geburt resorbiert, sind also funktionslos; dies weist darauf hin,

daß jene Wale von delphinartigen Vorfahren abstammen mögen, denn die Delphine sind mit solchen Zähnen ausgerüstet.

Der „natürlichen Auslese", also dem Selektionsprinzip, wird von Ziegler eine entschiedene Bedeutung für die Umprägung der Organismen zugeschrieben; ihre Wirkung soll augenfällig sein bei nützlichen Eigenschaften, während sie bei Merkmalen von untergeordneter biologischer Bedeutung nicht angenommen zu werden braucht. Für einzelne Fälle erkennt Ziegler auch an, daß die Abänderung einer Art in der ursprünglich „gezüchteten" Richtung über das Maß der Nützlichkeit hinaus selbständig weitergegangen sei. Die Bedeutung der Selektion liege darin, daß sie die Zweckmäßigkeit der Organisation begreiflich mache; sie zeige, daß zweckmäßige Einrichtungen ohne zwecktätige Ursachen entstehen können. Damit erscheine „die teleologische Auffassung der Natur" beseitigt. — Alle Anpassungen sollen aus der Selektion erklärbar sein.

Zum Schlusse geht Ziegler auf die Abstammung des Menschen ein, und er stellt sich auf die Seite derjenigen Sanguiniker, die in dem sogenannten Pithekanthropus die gesuchte Zwischenform zwischen Mensch und Affe gefunden zu haben glauben. Er räumt zwar ein, daß der Mensch von keinem der heute lebenden menschenähnlichen Affen abstammen könne, und meint, daß er einer älteren, gemeinsamen Stammform entsprungen sei. Aber gerade hier zeigt sich für den kritischen Forscher eine ungeheure Lücke unseres Wissens, die dadurch nicht überbrückt wird, daß man mitunter ein Schädelfragment findet, welches in seiner Wölbung dem Schädel des Menschen näher steht als dem einer bekannten Affenart. Solche Indizien sind viel zu dürftig, um daraus irgend etwas folgern zu können. Von irgend einem erfahrungsmäßigen Wissen über die Vorfahren des Menschengeschlechts kann gar keine Rede sein. Das hebt aber Ziegler nicht hervor, sondern ihm ist es lediglich selbstverständlich, „daß die Menschheit in grauer Urzeit auf der Stufe affenähnlicher Wesen stand".

Es ist ganz merkwürdig, mit welcher Oberflächlichkeit von tüchtigen Männern oft genug die Hypothese ausgesprochen worden ist, der Mensch müsse von einer Affenart abstammen, weil der Affe ihm von allen Tieren am ähnlichsten sei. Es wird dabei ganz vergessen, daß man mit demselben Rechte die Affen für phylogenetisch degenerierte Menschen erklären könnte!

In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß die Abstammungslehre sich dafür entscheidet, das Ei sei eher dagewesen als das Huhn. Allein das erste Ei hat im Laufe von Jahrmillionen eine Reihe von Stufenleitern durchlaufen müssen, um zum Huhn zu werden: alle vom Huhne erzeugten Eier bedürfen dagegen zur Vollendung ihrer Entwicklung nur wenige Monate. Da der Leib des Menschen unzweifelhaft in die Tierreihe hineingehört, ist es die Konsequenz der Deszendenztheorie, ihm eine analoge erstmalige, d. h. phylogenetische Entwicklung zuzuschreiben, wie dem Huhn. Der Stammbaum des Menschen führt danach auf eine Urzelle zurück; welche Gestalten dieses menschliche Urei aber im Laufe der Erdgeschichte durchlaufen hat, dafür fehlt jeder empirische Anhalt. Daß

die Vorfahren des Menschen sich von affenähnlichen Tieren abgezweigt haben, ist eine willkürliche Behauptung. Man könnte ihr mit gleichem Recht die Behauptung entgegenstellen, daß die Stammbäume der Menschenrassen und der Affen Parallelbildungen seien, die auf verschiedene Urzellen zurückreichten, welche die Anlagen zu ähnlichen Tiertypen enthielten. Sogar gegen die Behauptung ist kein stichhaltiger Einwand möglich, daß der Typus des Menschen durch Heterogenese aus einer dem jetzigen Menschen ganz unähnlichen Vorstufe entsprungen sei, daß im Affentypus eine Konvergenzbildung einer anderen phylogenetischen Reihe vorliege — nur bleibe man sich dessen bewußt, daß es in solchen Alternativen sich um rein willkürliche Annahmen handelt. Der Würde der Wissenschaft entspricht es allein, zu sagen, daß sie über den Ursprung des Menschen nichts weiß.

## III.

In seiner über die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität am 3. August 1883 gehaltenen Rektoratsrede hat E. Dubois-Reymond Alexander von Humboldt mit herbem Tadel überschüttet. Humboldt habe als Naturforscher nicht auf der Höhe seiner Zeit gestanden; vom Gipfel der Naturforschung habe ihn sein Mangel an physikalisch-mathematischem Verständnis getrennt. Es sei ihm das Bestreben abgegangen, die Erscheinungen über eine gewisse Grenze hinaus zu zergliedern und sie auf die letzten erkennbaren Gründe zurückzuführen. Er ließ sich genug sein an Feststellung und Anschauung des Tatsächlichen, des Kosmos; allein der Kosmos sei gar kein wissenschaftlicher Begriff im höchsten Sinne. Die mathematische Physik kenne keinen Unterschied zwischen Kosmos und Chaos, durch blinde Naturnotwendigkeit lasse sie aus dem Chaos den Kosmos werden. Der Kosmos als geordnetes Weltganze sei ein ästhetischer Anthropomorphismus. „Indem er lebenslang bei dieser Auffassung stehen blieb und ihr den höchsten Wert beilegte, zeigte er sich als echtes Kind einer mehr künstlerisch betrachtenden als wissenschaftlich zergliedernden Kulturperiode."

Die Naturanschauung, die hier Dubois-Reymond mit dem Schlagworte Anthropomorphismus abzutun sucht, und die man auch wohl als die des gesunden Menschenverstandes bezeichnen könnte, hat sich in den seit jener Rede verstrichenen zwei Jahrzehnten nicht nur als die siegreiche, sondern auch als die allein berechtigte erwiesen. Welcher Naturforscher denkt heute noch an eine mathematische Weltformel, wie sie Dubois vorschwebte! Welcher Biologe sucht heute noch der Vererbung, den Problemen der Abstammung mit den Hilfsmitteln der mathematischen Physik beizukommen! In dem Versuche dazu erkennt man ein nur allzumenschliches Verfahren, welches glaubt, weil die Sätze der theoretischen Physik einfach, die Lebenserscheinungen sehr kompliziert sind, es müßten darum die biologischen Wahrheiten sich restlos auf physikalische Sätze zurückführen lassen. Heute kann jener Tadel Humboldts nur als ein hohes, wider Willen gezolltes Lob erscheinen.

So steht es auch mit der Abstammungslehre. In einer Art von Hurrastimmung glaubten manche die Entwicklung von vollkommeneren aus unvollkommeneren Organismen und damit zugleich die in den Organismen hervortretende Zweckmäßigkeit, d. h. die Anpassung der Organisation an die Lebensaufgaben, auf „blinde Mechanik“ zurückführen zu können; so bezeichnete man die Naturzüchtung im Sinne Darwins mit Vorliebe. Wie eine Fata Morgana ist dies Trugbild zerronnen, und wenn einzelne, wie Ziegler, daran festhalten, so kann ich dies nur darauf zurückführen, daß sie der Kritik, die an Darwins Selektionslehre inzwischen geübt worden ist, vorsichtig aus dem Wege gehen. Es würde hier viel zu weit führen, wollte ich auf die bezüglichen kritischen Arbeiten Albert Wigands, Karl Nägelis, Eduard von Hartmanns, Gustav Wolffs und vieler anderer eingehen; ich beschränke mich auf einige Stimmen aus allerneuester Zeit, wohin schon die Vorträge von de Vries und Koken zu rechnen sind, von denen der eine der Selektion für die Bildung neuer Arten gar keinen, der andere ihr nur einen sehr beschränkten Einfluß zugesteht. Von besonderem Gewicht erscheint mir die letzte Aeußerung Eduard Strasburgers (in Jahrb. für wissensch. Botanik 1902, S. 518 ff.) zu sein, eines hervorragenden Botanikers, der früher ganz auf dem Standpunkte des Darwinismus stand, während er heute, unter Aufrechterhaltung der Deszendenzlehre, sich völlig anders darüber äußert. Er stimmt de Vries bei, daß die Speziesbildung in der Mutation ihren Ausgangspunkt finde, während die Anpassung nicht durch Selektion, sondern nach dem von Nägeli aufgestellten Prinzip der „direkten Bewirkung“ sich vollziehe, d. h. daß der Einfluß der Außenwelt unmittelbar umgestaltend auf Tiere und Pflanzen einwirkt. Die durch Mutation entstandenen Neubildungen „haben nur innere, durch den Entwicklungsgang der organischen Welt bestimmte, von den Einflüssen der Außenwelt unabhängige Ursachen“. Der natürlichen Zuchtwahl scheine im Entwicklungsgang der Organismen vornehmlich nur die Aufgabe zuzufallen, aus dem, was Mutation und direkte Bewirkung schaffen, das Minderwertige zu beseitigen. — Dies ist ein Bekenntnis, wie es heute wohl in den weitesten Kreisen der Botaniker Zustimmung finden dürfte.

Um hierneben das Urteil eines Tierphysiologen zu stellen, nenne ich einen lesenswerten Aufsatz von Max Kassowitz: „Die Krisis des Darwinismus“ in der „Zukunft“ vom 15. Februar 1902. Der Verfasser geht mit der Selektionslehre scharf ins Gericht. Es sei klar, daß man durch eine falsche Analogie sich habe täuschen lassen, denn in der freien Natur verliefen die Dinge ganz anders als unter der Hand eines planmäßig vorgehenden Züchters. Es sei „für Haeckel“ der Kampf ums Dasein der züchtende Gott, der ohne Absicht neue Formen hervorbringe. In Wirklichkeit sei aber dieser Kampf ums Dasein nichts anderes als ein recht nebuloser und schwankender Begriff. Er könne unmöglich zur Ausbildung neuer Anpassungen geführt haben, denn die siegreiche Rasse mußte schon im Besitz der vorteilhaften Eigenschaften sein, wenn sie ihr zum Siege verhelfen sollten. Vor allem aber könnten die Anfänge der

Abänderung und deren kleine Fortschritte unmöglich über Leben und Tod entschieden haben. So sei denn alles, was Darwin der Entwicklungslehre Lamarcks hinzugefügt habe, vollkommen unhaltbar. Kassowitz schließt mit folgenden Worten:

„Durch die populären Schlagwörter vom Kampf ums Dasein und dem Überleben des Passendsten wurde das Kausalitätsbedürfnis scheinbar befriedigt, und durch die Aufgabe, die man der ‚Naturzüchtung‘ überwies, der Neigung der meisten Menschen, schwer verständliche mechanische Vorgänge durch personifizierte Kräfte vollziehen zu lassen, in vorzüglicher Weise Rechnung getragen. Daß man dabei die Schaffung der zweckmäßig erscheinenden Einrichtungen in der organischen Welt mit Darwin der personifizierten Schöpfungskraft aus der Hand genommen hatte, um sie einem anderen anthropomorphischen Begriffe, nämlich der Naturzüchtung zu überantworten, wurde nur wenigen klar; und wenn diese wenigen sich erkühnten, auf diesen Rollenwechsel und auf die unmöglichen Voraussetzungen der ‚natürlichen‘ Zuchtwahl hinzuweisen, wurde ihre Stimme vom Enthusiasmus der Menge übertönt.“ —

In der Tat, der krasseste aller „Anthropomorphismen“ würde es sein, wollte man mit Dubois-Reymond es als Ziel hinstellen, die unendlich reiche und mannigfaltige Gestaltenwelt des Tier- und Pflanzenreiches in ihrer bewunderungswürdigen Gliederung durch mathematisch-physikalische Formeln zu erklären!

Daß im Kampfe ums Dasein unzweckmäßige Abänderungen der Organismen untergehen werden, sobald jene Unzweckmäßigkeit einen so hohen Grad erreicht, daß sie verderblich wirkt, erscheint ohne weiteres einleuchtend. Daß aber dadurch, weil die besser angepaßten Abänderungen der Arten am Leben blieben und zur Fortpflanzung gelangten, eine Steigerung der Vollkommenheit der Organisation hervorgebracht werden könne, wie sie in der heutigen Flora und Fauna gipfelt, ist ein Fehlschluß, der vermeint, der Zufall könne dasselbe leisten, wie die Intelligenz eines zielbewußten Züchters. Gerade darum entbehrt die züchtende Auslese durch den Menschen der Analogie mit dem Untergange des Unbrauchbaren in der Natur. Selektion kann nur unter Mitwirkung von Intelligenz etwas Positives zuwege bringen; darum ist sie schon auf das Pflanzenreich nicht übertragbar.

Immerhin bilden die Erscheinungen der Anpassung eins der wichtigsten Probleme der Biologie; von seiner Lösung sind wir indessen noch sehr weit entfernt. Auch Nägelis Prinzip der „direkten“ Bewirkung bringt uns darin nicht weiter, es handelt sich hierbei keineswegs um den unmittelbaren Einfluß der Umgebung auf eine plastische Masse, den Organismus, sondern der Organismus reagiert in sehr eigenartiger Weise auf die von der Umgebung ausgeübten Reize. Einen der wichtigsten neueren Beiträge zur Anpassungslehre bringt eine Arbeit des Jesuitenpaters Wasmann im Biologischen Zentralblatt von 1901 über die Umbildung der Rassen gewisser Käfer, bei denen in der Tat Naturauslese eine Rolle in positivem Sinne zu spielen scheint.

Bemerkenswert erscheint die geringe Anpassungsfähigkeit gerade des Menschen, als ob diese im umgekehrten Verhältnisse zur Lernfähigkeit, also zur Intelligenz stünde. Wirft man einen Hund oder ein Pferd, also echte Landtiere, ins Wasser, so können sie gleich das erste Mal schwimmen, sie wissen sich dem ungewohnten Elemente anzupassen; ein Mensch ginge dabei unfehlbar zu Grunde, nur bei Ausbietung seiner Intelligenz und Überlegung kann er das Schwimmen erlernen. Oft habe ich mir die Frage vorgelegt, ob wohl die Anpassung musikalischer Menschen an die Welt der Töne ursprünglich Gemeingut aller Menschen war und ob sie den unmusikalischen durch Verkümmerung einer Geschlechtsfolge verloren gegangen ist; oder ob in einer unmusikalischen Familie durch Mutation plötzlich musikalische Anpassung entstehen kann. An eine direkte Wirkung der Musik kann hierbei nicht gedacht werden, und darum ist dies Beispiel wertvoll für die Kritik jenes Prinzips der „direkten Bewirkung" von Anpassungen.

Wenn wir aber von der Naturzüchtung und den Anpassungen einmal ganz absehen, so drängt sich uns die Frage auf: was bleibt denn eigentlich von der Abstammungslehre Wertvolles bestehen? Sind wir heute im wesentlichen weiter als zur Zeit Lamarcks, der die Blutsverwandtschaft der Organismen und den Ursprung der Arten auseinander als allgemeines Prinzip verkündigte?

Wenn wir den Nachdruck legen auf die große Meinungsverschiedenheit der Biologen auf diesem Gebiete, so werden wir jene Frage kaum bejahen mögen. Grundsätzlich freilich ist die überwältigende Mehrzahl der Botaniker und Zoologen Anhänger der Deszendenztheorie; aber wie verschieden malen sich schon die Grundlagen derselben in den Köpfen der einzelnen! So geht z. B. Darwin davon aus, daß im Anfang einige wenige, vielleicht nur eine einzige Urform geschaffen seien, aus denen sich die ganze Tier- und Pflanzenwelt entwickelt habe. Den extremen Gegensatz dazu vertritt Nägeli, dessen metaphysischen Voraussetzungen die Annahme einer Schöpfung widerstrebt, an deren Stelle er die Urzeugung setzt, indem er jenen Voraussetzungen zuliebe alle Schwierigkeiten und Bedenken, die einer spontanen Urzeugung entgegenstehen, geflissentlich ignoriert. Aber Nägeli scheint es undenkbar und unmöglich, daß die Urzeugung nur einmal in grauer Vorzeit durch Zufall geschehen sei, nach ihm vollzieht sich die Entstehung einfachster Organismen aus unorganischem Material mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes zu allen Zeiten, folglich auch in der Gegenwart; und wenn wir sie nicht wahrnehmen, so liegt das an uns. Nach ihm sind daher die einfachsten Pflanzen und Tiere der Gegenwart nicht Reste der ältesten Typen, sondern die jüngsten Gebilde, die Aussicht haben, es in der Zukunft noch einmal recht weit zu bringen. Damit ist die Blutsverwandtschaft und Stammesgemeinschaft des ganzen Reiches der Organismen preisgegeben, und sie kann nur für engere Kreise Gültigkeit besitzen; da man die Zahl dieser engeren Kreise indes beliebig groß setzen kann,

so steht bei Annahme der Nägelischen Prinzipien nichts im Wege, jeden Verwandtschaftskreis auf den Umfang einer Art zu beschränken. Dann hätten die heute lebenden Arten der Wirbeltiere, Blütenpflanzen u. s. w. wohl im Laufe der Zeit eine lange phylogenetische Stufenleiter durchlaufen, wie sie dieselbe in der embryonalen Entwicklung des Individuums in kurzer Zeit durchmachen; allein die Urzelle des Hasen könnte sehr wohl aus anderer unorganischer Masse entstanden sein, als die Urzelle des Kaninchens.

Jedenfalls ergibt schon die Gegenüberstellung der Ansichten Darwins und Nägelis zur Evidenz, daß die Abstammungslehre ein spekulatives Prinzip ist, und daß, wenn wir es auch als Axiom unserer Naturauffassung zu Grunde legen, es doch eine sehr verschiedene Interpretation zuläßt. Das Descendenzprinzip in eine Linie zu stellen mit den umfassenden Gesetzen der Physik und Chemie, die jederzeit eine empirische Bestätigung ermöglichen, ist daher ganz unzulässig. Es wird immer der eine Biologe geneigt sein, sich den Verlauf der Entwicklung auf die eine Weise, der andere ihn auf eine andere Weise sich vorzustellen. Die Willkür der Phantasie bleibt hierbei ein nicht auszuschaltender Faktor. Jedem einzelnen erscheinen die sich ergebenden Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten in einem etwas anderen Lichte; aber der vorurteilslosen Betrachtung wird es in keinem Falle an Zweifeln fehlen. Wir werden auf diesem Gebiete immer viel leichter zum Glauben als zum Wissen gelangen. Denn die Pforten der Vergangenheit können wir der Erfahrung nicht erschließen; die Paläontologie zeigt uns nur einige Ritzen in jenen Pforten, durch die wir einiges wenige erblicken wie neugierige Kinder durch die Ritzen in der Türe der Weihnachtsstube, und dies wenige läßt sich dahin zusammenfassen, daß es Tier- und Pflanzengeschlechter in ungeheurer Zahl und schier endloser Folge gegeben hat, die heute ausgestorben sind, und daß Ähnlichkeiten zwischen früheren und späteren Typen vorkommen, wie sie auch zwischen heute lebenden bestehen. Aber während die Kinder hoffen dürfen, in Bälde die ganze Herrlichkeit der Weihnachtsstube zu schauen, ist der Naturforschung eine solche Hoffnung nicht gegeben. Am verschlossenen Tor der Vergangenheit unseres Erdballs lagert eine Sphinx, die uns lächelnd so viele Rätsel aufgibt, wie wir zu hören wünschen, deren Lächeln aber von Dauer ist, weil wir ihre Rätsel nicht lösen können, denn die Urformen des Lebens sind in den krystallinischen Schiefern zur Unkenntlichkeit ausgetilgt; das ist eine betrübende Tatsache, über die wir nicht hinaus kommen. Aber auch die späteren Reste von Pflanzen und Tieren, so interessant sie sind und so dankbar wir den Paläontologen für ihre Ermittlung sein müssen, sind so lose Bruchstücke einer Erzählung, daß wir der immer subjektiv bleibenden Konjektur bedürfen, um sie mit einiger Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang bringen zu können. Auf die wichtigste phylogenetische Frage, auf die Frage nach der Abstammung des Menschen, bleibt uns die Paläontologie die Antwort schuldig. Ich wenigstens bin nicht bescheiden genug in meinen Ansprüchen an eine wissenschaftliche Beweisführung, um mich durch

den Fund von ein paar abgeplatteten Schädeldecken befriedigt, beziehungsweise überzeugt zu erklären. Will man auf Kritik und Selbstkritik zu Gunsten metaphysischer Wünsche verzichten, so kann man freilich alles aus allem konstruieren.

Die Wissenschaft verfolgt das Ziel, von einem Gebiete alles zu wissen, was Menschen davon erfahren können, darum kann im Vorstehenden keine Herabsetzung des Wertes der Paläontologie erblickt werden. Und auch der Deszendenztheorie, soweit sie Illusion bleibt, wird stets die größte wissenschaftliche Bedeutung zuerkannt werden müssen als wichtiger Impuls zur Belebung der biologischen Forschung und philosophischer Naturbetrachtung. Die in ihr verkörperte allgemeine Idee, das Entwicklungsprinzip, wird schwerlich wieder aus der Wissenschaft verschwinden, auch wenn in der Handhabung desselben niemals eine Einigung erzielt werden sollte. Wir müssen uns hier bescheiden, die Unvollkommenheit menschlichen Wissens ertragen lernen. Ist doch auch die Geschichte der Urbewohner Nordeuropas trotz aller aus der Steinzeit auf uns gekommener Waffen und Geräte ein deduktiv unlösbares und empirisch erst recht unlösbares Problem; an den spärlichen, unzureichenden Offenbarungen des gegebenen Materials müssen wir uns genügen lassen. So sollen wir auch von der Abstammungslehre nicht mehr verlangen, als sie leisten kann.



# Mit dem Pflüger wach und auf.

Von

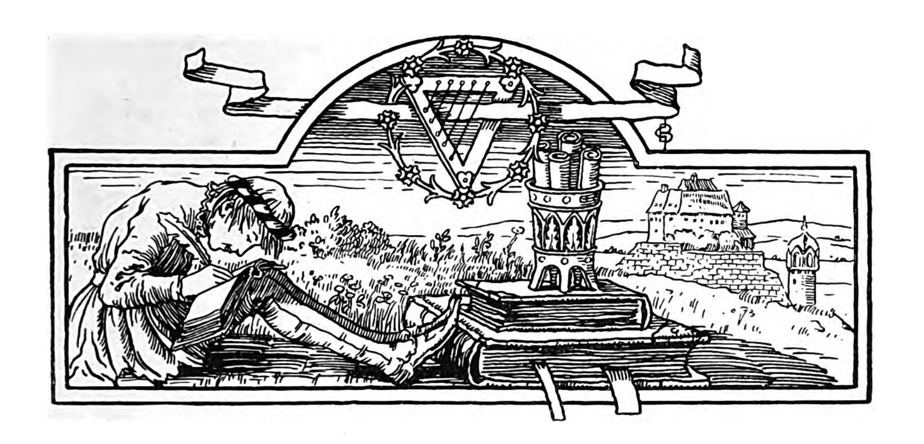
Casimir Ulrich Böhlendorff.

Mit dem Pflüger wach und auf,
Walle weiter, talhinauf,
Walle, Pilger, schau den Pflug,
Schau der tiefen Furchen Zug!
Grabe dich mit Tränen ein,
Endlich wird's ein Grablied sein!

Kämpfe denn nach deiner Pflicht,
Bis der Wanderstab zerbricht,
Der dich so viel Jahre trug,
Der dir keine Wunden schlug;
Bis dich einst der Morgen grüßt,
Wenn du alle Schuld gebüßt.

Singt denn, wenn die Knospe blüht,
Lerchen, mir ein Morgenlied,
Der bei eurem süßen Schlag
Oft verseufzte seinen Tag,
Öfter auf den Bergen stand,
Grünen Stab in seiner Hand!





# Ein Unbedingter.

## Erzählung von Timm Kröger.

Im Norden unseres Landes, wo die Hochebene des Mittelrückens anfängt, sich wellenartig nach der Eiderniederung abzudachen, liegt das Kirchdorf S. — ein alter Ort. Und der Ruhm historischer Ehrwürdigkeit ruht, wie Kellerstaub am Flaschenhals alter feiner Weine, auf seinem verwitterten Turm.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir es mit dem altberühmten Scanafeld zu tun haben, wo — nach Adam von Bremen — die alten Holceten („so an den Hölzungen wohnen") ihre erste Kirche erbaut hatten. Und ferner, auch das deutet Adam an, und ein dunkles Gefühl lebt davon noch im Volke: der Friedhof des Kirchspiels ist vor Einführung des Christentums eine heidnische Opferstätte gewesen.

Meine Heimat gehörte zum Kirchspiel. Wir waren zwar Kirchspielskinder von S., wohnten aber nicht dort, wir fuhren dorthin nur „to Kark un to Mark". —

Eine solche Fahrt war bei den schlechten Wegen keine Kleinigkeit.

In der ersten Stunde kamen wir nicht viel weiter als bis zum Nachbardorf, in der ersten Hälfte der zweiten ging es durch prächtigen Wald; dann fuhr man sachte den sogenannten „Vierth" hinan.

Schon lange hatte sich der braune Heiderücken als breit ausladende Landschaftswelle vor unserm Auge aufgerollt. Es war die erste Bodenerhebung, die ich überhaupt sah. Und er hat groß und gewaltig auf mich gewirkt — der Vierth.

Schaukelte unser Wagen über den Kamm dahin, dann sahen wir die Dächer von S.: den Kapuzinerberg mit der ragenden, im Winde rüstig mahlenden holländischen Mühle, mit dem leuchtenden Ziegeldach des Müllerhauses, die mächtige Kirche und ihre Linden, hoch am Bachufer, und vor allen Dingen den herausfordernden gelben Hahn auf der Turmspitze.

„Br!" — sagte der Vater. Die Luft war hell und klar und rein, der Vater hielt auf der höchsten Stelle an. Die Pferde mochten sich verschnaufen, wir aber sollten das Landschaftsbild genießen.

Es lohnte sich wirklich. Der Friede stand in Person auf dem Pulser Vierth und lächelte und zeigte hinab — das Glück lugte über die graue, hinter dem alten Heidenort sich erhebende Wolkenbank und lachte auch.

„Br!" wiederholte der Vater und straffte die Zügel.

„Das geht euch nichts an," verständigte er die unruhig aufhorchenden Rosse, als der Peitschenstiel von rechts nach links und von links nach rechts über ihre Leiber daherschwankte. — Die Pferde ging das nichts an, der Peitschenstiel war in dem Augenblick nur der verlängerte Zeigefinger für die Geographie der Geschichte des Unbedingten, die mein Vater zum Besten gab.

Er erzählte sie mit all dem Wunderbaren, wie sie sich zugetragen hat, oder doch im Volke für wahr gehalten wird. Aber für die Richtigkeit aufstehen kann ich nicht.

* * *

Seitdem die Geschichte des Unbedingten passiert ist, ist eine lange Zeit vergangen. Zweimal, vielleicht dreimal sind die alten Familienhöfe des Kirchspiels in den Kontraktenbüchern und im Schuld- und Pfandprotokoll, zuletzt im Grundbuch von Vater auf Sohn umgeschrieben worden. Die Menschen, die es mit erlebt haben, schlafen wohl alle im Föhrenschaft. Eine neue Folge von Leichen und Särgen ist zu den alten, inzwischen zu Staub und Erde gewandelten ins satte, gelbe Erdreich, in die alte blutgetränkte Opferstätte des Kirchhofs gesenkt worden. Ja, es ist lange her.

## Erstes Kapitel.

Auf dem Kapuzinerberg hat in ganz alter Zeit ein Kloster gestanden; zur Zeit unsrer Erzählung wohnte dort der Besitzer eines

großen Hofes, zu dem auch die mit einträglichen Zwangs- und Bannrechten versehene Mühle gehörte. Die Müllerei hatte er nicht gelernt, er betrieb sie durch Gesellen. Wenn er hiernach auch Müller im eigentlichen Sinn nicht war, so wurde er in S. doch so genannt; wir wollen es in dieser Geschichte ebenso verhalten.

Der Müller war ein lateinischer Bauer, das heißt ein halbwegs gebildeter Mann mit halbwegs städtischen Gewohnheiten. Er hielt sich auch für was Besseres als die Bauern im Dorf und suchte Anschluß an vornehme Leute. Den Organisten und den Kirchspielschreiber hatte er, aber die rechnete er eigentlich nicht. Ihm kam es auf den Kirchspielvogt und auf den Pastor an.

Der Kirchspielvogt, nach der damaligen staatlichen Ordnung der Dinge Inhaber der allgemeinen Staatsverwaltung und der niederen Justiz, war in seinem Juristenhochmut für die Annäherungsversuche des Müllers ein untaugliches Objekt. Aber bei dem Pastor, da gelang es; da war es von vorneherein gelungen. Der zu Beginn unsrer Erzählung das Amt versehende Seelsorger hatte bereits ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Amtsvorgänger vorgefunden, er hatte es gern in Anrechnung auf die vierundzwanzig Himpten Roggen und vier Himpten Buchweizen, die die Mühle nebst acht Gänsen an das Pastorat zu leisten hatte, übernommen. Er hatte seinen Augen, seinem Kinn und seinen Mundwinkeln eine nach unten gehende Richtung gegeben. Da nun der Müller ein angesehener Mann in seiner Gemeinde war, da er fleißig zur Kirche ging, sich auch sonst bei kirchlichen Handlungen mit Andacht beteiligte, da er ein frommes Gesicht hatte, und da es ihm gelungen war, die Linien in diesem Gesicht nach dem Muster des Kirchenherrn abwärts zu ziehen, so stieg er zum Range eines „Kirchenjuraten“, was der Sache nach einen Kirchenältesten bedeutete, auf.

Es gab aber auch etwas her, wenn der Müller zur Kirche ging. Er stand in der Mitte der fünfziger Jahre, er hatte graues, volles Haar, die Hautfarbe war falb, das Gesicht selbst aber wohlgenährt und regelmäßig. Augen und Mundwinkeln hatten die beschriebene Richtung. Mit weißem Hemdkragen und schwarzem Rock, in einem Anzuge, der immer glatt und reinlich und gebürstet und neu aussah, das alte Familiengesangbuch mit schwerem Silberbeschlag und Goldschnitt in frommen Händen oder unter demütigem Arm, so betrat er das Gotteshaus.

## Zweites Kapitel.

Der Geistliche hatte die Seelen seiner Scanafelder etwa ein Dutzend Jahre geweidet, da beförderte ihn das Konsistorium nach der Stadt.

Der Pastor war mitten im Umzug und packte, er stand inmitten seiner Kisten und Kasten, da erhielt er den Besuch des Juraten. — Der Jurat wünschte zum Abschied noch ein vertrauliches Gespräch über einen Gegenstand, der ihm nahe ging. Er wollte wissen, was eigentlich mit seinem Franz anzufangen sei.

Mit seinem Franz stand es nämlich nicht so, wie zu wünschen gewesen wäre. — Franz war ein eigentümlicher Mensch.

Seine Seele hatte so viele Seiten, daß man ihn kaum wieder erkannte, je nachdem die eine oder die andere Seite hervortrat. Er tummelte sich gern auf wilden Pferden und hockte ebenso gern, Bibel lesend, in der Stube. Die einen hielten ihn für schüchtern und verschüchtert, die andern für frech und verwegen, die für gutmütig und gefällig, frei und offen, und die für boshaft und gefährlich und hinterhältig. Die einen lobten seine gefällige, ruhige Bescheidenheit, die andern tadelten seinen finstern, brütenden Ernst, Menschenscheu und Vergnügungssucht — es gab fast keine Eigenschaft, die nicht mal den hervorstechenden Zug seines Wesens ausgemacht zu haben schien. Er rannte, wie hinter Scheuklappen, nicht neben sich, nicht um sich, nur vor sich sehend, seine Straße daher.

Wie über seinen Charakter, so gingen die Meinungen auch über seine geistigen Fähigkeiten weit auseinander. Franz war in einzelnen Sachen ein seltenes Talent, in andern dagegen hoffnungslos vernagelt. In Dingen dieser Welt ein Naiver, ein Kindskopf, der aller Erziehungsversuche spottete, hatte er bei seiner Unbildung eine geradezu erstaunliche Fähigkeit, sich im Gehege seines Gedankenganges gut und eindringlich auszusprechen. — Er hat das Zeug zu einem Wüstenprediger — sagte der Schulmeister.

Religiöse Fragen gingen ihm ans Herz, Gott und Gottes Beziehungen zu uns machten die schläfrig hinstarrenden Augen dieses Grüblers aufleuchten. Aber auch hier rannte er mit Scheuklappen den ihm gewiesenen Weg. Zu versuchen, über den Zaun zu sehen, den die Kirche gezogen hat — nichts lag ihm ferner, als das. Seiner hohen, engen Stirn fehlte die breite, gewölbte Form. Die Bilder und die Sprache der Bibel waren ihm geläufig, er hatte einen schier

elementaren Drang, in ihren Wendungen seine Gedanken rednerisch zu entwickeln. Er konnte es auch, wenn er sich das Recht zuschrieb, hervorzutreten. Zweifelte er aber an diesem Recht, so klangen seine Versuche in verunglücktem Stottern aus.

Der Pastor hatte sich Mühe gegeben, ihn in Latein und Griechisch, in den freien Wissenschaften zu unterrichten. Es sollte nämlich ein Theologe aus ihm werden. Aber nach zwei Jahren war Franz als hoffnungslos aufgegeben. Sein Interesse und seine Begabung waren zu ungleich.

Der Entwickelung dieses Sohnes sah der Alte mit einer gewissen Unruhe zu, um so mehr, als noch ein Umstand hinzukam, der dem Pastor nicht bekannt geworden war: Franz hegte gegen seinen Vater eine tiefe Abneigung.

Der Kirchenjurat rauchte mit seinem Pastor, auf Kisten sitzend, zusammen eine Zigarre, nahm auch noch eine Wegzigarre mit, aber just nicht viel Beruhigung. Wenn er es recht überlegte, so war er, vom Rathaus kommend, ebenso klug, wie er dahin gegangen war.

„Ihr Franz", hatte der Pastor gesagt, „ist ein guter und doch ein gefährlicher Mensch. — Er ist nämlich ein ‚Unbedingter'. — Unbedingt nenne ich die, die das, was sie für recht und sittlich halten, ausführen, ohne durch Nebenrücksichten gehemmt zu sein. Ich meine: ohne durch das uns Menschen sonst bindende Abhängigkeitsgefühl von dem, was allgemein anerkannt ist, beirrt zu werden, und ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß man fehlen könne. Ein ausgeprägtes Rechtsgefühl, begeisterte Verehrung des Rechts, das ist der Seeleninhalt solcher Menschen und der Ausgangspunkt ihrer Handlungen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen, lieber Freund."

„Ich glaube, daß ich verstehe," hatte der Müller eingeworfen.

„Gefährlich können diese Verehrer des Rechtes werden," — so lauteten die weiteren Auseinandersetzungen des Seelenhirten — „weil sie das, was sie selbst für recht halten, für etwas unter allen Umständen Feststehendes ansehen. Die Fähigkeit der Selbstkritik, die Auffassung für den Widerstreit entgegenstehender Rechte geht ihnen ab.

„Ihr Franz ist einer Sprengmine zu vergleichen. Sie ist dazu bestimmt, nützliche Bauarbeit zu leisten, und wird es tun, wenn sie am rechten Ort und zur rechten Zeit zur Entladung gebracht wird. Sie kann aber auch unzeitig losgehen und Unglück anrichten. Ihn recht zu leiten, dazu gehören ein wachsames Auge und eine liebevolle Hand. Lassen Sie's daran nicht fehlen, lieber Freund. Und achten

Sie, daß kein unzeitiger Funke die ganze rücksichtslose Kraft dieser jungen Seele zur Explosion bringt."

## Drittes Kapitel.

Der alte Pastor war weg; es war ein neuer gekommen, ein gemütlicher, jovialer Mann, der nichts von Franz wußte, aber das Wohlwollen, das zwischen der Mühle und der Kirche herrschte, als ein gutes, geistiges Kirchinventar fröhlich verbuchte.

Da erkrankte die sogenannte gute Mutter Marieken, des Müllers und Kirchenjuraten Frau zweiter Ehe, ganz plötzlich. Sie hatte es im Leib und schrie, daß man es über den Weg hörte. — „Es ist das Reißen," sagte der alte Müller, „es ist ihr auf die Gedärme geschlagen, das wird sich bald geben. Macht nur kalte Umschläge!"

Man machte kalte Umschläge; mit der Krankheit war es aber am zweiten Tage schlimmer als je. — „Ich nehme den Braunen, Vater," sagte Franz, „und reite zum Doktor." — Aber der Vater wollte es nicht haben. — Das sei nicht nötig. Er vertraue auf Gottes Hilfe.

„Wir wollen's mit warmem Verband versuchen," befahl er den Mädchen.

Mutter Marieken schrie und jammerte noch einige Tage und war dann — tot.

Als tiefgebeugter Witwer folgte der Alte dem Sarge seiner guten Frau. — Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden, predigte der Pastor und warf die erste Schaufel Erde auf den Sarg. Der Müller brach in Tränen aus, verlor ganz seine Fassung und erlangte sie bis zum Schluß der feierlichen Handlung nicht wieder.

„Hat der Müller Kirchenjurat doch ein prächtiges Herz," sagte der neue Geistliche abends zu seiner Frau, „diese warmherzige Empfindung, diese freie Gottesliebe und diese tiefe Gottesfurcht!"

So war es wirklich. — Kein anderer sah so würdig und fromm aus, wie der Müller in der Kirche. Niemand stand so aufrecht vor seinem Gott, und niemand verbeugte sich so tief und zerknirscht vor seiner Größe.

Wenn der Pastor den Segen über die Gemeinde sprach:

> .... und erhebe Sein Angesicht über dir und gebe dir Seinen Frieden! ....

dann bog sich des Kirchenjuraten geschmeidiger langer Hals wie eine Weide.

Das alles sah Franz in neidloser Bewunderung. Er stand in der Kirche ernst und brütend, wie immer, und sah in seine Mütze, als ob er überlege, ob sie ein neues Futter verdiene, oder ob es auch ohne Futter und gar mit einem zerrissenen gehe. Verbeugen konnte er sich nicht, dazu hatte er zu viel Mehlsäcke auf seinen Schultern getragen, dazu trug er zu schwer an dem Rätsel seines Seins.

Mutter Mariekens Grab wurde zugeschaufelt, und ein Stein mit dem Spruch: „Ruhe sanft!" darauf gesetzt. Der Totengräber, dem der Alte die Instandhaltung des Grabes übertrug, pflanzte Schneeglöckchen darauf.

Nach einiger Zeit fingen die Blumen an zu blühen, der Frühling kam. Ein lauer Wind setzte die Mühlenflügel auf dem Kapuzinerberg in rasche Bewegung. Und das war gut, denn es gab viel zu tun. Die Furchen der Mühlenkoppel waren noch ziemlich naß, der Frühling sollte sie trocken machen. Und auch dabei half der Wind.

Franz knickte die Weidenbüsche ab. Überall hing es voller weicher Kätzchen.

Auch in diese grüblerische Seele fiel eine Ahnung von dem Glück eines warmen Sonnenstrahls. Er fühlte, daß der Frühling doch noch etwas anderes bedeute, als Wiederbeginn der schweren Ackerarbeit und Ende der verhältnismäßig faulen Winterrast. Er lag am Wall, warm in der Sonne, und vesperte. Da hörte er neben sich, auf der andern Seite des Knicks im Weg nach Christinental zu, Schritte; sie kamen, wie es schien, von zwei Seiten, er hörte Tagesgruß und ein Gespräch: Jürn Schütze und Krischan Rebenstorf hatten sich getroffen.

Jürn Schütze und Krischan Rebenstorf waren Nachbarn und Landleute aus dem Ort. In der Mühle sah man sie nicht öfter, als nötig war. Die Freundschaft mit dem Müller schien so gar arg nicht zu sein, und Kirchengänger, so wie der Jurat es war, waren sie auch nicht. Franz kannte sie aber an ihren Stimmen; auf dem Dorfe wird ja ungefähr jedermann an seiner Stimme erkannt. Er spitzte das Ohr, als er hörte, daß man von seinem Vater sprach.

„Marieken ist nun ja auch tot," sagte der eine. — „Ja, die ist damit durch," so der andere. — „Soll ‚hellisch' ausgehalten haben," erwiderte es. — „Man hat sie über'm Weg gehört!" — „Was hat ihr wohl gefehlt?" — Franz verstand nicht die Antwort. — „Merkwürdig," begann der Sprecher wieder, „just so wie bei Lisette Schünemann."

Dem Lauscher pochten alle Pulse.

Lisette Schünemann war seine verstorbene, rechte, von ihm über alles geliebte Mutter.

Längere Pause.

„Sie haben wohl ein Testament gemacht?"

„Du meinst, der Alte und Marieken?" — „Jawohl!" — „Ha! Ha! ja ... ja ... der Schlauberger! Testament haben sie sicher gemacht. — Das wird in Ordnung sein, so sicher wie zwei mal zwei vier sind. Das war ja auch bei Lisette in Ordnung. Davor wollte er wohl aufpassen."

Franz hinter seinem Knick sah ordentlich die Miene, die Jürn dazu machte.

„Ja, Jürn," sagte der andere, „dann fällt ja all das Geld von der Mohrfamilie an die Mühle?"

Die verstorbene Marieken war eine geborene Mohr, sie hatte vor kurzem ihren reichen Bruder, einen Schlachter Mohr, aus der Stadt beerbt.

„Das tut es," sagte Jürn Schütze.

„Du, Jürn!"

„Was denn?"

„Der Müller muß doch groß Freund an den Tod sein."

„Wie meinst du das?"

„Nun," erklärte Krischan Rebenstorf, „zwei reiche Frauen, jedesmal ein Testament. Und beide tot. Er steht sich wirklich sehr gut mit dem Tod. Erst Lisette und nun Marieken!"

Kurze Pause — dann leises Lachen. — Franz hörte ordentlich aus dem Klang dieses Lachens die Gesichter heraus, die sich auf der andern Seite des Knicks ansahen.

Unserm Franz am Knick im Sonnenschein wurde — er wußte selbst nicht. Es überlief ihn heiß und kalt. Erst war es Wut, aber ... nur ganz kurze Zeit. Dann ganz anders. Ihm fiel so manches ein, was er sich jetzt deutete, und je mehr er an die vergangene Zeit dachte, desto mehr verflog sein Zorn gegen Jürn und Krischan, desto dringender stieg ein entsetzlicher, ein fürchterlicher Verdacht gegen seinen Vater auf.

Des Franzens Mutter war eine Lisette Schünemann aus Bargenfeld gewesen, eine vielbewunderte dunkle, dabei mit Glücksgütern reichlich gesegnete Schönheit. Man hatte dem Vater nachgesagt, daß er noch vor der Heirat darauf bedacht gewesen sei, sich ihr Vermögen für alle Fälle zu sichern. Ob das richtig war, wußte Franz nicht, er

hatte sich niemals um solche Dinge bekümmert, jedenfalls hatte er, Franz, kein Geld bekommen.

Man hatte dem Vater auch nachgesagt, daß er brutal gegen seine Frau gewesen sei. Wo das Gerücht hergekommen, war gleichfalls unbekannt — seine Mutter war viel zu scheu und zu verschlossen gewesen, um sich zu Herzensergießungen herbeizulassen. Die schöne dunkle Frau mit der weißen Hautfarbe, mit dem wunderbaren reichen Haar hatte wie eine Heilige über ihrem Leid geschwebt. Aber er, der Sohn, wußte, daß jener Vorwurf begründet war. Er war Zeuge tätlicher Angriffe des frommen Juraten gewesen. Und seitdem er einmal gesehen hatte, wie sein Vater die Hand gegen die Mutter erhoben, haßte er ihn.

Der Müller hatte überhaupt, wo er sich's herausnehmen durfte, immer eine brutale Figur gemacht. Wie oft hatte Franz es am eigenen Leibe erfahren müssen!

Als er klein war und noch an den Röcken der Mutter hing, hielt Frau Lisette die Hand über ihn. In ihrem Schoß hatte er mit ihren schwarzen Flechten gespielt. Es war das einzige Spiel, woran er sich mit Vergnügen erinnerte. Und dies Gefühl, einmal wenigstens den vollen Strom einer echten uneigennützigen Liebe, der Mutterliebe, empfangen zu haben, ist ihm für immer unverloren geblieben.

Die Liebe zu seiner Mutter, der Haß gegen seinen Vater: das waren die Angelpunkte seines Wesens, die Triebfedern seiner Handlungen. Dabei stand ihm der Haß ebenso hoch, wie die Liebe. Er liebte diesen Haß, wenngleich ihm als Bibelkundigen das vierte Gebot stets vor Augen stand: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden. — Er wollte lieber einem irdischen Wohlergehen, einem langen Leben entsagen, als diesem Haß. Er pflegte diesen Haß, es war ein glühender Haß. — Seine Gefühle gingen überhaupt immer auf das Ganze.

Und nun hörte er von fremden Leuten, wie berechtigt dieser Haß war, ja berechtigter, als er geahnt hatte —. Der Tod seiner Mutter! Noch jetzt kochte es in ihm vor Wut und Schmerz, wenn er daran dachte, wie elend seine Mutter gestorben war.

Die Mutter war gestorben an einer Krankheit, die mit dem letzten Leiden von Mutter Marieken eine fürchterliche Aehnlichkeit hatte. — Es war eine Fehlgeburt voraufgegangen. Die ersten Tage verhältnismäßig wohl, war sie am dritten Tag ganz krank geworden. Gelitten hatte sie mehr, als ein sterbliches Menschenkind ertragen kann.

Drei Tage und drei Nächte lang hatte sie gejammert und geschrien, daß man es im Nachbarhause gehört.

Der nächste Arzt wohnte drei Meilen weit in der nächsten Stadt. — Und der Vater hatte just, wie bei Mutter Marieken, keinen Arzt zuziehen wollen. Das hänge mit dem „Umschlag" zusammen, hatte er gesagt. Ein Doktor könne da nichts nützen, sei auch nicht nötig, es werde sich schon geben. Es war Verband gemacht worden, just wie bei Mutter Marieken, es hatte aber, just wie bei ihr, nichts geholfen, — die schöne Frau Lisette war wie die hausmütterliche Marieken ins Grab gesunken.

Für Franz hatte man mit der Mutter den Rest von Frohsinn, wenn er davon überhaupt etwas besessen, für ihn hatte man mit ihr alles Lebenswerte, für ihn hatte man das Lebensglück auf dem Kirchhof eingeschaufelt.

Je länger er am Wall in der Sonne lag, desto weniger zweifelte er daran, daß sein Vater der Mörder beider Mütter sei. Auch Mutter Marieken hatte schon vor Eingehung der Ehe den Vater testamentarisch oder durch Vertrag zum Erben eingesetzt. Auch diese Ehe war keine friedliche. Einmal, vor der Geburt des Sohnes zweiter Ehe, des kleinen, schwachsinnigen Ede, war der Alte in großer Not gewesen. Denn Mutter Marieken war im Zorn zum Kirchspielvogt gegangen, ihr Testament zu widerrufen. Sie hatte sich nämlich den einseitigen Widerruf auf Rat jenes Beamten vorbehalten.

Das war der Punkt gewesen, wo man den Alten fassen konnte. Wie ruhe- und ratlos war der Vater im grauen Juratenhaar im Hause umhergewandert. Schließlich hatte er seinen Stock genommen, seiner Frau nachzugehen, und nach einer Stunde waren dann auch beide in Eintracht, ohne an dem Erbvertrag etwas geändert zu haben, zurückgekehrt.

An das alles dachte Franz, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

## Viertes Kapitel.

Von der Kirche in Scanafeld geht eine düstere Sage.

Vor hundert und aber hundert Jahren ist es gewesen. — Da ist ein Pastor in S. gewesen .... ein sehr alter Mann. Und er ist „vergessern worden" und hat einmal seine Bibel, nachdem er Beichte gehabt, in der Kirche auf dem Altar liegen lassen. Und hat zu seinem Mädchen gesagt: „Grete," hat er gesagt, „hol doch mal meine

Bibel, sie liegt in der Kirche auf dem Altar." Aber die Grete hat sich gefürchtet. — Denn es ist Herbstzeit gewesen und spät am Abend und sehr dunkel. Aber der Pastor hat gesagt: „Fürchte dich nicht, meine Tochter! Nur die Gottlosen und Spötter und die, die Gott versuchen, haben hierzu im Gotteshause Grund. Du aber bist ein frommes Mädchen. Deshalb sei getrost und tu, wie ich gesagt habe!"

Das hat Heinrich, der als Knecht bei dem Pastor diente, gehört und hat darüber, was der Pastor zu Grete sagte, in seiner Kammer gelacht. Denn er ist ein Spötter gewesen. Und er hat bei sich gedacht: Nun wollen wir doch mal des alten Narren Wort zu Schanden machen. — Und er hat ein Bettlaken genommen und ist der Grete nachgeschlichen.

Und als die Grete eintritt, ist es in der Kirche ganz dunkel, nur die langen, schmalen Fenster sehen wie Gespenster in den finstern Raum. Grete hat Holzpantoffeln an und klappert über die Steinfliesen. Und wie sie den Kirchensteig entlang gehe, klingt jeder Schritt hohl von den Wänden und vom Gewölbe her. Und es ist ihr immer, als wenn jemand ganz leise hinter ihr hergehe. Aber sie sieht sich nicht um. Wohl aber denkt sie an die Worte des Pastors und ist getrost. Und tritt auf die Stufen des Altars und findet das Buch.

Und wendet sich um .... da, .... sieh — o sieh! ....

Da steht ein großes, weißes Gespenst vor ihr. Und das große, weiße Gespenst sagt dumpf und hohl: Grete, du mußt sterben!

Und Grete ist ganz still, aber sie fühlt, wie ihr Blut stockt. Aber sie bewegt die Worte ihres Herrn in ihrem Herzen und ist getrost. — Und macht drei Kreuze und stürzt und läuft, zwischen den Kirchenbänken durch, den breiten Kirchensteig entlang, zur Tür hinaus. Und schlägt die Kirchentür hinter sich zu und dreht den Schlüssel im Schloß um.

So ist der Spötter gefangen worden. — Und der Teufel hat freies Spiel gehabt.

Man hat die halbe Nacht hindurch ein Geheul gehört, so, wie noch niemals in S. gehört worden ist. Das sind die Teufel gewesen. Und dazwischen ein Bitten und Flehen und ein Jammern. — Das ist der Heinrich gewesen, mit dem die höllischen Mächte ihr Spiel getrieben haben. Und es ist so herzzerreißend gewesen, wie man noch nimmer aus menschlichem Munde vernommen hat.

Erst gegen zwei Uhr ist es still geworden. Aber dann hat ein Poltern und Klatschen angefangen, wie wenn ein Mensch an die Wand geworfen wird, und das hat gedauert bis zum ersten Hahnenschrei.

Der Wächter hat alles gehört. Er hat ein Vaterunser über das andere gebetet, er hat gezittert und gebebt, aber in die Kirche zu gehen hat er kein Herz gehabt.

Morgens hat man den Unglücklichen gefunden — tot — mit offenem Leib, die Gedärme über die Kirchenbänke gesponnen. — Und an der weißen Wand ein großer Blutfleck.

Hundertmal hat man den Fleck abgekratzt, hundertmal den Mörtel, die vorgemauerten Ziegelsteine und schließlich gar die Feldsteine der in ihrem Grundstock aus Findlingen bestehenden Kirchenmauer weggeschlagen, hundertmal haben neuer Kalk und neue Steine die Stelle bedeckt, und hundertmal ist das Blut des armen Sünders wieder zum Vorschein gekommen.

An dies Blut dachte Franz, als er am nächsten Sonntag zusammen mit seinem Vater die Kirche besuchte.

* * *

Sie saßen auf der ersten Bank. Denn dort war der zur Mühle gehörige Kirchenstuhl. Gleich links sah man einen gemarterten blutbefleckten Christus am Kreuz und daneben die Stelle, wo der Blutfleck des armen Heinrich zu sehen sein sollte.

Franz hatte schon früher die Wände gelegentlich abgesucht und nichts gefunden. Heute sah er .... ja er sah wirklich .... lange, krause, rote Spritzfiguren an der weißen Wand.

Der Pastor und die Kirche kamen in eine wiegende Bewegung. Die blutigen Streifen an der Wand ordneten sich, sie rundeten sich, sie wurden zu Zeichen, die zu lesen waren. Ein Finger, ein langer Frauenfinger kam und schrieb.

Der Finger schrieb ein einziges Wort, aber das stand rot und blutig an der weißen Wand.

Rache! schrieb der lange, weiße — ach, er kannte diesen Finger. — Rache, schrieb der weiße Frauenfinger rot auf weißer Wand.

## Fünftes Kapitel.

Franz ging wie im Traum aus der Kirche und ging auch all die Tage träumend und brütend umher.

Er sah die Gestalten der Mütter an seinem Lager. — Dein Vater ist durstig, sagte seine für und für mit allem Liebreiz geschmückte Mutter. Sie reichte ihm einen Becher. — Dein Vater ist durstig, gib ihm zu trinken. Er hat mir auch gegeben. Und im Hintergrunde stand das gute Mütterchen Marieken mit ihrem hauswirtschaftlichen

Essenkochen- und Einmachegesicht und ermunterte: Ja, tu das, Franz, er hat uns auch gegeben.

Wilder und mystischer wurden seine Träume.

Er stand auf einer weiten Heide. Er wußte, es war der Vierth, aber die Heide war viel größer und rauher und anders als der Vierth. Ringsherum Grabhügel und am dunkeln Horizont wallende Nebelleiber ungesühnt dahin Gemordeter.

Und der Himmel wurde dunkel und die Erde liebeleer. In dem schwarzen liebeleeren Himmel leuchtete nur ein einziger Stern. Und dieser einzige Stern war ein Irrstern. Und der Schweif war lang und gebogen.

Und siehe!

Es erhob sich eine Stimme, eine große Stimme, eine starke Stimme. Die erfüllte den Weltenraum und den Vierth vom Aufgang bis zum Niedergang.

„Dein Herz fragt, weshalb die Erde so dunkel und der Himmel so liebeleer? — Es ist das Geschrei von schwarzen Taten und der Haß, den solche Taten erzeugen. Deshalb ist der Himmel dunkel, und die Erde liebeleer. Und der schwefelgelbe Stern ist an den schwarzen Himmel gesetzt, dir den Weg zu weisen. — Sieh hin! Er hat die Form des Schwertes. Und das Schwert ist das des Rächers. Sieh hin! Es ist ein Becher und der Becher hat einen gebogenen Griff. Mit dem kann man Erquickungen reichen, aber auch einen marter- vollen Tod. Hast du verstanden?"

„Ich habe verstanden," sagte Franz und — erwachte.

Franz war ganz verstört, als er wach geworden war. Es war nicht mehr zu deuteln und mißzuverstehen. Seine Mutter war schändlich gemordet worden, sein Vater war der Mörder, und er war der vom Himmel bestimmte Rächer.

Er zündete Licht an.

„Was hast du?" fuhr der Alte auf. Franz schlief mit seinem Vater zusammen in der Kammer.

„Was hast du?" wiederholte der Alte. „Kannst du zu nacht- schlafender Zeit nicht ruhig liegen und alten Leuten den Schlaf gönnen?"

„O Vater, ich hab' so schreckliche Träume." —

„Träume?"

Man mag über den Charakter unseres Franz denken, wie man will. Tückisch und hinterlistig war er nicht, er war nur ein Un- bedingter.

„O Vater," sagte er. „Ich träume immer: Du hast Mutter ‚vergeben' und auch Mutter Marieken."

Die Wirkung dieser einfachen, so plötzlich über den Kirchenjuraten kommenden Worte war eine fürchterliche. Er wurde weiß wie die Wand, der Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er saß just aufrecht im Bett, er konnte sich nicht halten, er sank zurück.

„J—u—u— Junge," hatte er sagen wollen. „Bist du bei Trost?" Er konnte es aber nicht herausbringen.

Franz sah das alles und zweifelte nicht mehr.

„Vater," sagte er. — „Wir sind hier beide allein in der Nacht. Uns sieht niemand als Gott allein und Mutter Marieken und meine arme Mutter. Tagelang haben sie beide geschrien und gejammert, und meine arme Mutter hat ihr schönes junges Leben unter Schmerzen ausgehaucht, vor denen uns schaudert. Schwarz und schwer ist deine Missetat. Aber Gott im Himmel und sein für uns gestorbener Sohn, sagt der Pastor, vergeben alles, wenn man gesteht und bereut und Buße tut."

Der alte Müller hatte sich gefaßt. Er konnte seinen Sohn schon fester ansehen.

„Sag mal, mein Junge! Was hat das zu bedeuten? Du sagst, du hast geträumt. Und ich sage, du träumst noch. Denn du redest wie ein Irrer. Und ich könnt' dich einstecken lassen, wenn ich wollte. Aber ich werde es mit Geduld tragen. Gott hat es gefallen, mich mit Wohlstand zu überhäufen. Er kann mich auch schlagen. Weshalb nicht mit einem wahnsinnigen Kinde schlagen? Der Herr gibt alles Gut und alles Leid. Ihm allein die Ehre."

Franz hörte nicht, was der Vater sagte.

„Vater, gesteh mir " fuhr er fort, „was ich schon weiß, daß du es getan hast. Sag es mir, deinem Sohne, ihrem Sohne, und sie wird dir vergeben, und ich, Vater, ja auch ich werde dir vergeben. Die Reue, die Buße, sie macht ja alles gut. Tu Buße, sag mir, daß es wahr ist, daß du es getan hast."

„Du schweigst," fuhr Franz fort, „du zögerst noch, aber du wirst es tun, damit ich meinen armen Kopf ruhig aufs Lager legen und zu mir sagen kann: Schlafe Franz! Dein Vater bereut und tut Buße. Der armen Mütter wegen wirst du es tun, damit auch sie Ruhe haben in dem Grab, das ihre Leiber umfängt, damit sie nicht als Geister umzugehen nötig haben, mich zu mahnen. Vor allen Dingen wirst du es tun deiner eigenen Seligkeit wegen."

Franz hatte sich das Schweigen des Alten als Kampf ausgelegt, der damit enden müsse, der Wahrheit die Ehre zu geben. Aber der Alte dachte nicht daran, etwas zu bekennen. Er hatte nur seine Fassung wieder zu erlangen gesucht und hatte sie jetzt gefunden. Er sah einen fürchterlichen Ankläger gegen sich erstehen, einen Ankläger, dem alles zuzutrauen war. Ihm fielen die Worte ein, die der Pastor von der explosiven Minennatur seines Sohnes gesagt hatte. Wie er sich in der Folge mit ihm abzufinden habe, wie das gut zu machen sei, das mußte später überlegt werden. Im Bösen war, das sah er ein, mit dem nichts anzufangen. Da konnte leicht ein Funken auf die Sprengmine hinüberfliegen. Er mußte es durch gütliches Zureden versuchen.

„Ich habe dich ausreden lassen, Franz," sagte er, „zu sehen, wie weit dein Wahnwitz eigentlich geht. Anfangs, ja, das muß ich gestehen, hat mich deine Rede in Schrecken gejagt. Wer soll bei dem Fürchterlichen, was du dir zurechtträumst, nicht erschrecken? Du bist krank, mein Sohn, sonst könntest du nicht solche Gedanken haben und nicht solche Reden führen. Ich habe gewiß meine Fehler. Es hat mir nicht recht gelingen wollen, mich mit deinen Müttern so, wie es wohl hätte sein sollen, zu stellen. Ich bin ein großer Sünder vor dem Herrn. Aber so was! Franz, du bist ja wohl von Gott ganz verlassen. Wir stehen ja nicht so, wie Vater und Sohn sich stehen sollten, aber das von dir zu erleben, das ist zu viel."

Er brach in Weinen aus.

Franz beachtete das nicht. „Hast du es getan, Vater? Ich bitte, sag mir's und beweine mit mir, was geschehen ist. Dann soll alles gut sein."

„Aber Franz," erwiderte der Alte, wieder in Angst, „glaubst du denn meinen Worten, glaubst du meinen Tränen nicht? Was soll ich denn weiter tun, um mich gegen solche wahnsinnigen Vorwürfe zu schützen? Willst du mir den Büttel schicken? Ich kann nur wiederholen: Du bist krank, mein Sohn, du fieberst, du könntest sonst gar nicht auf so was kommen. Ich bin nicht schuld an dem Tode deiner Mutter und Mutter Mariekens. Und wenn du mir nicht glauben willst, so habe doch den Mut und sage, ich lüge."

Franz war aufgestanden, er hatte, ohne sich anzuziehen, die Kommode aufgezogen und etwas aus der Schublade genommen. Nun kehrte er zum Bett seines Vaters zurück.

„Sieh, Vater, das ist unsre Bibel. Du kennst sie besser als ich.

Sie stammt vom Urgroßvater und weiter hinauf. Sie hat Goldschnitt und Silberbeschlag und hier auf dem Deckel ist das heilige Kreuz. — Mir ist das Buch heilig, und ich hoffe, trotz allem, auch dir. Das Kreuz zeigt uns, wenn man glaubt und Buße tut, den Weg zur Seligkeit. Wenn man bei diesem Zeichen lügt, den Weg zum Gericht und zur Verdammnis. Kannst du mir bei dem gerechten, dreieinigen Gott, kannst du mir angesichts dieses Zeichens auf dem heiligen Buch, kannst du mir einen heiligen Eid schwören, daß du nicht schuldig am Tode meiner Mutter bist?"

„Das will ich, das kann ich! Zu deinem Heile!"

„So schwöre!"

Der Alte erhob seine Hand. Den kleinen Finger und den Ringfinger drückte er in die Handfläche, zum Zeichen, daß Leib und Seele verloren sein sollten, wenn er falsch schwöre. Den Daumen, den Zeigefinger, den Langfinger richtete er gegen die Zimmerdecke, den dreieinigen Gott in der Höhe anzurufen.

Beide, Vater und Sohn, sahen düster aus und beide waren im bloßen Hemd. So standen sie vor der Bettstelle, im Zwielicht eines flackernden Talglichts.

„Ich ... Ich ... schw ... ö ... re ..."

„Halt!" — rief Franz.

Er nahm die Bibel und legte sie in die Kommode zurück. Ich leide nicht, daß du schwörst. Noch hoffe ich auf Besserung und Reue und Buße. — Ich leide nicht," wiederholte er, „daß du schwörst. Du würdest falsch schwören, Vater!"

Den sterblichen Leib konnte der Unbedingte allenfalls vernichten, die Seele, die unsterbliche Seele dem Höllenpfuhl zu überantworten, hatte er nicht das Herz. — Das verbot ihm sein Glaube.

## Sechstes Kapitel.

Franz ging zum Pastor. — Er wollte die Sache, seine Sache, die Sache seiner toten Mütter einer obrigkeitlichen Person übergeben. Der Pastor stand ihm, und wenn es auch nicht mehr der alte war, von allen in Betracht kommenden Obrigkeiten am nächsten.

Ein Pastor schien ihm der Berufenste dazu. Er wußte nichts von dem Unterschied der kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten. Des Pastors Amt war es, auf die Sünder zu schelten, er mußte also auch wissen, was zur Sühne der Tat an seiner Mutter geschehen müsse.

Der Pastor war ein guter Mann; er war ein bequemer Mann. Er dachte von allen Menschen und von seiner Gemeinde zumal gut, wenn er sich auch manchmal gab, als raube ihm die Sünde seiner Kirchspielskinder den Schlaf.

Fleißige Kirchengänger hatten nun erst gar die Vermutung frommer Denkungsweise und frommer Taten für sich. Er war von Herzen vor Gott demütig, aber einen ganz kleinen Heiligenschein legte er sich doch bei, und ein Kirchenjurat hatte einen beinahe ebenso großen Heiligenschein, wie er selbst. Er gönnte allen Menschen Behagen und Behaglichkeit, gönnte es sich vor allen Dingen selbst und liebte es gar nicht, an Nachmittagen gestört zu werden.

Der Besuch von Franz war ihm nicht willkommen. Anfangs wußte er aus dem ihm nur oberflächlich bekannten jungen Menschen nichts zu machen; erst allmählich erhielt er eine Ahnung von seinem Anliegen.

Franz war dem ehrwürdigen und gelehrten Herrn gegenüber schüchtern. Wie er nun in der Stube vor dem aus langer Pfeife rauchenden und im friedlichen Schlafrock steckenden Pastor stand, der ein Bild des häuslichen Glücks und der Ruhe war, da zweifelte er plötzlich an seinem Recht, diese Ruhe zu stören. Da konnte er nur abgerissen, bruchstückweise sprechen, da kam von der lodernden Wucht, die in ihm steckte, nichts zum Vorschein. Nichts von dem hellen Flammenschein über dem lodernden Krater. In seiner Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit machte er den Eindruck eines Hinterhältigen. Er gab sich in einer Weise, die es zweifelhaft ließ: war er ein Tölpel oder ein Bösewicht? Er brachte alles unzusammenhängend in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor, von denen jeder wie ein Vorwurf gegen den Angeredeten klang.

Der ehrwürdige Geistliche verstand nur halb, wovon Franz redete und was er veranlassen wollte. Aber selbst das Wenige reichte hin, ihn mit Entsetzen zu erfüllen. Daß des Kirchenjuraten Sohn verschlossen und wunderlich sei, hatte er wohl gehört. Aber das, was er jetzt erfuhr, überstieg doch alle Grenzen. Das war ja Wahnsinn, ein sündhafter und gefährlicher Wahnsinn. Dieser junge Mensch mit der engen Stirn und mit den Grüblerfalten über den finstern Augen, mit dieser Bulldoggenenergie um Kinn und Kiefer — — was? — — Verstand er recht? Wollte der seinen eigenen Vater, den frommen Mann, der zur Kirche, zur Buße und Beichte ging, der mit so gläubigem Herzen mit „Rat und Tat" überall der Kirche Bestes förderte, wollte

dieser ungeratene Sohn einen so vortrefflichen Vater des Mordes beschuldigen? — Wohl, der Müller hatte Grund, sein Haupt tief vor Gott zu beugen: Gott gefiel es, ihn hart zu prüfen.

Aber der Pastor wollte vorerst milde urteilen, er wollte das Vorbringen des jungen Menschen für einen hysterischen Nervenzusammenbruch halten, für eine Art Beichte, eine Beichte mit der Erwartung eines Lossspruchs seiner Seele von dieser teuflischen Eingebung. Daß Franz daran gar nicht dachte, sondern von ihm als einem vermeintlichen Organ der Obrigkeit ein Einschreiten gegen seinen Vater verlangte, das hatte er gar nicht verstanden. Hätte er es verstanden, so würde er möglicherweise nach der Polizei gerufen haben, aber nicht gegen den alten Müller, sondern gegen den jungen Müller und dessen gemeingefährlichen Wahnsinn.

Franz kam nicht auf seine Rechnung. Er verstand nun auch den Pastor wieder nicht, gelangte daher auch nicht zu der Einsicht, daß er in Gefahr gestanden, der Polizei oder der Irrenbehandlung übergeben zu werden. Nur das fühlte er, der Herr Pastor, der sich so ereifere, sei für ihn nicht der rechte Mann.

Es ergoß sich nämlich eine fürchterliche Strafpredigt des ehrwürdigen Herrn über den jungen Menschen. Seine beispiellose Unehrerbietung gegen seinen Erzeuger, den er, der Pastor, als einen frommen Mann kenne, seine Unehrerbietung, die darin liege, daß er ihn einer schlechten Tat und nun gar eines so schändlichen Verbrechens, des größten Verbrechens, das es wohl vor Gott gebe, fähig halte, wurde ihm mit Einprägung des vierten Gebots so scharf, so drohend und so donnernd vorgehalten, wie es der im allgemeinen jede Erregung hassende Pastor nur vermochte. Denn hier wollte er wenigstens fest zugreifen. Dem Pastor ging es gut in seiner Pfarrei, er war gesund und lebte in glücklichen Familienverhältnissen. Es war kein Wunder, daß er das Leben und die leiblichen Urheber dieses Lebens hoch einschätzte. Wenn er bei dieser Nachmittagspredigt das Richtige traf, dann hatte Franz Grund, Tag für Tag auf den Knieen zu liegen und dem Vater für sein Dasein zu danken.

Das ging wohl so eine Viertelstunde fort, so lange bis der Pastor den Jüngling, der übrigens immer gleich finster und brütend drein schaute, für genügend bestraft und erweicht hielt. Er wollte ihn nicht ohne Trost gehen lassen und gab ihm die Hoffnung, wegen der durch jenen schändlichen Verdacht begangenen Todsünde bei nachhaltiger Reue Vergebung zu finden.

Bei Franz ging das meiste, wie es bei einem Regenbad zu sein pflegt — es ging daneben. Er schied mit der Überzeugung, daß er bei den Obrigkeiten (dafür hielt er ja den Prediger) kein Entgegenkommen finde, daß die Obrigkeit es ablehne, das Rächeramt auszuüben. Nun sah er sich — er konnte nach seiner Auffassung nicht anders — nun sah er sich genötigt, selbst das zu tun, was er nun mal für durchaus notwendig hielt. (Fortsetzung folgt.)



# Heimkehr nach dem großen Kriege.

Von

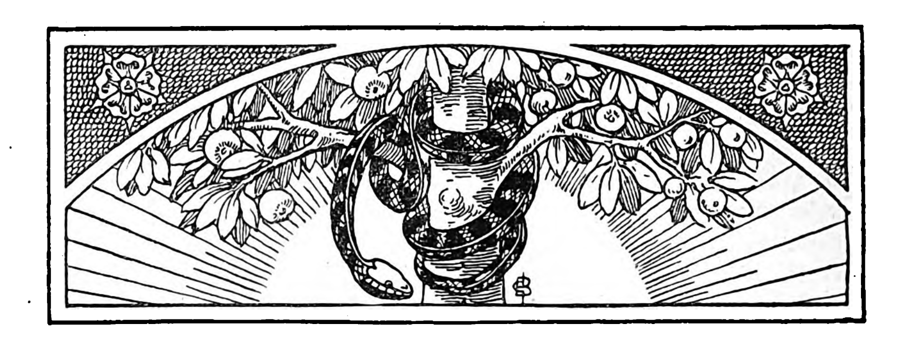
**Max Mell.**

. . . . Und das Parktor, verrostet und träge,
Öffnet sich kreischend in meiner Hand;
Eine Schlange züngelt am Wege,
Die bei meinem Eintritt verschwand.
Welke Blätter am Boden erschauern,
Die so lange kein Fuß betrat;
Zum Geröll zerbröckelnder Mauern
Führt der dichtbewachsene Pfad.

Glatter Treppen Geländer zerfallen;
Leise rieseln Steinchen vom Tor;
Unter den Tritten, die mächtig hallen,
Bebt aus dem Boden der Staub empor.
Kugeln zerrissener Perlenschnüre
Liegen noch auf dem Estrich verstreut.
Ausgebrannt sind Fenster und Türe.
Niemand weiß es, wer hier gebeut.

Denn vor des Krieges Sengen und Wüten
Barst überm Tore das Adelsschild;
Unter hochragenden Wiesenblüten
Liegt der Venus zerbrochenes Bild;
Über verschüttete Brunnen klettern
Grüne Ranken mit Blüten wie Schnee.
Alte Bäume mit schweigsamen Blättern
Stehen und wissen, wohin ich geh'.

Dort im dämmernden Winkel, beim Flieder,
Steht ein verwitterter Sarkophag.
Dort auf den Stufen lass' ich mich nieder.
Zwischen den Ästen stirbt der Tag.
Vögel singen die Abendweise;
Langsam durchwandelt das Schweigen den Park
Tiefen, verlorenen Blicks, — und leise
Pocht ein Wanderer an den Sarg.



# Das Schönheitsproblem.

Von

## Johannes Gaulke.

Schön und häßlich sind die Begriffe, um die sich in der Kunst wie in der Kunstwissenschaft alles dreht. Welche Vorstellungen verbindet man nun aber mit diesen Begriffen? Es sind von Alters her dicke Bücher über die Wissenschaft des Schönen geschrieben worden, ohne daß es ihren Verfassern gelungen wäre, die Grundursachen des Wohlwollens an einer Sache oder die Abneigung gegen dieselbe festzustellen. Die Fachgelehrten haben das Moment des Schönen etwa auf folgende Formel gebracht: Das Schöne ist das notwendige Lebenselement des subjektiven Menschen (der Mensch als spezifisch geistiges Wesen gedacht). Ihm sind von Natur drei Entwicklungsrichtungen eingepflanzt, denen er zuzustreben hat. Diese sind: die Richtung des Guten, Wahren und Schönen. Das Gute erscheint als die Form der geistigen Selbstbefreiung nach der Seite des Wollens, das Wahre nach der Seite des Erkennens, das Schöne nach der Seite des Anschauens.

Diese philosophische Definition sagt uns im Grunde genommen nichts. Wir wissen immer noch nicht, weshalb wir das eine Naturgebilde als schön, das andere als häßlich empfinden; was ich für gut und schön halte, bedeutet für den anderen vielleicht das gerade Gegenteil. Es ist daher widersinnig, von einem allgemeinen Schönheitsideal zu sprechen. Wir nehmen die Natur (als die Welt des reinen Scheins) zwar alle mit denselben Sinnesorganen, Auge und Ohr (die Sinne der ästhetischen Anschauung), wahr, doch verarbeiten wir das Geschaute höchst verschiedenartig. Bei diesem Vorgang wirken die verschiedensten Umstände zusammen. In erster Linie kommt hierbei die Individualität des anschauenden Subjekts in Betracht, seine eingeborenen Neigungen, sein Temperament und Rasse, alsdann die äußeren Umstände: Erziehung, Tradition,

örtliche und zeitliche Verhältnisse. Der eine nimmt nur die erhabenen Eindrücke in sich auf, für das Liebliche und Anmutige fehlt ihm das Organ; der andere hat eine ausgesprochene Neigung für das Idyllische; das Große und Mächtige verursacht ihm dagegen Angst und Schrecken, und er findet es unschön. Von nicht geringerer Bedeutung sind für die Bewertung der Welt der Erscheinungen die erzieherischen und traditionellen Momente. Lehrt man mich in der Jugend ein bestimmtes Naturgebilde, eine Menschenrasse, ein Kunstwerk u. a. als schön betrachten, so halte ich diese Objekte einstweilen dafür, bis ich eines Tages, nachdem ich viele andre und neue Eindrücke verarbeitet habe, durch eine vergleichende Betrachtung der Dinge zu einer gegenteiligen Anschauung gelange.

Für die Bewertung der Welt als reiner Schein der Schönheit kommt außer den vorgenannten noch ein anderes Moment in Betracht: die persönlichen oder auch die sexuellen Beziehungen des anschauenden Subjekts zum Objekt der Anschauung. Der Mann wird das Weib je nach dem Grade seiner Zuneigung in ästhetischer Hinsicht höchst verschiedenartig beurteilen. Das geliebte Weib findet er immer schön, mag es selbst häßlich sein. Ihm gegenüber versagen die Sinne der ästhetischen Anschauung überhaupt ihren Dienst. Man hat das Weib törichterweise als das schöne Geschlecht bezeichnet, obgleich der Mann mindestens denselben Anspruch auf dieses Epitheton hat. Gerade das weibliche Schönheitsideal hat die merkwürdigsten Wandlungen durchgemacht, ein Umstand, der eigentlich nicht zu Gunsten der weiblichen Schönheit ausgelegt werden kann. Die ätherische, schwindsüchtige Schönheit Botticellis, die kaum noch mit dem irdischen Boden verwachsen schien, war das Schönheitsideal der Frührenaissance. Raffael liebte das reife, von dem Glücksgefühl der Mutterschaft verklärte Weib, die Madonna, und machte sie zu dem Ideal seiner Zeit. Palma Vecchio bevorzugte das üppige und verführerische, aber immer noch mit einem Hauch von Anmut und Würde umgebene Weib: ein Jahrhundert und darüber hinaus galt es für die venezianischen Maler und ihre Zeitgenossen als der Typus der Schönheit. Das weibliche Schönheitsideal der Niederländer entfernt sich noch weiter von dem erstgenannten Typus. Für Rubens ist das kraftstrotzende, die Sinne erregende Weib das Ideal; bei ihm deckt sich ungefähr — ein sehr seltenes Vorkommnis — der Begriff der Schönheit mit dem der Gesundheit. Auf die folgenden Generationen übt das von Gesundheit strotzende Weib keinen Sinnesreiz mehr aus, und es wird von dem Piedestal der Schönheit gestoßen. Auf Rubens' prächtige Naturkinder folgen die gespreizten Rokokodämchen eines Watteau. Das Graziöse in Verbindung mit dem Niedlichen, ja das Geschraubte und Unnatürliche wird zum Postulat der Schönheit.

Andere Völker und Rassen haben wiederum ein von dem unsrigen grundverschiedenes Schönheitsideal aufgestellt. Der Neger liebt am Weibe die wulstigen Lippen, die stumpfe Nase und den hängenden Busen, darum gilt ihm ein mit diesen Eigenarten begabtes Weib als das Prototyp der Schönheit. Bei

anderen Rassen gilt die Unnatur, das Verunstaltete und sogar das Verkrüppelte als schön. Die Indianer helfen der Natur durch eine nach unseren Begriffen gräßliche Tätowierung des Körpers nach. Die Südsee-Insulaner und andere wilde Stämme „verschönen" die natürliche Körperform auf ihre Art, indem sie die Ohren, Lippen und die Nase durch Fremdkörper, wie Ringe, Platten und Stäbe auseinanderzerren und diesen Organen dadurch eine ungewöhnliche Ausdehnung geben. Andere Völkerschaften verkrüppeln gar, ihrem besonderen Schönheitsbedürfnis Rechnung tragend, die Extremitälen und den Schädel. Selbst intellektuell hochstehende Völker, wie die Japaner und Chinesen, huldigen diesem Brauch. Das verkümmerte Weib, das sich auf seinen verkrüppelten Füßen kaum vom Fleck bewegen kann, gilt ihnen als das Ideal der weiblichen Schönheit.

Einige Ästhetiker haben den Versuch gemacht, das körperlich Vollkommene und Gesunde mit dem Schönen schlechthin zu indentifizieren. Ein Organismus, der gut funktioniert, der alle Bedingungen erfüllt, die man an ein gutes Uhrwerk stellen kann, ist schön. Ein schwellender Busen, wohlgerundete Hüften, volle Arm- und Beinmuskeln, ein weiches Gesichtsoval und ein üppiger Haarwuchs, das sind nach der Schulästhetik die hauptsächlichen Voraussetzungen der weiblichen Schönheit. Und begegnen wir diesem wandelnden Schönheitskodex, dann kann es geschehen, daß er gar keinen Reiz auf uns ausübt. Eine Kuhmagd erfüllt obige Voraussetzungen und doch ist sie nichts weniger als das Schönheitsideal des modernen Menschen.

Jeder Kanon des Schönen muß notwendig versagen, da er das in letzter Linie ausschlaggebende psychische Moment nicht berücksichtigt und auch nicht berücksichtigen kann, denn die geistigen Potenzen lassen sich nicht in ein System bringen. Je feiner das Gefühlsleben des Menschen differenziert ist, um so feiner ist auch sein Schönheitssinn organisiert. Das Formal-Schöne befriedigt ihn nicht mehr ausschließlich, und er sucht daher zugleich den inneren Menschen, der sich im Ausdruck des angeschauten Objekts reflektiert, zu erforschen, um Gefallen an ihm zu finden. Der Ausdruck adelt und verklärt den Menschen, ja er vermag uns selbst mit der formalen Häßlichkeit auszusöhnen. Es gibt im Leben eines jeden Menschen Augenblicke, da er wie von einer überirdischen Schönheit übergossen erscheint. Das Mädchen, das liebt, das Weib im Moment des Mutterglücks ist schön, mag es selbst häßlich sein. Ja, es gibt Kranke, die noch im letzten Stadium des Verfalls, wenn das Lebenslicht jeden Augenblick zu erlöschen droht, schön erscheinen. Dieses Schönheitsmoment hat aber nichts mit dem Formal-Schönen, das sich in ein System bringen läßt, zu tun. —

Alle Naturgebilde sind, so verschieden sie auch immer gestaltet sein mögen, dem Kriterium der Schönheit unterworfen. Die zünftige Aesthetik hat, wie für den menschlichen Körper, so auch für die anderen Naturgebilde einen Kanon aufgestellt. Die formalen Elemente der Naturschönheit sind: das Licht, die Farbe, die Form, und Farbe und Form in ihren verschiedenen Verbindungen. Für die ästhetische Naturbetrachtung kommt nur die Welt als reiner Schein in

Betracht, nicht aber die stoffliche Beschaffenheit des Objekts der Anschauung. Dies ist Sache der naturwissenschaftlichen Betrachtung. Trotzdem ist aber die ästhetische Betrachtung von der naturwissenschaftlichen nicht immer streng zu trennen. Denn ohne daß wir uns dessen recht bewußt werden, treten bei der ästhetischen Betrachtung auch die auf die Wahrnehmung der stofflichen Eigenart der Gegenstände organisierten Sinne, vornehmlich der Geruchsinn, in Aktion. Die Folge ist, daß der ursprüngliche Eindruck vielfach modifiziert, erhöht oder abgeschwächt wird. Je tiefer eine Rasse steht, um so stärker wird ihre ästhetische Anschauung von dem Geruchssinn beeinflußt. Für den Neger sind die penetranten Ausdünstungen seiner Rasse ein Stimulus der Sinne. Ein Negerweib, das neben den oben charakterisierten Schönheitsmerkmalen auch noch mit diesem Vorzug begabt ist, das dem Auge und zugleich der Nase etwas bietet, wird dem Manne ihrer Rasse ganz besonders begehrenswert, als eine vollkommene Schönheit erscheinen. Die Tiere gehen überhaupt nur „dem Geruche" nach; für sie haben Auge und Ohr als Organe der ästhetischen Anschauung noch keine Bedeutung erlangt.

Daneben kann die Reflexion die ästhetische Wirkung wesentlich beeinflussen. In dieser Hinsicht sind die Geschmacksvorstellungen von großer Bedeutung. Das Schwein kann man beim besten Willen nicht als den Schönheitstypus der Vierfüßler preisen. Ja, es ist unter den Dickhäutern das uninteressanteste und am unvollkommensten organisierte Tier, aber dennoch flößt es uns nicht im entferntesten einen ähnlichen Abscheu und ästhetisches Unbehagen ein wie seine Vettern, das Rhinozeros oder das Nilpferd. Der Grund für diese Erscheinung mag darin liegen, daß wir — ohne daß uns dies Moment recht zum Bewußtsein gelangt — mit dem Objekt der Anschauung zugleich die Vorstellung der Nützlichkeit und — Schmackhaftigkeit verbinden. Der Bauer, für den die Welt als reiner Schein kaum in Betracht kommt, und der sich in seinen Handlungen von reinen Zweckmäßigkeitsgründen leiten läßt, behandelt das Schwein mit einer Liebe und Sorgfalt, die er den eigenen Familienmitgliedern kaum angedeihen läßt. Für ihn deckt sich ungefähr der Begriff der Schönheit mit dem der Nützlichkeit. Was ihm Nutzen bringt, ist schön und gut, das Nutzlose aber ist häßlich. Das Mistbeet mutet ihn lieblicher an als das Veilchenbeet, der Kohlrübenacker angenehmer als die Jasminlaube.

Wie die einfache Reflexion über die Nützlichkeit des Objekts der Anschauung, so kann auch der Eindruck der Fremdartigkeit die ästhetische Vorstellung wesentlich beeinflussen. Für alle exotischen und prähistorischen Gebilde fehlt uns überhaupt der rechte ästhetische Maßstab. Würden wir plötzlich einem Archäopteryx oder Ichthyosaurus gegenübergestellt, wir wüßten wahrscheinlich nicht, ob wir diesen Objekten das Attribut der Schönheit oder das der Häßlichkeit zuerteilen sollten. Schon die Tierwelt Australiens und Ozeaniens, als der Nachklang der prähistorischen Fauna, übt keine besondere ästhetische Wirkung auf uns aus. Wir betrachten jene Tiere gerade nur als Kuriositäten, mehr

von einem wissenschaftlichen als ästhetischen Standpunkt. Ähnlich steht es mit der exotischen Flora und Fauna; die Farbenpracht des Urwalds erdrückt uns; wir sprechen von „schreienden" Farbendissonanzen in Bezug auf den Papagei, den Nashornvogel u. a. Die ästhetischen Werte sind gebunden an die Zeit und den Raum, darinnen wir uns bewegen. Was vor unserer Zeit liegt oder außerhalb unseres Bewegungskreises, gilt schlechthin als häßlich.

Das anschauende Subjekt trägt seinen eigenen Maßstab des Schönen in sich. Eine Schönheit an sich oder ein absolutes, allgemein gültiges Schönheitsideal gibt es aus diesem Grunde nicht. Die Natur ist weder schön noch häßlich, wir erteilen ihr erst das eine oder das andere dieser Prädikate. Viele ihrer Funktionen sind nicht mit unseren ethischen und ästhetischen Ideen zu vereinbaren. Die Menschen schämen sich ihrer selbst, weil sie sich in einem dunklen Drange des Unästhetischen ihrer Natur bewußt geworden sind. Die Fabel vom Klapperstorch ist mehr einem ästhetischen als ethischen Ideenkreise entsprossen — der ziemlich naive Versuch eines „corriger la nature", der mehr die Erwachsenen als die Kinder angeht.

* * *

Wie in der Natur, so gibt es auch in der Kunst keine Schönheitsnorm oder ein allgemein gültiges und allgemein anerkanntes Schönheitsideal. Es lassen sich nur für die verschiedenen Entwickelungsphasen der Menschheit einige ästhetische Anschauungsweisen feststellen. Das Schöne hat schon Aristoteles als das Scheinen der Idee durch ein sinnliches Medium charakterisiert, ein Satz, der seine Geltung für alle Zeiten behalten dürfte. Zum Scheinen gehören aber zwei Faktoren: Gedanke und Stoff, die im Kunstwerk wiederum höchst verschieden verteilt sind. Im Orientalismus, als im Völkerleben die Natur noch den Geist vollkommen beherrschte, überwog in der Kunst der Stoff; der Gedanke konnte sich nur mit Mühe von dem Stofflichen loslösen. Die Anschauungsformen der alt-orientalischen Völker waren daher im wesentlichen architektonische. Das Schönheitsideal des Orientalismus ist charakterisiert durch den Hang zum Maßlosen. Alle orientalischen Götterfiguren zeichnen sich durch riesige Dimensionen und phantastische Übertreibungen der Naturformen aus. (Zahlreiche Kombinationen von Tier und Mensch, wie die Sphinx der Ägypter, die löwenköpfige Göttin Sechmet u. a. m.)

In der klassischen Kunst ist das Stoffliche und Ideelle zum Gleichgewicht gelangt. Die Griechen erstrebten im Kunstwerk als ihr Schönheitsideal die Einheit von Sinnlichkeit und Idee und die Harmonie von Natur und Geist. Ihre Anschauungsformen waren daher plastische. An Stelle der starren architektonischen Form wird die beweglichere Form des menschlichen Körpers das Ausdrucksmittel der Kunst.

In der Kunst der späteren, unter der Herrschaft des Christentums stehenden Zeiten erringt der Gedanke allmählich die Oberhand, ja es wird das Körperliche zeitweise gänzlich vernachlässigt und der ästhetische Schwerpunkt auf

die Verinnerlichung des Objekts der Darstellung verlegt. Im Zeitalter der Renaissance erlangt das Formal-Schöne wiederum seine alte Bedeutung zurück. Das Schönheitsideal der Renaissance ist charakterisiert durch die glückliche Vereinigung des Ideellen mit dem Stofflichen und die harmonische Wechselwirkung zwischen dem Innerlich-Schönen und Formal-Schönen. (Raffaels Madonnen, Palma Vecchios und Tizians Frauengestalten.) —

Der Fortschritt des Stofflichen zum Ideellen oder der Entmaterialisierungsprozeß, der sich in der Kunst vollzieht, hat die Philosophen aller Zeiten beschäftigt und ist von ihnen in ein geschlossenes System gebracht worden. Nach Hegel gliedert sich das System der schönen Künste wie folgt:

1) Die Architektur ist der Ausgangspunkt aller Kunst. Ihre Kunstform ist im wesentlichen eine symbolische, da der sinnlich wahrnehmbare Stoff bei ihr überwiegt.

2) Die Skulptur ist wie die Architektur ebenfalls an den Stein gebunden, sie bedeutet aber einen entschiedenen Fortschritt vom Unorganischen zum Organischen. Sie stellt den Körper in seiner Klarheit und Schönheit dar, aber sie vermag noch nicht oder nur unvollkommen die Momente des Seelenlebens in ihrem Material zum Ausdruck bringen. Diese Aufgabe vollzieht:

3) Die Malerei. Ihr Material, die Farbe, hat sich gegenüber den beiden ersten Künsten wesentlich verringert, und sie ist somit im stande, den reinen Schein in der Form (aber nicht in dem Material) der Wirklichkeit wiederzugeben und weiter die ganze Skala der Gefühle, Gemütszustände, Gedanken und Handlungen zur Darstellung zu bringen. Mit ihr gelangt die Reihe der simultanen Künste (räumliches Bei- und Nebeneinander der Anschauung) zum Abschluß.

4) Die Musik. Ihr Material ist der Ton, das Erzittern eines tönenden Körpers. Sie eröffnet die Reihe der sukzessiven Künste (zeitliches Nach- und Hintereinander der Anschauung). Die Musik ist diejenige Kunst, die ausschließlich auf die Empfindungen wirkt. Aus ihrem Darstellungskreise sind daher alle tatsächlichen Begebenheiten, bestimmte Handlungen und konkrete Charaktere ausgeschlossen. Diesen Darstellungskreis umfaßt:

5) Die Poesie, deren Material der Ton als Wort ist, als Zeichen einer Vorstellung und als Ausdruck der Vernunft. Die Poesie kann alles darstellen und in ihr kehren alle Künste wieder. Die Lyrik entspricht der Musik, als Ausdruck innerer Seelenzustände. Das Epos umschließt den Darstellungskreis der bildenden Künste, vorwiegend der Malerei. Die dramatische Poesie hingegen stellt die Einheit aller Künste her; sie ist nicht allein der Ausdruck innerer Seelenzustände, wie die Lyrik, sondern auch der äußeren Begebenheiten, einer bestimmten Handlung und ihrer Charaktere. In bezug auf das Stoffgebiet hat sie starke Berührungspunkte mit der Historienmalerei aufzuweisen.

Als Übergang von der Musik zur Poesie wird die Mimik, deren Mittel die menschliche Gestalt ist, von vielen Ästhetikern dem System der schönen

Künste eingefügt. Sie kann aber im Grunde genommen nur als ein Ausführungs- resp. Darstellungsmittel für die vorgenannten Künste in Betracht kommen, wie in Form des Tanzes in Verbindung mit der Musik oder in der dramatischen Poesie in Form der Gebärde und Gestikulation.

Aus dem Fortgang von einer Kunst zur anderen läßt sich das Gesetz ableiten, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert. Das Prinzip der Veränderung der Gewichtsverhältnisse zwischen Idee und Darstellungsmaterial beherrscht beide Gruppen der schönen Künste. Es werden die Ideen, als Objekte der Darstellung und zugleich auch als Darstellungsmittel, von Stufe zu Stufe substantieller und konkreter, indem letztere zugleich an materiellem Gewicht verlieren. —

Das System der schönen Künste bestimmt die Grenzen des künstlerischen Darstellungskreises und unterrichtet uns über die Wechselbeziehungen zwischen Stoff und Idee. Dem Wesen der Schönheit sind wir dadurch noch nicht auf den Grund gekommen. Es läßt sich die Kunst wohl auf eine Formel bringen, nicht aber die Schönheit. Der Ursprung der Kunst wird aus einem dem Menschen immanenten Triebe gefolgert, der sich zuerst in dem Nachahmungstriebe, später im Spieltriebe äußert, bis er schließlich in der bewußten Nachahmung der Natur seine höchste Betätigungsform erlangt. Jede Art der Kunstgestaltung beruht demnach auf dem Spiel, das heißt auf dem Schein der Wirklichkeit. Darum hat jede Betätigung, die über die Wiedergabe des bloßen Scheins der Natur hinausgeht, d. h. jede Nachahmung der Naturgebilde in dem Material der Wirklichkeit mit der Kunst nichts zu tun. Dies ist der Grund, daß Panoramen und Wachsfiguren, denen mehr oder minder stark die Tendenz einer Naturillusion innewohnt und deren Einzelobjekte nicht selten in dem Material der Wirklichkeit hergestellt sind, ein ästhetisches Unbehagen hervorrufen.

Um in das Wesen der Naturillusion resp. Naturnachahmung besser eindringen zu können, wollen wir uns mit einem bestimmten Objekt der künstlerischen Darstellung hier beschäftigen. Es sei eine mit allen Reizen des Weibes ausgestattete Tänzerin, die einem Maler oder Bildhauer Modell steht, als Vorwurf gedacht. Der Bildhauer stellt sie in dem der Skulptur adäquaten Material, in Marmor, dar. Der Maler bringt den Schein der Wirklichleit noch besser zur Geltung, indem er das Objekt mittels der Farbe auf einer Fläche fixiert. In beiden Fällen sind aber trotz der Verschiedenartigkeit des Materials alle ästhetischen Voraussetzungen, die man an ein Kunstwerk stellen kann, erfüllt. Wir wissen, daß wir es hier wie dort mit einem künstlerischen Schein, mit einer Naturnachahmung, nicht aber mit einer wirklichen Tänzerin zu tun haben. Wird nun aber dieselbe Figur in Wachs ausgeführt und mit wirklichem Stoff behangen, so wird die Nachahmung der Natur zu einer Naturillusion, zur Lüge. Das Naturschöne, das in der plastischen resp. malerischen Ausführung sich in ein Kunstschönes umsetzt, wird, auf die Wachsfigur übertragen, also in dem Material der Wirklichkeit nachgebildet, zum Unkünstlerischen.

Wir unterscheiden zwischen Naturschönem und Naturhäßlichem, aber nicht zwischen Kunstschönem und Kunsthäßlichem; letzteres gibt es nicht, da sich die ästhetische Bewertung der Kunst nur auf die Art der Darstellung und die Ausführung bezieht, nicht aber auf das Objekt der Darstellung. Jeder Vorwurf, gleichgültig ob wir ihm das Prädikat schön oder häßlich beilegen, erlangt seine künstlerische Berechtigung überhaupt erst durch die Art der Darstellung. Auch das Naturhäßliche kann zu einem Kunstschönen werden. Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zweck eine Szene aus dem Proletarierleben. Eine dumpfe Kammer, wo auf einem dürftigen Lager ein abgerackerter Arbeiter mit dem Tode ringt; neben ihm kauert sein abgehärmtes Weib und die halbverhungerten Kinder. Diese Szene wird in der Wirklichkeit einen unendlich abstoßenden und häßlichen Eindruck auf uns machen. Lassen wir sie dagegen durch das Medium der Kunst auf uns wirken, so wird zwar — immer vorausgesetzt, daß die Darstellung eine tüchtige ist — der Eindruck ein ähnlicher sein, aber wir werden bei der Betrachtung zugleich einen anderen Eindruck empfangen, der die Wucht des ersten abschwächt. Dieser wird unmittelbar hervorgerufen durch das künstlerische Moment der Naturnachahmung. Während wir noch im Bann der Szenerie stehen, gelangt uns auch schon die hohe Kunstfertigkeit, mit der diese auf der Leinwand festgehalten ist, zum Bewußtsein. Nicht selten vergessen wir darüber sogar den Gegenstand der Darstellung, eine Wirkung, die eine Wachsfigur nie auf uns ausüben würde, da hier nicht der aristotelische Satz vom künstlerischen Schein beobachtet ist. Das Naturhäßliche kann somit in gleicher Weise wie das Naturschöne als Objekt der Darstellung dienen und sich in ein Kunstschönes umsetzen. Bei diesem Vorgang ist ferner zu berücksichtigen, daß wir im Kunstwerk die Welt tatsächlich als reinen Schein wahrnehmen und somit alle anderen Sinneseindrücke ausscheiden. Auf dem Bilde empfinden wir nicht, wie in der Wirklichkeit, den Brodem, den das Proletarierheim ausströmt; wir nehmen den Vorgang nur als reinen Schein wahr, unbeeinflußt durch die stoffliche Eigenart der Objekte. Das Wesen der Kunst beruht zwar in der Nachahmung der Natur, sie ist aber dennoch mehr als die Natur, da sie den reinen Schein (das Schöne) in viel höherem Grade realisiert als jene. Es geht aber auch aus obigem Beispiel zur Evidenz hervor, daß die Schönheit keine absolute Größe darstellt, da sie in der Kunst an wesentlich andere Bedingungen geknüpft ist als im Leben.





# Deine Seele.

Von

## Ernst Preczang.

Mir ist, als sei ich durch Schutt und Trümmer gegangen bis hierher, durch ein Gewirr von stumpfen und gebrochenen Seelen. Denn ich sah, wie das Leben auch die Guten und Reinen nicht schonte; wie jede Stunde nagte und von dem Besten in Aller Brust allmählich zehrte. Und eine große Sehnsucht erstand und erstarkte in mir nach einer vollen, gesunden, unbestohlenen Menschenseele.

Nun fand ich sie — in dir.

Ich erschien mir wie ein Wüstenwanderer, der mit bestaubten Schuhen und durstigen Lippen die lange ersehnte Oase betritt. Ja: es ist mir, als sei deine Seele ein klarer, tiefer See, an dessen Ufern nicht ein Halm verdorrt, an dessen Rande herrliche Blüten auf schmalem, schwankem Stengel sich wiegen und hohe, ernste Bäume ihr gewaltiges Haupt zum Himmel heben, ihr Bild in deiner ruhigen Flut spiegelnd.

Ich blicke in deine wunderreine Tiefe und sehe es wie von kristallenen Edelsteinen am klaren Grunde schimmern, die wohl den Strahl der Sonne in sich sogen und ihn nicht wieder ließen. Ich sehe die ewigen Quellen springen und höre das leise Rauschen unterirdischer Bäche, die dich mit dem Meere verbinden.

Und ich fühle, wie die Spuren enger, kleinlicher Tage in mir verblassen, wie ich besser werde in deiner Nähe, und wie sich wieder die hohe, heitere Freude in mir ausbreitet, die sich scheu versteckte vor dem wirren Lärm des Lebens. In Fruchtbarkeit verwandelst du alles um dich her. Du gabst mir Erquickung, Erquickung und Mut.

Denn du weißt, daß ich nicht lange bleiben werde. Du weißt, daß ich nicht ruhen mag, wenn die Stunden mich fordern. Morgen schon werde ich wieder dort sein, wo Haß und Liebe, Not und Tod ihre erbarmungslosen Schlachten schlagen, wo das Leben um elende Brosamen kämpft und glanzlose Wüstentage meiner harren.

Aber ich werde wiederkommen.

Wenn der Abend das irre Getöse des Kampfes verstummen hieß, wenn dunkle Schatten lautlos ihre schwarzen Flügel breiten und lindernder Schlummer den letzten Schmerz auf ach so wenige Stunden mit tröstendem Schleier überzieht, dann werde ich einsam durch die stille Nacht gehen — zu dir.

Unter den hohen, ernsten Bäumen an deinem Ufer will ich ruhen, den Duft deiner Blüten will ich atmen, die ewige Stimme deiner Quellen will ich hören, und sehen will ich, sehen, wie die Lichter des Himmels, wie Mond und Sterne sich spiegeln in deiner reinen, tiefen Wunderflut.



# „Unkraut.“

Von

**Reinhard Volker.**

Der Wind hatte ein Samenkorn aus dem Paradiese verweht. Es war auf die Erde gesunken, in einen schönen Kartoffelacker, und aufgegangen.

Da wuchs nun der Wildling zwischen den Reihen, kraus und anders als alle andern, doch voll holder geheimnisvoller Kräfte, und trieb im Sonnenscheine wundersam verschlungene knospende Ranken.

„Du ruppiges Unkraut!“ knurrten die Kartoffeln, „mache dich nicht so breit hier in unserer nützlichen Gesellschaft! — Bist du genießbar? Bist du nahrhaft wie wir? Enthältst du Stärkemehl? Kannst du dich in Sirup oder Spiritus verwandeln?!“

So schalten sie und rümpften ihre knolligen Nasen.

Aber das Unkraut verstand sie nicht. Es träumte von seiner himmlischen Heimat, und im Dämmerlichte kamen die Engelchen und erzählten ihm ihre seligsten Geschichten.





# Das Huhn und der Kreidestrich.

## Zur Psychologie der französischen Dichtung.

Von

**Eduard Engel.**

Der Leser kennt gewiß die hübsche Geschichte von dem Huhn, das einen vor seiner Nase oder vor seinem Schnabel gezogenen Kreidestrich gebannt anstarrt und nicht zu überhüpfen wagt. Man erklärt sich diese, wie mir von Augenzeugen glaubwürdig berichtet wird, wahrhaftige Geschichte durch eine Art von Hypnose des Huhns. Derartige Hypnosen kommen auch im Seelenleben der Menschen vor, ja sogar die Völkerpsychologie weiß von dergleichen Kreidestrichen zu erzählen. Ein solcher Kreidestrich für die französische Volksseele ist die jetzt 300 Jahre alte Lehre von der französischen Verskunst, und nur ihrer psychologischen Seltsamkeit wegen, nicht etwa aus philologischem Lehrdrange, widme ich ihr eine etwas nähere Untersuchung.

Bei allen dichtenden Völkern gibt es geschriebene oder ungeschriebene Versgesetze, die ausnahmelos aus den verfeinerten Empfindungen für Wohlklang, für dichterische Lautwirkungen herrühren. Die Berechtigung der wichtigsten Regeln, die von allen großen Dichtern aller Nationen befolgt werden, läßt sich für jede einzelne ohne Pedanterei und Rechthaberei nachweisen. Es bedarf keiner willkürlichen und gebieterischen Gesetzgebung, um auch einem Nichtdichter begreiflich zu machen, daß und warum z. B. im Deutschen in einem tadellosen, wohlklingenden Verse auslautendes e nicht unmittelbar zusammenstoßen darf mit anlautendem e im nächsten Wort. Was von diesem gähnenden Zusammentreffen des e gilt, hat natürlich Geltung für alle übrigen Vokale und Diphthongen. Dieselben und ganz ähnliche Gesetze wie für die deutsche Dichtersprache gelten für die englische, die italienische, die spanische, ja, wie ich mir habe sagen lassen, selbst für die türkische und chinesische, die auch den Reim besitzen. Ein Zusammenstoß ungleichartiger Vokale dagegen im Auslaut des einen und im Anlaut des nächsten Wortes ist in den meisten Sprachen nicht

nur erlaubt, sondern kann unter Umständen sogar eine besonders schöne, dichterisch wirksame Klangfarbe erzeugen; in einigen anderen Sprachen ist dieses Zusammentreffen, also der sogen. Hiatus, gleichfalls erlaubt, nur wird, z. B. im Lateinischen und Italienischen, beim Zählen der Versfüße wie beim Lesen der Verse der vorangehende Vokal verschleift und mit dem nächsten zu einer einzigen Silbe zusammengezogen. Dieses Gesetz ist ein akustisches Naturgesetz und bedarf keiner tieferen Begründung.

Ein einziges Volk, das französische, hat ein durchaus abweichendes Gesetz über den Hiatus; wohlgemerkt aber: dieses Gesetz ist ein papiernes, von einem einzelnen wohlbekannten Gesetzgeber in einem bestimmten Jahre erlassenes. Seit Malherbes Gedichtesammlung (1600) mit der dazu gehörigen rechthaberischen Einleitung über die Gesetze französischer Prosodie gilt mit eherner Unerbittlichkeit für alle französischen Dichter ein Gesetz über, oder gegen, den sogenannten Hiatus, das auf keinerlei akustischer Grundlage beruht, das keiner wirklichen Empfindung für Wohlklang entstammt, sondern das tatsächlich nichts ist als die Schrulle eines zu seiner Zeit die Dichtkunst seines Landes tyrannisch beherrschenden Dichterlings; — der vor 300 Jahren gezogene Kreidestrich, den der gallische Hahn bis auf diesen Tag nicht zu überspringen gewagt hat. Ich habe so manches völkerpsychologische Werk über die Franzosen gelesen, von Karl Hillebrand und Fouillée, von Heine und Börne und von wie vielen anderen, — nirgends bin ich aber auf die Hervorhebung dieses für den französischen Volkscharakter so unvergleichlich bezeichnenden Zuges gestoßen. Die größten neueren Dichter, darunter solche von höchster Selbständigkeit und Unabhängigkeit, haben sich von dem zu ihrer Zeit 200—300 Jahre alten Kreidestrich Malherbes so bannen lassen, daß sie selbst gegen ihre ausgesprochene Überzeugung von der Entbehrlichkeit oder Unzweckmäßigkeit seiner Gesetze kaum eines zu übertreten sich erkühnt haben. Mit welchem ungeheuren Lärm ist vor mehr als 70 Jahren unter Victor Hugos Führung die Romantische Schule gegen den überkommenen Schlendrian vorgegangen! Liest man die Berichte, z. B. bei Theophile Gautier, über die berühmte Hernani-Schlacht am 25. Februar 1830 im Théâtre Français und über die Kämpfe, die ihr vorangingen und folgten, so sollte man meinen, die Romantiker mit Victor Hugo an ihrer Spitze hätten gründlich aufgeräumt mit den die französische Dichtung knebelnden papiernen Vorschriften. Sie haben sich allen bis auf eine einzige wie die Lämmer gefügt, und die Überschreitung des einen Verbots, des gegen das „Enjambement", hatte schon lange vor den Romantikern begonnen, denn Enjambements: Hinüberziehungen eines Alexandriners ohne Interpunktion am Schluß zum nächsten Alexandriner, lassen sich schon bei Corneille, Molière und Racine nachweisen. Im übrigen haben Klassiker wie Romantiker und nach ihnen auch die sogenannten „Parnassier" alle Regeln Malherbes wie das hypnotisierte Huhn sklavisch befolgt, ja die Parnassier unter der Führung von Banville haben die strengen Regeln Malherbes zum Teil noch verschärft.

Ein deutscher Leser und Freund der Dichtung, sogar mancher deutsche Kenner französischer Poesie, der die französische Versgesetzgebung nicht studiert hat, der eben Verse nur zum Vergnügen, nicht zu philologischer Belehrung liest, hat vielleicht noch nie bemerkt, welche Fußfallen und Halseisen auf den Wegen der französischen Dichtung liegen. Manches von dem, was ich jetzt anführen muß, wird ungelehrten Kennern französischer Dichtung unglaublich erscheinen. In keinem Vers eines großen französischen Dichters wird der Leser die harmlosen Wendungen „du bist, du hast, du liebst, es gibt" finden; tu es, tu as, tu aimes, il y a sind streng verbotene Zusammenstellungen, denn eine jede ist angeblich ein bei Strafe dichterischer Nichtigkeit verbotener „Hiatus"! Daß von einem Mißklang in diesen für jede und natürlich auch für die französische Sprache unentbehrlichen Wendungen keine Rede sein kann, das geben selbst französische Dichter zu; keiner aber hat durch die drei Jahrhunderte seit Malherbe ernstlich eine Auflehnung gegen diesen ungeheuerlichen Blödsinn gewagt. Man kann sich vorstellen, zu welchen Verrenkungen des Ausdrucks, zu welcher Wortmacherei ein Dichter greifen muß, um so unvermeidliche Wendungen wie „du bist", „du hast" u. s. w. zu umgehen. Man darf im französischen Vers nicht sagen: Mutter und Kinder — mère et enfants —, denn das wäre ein Hiatus. J'ai entendu, tu auras sind verboten. Ja, sagen die gebildeten Franzosen, die man auf diesen Unsinn hinweist, für das Ohr gibt es in der Tat keinen Hiatus, wohl aber für das Auge! Damit ist der Kern der Sache ausgesprochen. Die französische Versdichtung ist nicht für das Ohr, sie ist für das lesende Auge bestimmt; sie ist also papierne Dichtung. Die wohlklingendsten Zusammenstellungen sind verpönt, weil das philologisch lesende Auge zwei Vokale nebeneinander erblickt. Die Sache wird noch toller dadurch, daß die Franzosen sich, um überhaupt erlaubte Verse machen zu können, allerlei sogenannte „Lizenzen" gestatten, die aber gleichfalls durch starre Regeln wieder umgrenzt werden. Ein sogenannter Hiatus, das heißt Papierhiatus, ist erlaubt, wenn nach dem auslautenden Vokal ein stummes e oder ein stummer Konsonant folgt. Der Hiatus nach französischer Anschauung wird in Wahrheit hierdurch ja gar nicht beseitigt; wohl aber wird das Auge durch papierne Zeichen getröstet, und das genügt französischen Dichtern und Lesern. Erlaubt sind deswegen die Zusammenstellungen vie agréable, coup imprévu, joie excessive — dieses letzte sogar für das deutsche und jedes andere Gefühl ein wenig angenehmer Vokalzusammenstoß; dagegen ist ami agréable verboten. Aus dem gleichen Grunde ist clocher élevé erlaubt. Selbst eine so wenig wohlklingende Zusammenstellung wie au haut ist erlaubt, obgleich das h ebenso stumm ist, als ob es gar nicht dastände; es dient aber dazu, für das Auge den störenden papiernen Hiatus aufzuheben. Dagegen sind erbarmungslos verboten Wendungen wie et il dit.

Man braucht sich keine Mühe zu geben, einen Unsinn dieser Art durch Untersuchung als Unsinn zu erweisen. Versgesetze, die den Dichtern verbieten, „du bist, du hast, Mutter und Kinder" u. s. w. zu schreiben, sind schon hier-

durch als widersinnig erwiesen. Das Interessante hierbei ist aber, daß ein so kluges, dabei doch gewiß vor Revolutionen aller Art nicht ängstlich zurückscheuendes Volk wie die Franzosen sich Jahrhunderte hindurch diesem papiernen, die französische Dichtung unglaublich beengenden Tyrannen nahezu widerspruchslos gefügt hat. Sie haben Könige entthront und enthauptet, haben mehr Umwälzungen und Staatsstreiche aller Art in ihren Geschichtstafeln als irgend ein großes Volk der Welt; aber vor dem Gesetz über den Hiatus, der in Wahrheit kein Hiatus ist, sind sie allzumal gehorsame Lämmer.

Ein anderes, bei allen Völkern der Erde geltendes Gesetz über den Reim besagt: der höchste Wohlklang des Reims liegt gerade in dem Reiz zwischen Gleichheit und Verschiedenheit der Wortausgänge. Allzu große Gleichheit vermindert den Reiz, allzu große Ungleichheit desgleichen. Ein solches Gesetz, das für Völker mit so empfindlichem musikalischen Gehör wie die Deutschen und die Italiener seit Jahrhunderten gilt und das, wie leicht nachzuweisen, ein Naturgesetz ist, muß richtig sein. Weichen die Reimgesetze eines einzelnen Volkes hiervon gänzlich ab, wie das bei den Franzosen der Fall ist, so liegt hierin ein hinreichender Beweis für papierne Willkür. In der älteren französischen Versdichtung wird denn auch ungefähr ebenso gereimt wie in der italienischen damals und heute. Zum Teil durch den papiernen Dichter Malherbe, zum noch größeren Teil allerdings durch den Unverstand seiner Nachfolger haben die Regeln für den französischen Reim eine durchaus papierne Reimerei zur Folge gehabt. Die französischen Dichter haben sich von den Nichtdichtern vorschreiben lassen und befolgen es unverbrüchlich, daß der Reim, wie er bei allen anderen Völkern die Regel ist, beginnend also mit dem Gleichklang vom Vokal nach dem Anlautskonsonanten, eben nur zulässig ist, aber sie nennen ihn nur den „genügenden Reim" (rime suffisante); der vornehmere, den geschickteren Dichter zeigende Reim ist der reiche Reim (rime riche). Zu dem reicheren Reim gehört außer dem Gleichklang vom Inlautvokal ab noch ein vorangehender „Stützkonsonant" (consonne d'appui). Durch die Hinzunahme des Stützkonsonanten zum Reimgleichklang wird nun aber gerade gegen das Grundgesetz des wohllautenden Reims gröblich verstoßen. Den Franzosen klingt dieser Verstoß nicht als solcher ins Ohr, sondern sie halten ihn für einen besondern Genuß. Hier haben wir eines der lehrreichen Beispiele für das Entstehen von Geschmacksrichtungen durch Gewöhnung von Jugend auf. Die Franzosen finden diese häßlichen, weil überladenen Reime nur deshalb schöner, weil man sie ihnen von der Schulbank an als die vornehmeren angepriesen hat, ohne auf eine tiefere Wohllautbegründung einzugehen.

Aber mit dieser durchaus willkürlichen Gesetzgeberei begnügt sich die französische Reimlehre nicht. Viele der klügsten Franzosen, darunter viele Dichter, glauben im Ernst, eine der wichtigsten Bedingungen des Reizes aller Poesie liege in der „besiegten Schwierigkeit", wie der Fachausdruck bei ihnen lautet. Nun ließe sich ja auch hierfür einiges sagen, nur muß man dies dahin ein-

schränken: der Dichter soll die Schwierigkeiten von Reim und Rhythmus in der Tat bemeistern, aber so, daß man beim Lesen nichts von der dabei aufgewandten Mühe merkt. Französischen Gedichten, auch den besten, sieht man aber mit einem Blick auf die Reime überall die Mühseligkeit des Dichtens an, und in zahllosen Fällen kann man nachweisen, welche Weitschweifigkeiten und Abweichungen von dem natürlichsten Ausdruck der Dichter hat vollbringen müssen, um den verzwickten Regeln über den Reim — und nun gar über den Hiatus — zu gehorsamen. Eine der Reimregeln lautet: Männliche Ausgänge (mit dem Ton auf dem letzten Vokal) dürfen nicht mit weiblichen (mit tonlosem e) reimen. Die Aussprache unterscheidet bekanntlich nicht im mindesten zwischen fleuris und prairies; tut nichts, der französische Dichter singt ja nicht für das Ohr, sondern für das über Papier lesend hingleitende Auge. Nun könnte man noch zur äußersten Not für diese beengende Reimfessel anführen: auf der Bühne oder sonst in getragener, erhabener Sprache wird in Frankreich — wahrscheinlich aber durch die Reimregel erst veranlaßt — das tonlose e mitschwingend gesprochen; ein mir befreundeter französischer Dichter und ausgezeichneter Kenner der französischen Prosodie, Charles Marelle in Berlin, nennt Wörter dieser Art mit weiblichen Ausgängen sehr glücklich: Pedalwörter. Nicht das mindeste hingegen läßt sich sagen zur Verteidigung der anderen willkürlichen Reimfesseln: z. B. Wörter auf s, x oder z dürfen nur mit Wörtern auf s, x oder z reimen. Man darf reimen vous und roux, prix und ris; dagegen sind die Reime jour und discours, nez und allé streng verboten. Dasselbe sinnlose Verbot schließt den Reim zwischen Wörtern auf d und t mit ganz gleichlautenden, aber orthographisch anders endigenden Wörtern aus; nid und abri sind für den Reim unmöglich, dagegen sind nids und abris erlaubt. Verboten sind ferner die Reime von Wörtern auf c, g, q mit ganz gleichen, aber anders geschriebenen Auslauten; rang und sang reimen, rang und tyran sind verboten. Hiermit sind die selbstauferlegten, völlig grundlosen Reimschwierigkeiten noch lange nicht erschöpft; da ich aber keine prosodische, sondern eine völkerpsychologische Abhandlung mir vorgesetzt habe, so unterlasse ich die weitere Aufzählung all des Unsinns, den die Nichtdichter den Dichtern auferlegt haben und den sich die Dichter leider noch immer gefallen lassen.

Sprachgeschichtlich steht die Sache so, daß die Aufstellung dieser Strafgesetze für den reimenden Dichter durch Malherbe ursprünglich wohlbegründet war. Zu Malherbes Zeiten, an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, wurden nämlich die meisten französischen Auslautkonsonanten tatsächlich mitgesprochen; sie sind erst seit dem 18. Jahrhundert vollkommen verstummt. Da aber die französischen Dichter sich einmal daran gewöhnt hatten, für das Auge mehr als für das Ohr zu dichten, so ließen sie das Verbot ruhig weiter für sich gelten, und Vernunft ward Unsinn, Wohltat Plage.

Psychologisch im höchsten Grade merkwürdig, allerdings nur spaßhaft merkwürdig, ist nun das Bemühen der französischen Dichter, sich dem sie eng

umschließenden Netze hemmender Regeln und Verbote aller Art nicht durch eine kühne Tat der Befreiung, sondern durch allerlei kleine Listen zu entziehen. Sie haben für sich die sogenannten orthographischen Freiheiten (licences d'orthographe) zurecht gezimmert. Die Sache mutet einen an, wie der Schmuggel gegenüber einem allzu strengen Zollgesetz. Nur wenn man sich stets vor Augen hält, daß die französische Poesie sich an das lesende Auge wendet, versteht man diese kleinen, lächerlichen Schmuggeleien. Da in zahllosen Fällen das so notwendige Wort encore mit den Wörtern auf or oder mit cor nicht reimen würde, so hilft man sich aus der Not, indem man encor schreibt. Ein Franzose findet hieran gar nichts Lächerliches; einem deutschen Dichter erscheint dies recht wenig dichterisch. — Da ferner die Wörter auf oi mit den so notwendigen Zeitwortformen auf ois oder Wörter auf i mit Zeitwörtern auf is u. s. w. gemäß der Regel über s, x und z nicht reimen würden, so gestattet man sich, das s in der Schrift wegzulassen; dann hält man den Reim wieder für echt. Man sieht: alles nur fürs Papier, nichts fürs Ohr.

Endlich eine Abweichung von einem der bestbegründeten Reimgesetze aller Völker: bei Deutschen, Engländern, Italienern, Spaniern, Russen, kurz, bei allen reimenden Dichtervölkern sind vollkommen gleichlautende Wörter mit verschiedener Bedeutung keine Reime, mit Recht. Die französische Dichtung erlaubt diese Reime, verletzt eines der Urgesetze des dichterischen Wohllauts. Pas und pas („nicht" und „Schritt"), cœur und chœur gelten als vorzügliche Reime — nämlich für das Auge und für den Verstand; ein nichtfranzösisches Ohr wendet sich schaudernd davon.

Die Leser wissen, daß es in neuester Zeit in Frankreich eine Dichterschule gibt, die sich der unerhörtesten Kühnheiten rühmt: die sogenannten Dekadenten und Symbolisten. Sie sind die einzigen, die sich gegen die meisten der genannten Regeln über Hiatus und Reim zuweilen aufgelehnt haben. Ohne allen Erfolg; denn unter ihnen ist bis auf den heutigen Tag kein überragender Dichter erstanden, und nur ein großer Dichter wäre im stande, die zu eng gewordenen Formen der französischen Prosodie zu zerschlagen. Nicht die Auflehnung allein vermag hier zu helfen, sondern sie im Verein mit einer unleugbaren Dichterkraft. Alle großen französischen Dichter aus früherer Zeit haben sich unter das Joch der überkommenen Regeln gebeugt, Victor Hugo so gut wie Alfred de Musset, Musset allerdings nicht ohne gegen den Stachel zu löcken. In der Widmung zu seiner Dichtung: La coupe et les lèvres treibt er seinen Spaß mit der Regel über den Stützkonsonanten:

> Gloire aux auteurs nouveaux, qui veulent à la rime
> Une lettre de plus qu'il n'en fallait jadis!
> Bravo! c'est un bon clou de plus à la pensée.

Sogar über die strengen Regeln gegen den Hiatus hat er sich einmal wirklich in einem Verse hinweggesetzt, ein einziges Mal, aber — nur zum Spaß. Den Hiatus in dem Verse: „Ah! folle que tu es!" hat er nur be-

gangen, um gleich darauf scherzen zu können: „J'ai fait un hiatus indigne de pardon“ (in „Namouna“). Er selbst hat sich aber nie wieder unterfangen, diesen Hiatus zum zweitenmal und im Ernst zu begehen, und trotz Musset darf noch heute kein französischer Dichter, der ernst genommen werden will, du bist, du hast, du liebst im Verse sagen.

Ich habe diese Betrachtungen natürlich nicht angestellt, weil ich mir schmeichelte, auf die französische Verskunst den geringsten Einfluß zu üben; das ist auch gar nicht meines Amtes, denn was gehen uns Deutsche die Gesetze der französischen Prosodie an. Nur als einen der wunderlichsten Hinweise für die seelische Verfassung der geistig führenden Menschen in Frankreich habe ich in das Labyrinth französischer Verskunst einmal hineinleuchten wollen. Ich finde in den Regeln der französischen Prosodie fast alle Grundzüge des französischen Volkscharakters prächtig ausgebildet wieder.



# Mein Traum.

Nach Paul Verlaine
von
Hermann Hesse.

Ich träume wieder von der Unbekannten,
Die schon so oft im Traum vor mir gestanden.

Wir lieben uns. Sie streicht das wirre Haar
Mir aus der Stirn mit Händen wunderbar.

Und sie versteht mein rätselhaftes Wesen
Und kann in meinem dunklen Herzen lesen.

Du fragst mich: Ist sie blond? Ich weiß es nicht.
Doch wie ein Märchen ist ihr Angesicht.

Und wie sie heißt? Ich weiß nicht. Doch es klingt
Ihr Name süß, wie wenn die Ferne singt,

Wie Eines Name, den du Liebling heißt
Und den du ferne und verloren weißt.

Und ihrer Stimme Ton ist dunkelfarben
Wie Stimmen von Geliebten, die uns starben.





# Der Schultag des kleinen Erich.

## Aus dem Leben eines Berliner Sextaners.

Von

## W. Pfeifer.

I.

„Erich — nun paß mir schön auf! Träume nicht in der Stunde! — Iß dein Frühstück ordentlich auf! Du weißt, sonst wird Mama sehr böse. — Wenn du in der Pause auf den Hof gehst, so zieh den Überzieher an und die Gummischuhe! Hörst du, Erich? — So hör doch zu, wenn ich dir etwas sage! Mit deinen Freunden kannst du dich noch genug unterhalten. Also die Gummischuh'. Renne nicht auf dem Hofe, damit du dich nicht erhitzest! — Schreibe die Aufgaben ordentlich ein, — vergiß nichts, wie neulich, da hast du das Rechnen nicht aufgeschrieben. — Was hast du denn? So steh doch nur einen Augenblick still, wenn ich mit dir rede. — Also hörst du, aufpassen, Aufgaben einschreiben, die Gummischuh' nicht vergessen! — Und nun lauf, mein Junge!"

„Morgen!" brummt Erich, dreht sich rasch um und läuft zum Eingang des Gymnasiums.

„Dieser Junge!" ärgert sich Fräulein.

Sie atmet auf, als sie Erich den Rücken wendet und nach Hause geht. Alle Morgen derselbe Tanz! Ehe sie ihn aus dem Bette hat, ehe sie durchsetzt, daß er alle die von Mama eingeschärften Toilettenvorschriften befolgt, ehe sie ihn in seinen Kleidern hat! Und dann das Frühstück! Ob er wohl je dazu zu bewegen ist, seine Milch auszutrinken, oder seine Semmel zu essen? Alle Morgen dieselbe Trödelei, ehe man endlich in „der letzten Minute" fortkommt. Dann die Ungezogenheit auf der Straße: absichtlich läuft er langsam über den Damm, wenn ein Wagen oder ein Radfahrer vorbeifährt und Fräulein sich ängstigt

— und nicht wegzubringen ist er, wenn da ein Droschkengaul gefallen ist. — Na, Gott sei Dank! Er ist nun glücklich in der Schule und vor halb 2 Uhr kommt er nicht nach Hause!

Inzwischen hat Erich die Schulräume betreten; wie rasch er ablegt, Mütze und Überzieher an seinen Haken hängt, die Gummischuhe abstreift und auf ihren Platz stellt! Fräulein würde sich wundern. Wie höflich er sich vor dem aufsichtführenden Lehrer verbeugt und eher ängstlich als dreist zwischen seinen Mitschülern bewegt! Im Klassenzimmer setzt er sich schnell auf seinen Platz, zieht aus der Mappe das Buch heraus und überfliegt noch einmal das lateinische Pensum.

Jetzt läutet's. Herr Romanus, groß, kräftig, frisch, mit etwas martialischem Schnurrbart, tritt in die Tür. Erich schnellt von seinem Platze auf, die Hände gefaltet, den Blick scheu fragend dem Eintretenden zugewendet. Herr Romanus schließt die Tür, bleibt einen Augenblick stehen, überschaut mit strengem Blick seine Schar — alles in Ordnung — und geht mit raschem Schritt zum Katheder. Er betet — mit leichtem Anflug von schneidigem Ton, voller, lauter Stimme. — „Setzt euch!"

„Die Vokabeln." Frage — Antwort — Frage — Antwort — Frage — Antwort. Der Reihe nach — außer der Reihe, deutsch, lateinisch — lateinisch, deutsch. Erich wirbelt's im Kopf. „Wir konjugieren." Dasselbe Spiel. Frage — Antwort — Frage — Antwort, lateinische Formen — deutsche Formen. Herr Romanus ist zufrieden, er streicht sich vergnügt den Schnurrbart, er macht einen Witz, begeistertes Lachen schallt ihm entgegen. „Schlagt die Lesebücher auf!" Nun kann man etwas nachlassen. Es wird ein neuer Satz vorgenommen, gelesen, übersetzt, erklärt. Erich will aufpassen, aber seine Augen heben sich über die Zeilen und hasten auf Herrn Romanus' Krawatte; sie ist neu, Erich hat sie sogleich bemerkt, jetzt muß er sie genauer ansehen. „Hübsch!" denkt er, er findet alles hübsch an Herrn Romanus, denn er liebt ihn und bewundert ihn. — „Erich!" Wie ein ertappter Dieb springt er auf, die Augen irren über die Seite, alle Buchstaben verschwimmen. „Nun! Hast du wieder einmal geträumt? Du mußt dich an die Schule gewöhnen!" Erich schämt sich sehr; es gibt Momente, in denen es der heißeste Wunsch seines Herzens ist, im Lateinischen der Beste zu sein — nur Herrn Romanus zuliebe, besser als Schulze, der Primus — oder wenigstens ebensogut, d. h. beinahe ebensogut. Schulze weiß immer alles, Schulze gibt auch jetzt die richtige Antwort.

Auf die lateinische Stunde folgt nach kurzer Pause das Rechnen. Dr. Analysis unterrichtet wie Herr Romanus. Es muß alles Schlag auf Schlag gehen. „Nur nicht nachlassen!" ist sein Grundsatz. Es wird im Kopf gerechnet, die Zahlen schwirren durchs Zimmer, wie vorhin die lateinischen Vokabeln. „Was manche Jungens rechnen können!" erzählt Erich zu Hause, „Mama, du glaubst es gar nicht; da ist Schulze —". Richtig! wieder Schulze, der rechnet auch am besten. Da kann nun Erich gar nicht mit. Wenn er

noch eben anfängt zu rechnen, fahren schon rechts und links, vor und hinter ihm die Arme in die Höh'. Manche Jungen springen auch vom Platze auf, und die eifrigsten rufen: „Ich! Herr Doktor! Ich! Ich!" — „Nicht von den Plätzen aufstehen!" Erich kommt immer zu spät — und wie oft hat er falsch gerechnet. „Du mußt dich noch tüchtig anstrengen, wenn du mitkommen willst," bemerkt Dr. Analysis streng. Erich wird ganz kleinlaut, seine Augen werden feucht. „Na, Jung', nu weine nur nicht! Dadurch wird's nicht besser."

Um 10 Uhr ist große Pause. Man geht auf den Hof. In Erichs Herzen klingen noch Fräuleins Ermahnungen nach, folgsam nimmt er sein Überzieherchen vom Haken und versucht, es anzuziehen. Er ist langsam und ungeschickt, da er nicht gewohnt ist, ohne Hilfe auszukommen.

„Dir muß man wohl helfen?" sagt Herr Romanus gnädig, der auf dem Flur auf und ab geht, greift in den Kragen und hilft Erich in das Kleidungsstück. „Siehst du wohl. So geht's. Nun beeil dich, daß du auf den Hof kommst!" Vor Verlegenheit und Stolz errötend, verbeugt sich Erich tief, sehr tief und läuft mehr, als er geht. Darüber hat er die Gummischuhe vergessen, sie fallen ihm an der Hoftür ein, er will umkehren, um sie zu holen, aber er geniert sich, und übrigens überzeugt er sich, daß der Hof ganz trocken ist — einige kleine Pfützen ausgenommen. Er sieht die anderen essen und fängt nun auch an sein Butterbrot auszupacken.

„Bist wohl 'n kleines Mädchen, daß du 'nen Überzieher anhast?" schallt es ihm entgegen.

„Puh! mich schwitzt!" ruft ein dicker Junge, der neben ihm steht, und reißt seine Jacke auf.

„Ach, laßt den!" mischt sich ein dritter ein, „der hat noch ein Fräulein, die ihn führen muß".

„Sie führt mich gar nicht!" verteidigt sich Erich.

„Doch führt sie dich!" fällt ihn der Feindselige an. „Ich habe euch ja heut' morgen gesehen! Lüge doch nicht!"

Die andern höhnen und lachen, Erich verteidigt sich, aber die grausame Horde läßt nicht ab, bis es ihr zu langweilig wird. Erich weiß wohl, woher sich diese Feindschaft schreibt. Fräulein hat ihm einmal den Rat gegeben, die Jungen, die ihn nicht in Ruh ließen, dem Lehrer anzuzeigen, und er hat — ach, zu seinem Unheil! — den Rat befolgt. Fräulein ist an allem schuld. Alles in ihm lehnt sich gegen sie auf, er haßt sie in diesem Augenblick, er fühlt das Bedürfnis nach Ungehorsam gegen sie. Hat sie ihm nicht eingeschärft, sein Frühstück aufzuessen? — Sie soll sehen, wie viel er sich aus ihr macht. Er wird nicht mehr essen.

Nach der Pause folgt eine Schreibstunde bei Herrn Lengeke. Herr Lengeke ist ein alter, etwas altmodischer Herr, er hat seine festen Ansichten über die Kunst, die er lehrt. Erich, der lange zu Hause unterrichtet worden ist, kann ihm nichts recht machen. So oft er an sein Heft kommt, hat er zu

tadeln. Eben hat er Erich gescholten; was kann Erich aber dafür, daß er den Zeigefinger nicht streckt, wie Herr Lengeke verlangt? Es schreibt sich mit geknicktem Finger soviel besser. Jetzt sieht er dem alten Herrn nach, der nach vorn geht. Ein weißes Bändchen hat sich über den Kragen seines schwarzen Rocks geschoben und wackelt bei jedem Schritte mit. Erich bemerkt die kleine Unordnung, stößt seinen Nachbar Bruno an und zeigt sie ihm; beide kichern und flüstern einander zu; eben will Bruno wieder seinen anderen Nachbar anstoßen — da dreht sich Herr Lengeke um, sieht Erich lachen, fährt ihn an: „Hast du gesprochen?" Erich gesteht bebend. „Hat dein Nachbar gesprochen?" Erich verneint. Herr Lengeke macht Erich tüchtig herunter und schließt: „Ich schreibe dich ein." Erich bricht in helle Tränen aus, die zwischen den vor das Gesicht gehobenen Fingern hindurchquellen und auf das Blatt tropfen. Ihm ist immer die Schulstrafe als etwas besonders Schlimmes erschienen; Fräulein hat ihm gesagt: „Das darf bei dir nicht vorkommen!" Mama hat ihm immer von seinen beiden Cousins erzählt, Willy und Roby, „die nie, nie, niemals bestraft oder getadelt worden sind, die immer die artigsten, besten, klügsten Schüler gewesen sind." — „Klüger als Schulze?" hat Erich gefragt. — „Ja, klüger als Schulze, und so mußt du auch sein, das erwarte ich von dir." Erich ist der Meinung gewesen, ihm könne es gar nicht zustoßen, daß er einen Tadel bekomme. Und nun kann das so schnell kommen. Eigentlich hat er doch gar nichts getan. Das bißchen Lachen! — Aber er ist eingeschrieben, Herr Lengeke hat sich aufs Katheder gesetzt, ihm einen Zornesblick zugeschleudert und geschrieben. Erich ist eingeschrieben — das ist gewiß. Trübe und langsam schleicht die Stunde ihrem Ende zu.

In der kurzen Pause zischeln die kleinen Nattern Erich zu: „Warte, wenn Herr Romanus den Tadel sieht! Der wird dir noch eine Stunde Nachbleiben zugeben. Neulich hat er's gesagt: Wer im Schreiben eingeschrieben wird, erhält noch eine Strafe von mir."

Erichs Tränen quellen von neuem. Jetzt kommt Herr Romanus, nicht mehr so elastisch wie um 8 Uhr, sieht den Tadel im Klassenbuch, ein dunkler Schatten zieht über seine Stirn: „Erich, du? — Was ist denn gewesen?" Erich kann nicht sprechen, das ist ja das Schlimmste, daß Herr Romanus ‚böse' geworden ist und nun wahrscheinlich eine verschärfte Strafe zudiktieren wird. Indessen, er läßt es diesmal noch dabei bewenden, nur wiederholt er seine Drohung. Aber Erich fühlt, es steht etwas zwischen ihm und Herrn Romanus.

Um 12 Uhr hat sich Erich ein wenig beruhigt. Seine Tränen sind getrocknet; aber er hat die guten Ermahnungen vom Morgen so vollständig vergessen, daß er weder an Überschuh' noch an Mantel denkt. Sehr gedrückt schleicht er, einer der Letzten, auf den Hof. Da stehen schon die andern, sie werden wieder über ihn herfallen; er hört, wie Bruno die Geschichte aus der Schreibstunde erzählt; er will sich vorüberdrücken, aber er kann nicht gut vorbei:

„Nur gut," sagt Bruno eben, „daß er mich nicht verpetzt hat!"

Da geschieht etwas Wunderbares.

„Hat er nicht gepetzt?" fragt der große Robert, der eben hinzugetreten ist.

„Nein," versichert Bruno.

„Wo ist er denn?" fragt Robert.

„Da geht er ja!"

Nun kommt der herrliche Augenblick.

Robert, der große Robert, der stärkste Schüler in der ganzen Sexta, der beste Turner, der anerkannte Führer, mit dem es nicht einmal die Quartaner aufnehmen, Robert, begleitet von der halben Klasse, wie ein germanischer Volkskönig an der Spitze seines Gefolges, geht auf Erich zu und —

„Na, Erich, das war recht, daß du nicht gepetzt hast! Nu, weine nur nicht über deinen Tadel. So 'n Tadel, was ist denn da Schlimmes! Wie viele habe ich schon gehabt, wie viele habe ich schon gehabt! (Er tut, als wüßt' er's nicht.) Die vergißt man gleich! Und um so 'n Tadel von Scribax — das ist gar nichts, das brauchst du zu Hause gar nicht zu erzählen, da gehst du vor Weihnachten hin und bittest ihn, daß er dir den Tadel streicht, der tut's schon, dann steht er nicht auf der Zensur und deine Eltern merken gar nichts."

„So mach' ich's immer," bestätigt einer aus dem Kreise.

„So machen wir's alle," nimmt Robert wieder das Wort. „Nu kommt, Kinders, nu wird Jagd gespielt, Dr. Analysis hat Aufsicht, der erlaubt's. Hast du schon mal mitgespielt, Erich?"

„Nein."

„Na, dann bleibe immer bei mir, dann lernst du's. Nu los! Wer ist Jäger?"

Nun wird Jagd gespielt. Erich spielt mit — zum ersten Male. — Wie ihm ums Herz ist! Wie oft hat er artig, bescheiden, sehnsüchtig dabeigestanden und zugesehen. Und nun darf er mitspielen! Robert, der große Robert, der Stärkste aus der ganzen Sexta, mit dem selbst die großen Quartaner nicht anbinden, Robert selbst hat ihn aufgefordert. Erich fühlt sich wie zum Ritter geschlagen. Mit glühenden Backen, mit Jauchzen und Schreien tollt er immer hinter dem großen Robert her, patscht durch die Pfützen, daß die Tropfen weit herumspritzen, fällt der Länge nach hin, steht auf, sieht so fürchterlich aus, daß Dr. Analysis ihn nach Hause schicken will.

„Ach nein," sagt Erich, „das schadet gar nichts," und seine Augen leuchten.

Endlich läutet's. Von ihren Heldentaten erzählend, schreiend, gehen sie in die Klasse. Mit hochroten Backen sitzt Erich da. Er kann überhaupt nicht zuhören. Seine Gedanken sind bei der Jagd, seine Phantasie malt glühende Bilder von Heldentaten aus. Er hört nichts. Schulze weiß alles, aber Schulze hat nicht mitgespielt. Schulze — ja was ist denn eigentlich Schulze gegen Robert? — Und wenn sie morgen wieder anfangen, ihn mit Fräulein zu

necken, so wird er seine Fäuste brauchen, Robert wird schon helfen — und jedenfalls — das steht fest, anfassen, führen darf ihn Fräulein nicht mehr. — Die Fragen, die Antworten wallen an seinen Ohren vorüber wie leere Schalle. — Heimatskunde: Unter den Linden, Weidendammer Brücke, Spree, Treptow u. s. w. Eine Frage trifft ihn, zufällig weiß er die Antwort, nach einiger Zeit eine zweite, er hat sie gar nicht gehört, verwirrt steht er auf, da — ein Wispern hinter ihm, ein Wispern, ganz deutlich: „Lausitzer Gebirge.“ Etwas zaghaft bringt Erich heraus: „Lausitzer Gebirge.“

„Na ja!“ ermuntert der Lehrer. „Ist ja richtig! Nur laut, laut!“

Und Erich wiederholt laut und deutlich: „Lausitzer Gebirge.“

Er wird gelobt und setzt sich. Ist eine herrliche Sache, das Vorsagen; ist zwar verboten, aber doch! Und an allem ist Robert, der große Robert, schuld. Früher, als der sich noch nicht um ihn kümmerte, haben ihm die Jungens nie vorgesagt; seit er Jagd mitspielen darf, seitdem ist er richtiger Sextaner, und nun sagen sie ihm sogar vor. — Die Augen wandern von der Karte zum Fenster, in das Wirrsal der tausend kleinen, unbelaubten Zweige eines Baums, der auf dem Schulhofe, gerade vor dem Fenster steht, dort bleiben sie hängen. Ein Spatzenschwarm fällt ein. Erich weiß wohl, wo sie herkommen. Die picken nach den Pausen die Brocken von dem Frühstück der Schüler auf. Gewiß ist eben jemand über den Hof gegangen und hat sie aufgescheucht. Jetzt ist er vorübergegangen, die Spatzen fliegen auf und entschwinden Erichs Blicken. Fräulein fällt ihm ein mit ihrem: „Erich, iß dein Frühstück auf!“ Heute hat er weniger gegessen als sonst. Aber die Spatzen haben glückliche Gedanken in ihm geweckt: er wird sein Butterbrot hernach auf den Hof werfen.

„Erich, du sollst nicht zum Fenster hinaussehen!“ dröhnt es in sein Ohr.

Blitzschnell fährt der kleine Kopf herum; die wandernden Gedanken werden ein paar Minuten auf die Ober- oder Niederlausitz festgelegt.

Robert muß an die Karte vortreten, um zu zeigen.

Wie groß Robert ist! fast so groß wie der Dr. Müller. Dr. Müller ist freilich eher klein, als groß, aber dennoch!

Jetzt ist Robert fertig, er dreht sich um und geht auf seinen Platz. Wahrhaftig, er blinzelt dem kleinen Erich zu, Erich ist ganz entzückt, er strahlt, wie wenn ihn Herr Romanus gelobt hätte, und eigentlich ist ein Zunicken vom großen Robert noch schöner. Was die Lehrer nur gegen ihn haben? Freilich, er ist keiner von den Besten in der Klasse, aber er ist doch so groß, so stark — und die Quartaner fürchten sich vor ihm.

Die Stunde geht zu Ende, Erich kritzelt etwas in sein Aufgabenbuch, er ist viel zu erregt, als daß er ruhig und ordentlich schreiben könnte.

Endlich ist's 1 Uhr. Die Schule ist aus.

Sie ziehen sich an, sie gehen nach Hause. Erich hält sich zum großen Robert. Der große Robert ficht noch einen Kampf aus mit einem ganz großen

Schüler. Leider bleibt es bei einem Redekampf, denn als eben die ersten Rempeleien beginnen, kommt ein Lehrer in Sicht, die Kampfbereiten ziehen vor auseinanderzutreten, und das Schauspiel, auf das die Augen der Welt warten, geht nicht in Szene.

An der nächsten Ecke trennt sich Robert, er gibt Erich die Hand, Erich schaut ihm stolz nach und bewundert den Davonschreitenden noch einmal, als er kühn einen großen Fleischerhund neckend aus seiner Ruhe aufstört. (Den Beißkorb will Erich nicht sehen.) Dann verschwindet Robert.

Heimwärts geht Erich ohne Fräulein, anfangs mit mehreren Freunden, das letzte Stück des Wegs allein; bald rennt er eine Strecke, bald bleibt er stehen. Was werden sie sagen, wenn er erzählt, daß er Jagd mitgespielt hat? — Plötzlich schießt's ihm durch den Sinn: er hat ja einen Tadel bekommen! — Aber Robert, der große Robert, ist nun sein Freund!

## II.

In einem sehr eleganten Boudoir liegt Erichs Mutter auf ihrer Chaiselongue und liest. Eine schöne Frau. Als sie ihren Sohn in die Wohnung eintreten hört, legt sie ein Zeichen in das Buch, schließt es, legt es zur Seite auf das türkische Tischchen und wendet sich dem Eintretenden zu.

„Guten Morgen, Liebling!“ ruft sie ihm entgegen, noch ehe sie ihn sehen kann.

„Mama, heute habe ich Jagd mitgespielt!“

„Aber Erich, wie siehst du aus! Gleich geh hinaus und laß dich abbürsten! Und mit Gummischuhen kommst du herein! Du beschmutzt mir den Teppich! Gummischuh' gehören ins Entree; wie oft soll ich dir das sagen? Gleich geh hinaus! Wann wirst du lernen, dich manierlich zu betragen!“

Draußen steht Karl, der Diener.

„Junge, wie siehst du aus!“ sagt er, während er bürstet. „Mama ist natürlich sehr böse geworden, wie sie dich gesehen hat. Ich hab's dir ja gleich gesagt, aber du mußt natürlich gleich hineinstürmen!“

„Karl, heute haben wir Jagd gespielt auf dem Hofe, aber fein, sag' ich dir.“

„So! Na, das merkt man. Bis an den Kragen ist es raufgespritzt.“

„Schadet nichts!“

„Dir natürlich nicht, denn du bürstest ja den Schmutz nicht wieder ab.“

„Karl, hast du als Junge auch Jagd gespielt?“

„Natürlich. — Herrjemine, und du hast wohl auch keine Gummischuhe angehabt! Wie soll denn einer deine Stiebeln wieder reine kriegen?“

„Karl, kennst du Robert Mullack?“

„Robert Mullack? Nee — was ist denn das für einer?“

„Robert Mullack, das ist einer, sag' ich dir. Weißt du, Karl, ich glaube, mit dem wirst du nicht fertig.“

„Na, na!“

Eine Tür tut sich auf.

„Nun, Erich, bist du fertig?“ fragt Mama. „Er war wohl in einem schrecklichen Zustand, Karl?“

„’s geht schon, gnädige Frau. So, nun kannst du gehen.“

Mutter und Sohn kehren ins Boudoir zurück.

„Mama,“ sagt Erich, „ich habe heute Jagd mitgespielt.“

„Was ist denn das, Erich?“

„Weißt du, Mama, einer ist der Jäger, der jagt die anderen; die anderen dürfen sich von ihm nicht fangen lassen — wenn er einen fängt, muß er ihn festhalten — dann ist der sein Hund und muß ihm fangen helfen. Zuletzt da muß man aufpassen — da weiß man gar nicht, wer alles Hund ist und wer nicht.“

„So? Und ist denn das Spiel erlaubt?“

„Die meisten erlauben es.“

„Dabei hetzt ihr wohl tüchtig?“

„Aber fein, Mama.“

„Erich, du weißt, ich will das ungesittete Hetzen, Jagen und Toben nicht. Dabei wirst du dich so beschmutzt haben.“

„Ich bin bloß hingefallen.“

„Siehst du. Das ist ja noch besser. Ich will das nicht haben. Ich verbiete dir, solche Spiele mitzuspielen.“

„Aber, Mama, alle anderen Jungen —“

„Was alle anderen Jungen tun, ist mir gleichgültig, du wirst nicht mitspielen. Nun brumme nicht! — Ist sonst alles gut gegangen?“

Das trotzige Gesichtchen wird um einen Schatten dunkler. Der Tadel — ja, was hatte doch Robert gesagt: Das ist ja nichts — Roberts Mama wird gewiß nicht so streng sein. Soll er denn etwas sagen?

„Fehlt dir etwas?“ fragt die Mutter eindringend.

„Nein.“

„Hast du Kopfschmerzen?“

„Nein.“

„Nun, so rede doch in aller Welt. Was ist dir denn? Laß mich nicht so lange fragen! — Was hast du? — War in der Schule etwas?“

Erich steht da, den Blick zu Boden gesenkt, langsam quillt eine dicke Träne zwischen den Lidern hervor.

„Was ist dir?“ fragt die Mutter, den Liebling mit den Armen umschließend, nun wirklich besorgt.

Endlich ringt sich langsam, abgebrochen ein Geständnis empor.

Mama ist außer sich. Außer sich, als sie den Grund der Bestrafung erfährt. Mit Stolz und Genugtuung hat sie immer die Schmeicheleien guter Freunde und Freundinnen über Erichs Wohlerzogenheit gehört. Und nun? Dahin! Sie wird sehr heftig.

„Aber, Mama,“ sagt Erich, „es war ja eigentlich gar nichts.“

Ihre Heftigkeit wächst — sie braucht starke Worte. In Erich setzt sich das Gefühl fest, daß er ungerecht leide. Der weiche Zug der Reue, der bei dem Geständnis auf dem Gesichtchen erschien, verschwindet; es nimmt einen trotzigen Ausdruck an.

„Mama, sie machen alle Unsinn bei Herrn Lengeke.“

„Was gehen dich die anderen an? Du sollst dich artig und gesittet aufführen — das verlange ich von dir.“

Man hört Karl in das Nebenzimmer eintreten.

„Nun geh, wasch dir die Hände und komm mit reinen Händen zum Frühstück! Verstehst du, ganz reinen Händen!“

Erich geht, er begegnet Karl, der ihm einen strengen Blick zuwirft, als wollte er sagen: „Siehst du wohl, da hast du's nun tüchtig bekommen.“

Aber Erich bemerkt ihn nicht und geht mit trotzig erhobenem Kopfe vorüber.

* * *

Am Frühstückstisch, an dem sie zu dreien sitzen, Mama, Fräulein und Erich, herrscht schwüle Stimmung. Der Tadel, Vorwürfe, Ermahnungen zum Geradesitzen und Manierlichessen bilden das nicht sehr vergnügliche Thema der Unterhaltung.

Nach dem Frühstück gehen Fräulein und Erich spazieren. Dazu muß er sich umkleiden. Eine abscheuliche Prozedur, dieses Knöpfen und Basteln an einem herum!

Marie bringt die Knöpfstiefel.

„Die zieh' ich nicht an, die drücken. Ich will die Schnürstiefel haben.“

Marie schimpft und bringt die Schnürstiefel. Erich nimmt sie aus der Hand, besieht sie von allen Seiten.

„Schlecht geputzt! Putzen Sie die noch einmal!“

Marie ist wütend.

„Sie verstehen nichts. Putzen Sie noch einmal. Dann will ich sie anziehen!“

„Du niederträchtiger Junge! Eine Tracht Prügel müßtest du haben, aber nicht zu wenig!“

„Sie haben nichts zu sagen.“

Marie schimpft, will kündigen, nimmt aber die Stiefel mit, um sie zu putzen.

Fräulein bringt den Überzieher.

„Haben Sie mir den Knopf anders angenäht?“

„Ja, ja, Erich, komm!“

„Zeigen Sie mal her!“

„Erich, der Knopf ist umgesetzt worden. Komm, zieh an. Sperr dich nicht!“

„Erst will ich sehen!“

„Du bist ungezogen, Erich,“ sagt Fräulein, zeigt ihm aber doch den in Rede stehenden Knopf und die Änderung — und Erich geruht, den Überzieher anzuziehen.

„Wissen Sie, wer das ist?“ fragt Erich und deutet auf eine Photographie an der Wand.

„Ich glaube, es ist der Onkel Ferdinand!“

„Ich will ihn mal ansehen,“ erklärt Erich, zieht sich einen Stuhl heran, steigt hinauf und besieht das Bild. „Hat der ein komisches Gesicht!“

„Komm herunter, Erich, halt uns nicht auf!“

„Ach, Fräulein, sehen Sie doch selber, wirklich zu komisch!“

Fräulein drängt, bittet, droht, der junge Herr bleibt oben.

Die Tür wird aufgerissen, herein fliegen die Stiefel.

„Bringen Sie die Stiefel ordentlich herein!“

„Kujonieren lassen“ — hört man Marie brummen. Krachend fällt die Tür ins Schloß.

„Ich werde's Mama sagen,“ erklärt Erich entrüstet und steigt herab.

„Erich, du bist sehr ungezogen gegen Marie, die ihre Arbeit ordentlich tut.“

„Papa sagt, sie versteht nichts.“

„Das kann Papa sagen; du aber nicht.“

„Wenn's Papa sagt, so wird's wohl richtig sein.“

„Ach komm, komm, daß wir fertig werden! — Papa kann das sagen, aber es gehört sich nicht, daß ein so kleiner Junge, wie du, dergleichen sagt.“

Die folgende Stunde ist der Erholung in frischer Luft gewidmet — unter den vielen „schrecklichen“ Stunden des Tages nicht die am wenigsten „schreckliche“ für Erich. Dieses Anständig-und-sittsam-gehen-müssen! Und dann — alle Minuten stehen bleiben, wenn irgend eine Dame sich bei Fräulein nach Mama erkundigt und den „süßen Liebling“ bewundert, oder gar, wenn Fräulein Bäumler, gleichfalls Erzieherin und Fräulein Neumanns Freundin, ihnen begegnet, dann gehen die beiden jungen Damen zusammen, und Erich hat das Unglück, mit der kleinen Eva gehen zu müssen, und was in aller Welt soll man mit einem „dummen Mädchen“ anfangen?

Und immer denselben Weg: Siegesallee — Tiergartenstraße, immer die vielen langweiligen Menschen! Will man sich ja einmal ein bißchen unterhalten und geht an der Einfassung des Rasens entlang und tippt mit der Fußspitze an die eisernen Säulchen, so heißt es: „Erich, komm her!“ Und liegt einmal ein Steinchen im Wege, und fängt man an, es mit dem Fuße vorwärts zu stoßen, so heißt es: „Erich, laß das!“ Wird's einmal etwas menschenleerer und rennt man ein wenig: „Erich, erhitz dich nicht!“ Und kommen einmal ein paar Reiter, und man tritt an die Bordschwelle, um die hübschen Pferde genauer zu sehen, so kommt Fräulein gewiß angestürzt und reißt einen bei der Hand zurück: „Erich, du bist zu ungezogen! Du wirst noch mal überritten werden!“ Und fällt einem einmal etwas Hübsches ein und man geht mit gesenktem Kopfe, um sich's zu überlegen, so wird man aufgestört: „Erich, paß auf, du wirst den Herrn da gleich umrennen!“ Und

kommen dann gar ein paar Mitschüler — natürlich ohne Fräulein — und gehen einen Weg, den „wir nie gehen", soll man da nicht Fräulein zum Kuckuck wünschen!

Das Beste an dieser Erholung in der frischen Luft ist, daß man nach einer gewissen Zeit den Punkt erreicht, an dem man wieder umkehrt!

In einer Straße, die sie auf dem Rückweg durchschreiten, wird asphaltiert. Fräulein geht voraus und Erich bleibt stehen. Wie die Männer arbeiten! Mit welcher Wucht sie die heiße Erde zusammenstoßen! Wie die Muskeln der sehnigen Arme springen! Dazu die merkwürdige Walze mit dem Korb voll glühenden Koks in der Mitte — das lodernde Feuer unter dem schwarzen Kessel, der wallende Rauch und der merkwürdige Geruch! Wer da auch mitstehen und mitstampfen könnte! Ohne Rock, die Hemdärmel aufgekrempelt, in Holzpantinen! — Stundenlang könnte man stehen und zusehen. Erich ist ganz versunken.

Natürlich erscheint Fräulein nach einiger Zeit und holt ihn weg. Sie hält ihn bei der Hand. „Du sollst nicht auf der Straße stehen bleiben. Wie oft hat dir das Mama schon gesagt!"

„Lassen Sie mich los! Sie sollen mich nicht mehr an der Hand führen! Ich bin groß genug, um allein zu gehen!"

„Vor allem sollst du gehorchen!"

Fräulein läßt ihn nicht los. Er sträubt sich. Sie zerrt ihn hinter sich her wie einen widerspenstigen Teckel, und damit erreicht nun die „Erholung in freier Luft" ihr Ende.

Zu Hause wartet Fräulein Cäcilie schon, eine hochgradig bleichsüchtige junge Dame mit großen, matten Augen, die Klavierstunden gibt. Erich ist ersichtlich unmusikalisch; aber Mama wünscht, daß er Klavierspielen lernt. Fräulein Cäcilie ist zu sehr daran gewöhnt, wenig veranlagte Kinder zu unterrichten, als daß sie über Erich besonders unglücklich wäre. Quälen wir uns also beide!

„Wie hat er seine Sache gemacht?" fragt die Frau des Hauses.

„Es ging heute ganz leidlich." Fräulein Cäcilie will die gutbezahlte Stunde nicht gern verlieren, erkennt also immer an, wenn irgend Anerkennung möglich ist. „Etwas mehr zu üben fände sich wohl keine Zeit?"

„Das wird sich schlecht ermöglichen lassen, Erichs Zeit ist so besetzt."

„Leider ist das überall so, und der Musikunterricht muß ja immer nachstehen."

Erich hört voll Spannung zu; seine einzige Befürchtung ist, Mama möchte noch irgend eine halbe Stunde ausfindig machen, die er auf die verhaßten Übungen verwenden könnte.

„Ich lerne nicht Musik; ich will nicht Musik lernen."

„Ach papperlapapp! Du wirst mir später einmal sehr dankbar sein! Und übrigens tust du, was dir aufgegeben wird."

* * *

Seit Erich zu Michaelis das schlechte Zeugnis mit nach Hause gebracht und seine Lehrer erklärt haben, es sei sehr fraglich, ob er die Versetzung zu Ostern erreichen werde, hat er Nachhilfestunde.

Herr stud. phil. Armbrecht kommt alle Nachmittage, wiederholt, übt ein, überwacht die Anfertigung der häuslichen Arbeiten. Studiosus Armbrecht hält es für einen Beweis für die tiefe Gerechtigkeit der Weltordnung, daß reiche Leute Kinder haben, die Privatstunde brauchen, so daß ein unvermögender Studierender dadurch in die Lage kommt, seinen Unterhalt zu verdienen, und, wenn er's versteht, reichlich und gut zu verdienen. Er ist sich völlig klar über das, was verlangt wird: Erich muß vorwärts, es mag biegen oder brechen, und — es darf nichts vorkommen. Und Erich macht Fortschritte, seit er Nachhilfestunde hat, und über die häuslichen Arbeiten ist nicht wieder geklagt worden.

Er spricht mit Erich ein paar herablassende Worte, dann nimmt er das Lateinische vor und beginnt den Drill — unerbittlich.

„Ich übe die ganze Stunde Formen mit dir, Erich, wenn du dich nicht zusammennimmst, dann kannst du die übrigen Arbeiten abends nach Tisch anfertigen. Du weißt, ich spaße nicht.“

Ach, leider weiß das Erich, und er nimmt sich zusammen und bringt die geforderten Formen endlich fehlerlos und Schlag auf Schlag.

„Siehst du wohl, wenn du nur willst! — So! — Was ist aufgegeben?“

Erich atmet auf. Aus dem Fegefeuer ist er heraus.

Mama bittet Herrn Armbrecht auf einen Augenblick ins Nebenzimmer. Das unverhoffte Glück der kurzen Muße benutzt Erich — trotz Herrn Armbrechts „Arbeite ruhig weiter!“ —, um einen schönen Reiter hinten in sein Diarium zu kritzeln. Herr Armbrecht erfährt das Unglück vom Vormittag. Froh, daß es nicht in sein Ressort fällt, lächelt er ein wenig und versucht, einer milderen Auffassung das Wort zu reden. Sowie er aber sieht, daß die gnädige Frau keine Lust hat, sich seiner Beurteilung anzuschließen, wird er sehr ernst.

„Mich beunruhigt diese Dummheit meines Jungen; man weiß nicht, wie seine Lehrer darüber denken, und schließlich schadet's ihm noch bei seiner Versetzung. Würden Sie wohl einmal mit seinem Ordinarius Rücksprache nehmen? Sie waren schon einmal so freundlich.“

„Sehr gern, gnädige Frau. Nur möchte ich vielleicht noch ein paar Tage warten. Es sind erst vierzehn Tage her, daß ich mit Herrn Dr. Romanus über Erich gesprochen habe. Und kommt man zu oft, so ist's auch nicht recht.“

Das sieht die Dame ein; sie dankt Herrn Armbrecht für seine Gefälligkeit und möchte nicht länger stören.

Herr Armbrecht denkt, das Fräulein scheint mit Erich nicht mehr recht fertig zu werden; dann wird „Sie“ wohl einen Hauslehrer nehmen — und warum solltest d u nicht?

## III.

Es geht auf 1/26 Uhr, der Hausherr kommt vom Bureau zurück.

„Wo ist Erich?“ lautet die erste Frage.

„Er arbeitet noch.“

„Er arbeitet noch,“ wiederholt er und sieht nach der Uhr. „Der arme Kerl! Hat er denn so viel auf?“

„Er hatte heute nachmittag Klavierstunde.“

„Diese Klimperei! Er lernt ja doch nichts, er hat ja ebensowenig Talent dafür wie sein Vater.“

„Übrigens hat dein Sohn heute in der Schule einen Tadel bekommen.“

„Was ist denn das — ein Tadel?“

„Er hat sich ungehörig betragen und ist deswegen ins Klassenbuch eingeschrieben worden. Es wird ihm die Weihnachtszensur verderben.“

„Jessas! Was hat er denn verbrochen?“

Frau Elsa erzählt.

„Das ist alles?“ lacht er laut heraus.

„Erlaube, ich finde, es ist eine arge Ungehörigkeit, wenn sich Erich das gegen einen seiner Lehrer, einen alten Herrn meines Wissens, herausnimmt. Ich möchte dich bitten, lieber Walter, ein ernstes Wort deswegen mit ihm zu sprechen.“

„Aber, liebste Elsa! Wegen dieser Quakelei?“

„Es scheint mir durchaus keine Quakelei zu sein, wie du's zu nennen beliebst. Ich finde es sehr ungehörig. Und abgesehen davon, so ist es doch wirklich ganz unnütz, daß dergleichen vorkommt. Wozu verdirbt sich der Junge seine Zensur im Betragen, da er in seinen Leistungen schon so schwach ist? Weißt du, wie seine Lehrer darüber denken? Wenn er nun deswegen sitzen bleibt? Du lachst. Kurz und gut und abgesehen von allem anderen, ich will nicht, daß mein Sohn in den Ruf schlechter Erziehung kommt. Ich halte es für das beste, gleich beim ersten Fall ihm energische Vorhaltungen zu machen. Also bitte — nicht wahr, lieber Walter?“

„Na ja, meinetwegen — aber, bitte, nach Tische. Ich bin etwas abgespannt, habe heute abend noch eine Sitzung und möchte darum vor Tische noch etwas ruhen. Wir essen doch pünktlich?“

* * *

Erich hätte gern bei Tisch dem Vater von der Jagd und vom großen Robert erzählt, aber Papa war einsilbig und schien verstimmt. Er wußte offenbar schon von dem Vergehen. Erich wurde ängstlich. Er hatte immer noch gehofft, Papa würde vielleicht nicht so sehr böse sein; aber wenn er ihn ansah, sah er nichts als ein ernstes Gesicht, keinen Schein der gewohnten Heiterkeit und Güte. Offenbar war er sehr böse. Erich wurde still und in sich gekehrt.

Zwischen den Erwachsenen kam kein Gespräch in Gang; so blieb der Regen guter Ermahnungen, den Mama und Fräulein über ihn ausschütteten, Erichs einzige Unterhaltung.

Man erhebt sich.

„Du kommst mit in mein Zimmer," sagt Papa.

„Das klang nicht sehr böse," denkt Erich und hüpft voraus.

Mama zieht sich zurück, so sind Papa und Erich allein.

Es ist ein behaglicher Raum, das Herrenzimmer, eine ansehnliche Bibliothek, bequeme, etwas schwere Möbel. Alles Licht geht vom Kaminfeuer aus. Papa nimmt das Schüreisen und schürt das Feuer. Die Kohlen fangen an, lustig zu prasseln. Papa setzt sich in den bequemen Lehnstuhl zur Seite des Kamins, starrt in die Glut und schweigt. Erich bleibt noch ein Weilchen stehen, die Augen auf das Feuer geheftet, dann setzt er sich und wendet den Blick dem Vater zu. Er wird wieder unsicher. Eine lange, lange Pause tritt ein.

Endlich sieht ihn Papa an. „Erich?"

Das Herz fängt an, ein wenig zu klopfen. „Papa?"

„Was ist denn heute in der Schule gewesen?"

„Ach — Herr Lengeke — ging in der Klasse auf und ab, und als er mir den Rücken zuwendete, da sah ich, daß ein weißes Bändchen hinten über seinen Rockkragen hervorstand — und — da lachte ich."

„War denn das so lächerlich?"

Erich schweigt. Er fühlt, wie die Tränen aufsteigen.

„Und als du lachtest, sah er dich?"

„Ja."

„Und gab dir einen Tadel."

Erich kann nicht mehr sprechen, die Tränen rollen ihm über die Backen; er nickt.

„Weißt du, Erich, diese Dummheiten unterlasse! Damit betrübst du nur deine Mama."

Papa schweigt, lehnt den Kopf zurück und schließt die Augen. Erich sieht vor sich hin, die Tränen rollen über die Backen, er wischt sie nicht ab, sie tropfen zu Boden.

Karl kommt, zündet eine Gasflamme an, präsentiert dem Herrn eine Tasse Kaffee. Papa nimmt sie von dem Brett, setzt sie neben sich auf ein Tischchen, nimmt eine Zigarre aus dem Etui, schneidet die Spitze ab, behält sie zwischen den Fingern, lehnt den Kopf zurück, die Augen geschlossen.

Erichs Tränen fangen an, seltener zu fließen. Er zieht sein Taschentuch hervor, trocknet die Augen, schneuzt sich und sieht den Vater an. Der scheint zu schlafen.

Erich steht vom Stuhle auf, leise; leise geht er auf den Zehen durchs Zimmer zum Schreibtisch und fängt an, im Papierkorb zu kramen. Er entdeckt ein großes Aktenkuvert, zieht es heraus, besieht es von allen Seiten. Ob er's darf?

Papa hat den Kopf ihm zugewendet und folgt allen seinen Bewegungen. „Was hast du denn da?"

Erich fährt leicht zusammen. „Ach, nur ein Kuvert. Darf ich?"

„Zeig mal her!"

Erich kommt. Der Vater legt den Arm um ihn. „Nicht wahr, du bist nun vernünftig?"

„Ja," haucht Erich beschämt.

„Dann gib mir einen Kuß!"

Der Friede ist geschlossen. Erich fühlt sich befreit. Der Vater zündet die Zigarre an, trinkt seinen Kaffee. „Komm, Junge!" und löffelt den Zuckergrund in seinen Mund. Ein behagliches Geplauder beginnt.

Nun kann Erich endlich von der Jagd erzählen. Mit Behagen hört Papa seine Beschreibung und lacht zu den kleinen Renommistereien.

„Ja, aber der große Robert, der läuft am besten; der ist so groß — fast so groß wie Mama. Das ist unser bester Turner — so stark — ich sage dir — kein Quartaner fängt mit ihm an."

Ach, es ist eine Wohltat, erzählen zu dürfen, und einem, der ordentlich zuhört.

„Habt ihr als Jungens auch Jagd gespielt?"

„Wir? Natürlich. In Großvaters großem Garten."

„Da warst du doch immer der Beste?"

„Ne, Onkel Ferdinand rannte besser."

„Aber dann kamst du?"

„Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Wir hatten kräftige Bengel im Dorfe; sone kennt man hier gar nicht."

„Das heißt, Papa, der große Robert —"

„Der vielleicht, ich kenne ihn zwar nicht."

„Sicher. — Was habt ihr denn noch gespielt?"

„Schlagball."

„Wie ist denn das?"

„Das kennst du nicht?"

„Nein — beschreibe mal!"

Papa beschreibt, und er wird wieder jung dabei.

„Das möcht' ich mal spielen."

„Dazu wird sich schon Gelegenheit finden."

„Ach, Papa — so ein großer Garten — wenn wir den hätten!"

Man hört im Nebenzimmer Mama kommen. Erich schweigt, Papa lehnt sich zurück und bläst große Wolken vor sich hin.

„Nun, hast du's deinem Schlingel ordentlich gesagt? Ist er nicht sehr ungezogen gewesen?"

„Er wird's nicht wieder tun."

„Das will ich sehr hoffen," sagt die Mama und knüpft noch Ermahnungen an.

„Ach, reich mir doch mal die Abendzeitung herüber, Erich!"

Papa vertieft sich in den Kurszettel, Mama liest Theater und Politik, und Erich baut aus seinem Kuvert ein Schiff. Es wird nicht viel gesprochen, bis Fräulein kommt und Erich in sein Zimmer abholt. Er sagt „Gute Nacht."

„Hast du mit Erich gescholten?"

„Gescholten nicht gerade."

„Das kann ich mir denken. Wirklich, Walter, du bist zu nachsichtig gegen ihn!"

„Der arme Kerl war ganz zerknirscht und hat bitterlich geweint."

„Geweint? Davon hab' ich nichts bemerkt, als ich kam. Ihr wart ganz vergnügt."

„Aber beste Elsa, wie lange soll denn die Komödie dauern? Wir sind fast eine halbe Stunde allein gewesen, da kann man sich doch aussprechen!"

„Nun sprichst du wieder von Komödie. Es ist keine Komödie, für mich nicht."

„Aber für mich. Wenn ich dem Jungen wegen solcher Kleinigkeit eine Szene machen soll, so ist das eine Komödie. Das kann mir doch nicht vom Herzen kommen, dann muß ich eben Komödie spielen."

„Siehst du, das ist deine leichte Auffassung der Dinge. Du hast Erich nie gescholten. Nie!"

„Weil er ein guter Kerl ist. Er hat hier geweint; der arme Kerl tat mir leid."

„Ich kann mir schon denken —"

„Im Ernst, Elsa, wenn ich mich bei solchen Anlässen außer mir stelle — und ich muß mich verstellen — was soll ich später bei ernsteren Anlässen tun?"

„Nun, du wirst ebensowenig tun, wie jetzt."

„Sei nicht ungerecht!"

„Ich will eben vorbeugen, damit solche ernsteren Fälle, wie du's nennst, nicht vorkommen."

„Man merkt, daß du ohne Brüder aufgewachsen bist. Sonst wüßtest du, daß sie bei jedem jungen Menschen vorkommen."

„Bei Clarissas Kindern hat man nie von dergleichen gehört."

„Erstens weißt du nicht, ob nicht manches vorgekommen ist, was man nicht gerade an die große Glocke hängt, und zweitens möcht' ich auch nicht, daß Erich würde, wie diese altbärtigen Philister und Musterknaben Willy und Roby."

„Was hast du gegen sie? Sie sind glänzend durch die Schule gegangen, haben glänzende Examina gemacht — und so jung!"

„Ja, ja, ja, mag sein — aber ihnen fehlt das Beste."

„Was meinst du?"

„Das junge, warme Blut!"

„Ach, das sind Redensarten."

„Streiten wir nicht um Clarissas Kinder! Die sind, wie sie sind, und gehen uns nichts an. Aber Erich ist nicht so, wie die beiden; was die Leistungen betrifft, sicher nicht.“

„Das ist ja, was mich kränkt, daß er hinter den Söhnen aller meiner Freundinnen so weit zurücksteht.“

„Du übertreibst. Und übrigens, wer's einmal im Leben weiter bringen wird, wissen wir beide nicht. Nimm mir nicht übel, das ist dein Fehler: du willst mit deinem Jungen glänzen und ärgerst dich, wenn das alles nun nicht so geht, wie du denkst.“

„So willst du mir noch die Schuld geben?“

„Offen gestanden, ja. Du bist zu streng gegen ihn.“

„Natürlich!“

„Du quälst ihn den ganzen Tag mit tausend Kleinigkeiten, so oft das Kind mit dir zusammen ist, korrigierst du an ihm herum.“

„Es ist freilich bequemer, bei seinen schlechten Manieren zuzusehen.“

„Die guten Manieren kommen von selbst, wenn er größer und einsichtiger geworden ist. Hier im Hause herrschen gute Manieren, also wird sie Erich seiner Zeit wohl auch annehmen. So wie du's machst, quälst du ihn und machst ihn widerspenstig. So ein armer Junge hier, der doch auch geboren ist mit dem Recht alles Lebendigen, sich nach seiner Lust zu bewegen, und hier nun aufwächst, ohne Licht, ohne Luft, ohne freie Bewegung, bei jedem Schritte gegängelt! Er muß ja ungezogen werden.“

„Er soll mir's später danken, daß ich ihm nichts durchgelassen habe.“

„Er wird dir's aber nicht danken. Er fühlt sich in allen Bewegungen gehemmt, und darum wird er unausstehlich gegen alle. Gegen irgend eine Seite muß er die natürliche Kraft doch wenden. Kann er sich draußen im Freien austoben, im Spiel mit Kameraden, so ist es ein kleines, ihn hier in Fesseln zu halten. So, wie du ihn einzwängst, jede Stunde des Tags besetzt, so muß er entweder zum Musterknaben werden oder sich auflehnen, wenn er Kraft und Temperament hat.“

„Nun, das halte du, wie du willst; ich kenne die Verantwortung, die ich habe.“ — Frau Elsa erhob sich.

„Liebes Kind, ich auch, und deswegen möchte ich meine Trümpfe zurückhalten, bis Fälle eintreten, wo es nötig ist, sie einzusetzen.“

„Ich fürchte, bis dieser Augenblick kommt, werden wir beide sehr alt werden.“

„Hoffentlich, Kindchen!“

* * *

Papa will Erich noch Gute Nacht sagen, ehe er ausgeht. Als er an die Tür von Erichs Schlafzimmer kommt, hört er drinnen Fräulein schelten und Erich ungezogen antworten. Er tritt ein. Da sitzt Erich auf dem Rand des Tisches und zappelt mit den Beinen, während Fräulein sich vergebens bemüht, ihm die Strümpfe auszuziehen.

„Du Schlingel!“ ruft Papa und gibt ihm eine schallende Ohrfeige. „Herunter vom Tisch! Ich will dich lehren, gegen Fräulein Neumann ungezogen zu sein! Zieh dich allein aus! Vorwärts! Du bist groß genug!“

„So! und nun bitte Fräulein Neumann um Verzeihung!“

„Aber, Walter!“ sagt Frau Elsa, „ich kenne dich nicht!“

„Dieser Schlingel!“



# Rosen.

Von

**Alice Freiin von Gaudy.**

Ich wandle im Rosengarten,
Das wuchert so wild, so dicht:
Alle Formen und Farben und Arten
Ringen empor zum Licht.

Die dunklen, die flammend roten,
Gleich Wangen, die fiebernd gebrannt,
Und weiße, wie man sie Toten
Um marmorne Stirnen wand. . . . .

Ein Leuchten, ein Drängen und Schwellen,
Stummjubelndes Knospen und Glühn:
Das Leben, in heißen Wellen,
Flutet durch all dies Blühn!

Das Leben, das unermessen
Aus heimlichen Tiefen rinnt,
Läßt mich den Friedhof vergessen,
Dem die Rosen entsprossen sind!






# Lebensbücher und Verwandtes.

Von des reiferen Goethe Gemütswelt, von Herders und Jean Pauls Ideen, auch von Fichtes Idealismus führen unverkennbare Fäden bis zu Carlyle und seinen Gemütsverwandten Emerson und Ruskin. Es ist das germanische Persönlichkeitsbewußtsein, die germanische Verklärungs- und Beseelungskraft des Gemütes, was uns hier entgegenfunkelt und machtvoll anzieht. Und wer nur ein bischen den Geist unserer Zeit spürt und ahnt, der weiß, daß hier allein unser Weg weitergeht, falls er wirklich aufwärts führen soll. Ich habe kürzlich an anderer Stelle ausführlich und eindringlich über Emersons lichte und tapfere Lebensanschauung geschrieben, will mich aber gleichwohl weder für ihn noch für Carlyle noch für sonst einen Gemüts- und Willens-Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts einsetzen bis in jede Einzelheit hinein. Vieles ist besondersartig geformt, vieles amerikanisch, aber der große Zug der Lebensführung bleibt. Man muß positiv zu lesen wissen. Man eigne sich an, was unsrer Natur gemäß ist, und gehe dankbar und bereichert weiter.

Von diesem Gesichtspunkt aus sei eine Neu-Ausgabe von Emersons „Essays", die der Verlag von Eugen Diederichs soeben veröffentlicht, aus dem Englischen übertragen (und gelegentlich etwas gekürzt) von Wilhelm Schölermann, neben der hübschen Hendelschen Ausgabe empfohlen. Und nicht minder Beachtung verdient ein sehr schöner Erstlingsband eines jungen Verlags „Arbeiten und nicht verzweifeln". Auszüge aus den Werken von Thomas Carlyle (Verlag von Robert Langewiesche, Düsseldorf; 1,80 Mk.). Worte von männlicher Tapferkeit und Seelenstärke, geprägt in wuchtige Stilistik, sind hier mitgeteilt. Diese Aphorismen lesen sich — in der guten Übersetzung von Marie Kühn und A. Kretzschmar — sehr wirkungsvoll; man hat den wesentlichen Carlyle in diesem Buche beisammen. „Gedenke zu leben! Dein Leben, und wärest du der armseligste aller Erdensöhne, ist kein eitler Traum, sondern eine erhabene Tatsache. Es ist dein Eigentum; es ist alles, was du hast, um damit der Ewigkeit gegenüberzutreten. Wirke daher, gleich einem Stern, ohne Hast, aber ohne Rast! . . . Ja, hier in diesem armen, elenden, verächtlichen Wirk-

lichen, worin du eben jetzt stehst, hier oder nirgends ist dein Ideal. Von hier aus erstrebe es, und indem du strebst, glaube, lebe und sei frei! Das Ideal liegt in dir selbst, das Hindernis liegt ebenfalls in dir selbst! ... O, es ist groß und gibt keine andere Größe, als irgend einen Winkel von Gottes Schöpfung ein wenig fruchtbarer, besser und Gottes würdiger, einige Menschenherzen ein wenig weiser, männlicher, glücklicher und gesegneter zu machen. Es ist dies eine Aufgabe eines Gottes würdig! ... So tauchen wir gleich einer gottgeschaffenen, feueratmenden Geisterschar aus dem Meere der Ewigkeit auf, eilen stürmisch über die erstaunte Erde und stürzen dann wieder in das Meer der Ewigkeit hinab. Die Gebirge der Erde werden auf unserem Zuge geebnet und ihre Meere ausgefüllt. Kann wohl die Erde, die nur tot und eine Vision ist, Geistern widerstehen, welche Wirklichkeit haben und lebendig sind? Aber woher kommen wir? O Himmel, wohin? Der Verstand weiß es nicht, der Glaube weiß es nicht, nur daß es durch Geheimnisse, von Gott zu Gott geht." ...

Solche Rufe einer phantasie- und willensstarken Hochstimmung wird man bei Carlyle die Fülle finden. Er ist Poet und er ist Prophet. Der Mensch und sein unendlicher Wert, als Geist und Seele betrachtet, steht im Mittelpunkt seines Schauens und Empfindens. Es ist daher ohne weiteres klar, daß sich Carlyle dem Gewimmel der wachsenden Demokratie des verflossenen Jahrhunderts immer schroffer und „reaktionärer", wie die beliebte Rede lautet, entgegenstemmen mußte. Was hat das Arbeitergewimmel, das an den Dämmen und Eisenbrücken dieser erregten Kultur wie Ameisen baut, mit „Seele" zu tun? Was ist diesen ausgepreßten Menschenmassen die Seele? Was ist diesen armen Knechten des Werktags, des Bureaus, der Börse u. s. w. der blaue, leuchtend erhabene Ernst einer rings hereinragenden, zeit- und raumlosen Unendlichkeit des Geistes? Carlyle ging umher im Getöse wie Noah und predigte lachenden, lärmenden, wühlenden, abgestumpften Herdenmenschen einen Sonntag, für den sie keine Ruhe und keine Sinne hatten. Es muß solche Zeiten geben, leider; aber es muß auch Propheten geben, die den Himmel wieder in Erinnerung bringen. So verstehe man Carlyles „Sozialpolitische Schriften", die der Verlag von Otto Wigand, Leipzig, soeben in zwei stattlichen Bänden (10 Mk.) deutschen Lesern vorlegt, in einer Übersetzung von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Carlyles leidenschaftliche Anteilnahme, stilistische Prägekraft und bilderreiche Plastik beleben den trockensten Gegenstand. Auch dem gebildeten Laien können diese gesammelten Aufsätze in die Hand gelegt werden.

Von Carlyle zu Goethe ist anscheinend kein großer Schritt. Der Engländer hat sich an Goethes Geist erzogen, hat mit Goethe in Briefwechsel gestanden, hat unendlich viel für die Kenntnis Goethes in England gearbeitet. Und doch — wie ruhevoll und unaufgeregt ist die Welt Goethes, wenn man von Carlyle kommt! Wie breit und frei, wie mild und natürlich, wie undogmatisch und unethisch, und doch gesättigt mit höchster Lebensanschauung, wächst dieses lange und reiche Leben unseres großen Dichters gleich einer bunt verästelten Pflanze empor! Carlyle rief scheltend und mahnend hinaus, was er als groß und gut empfunden: Goethe lebte es und strahlte es in Kunstwerken aus, eine Welt für sich, die er beinahe ohne sichtbare Mühe gegen die Außenwelt verteidigte. Goethe wirkt darum unmittelbarer, er spricht in Gleichnissen, er scheint uns als Dichter und dichterischer Mensch wärmer ins Herz. Der Hauch von

Weimar kann uns mithin feiner erziehen als jene englisch-amerikanischen Prediger, die ich gleichwohl außerordentlich schätze. Sie sind Prosaisten in jeder Beziehung; um Goethe und den anders gearteten Schiller ist Rhythmik und Melodik der höheren Welt selber, von der jene nur sprechen und verkünden.

Ein sehr lesbares Buch von Wilhelm Bode „Goethes Lebenskunst“ (Berlin, Verlag von Mittler & Sohn; 2,50 Mk.) nötigte mich zu diesem Vergleich. Es ist eine herzliche Freude, wie mühelos wir durch solche bescheidenen und anspruchslosen Schriften dem Menschen Goethe näherkommen. Bode hat aus Goethes Briefen, Gesprächen und Tagebüchern eine Anzahl hübscher Kapitel zusammengestellt, z. B. über seine äußere Erscheinung und sein Verhalten zu Fremden, über seine Mahlzeiten, Krankheiten, Geselligkeiten, Freundschaften und dergleichen mehr, verständlich für jeden Laien, ja, geradezu kurzweilig und darum der weitesten Verbreitung fähig. Überhaupt ist es eine seltsame Beobachtung, wie sehr Goethe und Weimar wieder in den Vordergrund treten. Ist man literarischer Zerfahrenheit satt? Sucht man aufs neue die Geschlossenheit vornehm geistiger Persönlichkeiten? Ich habe mich in den Briefwechsel Goethes, auch Schillers und anderer Weimaraner, besonders auch edler Frauen jener Zeit, mit wahrer Wonne wieder eingelesen. Fast zu Tränen rührt und packt jenes hohe Menschentum den einsamen Leser, der angewidert ist von den Niedrigkeiten unserer Zeit.

„Die Meister des deutschen Briefes“ heißt ein stattlicher Band, der von Dr. Theodor Klaiber und Prof. Dr. Otto Lyon soeben bei Velhagen & Klasing, Bielefeld, herausgegeben worden (6 Mk.). Es ist eine Auswahl von Briefen, von Luthers Zeiten bis zur Gegenwart. Im ganzen eine vortreffliche Auswahl, umrahmt von den nötigen charakterisierenden Bemerkungen, so daß jedermann diese Fülle von Gemütsleben so recht unmittelbar auf seinen inneren Menschen wirken lassen kann. Die Briefliteratur ist ja bei uns nicht so entwickelt wie etwa im plauderlustigen Frankreich. Und doch — wie viel seelisches Leben steckt in deutschen Briefen! Nicht immer sind bedeutende Geister auch bedeutende Briefschreiber, wenn sie auch ihren Geist selbst im kleinsten Zettel nicht ganz verleugnen; manche legen ihren Briefen keinen Wert bei, manche richten sich zu sehr nach der Natur ihres Adressaten, manche mögen überhaupt keinen Briefverkehr pflegen und huschen über dergleichen knapp und flüchtig hinüber. Zur Zeit unserer Klassiker blühte aber das Briefeschreiben, auch bei den Frauen (z. B. Schillers Lotte, Karoline Böhmer, Karoline Flachsland, Dorothea Schlegel u. s. w.), ganz erheblich, so daß dieser blütenschwere Zweig jener Literatur gar nicht zu umgehen ist. Ein Meister war auch hierin Goethe, dessen Briefwechsel in der Weimarer Sophien-Ausgabe, nach Vollendung, mehrere dreißig Bände umfassen wird. In der vorliegenden Sammlung von Klaiber und Lyon sind mir einige talentvolle Plauderdamen, z. B. die reichbegabte, aber fahrige Karoline Böhmer (Schlegels und später Schellings Gattin), in der doch bereits viel vom Literatentum der geistreich schwatzenden Berlinerinnen (Rahel Levin u. s. w.) steckt, ein wenig zu wichtig genommen. Den Raum, der für die Goethebriefe zur Verfügung stand, hätt' ich gern noch etwas bunter verteilt gesehen, statt des langen böhmischen Briefes an Christiane Vulpius. Jean Paul, dessen „Briefe an seine Gattin“ soeben von Nerrlich veröffentlicht wurden (Berlin, Weidmann), fehlt. Nebenbei wird Friedrich Schlegels harmloser Scherzbrief an die kleine Auguste Böhmer doch wohl zu ungerecht an zwei Stellen als „manieriert“ getadelt.

Das 19. Jahrhundert war schwer zu sichten; erfreulich ist, daß Bismarck und Moltke reichlich vertreten sind. Diese beiden Helden überragen als Briefschreiber bedeutend und fast wie ein eherner Vorwurf das Gewimmel der menschlich so wenig ragenden nachsiebziger Literaten. Im ganzen ist das Buch ein anregendes Geschenkwerk. Am meisten ergreift aber doch immer wieder der lange Brief von Schillers Lotte über den Tod ihres großen Dichters — welch eine Welt war das, welche durchgeistigten Menschen! Und wieder hat sich mir der Eindruck verstärkt, wie sehr Lessings Gemütswelt — es sind Briefe an Eva König mitgeteilt — zurückstand hinter der Helligkeit seines Verstandes und seines lebhaft klaren Stiles. Von Klopstock und vom Hainbund führen Linien zu Herder und Goethe, zur Romantik, zu Jean Paul, zu den Schwaben: — überall steht hier das Gemüt und auch die Phantasie im Vordergrund, diese zwei Grundbedingungen alles Dichtertums. Der helle Lessing spöttelte gern über Klopstocks Kreis und lehnte Goethes „Götz" und „Werther" verständnislos ab. Von ihm führen die Entwicklungsfäden hinüber zu den Berliner Aufklärern und später zum kritischen Jungdeutschland — bis herab zu unserem jetzigen Journalismus. Auch hier sind reiche Verdienste; aber — die Poesie-Linie ist's gerade nicht.

Goethes Briefe erscheinen gleichzeitig in zwei „Volks-Ausgaben", wie man sie etwa im Gegensatz zu der wissenschaftlichen Weimarer Ausgabe benennen kann. Der Verlag von Otto Elsner, Berlin, versendet die ersten Lieferungen einer auf etwa 8 Bände berechneten Auswahl von Goethebriefen. Das gut ausgestattete Werk kann auch in 50 Lieferungen zu je 50 Pf. bezogen werden; Herausgeber ist Philipp Stein. Und in den hübsch gebundenen Mark-Bänden der billigen „Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur" beginnt Eduard von der Hellen eine auf 6 Bände (zu je 1 Mark) vorgesehene Ausgabe dieser lebensvollen Briefe des Meisters. Druck und Ausstattung ist auch hier gefällig; reichliche Anmerkungen sorgen für das Verständnis. In dieser Cottaschen wohlfeilen Ausgabe sind übrigens noch einige andere Briefwechsel erschienen, die besinnlichen Lesern und Leserinnen auf den Tisch gelegt werden sollten, zur Veredlung von Geist und Herz: so z. B. der Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, zwischen Schiller und Goethe, auch Goethes Briefe an Frau von Stein, auch die Gespräche mit Eckermann, welch letztere übrigens auch in einer wahrhaft stattlichen Ausgabe soeben bei Eugen Diederichs, Leipzig, erschienen sind. Lauter Geschenkwerke, die uns etwas vom Hauche jener vornehm-geistigen klassischen Zeit vermitteln.

In diesem Zusammenhang seien auch die Kriegstagebücher und Briefe eines der heldenhaften Männer von 1870 ehrenvoll erwähnt. „Ernst Eduard von Krause. Ein deutsches Soldatenleben. Aus hinterlassenen Kriegstagebüchern und Briefen von 1848 bis 1886 zusammengestellt von Hedwig v. Grolman, geb. von Krause" — so lautet der Titel eines ansprechenden Buches, das kürzlich bei Mittler & Sohn, Berlin, erschienen ist. Hier ist Geist und Hochsinn, Tapferkeit und Pflichttreue prächtig in einer wertvollen Persönlichkeit vereinigt. Hier ist Geist von Moltkes ernstem Geist, ein warmer und doch besonnener deutscher Idealismus, der felsenfest an des Reiches kommende Herrlichkeit glaubte, lange vor den Erfüllungstagen im Januar 1871. Mit Recht sagt dies Buch von dem verdienstvollen General, der sich im Hauptquartier auszeichnete: „Er war ein Sohn der alten, zähen, niederdeutschen Volksrasse, der er auch äußerlich

mit seinem breiten Sachsenschädel, der mächtigen, hohen Stirn, den blauen Augen und dem blonden Haar unverkennbar angehörte, und jeder Pulsschlag seines Herzens schlug dem großen deutschen Vaterlande, das er schon liebte, als es noch vor aller Augen unsichtbar war, und das seine Gedanken erfüllte noch in seiner Sterbestunde. Wie ein roter Faden zieht sich diese Liebe zum Deutschtum durch sein ganzes Leben, und er selbst stand wie eine Sachseneiche festgewurzelt im Boden altgermanischer Sinnesart und Denkweise, ein echter deutscher Mann!" Ja, die Betrachtung solcher Männer, auch im bunten Rock, ist für jeden Deutschen ein Gewinn für Geist und Charakter, auch wenn, wie hier, das Buch nur aus kurzen Tagebuchskizzen besteht.

Noch ein Lebensbild liegt mir vor, sehr flüssig und leicht geschrieben, sehr billig zu beschaffen: ein Lebensbild unseres Philosophen Immanuel Kant. („Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen seiner Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Von Alfons Hoffmann; Halle a. S., Verlag von Hugo Peter; 439 S., 2 Mk.). Das Buch verdankt seine Entstehung einer Anregung von Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Dieser geistvolle und kenntnisreiche Schriftsteller weist mit Nachdruck auf Kant hin, auf den protestantischen Denker und Ethiker, auf den vornehmen Geist und sittenstrengen Menschen. Überhaupt ist in unserer philosophischen Literatur ein merkwürdiges „Zurück auf Kant" wahrzunehmen, ein Zug, der mit dem geheimen Drang der Zeit nach neuen Formen und Worten für den uralt-ewigen Idealismus Gemeinsames hat. Aus diesen allgemein verständlichen, ja sogar unterhaltenden, bis ins einzelne des Alltags hineinleuchtenden Biographien dreier Zeitgenossen lernen wir das wunderbar einheitliche, streng durchgeführte Leben Kants höchst anschaulich kennen. Es ist anziehend, dieses Leben eines folgerichtigen Denkers und Ethikers etwa mit dem poesievollen Leben eines Goethe zu vergleichen. Man wird dann sofort merken, worin und wieso das an sich befolgenswerte „Hin auf Kant" denn doch zu eng und zu nüchtern ist.

Was nun noch vorliegt und etwa in den Rahmen dieser Rundschau gehört, ist mehr fachphilosophisch und soll also nur anhangsweise erwähnt werden, obwohl auch diese Bücher noch einem gebildeten Leserkreise verständlich sind. Der Grundzug in Rudolf Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker" (Leipzig, Verlag von Veit & Co.) ist jenem edlen Idealismus verwandt, den ich oben skizziert habe. „Die letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte", heißt es im Vorwort, „haben eine unermeßliche Arbeit verrichtet und dadurch einen neuen Anblick der Welt, eine neue Ära des Lebens geschaffen. Aber der stolze Siegeslauf dieser Arbeit war nicht zugleich eine Förderung der Seele, ihre glänzenden Erfolge nicht schon ein Gewinn des ganzen und inneren Menschen. Denn mit ihrem rastlosen Getriebe richtet sie uns mehr und mehr auf die Welt draußen und bindet uns an ihre Notwendigkeiten.... Wird aber alles Sinnen und Vermögen draußen festgehalten und die Sorge für das innere Befinden, den Stand der Seele, immer weiter zurückgedrängt, so muß die Seele verkümmern; der Mensch wird leer und arm inmitten aller Erfolge, er sinkt zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines unpersönlichen Kulturprozesses, der ihn nach seinen Bedürfnissen verwendet und verwirft, der mit dämonischem Zuge über Leben und Tod der Individuen wie der Geschlechter dahinbraust, ohne Sinn und Vernunft in sich selbst, ohne Liebe und Sorge für den Menschen." Das Buch

(514 Seiten) ist eine Art Geschichte der Philosophie, von ihren lebendigen Vertretern aus lebensvoll betrachtet. Es ist unlängst in vierter umgearbeiteter Auflage erschienen.

Anregend, aber sehr mit Vorsicht zu genießen ist das phantasievolle Werk „Varuna. Eine Welt- und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkt des Ariers. Von Dr. Willibald Hentschel." (Leipzig, Theodor Fritsch.) Hier sind bedeutsame Fernblicke und hohe Gesichtspunkte, angeregt von Gobineaus berühmtem Rassenwerk. Der Verfasser schaltet als Al-Fresko-Maler, weit ausholend, mit seinen Farben und Figuren, von den Menschen der Eiszeit und den primären Menschenrassen (Äthiopier und Turanier) bis herunter zu den Völkern der Neuzeit. Dies kaum entdeckte Gebiet ist noch in wogendem Nebel. Ein Urteil steht nur dem Fachmanne zu; und selbst der Fachmann muß mit sehr viel unsicheren Werten rechnen. Betrachten und achten wir also dergleichen Bücher, die eines stolzen Grundzuges nicht entbehren, als dankenswerte Anregungen.

„Gobineaus Rassenphilosophie" ist übrigens, in gedrängter Darstellung von Dr. Paul Kleinecke, übersichtlich zu erfassen in einer soeben bei H. Walther, Berlin, erschienenen Schrift. Besser noch freilich greift man zu den sehr gut von Prof. L. Schemann übersetzten vier Bänden des Originalwerkes (Stuttgart, Fromann). Gobineaus aristokratische Anschauung, wurzelnd auf Anschauungen über die Ungleichwertigkeit der Rassen, unter denen dem normännischen Grafen die arische und insbesondere die germanische als kulturbildend obenan steht, blieb lange einsam und abseits im Gehaste der verflachten Zeit. Jetzt dringt sie mehr und mehr in die Demokratie unserer Zeit ein. Ob ihre wissenschaftliche Begründung dauern wird? Man weiß das noch nicht. Der Adel, der ihr zu Grunde liegt, wird bleiben. **Fr. Lienhard.**



**Ein Reuter-Lexikon.** Unter dem Titel: „Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften" hat Prof. Dr. Carl Friedr. Müller eine „Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt" herausgegeben (Leipzig, Max Hesses Verlag. Preis brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50). Ursprünglich dazu bestimmt, der großen Reutergemeinde in Mittel- und Süddeutschland die Lektüre des niederdeutschen Dichters zu erleichtern, hat sich das Werkchen zu einem richtigen Lexikon plattdeutscher Wendungen ausgewachsen, das über Bedeutung und Ursprung von nichtweniger als 1600 der charakteristischsten Redensarten des Mecklenburger Volksmundes Aufschluß gibt. Denn was Reuter schreibt, ist ja unmittelbar aus dem Leben seines Volkes geschöpft, seine drastischen Redewendungen sind im Volke erwachsen und verbreitet. Da aber, zumal dem Nichtnorddeutschen, und dem Städter besonders, die Vorstellungswelt der plattdeutschen Landbevölkerung zum Teil abgeht, so wird diesem naturgemäß der Sinn mancher köstlichen Wendung dunkel bleiben müssen. Das Büchlein von Dr. Müller weist in allen solchen Fällen die Vorstellung und den tatsächlichen Vorgang nach, denen die Redensarten ihre Entstehung verdanken. Es wird deshalb vielen Reuterfreunden willkommen sein.






# Soziale Bewegungen und Kämpfe im Altertum.

Der Kampf, der seit Jahren um und gegen die klassischen Studien und die Art ihres Betriebes an unseren humanistischen Anstalten geführt wird, hat die Tatsache kaum berührt, jedenfalls aber sie nicht erschüttert, daß das klassische Altertum zu jenen „bevorzugten Epochen der Weltgeschichte“ gehört, „die für alle künftigen Geschlechter eine Fülle von Mahnung, Warnung und Lehre enthalten“. In ganz besonderer Weise bewahrheitet sich das gerade auf einem Gebiete, das in der Gegenwart in den Vordergrund der Interessen getreten ist, dem Gebiete der sozialen Frage. Es ist jetzt über fünfzig Jahre her, daß ein hervorragender Geschichtsforscher, K. W. Nitzsch, es als eine wesentliche Aufgabe der Darstellung der alten Geschichte bezeichnet hat, „die alte Welt von denselben Lebensfragen bis zum Grunde bewegt“ zu zeigen, „welche noch heute, zum Teil ungelöst, jeden ehrlichen Mann beschäftigen“. Das vergangene Jahr hat nun den Abschluß eines Werkes gebracht, in welchem jene Aufgabe zum ersten Male für das gesamte griechisch-römische Altertum durchgeführt ist, der „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus“ von Dr. Robert Pöhlmann, o. Professor der alten Geschichte in München (2 Bde., München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1893 bezw. 1901).

Eines der bedeutsamsten Momente in der Entstehung der Schwierigkeiten und Probleme, die wir uns gewöhnt haben unter der allgemeinen Bezeichnung „soziale Frage“ zusammenzufassen, ist das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Die Vervollkommnung der Maschinen im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität bedeutet nun keinen so tiefgreifenden Unterschied zwischen Altertum und Gegenwart, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die Technik hatte bereits verhältnismäßig frühzeitig so große Fortschritte gemacht und das Prinzip der Arbeitsteilung eine so bedeutende Ausdehnung gewonnen, daß man sehr wohl schon im Altertum von einem fabrikmäßigen Betriebe der Industrie reden kann. Und wie heutzutage, war es damals gerade die Durchführung dieses Prinzips der Arbeitsteilung, die dem Fabrikbesitzer gegenüber dem Handwerker ein immer größeres Übergewicht gab und auch den Lohnarbeiter von ihm immer

unbedingter abhängig machte. Außerdem trug dazu namentlich das Institut der Sklaverei bei, das auf die Löhne stark drückte; Arbeitseinstellungen, wie sie tatsächlich wiederholt vorgekommen sind, konnten daran nichts ändern, weil der Ausfall an freien Arbeitern durch den Ankauf von Sklaven meist leicht und schnell gedeckt werden konnte. Unter diesen Verhältnissen kam es schon frühzeitig zur Anhäufung bedeutender Kapitalien in den Händen großer Fabrikherren und zu einer vollständigen Herrschaft des Kapitals über die Arbeit — eine Entwickelung, die dadurch besonders verhängnisvoll wurde, daß sie außer auf dem industriellen in analoger Weise auch auf dem agrarischen Gebiet eintrat. In dem Maße als das Handwerk durch das Umsichgreifen des Fabrikbetriebes, der kleine und mittlere Grundbesitz durch die Ausdehnung des Großgrundbesitzes in seiner Existenz beeinträchtigt wurde, ging der Mittelstand zurück und verbreiterte und vertiefte sich die Kluft, die reich und arm trennte. Verschärft wurde die Empfindung dieser Gegensätze durch die engen Verhältnisse des griechischen Stadtstaates, in denen es kaum möglich war, den Stand des Vermögens, die Art seiner Anlage und Verwendung geheimzuhalten. Hier mußten auch die entsittlichenden Einflüsse der Genußsucht und Schwelgerei, der rücksichtslosen Plusmacherei und der Korruption, kurz einer durchaus materialistischen Lebensführung, wie sie in den Kreisen der Reichen herrschte, sich besonders stark geltend machen. In einem Gemeinwesen, dessen Bestand und Blüte ja gerade darauf beruhte, daß der einzelne im Bewußtsein des Zusammenhangs zwischen seinem persönlichen Wohl und dem Gedeihen des Ganzen für die Gesamtheit Opfer zu bringen und dabei auch Eingriffe in seine Freiheit und sein Vermögen von seiten des Staates hinzunehmen willig bereit war, mußte es als eine schwere öffentliche Gefahr erkannt werden, wenn bei einem Teil der Bürgerschaft die Jagd nach dem Golde mehr und mehr das Gefühl für die Pflichten gegen Staat und Volk ertötete.

Die Kritik an dem Bestehenden ging keineswegs allein von denen aus, die unter den Folgen der unheilvollen Entwickelung unmittelbar zu leiden hatten. Vielmehr fanden die sozialreformatorischen Ideen und Bestrebungen — und auch das ist ein bedeutsamer Berührungspunkt zwischen Altertum und Gegenwart — gerade in den Kreisen der Höherstehenden und Gebildeten, vornehmlich unter den Männern der Wissenschaft, ihre entschiedensten Anhänger und zielbewußten Vertreter. Der „Kathedersozialismus" unserer Tage — wie man diese Erscheinung mit einer Beimischung von nur teilweise gerechtfertigtem Spott zu benennen liebt — kann die größten Geister Griechenlands als seine Vorläufer in Anspruch nehmen. Obenan steht unter ihnen kein Geringerer als Plato. Ihm war für seine Zeit eine ähnliche Rolle zugewiesen wie dem Propheten Jesaias im Alten Bunde, wie Thomas Carlyle im vorigen Jahrhundert. Die felsenfeste Überzeugung von seinem Beruf, seinen entarteten Zeitgenossen das Gewissen zu schärfen, der heilige Zorn über die herrschende Selbstsucht und Pflichtvergessenheit, Unwahrheit und Ungerechtigkeit, der unerschütterliche und doch nie in Maßlosigkeiten ausartende Freimut, mit dem er immer wieder auf die vorhandenen Schäden und Mängel hinwies, und der auch durch die schmerzlichsten Enttäuschungen nie ganz unterdrückte Glaube an die unversiegliche Kraft des Guten und Wahren — das sind die Momente, die ihn recht eigentlich zum Propheten seiner Zeit stempeln und seinen Schriften eine unvergängliche Bedeutung verleihen. Neben und nach ihm haben einige seiner Schüler, unter ihnen der größte,

Aristoteles, seine Ideen aufgenommen und verfochten, dabei manches weiter ausgestaltet, auch Irriges und Unvollständiges berichtigt und ergänzt. Von ihnen allen kann man sagen, daß sie uns den Kampf vorgekämpft haben, in welchem wir selbst mitten inne stehen. Die Geisteswaffen, deren wir uns noch heute in diesem Kampfe bedienen, sind zum guten Teil von ihnen geschmiedet worden. Gegenüber der extrem-individualistischen Lebensanschauung, die nur das Interesse des einzelnen kennt und dessen rücksichtslose Geltendmachung, auch auf Kosten des Nächsten und der Gesamtheit, für durchaus berechtigt hält, das Gegenteil als Torheit und Schwäche verachtet, treten sie für das ein, was man mit Comte und Carlyle die „altruistische Moral“ nennen kann, der zufolge die Freiheit des Individuums ihre Schranke findet in der Rücksicht auf das, was dem Nebenmenschen und der Gemeinschaft frommt. In der Vertretung dieser Anschauung sind sie zu ethischen Forderungen gelangt, die an Tiefe und Erhabenheit an das Ideal der christlichen Nächstenliebe erinnern. Freilich auch — und vor allem Plato, dem darin der viel nüchternere Aristoteles bedeutend überlegen ist — auf nicht unbedenkliche Irrwege. Bei den Griechen weit verbreitet und ebenfalls in den eigenartigen Verhältnissen des griechischen Stadtstaates mit begründet war die Illusion, als ob mit einer durchgreifenden Änderung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auch die Menschen selbst anders werden würden, und als ob eine solche Änderung sich bei gutem Willen von oben herab leicht erzwingen ließe. Unter dem Banne dieser Illusion setzte auch Plato ein gutes Stück seiner besten Kraft an ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen: er suchte diejenige Gestaltung der politischen, sozialen und ökonomischen Verfassung ausfindig zu machen und systematisch zu entwickeln, deren Durchführung der Menschheit die volle Glückseligkeit verbürgen müsse. In seinem Entwurf des Idealstaates und dem anderen des „zweitbesten“ Staates, den Plato, durch mancherlei betrübende Erfahrungen veranlaßt, jenem später folgen ließ, findet sich manches Wunderliche und Unhaltbare. Aber das in den Vordergrund stellen oder gar als allein wesentlich betrachten zu wollen, wäre durchaus verkehrt und ungerecht. Als Symptom der Reaktion gegen die Einseitigkeiten der voraufgegangenen Entwickelung, als Reflex der Stimmungen und Anschauungen, die in weiten Kreisen herrschend waren, bleibt auch dieses noch immer höchst bedeutsam und interessant und verleugnet nie seinen Ursprung in dem Denken und Streben eines großen und edlen Geistes. Abgesehen davon würde es einer Zeit, die den Utopien eines Bellamy u. a. mit Andacht gelauscht hat und zum Teil noch lauscht, schlecht anstehen, die idealistischen Pläne Platos als rein pathologische Erscheinung zu betrachten und als Träume eines weltentrückten Schwärmers zu verlachen. Jedenfalls dürfen gewisse Übertreibungen in den Angriffen auf die bestehende Rechts- und Wirtschaftsordnung und die undurchführbaren Einzelvorschläge (Abschaffung des Geldes und womöglich des Handels überhaupt, Weiber- und Gütergemeinschaft u. dgl. m.) den Blick nicht trüben für die vielen tiefen, durchaus richtigen und gerade für unsere Zeit sehr beherzigenswerten Gedanken, die Plato in seinem sozialistischen Programm entwickelt hat. Dahin gehört z. B. die Betonung des sozialen Charakters der Privatrechte, für deren Gestaltung die stete Rücksicht auf die Gemeinschaft bestimmend sein müsse; ferner der Hinweis auf die Verpflichtung aller staatlichen Verwaltung, eine Verwaltung der sozialen Reform zu sein; dann der hier zum ersten Male angestellte Versuch einer theoretischen Vermit-

teilung zwischen Individualismus und Sozialismus, diesen beiden entgegengesetzten Tendenzen, welche alles menschliche Leben in ewig wechselnden Formen beherrschen; endlich die Erkenntnis der Unvereinbarkeit einer allzu starken Vermögensungleichheit mit einer gesunden Entwickelung des Staats- und Gesellschaftslebens und die aus dieser Erkenntnis sich ergebende Forderung, daß der Ungleichheit des Einkommens feste Schranken entgegengestellt und der Staatsgewalt die zur Aufrechterhaltung dieser Schranken notwendigen Eingriffe in das Privateigentum gestattet sein müssen. Ganz besonders wertvoll aber und für die Gegenwart wichtig ist der von Plato geführte Nachweis, daß die Freiheitsliebe der wirtschaftlich Stärkeren, der Besitzenden und Gebildeten, und der Gleichheitsdurst der niederen Masse niemals auf die Dauer miteinander Hand in Hand gehen können, weil die Freiheit immer wieder zur Herrschaft der Starken über die Schwachen, die Gleichheitsidee aber zur Freiheitsbeschränkung und Vergewaltigung der Stärkeren entartet. Die Masse wird aus ihrem politischen Individualismus allezeit ebenso rein wirtschaftliche Konsequenzen ziehen wie das besitzende Bürgertum, das seinen Gewinntrieb vom Staat nicht einengen lassen will. Das Bürgertum in der politischen Demokratie züchtet selbst den Feind seiner Freiheit und seines Eigentums heran, den die Gegenwart als Sozialdemokratismus bezeichnet.

Wägt man Wahrheit und Irrtum in der sozialtheoretischen Forschung der Griechen gegeneinander ab, so findet man — und auch hierin ist die Entwickelung des sozialen Gedankens im griechischen Altertum typisch für alle Zeiten —, daß der Irrtum in dem Maße überhandnahm, als sich die Spekulation von dem Boden der geschichtlichen Betrachtung entfernte. Diese Tendenz hat die Sozialphilosophie gemein mit einer anderen Äußerung der im menschlichen Gemüt nie ganz zu unterdrückenden Sehnsucht nach Vollkommenheit, der sozialen Dichtung. Die Ideenverwandtschaft zwischen sozialer Spekulation und Dichtung erscheint sozusagen verkörpert in Plato. Dem politischen und sozialen Zukunftsplan, wie er ihn in dem „Staat" und den „Gesetzen" entwirft, stellt er in der „Atlantis" das dichterische Bild eines in jeder Hinsicht ideal gestalteten Urathens an die Seite. Ein wesentlicher Unterschied darf allerdings nicht übersehen werden. Während in der Philosophie von Anfang an eine idealistische Richtung vorherrschend war und es auch blieb, kam diese in der Dichtung erst unter dem Einfluß der Philosophie zur Geltung, und zwar namentlich in den offenbar zahlreichen, uns aber nur in ziemlich dürftigen Bruchstücken erhaltenen Staatsromanen. Im übrigen aber trug die soziale Dichtung einen wesentlich materialistischen Charakter. Denn sie spiegelte vorzugsweise die grobsinnliche Auffassung der niederen Gesellschaftsschichten wider, denen die soziale Frage vor allem Magenfrage war — damals genau so wie heutzutage. Das Märchen von einem, sei es früher dagewesenen, sei es später zu erwartenden Schlaraffenland bildete einen sehr beliebten Gegenstand namentlich der alten attischen Komödie. Ihr größter Meister, Aristophanes, hat ihm dadurch noch einen besonderen Reiz und zugleich einen ernsten Sinn verliehen, daß er mit unnachahmlicher Kunst der Darstellung dieser Proletarierphantasien den Nachweis ihrer Ungeheuerlichkeit und Undurchführbarkeit beigesellte. So besonders in den „Ekklesiazusen", deren Schlußszene das Problem der Vereinigung von Freiheit und Gleichheit an einem besonderen Beispiel behandelt und den Anspruch sozialistischer Weltbeglücker, für

dieses Problem eine dauernde Lösung gefunden zu haben, dem Fluche der Lächerlichkeit preisgibt.

Als die Athener an dieser derben Satire auf den Zukunftsstaat, der in seinen einzelnen Zügen vielfach fast wörtlich an die pomphaften Verheißungen von Bebel und Genossen erinnert, sich ergötzten und mit ihm ihre eigenen Träume belachten, waren etwa vierzig Jahre vergangen seit der berühmten Leichenrede, die Perikles auf die im ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges Gefallenen gehalten und in der er die niedergeschlagenen Gemüter mit der glänzenden Schilderung demokratischer Freiheit und Gleichheit aufzurichten gesucht hatte. Noch heute kann die Rede in der Aufzeichnung des Thukydides ihres Eindrucks auf keinen begeisterungsfähigen Leser verfehlen. Der Widerspruch aber zwischen der rechtlichen Gleichheit und Freiheit einer- und der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheit und Unfreiheit andererseits, den jene idealisierende Schilderung unbeachtet läßt, und der schon damals drückend genug empfunden wurde, hatte inzwischen durch die Entwickelung der ökonomischen Verhältnisse eine unheilvolle Verschärfung erfahren. Athen hatte sich schon im 5. Jahrhundert zu einer Höhe der Demokratisierung erhoben, wie sie selbst das „freie" Amerika bisher noch nicht erreicht hat, und seine großartige Kulturentfaltung wäre auf einem anderen Boden als dem dieser demokratischen Verfassung nicht denkbar gewesen. Und doch hat dieses reiche Kulturleben erkauft werden müssen durch eine soziale und ökonomische Erniedrigung der arbeitenden Massen, die bis zur völligen Knechtung ging. Gerade das Wesen des freien Volksstaates, das der Betätigung der individuellen Anlagen und Kräfte freies Spiel gewährte, begünstigte und beförderte die Ungleichheit der Besitzverhältnisse und die Abhängigkeit des kleinen vom großen Besitz. Das Ringen nach einer Lösung dieses Widerspruches wies der geschichtlichen Entwickelung Griechenlands in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens Ziel und Richtung und beherrschte so sehr das allgemeine Interesse, daß selbst die große nationale Frage der Verteidigung der griechischen Freiheit und Selbständigkeit gegen Philipp von Makedonien dagegen zurücktreten mußte. Trotzdem auf ihre Dringlichkeit Männer wie Demosthenes mit dem ganzen Einsatz ihrer geistigen und sittlichen Kraft immer und immer wieder hinwiesen. Überall wurde die soziale, d. h. die bewußt oder unbewußt den Staat den materiellen Lebenszwecken unterordnende Lebensanschauung der bestimmende Faktor der politischen Bewegung. Die Besitzenden strebten die Ergänzung der sozialen Aristokratie durch die politische an, die Besitzlosen die Erweiterung der politischen Demokratie zur sozialen. Neben der skrupellosen Kapitalistenhetze, die in der „Armeleutmalerei" der Dichter und der auf irrigen Voraussetzungen beruhenden „Verelendungstheorie" der Philosophen wesentliche Unterstützung fand, war für die unteren Klassen die wichtigste Waffe in diesem Kampfe die Handhabung der Justiz in den Volksgerichten. Denn hier konnten alle athenischen Bürger ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen Sitz und Stimme erlangen; dank der Einrichtung der Diäten hatten die besitzlosen Klassen sogar die Majorität. Damit wurde die demokratische Gleichheit zu einem sozial-demokratischen Kampfesmittel gegen die sozial-aristokratische Gestaltung des Wirtschaftslebens. Gleichheit nicht nur der politischen Rechte, sondern auch des Besitzes, Freiheit nicht nur von jeder gesetzlichen Beengung, sondern auch von jedem wirtschaftlichen Druck — das war das Ziel, das man in diesem Kampfe verfolgte, „Bodenaufteilung und Schulden-

aufhebung" die Parole, in der dieses Ziel seinen radikalen, aber folgerichtigen Ausdruck fand.

Bei dem heißblütigen, leicht entzündlichen Naturell der Griechen konnte es nicht ausbleiben, daß die sozialen Bewegungen und Kämpfe schließlich den Charakter furchtbarer, blutiger Gewaltsamkeit annahmen, daß sie mit der sozialen Revolution endigten. Schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, als die Demokratie eben ihren Höhepunkt erreicht hatte, machte sich der Haß gegen alles Aristokratische, der Neid auf die Besitzenden, die Verzweiflung über die eigene gedrückte Lage in Ausbrüchen wildester Leidenschaft Luft. Kein Wunder, daß die weitere Steigerung der sozialen und wirtschaftlichen Unfreiheit und Ungleichheit zu einem gegenseitigen Ausrottungskampf der sozialen Klassen führte, daß der Terrorismus die ständige Begleiterscheinung des Sieges der einen Klasse über die andre wurde! Kein Wunder auch, daß die Unterlegenen schließlich in der rücksichtslos durchgreifenden Herrschaft eines energischen Mannes ihre letzte Rettung sahen, daß der Staatsstreich und die Diktatur das gewöhnliche Ende, jedenfalls ein regelmäßiges Durchgangsstadium der sozialen Revolution bildete! Über ihren Verlauf im einzelnen haben wir nun für zwei Staaten eine umfassende, die einzelnen Momente der Entwickelung genauer verfolgende Tradition: diese zwei Staaten sind Syrakus und Sparta. Jenes hat den unheilvollen Kreislauf von Plutokratie, Volksherrschaft und Diktatur wiederholt durchgemacht und ist mehr als einmal von dem „dumpfen Massenschritt" der Proletarierbataillone niedergetreten worden. In Sparta unterlag, wenn auch nicht ohne eigene Schuld, der hochstrebende König Agis bei dem Versuche, die Ideen der Sozialphilosophie in die Tat umzusetzen und mit einer sittlichen Erneuerung der Gesellschaft zugleich eine wirtschaftliche Neuordnung auf der Grundlage der Besitzesgleichheit durchzuführen. Er wurde von seinen Gegnern überwältigt, gefangen und durch den Strang hingerichtet. Nicht viel erfolgreicher war der jugendliche zweite Gatte seiner Witwe, Kleomenes, der jene Bestrebungen wieder aufnahm. Er erreichte zwar zunächst sein Ziel, den Sturz der kapitalistischen Herrschaft, erlag aber dann einer von den besitzenden Klassen im übrigen Peloponnes zu stande gebrachten Koalition zwischen dem Achäischen Bund und Antigonos von Mazedonien, worauf er sein Land verlassen und sein Reformwerk preisgeben mußte. Mit diesem Erfolge der Reformgegner waren freilich die Umsturzgelüste der Unterdrückten nicht beseitigt. Das Verderben brach bald darauf nur um so furchtbarer über die kapitalistische Gesellschaft herein, als die von dem Tyrannen Nabis heraufbeschworene soziale Umwälzung erfolgte. Sie gehört mit ihren Hinrichtungen, Verbannungen und Gütereinziehungen zu dem Greuelvollsten, was die an Greueln wahrlich nicht arme Geschichte der griechischen Tyrannis aufzuweisen hat.

Selbst nachdem die Furcht vor der sozialistischen Propaganda die führenden Klassen den Römern in die Hände getrieben und Hellas der römischen Herrschaft unterworfen hatte, war die Lebenskraft der sozialrevolutionären Ideen noch nicht ganz gebrochen. Sie regte sich noch einmal in den Erhebungen der unfreien Arbeiter, den Sklavenaufständen, deren Ziel offenbar nicht bloß die Befreiung von der Knechtschaft, sondern eine durchgreifende soziale und ökonomische Umwälzung war. Das beweist der bedeutendste dieser Aufstände, der in Pergamon, bei dem das freie Proletariat mit den Sklaven gemeinsame Sache machte.



Das unglückliche Ende dieses letzten Versuches einer sozialen Emanzipation der Armen und Gedrückten ist in gewisser Hinsicht typisch für das Endergebnis der sozialrevolutionären Bewegung in Hellas überhaupt: nicht zu einer Erhöhung der Summe von Freiheit in der Gesellschaft, sondern zu einer Steigerung der Unfreiheit und Ungleichheit führte sie. Der Anspruch der modernen Sozialdemokratie, eine Partei zu sein, der die Sicherung der staatsbürgerlichen Freiheit stets höher gestanden habe als die Erfüllung irgend eines wirtschaftlichen Postulats, würde, wenn er überhaupt einer Widerlegung bedürfte, durch die Geschichte der antiken Sozialdemokratie als eine völlige Illusion, wo nicht als bewußte Unwahrheit, erwiesen sein. Auch wo die soziale Demokratie in Hellas zur Herrschaft kam, haben ihre Anhänger mit auffallender Schnelligkeit und Bereitwilligkeit auf ihre Freiheit verzichtet zu Gunsten einiger Gewalthaber, die ihnen die Sorge um die Erhaltung der neugeschaffenen Ordnung der Dinge abnahmen und sie im ungestörten Genuß der neu errungenen wirtschaftlichen Güter schützten. Und abgesehen davon, war auch dort das Streben nach Gleichheit doch nur das Begehren nach etwas Höherem gewesen; und da dieses mit der Erreichung der Gleichheit eben nicht befriedigt wurde, sondern den einzelnen mit unwiderstehlicher Gewalt weiter trieb, so blieb die Gleichheit (und damit selbstverständlich auch die Freiheit) immer wieder von neuem bedroht. Die Idee des wahren Volksstaates, in dem es keinen Klassengegensatz, keinen Unterschied von arm und reich mehr gibt, ist nie verwirklicht worden und konnte es nie werden. Auch die sozialgeschichtliche Entwickelung Roms weist trotz mancher — in den politischen und nationalen Verhältnissen begründeter — Unterschiede in der Hauptsache den gleichen Gang und namentlich das gleiche Endergebnis auf wie die Griechenlands. Mit den furchtbaren Opfern, die die Nationen im Verlaufe der sozialen Kämpfe hatten bringen müssen, mit dem völligen wirtschaftlichen Ruin, mit dem Verfall des gesamten Volkslebens, mit dem Verlust der politischen Selbständigkeit hat die hellenische wie die lateinische Welt nichts gewonnen als die Erkenntnis, daß eine radikale Lösung der sozialen Frage im Sinne wirtschaftlicher und sozialer Gerechtigkeit, Gleichheit und Glückseligkeit, solange die Menschen Menschen sind, nicht möglich ist. —tt.



# Maxim Gorkis Drama.

Maxim Gorki, der in seinen Lebensbildern mit so elementar wuchtigem Griff Gestalten packte und sie wandeln ließ mit der unzweifelhaften Sicherheit der Natur, hat, da er im Rahmen der Bühne eine Welt aufbauen sollte, eine ungewissere und mattere Hand gezeigt.

Es ist sehr interessant, daß dieser Dichter, dessen Novellen so absolut dramatisch in der Technik scheinen, so vibrierend in Rede, Gegenrede, in Bewegung und Mienenspiel, ganz undramatisch wird, als er für das Theater schreibt. Was in den Novellen dramatisch wirkt, das war die Kunst, Momente und Situa-

tionen mit aller Illusion des Erlebens für Auge und Ohr zu versinnlichen, sie mit allen Begleitumständen, Gebärden, Geräuschen der Umwelt, Atmosphäre des Raumes fühlbar zu machen. Freilich ist solche Kunst auch in den Szenen der „Kleinbürger" (Erstaufführung im Lessingtheater zu Berlin. Buchausgabe bei Bruno Cassirer, Berlin) zu erkennen, aber was in der Novelle als dramatisch wirkt, fällt darum im eigentlichen Drama noch lange nicht als dramatisch auf. Die reiche und bunte Ausmalung der Einzelmomente darf hier doch nicht die einzige Hauptsache sein, vor allem nicht für uns, die aus der Probierstube des Kleinnaturalismus heraus wuchsen.

Solche Momente nur als Selbstzweck, als locker aneinandergereihte Skizzenblätter und Genrebilder gegeben, vermögen trotz minutiöser Detaillierung innerlich nicht dauernd zu fesseln. Sie werden erst etwas, wenn sie, mit psychologischer Hand ausgelesen, dazu dienen, ein Schicksal vor uns zusammenzuballen. Fruchtbare schicksalzeugende Momente in notwendiger Kettengliederung müssen es sein, nicht ein lockeres Potpourri von Zufallsaufnahmen.

Die „Szenen im Hause Beßjemenows", wie Gorki sich bescheidend und selbsterkenntnisvoll seine dramatische Studie genannt hat, sind nicht mit jener Unerbittlichkeit künstlerischen Schicksalschaffens aneinander geschlossen, die unwiderstehlich zwingt, sie könnten beliebig durcheinander geschüttelt und umgestellt werden. Und sie sind nicht einmal bunt und wechselnd, sondern variieren monoton ein gleiches Motiv: die Stimmung voll Dumpfheit und schwüler Gereiztheit unter Menschen, die sich äußerlich dem Familienzusammenhang, der Hausgemeinschaft nach nahestehen, und deren Wesen sich in Haß gegeneinander aufbäumt, weil sie sich nicht verstehen und weil jeder sich vom andern unterdrückt und falsch behandelt fühlt.

So gibt es in jedem Akt Streit zwischen den Alten und den Jungen, gegenseitiges leidenschaftliches Anschreien ohne Sinn, Zweck und Ursache, die Türen werden zugeschlagen, die feindlichen Parteien laufen wütend nach allen Seiten auseinander, und im nächsten Akt öffnen sich wie in einem Automatenwerk die Türen wieder, die Marionetten treten auf und das Spiel beginnt von neuem. Diese Monotonie ist zweifellos beabsichtigt. Gorki wollte nicht ein tiefgehendes Problemstück aus dem Zwiespalt der alten und jungen Generation machen. Er wollte einen Reflex aus dem Durchschnitt geben, die Luft russischer Unzufriedenheit in der bürgerlichen Mittelschicht verdichten. Er wollte das enge, beschränkte Kleinbürgertum voll Habsucht, Eigensinn und Schwerfälligkeit malen, das aus seinen Kindern durchaus etwas Besseres machen will, sie durch diese Früchte der Bildung sich entfremdet, ohne ihnen selbst damit ein Glück zu bereiten.

Sie können nicht heraus aus ihrem engen Bauer, diese äußerlich und innerlich Kleinbürgerlichen. Sie hacken nur aufeinander los in ohnmächtiger Wut, hadern miteinander und mit sich selbst und sind dabei so blind und stumm in ihrer Seele, daß sie sich nicht einmal wirklich mitteilen können. Die alten Beßjemenows laufen in einer ewigen Gekränktheit herum, in jeder Miene ihrer „gebildeten Kinder" wittern sie eine Beleidigung. Und diese Kinder, der relegierte Student mit seiner unreifen, angelesenen Weltanschauungsstammelei und die Lehrerin, das alternde Mädchen, das sein Leben verdorren sieht, sind unfruchtbare Halbgeschöpfe, die verbittern und daran leiden, daß man ihnen von weitem eine andere Welt gezeigt hat, in der sie doch nicht festen Fuß fassen können.

Halb und flügellahm sind sie, und halb ist alles, was sie tun.

Als Tatjana in letzter Enttäuschung sich das Leben nehmen will, verletzt sie sich nur unbedeutend, und als Peter das drückende Haus verläßt, tut er das nicht aus freiem, selbstgewähltem Entschluß, sondern er läßt sich locken und ziehen von einer abenteuerlustigen Frau. Und wenn die ihr Spielzeug über hat, wird er gewiß feige und reumütig wieder in den bequemen unbequemen Käfig, der ihm sein Futter gibt, zurückfinden.

Diesen schlaffen Lebenssklaven stellt Gorki den Aktiven, den Draufgänger, den kühnen, rücksichtslosen Eroberer entgegen, der das Leben bei der Gurgel packt und mit Schmiedefäusten sich sein Geschick nach eigener Wahl formen will. Wie seine Gegenpartner ist aber auch diese Gestalt nur in den äußeren Gesten reich ausgestattet, die innere Charakterisierung ist sehr allgemein typisch nur formuliert. Dieser Nil, der Pflegesohn der Beßjemenows, fährt wie ein Gewitter im Hause herum, er bricht resolut und brutal alle Pietätsbande ab, als er merkt, es wird ihm in dieser Luft zu eng, er stößt die Tür mit dem Fuß auf und geht mit seinem Mädchen davon.

Mehr als diese Leidenden und Handelnden interessierte Gorki die dritte Kategorie im Personal seines Stückes: die Beobachter und Raisonneure. Aus ihnen spricht denn auch stärker und unmittelbarer der Gorki zu uns, der uns in den Novellen so lebendig berührt.

Zuschauer des krausen, närrischen Menschengewimmels zeichnet er in dem alten Pertschichin, dem Landfahrer und Vogelfänger, und in Teterew, dem schwerblütigen Einsam, der sich auf seinen Platz abseits des Weges resigniert hat.

Gorkis zwei Seelen haben in diesen beiden Persönlichkeiten Gestalt gewonnen. Aus Pertschichins Wesen, dessen buntgefiederte Spielarten sich leicht durch die ganze Gorkische Dichtung verfolgen lassen, spricht die lachende Lebensüberwindung, die Weisheit des philosophischen Bettlers, die sorglose Freiheit des Menschen, der nichts fordert und nichts braucht, der aus dieser Bedürfnislosigkeit neue Freuden sich entdeckt und nicht begreift, wie die andern sich alles so schwer machen.

Mit leidenschaftlich eifersüchtiger Liebe malt Gorki immer diese Gestalt, und man merkt daraus, daß er selbst weniger Teil an ihr hat als an der anderen, düsteren, deren Lachen nicht kindlich heiter, sondern voll Hohn ist, die lieben möchte und sich schüttelt vor Ekel, die in aufreibendem Zwiespalt hin und her schwankt zwischen grausamer Befriedigung über das Tückische der Existenz, über die Trauerspiele voll grausiger Komik und einem herzaufwühlenden Mitleid, das stärker ist als die eingeredete Philosophie der Härte.

Doch auch diese Wesensarten finde ich in Gorkis Novellen schärfer individualisiert als in dem Bühnenausschnitt. In jener Welt erreicht er es, daß wir wie durch eine Glasscheibe in das Getriebe menschlicher Seelen blicken. In diesen Szenen aber ist's, als sähen wir nur zufällig durch ein offenes Fenster in eine Stube voller zankender Menschen, erhaschten nur hier und da ein Wort und machten uns daraus eine vage Vorstellung ihres Schicksals.

**Felix Poppenberg.**



# Ein indianisches Oberammergau.

Vor einigen Wochen ging in London an Mrs. Langtrys Theater ein mittelalterliches Mirakelstück in Szene, in welchem Gott Vater in Person von einem Schauspieler dargestellt wurde — ein Verstoß gegen ein altes, wenn auch vielleicht ungeschriebenes Verbot der englischen Bühnenzensur. Dieser Verstoß frappierte einen anwesenden amerikanischen Theaterkritiker um so mehr, als das zumeist aus Damen bestehende Publikum die betreffende Szene mit dem größten Gleichmut hinnahm. War doch in Amerika vor wenigen Jahren der Versuch, das Oberammergauer Passionsspiel zur Aufführung zu bringen, gerade an dem Umstand gescheitert, daß ein nicht geringer Bruchteil der Bevölkerung es als ein Sakrileg empfand, die Leiden des Gottessohnes auf einer Bühne dargestellt zu sehen, die sonst nur der Ergötzung dient. In diesem Jahre wurde der Versuch in Montreal und in New-York erneuert, dort in einer Reihe öffentlicher Vorstellungen, hier in dem aus Schauspielern, Literaten und Künstlern bestehenden Lambs' Klub. Der Verfasser des Stückes, das unter den Auspizien des letztgenannten Vereins aufgeführt wurde, hatte es sehr geschickt vermieden, die Person des Heilands selbst auf die Bühne zu bringen. Das Experiment konnte deshalb als äußerst gelungen betrachtet werden.

Das auf diese Weise erneute Interesse am Passionsspiel hat die Aufmerksamkeit auf ein Oberammergau gelenkt, das seit drei Jahren in einem weltfernen Winkel im Nordwesten des Landes besteht. Allerdings ist der Unterschied zwischen diesem Passionsspiel und dem, was in der Kulturwelt darunter bekannt ist, ein sehr bedeutender. In Britisch-Columbia entstand es lediglich aus dem Bedürfnis, der christlichen Propaganda unter den Indianern dieses Landstrichs Nachdruck zu verleihen. Die Eingeborenen Amerikas sind zu intelligent, um sich durch das bloße Wort überzeugen und gewinnen zu lassen — um so mehr, als sie nur zu viel Ursache haben, dem Wort der Bleichgesichter nicht zu glauben. Sie bewahren Bekehrungsversuchen gegenüber eine stoische Ruhe, hinter der sich ein gut Teil Skeptizismus verbergen mag; und Ausbrüche religiöser Ekstase, wie sie den Kulminationspunkt der Erweckungsversammlungen zu bilden pflegen, durch welche gewisse Sekten unter den Negern Rekruten zu werben trachten, erwartet man bei den Rothäuten vergebens. In nicht geringem Grade mag es daran liegen, daß ihre uns leider nur zu wenig bekannte Religion einer weit höheren Stufe der Entwicklung angehört, als gemeinhin angenommen wird. Der Indianer mag sich's erst ganz genau überlegen, ehe er das, was er an religiösen Vorstellungen besitzt, für etwas hingibt, das sich seinem Verständnis entzieht. So erklären sich die Beobachtungen, welche ein eifriger katholischer Missionar, Pater Chirouse, unter den Indianern gemacht hat, deren Reservationen an den Ufern des Fraserflusses in Britisch-Kolumbia gelegen sind.

Es hatte Pater Chirouse häufig befremdet, daß diese klugen und gesitteten Rothäute von seiner Darstellung der Leiden Christi nicht ergriffen schienen. Eines Sonntags nach der Messe unterhielt er sich mit einem alten Medizinmann des Siwashstammes und erzählte ihm die Geschichte der Kreuzigung. Die einzige Bemerkung, welche diese seinem ebenso aufmerksamen wie schweigsamen Zuhörer entlockte, lautete: „Jesus gut." Pater Chirouse genügte das lakonische Lob nicht.

„Glaubt Ihr, daß er für unsere Sünden gelitten hat und gestorben ist?“ fragte er. Die Antwort kam nicht sogleich. Der alte Indianer bedachte sich lange, lächelte eigentümlich und antwortete: „Ich habe Augen, Vater,“ und als er sah, daß diese Antwort zu rätselhaft war, fügte er hinzu: „Ich habe es nicht gesehen.“

Das Wort gab Pater Chirouse zu denken. Nach langem Erwägen und Überlegen der Frage, wie den scheinbar skeptischen und gefühllosen Rothäuten beizukommen wäre, hatte er den Einfall, ihnen die göttliche Tragödie ad oculos zu demonstrieren. So realistisch wollte er sie ihnen veranschaulichen, daß ihr Stoizismus dem Pathos weichen müßte: sie selber sollten in diesem Drama des Gottessohnes handeln, es erleben und empfinden. Es war eine Riesenaufgabe, die er unternahm, wenn man sich das ungeschulte Rohmaterial denkt, das dem guten Priester zur Verfügung stand. Aber er arbeitete geduldig und unermüdlich an dem Plane, seinen Schützlingen die Passionsgeschichte in einer Reihe lebender Bilder vorzuführen, an denen sie selbst teilnehmen sollten. Zahllose Proben waren dazu notwendig, aber die Opferwilligkeit des geistlichen Regisseurs war ebenso unerschöpflich wie die Ausdauer seiner gelehrigen Mimen. Im Juni 1899 konnte die Vorstellung vor sich gehen; sie fand in dem Dorfe Seachel statt, und es war auch nicht ein Indianerstamm der Umgegend, der unter dem vielköpfigen Publikum nicht zahlreich vertreten war. Die Wirkung auf Mitspielende und Zuschauer war eine so tief ergreifende, daß eine Wiederholung der Aufführungen von der Diözese in Aussicht genommen wurde.

Diese in unvergleichlich größerem Maßstabe geplante Darstellung der Passion fand im vergangenen Jahre in dem malerisch im Chillawacktale belegenen Dorfe Skwa statt, stand unter dem Protektorat des Bischofs Dontenwil und bildete den feierlichen Schluß einer fast ausschließlich religiöser Propaganda gewidmeten Woche, denn mit dem Bischof hatte sich zugleich ein zahlreiches Gefolge von Priestern der Gegend im Dorfe eingefunden, um den scharenweise herbeigeströmten Rothäuten das Evangelium zu künden. Der ungemein beliebte Bischof wurde von einem endlosen Festzug der Gläubigen weißer und roter Hautfarbe empfangen, Männern und Frauen, die zu Fuß, zu Pferde und in bunt dekorierten Fuhrwerken unter den Klängen von acht Musikkapellen ihn nach dem Hause eines der Häuptlinge begleiteten, das ihm für die Dauer seines Aufenthalts zur Verfügung gestellt worden war. Im Laufe der Woche wurden Messen zelebriert und fanden wiederholt Prozessionen statt, und in der Zwischenzeit wanderten die Missionäre unter den Indianern umher, redeten mit alt und jung, erklärten die heiligen Mysterien des christlichen Glaubens und bereiteten sie auf das erhebende Schauspiel vor, das sich ihren Augen darbieten und ihre Seelen erleuchten sollte.

Die Bühne war die [offene Ebene, umgrenzt von den schneegekrönten Gipfeln der Berge] und von den an einer Seite vorbeirauschenden Wassern des Fraserflusses. Den Rand des Tales bedeckten die Hütten der Indianer und Hunderte von Zelten, welche die von fernher gekommenen Besucher aufgeschlagen hatten. Zwischen ihnen erhoben sich Altäre, die dem Dienste einzelner Heiligen geweiht waren. Das ganze farbensatte Bild war wie geschaffen, auf das Auge dieser Kinder der wildwestlichen Natur einen tiefen Eindruck zu machen. Wiederum war Pater Chirouse der Regisseur der Aufführung, und die ausführenden Künstler Mitglieder des Secheltstammes, der an der Pazifikküste wegen seiner körperlichen

Stärke und seiner geistigen Gaben bekannt ist. Zu den besonderen Schützlingen des für seine Sache begeisterten Priesters gehörend, gaben sie sich die denkbar größte Mühe, ihrem Lehrer Ehre zu machen. Mit größerem Ernst und wärmerem Eifer wurde nie eine Reihe von lebenden Bildern einstudiert.

Das erste Bild stellte den Garten von Gethsemane dar. Drei junge Indianer in entsprechenden Kostümen spielten die schlafenden Jünger. Häuptling George, der den Heiland spielte, kniete in einiger Entfernung und bewegte die Lippen wie im Gebet, während ein in einiger Entfernung postierter Chor die Hymne anhub: „O Kreuz, du einzige Hoffnung". In dem nächsten Bilde stand Judas bereits an der Seite des Heilands, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und beugte das Haupt vor, wie im Begriffe, ihm den Verräterkuß zu geben. Die bewaffnete Menge, welche ihm gefolgt war, ging unmerklich in die Schar von Zuschauern über, die in geordnetem Zuge herangetreten waren, um die ergreifende Szene zu sehen. Christus vor Pilatus war das dritte, sprechend lebendige Bild. Dann kam die Geißelung Christi, eine so realistische Darstellung, daß die Indianerfrauen sich nicht länger zu beherrschen vermochten, und der Gesang, mit dem sie die pantomimische Aufführung begleiteten, von Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurde. Die Dornenkrönung war ein nicht minder eindrucksvolles Beispiel des Realismus, der über dieser Aufführung waltete; aber der tapfere Indianer, der die Rolle Christi spielte, ertrug den Schmerz ohne Zucken. Dann folgte der Kreuzgang, das Niedersinken unter dem Gewicht, die Begegnung mit der Mutter, der heiligen Veronika Liebesdienst, und so weiter, bis Golgatha erreicht war. In allen diesen zehn Bildern war Jesus von einem Indianer gespielt worden, und so hohe Wogen schlug die religiöse Begeisterung, daß es vielleicht nur einer geschickten Suggestion bedurft hätte, um auch für die beiden letzten Szenen einen Darsteller zu finden. Allein die Menschlichkeit forderte, daß der Realismus nicht weiter getrieben würde, und in den beiden Bildern, da Christus an das Kreuz genagelt und dieses erhöht wurde, trat eine Wachsfigur an Stelle des lebenden Darstellers.

Die Wirkung dieses Schlusses war eine überwältigende. In dem Auge mancher Rothaut glänzte eine Träne, und ein dumpfes Schweigen, nur hier und da von leisem Aufschluchzen unterbrochen, lagerte sich über den Schauplatz der seltsamen Feier. Still und in sich gekehrt zerstreute sich die vielköpfige Menge. Der Erfolg dieses Passionsspiels wird es unzweifelhaft zu einer dauernden Einrichtung der Diözese machen. Ob aber die innere Wirkung dieser Propaganda sich gleichfalls auf die Dauer bewährt, ist vorläufig nicht abzusehen. Der Indianer ist, wie schon bemerkt, ein selbständiger, unabhängiger Geist, und die in seiner Seele wurzelnden religiösen Vorstellungen seiner Rasse pflegen manchmal nach Jahren durch irgend eine Veranlassung aufs neue zu erwachen und den Sieg über die ihm beigebrachte neue Religion davonzutragen.

**A. von Ende**, New-York.



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Kant und die Sternenbewohner.

In seinem schönen Buche über „Die Sternenwelten und ihre Bewohner“ hat Prof. Dr. Joseph Pohle von der Universität Breslau (Verlag von J. P. Bachem, Köln) alles zusammengetragen, was Denker und Forscher aller Zeiten und Völker zu der Frage ergründet haben, ob auch andere Weltkörper gleich unserer Erde bewohnbar seien. Und wenn bewohnbar, dann auch bewohnt. Denn das betont Pohle immer wieder: „Unsere Erde ist — und ein scharfsinniger Verstand sähe das ein, ohne überhaupt vom Dasein des Menschen etwas zu wissen — von Haus aus als Wohnstätte lebender Wesen eingerichtet; von der Existenz eines Hauses schließt man aber mit Recht auf die Existenz eines Hausbewohners, wenn kostspielige Bauten und Einrichtungen nicht mit einem kläglichen Fiasko endigen sollten. Wo immer wir also erdähnliche Welten sehen, wie z. B. den Mars, da werden wir durch die Analogie geradezu gezwungen, denselben eine ähnliche Bestimmung wie der Erde zuzuschreiben.“ Pohle ist gläubiger Christ, Katholik, und so weist er mit besonderer Genugtuung auch auf die Autorität des Königsberger Philosophen hin, der in seiner 1755 verfaßten „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ gerade unter ausdrücklichster, schärfster Betonung seines theistischen Standpunktes scharfsinnige Analogieschlüsse nicht nur für die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit von „Bewohnern der Gestirne“ ins Feld führte. Unter anderem schreibt Kant: „Man kann das Weltgebäude nicht ansehen, ohne die trefflichste Anordnung in ihrer Einrichtung und die sicheren Merkmale der Hand Gottes, in der Vollkommenheit ihrer Beziehungen, zu kennen. Die Vernunft, nachdem sie so viel Schönheit, so viel Trefflichkeit erwogen und bewundert hat, entrüstet sich mit Recht über die kühne Torheit, welche sich unterstehen darf, alles dieses dem Zufalle und einem glücklichen Ungefähr zuzuschreiben. Es muß die höchste Weisheit den Entwurf gemacht und eine unendliche Macht selbigen ausgeführt haben, sonst wäre es unmöglich, so viele in einem Zweck zusammenkommende Absichten in der Verfassung des Weltgebäudes anzutreffen.“ Und in bezug auf die Bewohntheit der Planeten heißt es dann weiterhin:

„Ich bin der Meinung, daß es eben nicht notwendig sei, zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt sein, ob es gleich eine Ungereimtheit wäre, dies in Ansehung aller, oder auch nur der meisten, zu leugnen.... Die meisten unter den Planeten sind gewiß bewohnt, und die es nicht sind, werden es dereinst werden. Was für Verhältnisse werden nun, unter den verschiedenen Arten dieser Einwohner, durch die Beziehung ihres Ortes in dem Weltgebäude zu dem Mittelpunkte, daraus sich die Wärme verbreitet, die alles belebt, verursacht werden?... Der Mensch, welcher unter allen vernünftigen Wesen dasjenige ist, welches wir am deutlichsten kennen, ob uns gleich seine innere Beschaffenheit noch ein unerforschtes Problem ist, muß in dieser Vergleichung zum Grunde und zum all-

gemeinen Beziehungspunkte dienen.... Es ist gewiß, daß der Mensch sowohl in Ansehung der Deutlichkeit seiner Begriffe und Vorstellungen, als auch der Fertigkeit, dieselben zu verbinden und zu vergleichen, welche man das Vermögen zu denken nennt, von der Beschaffenheit der Materie völlig abhängt, an die der Schöpfer ihn gebunden hat.... Die Grobheit des Stoffes und des Gewebes in dem Baue der menschlichen Natur ist die Ursache derjenigen Trägheit, welche die Fähigkeiten der Seele in einer beständigen Mattigkeit und Kraftlosigkeit erhält.... Diese spezifische Beschaffenheit des Stoffes hat eine wesentliche Beziehung zu dem Grade des Einflusses, womit die Sonne nach dem Maße ihres Abstandes sie belebt. Diese notwendige Beziehung zu dem Feuer, welches sich aus dem Mittelpunkte des Weltsystems verbreitet, um die Materie in der nötigen Regung zu erhalten, ist der Grund einer Analogie, die eben hieraus zwischen den verschiedenen Bewohnern der Planeten festgesetzt wird: und eine jede Klasse derselben ist vermöge dieses Verhältnisses an den Ort durch die Notwendigkeit ihrer Natur gebunden, der ihr in dem Universum angewiesen worden. Die Einwohner der Erde und der Venus können ohne ihr beiderseitiges Verderben ihre Wohnplätze gegeneinander nicht vertauschen.... Ein Bewohner der Erde würde in einer erhitzteren Sphäre gewaltsame Bewegungen und eine Zerrüttung seiner Natur erleiden, da sein Bildungsstoff für einen größeren Grad der Wärme zu leicht und flüchtig ist; ein Bewohner der Venus dagegen würde in einer kühlen Himmelsgegend erstarren und in einer Leblosigkeit verderben. Ebenso müssen es weit dichtere und flüchtigere Materien sein, aus denen der Körper des Jupiterbewohners besteht, damit die geringe Regung, womit die Sonne in diesem Abstande wirken kann, diese Maschinen ebenso kräftig bewegen könne, als sie es in den unteren Gegenden verrichtet.... Der Stoff, woraus die Einwohner der verschiedenen Planeten, ja sogar die Tiere und Gewächse auf denselben, gebildet sind, muß überhaupt von desto leichterer und feinerer Art und die Elastizität der Fasern samt der vorteilhaften Anlage ihres Baues desto vollkommener sein nach dem Maße, als sie von der Sonne abstehen.... Wir haben eine Vergleichung zwischen der Beschaffenheit der Materie, womit die vernünftigen Geschöpfe auf den Planeten wesentlich vereinigt sind, ausgemacht, und es läßt sich danach auch leichtlich erachten, daß diese Verhältnisse eine Folge auch in Ansehen ihrer geistigen Fähigkeit nach sich ziehen. Wenn demnach diese geistigen Fähigkeiten eine notwendige Abhängigkeit von dem Stoffe der Maschine haben, welche sie bewohnen, so werden wir mit mehr als wahrscheinlicher Vermutung schließen können: daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurtigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, samt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen Regel stehen, nach welcher dieselben, nach dem Verhältnis des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne, immer trefflicher und vollkommener werden.... Die menschliche Natur, welche in der Leiter der Wesen gleichsam die mittelste Sprosse inne hat, sieht sich mitten zwischen den zwei äußersten Grenzen der Vollkommenheit, von deren beiden Enden sie gleich weit entfernt ist. Wenn die Vorstellung der erhabensten Klasse vernünftiger Kreaturen, die den Jupiter oder den Saturn bewohnen, ihre Eifersucht reizt und sie durch Erkenntnis ihrer eigenen Niedrigkeit demütigt, so kann der Anblick der

niedrigen Stufen sie wiederum zufrieden sprechen und beruhigen, die in den Planeten Venus und Merkur weit unter der Vollkommenheit der menschlichen Natur erniedrigt sind. Welch ein bewunderungswürdiger Anblick! Von der einen Seite sehen wir denkende Geschöpfe, bei denen ein Grönländer oder Hottentotte ein Newton sein würde; und auf der anderen Seite andere, die diesen als einen Affen bewundern."

Von Richard A. Proctor, dem bekannten englischen Astronomen, haben wir das Wort (in dem Werke: Other worlds than ours. The plurality of worlds studied under the light of recent scientific researches — Andere Welten als die unsere. Die Mehrheit der Welten im Lichte neuer wissenschaftlichen Forschungen — London 1878): „Lange bevor uns die Wunder der modernen Astronomie verkündet wurden, haben forschbegierige Männer unter dem Antriebe eines, wie es scheint, unwiderstehlichen Instinktes, sich zur Untersuchung der Ähnlichkeit, welche zwischen unserer Welt und den sie von allen Seiten umgebenden fremden Systemen bestehen mag, gedrängt gefühlt. Nicht lauter wunderliche Theoretiker waren es, die solche Fragen erörterten, sondern Männer von der allerhöchsten Bedeutung in der Wissenschaft. In längst verflossenen Zeiten studierten ein Anaximander und Pythagoras das Problem der fremden Welten, später beschäftigten sich Männer wie Huyghens, Galilei und Newton mit dem gleichen anziehenden Thema." Und heute, können wir mit Flammarion, dem freilich etwas zu phantasievollen französischen Astronomen, sagen, besteht selbst in den Augen der ernstesten Forscher „die Aufgabe der Astronomie nicht bloß in der Erkenntnis von den Größen, Entfernungen, Bewegungen, Massen, sondern auch und vor allem im Studium der Lebensbedingungen auf den Himmelskörpern." „Die Lehre von der Belebtheit der Welten", sagt er an anderer Stelle (Pluralité des mondes habités, Paris 1880), „ist die Philosophie des Universums, die Verdolmetschung des Weltganzen, worin die Größe der Schöpfung, sowie die Majestät ihres Urhebers in ihrem hellsten Lichte erstrahlen." P. B.



# Die letzte Phase im Leben Napoleons I.

Es ist nichts gerade Seltenes bei englischen Staatsmännern und kirchlichen Würdenträgern, daß sie auch zur Feder greifen und teils als Belletristen, teils als Gelehrte vor das Publikum treten — man denke an Disraeli (Lord Beaconsfield) und Gladstone —, und so ist auch in allerneuester Zeit der bekannte Lord Rosebery, ohne von der politischen Bühne abzutreten, unter die Schriftsteller gegangen. Sein Buch hat in England gewaltiges Aufsehen erregt, weniger darum, weil der Verfasser Lord Rosebery ist, als wegen der Art und Weise, wie er seinen historischen Stoff behandelt, und die man bisher auf dem speziellen Gebiete der Biographie Napoleons an englischen Geschichtsschreibern nicht gewohnt war — nämlich mit Unparteilichkeit, sine ira et studio. Rosebery ist dieser Forderung in löblichster Weise gerecht geworden, und zwar so,

daß er den zweiten Teil derselben, das sine studio, vielleicht weniger beherzigte als den ersten, sine ira, was aber billigerweise nur als eine Art Abschlagszahlung an die Schuld betrachtet werden darf, womit seine Vorgänger sich auf Kosten Napoleons belastet haben. Das Buch Lord Roseberys behandelt nur die letzten Jahre von Napoleons Leben, d. h. seine Gefangenschaft auf Sankt Helena, und unleugbar verrät sich darin alles eher als Haß gegen den gefallenen Gegner; und da in dem uns gebotenen Buche auch einzelne Züge hervortreten, die bisher weniger oder gar nicht bekannt waren, so dürfte es sich um so eher lohnen, unsern Lesern einige Abschnitte des Buches vorzuführen.

* * *

## Napoleons Gefangenwärter.

St. Helena erweckt im Gedächtnis des französischen Volkes bittere Erinnerungen. England hatte das Unglück, während der traurigen Periode, die den Namen dieser Insel berühmt gemacht hat, von Menschen vertreten zu sein, welche die Würde ihrer eigenen Nation und die hohe Stellung ihres Gefangenen außer acht ließen. Ein großes Volk darf sich nie zu unedlen Maßnahmen erniedrigen. Und die Art und Weise, wie Napoleon behandelt wurde, zeugt laut für die niedrige Gesinnung seiner Gefangenwärter. Ein Engländer kann die auf die Gefangenschaft Napoleons bezügliche Literatur nicht ohne Beklemmung studieren, und wir müssen es alle bedauern, daß die Regierung Großbritanniens sich einst zu dieser Wächterrolle hergegeben hat, um so mehr, als es zu Agenten die denkbar ungeeignetsten Subjekte wählte, welche ihre Aufgabe aufs brutalste verkannten.

„Sir Hudson Lowe" — urteilte der Herzog von Wellington — „war eine erbärmliche Wahl. Ein Mensch ohne Erziehung und ohne Einsicht, ein stupider Gesell, der absolut nicht wußte, wie es in der Welt zugeht, und, wie alle seines Gelichters, argwöhnisch und neidisch war."

Dieses Zeugnis ist von Belang, denn der Sieger von Waterloo war nichts weniger als ein großmütiger Feind und sagte, Napoleon habe kein Recht, sich zu beklagen, und habe sein Los verdient.

Eines Tages bot Montholon (Napoleons Adjutant) dem Herrn von Montchenu, dem Vertreter Frankreichs in der internationalen Kommission, die mit der Bewachung des Gefangenen betraut war, einige weiße und einige grüne Bohnen an, die zum Säen bestimmt waren. In diesem gewöhnlichen Experiment für einen Gemüsegarten lag doch gewiß nichts, was den geringsten Argwohn wachrufen konnte. Aber der Gouverneur, der sich nicht wollte überraschen lassen, glaubte darin ein Komplott zu wittern. Er sah in diesem unschuldigen Gemüse eine Anspielung auf die weiße Fahne der Bourbonen und die grüne Uniform, welche Bonaparte gewöhnlich zu tragen pflegte!

„Ich kann es nicht für gewiß versichern," schrieb er an Lord Bathurst, „daß diese Bohnen eine politische Anspielung seien, aber es scheint mir, der Marquis von Montchenu würde korrekter gehandelt haben, wenn er sie nicht angenommen oder wenn er wenigstens nur weiße Bohnen verlangt hätte!"

## Das Leben auf St. Helena.

Longwood war, genau genommen, nur ein Komplex von Hütten, die beständig von einem heftigen Winde gepeitscht wurden und feucht und schattenlos waren.

Der als Eroberer in so vielen Palästen geschlafen hatte, er fand sich hier auf zwei Zimmer beschränkt von räumlich gleicher Ausdehnung, nämlich 14 Fuß Länge und 12 Fuß Breite und 10 oder 11 Fuß Höhe. Auf dieses kleine Maß war das Feld aller seiner] Eroberungen, aller jener Ruhmestaten und Triumphe reduziert worden! Jedes der beiden Zimmer empfing das Licht durch zwei enge Fenster. In einer Ecke des ersten stand ein kleines Feldbett mit grünseidenen Umhängen, dessen sich der Kaiser bei Marengo und bei Austerlitz bedient hatte. Eine spanische Wand stand gegen die Türe zu, und zwischen dieser Wand und dem Kamin dehnte sich ein altes Sofa aus, auf welchem Napoleon den größten Teil des Tages zubrachte. Die Wände waren mit braunem Nanking überzogen, und ein prächtiger Waschtisch mit silbernen Wasserkannen war in diesem einfachen Rahmen das einzige, was glänzend sich abhob. An einer Wand hing ein Porträt von Marie Louise, der Undankbaren, die damals in Gesellschaft ihres Günstlings Neipperg zu Parma leichten Sinnes ihr Glück genoß, ferner ein Porträt des Königs von Rom, der auf einem Hammel ritt, auch eine Büste des letzteren und eine Miniatur Josephinens. Die Weckuhr Friedrichs des Großen, die von Potsdam hergebracht worden war, vervollständigte nebst der Uhr des ersten Konsuls, die an einer aus dem Haar Marie Louisens geflochtenen Kette hing, die Dekoration der Wand. Im anderen Zimmer standen ein Schreibtisch und ein zweites Bett, in welchem der Kaiser gewöhnlich schlief.

Napoleon trug meist einen grünen Jägerrock mit Knöpfen, eine Hose aus weißem Kasimir und Strümpfe, und als dieses Kostüm zu abgetragen war, ließ er es wenden, um nicht gezwungen zu sein, englische Kleider zu tragen.

Napoleon wahrte ängstlich seinen Rang, er leitete gern eigenhändig seine mit sechs Pferden bespannte Kutsche, welche ein Stallmeister in großer Uniform bald rechts, bald links flankierte. Im Hause wurde die Etikette nicht minder streng beobachtet. Niemand aus der Umgebung des Kaisers betrat dessen Zimmer, ohne gerufen zu sein. Wenn man ihm etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, so mußte man um Audienz bitten. Niemand schloß sich ihm an, während er seine Promenade machte, niemand durfte das Wort an ihn richten, wenn er nicht dazu aufgefordert wurde, und in seiner Gegenwart waren alle entblößten Hauptes, bis die Engländer sich entschlossen, während des Gesprächs mit ihm den Hut auf dem Kopf zu behalten.

Während der Mahlzeiten wurde ihm auf silbernen und goldenen Platten serviert, und zwar von französischen Bedienten in reicher grüner, goldgestickter Livree. Ein Platz blieb immer neben ihm leer — derjenige der Kaiserin. . . . Es war stets eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten vorhanden, und der Kaiser tat ihnen immer Ehre an. Aber nach einer alten Gewohnheit dauerten die Mahlzeiten nur kurze Zeit. In den Tuilerien war das gewöhnliche zwanzig Minuten, auf St. Helena waren vom Kaiser fünf Minuten mehr eingeräumt worden, um dem General Bertrand Zeit zu lassen, sich am Nachtisch gütlich zu tun.

Dieser Prunk mag vielen abgeschmackt erscheinen, und doch, wenn man nachdenkt, flößt er uns eine Art melancholischer Sympathie ein. Scheint es nicht, als ob die tapferen Offiziere in der Umgebung des Kaisers ihm durch diese Kundgebungen tatsächlich beweisen wollten, daß, was er auch für andere geworden, er für sie immer ihr wahrhaftiger Souverän geblieben sei?

Eine große Freude für den Gefangenen war immer die Ankunft von Büchern. Dann hielt er sich für lange Stunden eingeschlossen, um sie zu verschlingen. Er haßte das Schreiben, diktierte aber dafür um so eifriger. Man erzählt, er habe in Longwood vier Stunden in einem fort diktiert und nur kurze Pausen gemacht, um das Diktierte durchzulesen.

Er spielte unter anderem Billard und Schach. Im Schach war er sehr ungeschickt, im Kartenspiel aber liebte er es, zu mogeln, machte jedoch kein Hehl daraus, sondern lachte im Gegenteil über seine Mogeleien und weigerte sich nur, das also gewonnene Geld zu behalten.

Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war das laute Lesen, obschon er weder gut las noch ein Ohr für poetischen Wohlklang und Rhythmus hatte. Die Tragödie war seine Lieblingslektüre und Corneille sein Lieblingsdichter.

In einer Rede über die Tragödien dieses Dichters sagte er: „Ich liebe die Tragödie über alles.“ Diese Rede wurde in einem der Säle des Kremlins gehalten.

Er las auch flüchtig die Bibel und öfter in Übersetzungen Virgil und Homer, Aeschylos und Euripides, auch für Voltaires Zaïre hatte er eine wahre Passion.

Er war von jeher ein großer Leser gewesen. Als Schüler — Primaner — quälte er mit seinem unablässigen Bücherbegehren den Bibliothekar beinahe zu Tode. Wenn er mit Josephinen reiste, mußten alle neu erschienenen Bücher in seinen Wagen gebracht werden. Selbst in Waterloo hatte er eine Bibliothek von 700 Bänden bei sich, worunter die Bibel, Homer, Ossian, Bossuet und die 70 Bände Voltaires. Drei Tage nach seiner Abdankung denkt er bereits daran, eine Bestellung von Büchern zu machen.

In seiner Einsamkeit von St. Helena verschlang er alles: Geschichtswerke, Philosophisches, Strategisches und Memoiren. Von letzteren las er im Zeitraum eines Jahres nicht weniger als 72 Bände. Und er las nicht nur, sondern er machte auch Randnotizen und diktierte kritische und sonstige Bemerkungen.

## Der Tod des Kaisers.

Es ist sonderbar, steht aber gleichwohl fest, daß trotz der genauesten Beobachtung, der sich Napoleon von seiten seiner Umgebung ausgesetzt sah, niemand eine Ahnung von dem Herannahen seines Todes hatte. Das hat uns der summarische Bericht Arcotts kund getan. Es liegt klar zu Tage, daß Arcott nicht ahnte, wie gefährlich die Krankheit sei, die den Kaiser befallen hatte. Obschon er am 1. April zu ihm berufen worden war, das heißt 35 Tage vor der letzten und entscheidenden Krisis, glaubte er nicht an eine drohende Gefahr. Erst am 27. oder 28. April, eine Woche vor der Katastrophe, überzeugte er sich, daß die Krankheit tödlich war. Weder Hudson Lowe noch die englische Regierung hatten geglaubt, daß das Ende so nahe sei.

Die Freunde und Bekannten von Longwood führten den Leichenzug, ihnen folgten Hudson Lowe, Herr von Montchenu und sämtliche bürgerlichen und militärischen Behörden der Insel St. Helena. Als der Leichnam der Erde übergeben war, wurden ihm zu Ehren von Musketieren und Kanonieren Salven abgefeuert.



## Urteil über Napoleon.

Während der Periode des Konsulats war Bonaparte ein Staatsmann, wie es seinesgleichen noch keinen zweiten gegeben hat. Er hat Festigkeit und Scharfsinn, einen prophetischen Blick und Energie bewiesen, dazu war er gerecht und voller Wißbegierde. Er machte sich keine Illusion über seine Unwissenheit in Sachen der bürgerlichen Verwaltung und scheute sich auch nicht, nach der Bedeutung eines terminus technicus zu fragen, die ihm nicht bekannt war, und sich mit dem Detail einer prozessualischen Frage bekannt zu machen. Aber als er alles das, was seine Staatsräte und Minister ihn lehren konnten, sich angeeignet hatte, war ihm auch das Bewußtsein seiner unendlichen Überlegenheit über alle diejenigen gekommen, mit denen er zu verkehren hatte, und er gelangte schließlich zu der wahrscheinlich ganz richtigen Überzeugung, daß sein Genie ebenso unfehlbar in der Regierungskunst, wie in der Kriegskunst war. Diese Überzeugung, die sich auch auf die von Frankreich ihm bedingungslos in die Hand gelegten Vollmachten und Hilfsmittel stützte, ließ in seiner Brust einen Ehrgeiz erstehen, der, anfänglich noch vag und unbestimmt, in der Folge zu einem gigantischen und grenzenlosen anwuchs.

Wenn er langsamer vorgegangen wäre, wenn er sich Zeit genommen hätte, den errungenen Besitz sicher zu stellen, so wäre es schwer vorherzusehen gewesen, in welchem Maße er seine Pläne verwirklicht haben würde; aber er hatte den Bau seines Reiches mit einer so wunderbaren Schnelligkeit aufgeführt, daß er sich auch nicht eine einzige Minute in seinem Werke wollte aufhalten lassen und daß er dem Zement nicht Zeit ließ, zu trocknen und fest zu werden.

Er machte kein Hehl und kein Geheimnis von seinen Vorzügen. Er wollte Werkzeuge und keine Minister. Obschon er Vertrauen genug zu seinem Genie hatte, um der Furcht enthoben zu sein, vom Talent seiner Mitarbeiter in Schatten gestellt zu werden, so flößte ihm dennoch der Ehrgeiz und der kritische Geist bedeutender Kapazitäten Mißtrauen ein. Zwei Persönlichkeiten von sehr zweifelhaftem moralischen Wert, aber von ebenso unzweifelhaften intellektuellen Fähigkeiten, sind während einer Reihe von Jahren in seinem Dienste gestanden und haben das ihrige zu der Macht des Reiches beigetragen. Sobald Napoleon gewahr wurde, daß die öffentliche Meinung des Glaubens war, Fouqué und Talleyrand seien für ihn unentbehrlich, beeilte er sich, ihnen den Abschied zu geben, und wählte nun talentlose Statisten.

Napoleon war nachsichtig und liebevoll gegen seine Familie, hauptsächlich während seiner ersten Jahre, voller Ehrerbietung gegen seine Mutter und wohltätig gegen seine Freunde. Er war auch insoweit ein guter Ehegatte, als die Begriffe von Moral, die er sich angeeignet hatte, es ihm erlaubten. Er würde seinen Sohn angebetet haben, wäre er nicht von ihm getrennt gewesen. Er war zärtlich gegen seine Brüder, sogar gegen Ludwig, der doch seine Wohltaten mit schwarzem Undank vergalt; aber seit dem Tode Durocs, während der letzten Jahre seiner Herrschaft, fühlte er sich unfähig, auch nur einen einzigen Freund zu haben.

Er war immer von einer stoischen Ruhe. „Das Mißgeschick war mir notwendig für meine Laufbahn," sagte er. Und ein andermal rief er: „Was für ein Roman ist mein Leben gewesen!" Ferner: „Ich werde rasch vergessen sein.





Die Geschichte wird mich kaum erwähnen, denn ich bin besiegt worden.“ Die Furcht vor dem Zukünftigen, die Vorwürfe wegen des Vergangenen, die Einförmigkeit seines gebrochenen Lebens — das waren die Qualen, die unablässig an seiner Seele nagten. Sechs Jahre lang schmachtete er dahin in langsamer, trostloser Agonie.

Napoleon hat bewirkt, daß jeder Ruhm seiner Vorgänger zweifelhaft wird, er hat jeder zukünftigen Berühmtheit den Weg versperrt. Bevor er auf die Weltbühne trat, hatte niemand ahnen können, daß eine so außerordentliche Kombination von staatsmännischem und von kriegerischem Genie, eine so wunderbare Lebenskraft von Seele und Leib möglich sei. Kein anderer Name spiegelt so treu das Bild von Macht, von Glanz und von Sturz. Er ist groß geworden durch den Einsatz übermenschlicher Kräfte, er ist gestürzt durch den Mißbrauch eben dieser Gaben. Die Überspannung seines eigenen Genies hat seinen Fall nach sich gezogen, aber dieser Fall konnte nur von gleichmächtigen Kräften, als die waren, die ihn in die Höhe hoben, bewirkt werden.

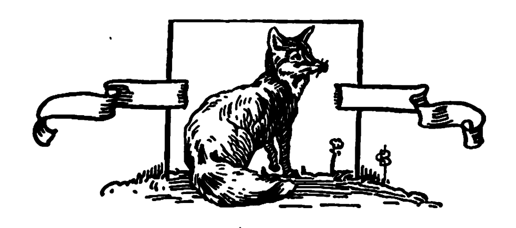
So urteilt ein Engländer in anerkennenswerter Unparteilichkeit über Englands größten Feind. Wer auf dem Boden christlicher Weltanschauung steht, wird freilich nicht umhin können, auch an die „Großen“ und „Größten“ dieser Erde die Maßstäbe christlicher Ethik anzulegen. An diesen gemessen, würde uns aber Napoleon wohl minder groß erscheinen, als in der moderneren Auffassung des englischen Staatsmannes.

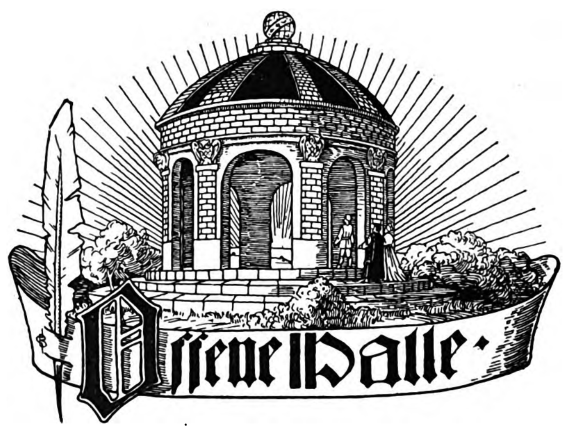


# Tolstoj in der Ehe.

Eigenartig, wie der Mensch Tolstoj, ist auch sein Verhältnis zur Gattin. Im dritten Jahrgang des T. (Heft 3) hatten wir Gelegenheit, auf ein Schriftchen von Sergejenko hinzuweisen: „Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet“. Darin war erzählt, wieviel tätigen Anteil der „Einsiedler von Jaßnaja Poljana“, der nichts weniger als einsiedlerisch lebt, seiner Gattin an seinem dichterischen Schaffen einräumt. Die Gräfin pflegt die Konzepte ihres Mannes ins reine zu schreiben. Sie ist gewohnt, darüber sofort alle andere Arbeit beiseite zu legen. Sie übt die strengste Kritik an den neu entstandenen Arbeiten, die Tolstoj meistens ihr zuerst vorliest. Eine Novelle, die die Gräfin nach dem Vorlesen für untauglich erklärt hatte, ließ er unvollendet liegen. Neuerdings hat nun eine Französin, Frau Th. Bentzon, den eben erst von schwerer Krankheit Genesenen besucht, und in der „Revue des Deux Mondes“ schildert sie, was sie von Tolstoj, besonders aber auch von der Gräfin gesehen und gehört hat. Zunächst erlebte sie eine kleine Enttäuschung: sie glaubte, sie würde einen barhäuptigen und barfüßigen Alten im Bauernkittel vorfinden, wie wir ihn von Repins bekanntem Bilde her in der Vorstellung haben. Das Bild ist aber im Grunde ein Kostümscherz. Tolstoj selbst gab der Französin eine verblüffend einfache Erklärung für die

Entstehung dieses Bildes: „Ich kam gerade vom Baden, und Repin, der damals bei mir wohnte, bat mich, barfüßig zu bleiben und mich so malen zu lassen!" — Der gesundende Tolstoj erschien seiner Besucherin aufrecht und stark, „viel schöner als alle seine Porträts, denn diese geben nur die löwenartige Struktur des Gesichts, den wallenden Bart, die scharfen Züge unter einer prächtigen Denkerstirn und die buschigen Augenbrauen wieder, die das Feuer des Auges halb verdecken. Aber den wechselnden Ausdruck dieser rauhen Gesichtszüge haben die Maler nicht wiedergeben können. Und in dem Lächeln liegt so viel Güte, und der Bauer Tolstoj läßt selbst in seinem Kittel den ‚Grandseigneur' erkennen!" — Zu der einfachen Kleidung des Grafen steht die elegante Kleidung der Gräfin in einem eigenartigen Gegensatz. Die Gräfin leitet das Haus mit einer fast männlichen Energie. Sie teilt nicht immer die Ideen ihres Gatten, aber sie hält auch in der Stunde der Gefahr treu zu ihm. „Als ich den Grafen Tolstoj heiratete," erzählte sie der Besucherin, „hatte ich bescheidene Gewohnheiten und reiste z. B. gern in der zweiten Klasse; er veranlaßte mich aber, nur in der ersten zu fahren. Später jedoch wollte er, daß ich nur in der dritten fahren sollte. Nein, nein, ich bleibe bei der zweiten!" Auf dem religiösen Gebiete hat Tolstoj, wie Frau Bentzon behauptet, in seiner Gattin eine scharfe Gegnerin. Sie ist der orthodoxen Kirche treu geblieben und hat den Respekt vor den äußeren Formen des Gottesdienstes bewahrt; sie ging darin so weit, daß sie, als Sekretärin ihres Mannes, sich weigerte, aus dem Manuskript der „Auferstehung" eine Stelle über die Messe, die ihr mißfiel, abzuschreiben. „Die genialen Männer", sagte sie, „müssen neben sich immer Leute mit hausbackenerem Verstande haben, die ihnen manchmal widersprechen." So spricht sie auch in Tolstojs Gegenwert, und der Philosoph erwidert nichts; diese Kritiken in der Familie scheinen ihm nichts Neues zu sein, und er läßt sie ruhig über sich ergehen. Niemals liest Tolstoj die Artikel, die man ihm widmet, wie er sich überhaupt um die Welt nicht im geringsten kümmert. Wenn man ihm andeutet, daß sein Leben mit seinen Grundsätzen nicht immer im Einklang ist, erwidert er: „Das beweist nicht, daß meine Grundsätze schlecht sind, sondern daß ich schwach bin!" Diese Schwäche, die ihm oft vorgeworfen wurde, sei aber nichts als unendliche Güte; er fürchte sich, seiner Familie Kummer und Ärger zu bereiten, und in diesem Sinne sei die Widerstandslosigkeit eine seiner Haupttugenden. Frau Bentzon sah ihn bei Tisch alles essen und trinken, was ihm seine Gattin brachte; er war folgsam wie ein Kind, obwohl er bis zu seiner Erkrankung Vegetarier war. Er entschuldigte sich mit den Worten: „Die Ärzte verlangen es; einstweilen bin ich ihnen preisgegeben!"






**Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.**

# Sittlichkeit und Politik.

Es sei mir gestattet, bei der großen Wichtigkeit des Themas, noch mit ein paar Worten auf das einzugehen, was Herr Dr. Maurenbrecher in der Offenen Halle des Juliheftes gegen meine Gesichtspunkte ins Feld geführt hat.

Ich muß gestehen, ich finde die Argumente des Herrn Dr. Maurenbrecher geradezu ungeheuerlich und brauche eigentlich zu ihrer Widerlegung nichts zu tun, als sie in ihren eigenen Konsequenzen darzustellen.

Dr. Maurenbrecher bestreitet, daß er die Sittlichkeit aus der Politik hinauswerfen wolle, denn die Sittlichkeit besteht seiner Ansicht nach darin, daß der Politiker nicht durch egoistische Beweggründe getrieben wird, sondern durch das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der kommenden Generation. Was er aus diesem Motive heraus tut, das ist sittlich und ist erlaubt — mag es auch noch so sehr allen moralischen Vorurteilen ins Gesicht schlagen. Ganz konsequent wird von diesem Standpunkt auch der Bombenwerfer nicht sittlich verurteilt, sondern nur politisch, d. h. seine Mittel werden als nicht opportun bezeichnet. Es heißt: „Wer als Vollstrecker eines Gesamtwillens zu handeln glaubt, hat das Recht, auch über das Menschenleben vieler Tausender zu entscheiden." Ein Anarchist, der den Glauben hat, durch ein Dynamit-Attentat, das Tausenden von Menschen das Leben kostet, die Zerstörung einer veralteten Gesellschaftsordnung einzuleiten — der ist für Dr. Maurenbrecher ein sittlicher Politiker; denn er handelt ja aus Sorge für die kommende Generation, und ein Sittengesetz, das hier zwischen erlaubten und unerlaubten Mitteln unterscheide — das gibt es nicht, das wäre „utilitarische Ethik". Nach diesem Gesichtspunkt kann jeder Politiker rauben, morden, stehlen, brennen, schänden, lügen und betrügen, so viel er will — seine Politik steht unter dem Zeichen der Sittlichkeit, wenn nur in seiner armen Seele der *subjektive* Glaube lebt, daß sein Tun dazu diene, die Lebensbedingungen für die kommende Generation zu schaffen!

Es widerstrebt einem, sich mit solchen Anschauungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Und doch ist es wenigstens nötig, sie ins rechte Licht zu stellen, denn es ist doch bezeichnend für die bodenlose Verwirrung des sittlichen Denkens in Deutschland, daß so etwas von einem verantwortlichen Parteipolitiker überhaupt ausgesprochen werden kann. Eigenartige Christen, deren ganze politische Weisheit im Grunde nur das Alte Testament minus die zehn Gebote ist!

Wo sollte wohl die Welt hinkommen, wenn jedem Menschen, der sich als Vollstrecker neuer sozialer Ordnungen betrachtet, auch die Wahl der Mittel völlig freigegeben würde? Ist nicht die tiefste Erfahrung der Generationen niedergelegt in dem sittlichen Bann, mit welchem gewisse Mittel ein für allemal beladen und von der Mitwirkung am Aufbau der gesellschaftlichen Ordnungen ausgeschlossen sind? Niemals in der Welt hat es eine Ethik gegeben, die sich bloß auf den subjektiven Willen gründete, der kommenden Generation zu dienen, und dabei der gegenwärtigen Generation gegenüber jede Ruchlosigkeit für erlaubt erklärte. Wo die Ethik das Element der Gesinnung in den Vordergrund stellte, wie das vor allem im Christentum geschah, da ist in diese Gesinnung, in diesen „guten Willen“ eben die ausnahmslose Liebe gegenüber jedem Menschenwesen, sogar gegenüber dem Feinde hineinbezogen — und nur solche „subjektive Ethik“ kann mit Augustinus sagen: „Ama et fac quod vis“ — d. h. „erfülle dich mit tiefster Menschenliebe und dann tue, was du willst“. Auch zu dem „guten Willen“, den Kant im Auge hat, gehört eben gerade der Vorsatz, keinen Menschen als bloßes Mittel zu benützen, geschweige denn Tausende als Opfer für die kommende Generation einfach hinzuschlachten.

Was Dr. Maurenbrecher über utilitarische Ethik sagt, ist durchaus im Widerspruch mit dem philosophischen Sprachgebrauche. Utilitarisch wäre gewiß eine Ethik, welche die Berechnung von Nützlichkeiten zur Triebfeder des Handelns machte. Aber daß *jede* Ethik, auch die christliche, neben dem Element der Gesinnung auch den objektiven Inhalt des Handelns ins Auge fassen, also nicht nur Hingebung an überindividuelle Ziele predigen, sondern auch angeben muß, wie diesen Zielen allein gedient werden darf, das ist doch selbstverständlich. Sonst kämen wir doch dahin, daß man, um einem Freunde zu helfen, Wechsel fälschen darf. Das wäre subjektive Ethik.

Selber vollständig verrohen in jeder Art von Skrupellosigkeit, um damit Lebensbedingungen für die kommende Generation zu schaffen — das ist „subjektive politische Ethik“. Braucht es wirklich so viel Vernunft, um zu erkennen, daß es die sicherste Arbeit für die kommende Generation ist, wenn jeder einzelne sein Rechtsgefühl und seine Liebe mit allen Kräften entwickelt, statt dieses sein Bestes einem Phantom aufzuopfern?

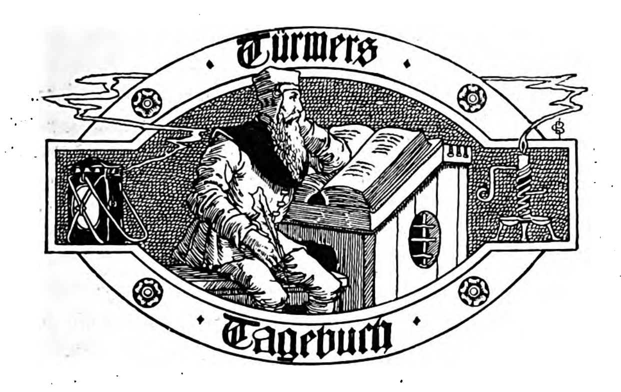
Was Hr. Dr. Maurenbrecher über Christi Opfertod sagt, ist wiederum einfach ungeheuerlich. Denn daß er ein Taschenspielerkunststück aufführen will, das darf ich nicht annehmen. Christus kann seiner Ansicht nach nicht für die Lehre von der Heiligkeit des Menschenlebens zitiert werden, denn — man höre! — Christus hat sich ja selber geopfert! Aber warum opfert Christus sein Leben? Eben weil er nicht daran glaubt, daß ein Vollstrecker neuer Gesellschaftsordnungen das Leben von Tausenden opfern dürfe — also weil er nicht Gewalt anwenden, nicht zerstörend in fremdes Leben eingreifen will und deshalb ja auch Petrus das Schwert aus der Hand nimmt. Also der unendliche Unterschied,

den Dr. Maurenbrecher übersieht, ist der, ob ich mein eigenes Leben für andere opfere, oder ob ich selber andere gewaltsam zur Schlachtbank schleppe. Dies tiefe Verantwortlichkeitsgefühl nicht etwa bloß gegenüber der „kommenden Generation“, sondern gegenüber jedem Menschenleben, so tief, daß man lieber selber den Tod leidet, als fremdes Leben antastet — das ist die „subjektive Ethik“ Christi, und es ist das Beispiel, das er geben wollte für dieses Leben und diese Erde.

Wenn man sich an dieses Vorbild hält und an die reife Lebenserkenntnis, die darin verkörpert ist, dann kann man sich in der Tat nicht für die großen geschichtlichen Revolutionen und Eruptionen begeistern, die unter dem Walten blinder Instinkte glänzende Aktionen aufgeführt und dabei gerade durch die bestechende Wirkung des großen Spektakels die Menschen immer wieder von dem einen, was not tut, abgelenkt haben. Der Christ weiß, daß die Masse der Menschen zu unerlöst ist, um nicht immer wieder ins Blinde und Gewalttätige zu verfallen, er weiß aber auch, daß er dazu da ist, gegenüber dem Widerstand der stumpfen Welt das höhere Beispiel und die höhere Lehre unbeirrt zu vertreten.

Zürich. **Fr. W. Foerster.**






## Zeit- und Festgenossen.

„Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines andern Schutzes, als dieses offenbaren Eigentumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist, so ist erfordert, daß wer das Haus gebaut hat auch im stande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht de facto unvollkommen: der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt, sondern sagt: unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet (jeder hat so weit recht, wie weit seine Macht reicht) und uniuscujusque jus potentia ejus definitur (eines jeden Recht wird durch seine Macht bestimmt). Die Anleitung zu diesem Rechtsbegriff scheint ihm gegeben zu haben Hobbes, namentlich de cive c. 1, § 14, welcher Stelle dieser die seltsame Erläuterung hinzufügt, daß das Recht des lieben Gottes auf alle Dinge doch auch nur auf seiner Allmacht beruhe. — In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so in der Praxis, abgeschafft; in der politischen aber in ersterer allein: in praxi gilt er hier fortwährend. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Regel sehen wir eben jetzt in China: Rebellen von innen und die Europäer von außen, und steht das größte Reich der Welt wehrlos da und muß es büßen, die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultiviert zu haben. — Zwischen dem Wirken der schaffenden Natur und dem der Menschen ist eine eigentümliche, aber nicht zufällige, sondern auf der Identität des Willens in beiden beruhende Analogie. Nachdem in der gesamten tierischen Natur die von der Pflanzenwelt zehrenden Tiere aufgetreten waren, erschienen in jeder Tierklasse, notwendig zuletzt, die Raubtiere, um von jenen ersteren als ihrer Beute zu leben. Ebenso nun, nachdem die Menschen ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts dem Boden abgewonnen haben, was zum Unterhalt eines Volkes nötig ist, treten allemal bei einigen derselben eine Anzahl Menschen

zusammen, die, statt den Boden urbar zu machen und von seinem Ertrag zu leben, es vorziehen, ihre Haut zu Markte zu tragen und Leben, Gesundheit und Freiheit aufs Spiel zu setzen, um über die, welche den redlich erworbenen Besitz innehaben, herzufallen und die Früchte ihrer Arbeit sich anzueignen. Diese Raubtiere des menschlichen Geschlechts sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert... Daß sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regierung laut beteuert, nie anders, als zur Selbstverteidigung die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr, als jene selbst, empören, sollten sie sich frech und frei auf die Lehre des Macchiavelli berufen. Aus dieser nämlich läßt sich entnehmen, daß zwar zwischen Individuen und in der Moral und Rechtslehre für diese der Grundsatz quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris (was du nicht willst, daß man dir tu', das füg auch keinem andern zu) allerdings gilt; hingegen zwischen Völkern und in der Politik der umgekehrte: quod tibi fieri non vis, id alteri tu feceris (was du nicht willst, daß man dir tu', das füge du dem andern zu). Willst du nicht unterjocht werden, so unterjoche beizeiten den Nachbarn: sobald nämlich seine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läßt du diese vorüberziehen, so wird sie einmal sich als Überläuferin im fremden Lager zeigen: dann wird jener dich unterjochen; wenn auch die jetzige Unterlassungssünde nicht von der Generation, die sie beging, sondern von der folgenden abgebüßt werden sollte. Dieser macchiavellistische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel anständigere Hülle, als ganz durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden, und gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den andern als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt."

Ich nehme mir die Freiheit, den geehrten Zeit- und Festgenossen diese Brocken als Nachtisch darzureichen. Und wenn auch nicht als Nachtisch — da ja bei uns die Festtafel überhaupt nicht mehr abgedeckt wird —, so doch als Zwischenspeise. Wer sich noch einen leidlich gesunden deutschen Magen erhalten hat, dem wird die derbe Kost nach all den faden Süßigkeiten, mit denen das deutsche Volk fortgesetzt bis zur Bewußtlosigkeit gepäppelt wird, vielleicht nicht unwillkommen sein. Es schadet nichts, daß sie aus der Konservenbüchse stammt und daß es der alte „Griesgram" Schopenhauer war, der sie in seinen „Parerga" zum besten gegeben hat. Schmeckt sie doch gerade in unseren Tagen wieder einmal so frisch, als sei sie eigens für unsere werten Zeit- und Festgenossen präpariert worden. Auch ist die geistige Nahrungsmittelproduktion unserer Tage wahrlich nicht derart, daß wir auf die Konserven aus der Zeit unserer reichen Ernten verzichten könnten. Lieber gute Konserven, als — schlechte Surrogate.

Ich finde in der Tat, daß die wirkliche Lage der Dinge in diesen Tagen rauschender Festlichkeiten, prunkvoller Fürstenempfänge und -Zusammenkünfte durch die nüchternen Schopenhauerschen Sätze richtiger gezeichnet wird, als durch den Phrasenschwulst unserer gedruckten öffentlichen Meinung. Und es spricht nicht nur für die Geduld und Gutmütigkeit, sondern auch für die robuste Konstitution unseres Volkes, daß es all diesen hohlen Schwulst und Spektakel unausgesetzt über sich ergehen lassen kann, ohne dabei völlig den Verstand zu verlieren.

Daß auch heute noch „jeder Staat den anderen als Räuberbande ansieht, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt", ist doch eine ebenso traurige wie triviale Wahrheit. Wir stehen ja alle noch unter dem erschütternden Bann dieser Tatsache. Alle schönen Worte und gegenseitigen Freundschaftsversicherungen der Fürsten und Präsidenten können daran nichts ändern: die „Gelegenheit" entscheidet. Wäre es nun nicht ehrlicher und vernünftiger, sich die Wahrheit einzugestehen, in ernster, stiller Arbeit an der Besserung und Beseitigung solcher menschenunwürdiger Zustände zu arbeiten, statt sich gegenseitig mit platonischen Liebeserklärungen abzuspeisen, die doch nirgend weniger gelten, als gerade in der Politik? Wenn schon die Höfe und Diplomaten dergleichen nicht glauben entbehren zu können, so ist dies noch kein zureichender Grund, solche „Ereignisse" von politisch doch nur untergeordneter und fragwürdiger Bedeutung zu Haupt- und Staatsaktionen aufzubauschen, die ganze Bevölkerung wochenlang in sensationslüsterner Aufregung zu erhalten und die oft so sauer verdienten Groschen der Steuerzahler mit vollen Händen buchstäblich auf die Straße zu werfen, wo so viel bittere Not bei denselben freigebigen Instanzen vergeblich um Linderung fleht. Der moralische Ertrag dieser Schaustellungen ist nun beileibe nicht etwa eine Kräftigung der „patriotischen" Gesinnung. Oder ist jemand kindlich genug, zu glauben, es werde, gerührt durch das patriotische Schauspiel, auch nur einer von den Hunderttausenden von Sozialdemokraten, die bei solchen Gelegenheiten ebenso ihrer Schaulust frönen, wie alle anderen, bei der nächsten Wahl seine Stimme der Sozialdemokratie entziehen oder auch nur die geringste Revision seiner politischen Gesinnung vornehmen? Der tatsächliche Erfolg dieser unausgesetzten Festlichkeiten, die Deutschland in eine große Vogelwiese verwandeln, ist ein ganz anderer: Erziehung der noch tüchtigen und gesunden Elemente zum Müßiggang, zur blöden Schaulust, zur Überschätzung der Äußerlichkeiten, damit aber auch zum Neide, und — dank gütiger Mitwirkung publizistischer Schaumschläger und sonstiger Fest- und Schönredner — zur hohlen, gesinnungslosen Phrase und zur Bedientenhaftigkeit! Als ob wir an alledem noch immer nicht genug hätten!

Zeit- und Festgenossen zu sein, darin, scheint's, suchen heute viele ihr eigentliches Verdienst und ihre innerste Befriedigung. Besseres kennen sie nicht und wollen sie nicht. „Da stehen sie," so schildert ein Berliner Blatt

treffend diese Biederen, „da stehen sie und erörtern mit heiligem Eifer die Geheimnistiefe der Uniformabzeichen und die tiefgründige Bedeutung der Helmbüsche und der Roßschabracken. Von der edlen Weiblichkeit reden wir schon gar nicht in diesem Zusammenhange; sie liebt das Bunte und Grelle und ist zum guten Teil militärtoll. Aber diese Männer, all diese freudig bewegten Männer, stets erbötig zu Hurrageschrei und zu einer Begeisterung, der auch der leiseste vernünftige Anlaß fehlt.

„‚Worüber freuen sie sich eigentlich?‘ fragte jener junge Fürst, von dem Lynkeus erzählt, da er immer und immer wieder die Jubelrufe des Volkes hört, dem er schier unbekannt ist. Worüber freuen sie sich eigentlich, so fragen auch wir all diese Männer, auf denen des Lebens Sorgen lasten und die doch sonst an den Nöten unserer Zustände nicht blind vorüberschreiten. Weil sie geputzte Soldaten sehen. Herr, siehe dein Volk an! . . .

„Alle Räder stehen still während der Parade. Die Gefährte mit Paradebummlern und mit Militärs natürlich nicht. Aber die Straßenbahnen sind für Leute, die ihrer Berufserfüllung zueilen, gesperrt. Dem Fleiße Schranke auf Schranke; es lebe die patriotisch gewandete Tagedieberei! Die militärischen Vorstellungen und die Beschaffung des hurrafreudigen Publikums sind wichtiger, als die schaffende Arbeit, aus deren Ertrage diese Schauspiele bezahlt werden. . . .“

Und in der „Zukunft“ finden wir folgende Momentaufnahme aus den Tagen des „Einzugs“ des Königs von Italien in die deutsche Reichshauptstadt:

„Hunderttausende sind auf den Beinen, um eine Hofkutsche zu sehen. ‚Sei's Kammerherr nun, sei's Lakai: genug, daß einer drinne sei!‘ Im Grunde ist das beste Regierungssystem: das Volk mit Festen zu füttern. Der kleine Mann hat so wenig vom Leben, daß ein bißchen Buntheit ihn alles vergessen läßt. Und die Folgsamkeit dieser Menschen müßte selbst ein Tyrannenherz rühren. ‚Rechts gehen!‘ Sie gehen rechts. ‚Zurück!‘ Sie weichen zurück. Von sieben Uhr früh an sind ganze Stadtviertel auch den Fußgängern gesperrt; unmöglich, den Bahnhof, den Arzt, den Gerichtstermin, die Schreibstube zu erreichen, wenn man nicht zeitig für einen Passierschein gesorgt hat, der übrigens nicht leicht zu haben ist. Und niemand murrt. Das wählt Sozialdemokraten, läuft aber anderthalb Stunden, um einen Galawagen zu sehen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Arbeiter, wirkliche Fabrikarbeiter, die auf ihren Paul Singer schwören, kaufen den Kindern Einzugspostkarten. Einzug: Das ist's. Jahrhundertelang wurde das Wort nur angewandt, wenn ein sieghafter Feldherr in die offenen Städte des niedergeworfenen Feindes rückte oder das Heer nach glorreichem Kampf heimführte. Jetzt ist's anders. Jede Woche bringt den Deutschen Einzüge, in jeder Woche werden irgendwo Straßen und Häuser geputzt und Spaliere gebildet. Früher dachte kein Mensch daran. Wenn Alexander oder Franz Joseph nach Berlin kam, wickelten die Hoflieferanten ihre Fahnen auf; sonst blieb alles alltäglich. Den großen Pomp sparte

man für die großen Tage. Doch früher gab's eben auch keine Einzüge. Man muß sich nur über den Sinn der Wörter verständigen: dann ist sofort alles klar.

„... Und in den Zeitungen wimmelt es denn auch nur so von ‚gewaltigen Momenten', ‚tiefen Eindrücken' und ‚nicht enden wollendem Jubel'. Die Zeitungen waren überhaupt wieder ganz auf der Höhe ...: ‚Gestern war dem Haupt der uns verbündeten Nation Gelegenheit gegeben, sich in die reiche Persönlichkeit unseres Kaisers zu vertiefen' (Berliner Lokalanzeiger, Zentralorgan für die Reichshauptstadt) ... Und nach den Trinksprüchen der Monarchen lasen wir, noch nie sei bei Fürstenbegegnungen ein so begeisterter und begeisternder Ton angeschlagen worden. Nie? Das Gedächtnis der Herren ist so kurz wie ihr Gedärm. Als Franz Joseph in Berlin war, nannte Wilhelm der Zweite ihn den ‚großen Kaiser', den ‚in einem welthistorischen Moment erster Größe' der ‚Pulsschlag des gesamten Volkes' begrüße. Das Gebaren der Berliner Presse wurde im Figaro kindisch genannt; grob aber richtig. In Paris, in London und Petersburg sinkt die Presse doch nicht so in den Stil der Eierfibel. Kindisch ist auch ihr Modebrauch, eines schönen Morgens, wie von bekannten Bewußtseinstatsachen, von starken, gewaltigen, unwiderstehlichen Gefühlen zu reden, deren Existenz gestern noch keine Menschenseele ahnte, übermorgen keine mehr ahnen wird."

„Ungezählte Herzen", so schrieb das schon rühmlich erwähnte „Zentralorgan für die Reichshauptstadt", „schlagen dem Könige von Italien entgegen." Das ist so ein kleines Beispiel für jene „unwiderstehlichen Gefühle", von denen, bei Licht betrachtet, niemand außer dem Herrn Zeitungsschreiber eine Ahnung hat. Und halten sich Redewendungen wie die des Herrn Feldpropstes, der die Zeremonie der Fahnennagelung im Berliner Zeughause „eine große Stunde für Vaterland und Armee" nannte und von den Hammerschlägen der beiden Herrscher behauptete, sie fänden „mächtigen Widerhall in den Herzen der Völker diesseits und jenseits der Alpen", noch im Rahmen einer erlaubten Rhetorik? Aber unter „großen Stunden", „Marksteinen", und „weltgeschichtlichen Augenblicken" machen wir's nun einmal heute nicht mehr. Und das mitten im nüchternen Alltag, wo von irgend einer Großtat auch nicht ein Schimmer zu sehen ist, es dagegen an Schlappen, Demütigungen, mutigem Zurückweichen und sonstigen bedenklichen Zeichen von Schwäche und Unstetigkeit durchaus nicht fehlt. Man kann dieses unverfrorene perennierende „patriotische" Vergnügtsein kaum angemessener werten, als durch ein ebenso unverfrorenes und „patriotisches" Berliner „Volkslied": „Wir sind verjnüjt und haben's jar nicht nötig; verjnüjt sind wir, doch nötig haben's wir nicht" — welche geistvollen „Verse" der Berliner abwechselnd nach der Weise des Preußenliedes („Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben") in gehobener Stimmung zu singen pflegt.

Wem es nun schon den Himmel auf Erden bedeutet, halbe Tage lang, eingekeilt in den Menschenknäuel, sich drängen und stoßen zu lassen, dabei die hintere Partie eines Schutzmannspferdes nebst dazu gehörigen Reiters zu be-

wundern und allenfalls einen flüchtigen Blick auf vorüberfahrende Uniformen zu ergattern, der mag seiner Leidenschaft immerhin frönen. Auf das entschiedenste aber muß dagegen Einspruch erhoben werden, daß die Gesamtheit der Steuerzahler gezwungen wird, den Aufwand für derartiges Schaugepränge mit dem sauren Schweiß ihrer ehrlichen Arbeit zu bezahlen. Hunderttausende werden für den Effekt einer halben Stunde in die Luft verpufft, in die Millionen muß gehen, was in der letzten Zeit in den verschiedenen Städten des Reiches bei solchen Gelegenheiten verschleudert worden, und ein Ende dieser Wirtschaft ist vorläufig nicht abzusehen, da ja bei uns die Festlichkeiten auch nicht „abreißen". Mit einem Teile dieses völlig unfruchtbaren Aufwandes könnte schon dringendsten Kulturbedürfnissen und sozialen Nöten abgeholfen werden. Dafür sind bekanntlich keine „Fonds" vorhanden. Aber für die vorübergehende Ausschmückung einer Straße, für Guirlanden und geschmackloses Katzengold liegen Hunderttausende in jedem, noch so unvorhergesehenen Augenblick bereit.

Kein Verständiger wird gegen einen würdigen Empfang des Reichsoberhauptes und seiner Gäste etwas einzuwenden haben. Das ist früher auch geschehen, und es wird niemand behaupten wollen, daß die Teilnahme und der Eindruck bei solchen Gelegenheiten ein geringerer war. Wenn aber gewisse Herren diese Gelegenheiten wahrnehmen wollen, um sich durch großartigen Prunk angenehm zu machen und ihre brennende Sehnsucht nach Gunst und Gnade, das tiefgefühlte Bedürfnis ihrer leeren Knopflöcher zu stillen, so mögen sie den Aufwand, durch den sie das so heiß ersehnte Lebensziel zu erreichen hoffen, gefälligst aus der eigenen Tasche bezahlen.

Denn darauf läuft's ja doch am letzten Ende hinaus: Gunst und Gnade zu ergattern. Was nach dieser Richtung hin alles möglich ist, davon hat kürzlich ein deutscher Universitätsprofessor der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" ein duftiges Sträußlein überreicht:

„In Bonn vor einem Jahre hörte sich der Kaiser aus dem Munde Seiner Magnifizenz als den ‚genialen Kaiser' grüßen ... Vor einem Jahre machte ein in Hofkreisen viel gelesenes Berliner Blatt die Entdeckung, daß der Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes den Bemühungen der Kaiserin Friedrich zu verdanken sei. (!) In Aachen wurde dem Kaiser ins Angesicht gerühmt: ‚jener ideale Kunstsinn, welchen der gütige Schöpfer in das Herz unsres Kaisers so freigebig niederlegte, den eine kunstbegeisterte Mutter sorgfältig in Pflege genommen und der heute von der Höhe des kaiserlichen Thrones in allen Landen sich segensreich geltend macht, jener kaiserliche Sinn für alles echte Kunstschöne....' In einer andern Rede am selben Tage wurde der Dank ausgesprochen, daß ‚Majestät die Gnade gehabt habe, das jüngst errichtete Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen anzuschauen.' In einer niederrheinischen Stadt wurde dem Kaiser erklärt: ‚Ew. Majestät führen das Vaterland im Sinne des großen Kaisers. Ew. Majestät brechen dem Reiche neue Bahnen.' In

einer andern rheinischen Stadt wurde dem Kaiser gesagt, er sei ‚der unermüdliche Förderer aller die Völker verbindenden idealen und realen Bestrebungen zum Heile der gesamten gesitteten Welt‘. Da bleibt also nichts übrig auf der Welt, was der Kaiser nicht leisten soll."

Ein „unparteiisches" Berliner Blatt stellt den Kaiser noch über Napoleon. Der habe zwar auch, wie Wilhelm II., von sich sagen können, daß er der Anfang und das Ende des nationalen Lebens seines Volkes bedeute, daß Frankreich in ihm aufging, wie Deutschland in Wilhelm II. Aber bei unserem Kaiser sei die Sache noch ganz anders, denn unaufhörlich habe Deutschland auf den gesegneten Schlachtfeldern des Friedens neue Lorbeeren erfochten; es ziehe glorreich weiter seine leuchtende Bahn, es gehe allen Völkern der Erde voran . . .

Zum Besuche des Kaisers in Düsseldorf war der „Vorwärts" in der Lage, folgendes Schreiben des kaiserlichen Hofmarschallamtes zu veröffentlichen:

Ober-Hof-Marschall-Amt
Seiner Majestät
des Kaisers und Königs
B 971. Berlin, den 24. Juli 1902.

Dem Vorstand des Allgemeinen Schwimmvereins erwidere ich auf das Schreiben vom 15. d. M. ergebenst, daß der beabsichtigten Huldigung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten am 15. August d. J. durch einen

Schwimm-Parademarsch im Rheinstrom

Bedenken nicht entgegenstehen.

gez. Eulenburg.

An den Vorstand des Allgemeinen Schwimm-Vereins
z. Hd. des Vorsitzenden Herrn Tümena
Düsseldorf.

„Hier ist also", bemerkt der „Vorwärts", „das Bauchrutschen im eigentlichsten Sinne zur Tatsache geworden."

„Das Antelegraphieren des Kaisers", schreibt die „Köln. Volkszeitung", „hat in den letzten Jahren eine solche Ausdehnung angenommen, daß auch bei den unbedeutendsten Festlichkeiten ein Drahtgruß an Se. Majestät als fast selbstverständlich erscheint, und es finden sich auch bei den überflüssigsten Anlässen strebsame Leute genug, die ein solches Telegramm anregen und sich dabei in ein besonders empfehlendes patriotisches Mäntelchen hüllen zu können glauben. Ist eine solche Anregung einmal erfolgt, so findet sich aus erklärlichen Gründen so leicht niemand, welcher auf das Überflüssige, wenn nicht gar Unangemessene des Vorschlags aufmerksam zu machen den Mut hat. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise das Zivilkabinett Sr. Majestät mit einem Depeschenmaterial belastet wird, welches zum Teil überhaupt nicht anders als rein geschäftsmäßig behandelt werden kann."

Einem „Sprachbyzantinismus“ soll der Kaiser selbst am 28. August in seiner Tischrede auf den König von Italien „ein Ende gemacht“ haben. Selbst Pfarrer glaubten verstorbene Fürsten in ihren Predigten als „hochselig“ bezeichnen zu müssen, ein Wort, das neuestens durch „höchstselig“ überboten worden sei. Im Gegensatz zu diesem byzantinischen Kaiserkult habe der Kaiser schlicht von seinem „seligen“ Herrn Vater gesprochen. Da die Trinksprüche bei Monarchenzusammenkünften stets sorgfältig vorbereitet würden, handele es sich nicht um ein im Augenblick geprägtes Wort.

Zu diesen Betrachtungen eines frommen Gemüts bemerkt die „Rhein.-Westf. Ztg.“: „Es wäre zu hoffen, daß der Kaiser wegen dieser seiner einmaligen schlichten Redewendung dem Sprachbyzantinismus ein ‚Ende‘ machen werde. Wichtiger und richtiger aber ist, daß das Bürgertum anfinge, dem Byzantinismus mancher seiner Führer ein ‚Ende‘ zu bereiten, d. h. jeden gesellschaftlich boykottierte, welcher die Gnade und Gunst des Kaisers auf sich und seine Interessen durch übertriebenen loyalen Phrasenschwall zu lenken sucht. Die allgemeine Verachtung muß solche Leute einschüchtern. Wird doch dem Kaiser in Bürger- und Oberbürgermeisterreden ein so geschüttelt und gerüttelt Maß Byzantinismus auf all seinen vielen Reisen alltäglich dargeboten, daß er unmöglich sich an Sprachbyzantinismus, wie ‚Hochselig‘ stoßen kann! Sonst bleibt es noch lange bei dem schönen Satz: ‚Sodann fuhren die Allerhöchsten Herrschaften zur Kirche, um dem Höchsten zu danken.‘“

Allenthalben gierig gereckte Hälse, die einen noch so flüchtigen Strahl von der Sonne der allerhöchsten Gnade erhaschen wollen. Eine weit verbreitete Spekulation auf vermeintliche psychologische Eigenschaften des Kaisers, die man für sich ausnützen zu können hofft. Daß solche Spekulation eigentlich Majestätsbeleidigung bedeutet, kommt diesem stark rechnerisch veranlagten Loyalismus wohl nicht zum Bewußtsein? ...

Kürzlich wurde der Rolandbrunnen in der Berliner Siegesallee enthüllt. Das gab einem sehr staatserhaltenden Berliner Börsenblatte Anlaß zu folgenden Betrachtungen: „Der Roland bedeutet den Abschluß der Siegesallee. Die Bevölkerung Berlins würde aber zu dieser Statue mit noch größerer Begeisterung aufblicken, wenn sie nicht nur den Abschluß der neuen Anlage, sondern den Abschluß der ganzen etwas bewegten Bauperiode bedeuten würde, die seit einigen Jahrzehnten friedliche Bürger nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Keine Zeit, auch die Zeit des baulustigen und prunkbedürftigen Friedrich I. nicht, hat das Bild der Landeshauptstadt so gründlich verändert, wie die Jahre, die unmittelbar hinter uns liegen. Das neue Reichstagsgebäude ist entstanden, das Abgeordnetenhaus, der Dom, das Marstallgebäude, das geschmacklose Postmuseum; die alte Akademie wird verschwinden, das Herrenhaus ist fertig, das neue Kaiser-Friedrich-Museum wächst der Vollendung entgegen; die Denkmäler, Nationaldenkmäler, Märchenbrunnen, Schloßbrunnen, Brückenstatuen schießen hervor wie die Pilze; die ‚Linden‘ werden umgebaut, der Tiergarten ist

‚gelichtet', der Botanische Garten verschwindet, und in der Waldeinsamkeit des Grunewalds wird mit dem Abholzen begonnen, damit an den lieben, stillen Ufern der Havel Platz für eine Vogelwiese gemacht wird ... Dieses fortwährende Zerwühlen des heimischen Bodens, dieses Schwelgen in prunkvollen Dekorationsstücken, die mit preußischer Art nicht das geringste zu tun haben, ist nicht nur ein etwas überflüssiger Sport, es ist geradezu bedenklich, weil es dem Volk die letzte Pietät und Bescheidenheit historischen Traditionen gegenüber vernichten muß. Und es ist ein Symptom für die Kleinheit der Zeit. Es hat noch keine wahrhaft große, schaffende Epoche gegeben, die Monumente gesetzt hätte. Das ist immer die Aufgabe der Epigonen gewesen, die nichts zu schaffen hatten und die Leere des Innern unter dem Glanz des Kostüms zu verbergen suchten. So auch bei uns. Die Väter haben in stummer Arbeit Schlachten geschlagen und Reiche gegründet ... wir sitzen an Bankettafeln, veranstalten Jubelfeiern, setzen auf jeden Berg ein Nationaldenkmal und in jede Stadt mit über tausend Einwohnern Barockmonumente für Bismarck und Wilhelm den Großen."

Das Blatt sagt „Epigonen", ich sage „Zeit- und Festgenossen", was im Grunde dasselbe ist. Denn eben durch dieses unverfrorene Jubilieren, ohne jedes andere Verdienst, als daß wir Genossen einer Zeit sind, die wir „groß" nennen, und daß wir die Früchte der Arbeit und Opfer unserer Vorfahren genießen, bekennen wir uns ja selbst als Epigonen. Kann es nun aber etwas Lächerlicheres und Geschmackloseres geben, als Jahr um Jahr, Monat um Monat, Woche um Woche darüber zu jubilieren, daß man Epigone ist, d. h. selber noch nichts Rechtes geleistet hat? Daß diese dauernde Selbstbespiegelung Größenwahn züchten muß, daß dabei die Maßstäbe für die wahren Werte des Lebens und die Bedingungen gesunden geistigen und politischen Schaffens verloren gehen, äußerer Glanz und Augenblickserfolg mit innerer Tüchtigkeit und echtem Verdienst verwechselt werden, kann der aufmerksame Beobachter schon heute wahrnehmen. Schon beginnt man Imponderabilien, deren treuer Wahrung durch unsere Vorfahren wir alles verdanken, worauf wir so stolz sind, über den Haufen zu werfen, schon macht sich eine dreiste Geringschätzung überkommener Reichtümer breit, an welche die Ergebnisse unseres eigenen Schaffens auch nicht entfernt heranreichen ...

Eine Zeitschrift, die sich nach den „Oberen Zehntausend" benennt, bekämpft in einer Briefkastennotiz „die Bestrebungen, Weimar aufs neue zu einem Mittelpunkte des geistigen, insbesondere des schöngeistigen Lebens zu machen". „Aus so engen Verhältnissen heraus", meint das Blatt, „kann sich heute eben kein großes geistiges und künstlerisches Leben mehr entwickeln; und man merkt es ja selbst den Werken unserer Klassiker vielfach an, daß sie in einer Kleinstadt entstanden sind. Schiller und Goethe, Wieland und Herder wären gewiß noch ganz andere ‚Kerle' geworden, wenn ihr Weimar wenigstens

ein Leipzig, Frankfurt oder Hamburg gewesen wäre. Immerhin lagen die Verhältnisse damals wesentlich anders als heute; und so konnten die Klassiker eben auch in Weimar Klassiker werden, beziehungsweise bleiben. Unserer Meinung nach täte man in Weimar klüger, ausschließlich die Überlieferung aus der Klassikerzeit hochzuhalten. ... An der Vorherrschaft Berlins läßt sich nun einmal für die nächsten 100 oder 200 Jahre nicht rütteln — und es ist ein Glück für uns, daß es so ist, trotz alledem und alledem. Nur Schwächlinge und rückständige Naturen konnten das ‚Los von Berlin' zum Feldgeschrei machen. Nicht etwa, daß nur allein in Berlin das Heil für den Dichter und Schriftsteller zu finden sei; im Gegenteil: kein Ort in Deutschland kann so von allen Musen und Grazien verlassen sein, daß nicht in ihm irgend ein Dichter oder Schriftsteller sein stilles und gesegnetes Dasein führen könnte; und einige unserer besten zeitgenössischen Meister leben ja, wie Sie wissen, fern von Berlin. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die entscheidenden Schlachten des literarischen Lebens und Krieges in Berlin geschlagen werden. Und gerade in dem Zusammenströmen aller oder doch der besten, frischesten Kräfte liegt das Geheimnis der Macht, welche Berlin, als eigentlicher Mittelpunkt alles geistigen, künstlerischen, industriellen und gewerblichen Lebens in Deutschland, zurzeit ausübt."

Da hier Ansichten ausgesprochen werden, die keineswegs vereinzelt sind, obschon nicht jeder, der sie teilt, sie auch so offen heraussagt, mögen sie einmal auf ihren Wert und ihre Richtigkeit untersucht werden.

Was versteht der Herr Verfasser unter „engen Verhältnissen"? Das ist ein ganz relativer Begriff. Selbst räumlich kann man in Berlin, trotz seiner großen Ausdehnung, von „engen" Verhältnissen reden, denn nirgend in Deutschland sind die Menschen so eng zusammengepfercht wie dort. Das hat aber auch geistige Rückwirkungen... Und je bunter und verwirrender das Kaleidoskop, um so schwerer für den schauenden und schaffenden Geist, die Einzelerscheinungen herauszulösen, in das Einzelschicksal einzudringen, es selbständig zu verstehen und liebevoll bis in sein Innerstes zu verfolgen. Das aber ist doch die Grundbedingung alles literarischen und künstlerischen Schaffens. Für den echten Dichter und Künstler existiert nur die kleine Welt, die er wirklich beherrscht. Diese kleine Welt durch Zurückführung auf das Ewigmenschliche, das Typische, zu einem Abbilde der großen Welt zu erheben, ist die eigentliche Aufgabe des Dichters und Künstlers. Daß sie diese Aufgabe klar erkannten und zu lösen vermochten, hat die Schiller und Goethe zu „Klassikern" gemacht, und hierbei sind ihnen die äußerlich „engen" Verhältnisse, in denen sie lebten, nur zu statten gekommen. Denn sie gewährten ihnen Ruhe, Sammlung und Klarheit des Schaffens, ohne sie doch von dem großen Pulsschlage der Zeit im mindesten auszuschließen. Man muß schon in ganz veräußerlichten Vorstellungen befangen sein, um die Teilnahme an den großen Kämpfen und Bewegungen der Zeit

von dem Wohnsitz unter möglichst zahlreichen Menschen abhängig zu machen. In den Werken keines anderen Dichters hat der Pulsschlag seiner Zeit annähernd so mächtigen, hinreißenden Widerhall gefunden, wie in denen Schillers. Denn er war nicht nur ein „klassischer“, er war auch ein eminent politischer und sozialer Dichter, ja der politische und soziale Dichter seiner Zeit, und das in einem Maße, wie wir es in der ganzen deutschen Literaturgeschichte nicht mehr wiederfinden. Oder bedeuten etwa Sudermann und Hauptmann auch nur im politischen und sozialen Sinne das für ihre Zeit, was Schiller für die seinige und, weit darüber hinaus, noch für unsere Zeit bedeutet?

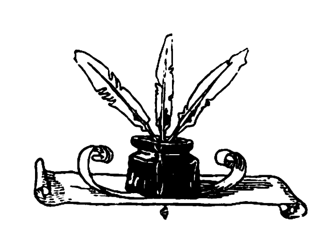
Um nun bei den beiden Koryphäen der modernen großstädtischen Literatur zu bleiben: das Beste, was Sudermann geschrieben hat, der Roman „Frau Sorge“, hat sich aus den engen und engsten Verhältnissen seiner ostpreußischen Heimat und Kindheit gestaltet. Und am wahrsten wirkt Hauptmann dort, wo er Natur und Menschen seiner schlesischen Heimat schildert. Ja, ich behaupte, beide Dichter würden reinere Höhen erklommen und reifere Werke geschaffen haben, wenn sie darauf verzichtet hätten, im Wettbewerbe großstädtischen Theaterbetriebes „die entscheidenden Schlachten des literarischen Lebens und Krieges in Berlin“ zu schlagen. Mancher verfehlte, übereilte Wurf wäre unterblieben, dafür aber vielleicht manches gehaltvollere Werk ausgereift.

Jene „entscheidenden Schlachten“ nun, die angeblich in Berlin geschlagen werden, sind auch nur in einem sehr bedingten Sinne „entscheidend“. Zu allererst entscheiden sie über den Kassenerfolg des Theaters und über die Sensation der Saison. In zweiter Linie freilich auch über das dramatische Futter, das die Direktionen der Provinzbühnen ihren Pflegebefohlenen vorzusetzen für gut befinden. Da ist es nun eine anerkannte Tatsache, daß diese sich die elendesten Schmarren gefallen lassen müssen, nur weil sie in Berlin Erfolg gehabt haben — bei einem Premierenpublikum, dessen Zusammensetzung und Urteilskraft nachgerade doch sattsam bekannt ist. Irgend welche positiven Wirkungen auf unser geistiges Leben gehen von diesen „Entscheidungsschlachten“ nicht aus; für unsere innere Entwicklung sind sie wertlos, wenn nicht zum größten Teile schädlich. Daß also eine starke nivellierende Beeinflussung durch Berlin stattfindet, ist Tatsache, daß es aber „ein Glück für uns sei, daß es so ist“, kann nur jemand finden, dem etwa der „Faust“ nach der Kleinstadt schmeckt, und der von Schiller und Goethe behauptet, sie wären „gewiß noch ganz andere ‚Kerle‘ geworden, wenn ihr Weimar wenigstens ein Leipzig, Frankfurt oder Hamburg gewesen wäre“. Daß sie im modernen Berlin andere ‚Kerle‘ geworden wären, möchte auch ich fast annehmen: vielleicht entsprechend vergrößerte Haupt- und Sudermänner. Der Einfluß der Zeit und des Milieus ist gar nicht zu überschätzen. Solange aber Berlin nicht die „noch ganz anderen Kerle“ hervorgebracht hat, müssen wir uns schon mit der Tatsache abfinden, daß Goethe und Schiller aus „engen Verhältnissen“ heraus die ‚Kerle‘ geworden

sind, mit denen irgend welche Berliner Koryphäen auch nur von ferne zu vergleichen, einfach eine grobe Geschmackssünde wäre.

Daß in Berlin viele frische Kräfte zusammenströmen, ist richtig. Eine andere Frage ist die, ob das für diese Kräfte auch immer gut ist, und ob und wie lange sie bei dauernder Teilnahme am Berliner Getriebe noch „frisch“ bleiben. Die Berliner Luft ist geschwängert von einem heißen Gieren nach Genuß, materiellem Gewinn, äußerer Geltung und äußerem Erfolg. Nur sehr starke Persönlichkeiten können sich dieser Einflüsse erwehren und auch die nicht immer. Beweist doch das Schicksal eines Maupassant, wie gerade robuste Naturen der zersetzenden Atmosphäre solcher „Mittelpunkte“ unterliegen können. Wie jener kraftstrotzende normannische Landjunker recht eigentlich ein Opfer des Seinebabels wurde, so fordert auch die Berliner Luft ihre Opfer. Groß ist die Versuchung, in den allgemeinen Chorus einzustimmen, die eigene Gesinnung und Persönlichkeit dem leichteren Fortkommen, dem materiellen Erfolge und der äußeren Geltung unterzuordnen, — „Zeit- und Festgenosse“ zu werden.

Berlin, was Berlin gebührt. Es wird wohl in keiner Stadt so viel und so tüchtig gearbeitet. Aber diese Arbeit ist doch vorwiegend dem Tage und den praktischen Bedürfnissen gewidmet. Auch in das geistige Schaffen fällt dort leicht das nüchterne, grelle Licht des greifbaren praktischen Nutzens. Ewigkeitswerte zu erzeugen, ist Berlin jedenfalls kein günstiger Boden. Die reifen wo anders besser: wo die Persönlichkeiten noch im Mutterboden der Stammesart wurzeln, die freie Gottesnatur und der Sternenhimmel noch nicht aller Ecken und Enden verbaut sind, wo man über Straßenbahngeklingel und Gassenlärm nicht das Rauschen des Waldes und das Singen der Vögel verlernt, wo man einmal gründlich vergessen kann, daß man Zeit- und Festgenosse ist, und sich daran erinnert, daß wir vor allem anderen Kinder Gottes sind oder doch sein sollten.






# An unsere Musikfreunde!

Wir dürfen unter dieser Anrede wohl die ganze Türmergemeinde begreifen. Denn nicht nur der ausübende Musiker, auch der hingebungsvolle, willfährige Zuhörer ist ein echter Musikfreund. Nun aber ist das Haus die wichtigste und geeignetste Stätte für eine gesunde Musikpflege. Denn die Musik wendet sich vor allem ans Gemüt, erheischt Stimmungen der Hingabe und eine Willfährigkeit der Phantasie, wie sie im hell erleuchteten Konzertsaal bei der Fülle uns fremder Menschen nur selten, leicht aber im trauten Heim, im Kreise unserer Lieben, sich einfinden.

Darum glaubte auch der Türmer, die Monatsschrift für Gemüt und Geist, der „Hausmusik“ besondere Pflege widmen zu sollen. In gleicher Liebe wird er das Alte wie das Gegenwärtige, das Vergangene wie das Werdende zu umfassen und daraus alles das dem Hause zuzuführen suchen, was darin eine Heimstatt finden kann. Zunächst soll ein Überblick über die Gesamtlage unseres heutigen Musiktreibens gegeben werden. Mit besonderer Sorgfalt werden wir dann alle Erscheinungen des gegenwärtigen Musiklebens, die schöpferische wie die nachschöpferische Tätigkeit verfolgen und daraus das für unser Haus zu gewinnen suchen, was uns gesund und fruchtbar erscheint. Umgekehrt aber werden wir auch die Vergangenheit, die kaum übersehbaren Schätze unserer Musikliteratur sorgsam durchforschen, um einmal das geschichtlich Gewordene besser zu begreifen und dann das uns zu eigen zu machen, was für uns noch lebendig ist. In diesem Bestreben soll uns eine ständige Notenbeilage unterstützen, die durch wertvolle Proben aus dem Schaffen der Neueren, wie durch Vorführung mit Unrecht vergessener Schöpfungen der Alten dem Hause zur Anlage einer musikalischen Hausbibliothek behilflich sein will.

Überhaupt wird es unser Bestreben sein, unsern Lesern in allen musikalischen Dingen mit treuem Rat zur Seite zu stehen, wie wir von der Türmergemeinde auch in diesem Falle jene wertvolle Unterstützung erwarten, die im gegenseitigen Gedankenaustausch und in der innigen Anteilnahme der Leser beruht.

Die Leitung unserer „Hausmusik“ hat Herr Dr. Karl Storck übernommen.

**Die Redaktion.**



# Musik und Leben.

**Briefe an ein musikalisches Haus.**

Von

**Dr. Karl Storck.**

## Unsere musikalischen Abende.

Verehrte Frau und Freundin!

Ob ich noch das Anrecht auf den zweiten Teil meiner Anrede habe — die erste Hälfte derselben können Sie mir ja nicht wehren —, weiß ich nicht. Haben Sie mich gestern abend doch nur zu gut fühlen lassen, daß Sie mir ernstlich zürnten. Und Sie hatten ein Recht dazu, ich will es nicht bestreiten. Ich habe wieder einmal nicht die richtige Form gefunden, eine bittere Wahrheit in so süße Worte zu kleiden, daß sie leichter aufgenommen werden konnte. Und nachher, als ich noch mit Hans beim Glase Wein saß, und Sie, die sonst so liebenswürdige und unermüdliche Wirtin, nur mit schlecht verhehltem Unwillen bei uns verweilten, da schien mir nicht die richtige Zeit, ausführlicher zu begründen, was ich vorher allzu kurz und unverbrämt behauptet hatte, trotzdem ich mir sagen konnte, daß Sie nach dem anstrengenden Abend nur in der Erwartung einer solchen Erklärung bei uns allzu Seßhaften ausharrten.

Hans hatte mir allerdings wenige Minuten bevor Sie, Verehrteste, sich doch noch zu uns setzten, ausdrücklich recht gegeben. Ich hätte also allenfalls in einem etwas hitzigeren Wortkampfe auf Unterstützung rechnen können. Aber ich bin allmählich doch Menschenkenner genug, um zu wissen, daß Ehemänner, selbst wenn sie, wie unser trefflicher Hans, einen Feldzug mit Auszeichnung mitgemacht haben, in solchen Kriegsfällen ganz elendiglich „kneifen". Sie, die tapfern Herren Ehemänner nämlich, haben dann immer etwas Wichtiges zu tun —, sie können den Korkzieher nicht finden, der Wein ist nicht kühl genug, sie haben noch eine vortreffliche Zigarrenmarke unter Verschluß, die der treffliche Freund unbedingt noch kosten muß, und dergl. mehr. Indessen sitzt dieser beste aller Freunde, ein neuer Tantalus, vor einem köstlichen Tropfen und darf nicht trinken, er hat eine treffliche Havanna und getraut sich nicht zu rauchen. Denn, ach, die Hausfrau, die sonst so milde und gütige, sitzt ihm mit blitzenden Augen gegenüber, kampfeslustig wie eine Walküre und durch die Waffen ihrer weiblichen Logik eine unüberwindliche Gegnerin. Denn niemand vermag ja Frauengründe zu ergründen, und man streckt dort so gern die Waffen, wo man so oft das Behagen friedsamer Traulichkeit mit Wonne gekostet hat.

Und wie oft ist mir, oder soll ich nicht lieber sagen, ist uns das in Ihrem Hause zu teil geworden! Denken Sie doch an unsere Mittwochabende im letzten Winter. Sie als trefflich waltende Hausmutter, mein lieber alter

Hans als unerreichter Kellermeister, Sie beide bestrebt, nein, so darf man nicht sagen, denn Sie brauchen nicht erst danach zu streben, sondern es liegt ja in Ihrer Natur, daß Sie Ihre Gäste so schnell in die liebe Traulichkeit Ihres Hauses ziehen. Und pünktlich um acht Uhr kam die gute Tante Schmitt, die so rührend glücklich aussieht, wenn ihr die Tränen über die vollen Wangen rollen und sie mit andächtigen Lippen die Worte des Sängers nachspricht. Und dann kam unser lieber alter Organist, der ja jetzt auch hinübergegangen, und schoß gleich auf Hans los, um ihm mit einem vollen Bündel von Gründen zu zeigen, daß der große Johann Sebastian Bach der ewige Urquell aller Musik sei, Wagner aber nur eine vorübergehende Mode. Und Hans wehrt sich lachend, aber der gelehrte Doktor Haller nimmt heißblütig den Kampf mit dem hitzigen Alten auf, und beide geraten so schnell in Eifer, daß Ihre kluge Schwägerin umsonst Goethe zum Zeugen aufruft: wir sollen nicht um das Größersein unter den Großen hadern, sondern ihrer Größe uns freuen. Erst wenn Sie selbst dazwischen treten und den Alten bitten, ob er nicht durch ein Bachsches Präludium den Abend würdig eröffnen wolle, hat der Streit ein Ende.

Da setzt er sich schnell an den Flügel, und da er Beruhigung braucht, spielt er fast immer gleich das erste Präludium in C-dur. Und es ist, als weite sich das Gemach, die Wände weichen, es verschwimmt das Licht. — Als wärst du auf hoher Berghalde; du hast dich unterm Baum ins Gras geworfen und schaust durch die Äste nach dem Himmel, an dessen blauem Gewölbe die weißen Wolken hinstreifen, mit der Hand aber streichelst du das im Winde wogende Gras: deutsches Land, deutsches Träumen in freier Natur, deutsches Dichten und Singen.

Nun erhebt sich der Alte, und er knurrt schon wieder und schimpft. Nicht über Gounod, der dieser Ewigkeitsmelodie eine modische Liedweise zufügte, denn Gounod als Franzose konnte einen Bach nicht verstehen, aber er wettert über die Deutschen, die sich vor ihrem Sebastian fürchten und zu einer so verwelschten Zurechtmachung greifen, süßliche Limonade dem frischen Quell vorziehen.

„Ist unser Bach nicht eher wie alter Wein?“ fragt da diplomatisch Hans der Kluge. Damit hat er den Alten, wo er ihn wollte. Und nun geht's in fröhlicher Folge. Eine Sonate Beethovens darf nicht fehlen; Sie, Verehrte, spenden uns mit quellender Frische Mozart, der stürmische Haller wuchtet in einem Klavierauszug seines geliebten Richard Wagner, und so weiter. Ihr Walter hat mit seiner frischen Knabenstimme eine trauliche Kinderweise gesungen und dann bringen Sie ihn zur Ruhe; wir andern aber sind durch das Kind an schlichte Lieder gemahnt worden, wie das Volk sie einst gesungen, wie die Kirche einst sie fand. Alles einst, in Zeiten, als unser deutsches Haus blühte und wir im Zusammenfassen und nicht im Auseinanderspreizen der Kräfte das Heil erkannten.

Sehen Sie, verehrteste Frau, als sich so bei unserem geselligen Beisammensein die edle Frau Musika als trauter Gast einfand, das waren köstliche musikalische Abende!



Aber ich merke, Sie werden ungeduldig, Sie erklären mir ganz ruhig, daß Sie meine Lobrede der vergangenen Zeit sehr dankenswert finden, aber nicht einsehen, inwiefern das alles mit dem gestrigen Abend zusammenhänge, daß dadurch weder die Schroffheit meiner Verurteilung aufgehoben, noch mein Ausweichen vor deren ausführlicher Begründung genügsam erklärt werde. Sie vermissen — und ich glaube gar, auch Sie vermögen spöttisch zu lächeln — Sie vermissen in meinem ganzen Verhalten die richtige Logik.

Da ist das gefürchtete Wort, gefürchtet, wenn ich es aus Frauenmund höre, dessen schönstes Plaudervorrecht der Mangel an Logik ist. Aber ich muß mich wohl beugen und der logischen Reihe nach mein Verhalten erklären. Aus angeborenem Widerspruchsgeist beginne ich dabei mit dem letzten. Sie hatten also wirklich noch um die mitternächtige Stunde von mir die ausführliche Begründung dafür erwartet, weshalb ich nicht in das allgemeine Entzücken über Ihren gestrigen musikalischen Abend eingestimmt hatte? Aber, verehrteste Frau, Ihr Abend war ja wirklich trotz der Musik so schön gewesen, die Leutchen dabei so lustig oder doch belustigend, Ihre ganze Art der Gastfreundschaft hatte das Unzuträgliche einer solchen Gasterei so sieghaft überwunden, was mich persönlich betrifft, hatten Sie mir den alten Professor wieder so geschickt aufgehetzt, und Hans hatte mich danach für das ausgestandene theoretische Kolleg über altasiatische Kulturzustände durch ein praktisches Studium seiner alten Weine so gründlich entschädigt, ich selber war dadurch so friedlich gestimmt, daß Sie, gestrenge Richterin, sich wirklich nicht wundern durften, wenn ich in aller Stille den letzten Römer Ebernburger Riesling auf Ihr und Ihres Hauses Wohlergehen leerte und mich dann mit mehr Geschick als Tapferkeit empfahl.

Nun meinte ja Hans, ich sollte heute abend zur Austragung aller Fehde wiederkommen. Aber ich habe nun einmal eine unüberwindliche Scheu vor zürnenden Frauenaugen und liebe beim Wein behagliche Eintracht. So will ich denn meine Sache lieber schriftlich führen, unbeirrt durch Ihre Gegengründe, die Sie mit leichter Eleganz mir in meinen etwas schwerfälligen Gang hineinwerfen, unbeirrt auch durch Hansens aufreizende Stachelreden, die er aus dem Behagen des zufriedenen Zuschauers in den Kampf hineinschleudert.

Also, ich hatte behauptet, daß Ihr mit unleugbarem Geschick gegebener musikalischer Abend an künstlerischem Wert den aufgewendeten Mühen und Kosten nicht entsprochen habe, ferner, daß ich von derartigen Abenden überhaupt keinerlei Segen für unser musikalisches Leben im Hause erhoffen könne. Ich gebe zu, daß meine Behauptung in dieser Art zu schroff und allgemein ausgesprochen war. Denn, hätte ich sie beweisen sollen, ich hätte bald zugestehen müssen, daß es Überzeugungen gibt, die einem aus einem gewissen Gefühlsinstinkt heraus unumstößlich sein können, die aber zu einer auch für andere überzeugenden Darstellung ausführlicher und weit ausholender Darlegungen bedürfen.

Ähnlich liegt der Fall auch hier.

Ich müßte eigentlich erst sagen, was ich unter musikalischem Leben über-

haupt begreife und welche Stelle ich darin der Hausmusik zuweise. Die technischen Voraussetzungen und äußeren Bedingungen der Musik sind nun einmal so unendlich verschieden, so daß jetzt der riesige und vielgestaltige Apparat des Opernhauses, dann wieder die kleine Geige in der Hand eines weltverlassenen Zigeuners, bald die himmelanstrebenden, von Weihrauchduft durchtränkten Kirchenhallen durchbraust vom lebendigen Odem der Orgel, bald das an sich so tote Klavier in der engen dämmernden Stube, hier das vielköpfige Instrument des Orchesters, dort der eine zahlreiche Menge in den Bann seines Spiels zwingende Solist im glänzenden Konzertsaal, und jetzt wieder für ein trautes Volkslied ein blumengefülltes Bauerngärtchen der richtige Ort ist. Da ist es denn doch ganz klar, daß unter diesen Umständen sich auf dem das ganze Leben umspannenden Kreise der Musik ein bestimmter Ausschnitt befinden muß, der eben das Haus, ja sogar das deutsche Bürgerhaus voraussetzt, eine Musik, die hier am besten, ja eigentlich die nur hier gedeiht.

Ich höre Sie einwerfen, das bedeute Einengung, Umgrenzung, und unser Ziel müßte doch sein Weite des Blicks und Freiheit der Bewegung.

Umgrenzung! — Gewiß, so, wie einer seinen Garten umgrenzt, als das, was ihm ganz allein gehört. Einengung! — Gewiß, auch das, aber so, wie auch der Besitzer des weitläufigsten Schlosses sein Sonderstübchen hat, in dem er für sich ist, in dem er jeden Gegenstand kennt, in dem ihm jede Ecke ein trauter Winkel ist.

So müssen wir auch in unserer Kunst irgendwo ganz daheim sein, wir müssen erst ein vertrautes Gehäus haben, bevor wir sicher ins weite Land aussehen, bevor wir in die Tiefen der Entwicklung schauen können. Es gibt in der ganzen Musikliteratur kein Werk, das so umfangreich und gewaltig in seinem geistigen Gehalt oder seinen technischen Voraussetzungen wäre, daß man es sich nicht mit seinen zwei Händen auf das Klavier zwingen könnte. Wer innerlich zu hören und zu sehen versteht, dem erklingt aus der Klavierbearbeitung die Wunderwelt der Beethovenschen Symphonie, dem ersteht in der bescheidenen Dachkammer die Pracht des Wagnerschen Allkunstwerks.

Aber andererseits halte ich den Handwerker, der sich nach des Tages Last auf dem alt vererbten Tafelklavier mit arbeitsharten Händen mühsam die Akkorde zu einem Choral zusammensucht, für innerlicher musikalisch, als die höhere Tochter, die nach halbjähriger Paukarbeit mit einer Lisztschen Opernphantasie brilliert. Und das Bauernmädchen, das auf einsamem Feldgang mit natürlichem Gefühl in schlichter Volksliedweise von der Liebe Leid und Freud erzählt, ist viel musikalischer und trägt unendlich mehr zu einer gesunden Musikpflege im Volke bei, als die große Dame, die nach glänzendem Souper sich dazu drängen läßt, das von der Gesanglehrerin ihr wochenlang eingetrichterte Lied des im Augenblick modernsten Komponisten vorzutragen.

Ich merke schon, verehrteste Frau, jetzt lassen Sie sich nicht mehr halten und verlangen von mir klipp und klar den Beweis, inwiefern solche „Verdäch-

tigungen“ auf die Mitwirkenden an Ihrem musikalischen Abend zutreffen. Alle Achtung, verehrteste Frau, vor dem Eifer, mit dem Sie als Führerin die Verteidigung Ihrer Truppen aufnehmen wollen, aber ich, dem sonst das Gehorchen gegenüber von so holdem Munde erteilten Befehlen eine wahre Wonne ist, ich überwinde mich und gehorche Ihnen nicht. Jawohl, ich überwinde mich, denn der Verzicht auf eine so hübsche kleine Rache ist nicht gerade leicht. Oder wissen Sie nicht, daß meine bescheidene Wohnung gegenüber dem stolzen Hause von Kommerzienrat D. liegt. Und wenn ich Ihnen nun sagte, daß die Chopinsche Masurka, die Fräulein D. gestern bei Ihnen zuerst nicht spielen wollte, weil Fräulein so ganz aus der Übung gekommen, mir seit vier Wochen die schönsten Nachmittagsträume zerstört, nur weil wir in unserer Stadt noch immer kein Gesetz haben, daß nur bei geschlossenen Fenstern gespielt werden darf!? Und wenn ich Ihnen weiter sage, daß der kleine Fritz H. mir vor vierzehn Tagen zu meiner größten Überraschung Loewes „Nöck“ vorgepfiffen hat, und zwar in genau dem gleichen vergriffenen Tempo und derselben verfehlten Einteilung, die wir gestern abend bei Herrn — aber halt, halt! Nun bin ich ja doch ins Beweisen geraten, und ich hatte doch aller Rache entsagt, weil ich selber dafür büßen wollte, daß ich Sie, die allzufreundliche Schirmherrin aller von den Musen heimgesuchten Bewohner unserer Stadt, erzürnt habe.

Aber in allem Ernste, verehrteste Frau! Sie selber haben doch in Mozarts scheinbarer Formelhaftigkeit jene wundersame Freiheit der Bewegung erkannt, die den Menschen auszeichnet, wenn ihm von Jugend auf das feinste Benehmen zur zweiten Natur geworden ist: hat Ihnen da nicht der so peinlich exakte Vortrag der so köstlich plaudernden C-dur-Sonate geradezu körperliche Qualen bereitet? Und dann diese schreckliche Manieriertheit bei den Loeweschen Balladen, bei denen uns der Sänger versicherte, — daß er das Hauptgewicht auf echt dramatische Deklamation lege. Oder der süßliche Vortrag von Schumanns Träumerei auf dem ächzenden Cello. Oder hat es Ihnen nicht weh getan, daß gerade Karl Bohms elende Nachäffereien von Volksliedern den lautesten Beifall fanden?

Jawohl, ich weiß es sehr gut, es waren Dilettanten, aber es ist doch nicht deren Beruf, schlechte Musik zu machen. Und gewiß, Sie haben recht, auch bei unsern früheren Mittwochabenden ist nicht alles gut aufgeführt worden. Mir — um gleich mit dem schlimmsten anzufangen — mir versagte oft die Stimme; dem Dr. Haller ist manche Note beim „Feuerzauber“ unter den Tisch gefallen, und ich sang „Wotans Abschied“, trotzdem er mir zu tief liegt, wie der Herr Organista und Ihr Hans sich auch einmal zum Briefduett aus Mozarts „Figaro“ vereinten.

Aber, meine verehrteste Freundin, auf den G e i st kommt es an; er ist es allein, der Leben spendet. Uns alle erfüllte damals der fröhliche, der ernste, der neckische, der heilige Geist der Musik! Wir gaben uns hin den Schöpfungen der Großen, wir wollten, wir mußten sie vor uns erstehen lassen, und wir hörten nur diese Schöpfungen in ihrer ewigen Schönheit, nicht die ver-

mittelnden Kräfte, die wohl oft nicht zureichten, die aber immer erkennen ließen, daß das geistige und seelische Erfassen des Kunstwerks ein tiefes und ernstes war.

Und davon war gestern abend, ist bei fast allen derartigen musikalischen Abenden nichts zu merken. Diese Leute suchen nicht die Kunst, sondern sich. Man erstrebt nicht für sich und einige Freunde, mit denen man sich eins fühlt, die Offenbarung eines Kunstwerks, sondern will mit seinen Leistungen vor andern glänzen. Und so kommen wir auch hier auf jene Zeitkrankheit, in der ich die Ursache dafür sehe, daß unsere ganze Lebensweise so unkünstlerisch, im schlimmsten Sinne unpersönlich und unharmonisch ist. Man geht nicht auf das Sein, sondern auf den Schein aus. Dasselbe Protzen und Prunken, das uns die schrecklichen Riesenmöbel in die Stuben gebracht hat, das uns die Zimmer durch Palast-Flügeltüren zerreißt, das die Fronten unserer Häuser mit falschem Stuck und aufgeklebtem Zierwerk verschändet, das unsere Damen veranlaßt, die wertlosesten Nippes als Zierstücke aufzustellen, weil sie so aussehen, als wären sie echte Bronzen oder echtes Porzellan, das uns veranlaßt, Gastereien zu veranstalten, für die unsere Zimmer nicht ausreichen, u. s. w. u. s. w., dieses gleiche Prunken und Protzen ist schuld daran, daß die meisten Dilettanten sich für ihre Vorträge Werke wählen, die sie nicht bemeistern können, daß sie mit den Vorbereitungen dazu eine Menge Zeit und Arbeit vergeuden, natürlich dabei alle Lust und alles rechte Verständnis einbüßen und obendrein erst noch in eine ganz falsche Wertschätzung ihrer Fähigkeiten hineingeraten. Das sind dann die Leute, die nirgendwo mehr die Kunst sehen, sondern einem lächerlichen Personenkultus verfallen, wenn ihnen nicht die Leistungen ihrer eigenen Person in so hellem Lichte erscheinen, daß sie für andere keine Zeit und kein Geld übrig haben.

Doch, verehrteste Frau, ich fürchte, ich sage hier nur Selbstverständliches, und eben deshalb nicht recht Wirksames. Sie allerdings werden mich verstehen, wenn ich sage, daß nur in unserer echten deutschen Geselligkeit, beschränke sie sich nun auf die Familie oder ziehe sie einige sorgsam gewählte Freunde hinzu, eine rechte Musikpflege gedeihen kann; daß dagegen die Gesellschafterei, wie sie heute beliebt ist, diese tötet. Klarer als das bloße Wort, würden hier Beispiele wirken. Und ich möchte Ihnen gern zwei alte Erlebnisse erzählen, die den Vorzug oder auch den Nachteil haben, immer neu zu bleiben, Schilderungen zweier Arten musikalischer Abende, wie sie ähnlich wohl jeder schon erlebt hat. Aber ich habe heute Ihre Geduld schon viel zu lange in Anspruch genommen, und — ich kann sie Ihnen ja heute abend in Ihrem Hause erzählen, denn ich komme nun doch, da Sie mir ja in Ihrer Güte sicher schon verziehen haben, und auf die große und glänzende Gesellschaft von gestern hin nach einigen Stunden recht trauter Geselligkeit doppelt Verlangen trägt

Ihr ergebenster **K. St.**



## Volkslieder.

Am Dorfweg unterm Lindenbaum
Da träumt' er seinen schönsten Traum,
Da weht's wie Sonntagsmorgenglanz
Und wie Schalmein beim Schäfertanz.

Da singt und klingt Soldatenmut,
Der Bursche singt und schwingt den Hut;
Es tönt ein Hall ins Abendrot
Von eines Mägdleins frühem Tod.

Und hüpft ein Paar zum süßen Mai
Wie junges Rosenblut vorbei,
Dem fallen Lieder in den Schoß —
Man macht sie nicht, man singt sie bloß.

J. G. Fischer.



## Der Parsifalbund.

Die seit etwa einem Jahre die Öffentlichkeit besonders lebhaft in Anspruch nehmenden Bestrebungen, Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal" für Bayreuth zu erhalten, haben in diesem Sommer zur Gründung eines Parsifalbundes geführt. Das weckt recht gemischte Gedanken. Als Künstler und Mensch hat man zunächst das Gefühl, daß ein Volk dem deutlich ausgesprochenen Wunsche eines seiner größten Söhne stattgeben sollte. Man beläßt ja doch auch das Bild in dem Rahmen, in den es der Künstler gestellt hat. Und wenn nun Wagner seinen „Parsifal" ausdrücklich für Bayreuth und nur für Bayreuth bestimmt hat, so verlangt das allgemeine Gefühl, man solle ihn nun auch dort lassen. Aber immerhin stellt sich die Frage ein, welche Gründe Richard Wagner zu dieser Maßnahme bewegt haben. Waren es rein künstlerische Gründe und treffen sie auch heute noch zu? Gewiß haben die künstlerischen Gründe stark mitgesprochen, aber wirksam war doch auch der Gedanke, daß durch dieses Vorrecht Bayreuth dauernd materiell gestärkt werde. Dieses Bedenken fällt nun weg. Denn so gut die längst auf allen Bühnen eingebürgerten übrigen Dramen Wagners in Bayreuth nach wie vor die größte Zugkraft ausüben, so daß sogar „der fliegende Holländer", den die strengsten Wagnerianer bekanntlich gar nicht recht wollen gelten lassen, so und so oft vor ausverkauftem Hause gegeben werden konnte, so gut wird das auch in Zukunft geschehen! Wenn aber darauf hingewiesen wird, daß der „Parsifal" auf den übrigen Bühnen nicht würdig genug würde aufgeführt werden, so ist dem entgegenzuhalten, daß für den ruhigen Betrachter bei aller Verehrung Richard Wagners doch kein Grund einzusehen ist,

weshalb der „Parsifal" nun so ganz etwas anderes wäre, als „Fidelio", als Bachs „Hohe Messe" oder „Passionsoratorium", als Beethovens „Neunte" oder „Missa solemnis", als Goethes „Faust" oder Shakespeares „Hamlet". Ich bringe absichtlich Weltliches und Religiöses durcheinander, weil beides in diesen gewaltigsten Werken hinter dem rein Künstlerischen zurücktritt. Wenn diese Werke im sogenannten Bühnen- und Konzertschlendrian ihre hohe Weihe und wirksame Läuterungskraft auszuüben vermögen, warum sollte sie gerade der „Parsifal" einbüßen? Es ist ja klar vorauszusehen, daß der „Parsifal" zunächst von vielen Bühnenleitern ausschließlich als dankbarer Artikel betrachtet werden würde. Aber doch nur zunächst; auch diese Mode würde sich schnell verlieren, denn dem Parsifal fehlen alle Eigenschaften zum „Zugstück". Im übrigen hätten Publikum und Kritik es immer noch in der Hand, unwürdige Vorstellungen abzulehnen. Auf der andern Seite aber steht der kaum abzuwägende Vorteil, daß auf diesem Wege Tausenden die Möglichkeit würde, den „Parsifal" zu hören, die niemals dazu gelangen werden, wenn er nur in Bayreuth zu sehen ist. Und wer möchte behaupten, daß gerade die Würdigsten nach Bayreuth gelangen? Ist denn das Festspielhaus vor den Mißbräuchen geschützt, die in den andern Theatern so verderblich wirken? Ist der Besuch Bayreuths nicht in noch höherem Maße Mode, als der anderer Veranstaltungen? Ist die Zusammensetzung der Zuhörerschaft würdiger, und nicht bloß noch plutokratischer? Gewiß, der echte Kunstfreund nimmt aus Bayreuth Eindrücke mit, wie sie ihm ein anderes Theater nicht bieten kann. Aber wenn er in Bayreuth die Fähigkeit hat, über das Unwürdige und Unzulängliche eines großen Teiles der Zuhörerschaft hinwegzusehen, warum soll er das an anderm Orte nicht auch können?

Doch das alles ist Zukunftsmusik, denn einstweilen ist der „Parsifal" noch auf zehn Jahre hinaus Bayreuths ausschließliches Eigentum. Dann aber haben diese Überlegungen nur sehr geringen praktischen Wert, denn es handelt sich hier nicht um eine Gefühls-, sondern bloß um eine Rechtsfrage. Das deutsche Reichsgesetz schützt künstlerische Werke bis dreißig Jahre nach dem Tode ihres Urhebers. Es sind dafür weniger künstlerische, als praktische Gründe maßgebend. Ob für die letzteren die Schutzfrist ausreicht, ist eine Frage für sich. Jedenfalls scheint es völlig unsinnig, hier Ausnahmegesetze beantragen zu wollen. Wo kämen wir hin, wenn es hieße, bedeutende Werke seien fünfzig Jahre geschützt! Und blieben nicht selbst dann die künstlerischen Bedenken gegen eine Freigabe des Werkes dieselben? Ich glaube wenigstens nicht, daß in dreißig Jahren unsere Theaterzustände wesentlich würdiger sind, als sie es in zehn sein werden. Also, solange nicht eine allgemein gültige Änderung in der Gesetzgebung eintritt, scheint mir eine Möglichkeit, den „Parsifal" über 1913 hinaus für Bayreuth zu schützen, nicht gegeben, und auf Kosten eines Ausnahmegesetzes erschiene mir ein solcher Schutz sogar nicht einmal erwünscht.

Trotz alledem bedauere ich das im Interesse unserer nationalen Kunst aufs höchste. Und zwar nicht des „Parsifals", auch nicht Bayreuths, sondern des Bayreuthgedankens wegen. Denn nach meiner Meinung ist dieser Gedanke das Fruchtbarste gewesen, was seit Jahrhunderten zum Heile einer nationalen dramatischen Kunst gedacht worden ist. Und darin, daß der „Parsifal" für Bayreuth vorbehalten war, hat dieser Gedanke seinen deutlichsten und stärksten Ausdruck gefunden. Dieser Gedanke aber ist: Loslösung aus dem Gewöhn-

lichen, Befreiung vom Alltäglichen, Heraushebung über alle Schablone, also in einem Worte: Festtäglichkeit. Unsere öffentliche Kunst hat die Festtäglichkeit und damit das Beste verloren. Unser ganzer Theaterbetrieb und, was noch schlimmer ist, die ganze Art unseres Theatergenusses ist geschäftsmäßiger Werkeltag. Bayreuth bringt für die Künstler, für die Leitung und für die Besucher die Loslösung vom Alltag, und darin liegt sein größter Wert. Nur unter solchen Umständen wird der Durchschnittsmensch eine künstlerische Offenbarung erfahren. Treffen sie zu, so vermag auch ein künstlerisch weniger bedeutsames Werk die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke zu bewirken. Man denke doch an Oberammergau. Gewiß, bei Tausenden hallt das rein Religiöse nach. Aber dieselben Leute sehen daheim alle Tage den Kreuzweg, verrichten Kreuzwegandachten, lesen die biblische Darstellung, gegen deren Gewalt die Ammergauer Aufführung nicht aufkommt. Dennoch erfahren sie nicht diese Eindrücke. Aber auch religiös Gleichgültige werden ergriffen, rein künstlerisch, trotzdem die künstlerische Leistung nicht erstrangig, im musikalischen Teil sogar geradezu schlecht ist. Aber sie sind eben festlich gestimmt, wie die Griechen an ihren Theatertagen es waren. Und hier liegt nun auch nach meiner Meinung die schönere und größere Aufgabe eines Parsifalbundes. Könnt ihr den „Parsifal" nicht retten, so könnt ihr doch dazu beitragen, den Bayreuthgedanken lebendig zu erhalten und zu verbreiten. Sorgt für gesunde Volksschauspiele, für kirchliche und weltliche Musikaufführungen an einzelnen schönen Punkten, daß den Leuten, die hinkommen, das Herz sich öffne im Anblick der großen Natur, daß sie nicht mehr denken an geschäftliche Hetze oder berufliche Sorgen, daß ihre Augen frisch, ihre Gedanken rein, ihr Empfinden kräftig, ihr Fühlen gesund werden, — dann führt sie hin zur Kunst, und die Kunst wird dann sein wie der Gral, ein Heiligtum, in dessen Nähe keiner seelisch verhungern, noch geistig verdursten kann! **K. St.**



## Frau Musika.

Zu welchem Zweck ward uns Musik gegeben:
Ist's nicht des Menschen Seele zu erfrischen
Nach ernsten Stunden und der Arbeit Müh'!

W. Shakespeare.

Musik ist höhere Offenbarung, als alle Weisheit und Philosophie.

L. v. Beethoven.

Was die Finger schaffen, ist Machwerk; was aber innen erklungen, das spricht zu allen wieder und überlebt den gebrechlichen Leib.

Robert Schumann.





# Martin Plüddemanns Balladen.

## Zu unserer Notenbeilage.

Manchen Leser mag der Name des Komponisten unserer ersten Notenbeilage überraschen; er hat ihn vielleicht noch nie gehört, trotzdem sein Träger seit bereits fünf Jahren einen vorzeitigen Tod gestorben ist, gebrochen im Kampf um das tägliche Leben und die Anerkennung seiner Kunst. Plüddemann ist ein tragisches Opfer des Totschweigesystems einer voreingenommenen oder denkfaulen Kritik, sowie der Feigheit der Mehrzahl der berühmten Sänger, die nur das vorzutragen wagen, von dem sie von vornherein der Genehmigung eines p. t. Konzertpublikums gewiß sind. Da kein Umschwung in der öffentlichen Beurteilung zu erwarten ist, heißt es immer wieder sich dorthin wenden, woran der Komponist auch vorzugsweise gedacht hat, ans deutsche Haus. Hat er doch selber schon im Vorwort zum 2. Band seiner Balladen es ausgesprochen, daß die meisten seiner Gesänge erst bei „näherer Bekanntschaft gewinnen, namentlich bei gründlicher Selbstdurchnahme im dämmerig traulichen Stübchen, am einsamen Klavier". Es bedarf eben bei der Ballade nicht nur für den Sänger, sondern auch für den Hörer der Phantasie; diese aber ist ein scheuer Vogel und vermag im großen, hellerleuchteten Konzertsaal, in Gegenwart der vielen, uns gleichgültigen oder gar störenden Menschen nicht aufzukommen. Diesem Übertragen ins heimliche Stübchen steht bei vielen Schöpfungen Plüddemanns nur eins hindernd im Wege, — ihre große Schwierigkeit, die nicht nur in den technischen Anforderungen an Gesang und Klavierspiel beruht, sondern mehr noch in der starken geistigen und seelischen Anteilnahme, die sie vom Spieler verlangen. Allerdings lohnen sie die aufgewendete Mühe reichlich. Aber ich kann es mir erklären, daß mancher, dem ein günstiges Geschick einen Band Plüddemannscher Balladen in die Hand spielt, beim Anblick des Umfangs einiger von ihnen und der Schwierigkeit der Begleitung zurückschreckt. Übrigens ist es auffällig, daß die Schwierigkeit beim Singen eine weit geringere ist, als beim vorherigen stummen Lesen. Denn Plüddemanns Balladen sind durchaus im Gedanken an den gesanglichen Vortrag entstanden. „Von einem Sänger für Sänger" könnte man nach seiner Angabe als Motto über sämtliche Lieder setzen. „Nur aus dem praktischen Singen selbst heraus empfing ich Anregungen auch zu eigenem Schaffen. Musikalisch an und für sich Bedeutendes oder gar Funkelnagelneues und sehr Merkwürdiges erfinden zu wollen, fiel mir nicht ein." In der Tat ist Plüddemann durchaus frei von der so verbreiteten Sucht, alles und jedes apart und gequält auszudrücken; er arbeitet mit einfachen Mitteln, solange er irgendwie mit diesen auskommen kann, und hat eine ausgesprochene Vorliebe für schönen Fluß der Melodie. — Das alles macht ihn so recht für das Haus geeignet. Über die Bedeutung der Ballade für das deutsche Haus, wie über Plüddemanns Stellung innerhalb der Reihe der Balladenkomponisten wird in besonderem Zusammenhang gehandelt werden. Heute nur so viel, daß er dramatischer ist als Loewe, daß das Lyrische bei ihm hinter dem Epischen zurücktritt; bezeichnend ist seine Zuneigung zu Bürger, gegenüber Loewes Vorliebe für Goethe. Plüddemann selbst mag gefühlt haben, daß ihm der allzu große Umfang und die zu große Schwierigkeit vieler seiner früheren Werke den Weg ins Haus verschloß; jedenfalls befliß er sich in späteren Jahren

immer mehr der Einfachheit in Ausdruck und Empfinden. Zeugnis dessen sind die drei letzten erst nach seinem Tode erschienenen Balladenhefte, die in der ganzen Reihe der bei Wilhelm Schmid in Nürnberg erschienenen Bände die sechste bis achte Stelle einnehmen. Mit ihnen raten wir auch das Studium zu beginnen.

Die Ballade, die wir unsern Lesern vorführen dürfen, stammt aus dem ersten Band, der nach den drei genannten zunächst in Betracht käme. Er enthält neben dem großartigen, aber kaum bezwinglichen „Taucher“ einige wunderschöne, dankbare und mit einigem guten Willen zu bemeisternde Aufgaben. Auch „Siegfrieds Schwert“ ist nicht schwierig. Genaues Studium ist natürlich erforderlich. Plüddemann verlangt scharfe Rhythmik, peinlich genaues Zählen und willige Hingabe an die Gesamtstimmung der Dichtung. Die letztere fällt ja nun bei der Taufrische dieses köstlichen Gedichts nicht schwer. Das ist, als käme man in frühester Morgenstunde in den Wald, zu jener Stunde, wenn der liebe Herrgott durch ihn schreitet. Straff, fest und sicher, wie der junge blauäugige Wanderbursch schreitet die Melodie daher. Du siehst ihn mit halbem Ärger den lumpigen Stecken schwingen. Da horch! Das ist ja, nein, das ist nicht Glockenklang, das ist Hammerschlag auf mächtigem Ambos. Wenige Schritte, er ist an der Schmiede. Sehnsüchtig schaut er hinein. Wie die starken Arme sich strecken, wie der Hammer fliegt, und, hei! wie die Flammen schlagen. Ja, wie das lustige Feuer in den Arpeggien spielt, das muß dem Spieler in den Fingern jucken. Nun ist's entschieden. Treu und einfach, wie im Volkslied, tritt der Knabe zum Meister: „Laß du mich deinen Gesellen sein!“ Und nun steht er am Ambos. Du mußt es fühlen, wie es jetzt im Spiele schwerer wird. Der junge Held stellt sich nicht gerade geschickt an, alles wird zu wuchtig und breit, und als er erst den mächtigen Hammer öfters geschwungen, da kommt es ihm mehr auf das Austoben der Kraft im Schwingen, als auf das überlegte Vollbringen eines Werkes an. Das ist ein Hauen und Wuchten, daß auch unter deinen Händen das Klavier beben muß. Doch jetzt bei der letzten Eisenstange beginnt die ruhigere Überlegung. Stark, aber ohne Aufregung fallen die Schläge. Nun ist das Werk gelungen. Hei, wie funkelt das Schwert! Und jetzt hinaus mit lachendem Jubel, hinaus in die Welt zu Kampf und Sieg!

Ich hoffe, der Leser wird, wenn er diesen so köstlichen Sang kennen gelernt hat, dessen Männlichkeit in unserer Zeit weibisch-nervöser Empfindsamkeit doppelt wohltut, zu den Plüddemannbänden greifen. Ein jeder derselben bietet reiche Ausbeute, ist ein Schatz für jedes Haus, in das er gelangt. — Und wer seinen Kindern gern gesunde Nahrung gibt, der verschaffe ihnen die „Lieder und Gesänge“ Plüddemanns, aus denen wir das zweite Lied entnommen haben. Das Heft enthält dreizehn Stücke, alle leicht, mit besonderer Rücksicht auf jugendlichen Stimmumfang geschrieben. Plüddemanns kerndeutsche Natur offenbart sich in der Wahl der Texte; ihm war nicht nur heldenhafte Empfindung und leidenschaftliche Hingebungsfähigkeit eigen, er konnte auch heiter sein, wie ein Kind, genoß mit breitem und vollem Lachen den kräftigen Schwank und versenkte sich voll ernster Religiosität in die tiefe Glut der Mystik. Möge das deutsche Volk endlich erkennen, was es an diesem lange verkannten Meister besitzt!

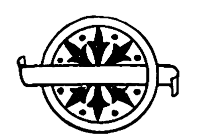
**K. St.**



# Heimweh.

### Zu unserer Kunstbeilage.

Wer Ludwig Richter auch nur ein wenig kennt, dem wird unsere Zeichnung gleich bei dem Öffnen dieses Heftes einen warmherzigen Gruß des Meisters gebracht haben. Der Verklärer des gemütvollen deutschen Kleinlebens hat hier mit den einfachsten Mitteln, mehr auf die Erregung des Gefühls als auf künstlerisch strenge Durchbildung der Formen und des Lichtes bedacht, eine Elegie gedichtet, in der seine schlichte Phantasie und seine innige Empfindung aufs schönste sich bewähren. Es ist Herbst; ein schwerer Himmel breitet sich über die Berglandschaft, Bäume und Büsche stehen entlaubt, im Grase blühen die Zeitlosen, und der Wind raschelt in dürren Stauden und Ranken. Auf einer Anhöhe, am Fuße eines Kruzifixes, hat ein wanderndes Paar, ein Vater mit seiner Tochter, sich zum Ausruhen niedergelassen. Die schweren Bündel haben sie abgelegt, ihre schweren Gedanken sind sie nicht losgeworden. Jenseits des Passes lockt ein weites Tal ihre Blicke: sie kümmern sich wenig darum. Der Alte, tief in sich versunken, läßt die Vergangenheit vor seines Geistes Aug' vorüberziehn; das Mädchen starrt voll Wehmut auf den Weg zurück, den sie heraufgekommen sind und auf dem ein jeder Schritt sie weiter, immer weiter von den Stätten eines verlorenen, aufgegebenen Glückes forttrug. Heimweh! Was wäre da noch mehr zu sagen? Auch ohne diese Unterschrift spricht das Bild zu jedem, den es angeht. W. v. B.



# Briefe.

**Ph. v. K., C. — A. H., L. — A. R., P. — M. H., K. — M. H. v. B., O.-B. b. K., E. — R. B., W. — J. L. — H. G., F.** — Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**C. R.** Aufrichtigen Dank für den freundlichen Brief. Über die Einsendung haben wir uns noch nicht entscheiden können. Freundlichen Gruß!

**H. K., B.** Dank für die Zeitungsausschnitte.

**M. T., B. — H. B., S. a. D., H. — R. L., A.** In einem der nächsten Hefte hoffen wir auf Ihre Einsendung zurückkommen zu können. Verbindl. Dank!

**v. L., Volksschullehrer, G. (Westf.).** Gern nehmen wir von Ihrem Briefe Kenntnis, der uns „schwarz auf weiß sehen" lassen will, „daß nicht alle ‚Schulmeister'" eine gewisse „nervöse Empfindlichkeit" teilen. Freundlichen Gruß!

**L. L., A. b. A., H.** Wenn der trostlose Materialismus der Haeckel und Büchner schlechthin identisch wäre mit Naturwissenschaft, dann hätten Sie wohl recht mit Ihrer Furcht vor der „Gefahr, die im Studium der Naturwissenschaft liegt" und die „es gerade dem Naturforscher so schwer mache, sich den Idealismus der Seele zu bewahren". Das ist

aber gottlob gar nicht der Fall. Neben absoluten Skeptikern hat es immer noch mindestens ebenso bedeutende Forscher gegeben, für die Naturerkennen und Gottesglauben nichts weniger als Gegensätze sind. Die Naturwissenschaft, das ist die Meinung des Türmers, führt am letzten Ende, vielleicht noch zwingender als irgend eine andere Wissenschaft, nicht nur nicht von Gott ab, sondern zu Gott hin.

**E. v. D., St. B. b. B., H.** Mit Ihrer Zuschrift haben Sie den T. aufrichtig erfreut. Die ihm eigens gewidmete Skizze zum Abdruck zu bringen, verbietet sich ja von selbst. Verbindlichen Gruß!

**H., T.** Das Tagebuch „Wo liegt der Umsturz?“ hat in der Presse bereits einige Beachtung gefunden und zwar an Stellen, über die sich eigentlich nicht gut hinwegsehen läßt. Somit würde sich wohl eine direkte Versendung an die Blätter erübrigen. Am besten geschähe solche auch durch Leser des T.s, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen wollen. Der Versuch einer direkten Einwirkung könnte leicht mißverstanden werden. An „gutem Willen“ hiezu dürfte es an manchen Orten nicht fehlen. Der T. wird auf den Gegenstand noch zurückkommen. Inzwischen herzlichen Dank für Ihre erfreuliche Zustimmung.

**B., M. a. L.** Ihre kernigen Worte haben den T. recht erquickt. Es ist leider nur zu wahr, daß Phrase und Strebertum auch in solche Kreise eindringen, mit deren Beruf und Bestimmung sie sich am wenigsten vertragen sollten. Herzlichen Dank und ergebensten Gruß!

**Frhr. v. H., R. b. R.** Aufrichtigen Dank für Ihr freundliches Schreiben, auf das zurückzukommen ich noch eine andere Gelegenheit zu finden hoffe. Jedenfalls dürfen Sie überzeugt sein, daß ich Ihrem Standpunkt sehr nahe stehe. Hier sei nur von Ihrem gefälligen Hinweis Gebrauch gemacht: „Mit Bezug auf den Dennertschen Artikel: ‚Der fossile Mensch und Affe‘ (im Augustheft des T.s) möchte ich Sie auf das vortreffliche und auch für Laien wertvolle Werk von Professor Pfaff in Erlangen aufmerksam machen: ‚Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichts‘, Frankfurt a. M., b. Heyder & Zimmer (2. Aufl. 1877).“ Ergebensten Gruß!

**W. B., Kl. L.** Von Ihren gefl. Mitteilungen hat der T. mit Interesse Kenntnis genommen. Wie Sie sehen, wird die Frage im vorl. Heft wieder aufgenommen. Herzlichen Dank auch für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung.

**J. G., G.** Verbindl. Dank für Ihre offene Aussprache, sie ist dem T. immer willkommen. Aber die beanstandeten Ausführungen des Juni-Tagebuchs haben Sie zum Teil doch wohl anders aufgefaßt, als sie gemeint waren. Nicht daran hatte der Tagebuchschreiber Kritik geübt, daß der Kronprinz sich das Vergnügen machte, „mit Kirschkernen zu knipsen“, — solche „Kritik“ wäre allerdings höchst lächerlich und geschmacklos gewesen — sondern daß derartige Harmlosigkeiten mit Bedienteneifer in der Presse breitgetreten und gar als „Charakterzüge“, als Beweise leutseliger Herablassung ausgestellt werden. Derartige Späßchen mag man sich im Privatgespräche, in dem ja auch die nichtigsten Dinge ihren berechtigten Platz finden, ganz gern erzählen, darin wäre absolut nichts zu finden. Aber gedruckt und zu „Episoden“ aufgebauscht, nimmt sich so was doch ganz anders aus. — Am „Kleinen und Unbedeutenden“ lassen sich gewisse Strömungen und Stimmungen der Zeit sehr oft besser beobachten, als an großen Haupt- und Staatsaktionen. Dort läßt man sich leichter gehen und gibt sich nicht erst die Mühe, aus seinen wahren Gesinnungen ein Hehl zu machen. Der Beobachter aber wird seine Schlüsse auch daraus ziehen, und wo sich Übelstände zeigen, sind sie darum nicht geringer, weil sie im Kleinen und Unbedeutenden in die äußere Erscheinung treten. Nicht das ist entscheidend, ob die Symptome klein und unbedeutend, sondern daß sie überhaupt Symptome sind. Eine gefährliche Krankheit ist deshalb nicht minder scharf zu bekämpfen, weil ihre Symptome dem Auge geringfügig erscheinen. Übelstände aufzudecken, wo immer sie sich zeigen mögen, bedarf es aber durchaus keiner persönlichen Bitterkeit, es ist das einfache Pflichterfüllung. Der Byzantinismus im besonderen, d. h. der unlautere Mißbrauch und die würdelose Verächtlichmachung an sich berechtigter und achtungswerter Gesinnung, hat im modernen Deutschland schon derart um sich gefressen, daß man dieser so häßlichen wie schädlichen Seuche nicht scharf genug auf die Finger passen kann. — Haben Sie herzlichen Dank für Ihre treue Leserschaft und bewahren Sie dem T. Ihre freundliche Gesinnung, auch wo Sie einmal nicht mit ihm übereinstimmen. Ergebensten Gruß!

---

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3. Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

G. Dou pinx. Photogravure Bruckmann



LESENDER EINSIEDLER




V. Jahrg. November 1902. Heft 2.

# Was kann uns die Philosophie sein?

Von

**Fr. Mohr.**

Es gab eine Zeit, wo die Philosophie in der Wissenschaft eine fast unbeschränkte Herrschaft ausübte, wo alles, was nicht ihren Stempel an der Stirne trug, nicht als voll angesehen wurde. Diese Zeit der Tyrannei Hegels und seiner Schule liegt längst hinter uns und hat einer andern Platz gemacht, in der das Verhältnis gerade das umgekehrte geworden ist: die Philosophie wird heute in weiten Kreisen als etwas völlig Überflüssiges, Überlebtes und darum höchstens Schädliches angesehen. Die Ironie der Sache ist dabei nur, daß gerade die Naturwissenschaft, die in der Verdammung der Philosophie vorangeht, diese am wenigsten entbehren kann, weil sie überall auf letzte Fragen stößt, deren Beantwortung, wenn überhaupt, nur von einem höheren Standpunkt aus möglich ist. Allerdings gilt dies in gewissem Sinne und in ververschiedenen Graden von jeder Fachwissenschaft, ja von jeder Lebensäußerung des denkenden Geistes überhaupt: überall finden wir Grenzprobleme, die nur mittelst einer umfassenderen Welterkenntnis lösbar sind. Aus diesem Grunde dürfte die Philosophie den Anfechtungen von dieser Seite mit dem überlegenen Bewußtsein gegenüberstehen, daß man sie zwar nicht bei Namen nennt, aber

stillschweigend doch überall einführen muß. Dagegen tritt ihr auf einer anderen Seite ein in gewisser Hinsicht gefährlicherer Feind entgegen in der Ansicht, daß sie eine Zerstörerin der Religion und daher a limine abzuweisen sei. Jeder, der spezifisch christliche Kreise kennt, wird zugeben, daß eine solche Ansicht sehr häufig vertreten wird. Trotzdem kommt auch der bibelfesteste Christ nicht so gar selten in die Lage, sich des von der Philosophie ausgebildeten Schlußverfahrens bedienen, die von ihr gebildeten Beweismittel heranziehen und überhaupt sein Fühlen in verstandesmäßige Form kleiden zu müssen, nämlich immer dann, wenn er sich apologetisch oder werbend betätigen will oder muß.

Somit haben wir den merkwürdigen Tatbestand, daß die Philosophie in der Gegenwart auf der einen Seite mißachtet, auf der anderen bekämpft wird, und daß sie trotzdem nicht sterben kann, weil sie notwendig ist.

Es leuchtet ein, daß das kein gesunder Zustand sein kann. Die Ursachen dafür sind in der geschichtlichen Entwicklung zu finden, die uns zeigt, daß die Philosophie an den Ergebnissen der Naturwissenschaft hochmütig vorbeizugehen und sich eigene, auf tönernen Füßen stehende metaphysische Lehrgebäude aufzubauen versucht hat und daß sie dadurch naturgemäß in Mißachtung bei allen naturwissenschaftlich Gebildeten gefallen ist, während dieselbe Torheit der Religion gegenüber sie bei allen Gläubigen in Mißkredit gebracht hat. Man hatte bis in die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein noch nicht einsehen gelernt, daß die Einzelwissenschaften die Säulen sein müssen, auf denen sich der zusammenfassende Bau des Philosophen allein mit Sicherheit auftürmen lassen kann, und man hatte sich durch die Verbindung von religiösen und philosophischen Aufgaben, die für die Anfänge der Philosophie charakteristisch ist, verleiten lassen, anzunehmen, daß Philosophie Religion machen könne, während sie dieselbe doch nur als etwas Gegebenes, Gewordenes hinnehmen und die Wurzeln und Gründe ihrer Entstehung klar zu legen versuchen kann. Unter diesen Umständen mußte sogar das Unternehmen Hegels, die Religion durch Philosophie zu stützen, diese nur noch tiefer in der Achtung der religiös Gesinnten wie der Materialisten] sinken lassen: für die letzteren hatte sie sich zur „Magd der Kirche" erniedrigt, für die ersteren dargetan, daß sie schließlich alles beweisen könne, heute dies und morgen etwas anderes. Als endlich der Spekulationstaumel verflogen und nüchterneres, auf der Erfahrung basierendes Philosophieren an seine Stelle getreten war, da ließ sich der angerichtete Schaden nicht so ohne weiteres wieder gut machen, und so befinden wir uns heute in dem oben gekennzeichneten, zweifellos ungesunden und beklagenswerten Zustand. Es wäre Zeit, daß ihm ein Ende gemacht würde; denn seine Folgen zeigen sich deutlich genug: der einseitige, platte und gerade von den in der Presse sich breitmachenden, meist herzlich unbedeutenden Naturwissenschaftlern kolportierte Materialismus (in den Kreisen der bedeutenden Naturforscher haben wir einen entschiedenen Schritt nach der idealistischen Seite hin zu konstatieren) und daneben die infolge der fortschreitenden Arbeitsteilung sich

immer mehr ausbreitende, zusammenfassender Gesichtspunkte entbehrende „Fachsimpelei". Schon um dieser zwei Hauptübel willen dürfte es sich verlohnen, einmal der Frage näher zu treten, ob die heutige Philosophie uns nicht mehr bieten kann, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und in welcher Weise sie vor allem den genannten großen Schäden entgegenzuwirken vermag. Vorausgeschickt sei dabei noch, daß sie uns natürlich nur dann etwas zu sein vermag, wenn sie nicht ein Privileg besonders hoher Geister darstellt, sondern wenn auch ein Durchschnittsmenschenverstand so viel von ihr zu fassen im stande ist, daß er einen Teil ihrer Ergebnisse wirklich anwenden kann. Wäre die Ansicht Schellings noch heute in Geltung, wonach die Philosophie die Wissenschaft vom Absoluten sein und aus der gemeinen Wirklichkeit kein Weg zu ihr hinführen sollte, so stünde es allerdings schlimm um ihre allgemeine Anwendbarkeit für den gewöhnlichen Sterblichen; glücklicherweise lautet die Ansicht darüber heute anders. Nach der Ansicht der bedeutendsten gegenwärtigen Philosophen ist die Philosophie diejenige Wissenschaft, die die Menge der in den Einzelwissenschaften errungenen Ergebnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat und die auf diese Weise eine gewisse Einheit in die unendliche Mannigfaltigkeit des Wissensstoffes bringen soll. Natürlich ist es bloß besonders begabten und gelehrten Männern möglich, das in dieser Definition aufgestellte Ziel zu erreichen, aber daß es möglich ist, das wird uns durch die Namen eines Wundt, Spencer, Paulsen u. a. m. bewiesen. Es ist klar, daß es sich hierbei nur um die Zusammenfassung und Verarbeitung der allgemeinsten Resultate der Einzelwissenschaften handeln kann. Mehr tut uns aber auch nicht not; denn Fachsimpelei und oberflächlichste Popularphilosophie schaden ja gerade durch die Einseitigkeit, mit der sie die allgemeinsten Ergebnisse einer einzelnen Wissenschaft verwerten.

Da sich meines Wissens im Publikum oft nur ein recht dunkles Bewußtsein von dem, was die Philosophie zu behandeln hat, findet; da vor allem die Meinung weit verbreitet ist, als sei sie zu „schwierig", um auch nur im bescheidensten Maße verstanden werden zu können; da endlich vielfach die Ansicht herrscht, ihre Probleme seien für den „Laien" ziemlich gleichgültig, so soll in Kürze gezeigt werden, womit sie sich beschäftigt und inwiefern jeder ein Interesse daran haben kann und muß.

Zunächst drängt sich dem denkenden Geist die Frage auf, was wir überhaupt erkennen können, ob Objektives oder nur Subjektives — Erkenntnistheorie; sie hat sich also u. a. mit der Möglichkeit einer Erfahrung, mit den Formen des Wahrnehmens und, in der Logik, mit den Gesetzen und Formen des Denkens zu befassen. Von den einfacheren Erkenntnis- und Denkvorgängen kommen wir in der Lehre von den Verstandesbegriffen zu den verwickelteren und durch ihre allgemeine Verwendung in den Einzelwissenschaften bedeutsamen höheren Verstandesfunktionen. Vor allem handelt es sich hier um Begriffe wie Substanz, Ursache und Wirkung, Zweck u. s. w. (Gerade mit diesen Begriffen wird in der vulgären Philosophasterei arger Unfug getrieben.

Es sei nur daran erinnert, daß z. B. der gewöhnliche Materialismus so tut, als ob der Begriff der Materie, der sich vom Begriff der Substanz [weiterhin des Dings] herleitet, etwas ganz Klares, Sicheres wäre, während er in Wahrheit nichts weiter ist als ein hypothetischer Hilfsbegriff.) Während sich die Verstandesbegriffe noch mehr oder minder auf dem Boden des Gegebenen halten, schreitet die Philosophie in der Lehre von den transzendenten Ideen, wie Kant sie getauft hat, über die empirische Welt hinaus zu jenen Fragen, die für uns das größte Interesse haben, zu den Fragen der Unendlichkeit von Raum und Zeit, des Wesens der Seele, des Grundes der Welt u. s. f. Die Philosophie kann sich zwar nicht mehr, wie früher, anmaßen, hierauf eine sichere, einfache Antwort zu bieten, aber sie hat doch die Aufgabe, zu zeigen, was sich bei Zusammenfassung der Ergebnisse der verschiedenen Einzelwissenschaften als eine mögliche, vielleicht auch wahrscheinliche Weltansicht ergibt. In der Naturphilosophie hat sie sich des näheren mit den Elementarbegriffen der Naturwissenschaften auseinanderzusetzen (Materie, Bewegung, Kraft, und mit den biologischen Problemen des Lebens, der Vererbung, Entwicklung u. s. w.). Die allgemeine Psychologie endlich untersucht eingehender die geistigen Geschehnisse in ihrem Zusammenhang und die Wechselwirkung des Einzel- und Gesamtgeistes und leitet so über in die Soziologie, die insofern auch noch zur Philosophie gerechnet zu werden verdient.

Wie man sieht, berührt nach alledem die Philosophie fast alle die zahllosen Probleme, die einem denkenden Betrachter des modernen Lebens ins Auge fallen müssen. Während diese aber eben durch ihre verwirrende Mannigfaltigkeit kein Gesamtverständnis ermöglichen, setzt *sie* uns in stand, von einer umfassenderen Warte aus das Viele zusammenzufassen und uns so eine, wenn auch nur einigermaßen einheitliche Auffassung der Welt zu verschaffen. Dazu bedarf es nun nicht etwa eines langjährigen Studiums vieler philosophischer Originalwerke — dies ist für den Fachphilosophen, der *andere* belehren will, nötig; wer nur sich selber weiterfördern will, braucht nicht so weit auszuholen —, sondern nur des aufmerksamen Durchlesens einer guten, kleineren Geschichte und eines oder des andern einfach geschriebenen Systems der Philosophie. Je nach Bildungsstufe — es wird selbstverständlich eine gute Durchschnittsbildung vorausgesetzt — und sonstigen Lebensverhältnissen wird dabei der eine mehr das Schwierigere, der andere mehr das ganz Einfache bevorzugen. Darauf kommt es weniger an, als auf die Art, wie man das Gelernte nachher verwendet, vor allem, ob man dadurch wirklich einen zusammenfassenden Überblick über das Getriebe menschlicher Geistestätigkeit erhält.*)

*) Als Werke, die hier u. a. in Betracht kommen, nenne ich: Schweglers Geschichte der Philosophie (sehr kurz, aber im Notfall genügend); die Geschichte der neueren Philosophie von Falkenberg, wozu man als Ergänzung Ed. Zellers Kleine Geschichte der griechischen Philosophie nehmen kann; ferner würde es sich sehr empfehlen, als Einleitung einzelne Bändchen der „Klassiker der Philosophie" (Frommanns Verlag) zu lesen und als systematische Werke vor allem das hübsch und schlicht geschriebene Buch von Paulsen „Einleitung in die Philosophie" und (schwieriger!) Wundts „System der Philosophie".



Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Philosophie in dem oben definierten Sinne nötig, daß sie möglich, und endlich, daß sie auch für den Nichtphilosophen erreichbar und von Bedeutung ist. Gehen wir jetzt der Frage, was sie uns (d. h. den Laien und dem Volksganzen) im Grunde alles bieten kann, noch etwas näher nach. Es wird hierbei natürlich angenommen, daß die Leser Sachlichkeit genug besitzen, um sich nicht ihr Urteil durch religiöse oder andere Gründe, die nicht zur Sache gehören, trüben zu lassen.

Unsere Definition der Philosophie zeigt, daß diese insofern etwas von der Religion grundsätzlich Verschiedenes ist, als sie eine verstandes-, nicht gefühlsmäßige Zusammenfassung verstandes-, nicht gefühlsmäßiger Erkenntnisse bietet, und als sie selbst da, wo sie, um ihrem Zwecke zu genügen, die Grenzen der Erfahrung überschreiten muß, doch noch ängstlich darauf zu achten hat, daß ihre Ergebnisse in den Richtlinien liegen, die durch die in der Erfahrung gegebenen Punkte gezogen sind. Da die Religion inneres Gefühlserlebnis ist, also auf einem ganz anderen Boden steht, so ist bei dieser Auffassung der Philosophie keine Gefahr eines Konfliktes vorhanden, es sei denn in Nebendingen. Die Philosophie kann also weder die Religion ersetzen, noch kann sie sie im eigenlichen Sinne des Wortes stützen, wie Hegel und andere wähnten, wenn man nämlich darunter eine Unterstützung durch eine regelrechte Beweisführung versteht. Dagegen kann sie ihr einen zunächst mehr negativen Dienst leisten bei der Abwehr von Angriffen seitens des Materialismus. Es ist für jeden, der öfters Gelegenheit hat, religiösen Disputen in kleineren und größeren Kreisen beizuwohnen, eine bekannte Tatsache, daß dabei nicht nur beide Parteien sich oft mit unlogischen Gründen bekämpfen, sondern daß sie auch durch eine ganz ungenügende Formulierung der strittigen Fragen die Besprechung ins Endlose ausdehnen und außerdem meist im einzelnen aus Mangel an genauer Ausdrucksweise sich noch mißzuverstehen pflegen. Dabei hat dann natürlich derjenige Teil am meisten Beifall für sich, dessen Ausführungen am meisten „Realität" an sich zu haben scheinen. Der vulgäre Materialismus hat aber in dieser Hinsicht deswegen eine günstigere Position, weil er sich — scheinbar — auf die unmittelbare Wahrnehmung stützen kann. Dazu kommt, daß man es, besonders in kirchlich-religiösen Kreisen, oft nicht für nötig hält, seine Ansichten durch logische Gründe als möglich oder denkbar nachzuweisen, sondern daß man vielfach glaubt, durch Zitate aus der Bibel oder anderen, spezifisch christlichen Schriften Beweise beibringen zu können, ohne zu bedenken, wie wenig solche Zitate auf Leute einen Eindruck zu machen vermögen, die auf einem total anderen, vorwiegend verstandesmäßigen Standpunkt stehen. Wer je einmal in öffentlichen Versammlungen Gegner und Freunde religiöser Anschauungen hat sprechen hören, der wird bemerkt haben, wie sehr sich letztere dadurch schaden, daß sie in ihrer Abwehr feindlicher Angriffe sich oft nicht des logischen Rüstzeugs bedienen, das die anderen mit ins Feld bringen. Man glaubt sich dadurch etwas zu vergeben, etwa gar den Beweis für seine religiöse Schwäche zu

erbringen, wenn man sich anderer als religiöser Gegengründe bedient. Hier bietet nun die Philosophie dem, der sich auch nur ein wenig mit ihr befaßt hat, ungemeine Vorteile. Sie zeigt uns erstens, daß man logischerweise den Gegner immer auf dem Gebiet bekämpfen muß, das er für seine eigentliche Domäne hält, daß man also z. B. im Kampf gegen den Materialismus nicht mit religiösen (Gefühls-) Gründen auftrumpfen darf, sondern ihm zeigen muß, wie wenig er ein Recht hat, aus Verstandesgründen die Religion zu verdammen, da er auf keineswegs sehr festen Füßen steht. Ferner aber leistet die Philosophie neben dieser mehr formalen Seite ihres Wertes für die Religion der letzteren auch dadurch einen großen Dienst, daß sie ihre geschichtliche Berechtigung und Bedeutung nachweist und zeigt, daß selbst im krassesten Materialismus sich Momente finden, in denen das Bedürfnis des Menschen, die Wirklichkeit zu idealisieren, zu elementarem Durchbruch kommt. Daß es gerade unter den denkenden Materialisten viel edles, ideales Streben gibt, das anzuerkennen wird einem philosophisch gebildeten religiösen Menschen am wenigsten schwer fallen. Aber, anstatt es, wie so oft geschieht, einfach als törichte Inkonsequenz hinzustellen, wird er vielmehr daraus einen Schluß auf die Notwendigkeit des Idealismus zu ziehen versuchen. Die Wichtigkeit der Philosophie für die Apologetik im einzelnen aufzuzeigen, geht hier nicht an: es soll bei diesem, wie bei den folgenden Punkten nur das Wesentlichste betont werden, um andere zu weiterem Nachdenken zu veranlassen.

Außer den Vorteilen, die eine Beschäftigung mit Philosophie der Verteidigung der Religion gewährt, vermag sie ihr aber auch noch von positivem Nutzen zu sein. Ist sich gleich das religiöse Empfinden eines einfachen Bauersmanns und eines geistig hochstehenden Menschen qualitativ ähnlich, so wird doch jeder vorurteilslos Denkende zugeben, daß es quantitativ sehr bedeutende Verschiedenheiten wird aufweisen können, d. h. die Innigkeit und Tiefe der Empfindung kann bei beiden dieselbe sein, dagegen wird mit der Ausdehnung der Bildung auf einen größeren Kreis auch die Möglichkeit der weiteren Einbeziehung neuer Bildungselemente in das religiöse Denken eine größere werden. Gerade wer die Überzeugung hegt, daß eine wahrhaft religiöse Weltbetrachtung schließlich in allem einen göttlichen Schimmer finden muß, wird mit Freuden jede Gelegenheit, sein Wissen auszudehnen und sein Denken zu erziehen, ergreifen, um dadurch die Fähigkeit zu „religiösen Entdeckungen" in sich fortzubilden. Die bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Religion haben das auch immer in größtem Maßstabe getan: man denke an den umfassenden Geist eines Luther, Schleiermacher u. a. m. Unter den neueren Theologen ist Naumann ein glänzendes Zeugnis dafür, was die religiöse Verarbeitung modernen Denkens für schöne Früchte zeitigen kann; denn mag man politisch und sonst zu ihm stehen, wie man will, das wird man ihm lassen müssen, daß er es wie wenige versteht, in moderner Sprache moderne Probleme in echt religiöser Weise zu behandeln. Was sich aber bei bedeutenden Männern

im großen zeigt, das wiederholt sich bei den „gewöhnlichen" Geistern im kleinen: jede Erweiterung des Gesichtskreises kommt der Vertiefung des religiösen Gefühls zu statten. Nur ist dabei natürlich Voraussetzung, daß man erstens das Gelesene oder Gehörte sachlich beurteilen und zweitens gründlich verdauen und in seine geistige Organisation hinein verarbeiten kann. Sowohl das erste wie das zweite fehlt aber in religiösen Kreisen oft genug nicht weniger als in gegnerischen, und eine Menge schöner, erhebender Gedanken und Tatsachen geht so der religiösen Bearbeitung verloren. Warum soll es z. B. nicht möglich sein, von einem durchaus atheistischen naturwissenschaftlichen Buche auch in religiöser Hinsicht Nutzen zu ziehen? Warum soll der Christ von einem Manne wie Emerson oder Wundt, auch wenn er auf einem wesentlich andern Standpunkt steht, nicht genug lernen können, und umgekehrt der freier Denkende von jenem? Es ist doch gewiß ein tief bedauerlicher Anblick, zu sehen, wie ein großer Teil der besten Geistesprodukte aus lauter Engherzigkeit bezw., was sich häufig deckt, Mangel an philosophischer Bildung für so und so viel Tausende einfach verloren ist, für die einen wegen ihres Hasses gegen die Religion, für die andern wegen ihrer Voreingenommenheit gegen Andersdenkende, für beide aber wegen ihrer Unfähigkeit, fremde Gedanken zusammenfassend zu verarbeiten und dann, soviel davon brauchbar, zur Bereicherung in das eigene Ich aufzunehmen. Wie aber soll diese Fähigkeit zu zusammenfassender Verarbeitung anders gewonnen werden, als durch die, wenn auch noch so kurze Beschäftigung mit derjenigen Wissenschaft, deren eigenste Aufgabe es ist, zusammenzufassen, mit der Philosophie? Freilich ist es leichter, eine Anzahl von Zeitungsartikeln zu lesen, in denen die „neueren Erscheinungen der Literatur" in Bausch und Bogen abgeurteilt werden, als sich durch eine Orientierung über die allgemeinsten Probleme des Denkens für die Beurteilung der spezielleren Fragen zu schulen; aber ich wage die Behauptung, daß ein Mann (oder eine Frau!), der sich ein einziges Mal im Zusammenhang über diese Probleme orientiert hat, von der Lektüre *einer* Schrift mehr Gewinn davon tragen wird als die Zeitungsleser von drei Schriften zusammen! Man werfe nicht ein, das sei graue Theorie: nein, ich habe die Wahrheit obiger Behauptung an mir selbst und an vielen andern oft und gründlich erprobt gefunden, habe gefunden, daß in weiten Kreisen des religiösen und religionsfeindlichen Publikums eine geradezu erstaunliche Urteilslosigkeit herrscht (auch Voreingenommenheit ist ja im Grunde Urteilsunfähigkeit!), daß dagegen die wenigen wirklich Urteilsfähigen fast alle durch die synthetisch-analytische Schule der Philosophie gegangen sind. Wird demnach schon der einzelne in dieser Schule eine Vertiefung seines Verständnisses für die brennenden Fragen der Gegenwart und damit eine Vertiefung seiner religiösen Auffassung der Welt und eine Bereicherung seiner religiösen Gesichtspunkte erfahren, so muß auf der anderen Seite auch das Volk als Ganzes Gewinn daraus ziehen, wenn die Philosophie allgemeiner kultiviert wird: es wird ein gegenseitiges besseres Verständnis zwischen den verschiedensten Ansichten erzielt,

damit die so überaus nötige Vorbedingung für wahre Toleranz geschaffen und so die Menge religiöser Kräfte, die noch überall — selbst bei den Gegnern der Religion — schlummern, frei gemacht zum Wohle der Gesamtheit.

Was von dem Verhältnis zwischen Philosophie und Religion gesagt wurde, läßt sich zu einem guten Teil ohne weiteres auf das zwischen Philosophie und Ethik (bezw. praktischem Handeln) übertragen, ja, es gilt hier noch mehr als dort. Bekanntlich tobt gerade in bezug auf ethische Probleme heute ein heißerer Kampf denn je. Individualismus und Sozialismus stehen sich nicht nur auf nationalökonomischem, sondern noch viel mehr auf sittlichem Gebiete als die zwei großen Gegner gegenüber. Beide haben hochbegabte und tiefernste Vertreter gefunden und ihr Kampf hält sich keineswegs an bestimmte religiöse oder sonstige Grenzen: im christlichen Lager sehen wir Individualisten und Sozialisten (im ethischen Sinne) wie im Lager Andersdenkender; aus den oberen Schichten der Bevölkerung tauchen soziale, aus den unteren individualistische Ansichten auf, kurz, die Frage, ob individualistische oder soziale Ethik, bewegt in irgend einer Form fast alle denkenden Menschen der Gegenwart, und irgendwie ist jeder gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Das ist aber unmöglich ohne eine gewisse systematische Kenntnis der einschlägigen Probleme und ihrer Entstehung. So recht deutlich kann man dies beobachten an der Art, wie in der Gesellschaft und in der Presse von dem entschieden interessantesten und tiefsten Vertreter des Individualismus, von Nietzsche, geredet zu werden pflegt. Welche oft geradezu kläglichen Urteile werden über ihn gefällt; welche Hilflosigkeit herrscht seiner Proteusnatur gegenüber! Ihn als etwas Ganzes zu erfassen und seine Widersprüche (soweit sie nicht schon in das pathologische Gebiet gehören) aus dem Wachsen, aus der rapiden Entwicklung einer vollen Persönlichkeit zu verstehen, wie wenigen ist das gelungen! Und warum! Weil die meisten nicht gelernt haben, zusammenfassend zu denken; weil sie ihren Blick vorwiegend nur auf *eine* Stelle richten, und wenn diese zufällig ihnen nicht paßt, das Ganze ebenfalls verdammen, wenn sie aber ihren Beifall findet, das Ganze im Sinne der *einen* Stelle auslegen. So erstanden Nietzsche „Freunde", deren sich jeder nicht ganz verkommene Mensch aufs tiefste schämen mußte, und Gegner, deren Unbedeutendheit nur noch durch ihren Haß übertroffen wurde. Genau dieselbe betrübende Erscheinung kann man bei der Beurteilung sozial und sozialistisch gerichteter Schriftsteller finden. Auch hier: wie wenig sachliche, aufs Ganze gehende und auf die Gesamtwirkung des betr. Schriftstellers gerichtete Urteile! Und doch steht es außer Zweifel, daß wir einer Sozialethik ebensosehr bedürfen wie einer sie korrigierenden, mäßigenden Individualethik. Allein wie soll der einzelne zu einer einigermaßen sicheren Stellungnahme kommen, wenn er das verwirrende Für und Wider vorher nicht von einem höheren Gesichtspunkt aus überschauen gelernt hat? Eine in ihren Urteilen oft gar nicht sehr wählerische Presse tut das Möglichste, um durch einen Schwall bestrickender Phrasen recht viele in *ihre* Falle zu locken. Unzählige lassen sich fangen,

und für sie alle gibt es dann nicht mehr ein unendlich mannigfaltig gestaltetes, gerade auch in seinen ethischen Erscheinungen unglaublich reiches Leben, sondern eine Schablone, nach der alles abgeurteilt wird. Das führt zur Intoleranz und zur Vernichtung jeder Originalität. Und solange die Mehrzahl der Gebildeten noch nicht so religiös ist, daß sie wirklich (nicht nur dem Bekenntnis nach!) in jedem Menschen ein „Abbild Gottes" sehen und dementsprechend auch sein Handeln und seine sittlichen Anschauungen beurteilen kann, so lange gibt es kein besseres Aushilfsmittel zur Verhinderung von Intoleranz und Schablonenmoral als die möglichst weite Verbreitung philosophischer, d. h. aufs Ganze gehender Betrachtungsweise sittlichen Tuns und Denkens.

Wie auf religiösem und ethischem Gebiet gärt und brodelt es auch auf dem der Ästhetik gewaltig. Symbolismus, Klassizismus, „Jugendstil", Realismus, Idealismus und viele andere Richtungen ringen um die Palme. Da steht der Laie und fragt vergebens, wem er sie reichen soll (und doch hat er dabei ein Wort mitzureden; denn schließlich entscheidet ja zu einem großen Teil die Masse der Gebildeten mit ihren Sympathien und Antipathien, ob eine Kunst sich durchringen kann oder nicht). Zur Beurteilung eines Kunstwerkes gehört viel, nicht nur eine gewisse ästhetische Bildung formaler und materialer Art, sondern auch die Fähigkeit, Ideen zu erfassen, nachzudenken, sich in den seelischen Zustand des Künstlers hinein zu versetzen (eine um so schwerere Aufgabe, je mehr des modernen Fühlens und Denkens eine solche Seele in sich aufgenommen hat!), die ästhetisch-ethische Wirkung auf größere Kreise zu bestimmen u. s. w. Kann ein Mensch, in dessen Gehirn Museumseindrücke, Zeitungskritiken, Broschürenweisheit und vielleicht noch Einflüsse einiger ernsteren Schriften ästhetisch-kritischen Inhalts durcheinander wirbeln, einer solch schwierigen Aufgabe gewachsen sein? Dazu braucht er wiederum ein Wissen, das ihm einen Überblick über das gesamte weite Feld des Denkens bietet, das in Kürze alle die Fragen im Zusammenhang vorführt, die ihm hier in verwirrendem Durcheinander entgegentreten. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß man sich Kunstverständnis anerziehen könne; das ist ebensowenig möglich, als sich sittliche und religiöse Gesinnung anzustudieren. Aber zur formalen Darstellung des Gefühlten, zur Verbindung des Gedachten, zur Zusammenfassung der verschiedenen Momente der Kunstbetrachtung bedarf es einer formalen Schulung und eines möglichst weiten, umfassenden Gesichtskreises. Nur so kommt man über die allgemeinen ästhetischen Salbadereien vieler unserer Zeitungen, über die O- und Ach-Urteile unserer Damenkränzchen hinaus. Mehr als irgendwo anders wirkt eine klare Auseinandersetzung darüber, warum uns ein Kunstwerk eigentlich gefällt, worin sein bleibender, sein idealer, sein begeisternder Gehalt liegt, auf den Erklärenden selbst befruchtend und vertiefend (und dadurch genußerhöhend) zurück. Daß die Kunst vorwiegend anschaulicher Natur ist, zwingt uns zwar, uns zunächst und vor allem anschauend, fühlend in sie zu versenken, schließt aber den Nutzen einer denkenden Betrachtung keineswegs aus. Das weite Ge-

biet des Ästhetischen weist so vielfache Verbindungsfäden mit dem des Religiösen und Ethischen auf, daß es allen drei Gebieten zu gute kommt, wenn ihre Verbindung nicht nur so aufs Geratewohl, sondern etwas systematischer (was nicht identisch ist mit pedantisch oder schablonisierend!) geschieht!

In den sozialen und politischen Kämpfen, die wohl noch selten mit solcher Heftigkeit geführt worden sind wie heute, tut uns eine gewisse philosophische Bildung ebenfalls dringend not; denn auch hier ist der fanatische Haß und die Tatsache, daß man sich nicht verstehen kann und will, z. T. eine Folge der Unfähigkeit, eine große Bewegung und ihre natürliche Gegnerschaft psychologisch und geschichtlich zu verstehen. Wer einmal das zweifelhafte Vergnügen gehabt hat, politischen Debatten häufiger beiwohnen zu müssen, weiß, wie unendlich schwer es ist, dafür zu sorgen, daß die sich bekämpfenden Parteien „bei der Sache" bleiben; wie wenig sie gewöhnlich dem Gegner auch nur einigermaßen gerecht zu werden vermögen und, was damit zusammenhängt, aber, wie mir scheint, das wichtigste ist, wie häufig moralische Urteile anstatt politischer gefällt zu werden pflegen. Gerade das Letztere aber wirkt allmählich außerordentlich schädlich auf unser ganzes öffentliches Leben ein; es erzeugt eine Saat ingrimmigsten Hasses, die zu einer wirklichen Gefahr für unser Volk zu werden beginnt. So, wie die Dinge stehen, könnte auch hier ein geschärfteres logisches Denken, tieferes psychologisches Verständnis und vor allem die Einsicht in die Notwendigkeit großer, aufrüttelnder Bewegungen sehr viel, wenn auch freilich entfernt nicht alles, wieder gut machen. Natürlich soll bei diesem Punkt so wenig wie bei dem oben besprochenen die Bedeutung anderer Faktoren für die in Rede stehenden Fragen geleugnet werden. Aber wenn selbst Leute wie Stöcker, an deren reinem Wollen doch kein anständiger Mensch zweifeln kann, erklären, daß die Politik den Charakter verderbe, so gibt das doch zu denken. Was ist denn eigentlich das Charakterverderbende daran? Doch vor allem die Tatsache, daß im Augenblick der Kampfeshitze das Gefühl, einem Menschen gegenüber zu stehen, durch das andere der Gegnerschaft verdrängt wird. Religiöse und ethische Motive mögen dagegen wohl viel vermögen, aber gegen einen Affekt ist es immer gut, eine größere Anzahl von Dämpfungsmitteln in der Hand zu haben, und so kann die Einführung obiger Betrachtungsweise in jedem Fall nur von Nutzen sein.

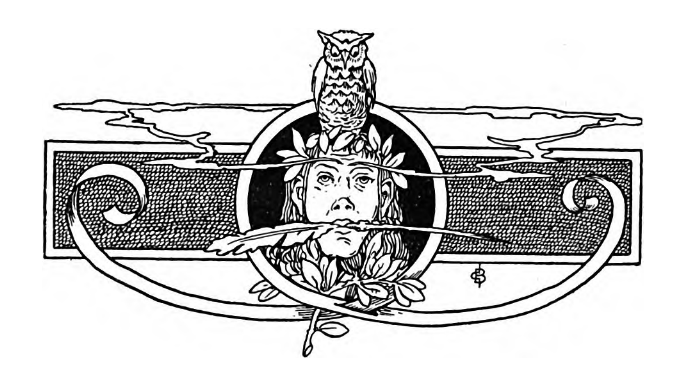
Sie wird uns auch bei einem Überblick über unser ganzes modernes Leben und Treiben die leitenden Ideen, wenngleich manchmal noch dunkel, erkennen, wird uns, im Verein mit der Religion, selbst da noch einen Sinn ahnen lassen, wo eitel Unsinn zu herrschen scheint, und sie wird uns somit zu der Überzeugung verhelfen, daß Schopenhauerscher Pessimismus und Büchnerscher Materialismus nicht werden standhalten können vor der Kraft optimistisch-idealistischer Ideen, die uns so nötig sind wie das tägliche Brot, wenn wir unsere Kulturaufgaben im Kreise der Völker erfüllen wollen.

Man wird gegen diese Ausführungen natürlich viel einzuwenden haben.

Die einen werden trotz allem noch sagen, die Philosophie sei für den Glauben gefährlich, die anderen, ihre Wirkungen könnten auch diejenigen anderer Wissenschaften, z. B. der Naturwissenschaften, erreichen, ja sie könnten durch ein einheitliches Zusammenarbeiten verschiedener Wissenschaften (wie in den höheren Schulen etwa) überboten werden; wieder andere werden überhaupt an der Möglichkeit, auch nur die allgemeinsten Resultate der Einzelwissenschaften zusammenzufassen, zweifeln. Gegen den ersten Einwand erwidere ich, daß ein Glaube, der auf so schwachen Füßen steht, daß ihn eine ehrliche Philosophie über den Haufen werfen kann, immerhin fallen mag (NB. es handelt sich hier um Erwachsene, nicht um Kinder!); gegen den zweiten wäre zu sagen, daß eben unsere heutigen zerfahrenen Verhältnisse, wie sie oben z. T. gekennzeichnet wurden, den Beweis für die Unfähigkeit der Naturwissenschaft oder anderer Wissenschaften für sich allein zur Erfüllung der notwendigen Aufgabe zeigen, daß aber ein Zusammenarbeiten verschiedener Wissenschaften zwar in der Schule für bestimmte erzieherische Zwecke möglich, außerhalb ihrer dagegen nur noch indirekt, in der philosophischen Verarbeitung, ausführbar ist; gegen den letzten Einwand endlich spricht die Tatsache der Existenz philosophischer Werke, die, soweit das nötig, wirklich der Riesenaufgabe, die man von ihnen erhoffte, gerecht geworden sind.

Und so wiederhole ich zum Schluß noch einmal: wir brauchen die Philosophie gerade jetzt, gerade für unser heutiges, nach allen Richtungen mächtig sich ausbreitendes Leben, das ohne sie in einzelne, zusammenhanglose Bruchstücke auseinander zu fallen droht. Gegen die Schäden, die die Arbeitsteilung neben ihren großen Vorzügen mit sich bringt, gibt es kein besseres Mittel, als möglichste Konzentration auf diejenige allgemeine Wissenschaft, die sich als ihr Ziel das Konzentrieren gesteckt hat. Zu ihr müssen die Einzelwissenschaften immer wieder zurückgehen, wenn sie in ersprießlicher Weise weiter- und zusammenarbeiten wollen; auf sie, als auf den Zentralpunkt, müssen aber auch alle die anderen Seiten unseres Daseins, die wir oben gestreift haben, zurückbezogen werden, damit es wenigstens eine Stelle gibt, in der das ganze Getriebe des modernen Lebens sich kreuzt, sich wechselseitig beeinflußt, durchdringt und so fördert. Ist das der Fall und wird das auch ferner der Fall sein, dann können wir der voraussichtlich noch viel rapideren Entwicklung des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Ruhe entgegensehen.





# Ein Unbedingter.

## Erzählung von Timm Kröger.

(Fortsetzung.)

### Siebentes Kapitel.

Die heilige Schrift bildete noch immer, wie zur Knabenzeit, bei Franz die Richtschnur. Er las sie fleißiger als je, fand darin das, was zu seiner vorgefaßten Idee paßte, und übersah das, was er nicht suchte.

Das Ergebnis dieses Studiums war zunächst, daß die blanke Waffe verworfen wurde. Nach der Schrift sollte nur dessen Blut von Menschenhand vergossen werden, der selbst Menschenblut vergossen habe. Und das hatte sein Vater nicht getan, er hatte Gift gebraucht. In dieses Lesers Gehirn fand das Bild, fand die Analogie keinen Platz. Er verstand alles im eigentlichen Sinn und maß die Dinge genau nach dem ihm gegebenen Maß.

Mit der Waffe — nein! — das ging nicht. Deshalb hatte auch seine Mutter im Traum auf dasselbe Mittel hingewiesen, das der Vater selbst gebraucht hatte. Aug um Aug — Zahn um Zahn — das wollte der Herr!

Was er dazu brauchte, verschaffte er sich auf einer Reise, die er in Sachen der Mühle nach Dithmarschen unternahm.

In der Apotheke zu L. . . . . erschien ein junger Mann und gab sich für den Landmannssohn Peter Lund aus Tiebensee aus. Die Ratten, die bösen Ratten! . . . .

Als Peter Lund aus Tiebensee zeichnete er auch den ihm vorgelegten Giftschein.

Nun konnte er also das tun, was er für seine Pflicht hielt. Aber vor dem Äußersten schreckte selbst dieser Fanatiker zurück; noch war er ein schwankender Hamlet, er suchte Gnadenfristen für sein Opfer ausfindig zu machen und fand in den geheiligten Parabeln den guten, gerechten Gärtner, der einen keine Früchte tragenden Baum wiederum ein ganzes Jahr umhackt und umgräbt, bevor er ihn umhaut und ins Feuer wirft.

Auch sein Vater sollte Gelegenheit zur Umkehr, zur Reue, zur Buße, zum Bekenntnis haben. Wenn er nur bekenne und Buße tue, dürfe er ihm das Leben schenken.

Er wollte warten, er konnte warten, er fühlte sich sicher und froh. Die Macht hatte er in Händen, das Symbol dieser Macht war sorgfältig aufzuheben.

Die Macht, .... ja .... das Gift, das Wunder wirkende Gift. Er tat es in eine Schachtel und versenkte es in ein mit gebrannter Holzasche gefülltes Kistchen. Das Ganze hüllte er noch einmal in Leinen und Wachstuch ein und vergrub es nachts auf dem Grabe seiner Mutter. Es war windig, aber klar, ein dünner Goldreif des Mondes leuchtete über das Kirchendach hin zu dem düsteren Vorgang.

Einstmals war in dem schwarzen Kirchenschiff drüben ein armer Mensch, der nichts weiter getan hatte, als unziemlichen Scherz getrieben, die halbe Nacht hindurch von dem Teufel gegen die Wand geworfen worden, und seine Gedärme waren über die Kirchenbank gezogen worden. Und Franz, ein wirklich Verirrter, verbarg das für seinen Vater bestimmte Gift in der Graberde seiner Mutter. Und seine Hauptsorge war, ob er nicht ein Unrecht begehe, wenn er sein Rächeramt so lässig versehe.

Aber die seinem Vater gegebene Frist glaubte er rechtfertigen zu können. Sorgfältig verschloß er mit den zurückgelegten Grassoden die kleine Narbe. Er empfand Genugtuung. In ihrem Schoße ruhte das Mittel, das ihn zum Herrn über Leben und Tod seines Vaters machte. Nun war er getrost; sie, in deren Namen er alles tat, war mit dem Aufschub einverstanden.

## Achtes Kapitel.

Während Franz in Gedanken seinen Alten wie einen Baum umgrub, beschloß dieser, seinen Sohn zu verheiraten.

Seit dem nächtlichen Auftritt fürchtete der Alte seinen düstern Sohn. —

Der Liebe barg sein Herz nicht eben viel, aber was davon zu finden war, das kam doch seinem Sohne, dem einzigen, dem er näher stand, zu. Sein zweites Kind war ja leider wahnsinnig.

Was sollte er nun mit Franz anfangen? Er beschloß, ihn in eine andere Umgebung zu bringen und dadurch die alten Erinnerungen und Träume auszulöschen. Im schlimmsten Fall konnte er die Hirngespinste des Jungen mit seinem Gewicht als Kirchenjurat leicht erdrücken, der Antrag, ihn gerichtlich für wahnsinnig zu erklären, blieb ihm als äußerstes Mittel.

Der alte Müller suchte also nach einer Braut für seinen Sohn.

Die reichste Partie im Dorf war Betty Harder. Auf sie hatte der alte Müller es abgesehen. Sie war Eigentümerin eines schönen Hofes, den ihr Stiefvater nach Kontrakt bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahr in „Setzwirtschaft" verwaltete. Jetzt war sie dreiundzwanzig, das paßte sehr gut. Auf diese Weise konnte Franz selbständig werden, ohne ihn zu verdrängen.

Betty war allerdings nicht schön, sie war schon eher häßlich. Sie hatte so eine Art Pferdegesicht und Züge von hervorstechender Männlichkeit, eine Schulter, die nicht ganz gerade, und einen Fuß, der auch nicht normal war. Wenn man ganz offen und wahr sein will, so war sie ein bißchen verwachsen und hinkte ein wenig.

Bei dem alten Müller verschlug das nichts und — wir dürfen hinzufügen — es verschlug auch nicht viel bei Franz.

Ein Adonis war er ja auch nicht. Bisher hatte er die Schönen ebensowenig angezogen wie sie ihn; — dazu war seine Jugend zu freudlos gewesen, dazu war auch sein ganzes Wesen zu freudlos.

Die Selbständigkeit, die ihm in Aussicht stand, konnte alle Häßlichkeit seiner Braut wettmachen. Und diese Selbständigkeit sollte sich sofort verwirklichen, der Stiefvater wollte ihm die Verwaltung ohne Verzug überlassen. Franz durfte das alte Verlehntshaus beziehen und sein Reitpferd mitnehmen.

Die Verlobung kam zu stande.

Da wollte es der Zufall, daß Franz — die Kirchdorfleute haben ihre Frühjahrseinsaat immer daher bezogen — nach einem an den Rändern der Eiderniederung belegenen Dorfe kam. Bei dem Hufner Karsten Detel sah er, sprach er das hübsche Dienstmädchen Witten Struve und war — hin. Als ein Verwandelter kam er nach S. zurück.

Ob Witten im Anfang von der Verlobung unseres Franz mit Betty Harder nichts gewußt, oder ob sie sich gar unterwunden hat,

den reichen Erben dessenungeachtet wegzufangen? Leider müssen wir berichten, daß sie eine tiefere Liebe gegen Franz nicht gefühlt hat, vielleicht einer tieferen Neigung gar nicht fähig gewesen ist.

Hübsch aber war sie — ganz schwarz, und ein Paar Augen hatte sie, die gut und fromm und freundlich blicken konnten, wenn sie nur wollten. Diese Augen hatten große, schläfrige Lider und die Lider lange — sogenannte seidene Wimpern. Meistens lagen sie geheimnisvoll und liebreich über dem großen, braunen Oval der Linse. Aber prächtig verstanden Lider und Wimpern zu arbeiten, wenn es ihnen darauf ankam, zu gefallen.

Ihren Händen, ihren Armen wußte sie, mochten sie nun faul am Leibe hängen oder die Schönheit in der Bewegung zeigen, immer den Anschein gar reizvoller Unschuld zu geben, und wenn sie sie lässig heruntergleiten ließ, dann war es schier unmöglich, an der runden, netten Figur vorbeizusehen, sich nicht an dem liebreichen Fluß der Linien zu erfreuen.

Die kleine Witten Struve. Sie kannte die schwachen Seiten der Männer ..... so genau, ach wie genau!

Karsten Detel hat das alles nicht bedacht, als er Franz bat, sich selbst den Hafer einzumessen, und als er Witten befahl, mitzugehen und den Sack aufzuhalten.

Wie konnte sie flink die Treppe hinauffliegen, wie konnte sie sich bücken und biegen!

Franz kehrte als ein Verwandelter von seiner Reise zurück.

* * *

Bald war es Tagesgespräch in den Dörfern am Vierth und weiter nach der Niederung zu, daß der Müllersohn nach einem Dienstmädchen bei Karsten Detel reite.

Alle erfuhren es, nur nicht die, die es am meisten interessiert hätte — Betty und ihre Familie und der alte Müller.

Der Brotträger Denker brachte es zuerst herum. Ihn hatte der Reiter am Gehölz auf ein Haar niedergeritten. Der alte Mann und seine Kiepe waren ganz von Wegschlacken bedeckt.

„Gott, du vergew mi," fluchte er. — „War das nicht der Müllerssohn, war das nicht Franz?"

Die Bauern, die just die Uhren aufzogen und den Schatullenschlüssel ablegten oder die Beinkleider herunterließen, wenn Franz „vorbeikrabatschte", die gewöhnten sich bald, und schließlich mahnte es sie nur noch wie erster Hahnenschrei, wenn die wilde Jagd zurückkehrte.

Der alte Hinnerk Steen, der mit Witten Struve bei Karsten Detel, sie als Mädchen, er als junger Knecht, zusammen diente und früher selbst der Witten nachgegangen war, pflegte zu erzählen und hat es meinem Vater selbst erzählt.

„Ich will ja nichts auf das Mädchen sagen," hat er gesagt. — „Sie war ja jung und war hübsch und wußte das und hatte was Feines und Apartes. Es war kein Wunder, daß sie über ihren Stand hinauswollte.

„Jetzt ist es lange her, und ich kann es ruhig erzählen. Damals aber war recht viel Herzweh für mich mit dabei. Und schließlich wurde auch ich es gewohnt, wenn Franz kam.

„Draußen vorm Dorf hat er's ja immer eilig gehabt, aber bei uns kam er im Schritt angeritten. Aber wie er den Schwarzen gebraucht hatte, das bewies der Schaum, der dem Tier auf dem Rücken stand. War das ein prächtiges Tier! Ohne Abzeichen, gerade im Rücken, ein feiner Kopf. Und ein Gangwerk, und ein Beinwerk! Ich sag', ich sag'. — Da war kein Fehler an. An dem Vorderbein hatte es zwar ein klein wenig Hahnentritt, aber das sah man kaum.

„Wenn Franz sein Brr! rief, stieg er sofort ab, zog die Halfterleine durchs Staket und ging dann zu Witten. Das Pferd ließ er stehen. — In der Regel gingen er und die Dirne zusammen ins Gehölz, das dicht hinter der Scheune war. Ja, meistens lag Witten schon in ihrem Kammerfenster, wenn er kam.

„Der Schwarze stand dann draußen und stampfte und schwitzte und erkältete sich.

„Der Franz" — hat Hinnerk weiter erzählt — „soll sonst ja nicht schlecht bei Tieren gewesen sein. Aber hier war er wohl zu aufgeregt, wenn er kam.

„Genug, er ließ den Schwarzen immer in seiner ganzen Nassigkeit und Schwitzigkeit stehen. Ich kann nun aber nicht ansehen, wenn so eine Kreatur sich erkältet. Dazu bin ich zu pferdelieb.

„Erst dachte ich freilich: laß sie man. Was geht's dich an! Es ist sein, nicht dein Pferd. Denn daß ich die Besuche grad mit so unbändig großem Pläsier sah, kann ich nicht sagen. Schließlich aber sagte ich mir: das arme Tier kann nicht drunter leiden. Und wenn die Witten nun just mal'n Narren in Franz gefressen hat, oder viel eher wohl in sein Geld und Gut, und wenn ihr die Mühle in die Augen sticht, und wenn sie glaubt, ein so groß Genie zur Müllersfrau zu haben, laß sie, es ist ihre Sache. —

„Aber um den Schwarzen ist es schad."

Mit einem Wort: die Gutmütigkeit unsers Hinnerk war so abgrundtief, daß er allmählich anfing, hinauszugehen und dem dampfenden Schwarzen seines Nebenbuhlers eine Decke überzulegen, oder ihm das Fell mit Stroh abzureiben, ihn umher zu ziehen, das Tier schließlich gar mit Brot zu füttern.

Das gefiel dem Franz und auch dem Schwarzen. Und beide wurden dreister und dreister gegen Hinnerk und sahen seine freiwillig gespendeten Dienste beinahe als eine ihnen zukommende Schuldigkeit an. Wenn Franz vom Pferde gesprungen war, so rief er einfach: „Hinnerk!" — und der Schwarze wieherte dazu.

„Wie sah er denn eigentlich aus?" fragte mein Vater, dem Hinnerk das alles erzählte. — „Was hatte er für Haare?"

Die Frage erfüllte Hinnerk mit unerklärlichem Entsetzen.

„Sprechen Sie nicht von seinen Haaren, sprechen Sie nicht von seinem Kopf. . . . . O je, o je, wenn ich daran denke — da hab ich was gesehen, da hab ich was erlebt."

„Ist es denn so fürchterlich, Hinnerk, kann man's nicht erzählen?"

„Man kann's schon erzählen, und ich möcht's auch wohl sagen. Aber Sie werden mich einen Lügner schelten."

„Aber Hinnerk!"

„Nein, Lügner nicht. Daß der alte Hinnerk ‚lügt', wird man vielleicht nicht sagen. Aber die Leute werden sagen, der alte Hinnerk ist narrsch worden und bildet sich was ein."

„Und wenn ich's sagte, Hinnerk! — Was denn? Du bliebst doch der ehrliche Hinnerk. — Also los!"

Hinnerk ist darauf dicht an meinen Vater herangetreten und hat ihm ins Ohr geraunt: „Glauben Sie an ‚Vorwanken'?"

„Ja, Hinnerk, ich weiß nicht, ob ich glaube. — Erzähl mir, vielleicht kann ich nachher antworten."

Endlich legt Hinnerk los.

„Sie fragten, was Franz für Haare gehabt hat. Sie meinten, was für eine Farbe. Und man kann sagen, sie sahen aus wie angetrocknetes Buchweizenstroh. — Ich muß aber immer denken, wie er sein Haar trug.

„Wenn Franz sein ‚Hinnerk' gerufen hatte, stand ich also auf und ging auf den Hof. Ich ging durch eine kleine Tür. Sie ist beim Milchkeller, wir nannten sie die ‚Buttermilchstür'.

„Es war sommers, und die Abende waren hellsichtig, mitunter war auch Mondschein. Meistens fand ich, wenn ich aus der Buttermilchstür kam, war Franz dabei, die Halfterleine seines Schwarzen an das Staket zu binden. Er trug die Haar, wie es zur damaligen Zeit Mode war, und was man ‚Polkahaar‘ nannte. Das Haar auf dem Kopf dicht, wie bei Frauen, im Nacken aber kurz und grade abgeschnitten und der Hals rasiert. — Schön sah es nicht aus mit dem rasierten Hals. Es sah just aus, wie man die Schweine schabt beim Schlachten. Und bei Franz sah es nun gar nicht gut aus. Er hatte so'n langen schlenkrigen Hals. — Ich hatte schon immer, weiß Gott, gedacht, der geht schön zum Köpfen. Mit dem dichten Polkahaar nun gar. Und dann im Mondschein, da fiel mir immer der Kopf auf, wie er beim Anbinden des Halfters so lang hin- und herschlenkerte, wenn ich aus der Buttermilchstür kam.

„Franz kam in der Woche vielleicht zweimal. Einmal dachte ich, Franz ist lange nicht hier gewesen, das Wetter ist schön, heut abend wird er kommen. Ich hatte mich so hineingedacht, daß ich mich, wie ich zu Bett gegangen bin, förmlich auf die Lauer lege und immer denke, nun muß er kommen. Aber die Uhr, die bei Karsten Detel auf der Diele stand, schlug halb elf und elf und halb zwölf; — Franz ist nicht da. Ich ärgere mich, daß ich nicht schlafen kann, und da schlafe ich erst gar nicht.

„Da schlug die Dielenuhr zwölf. Das klang wie Begräbnisglocken. Und war, als wenn das ganze Haus voll hing bis in die Dachsparren. So rollte und sauste es nach . . . und summte . . . Und draußen . . . trapp! . . . trapp! . . . einer zu Pferde. Aha, denke ich . . . nun kommt er doch noch.

„Mit dem ruft es schon: ‚Hinnerk!‘ und der Schwarze wiehert. Das ‚huppert‘ und stößt so ordentlich im Pferdeleib nach, wie es bei jedem ordentlichen Wiehern ist.

„Erst schimpf' und fluch' ich in meinem Bett und mag gar nicht aufstehen. Da hört alles bei auf, sag' ich zu mir selbst.

„Zum Schluß kommt es dann aber wie immer. Ich steh' doch auf und geh' durch die Buttermilchstür.

„Da steht denn auch der Schwarze und scharrt, und Franz ist dabei und bindet den Halfter um den Pfahl. O, alles so hell und so klar! — So gewiß hab' ich nichts mit meinen Augen gesehen, wie das. Der Mond kam auf und schien über die Pappeln, und der Schatten vom Ziehbaum am Brunnen fiel auf den Vorderbug des

Schwarzen. Und war doch anders als sonst — kann aber nicht sagen, wie!

„Plötzlich — was seh' ich!

„Franz hat keine Polkahaare, Franz hat keinen Kopf.

„Mein erstes: ich greif' nach meinem eigenen. Ja, der ist noch da, aber die Haut über ihm zieht sich zusammen, und meine Polkahaare (ich trug sie ja auch) steigen steil in die Höhe. — Ich sehe noch mal hin. — Franz hat keinen Kopf. —

„Er hat keinen Kopf und bindet doch den Schwarzen an. Dabei zieht er den Knoten fest an und faßt das Tau mit beiden Händen und lehnt sich nach hinten, wie man dabei tut. Und — grausig — der lange Hals schlenkert dabei hin und her. Er hat keinen Kopf."

„Sie dürfen nicht lachen," fährt Hinnerk meinen Vater an, obgleich es diesem gar nicht eingefallen war, zu lachen. — „Nein, nicht lachen, es war zu schrecklich. Ich weiß, was ich gesehen habe. Und ich habe es gesehen, so wahr ich hier sitze und rauche. Ich sag' die reine Wahrheit." —

„Es war Blendwerk", fährt Hinnerk fort, „nur ein Augenblick. Dann war alles weg. Kein Franz da und kein Schwarzer, und der Mond schien, wo sie gestanden hatten, auf die glatten Steine.

„Wie ich durch die Buttermilchstür gekommen bin, weiß ich nicht. Ich flog in Kammer und Bett und verkroch mich unter die Decke und blieb auch darunter, als das Gespenst mit dem Gespensterpferd aus dem Hoftor ritt. Ich hörte es, die Pforte jankte, und etwas später schlugen die Hunde von Nachbar Thun an. Ich habe ein trockenes Hemd anziehen müssen. So habe ich geschwitzt.

„Karsten Detel hat mich am Morgen aus dem Bett geholt. Das war früher niemals passiert und ist auch nachher nicht wieder vorgekommen," versicherte der ehrliche Hinnerk.

## Neuntes Kapitel.

Jahrmarkt!

Geruch von Schmoraal und neuen Stiefeln, lackierten Steckenpferden und süßen Kuchen. — Und Bären und Geschrei und Musik — Musik von schwermütigen Orgeln, von herausfordernden Gongs und wahnsinnigen Dudelsäcken.

Alles in allem — ein betrunkener Ameisenhaufen.

Es ist der Schöpfer nicht genug dafür zu loben, daß er Kirchdorfs Jahrmarkt erschaffen hat. Aber man muß Bauernknecht sein und dreißig



Wochen die Schaufel gehoben haben, um die Jahrmarktsidee zu verstehen. Unser Bauernknecht ist eigentlich gar nicht drin in dem Gewühl, sondern zweitausend Meter drüber. Hoch oben im blauen Äther schwebt er und hat ein Gefühl — o Gott, welch ein Gefühl! — Das beseligende, das sieghafte Gefühl hat er, endlich einmal frei, wirklich frei zu sein.

Jahrmarkt!

Ein Trupp Tagelöhner und ihre Söhne. Die Knaben sind barfuß und barhaupt. Sie sind Hütejungen gewesen. Ihren Sommerlohn — drei Taler — hat der Alte in der Tasche; aber vier Schillinge Marktgeld haben sie selbst in der Weste.

Eine Stunde später. Ein halber Taler ist eine Mütze geworden; Friech ist nicht mehr barhaupt. Zwei Taler sind in Schmierstiefel verwandelt; Klaas ist nicht mehr barfuß. Und die vier Schillinge? Zwei hat der Kuchenmann, einen der Ringmaschinenmann erhalten, und den letzten der große Zauberer — Professor Reimers.

„Alles ‚Oogenverschölen'" (Augenverschalung), erklärt Friech, als sie aus dem Hexenzelt herauskommen. „Es war ja ganz nett, aber Kopfabschneiden, das kann der Professor doch nicht."

Seine Kameraden sehen ihn fragend an.

„Das kann auch kein Ein," sagt Klaas.

„Kein Ein, meinst du. — Und mein Ohm hat selbst gesehen, in Hamburg ist es gewesen!"

„Dein Ohm in Hamburg? Dein Ohm ist ja niemals in Hamburg gewesen!"

„Nun, vielleicht war's auch in Rendsburg. Wer kann das so genau wissen? Aber jedenfalls ist es in einer Stadt gewesen. Da ist ein Zaubermann gewesen, der hat alles gekonnt: Menschen hat er verschwinden lassen und wieder erscheinen, und Köpfe hat er abgeschnitten und wieder angesetzt."

„Hat das dein Ohm gesehen?"

„Natürlich hat er's gesehen. Aber eines Tags, da hat dem großen Zauberer nichts gelingen wollen. Da hat er gesagt: Ich merke wohl, hat er gesagt, daß hier einer ist, der mir entgegen ist und mehr kann als ‚recht Wort'. Aber ich werd' ihn schon kriegen, ich bin ihm doch über. Und hat drei Lichter hingesetzt. Und hat sie angezündet. Und hat ein Federmesser genommen und ist damit durch die Flammen gefahren und hat beim ersten gesagt:

Ist er ein Schwefelmann,<br>Muß er beim ersten dran.

„Beim zweiten:

Bist du ein schwarzer Bub',
Kommst du jetzt zum Schub.

„Beim dritten:

Hörst du zum Höllentrab,
Fällt dir der Kopf jetzt ab.
Hatschi!

„Und bei dem ‚Hatschi!' ist einem feinen Herrn in der dritten Reihe der Kopf vom Rumpf geflogen, und der Schwarzkünstler hat diesen Kopf nicht wieder aufgesetzt." —

Jahrmarkt!

Bei Hans Looft hat man freien Eintritt, da rauscht schon in den Frühstunden Walzermusik aus offenen Fenstern. Es fliegen die Röcke der Mädchen im kalkgetünchten Saal. Aber sie entschleiern kein Schwanunterzeug und keine Geheimnisse. Weiße Unterröcke tragen die Tänzerinnen bei Hans Looft nicht. Man tanzt bei Hans Looft mit lang ausgestrecktem Arm. Wenn man seinem Reigennachbar was zuleide tut, so sagt man: Hopla! — was so viel heißt wie: Das macht nichts, da kann ich nichts dafür, das ist force majeure.

Es ist hübsch und ungeniert bei Hans Looft, aber feiner ist es bei Peter Bock.

Man erlegt seinen Obolus; für die Eintrittskarte gibt es ein Glas Grog. Guirlandenmalerei schlingt sich durch die hohe Wölbung. An der Stirnseite fliegen zwei nackte Englein männlichen Geschlechts, schlagen mit rundem Hinterteil jauchzend nach oben aus und blasen mit vollen Pausbacken unmenschlich große Posaunen.

Bei Peter Bock fegen weiße Unterröcke über glatte Bretter, man tanzt dort mit eingezogenen Armen oder mit hoch emporgereckten Trutzhänden — bei Peter Bock geht es nobel zu.

Es ist Jahrmarkt.

Wie hing Witten so fromm und vertrauensvoll am Halse ihres Franz bei Peter Bock, wie unschuldig ruhte sie an seiner Brust bei Hans Looft!

Franz und Witten zeigten sich vor aller Welt. — Sie tanzten bei Hans Looft und bei Peter Bock. Sie tanzten mit lang horizontal ausliegenden Armen in Galgenformat, sie tanzten mit hoch zum Rütlischwur unverbrüchlicher Treue erhobenen Händen, zuweilen auch eingezogen, Hände an den Hüften, bereit, sich durch jedes Hindernis hindurchzuwinden. Franz und Witten Struve tanzten den ganzen Tag miteinander. Franz ließ sie nicht los.

Wie reizend lagen die seidenen Wimpern auf den Augen! Wie schadenfroh und hochmütig lächelte das kleine, nichtsnutzige Ding, wenn sie die Stachelreden ihrer Mitschwestern hörte, die weiße Unterröcke trugen und doch ungebeten auf der Lästerbank an der Wand saßen.

Und was so eine bei Peter Bock wolle, hieß es. Die hätte der Müllerssohn auch bei Hans Looft lassen können, wo sie hingehöre. Eigengemachte Röcke oben über, und Unterröcke von Twist darunter. dazu blaue Strümpfe, — br! Sie sei ein ganz gewöhnliches Mädchen, diene dem Bauern in des Kirchspiels Osterkrug — so was gehöre nicht bei Peter Bock.

Übrigens Scham- und Ehrgefühl sei so wenig in ihm wie in ihr. Mit der verwachsenen Betty Harder sei er verlobt, und den ganzen Sommer schon verkehre er heimlich mit dieser da. Nun zeige er sich gar mit ihr auf dem Markte und im Saal.

Was der Alte morgen wohl für ein Gesicht machen werde?

Es ist Jahrmarkt!

Wie die Mückenschwärme aus dem Moor steigen, sobald die Sonne weicht, so stiegen die Gerüchte aus dem Jahrmarktsgewühl, sobald das erste Erstaunen überwunden war. Was bisher noch halb verschämt geschehen war, lag jetzt vor aller Augen. Es war eine förmliche Wolke, die über den Markt daher summte, es waren kleine Wölkchen, die sich in die Häuser verloren. Summ, summ! sagten sie zu den Philistern, die auch am Markttage beim hausbackenen Brei saßen. — Bleibt ruhig sitzen! sagten die kleinen Gerüchte. Eßt weiter — sperrt die Mäuler auf, eure Löffel einzuführen, und die Ohren, unsere Neuigkeiten aufzunehmen! Wir wissen was, wir wollen euch was erzählen.

Und die Guten, sie taten den Mund auf und löffelten ihre Milch und ihren Brei und aßen ihr Brot und ihre Wurst und sperrten die Ohren auf und waren sehr neugierig und hörten genau zu.

Was der Alte wohl für ein Gesicht machen werde? Darauf waren alle neugierig.

* * *

Ja, was für ein Gesicht!

Dicht beim Kapuzinerberg wohnte Thomas Gripp. Sein Fritz war im ganzen Ort als ein dreister und geweckter, leider auch etwas schadenfroher Mensch bekannt.

Der sah es zuerst, das Gesicht, auf das alle neugierig waren.

Er lief nicht mehr nüchtern, aber auch nicht zu schlimm betrunken dem Müller und Kirchenjuraten in den Weg. Dieser hatte sich bei

Eintritt der Dämmerung entschlossen, auch mal durch die Buden zu gehen.

„Na, Fritz," scherzte der aufgeräumte Jurat. „Bald acht Uhr und noch keine Braut?"

„Leider nein, Nachbar Müller," erwiderte der Angeredete keck. „Nicht alle jungen Leute haben so viel Glück wie Euer Franz."

„Franz?" wiederholte der Alte. „Wie soll ich das verstehen? Die Betty geht ja nicht zu Tanz."

„Hat sich was mit Betty. — Nein, Nachbar. Heute hat er sich was Schöneres zugelegt. Er tanzt ja schon mit ihr den ganzen Tag, bei Peter Bock und auch bei Hans Looft. Ja, Nachbar Müller, es lohnt zu sehen, wie das Ding aussieht und wie sie die Füße zu setzen versteht."

„Spaß ein ander Mal, Fritz, — ich versteh' dich nicht!"

„Hat sich was zu spaßen. Eben zogen sie wieder zu Hans Looft. Könnt ja mal hingehen und nachsehen, wenn Ihr mir nicht glauben wollt."

Das Gesicht, das der Kirchenjurat machte, kitzelte den übermütigen Fritz. Er fuhr fort:

„Habt Ihr den Schwarzen in der letzten Zeit mal gesehen? Nicht wahr? Abgetrieben. Aber mehrmals die Woche nachts Meilen lang im Galopp. Das hält kein Gaul aus."

Der Alte begriff zwar den Zusammenhang noch nicht ganz, aber er ahnte ihn und ahnte, daß Franz ihn und die Betty betrüge.

„Junger Freund," sagte er und setzte ein einfältiges, treuherziges Gesicht auf, „ich will nicht sagen, daß du noch nichts oder noch nicht genug getrunken hast. Aber es ist ja nicht alle Tage Markt. Da kann man mal eine Ausnahme machen. Komm, ich geb' paar Gläser Portwein aus, wir wollen ein halbes Stündchen beisammen sein. Wir gehen in die ‚starke Eiche' bei Steffen Hagen. Da stört uns keiner.

„Ja, ja — — mit dem Schwarzen, das ist mir auch schon aufgefallen. Das kannst du mir dann alles erzählen.

„Keine Zigarren, Fritz? Am Markttag nicht mal eine Zigarre? Du rauchst doch sonst gern Zigarren . . . Komm, steck dir eine von an. Sollst man mal sehen, das ist was Feines. — So, nun will ich mir auch gleich eine ins Gesicht stecken. Dann können wir hin rauchen und brauchen nicht hin zu gehen!"

* * *

Es ist Jahrmarkt.

Und der Jahrmarkt pflegt, wenn die Dunkelheit in die Gassen fällt und die Budenleute ihre Zelte abzubrechen anfangen, die bis dahin in den Formen der Sitte gebundene altdeutsche Kampflust frei zu machen.

Bei Hans Looft geht es gemütlich her. Wenn man einem Nachbar auf die Hühneraugen tritt, so sagt man: Hopla! was so viel bedeutet: Das hat nichts zu sagen, das macht nichts. — Bei Hans Looft hat man das Gefühl, frei zu sein. Nicht nur, was man sonst so frei nennt, wenn man nicht gerade unter Kommando steht, sondern auch frei von den Worten lügnerischer Höflichkeit. Bei Hans Looft war es prächtig.

Und die Kirchenuhr schlug just zehn, da tauchte zum Erstaunen aller Marktgäste der reiche Müller und Kirchenjurat, der fromme Kirchengänger, bei Hans Looft im Saal auf, ging leise an seinen Sohn, der eben mit Witten Struve die Arme horizontal zum Walzer ausgelegt hatte, heran und schlug ihn unversehens und hinterrücks mit voller Faust ins Gesicht. Bei Hans Looft!

## Zehntes Kapitel.

Weh mir! die alte Schuld steigt wieder herauf. — Ich lebte der Welt, ich lebte einer irdischen Liebe und vergaß dein, gute Mutter.

Ich bin lässig gewesen. Weh mir!

* * *

Mein Vater hat mich öffentlich beschimpft, er hat mich geschlagen, als wäre ich ein Knabe, der die Rute der Zucht nicht entbehren kann. Und an meiner Geliebten Seite habe ich's erdulden müssen. Ich habe an das Wort der Schrift gedacht: So dir jemand einen Streich auf die rechte Backe gibt, dem reiche auch die linke dar. — Ich habe geschwiegen.

Erst am andern Tag habe ich zu ihm geredet. Die Freiheit habe ich gefordert. „Und du selbst", habe ich gesagt, „tue Buße. Oder es möchte Gottes Langmut ein Ende nehmen."

„Narr!" hat er gesagt. „Mach es nicht zu arg mit deiner Verrücktheit!"

O, du großer Gott! Ich habe ihn umgraben. Er aber bleibt ein unfruchtbarer Baum.

* * *

Die Toten sprengen die Sargdeckel und sitzen im Totenhemd an meinem Bett.

Meine arme Mutter härmt sich in der Ewigkeit über ihren pflichtvergessenen Sohn. — Warte nur, Mutter! Du sollst wieder an meine Liebe glauben. Es ist wahr, ich habe die Witten lieb, aber lieber habe ich doch dich.

* * *

Witten, nicht deinetwegen und nicht meinetwegen, nicht unsertwegen! Ich will kein bestochener Richter sein.

Ich will ein Rächer der Toten sein und nicht der Lebendigen.

* * *

Zum letztenmal! — Zum letztenmal, bevor ich das tue, was zu vollbringen meines Amtes ist. — Zum letztenmal bete ich zu dir, du Großer, Ewiger, vor dessen Wort Himmel und Erde vergehen, durch dessen Wort wir armen Menschen allein bestehen.

Ich will! — Ja ich will. Ich will dein gehorsamer Knecht sein.

Aber vielleicht beschließest du doch in deinem ewigen Ratschluß, den Kelch an mir vorübergehen zu lassen. Ich darf dich bitten, ich darf dich anflehen. Lag doch selbst dein eingeborner Sohn in seiner Schwachheit vor deinem Thron.

Und noch eine Sorge lege ich, du Ewiger, zu deinen Füßen.

Ich höre eine Stimme, sie sagt, sie ist Gottes. Aber des Menschen Wissen ist Stückwerk, und sein Herz ist schwach. Nicht immer erkennen wir deine Stimme. Liebt es doch der Arge, der umhergeht zu suchen, wen er verschlinge, liebt er es doch, deine Stimme und deine Gebärde anzunehmen. Gib, o großer Gott, mir ein gnädig Zeichen.

Damit ich getrost bin.

* * *

Das sind Träume und Stoßseufzer, die den Seelenzustand unseres Franz beleuchten.

„Franz," sagte der Amtsdiener, „der Kirchspielvogt schickt, du sollst zum Amt kommen."

„Was ist los?" fragte Franz.

„Ja," blinzelte der Beamte, „genau weiß ich's nicht, ich glaub', es ist was von deinem Alten gegen dich eingegeben worden."

So war es in der Tat, der Alte hatte in der Kirchspielvogtei Ermittelungen über den Geisteszustand seines Sohnes erbeten, um allenfalls seine Entmündigung und Verwahrung zu beantragen.

Das war das Zeichen. Nun wußte er ganz gewiß, daß er der von Gott ausersehene Rächer sei.

## Elftes Kapitel.

Ich muß es dulden, sagte Augustin oder doch ein anderer Heiliger, daß die Vögel über mein Haupt fliegen, aber daß sie sich Nester in meinen Haaren bauen, kann ich verhindern. Im Kopfe unsers Franz hatten seine ursprünglich möglicherweise freien Fluggedanken ein Nest hergerichtet, das mit dem einfachen, blanken, freien Willensentschluß nicht mehr zu beseitigen war. Die Idee von dem ihm übertragenen Rächeramt wirkte seelisch wie Zwang. Die sittlichen Gewichte gegen die geplante Tat hätte er gar nicht mehr in die Wagschale werfen können, auch wenn er es gewollt hätte. Er hatte gar nicht die Kraft, sie zu heben.

Er mußte also zum Mörder, das heißt zum Mörder im gemeinverständlichen Sinne werden. Und er wurde zum Mörder.

Er war ein vorsichtiger Mörder. —

Nicht klug und vorsichtig, sich zu sichern, nein: keinerlei Bemühen, die Spuren seiner Tat zu verdecken, ein Handeln, so unbekümmert um sich selbst, als gäbe es keine größere Ruhmestat als Vatermord. Vorsichtig war er nur, ein Mißlingen und ein nicht gewolltes Unglück zu verhüten. Der Pfeil sollte an allen unschädlich vorüberfliegen, seinen Vater allein treffen.

Und er hat den Vater getroffen. — Er hatte ihm selbst den Tisch gedeckt, als der Alte hungrig und durstig von einer Halbtagsreise nach Hause gekommen war. Die Dienstboten hatte Franz vorher entfernt.

Man hat angenommen, daß er von dem Vater in dessen Not noch die Erklärung erpreßt hat, die er für die von ihm erstrebte Reue und Buße angesehen, und daß er nach Entgegennahme dieser Erklärung alles zur Rettung aufzuwenden versprochen hat. Jedenfalls ist er später nach Kräften bemüht gewesen, die Rettung zu bringen.

„Das haben wir gut gemacht, ... das haben wir wirklich gut gemacht!" hat er halb für sich, halb zu seinem treuen Gaul gesagt, als er davonritt. Dabei hat er dem Schwarzen den Hals geklopft. Alles an ihm hat von einer hohen Befriedigung, von dem Bewußtsein Kunde gegeben, eine gute Tat mehr in seinem Konto zu haben ...

„Gottlob!" hat er gesagt und die Zügel schießen lassen, „die Seele ist gerettet; nun noch, wenn der gnädige Gott es zuläßt, eine heilsame Medizin, und alles ist aufs beste bestellt."

Eine Frau Lemster bewohnte mit ihrem Mann unten am Kapuzinerberg ein zur Mühle gehöriges Haus und war in Verlegenheits-

und Notfällen einzuspringen verpflichtet, übrigens nach ihrer hilfreichen Art hierzu auch gern erbötig.

Die Frau Lemster hat es sehr oft des langen und breiten erzählt, wie Franz dort angekommen ist, hat es später auch vor Gericht bezeugt.

„Ich war allein zu Hause," hat sie erzählt, „mein Mann auf Arbeit. Ich bin grad in der Küche und seh' aus dem Küchenfenster, da kommt er auf seinem Schwarzen angesegelt. Dicht vor den Fenstern hält er. — ‚Mine!' ruft er, steigt aber nicht ab. Er ruft Mine und noch mal ganz laut: ‚Mine! mußt flink kommen!' — Ich trockne also rasch meine Hände . . . eins, zwei, drei bin ich da.

„Der junge Mensch — ich meine natürlich Franz — sieht sehr vergnügt aus, vergnügter als sonst seine Weise ist.

„‚Mine,' sagt er, ‚mußt flink nach Vater kommen. Er ist krank, und kein Mensch ist zu Hause. Ich reit' zum Doktor.'

„‚J,' sag' ich, ‚krank? Und er ist doch ein so gesunder Mensch, der Herr Jurat. So schlimm, daß man zum Doktor muß?'

„‚Ja,' sagt er, ‚zum Doktor. Er hat das Würgen. Du mußt ihn zu Bett bringen und Tee kochen und warmen Verband machen. Tee und warmer Verband sollen ihm schon gut tun. — Lang dauert's ja nicht, dann kommt der Doktor.'

„‚Ja,' sag' ich, ‚dann will ich gleich hin . . . Wie ist denn das gekommen?' schlag' ich so raus.

„‚Ja,' antwortet er, und sein Gesicht verändert sich auch nicht ein bißchen, ‚ja', sagt er, ‚ich habe ihm Gift gegeben . . . und genug . . . Wenn ich sollte den Doktor nicht zu Hause treffen, dann ist er hin.'

„‚Gift!' . . . schrei' ich und bin so erschrocken, daß ich nur noch herausbringen kann: ‚Das ist schlimm!'

„‚Ja,' sagt Franz, ‚wie man's nehmen will . . . Gut ist es und schlimm . . .' Und schlägt bei diesen Worten mit seiner Reitpeitsche nach unserm kleinen braunen Teckel, der immer um uns herumkläfft und dem Schwarzen nach der Schnauze springt.

„‚Wie man's nehmen will . . . gut und schlimm!' dacht' ich. ‚Was ist das für ein Schnack!'

„‚Gehst also hin, Mine! Darauf kann ich mich verlassen?' sagt Franz nur noch und reitet im Galopp auf und davon.

„‚Komm, Schwarzer!' hat er gesagt, als er die Sporen ansetzte. ‚Nun gilt's, nun gilt's, nun wollen wir beide zeigen, was wir können.'

Mit dem ist er auch schon bei der Biegung an Peter Wilhelms Weidenkoppel, und weg ist er. — Ich hör' ihn aber noch lang krabatschen.

„Ich habe später daran denken müssen, daß er mir sagte: ‚. . . Gift! . . . schlimm? Nun, wie man's nehmen will, schlimm und gut.' Und daran, daß ich fragte: ‚Wie ist denn das gekommen?' und er antwortete: ‚Ich hab' ihm Gift gegeben,' und hinzusetzte: ‚und genug.' In dem Augenblick, als ich es hörte, habe ich mir wirklich so Arges nicht dabei gedacht. Ich dachte, er hätte sich versprochen, oder es handle sich um ein Versehen. Was er eigentlich damit gemeint hat, das ist mir erst viel später klar geworden."

In der Untersuchung ist von seiten der Verteidigung in ihrer „Defensionsschrift" die Vermutung ausgesprochen worden, es liege hier kein Verbrechen, sondern die Tat eines Wahnsinnigen vor. Wir werden es erklärlich finden, daß der Verteidiger diesen Vorstoß versucht hat, wenn man all die Unbegreiflichkeiten in dem Tun unseres Franz überdenkt, namentlich die Unbesonnenheit in seinen Äußerungen und in seinem Handeln, die einen geradezu auf den Gedanken bringen können, er habe sich der Obrigkeit verraten wollen. Alles das ist aber daraus zu erklären, daß Franz sich als Beauftragter himmlischer Mächte fühlte. Im Vergleich zu der Höhe seines Standpunktes waren die etwa eintretenden weltlichen Folgen seiner Tat so klein und winzig, daß seine Gedanken darüber hinwegglitten.

Nach einem langen, schönen Sommer und nach einer kurzen, kalten Regenperiode im August war ein köstlicher Herbst durchs Land gezogen, „Weinlaub im Haar", „Frieden in der Gebärde". Sonst war es um diese Zeit schon naßkalt und ungemütlich, die Rinder brüllten vor dem Hecktor nach ihren Ställen, aber heuer, tief im Oktober, ruhte noch alles im friedlichen Schoß der Natur.

Der Weg nach der Stadt führte bei Christinenhöh an einem berühmten Waldgelände vorbei, zuletzt an Wiesen mit verstreuten Baumgruppen. Da sah man Buchenstämme, wie sie eigentlich nur bei uns vorkommen. Vollendet rund und schön, die Rinde schlangenglatt und schimmernd, sechzig Fuß und mehr der erste Ast.

Die hochgetragenen Zweige, das krause Laub, alles von resignierten Herbstgedanken und Sonnenstaub beschwert . . . rot und braun, wie von reifer Frucht gebogen. So standen sie. Vom blauen Himmel war Glanz gefallen; er hing an jedem Blatt. Wenn so ein Baumriese den schwanken Wipfel schüttelte, dann schneite es braune, wirbelnde,

glückliche Schmetterlinge mild und müde in das grüne, vom Fallaub farbig gesprenkelte Gras.

Das konnte ein Menschenherz erheben und erwärmen. Wie riesige Weihnachtsbäume hatte der liebe Gott seine Buchen ins Feld gestellt. Das Gold hatte er nicht geschont; es fehlte freilich noch der weiße Baumwollschnee, die blanken Eiszäpfchen von Zucker. — Aber das wird schon kommen, sagt der liebe Gott . . . nur ein wenig Geduld!

Der arme Mensch aber, der auf seinem Schwarzen vorüberjagte, dem war niemals ein Weihnachtsbaum auf den Tisch gestellt worden. Ihn erinnerten die in Sonne getauchten Bäume an Lichter. Er kannte kleine zum Hausgebrauch und große, qualmende Teerstöcke, wenn es eine Feier gab. Für seine Seele, in seiner Anschauung wurden die Bäume zu flackernden Pyramiden. Und der liebe Gott hatte sie für ihn an den Weg gestellt, zu seiner Ehre. Und unserm Franz schien das nicht so unrecht gehandelt von dem lieben Gott. Er hätte auch nichts dagegen gehabt, es vielmehr in Ordnung gefunden, wenn bei seiner Rückkehr in der Nacht ein Erzengel mit einem Paar Leuchttürme — in jeder Hand einen — ihm durch den Wald geleuchtet hätte.

Hatte er nicht was Großes getan? Einen Fackelzug hatte er verdient.

Er hatte gehofft, vor Sonnenuntergang die Stadt zu erreichen, aber es war nicht ganz gelungen. Die Sonne war dem Untergange nahe. Ihre Farben wurden prächtiger, die Strahlen versöhnlicher. Sie strichen milder in der Ebene hin und verschönten und vergrößerten alles. Lag's an seinen Augen, lag's in der Luft: alles wuchs groß und lebhaft auf. Der Fackeln, die ihn grüßten, wurden mehr und mehr. In der Nähe, da brannten sie riesengroß . . . dahinten kleiner, wenn auch noch immer gewaltig, und mit stiller, ruhiger Flamme, am Horizont schloß sich eine leuchtende Kette. — Wo das Land sich senkte, flatterte ein leichtes Nebelband wie Geisterschleier um Hag und Dorn.

Und wenn er vorbeiritt, erschauerte alles in Schönheit.

Die Sonne erreichte den Horizont nicht ganz, eine Wolkenbank schob sich herauf, aber im breiten Strom sprang das rote Sonnenblut in den Himmel hinauf und strömte auf die Erde hinab. Gott Vater selbst saß auf der Wolke in hehrer Majestät. Sein eingeborner Sohn war zur Rechten, und neben ihm, Kopf an Kopf, das Heer seiner Getreuen.

Franz sah sich auch selbst. Er war nicht der Allererste an Gottes Seite, aber in einer der ersten Reihen saß er doch. Und darauf hatte er ganz gewiß Anspruch — denn wer hatte in Gottes Namen einen Vater vergiftet?

## Zwölftes Kapitel.

Bei dem Doktor wiederholte sich der Vorgang, der sich bei Frau Lemster abgespielt hatte, das heißt — ins Städtische und Gelehrte übersetzt. Auch der Unterschied ist zu erwähnen, daß der Arzt nicht ohne weiteres annahm, er habe sich verhört. Der junge, düstere Mann kam ihm ohnehin so wunderlich, so unheimlich vor. Da er in eine eingehende Erörterung des Falles eintreten mußte, um zu wissen, welche Gegenmittel sofort mitzunehmen seien, so kannte er nach fünf Minuten die äußeren Tatmerkmale und auch den Täter.

Er hatte einige Mühe, ruhig zu bleiben und ruhig zu scheinen. Er tat aber so, als ob der Franz nichts getan habe, womit er sich zu verkriechen brauche.

„Ja, das ist gut, daß Sie sofort gekommen sind, da tut Eile not."

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb ein Rezept und noch einen Zettel, den er in einen Umschlag steckte.

„Sie sind zu Pferde gekommen?"

„Jawohl, Herr Doktor!"

„Und füttern im ‚Prinzen'?"

„Jawohl, Herr Doktor!"

Der Doktor klingelte nach dem Mädchen, befahl, ein Rezept nach der Apotheke zu bringen und dem Kutscher zu sagen, daß er anspanne. „Und dann, Tine," fügte er hinzu, „diesen Brief, der auch eilig ist".

Von der Adresse des Briefes nahm Tine auf dem Hausflur Kenntnis und war befriedigt. Der Polizeimeister wohnt ja neben dem Apotheker. „Das ist ein Gang," dachte sie.

Sie machte sich zum Ausgehen fertig und begab sich nach dem Stall. Der Knecht schmierte die Sielen ein und troff von Tran und Fett, versprach aber, in fünf Minuten vorzufahren. Tine, mit ihrer weißen Schürze, mit ihrem weißen Häubchen, trug Rezept und Brief die Straße herunter.

Franz hatte inzwischen den Schwarzen im „Prinzen" eingestellt, ihm einen Scheffel Hafer und ein halbes Brot ausgewirkt, was der Gaul mit Genugtuung entgegennahm.

„Er hat's schlimm gehabt," sagte Franz zu dem Hausknecht,

„und hat heute abend noch einen tüchtigen Gang vor sich. Paß gut auf, daß die Krippe nicht leer wird."

Er selbst begnügte sich in der Gaststube nach seiner sparsamen Weise mit einem Glas Bier, etwas Butterbrot und mit einer dunklen Ecke.

Die geräumige Stube war ziemlich besetzt. Die Gäste meistens Landleute, zum Teil aus Franzens Kirchspiel. Hinter der Tonbank stand der Wirt.

In dem stickigen Zimmer summte eine allgemeine, auf verschiedene Gruppen verteilte Unterhaltung. Der Wirt fragte seinerseits, wie er es für seine Pflicht hielt, seinen neuen Gast aus.

„Na, Franz," hieß es, „nach dem Doktor?"

„Jawohl, nach dem Doktor."

„Hat's der Alte nicht gut?"

„Nein, er ist krank."

„I was! Ein so gesunder, strebiger Kerl. Wo hat er's denn?"

„Im Magen und im Leib."

„Hat wohl was gegessen?"

„Das hat er; er hat Gift gegessen."

Als Frage und Antwort auf diesem Punkt angelangt waren, verstummte das Summen. Wie das Krebsgeschwür alle Nachbarzellen verzehrt, so verzehrte das Gespräch, worin von Gift die Rede war, alle Unterhaltung.

„Gift!" rief der Wirt ganz erschrocken. „Was du sagst! Wie kommt denn dein Vater dazu, Gift zu nehmen?"

„Er hat's nicht genommen, man hat's ihm gegeben."

„Gegeben? — Wer denn?"

„Ich," sagte Franz trocken und bestellte in dem selben Zug zwei Zigarren zum Schilling.

„Ich," hatte Franz gesagt. Der Wirt war über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, so entsetzt gewesen, daß er vergaß, seinem Gast die bestellten Zigarren zu geben.

Man hätte eine Stecknadel auf den Boden fallen hören können. So still war es.

Einmal wurde die große Stille unterbrochen, nämlich damals, als Franz den Wirt daran erinnerte, daß er zwei Zigarren zum Schilling bestellt habe.

„Jawohl," sagte der Wirt und gab die Zigarren, von denen Franz sich umständlich und gemütlich eine anzündete. Dann schlug die peinliche Stille wieder über die im „Prinzen" Versammelten zusammen.

Die Uhr im Gehäuse schlug, sie schlug die Vollstunde; es wird wohl inzwischen acht Uhr geworden sein. In der großen Stille klang es geradezu wie ein erschütterndes Geräusch.

Es war ein Stein in einen Froschpfuhl geworfen worden, und alle Quaker schwiegen. . . . Es ist gemeinhin ein sehr mutiger Frosch, der nach solcher Angst das alte Lied wieder anfängt.

Der mutige Frosch hieß Dierk Trede. Er nahm das Wort und kam auf die große Wetterfrage. Ob das Wetter sich wohl noch lange halten werde, stellte Dierk Trede zur Diskussion, und die allgemeine Meinung ging dahin, das sei wohl sehr fraglich. Übermorgen sei Allerheiligen, und „Allerhilgen sitt de Winter opn Tilgen".

Nun summte es wieder.

Ein rechtes Gespräch wollte aber nicht mehr in Fluß kommen. Was da so gesprochen wurde, war mehr ein Hinquälen als eine Unterhaltung, obgleich es an dem Gemütlichkeitsrauchnebel einer deutschen Bauernwirtsstube nicht fehlte.

Franz glaubte die Stimme des Nachbarn Jörn Schütze, den er hinter dem Knick belauscht hatte, zu hören. In der dunklen Ecke aber, wo es herkam, lagerte eine dichte Wolke, er selbst saß ja auch in der Ecke. Das Gesicht konnte er nicht erkennen.

Die Zeit verflog, die meisten Gäste empfahlen sich, Franz saß vor einem leeren Glas und rauchte . . . rauchte . . . und grübelte . . . und träumte vor sich hin. . . . Diesmal trugen ihn die verstiegenen Phantasien nicht ganz so hoch wie sonst. Sie blieben an einem kleinen Bild irdischen idyllischen Glücks haften.

Seine irdischen Wünsche waren vor den Bewegungen der letzten Tage in den Hintergrund gekommen. Nun dachte er an Witten Struve. Er dachte an sie, wie alle seine Gedanken waren, mystisch — auch sehnsuchtsvoll, aber mit einem geheimen Zorn im Herzen. Ihren Reizen und Liebkosungen gegenüber fühlte er sich machtlos. Was hatte das Mädchen für Augen! Franz war zornig gegen sich, weil er dieser Macht nicht gewachsen war, zornig aber auch gegen Witten, weil sie diese Macht gebrauchte.

„Aastüg, das ganze Weibervolk," dachte Franz — und . . rauchte.

Franz saß noch immer vor einem leeren Glas. . . . Außer ihm mochten einer, höchstens zwei Gäste in der Stube sein. . . . .

Der Wirt hätte ihn gern fortgeschickt. Er klapperte mit allerlei Sachen hinter der Tonbank und fing an, Gläser und Krüge wegzutragen und die Tische zu wischen.

Franz dachte noch immer an die grausame Witten.

Da fühlte er den Atem eines sich zu ihm in die Ecke beugenden Mannes. — Es war ein Bauerngesicht, das ein wenig nach Schnaps roch. . . . Es war der einstmals von Franz belauschte Jörn Schütze.

„Wenn du nicht für ungut nimmst, setz' ich mich bischen zu dir," sagte Jörn, „und wir trinken noch ein Glas."

„A . . . Detel . . ." rief er auf den Wirt. „Noch zwei Gläser!"

„Wenn wir die aus haben," wandte er sich wieder an Franz, „gehen wir auch. . . . Du bist ja wohl auf deinem Schwarzen hier?" sagte Jörn und fuhr nach Bejahung dieser Frage fort: „Ich bin zu Wagen".

„Franz," sagte er weiter, aber dies sagte er ganz vorsichtig und ganz leise. „Ich weiß nicht, wie du vorhin dazu kamst, so was zu sagen. Das mußt du nicht tun. Ernst wird das just kein Mensch gleich nehmen, aber die Leute denken sich doch was dabei. Und denn gibt es Schnack. Überall gibt es schlechte Leute. — Sei vorsichtig, Franz . . . sag' ich dir."

Er zog an seiner Pfeife und rückte seinem Bankgenossen, wenn möglich, noch näher.

„Wie es gekommen ist," flüsterte er, „weiß der Teufel. Aber es ist hier nicht richtig, es muß der Polizei was gesteckt sein. Hör! — Vorhin war ich einen Augenblick im Stall. Da sitzen zwei Leute mit rotem Rand um die Mütze bei Friech auf der Futterkiste. ‚Na,' schlag' ich so raus, ‚polizeilicher Schutz?' Aber sie antworteten nicht, die Kerls machten ein ganz geheimes Gesicht. Nachher legte ich mit Friech meinem Braunen die Sielen im Stall auf. Da hab' ich's gehört. — Die lauern auf einen, den wollen sie in den Kasten stecken. Aber tunlichst still und ohne Aufsehen, hat der Bürgermeister gesagt. Erst wollte Friech mir's nicht sagen, schließlich hab' ich's aber doch erfahren. — Die Polizisten warten auf dich, Franz. Weil dein Gaul im Stall ist, meinen sie, da müßtest du ihnen kommen. Und weil es nun mal still abgehen soll, wollen sie lieber nicht in die Gaststube. Ich sag' immer, die dümmsten Leute bekommen allemal die Amtsmütze auf den Kopf. — Ich sag' dir das alles. Ich bin ja Nachbar zu dir. Und wir sind ja Dorfkinder, und mein Matthies hat neben dir in der Schule auf der Bank gesessen. Da hält man doch zusammen. — Nun weißt du Bescheid."

Franz konnte den Sprecher nur sprachlos ansehen.

„Du meinst, was dabei zu machen?" fuhr Jörn fort. „Willst du einen alten Freund hören? Nichts für ungut, Franz, ich bin wirklich dein Freund.

„Den Pferdestall kennst du. Du kennst auch den Krautgarten, der zum ‚Prinzen‘ gehört. Du gehst gleich links durch die Küche, aus der Küche ins Freie, und du bist im Krautgarten. An den Krautgarten stößt der Pferdestall mit der Rückwand. Da ist eine Tür. Ich habe sie losgekettet, als ich im Stall war. Im Krautgarten führt ein Steig, breit ist er just nicht, aber ein Pferd läßt sich doch durchziehen, nach einer Heckpforte. Die Heckpforte ist offen. Du gehst durch den Krautgarten und durch die Hintertür in den Stall, nimmst deinen noch immer gesattelten Gaul (die Zügel hängen ihm über'm Hals), ziehst ihn durch die Heckpforte und bist in der Feldstraße. Und dann weißt du Bescheid. — Sieh Franz, ich hab' dich immer leiden mögen, hab' immer was für dich übrig gehabt. — Ich hatte so das Gefühl: der muß in der Mühle darunter durch. Und ist doch im Grunde ein so guter Mensch. — Wie du nun dazu gekommen bist, so was, wie du vorhin sagtest, herauszuschlagen, das begreife ich nicht. Ich sag' noch einmal: So was mußt du nicht sagen. Man weiß nicht, was man davon halten soll, und es stellt dich — es mag nun gemeint sein, wie es will — es stellt dich immer in ein schlechtes Licht.

„Um nun kein Aufsehen zu machen — zwei Minuten sitzen wir hier noch beisammen. — Dann gehe ich hinaus und lasse Friech anspannen. Und während Friech und ich meinen Wagen zurechtmachen, reitest du gleich von hinten weg.“

Zwei, drei Minuten hatte Franz also Zeit, sich mit der neuen Lage der Dinge abzufinden. Die weltliche Obrigkeit also wollte was von ihm, sie wollte sich mit ihm, obgleich er ein Gottgesandter war, befassen. Es war allerdings lächerlich, aber er sah ein, daß ihm Unannehmlichkeiten drohten. Freilich: das Bibelwort — es solle dessen Blut wieder vergossen werden, der Menschenblut vergossen habe — paßte auf ihn nicht. Menschenblut hatte er, auch wenn sein Vater starb, nicht vergossen. Ob es andere Gesetze gab, die auf seinen Fall paßten? Er hatte sich niemals um das Gesetz bekümmert.

Einmal hatten in seinem Dorf ein Dienstjunge und ein Dienstknecht zusammen Geld gestohlen. Der Knecht hatte vierzehn Tage bei Wasser und Brot, der Junge fünfundzwanzig Hiebe bekommen. Alles das paßte nicht. Und ihm konnte doch keiner was anhaben, er hatte ja auf göttlichen Befehl gehandelt.

Aber da fiel ihm ein: Wird man mir das glauben? — Kann ich es beweisen?

Er kam zu dem Ergebnis, daß er Jörn Schütze hören wolle.

Es tat ihm freilich weh, daß auch dieser für die Gerechtigkeit seiner Sache so gar kein Verständnis habe, und einen Augenblick meinte er, er müsse den freundlichen Warner berichtigen, der ja annahm, es sei nicht wahr, daß er dem Vater Gift gegeben. Aber wie sollte er auch nur Jörn Schütze von seinem göttlichen Auftrag überzeugen. — Franz schwieg und beschloß, dem Rat seines Warners zu folgen.

(Schluß folgt.)



# Allerseelenfeier.

Von

**Anna Heinze.**

Der Bergsee schläft, sein grünes Auge träumt
Geheimnistief im dunklen Herbstesschweigen;
Kein Windhauch weht und keine Welle schäumt,
Nur Nebel wandeln auf den Felsensteigen
Und spinnen weite, düstre Trauerschleier
Rings um die Welt zur Allerseelenfeier.

Hoch droben zieht in grauer Einsamkeit
Lautlosen Flugs ein Adler seine Kreise;
Kein Leben sonst ringsum, nur weit, ganz weit
Vom Alpenkirchlein klingt es traumhaft leise,
Als sei's ein Gruß aus fernen Sommertagen,
Vom Echo müd zur stillen Flut getragen.

Da regt sich's leis im Schilf am Uferhang:
Ein Nachen knirscht, das Ruder prüft der Ferge,
Dann lauscht er still und späht den Weg entlang,
Und heller tönt der Glocken Gruß vom Berge;
Der Nebel wallt, hoch ob den Felsenspitzen
Flirrt's auf wie von verirrten Sonnenblitzen.

Verhüllten Hauptes naht ein Mütterlein,
Ein Rosenkranz ruht in den welken Händen —
Ein stummer Gruß — still steigt ins Boot sie ein,
Ihr Blick irrt zu den grauen Felsenwänden
In ungelöster banger Schicksalsfrage —
Wie Schluchzen klingt's im leisen Ruderschlage.

Der Nachen gleitet durch die grüne Flut,
Die Rosen hauchen wundersüße Düfte;
Der Schiffer nickt und lüftet ernst den Hut:
Hier war es, hier, im wilden Felsgeklüfte,
Hier raunt der See, als ob er klagend riefe
Den stillen Schläfer in der feuchten Tiefe.

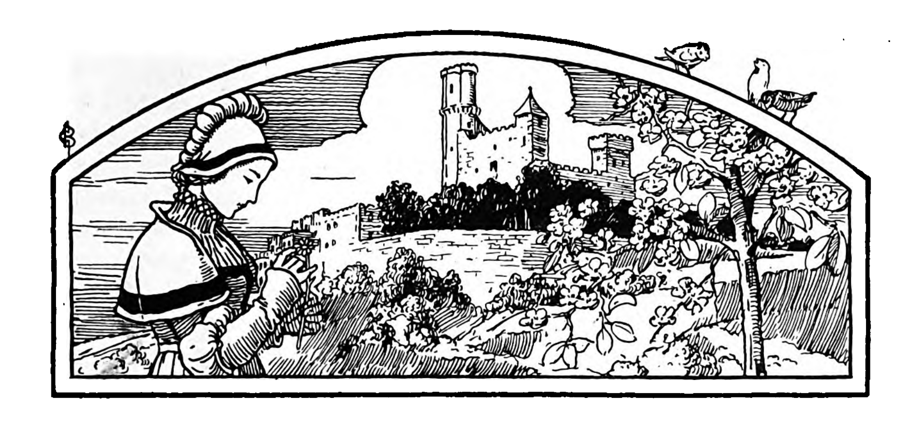
Hier war's! — Im goldnen Sommersonnenschein,
Die Brust geschwellt von jauchzend frohem Leben,
Stand droben einst auf schroffstem Felsgestein
Ein junges Blut — ein kecker Tritt — ein Beben —
Ein wilder Schrei aus angstverzerrtem Munde,
Ein dumpfes Gurgeln tief im Wellenschlunde. —

Am Bootsrand niederkniet das Mütterlein —
's ist Allerseelen heut, die Toten schlafen;
Nur Blumen noch darf still die Liebe weihn
Als Lebensgruß in ihren Friedenshafen: —
„Mein Sohn!" — ein Schluchzen schüttelt jäh die Glieder,
Ins Flutengrab sinkt schwer der Kranz hernieder. —

Der Schiffer wendet sacht den Kahn zurück;
So durft' er schon seit langen, langen Jahren
Den letzten Traum von totem Erdenglück
Hin durch die stillen grünen Fluten fahren
Und eine Welt voll heil'ger Liebe leiten
Tief in der Bergwelt dunkle Einsamkeiten.

Leis tönt des Glöckchens Klang, der Bergsee träumt
Geheimnistief im grauen Felsenkranze;
Nur dort, wo im Geklüft die Welle säumt,
Strahlt auf die Flut im lichten Silberglanze:
Ein Sonnenblick flammt durch die Nebelschleier
Als Himmelsgruß zur Allerseelenfeier. —





# Wilhelm Hauff.

### Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

### Carl Busse.

Er mußte so früh sterben. Aus jungem Ruhm, jungem Schaffen, junger Ehe nahm der Tod ihn hinweg. Mit Theodor Körner und Hölty und Novalis teilt er sein Los. Körner war noch nicht 22, Hauff noch nicht 25, Hölty noch nicht 28, Novalis noch nicht 29 Jahr, als der bittere Geselle kam und die Hoffnungsfrohen abrief. Drei von ihnen waren Lyriker, und in Liedern lebten sie weiter ..., in Liedern, die das ganze Volk übernahm. Körner durch die flammenden Kriegslieder aus Leier und Schwert; Hölty durch sein vielgesungenes „Üb immer Treu' und Redlichkeit" und ein paar andere Strophen; Novalis durch das schöne, innige Jesuslied: „Wenn ich ihn nur habe". Und sonderbar: Wilhelm Hauff, der als Lyriker tief unter diesen dreien steht, hat doch auch zwei Lieder hinterlassen, die Gemeingut der Nation geworden sind: „Steh' ich in finstrer Mitternacht" und „Morgenrot, Morgenrot". Ob nur ein einziger dieser Poeten bei längerem Leben mehr und Größeres gegeben hätte, ist schwer zu sagen. Viele möchten es verneinen und den fatalistischen Glauben daran stärken, daß keine Kraft vor Vollendung dessen, was sie überhaupt hätte vollbringen können, hier abgerufen und vernichtet wird. Und auch in anderen lebt die Meinung, daß der frühe Tod dieser Dichter ihren Ruhm und ihr Andenken besser bewahrt und fester gegründet hat, als es nach dem Maß ihrer Begabung ein langes Leben hätte tun können. Die herrlichen Worte, die Goethe von Winkelmann sagt — sie mögen auch für sie Geltung haben. Die Worte: „Sein frühes Dahinscheiden läßt ihn der Nachwelt als einen ewig Tüchtigen und Kräftigen erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die

Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Als ewig strebender Jüngling — nicht anders steht auch Wilhelm Hauff vor uns. Man wirft ja bei Zentenarfeiern gern mit überschwenglichen Worten um sich und steigert das Liebenswürdige zum Großen. Aber wozu Urteile aussprechen, welche die Folgezeit doch nicht honorieren wird? Der Dichter, der die Märchen, die Phantasien im Bremer Ratskeller, den Lichtenstein und anderes geschrieben hat, war gewiß nicht überragend groß. Doch er war von einer anmutigen Liebenswürdigkeit, die bis heut ihren Zauber besonders auf junge Herzen ausübt. Er hatte keine stark ausgeprägte Eigentümlichkeit, aber Ansätze dazu, die ihrer Weiterbildung harrten; er hatte nicht die süße Herzensverworrenheit, die Naivität wie andere schwäbische Poeten und war deshalb auch gar kein Lyriker; aber er hatte eine reiche Phantasie und eine kluge Beherrschung aller dichterischen Hilfs- und Ausdrucksmittel. Er besaß nicht die tragische Wucht und den stürmenden Idealismus, die erschüttern und hinreißen; aber er besaß einen hübschen, etwas satirisch gefärbten Humor, der gaukelt, neckt, erfreut. Es lag ihm besser, zu streicheln, als zu schlagen; sich anzuschmiegen und sich mitreißen zu lassen, als sich entgegenzustemmen. Fast überall erscheint er im Schlepptau einer stärkeren Persönlichkeit oder einer allgemeineren Strömung. An keinem Dichter läßt sich so gut klarmachen wie an Hauff, wie töricht der vielberedete literarische Originalitätsbegriff ist oder — wie falsch er heut gefaßt wird. Doch es wird erst nötig sein, einen Blick auf das äußere Leben des schwäbischen Dichters zu werfen.

Es ist bisher meines Wissens noch nie beachtet worden, daß die Geschichte der Hauffschen Familie in frühester Zeit eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Geschichte des Schillerschen Geschlechtes hat. Die württembergische Hauptstadt hat ja beiden Dichtern, Schiller und Hauff, Denkmäler gesetzt, aber beider Familien weisen nach Österreich und haben aus den gleichen Gründen, wie es scheint, die ursprüngliche Heimat verlassen. Die Schiller gehörten dem Tiroler, die Hauff dem niederösterreichischen Landadel an. In den Wirren der Reformationszeit verließen sie um ihres Glaubens willen das Vaterland: sie waren evangelisch geworden und suchten im protestantischen Württemberg Zuflucht. Dabei mußten beide Familien, deren spätere Söhne dem gastfreundlichen Schwaben so viel Ruhm bringen sollten, ihren Adel wohl ablegen. Aber während die Schiller sich dem Handwerk zuwandten und von hier aus in mehr ehrenamtlichen Stellungen an der Verwaltung des Gemeinwesens teilnahmen, scheinen die Hauff gleich die Beamtenlaufbahn eingeschlagen zu haben. Wir treffen im 18. Jahrhundert einen verdienten Landschaftskonsulenten Johann Wolfgang Hauff (das Vorbild des trefflichen Lanbeck in „Jud Süß"), dessen Sohn Regierungssekretär in Stuttgart war und später ins Ministerium berufen wurde. Der Regierungssekretär heiratete die Tochter des Professors Elsässer, und aus dieser Ehe — das zweite Kind — stammte der Dichter Wilhelm.

Ein mäßig begabter Knabe! Das Lumen in der Familie war sein älterer Bruder Hermann, der genau so schwer und ernst, wie Wilhelm leicht und lustig veranlagt war. Der eine saß über der Grammatik, der andere verschlang von Cramer, Spieß und anderen all die Ritter- und Räuberromane, deren er habhaft werden konnte. Der eine war fleißig, der andere faul; dem einen verkündeten die Schulmeister eine große Zukunft, über den anderen schüttelten sie die Köpfe. Aber das Denkmal hat doch der Faule bekommen. Der Rektor des theologischen Seminars zu Blaubeuren schrieb noch ins Abgangszeugnis, „daß Wilhelm in litteris, besonders in der lingua hebraica sehr mittelmäßig prädiziert sei“.

Natürlich bezog auch Hauff die Universität Tübingen, die ja fast immer alles versammelt hat, was Schwaben an bedeutsamen Kräften besaß. Theologie sollt' er vornehmlich studieren. Aber das Burschenleben war doch so schön, so schön. Man turnte und focht, man trank und begeisterte sich patriotisch. Es war jene Zeit nach den Freiheitskriegen, in der Gneisenau erbittert rief: „Das deutsche Volk ist wie immer auch diesmal von seinen Fürsten verraten worden“, in der Freiherr vom Stein die Fürsten und Regierungen die „wahren Jakobiner“ nennt. Denn nach der gewaltigen Kräfteanspannung der Freiheitskriege hatten die Fürsten nicht nur keinen Dank für das Volk, das ihre Throne und Thrönchen gerettet, hielten sie wie Friedrich Wilhelm III. nicht nur nicht das Versprechen einer Konstitution, das sie in der Angst gegeben hatten, sondern „restaurierten“ auch nach Herzenslust, als müsse alles wieder so werden wie vor 1789. Das Volk, das den einen genialen Tyrannen Napoleon vertrieben hatte, war dafür nur einer ganzen Anzahl kleiner und nichts weniger als genialer Tyrannen ausgeliefert, die auch durch das Gottesgericht nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Empörung faßte die besten Patrioten; in der Jugend gärte es. Von Jena ging der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft aus, die unter den schwarz-rot-goldenen Farben des Lützowschen Freikorps jenen herrlichen Geist pflegen und bewahren sollte, der 1813 das ganze Volk entflammt hatte. Auf der Wartburg zum Reformationsfest kamen die begeisterten jungen Leute zusammen. Man weiß, daß seitdem die Regierungen überall Demagogen rochen und die burschenschaftliche Bewegung scharf überwachten, diese Bewegung, die ein sonderbarer Mischmasch von echter Begeisterung, Unreife und Geschmacklosigkeit war, in der echtes Volks- und Vaterlandsgefühl sich oft zu albernster Deutschtümelei verzerrte.

Genug, in diese burschenschaftliche Bewegung steuerte Hauff mit vollen Segeln in Tübingen hinein. Man haßte die Franzosen, man veranstaltete „Weihefeste“, man beging festlich jeden Jahrestag des Sieges von Belleallliance, und Wilhelm Hauff reimte die Gedichte dafür als der Bundespoet. Er führte den Spitznamen „Bemperlein, der Seelenhirtschaft Anbildling“. Auch die Studentenliebe fehlte nicht. Wie Heine, aber glücklicher, liebte er seine Cousine. Er hat nicht so schöne Gedichte über sie gemacht, aber er hat sie geheiratet. Vor-

her jedoch änderte er noch seine Zukunftspläne. Anstatt nach gut schwäbischer Poetenart sich nach einer stillen Pfarre umzusehen, dachte er an eine Professur, vielleicht auch schon an den freien Schriftstellerberuf, und nahm vorerst eine Hauslehrerstelle an. Dadurch kam der Burschenschafter in die Familie eines Mannes, des Kriegsratspräsidenten von Hügel in Stuttgart, der ein früherer Adjutant Napoleons und ein begeisterter Anhänger des Kaisers war. Er fühlte sich aber wohl, erzählte seinen Schülern Märchen, die er aufschrieb, hatte Muße genug, auch andere poetische Arbeiten zu vollenden und herauszugeben, und war so, als er die Hauslehrerstelle aufgab, schon ein leidlich bekannter Schriftsteller, der von seinen Honoraren eine große Reise machen konnte. Sie führte ihn nach Paris, Berlin, Bremen, Leipzig, Dresden rc. Überall ward er glänzend aufgenommen, lernte alle literarisch bekannteren Persönlichkeiten kennen und war von seinem Erfolg ganz begeistert. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes" und heiratete. Das glücklichste Eheidyll begann. Es sollte knapp drei Vierteljahre dauern. Das Töchterchen, das seine Frau ihm schenkte, mag er wohl nicht mehr mit Bewußtsein erblickt haben. Er lag da schon in schwerem Nervenfieber und schlief am 18. November 1827 sanft ein.

Seine Bedeutung liegt durchaus in seiner erzählenden Prosa. Nun aber scheint es ein von der Literaturgeschichte fast auf jeder Seite gepredigtes Gesetz zu sein, daß zwar der Lyriker in seiner Frühzeit sein Bestes gibt, daß aber der Epiker erst viel später reift. Man kann mit 20 Jahren unsterbliche Gedichte machen, aber ich glaube nicht, daß ein Poet schon einmal vor seinem 30. Jahre einen guten Roman geschrieben hat, denn der stark lyrische „Werther" kommt hier nicht in Betracht. Um so verwunderter steht man im ersten Augenblick Hauff gegenüber. Die Verwunderung steigt, wenn man sich vorhält, wie viel und vielerlei er in wenigen Jahren geschaffen hat und daß darunter fast gar kein Füllsel ist, sondern alles noch heut dankbare Leser findet. Danach müßte dieser Hauff entweder ein phänomenales Genie sein, oder — ein virtuoses Anempfindertalent. Fraglos würde ihn eine gewisse kritische Richtung, wie sie besonders gefühlsverwirrend im „Kunstwart" zutage tritt, verächtlich einen „Buchdichter" nennen, wenn er heut aufträte. Denn mit jener Art von Originalität, die heut manchmal gefordert wird, ist es bei Hauff nicht weit her. Deutlich kann man überall sein literarisches Vorbild bezeichnen; er hat auf den ersten Blick nichts so Eigentümliches, daß man ihn sofort erkennen könnte. Aber wie er sich die empfangenen literarischen Anregungen zu eigen macht, wie er sie selbst durchlebt, wie er sie anwendet auf persönliche Erfahrungen und Erlebnisse — das muß man verfolgen, um ihm gerecht werden und seine lange Nachwirkung verstehen zu können.

Dasjenige Werk Wilhelm Hauffs, das den jungen Poeten mit einem Schlage bekannt machte, über das am meisten geschrieben wurde, über das noch heut gestritten wird, ist „Der Mann im Monde". Der Dichter selbst will

es als Parodie auf den damaligen Modeschriftsteller Clauren betrachtet wissen und hat ihm später einen Anhang in der „Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde“ gegeben. Es fiel schon früher auf, daß da etwas nicht recht stimmen wollte; es fanden sich Leute, die behaupteten, Hauff hätte so unter dem Einflusse Claurens geschaffen, wie später unter dem Scotts, Hoffmanns &c. und hätte erst später durch Verstärkung, Einfügung von Übertreibungen die unbewußte Nachahmung zu bewußter Parodie gestempelt. Wolfgang Menzel erzählt, Hauff hätte ihm einst den ganz ernsthaft gemeinten „Mann im Monde“ gebracht, und er, Menzel, hätte gefragt: „Schämen Sie sich denn nicht?“ Dann hätte er ihm den Rat gegeben, den Spieß umzudrehen, das Claurensche Kolorit stärker aufzutragen und das Buch unter dem Namen des Berliner Schriftstellers erscheinen zu lassen. „Jeder wird dann sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben.“

Ich würde diese Anekdote unbedingt glauben, wenn nicht — die Kontroverspredigt wäre. Aber es ist schwer denkbar, daß nach dem von Menzel berichteten Vorfall Hauff die Stirn gehabt haben soll, so mit heiligem Zorn gegen Clauren loszugehen. Denn ein Wort von Menzel hätte ihn ja lächerlich machen können. Unbedingt steht mir nur das eine fest, daß „Der Mann im Monde“ ursprünglich durchaus nicht als Satire resp. Parodie geplant war. Gustav Schwab hielt ihn für die auf eine Verspottung Claurens angelegte spätere Umarbeitung eines harmlosen älteren Werkes. Vieles, wenn nicht alles, spricht dafür. Dagegen nur zweierlei: Das „harmlose“ Originalmanuskript fehlt, und ferner kann Hauff in der Kontroverspredigt nicht genug versichern, daß es von vornherein auf eine Persiflage abgesehen war.

Es tut mir leid, das sagen zu müssen: aber ich glaube dem Dichter nicht. Rein psychologisch ist die Sache unmöglich. Nehmen wir ein Beispiel von heute: Nataly von Eschstruth etwa, die „gelesenste“ deutsche Schriftstellerin, würde von einem temperamentvollen jüngeren Dichter als geschmackverderbend erkannt, gehaßt, und soll möglichst „vernichtet“ werden. Könnte man sich vorstellen, daß ein *Dichter* vom Range Hauffs, den die Sudelei empört, sich hinsetzt, um — nicht etwa zwei Seiten — sondern zwei *Bände* genau, aber auch ganz genau so zu sudeln, seine Persönlichkeit, seinen Zorn in einem ganzen Werke hintanzusetzen, bis aufs Tüpfelchen sein Vorbild zu kopieren? Wer das glauben kann, hat doch von dichterischer Persönlichkeit keine Ahnung. Mindestens einmal wäre sein Zorn durchgebrochen, oder aber er hätte so faustdick übertrieben, daß selbst dem naivsten Leser nach wenigen Seiten schon die fröhliche Gewißheit aufgegangen wäre, hier läge eine Persiflage vor. Aber beides ist nicht der Fall. Sondern man konnte, besonders da der Roman unter Claurens Namen erschien, sehr wohl glauben, daß der Berliner Schriftsteller der Verfasser wäre und diesmal seine eigene Manier noch etwas übertrieben hätte.

Aber da bleibt die Frage bestehen: wie konnte ein Dichter vom Range Hauffs solch Buch herausgeben? Nun, der junge Hauff las wahllos alle Mord-

geschichten; Clauren hatte eine bestechende Darstellung; fraglos hat Hauff sich an Clauren begeistert. Ich schäme mich gar nicht zu sagen, daß ich mit 16 Jahren Nataly von Eschstruth für die bedeutendste deutsche Romanschriftstellerin hielt. Geschmack und Urteil sind eben in dieser Zeit noch nicht ausgebildet. Was man mit 20 Jahren für ein Meisterwerk hält, verachtet man mit 21. Hauff hat also als Claurenschüler zweifellos geschrieben, und im Schreiben selbst oder kurz nachher ward aus dem Schüler schon ein Richter. Schließlich wird sich Wolfgang Menzel die Geschichte, die er erzählt, nicht aus den Fingern saugen. Und der Streit, der trotz Hauffs Darstellung in literarischen Kreisen über den „Mann im Monde" tobt, ist doch auch in mancher Beziehung beweiskräftig. Man kann ja förmlich die Stellen nachweisen, wo spätere Übertreibungen eingesetzt sind. Das ältere „harmlose" Original ist einfach deshalb nicht da, weil entweder die Übertreibungen gleich hineinkorrigiert sind oder Hauff es — was nach der Kontroverspredigt klug und nötig war — vernichtet hat.

Wahrscheinlich hat sich der Dichter geschämt, diese Zusammenhänge aufzudecken. Vielleicht hat ihm auch seine Phantasie einen Streich gespielt. Man wird seinen Zorn in der Kontroverspredigt für ehrlich halten müssen, aber er wollte sich, besonders nach dem Erfolg des „Mannes im Monde", nicht den Ruhm nehmen lassen und dem Lächeln aussetzen. Hervorragend schön kann ich aber sein Verhalten nicht finden; auch nicht, daß er seinen Roman einfach unter Claurens Namen erscheinen ließ. Vor dem Mißbrauch des Namens muß schließlich jeder Schriftsteller geschützt sein. Man braucht ja nur die Übertragung auf die Gegenwart vorzunehmen, um das Ungesetzliche dieser Handlung einzusehen. Wäre der „Mann im Monde" unter dem völlig unbekannten Namen Wilhelm Hauff erschienen, so hätte ihn niemand gekauft; Clauren aber hatte ein großes Publikum, das gläubig sein gutes Geld hingab, um ein Werk seines Lieblingserzählers zu erwerben. Unter unseren heutigen Gesetzen wäre es Hauff schlimm gegangen; damals ward nur der Verleger verurteilt, worüber sich der Dichter ganz mit Unrecht mokierte.

Noch etwas anderes muß einmal gesagt sein, ehe das Kapitel vom „Mann im Monde" geschlossen werden darf. Die Werke von Wilhelm Hauff sind gewöhnlich diejenigen, die man den Knaben zuerst in die Hand gibt. „Ach, die Märchen —!" sagt man wohl. Aber schließlich ist der „Mann im Monde" auch darin. Und zürnt Hauff in der Kontroverspredigt über das schleichende Gift, das Clauren im Volkskörper verbreite, so hat er im „Mann im Monde" den Teufel mit Beelzebub vertreiben wollen. Ein Kind ist für eine Satire noch nicht reif genug; es hat einen ehrlichen Glauben an das, was es liest. Hand aufs Herz: Haben wir nicht alle einst den Roman mit Herzklopfen verschlungen und die Kontroverspredigt überschlagen? Clauren ist längst tot und vergessen; Werke wie die seinen sterben am eigenen Gift. Aber da kam Hauff, schoß mit Kanonen nach Spatzen, und die Folge ist, daß er, der Clauren vernichten wollte, für Tausende und aber Tausende seinen Namen be-

wahrt und lebendig erhalten hat. Daß ferner das stärkere Gegengift, nachdem die Wirkung des bekämpften Giftes längst erloschen ist, nun selbst als Gift weiterwirkt. Eine Ironie des Schicksals, die zu denken gibt.

Viel erfreulicher ist, was Hauff sonst geschaffen. Der Literarhistoriker pflegt den „Phantasien im Bremer Ratskeller" den Preis zu geben. Ich für meine Person liebe die Märchen mehr. Denn bei allem Streben nach kräftigem Realismus bleibt es bestehen, daß ein so junger Poet noch nicht klaren Auges die Tiefen und Höhen des Lebens messen und beherrschen kann. Die Erfahrung, die der Lyriker der eigenen Brust entnimmt, und nur ihr, muß der Romandichter dem vielgestaltigen Leben selber entlehnen, und keine Anlage kann die Reife und Erfahrung ersetzen. Was Wunder, daß auch der junge Hauff dort das Köstlichste gibt, wo seine Phantasie am freiesten schalten und walten kann? Das aber kann sie im Märchen. Und mit gutem Grunde hat Paul Heyse selbst von den Märchen gesagt, sie nähmen an sinnlicher Schärfe um so mehr zu, je mehr sie den Boden der Wirklichkeit verlassen. In seiner Erinnerung kann man das nachprüfen. Da ist die prächtige Geschichte vom „Kalif Storch", der das Wort Mutabor nicht finden kann, das ihn wieder zum Menschen zurückverwandelt; da ist der „Kleine Muck", der mit seinem großen Kopf in den Zauberpantoffeln pfeilschnell dahinfliegt und dem nichtswürdigen König Feigen bringt, wonach ihm Eselsohren wachsen; da ist die etwas blutige Geschichte von der abgehauenen Hand, der Zwerg Nase, das Gespensterschiff — ach, die Kindheit wird selbst bei den Titeln schon lebendig. Hauffs Vorbild ist dabei nicht das deutsche Volksmärchen, sondern das orientalische, wie wir es aus „Tausend und Eine Nacht" kennen. Das Fabulieren ist die Hauptsache; er regt mit starken Mitteln die kindliche Phantasie an, regt sie hier und da wohl sogar auf. Andersen ist allerdings wohl tiefer, inniger, schlichter; man möchte fast sagen: germanischer; Hauff legt so wenig wie der Orientale auf die tiefe Naturliebe Nachdruck, auf jene Liebe zu den Tieren, die für das deutsche Märchen so bezeichnend ist. Nach dem Vorbild von Tausend und Eine Nacht hat er auch seinen Märchen die Form von Rahmenerzählungen gegeben. Aber was immer wieder nicht nur das Kind, sondern auch den kritischer lesenden Erwachsenen an diesen Märchen entzückt, das ist die ganz wundervolle natürliche Erzählungskunst, über die der junge Wilhelm Hauff verfügte. In wie leichtem und mühelosem Flusse geht das alles vorwärts, wie anmutig und farbenfroh ist die ganze Kette, wie unerschöpflich die Phantasie! Man hat auch später noch das reine und naive Kindervergnügen daran, daß man gar nicht aufhören und nur immer weiter lesen mag! Und man fühlt deutlich, daß diesem schwäbischen Poeten das Fabulieren etwas so Selbstverständliches, Müheloses und Natürliches ist, wie dem Vogel das Fliegen oder dem Fische das Schwimmen. Darin schlägt Hauff fast jeden Mitbewerber; das hat ihn so lebendig erhalten. Denn er steht fast bis heute als große Ausnahme da in einem Lande, in dem das Klassische und Hervorragende sich allzuoft auch mit

dem Langweiligen verknüpft, und dessen geborne Erzähler — zweifellos gehörte z. B. die Marlitt zu diesen — wieder in anderer Beziehung dem feineren Geschmack nicht genügen können. Hauff jedoch ist Erzähler und Dichter zugleich, Das erhebt ihn und macht sein Werk, besonders die Märchen, so unverwüstlich. daß er mit jeder neuen Generation auch neu aufersteht.

Bald aber suchte der Dichter seine Vorbilder wieder im Vaterlande. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann zog ihn an, der Gespensterhoffmann, der seit etwa einem Jahrzehnt seine genialen Fratzen malte. Schuf Hoffmann die „Elixiere des Teufels", so schuf Hauff die „Memoiren des Satans", deren erster Teil äußerst amüsant ist. Und wieder sieht man: wo er über jede Wirklichkeit hinausgeht, ist er am bedeutendsten. Das Beste der ganzen „Memoiren" steht in der Einleitung; es ist die Geschichte, wie der Teufel den Oberjustizrat Hasentreffer holt. Gewiß ist sie absolut hoffmännisch, aber mit welcher Anschaulichkeit und Kraft ist sie erzählt! In dem folgenden hat man mit Recht wenig Satanisches gefunden. In Gesellschaft des liebenswürdigen Hauff wird eben der Teufel, der bei dem unheimlichen Hoffmann unheimlich ist, liebenswürdig. Es gibt noch ein paar amüsante leichte Satiren aus der Universitätsstadt, ein paar bessere Feuilletons, eine stark einsetzende, aber ratlos und sentimental schließende Novelle „Der Fluch" — das ist alles. Besonders der zweite Teil steht nur noch auf der Höhe besserer Zeitungsfeuilletons.

Da quirlt der Geist, es ist allerdings der des Weins, erquicklicher und lustiger in den „Phantasien im Bremer Ratskeller". Nach den Märchen und neben zwei Novellen sind diese Phantasien das Beste, was der Dichter hinterließ, jedenfalls das Eigentümlichste. Und auch hier geht er über den Boden der Wirklichkeit hinaus und fängt die zarten und tollen Phantasien des begeisterten Zechers ein, der die Apostel und die alte Rheinländerin, die Jungfer Rose, mit dem steinernen Roland zechen sieht. Das ist ohne Prätension und mit so viel launiger Gemütskraft und tüchtiger Satire geschrieben, daß man seine Freude daran hat und gern selber einmal mit dem wackeren Zecher Hauff tiefen Trunk hätte tun mögen.

Und nun der „Lichtenstein". Alexis hatte den „Walladmor" unter Walter Scotts Namen veröffentlicht. Bald schuf er nach dem großen Muster vaterländische historische Romane. Wilhelm Hauff, dem ja die literarische Anregung immer vonnöten war, tat dasselbe. Er präparierte sich gleichsam dazu durch ein genaueres Studium der Scottschen Werke, über die er eine nur im Manuskript vorhandene Arbeit schrieb. Dann griff er keck in die schwäbische, also die heimische Geschichte. Er hat jedenfalls erreicht, daß der „Lichtenstein" nicht nur in Schwaben, sondern in ganz Deutschland geliebt und gelesen wurde. Er zeigt auch viele der Hauffschen Vorzüge, aber doch mehr alle Fehler des Dichters. Im Grunde ist der mit unglaublicher Geschwindigkeit geschriebene Roman doch ein flüchtiges Virtuosenstück ohne Vertiefung. Einzelne stimmungsreiche Szenen, ein paar gutgesehene Personen sind gewiß da; schöne Natur-

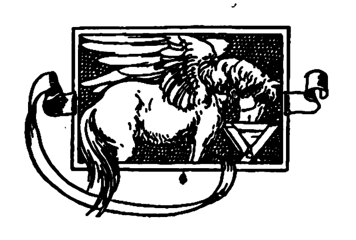
schilderungen unterbrechen angenehm den leichten Fluß der Darstellung, aber mit den historischen Romanen, auf denen Alexis' Ruhm beruht, darf man den Lichtenstein nicht vergleichen, geschweige denn mit Walter Scotts Schöpfungen! So sehr wir uns einst alle für das Liebespaar begeisterten — Georg von Sturmfeder ist hohl wie eine Papprüstung, und auch die Frauengestalten sind etwa denen des geschmähten Clauren nur durch ihre Gesinnung überlegen. Aber das war nicht anders zu erwarten. Ungleich höher stehen ein paar kleine Novellen: Die „Bettlerin vom Pont des Arts", „Das Bild des Kaisers" und — wegen der Szene auf dem Maskenball — auch wohl der „Jud Süß".

Wenn man als reifer Mensch die Dichtungen wieder liest, die den Knaben einst entzückten, so wird man leicht geneigt sein, sie zu unterschätzen. Es ist zweifellos in dem jungen Hauff ein Stück Virtuosentum; die ernste künstlerische Arbeit hat er noch nicht gekannt; er hatte vorwiegend feuilletonische Anlagen; er war eine ungeheuer anschmiegsame Natur, die mit allem fertig wurde, ohne doch charakterlos zu werden. Er lebte, wie Schlegel es einst von sich sagte, ständig im „poetischen Ehebruch". Schiller und das Volkslied, Clauren und Hoffmann, Jean Paul und Scott hat er nachgeahmt; aber wie er sich nach allen Seiten hingab, lernte er auch von allen Seiten. Er war Süddeutscher und Schwabe und den Berlinern nicht sonderlich grün, was man nicht nur aus dem „Bild des Kaisers" entnehmen kann; aber er behagte sich in Berlin ausgezeichnet. Er war deutschtümelnder Burschenschafter und dichtete Waterloo-Gedichte, aber er behagte sich ebenso in Paris und in der Familie von Hügel, die ganz napoleonisch gesinnt war. In denselben Werken, in denen von Vaterland und Freiheit gesungen wird und die deutschen Siege gegen Napoleon verherrlicht werden, tönt auch ein ebenso ehrliches Vive l'empereur! „Almansor" und das „Bild des Kaisers" stehen in der gleichen Reihe der Napoleonverherrlichungen wie die entsprechenden Schöpfungen von Heine, Zedlitz rc. Weiter: Als Cotta den Dichter zur Redaktion des „Morgenblattes" berief, hatte Hauff große reformatorische Pläne. Aber als Cotta abwinkte, fügte sich Hauff sofort und ganz seinen Intentionen. Diese Schmiegsamkeit schien und war wohl auch zum Teil Bescheidenheit. Deshalb waren alle, die mit dem Dichter zusammenkamen, so entzückt von ihm. Er sagte immer gern Ja! Er war kein Kämpfer. Höchstens verstieg er sich zu launiger Satire. Bezeichnend ist, daß er die Kontroverspredigt nicht gleichzeitig mit dem „Mann im Monde" erscheinen ließ, sondern erst später, als Angriffe Claurens rc. ihn dazu drängten. Und Zorn und Schwert steht ihm nicht, ganz abgesehen davon, daß der Kampf gegen Clauren billig war. Denn in der Literatur hatte man den Berliner Post- und Hofrat nie ernst genommen. Auch sonst kam Hauff immer einer gewissen Strömung entgegen und griff nach dem, was dem Publikum, dem besseren Publikum behagen konnte. Der Antisemitismus stand damals in Blüte, teils noch von der Romantik her, teils als Programmpunkt der Burschenschafter. Im zweiten Teil der „Memoiren des Satans", im „Jud Süß" rc.

ist Hauff etwas antisemitisch angehaucht, aber auch sein Antisemitismus ist nicht tief, sondern gibt sich etwas oberflächlich. Und ferner war damals eine Bewegung gegen Goethe zu spüren (Wolfgang Menzel! Börne!); da kann sich Hauff einen Stich gegen den Weimaraner auch nicht verkneifen. Man sieht aus alledem, daß er eben — wie sollte er das bei seiner Jugend auch! — noch keine gefestigte Persönlichkeit war, sondern möglichst die gerade wehenden Winde in sein Segel fing und sich davon treiben ließ. Trotzdem ist er weder literarisch noch menschlich charakterlos. Denn er ist immer ehrlich, und wenn er literarische Anregungen empfängt, bildet er sie doch in seiner Art weiter. Der beste Beweis ist, daß er Personen seiner Familie, seiner Umgebung poetisch abkonterfeit. Zum alten Lanbeck, zum General von Willi, zur Amme des Ulmer Ratsschreibers rc. hat er die Modelle dem wirklichen Leben entnommen, nicht der Literatur. Und wie sich Pariser Eindrücke in der „Bettlerin“, Bremenser in den „Phantasien“, Berliner in den „Memoiren“, Tübinger ebenda rc. niederschlagen, ist ja bekannt. Ohne dieses Eigene und Eigentümliche hätten die Werke nicht so lange standgehalten.

Es ist müßig darüber zu streiten, was aus Hauff bei längerem Leben noch hätte werden können. Ganz gewiß hatte er noch eine Entwicklung vor sich: seine letzten Novellen treten schon sicherer auf den Boden dieser Erde. Hier wäre er gewachsen. Wenn man allerdings die Art und Höhe seiner Anlagen mißt und wenn man vor allem die alle Keime und alles Streben vernichtende oder wenigstens hemmende Restaurationszeit bedenkt, in der sich nichts frei entfaltet hat und entfalten konnte, dann wird sein früher Tod minder das Herz bedrücken. Es gibt viele Poeten, die nur einen Frühling haben, auch gerade viele Schwaben. Nur einen Frühling hatte auch Hauff. Seiner wollen wir uns freuen und dankbar hinnehmen, was er uns bescherte. Ein größerer schwäbischer Landsmann, Ludwig Uhland, hat dem jung Geschiedenen bei der Nachricht des Todes schöne Strophen gewidmet. Und die ersten Zeilen, die auch heut gelten sollen, lauten:

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütenvollen!





# Sein ungeschriebenes Buch.

## Skizze von Regine Busch.

Wenn sie wüßten, wieviel ich in diesen langen, wachen Nächten und diesen müden Tagen erlebe, — wenn sie es wüßten!

„Absolute Ruhe — wird schon alles werden," sagt der Doktor jeden Morgen. Mutter nickt und seufzt dazu. Um meine überarbeiteten Augen zu schonen, läßt sie dann die grünen Rouleaux herunter. Glücklicherweise sind die viel zu schmal, da sie von den Fenstern unserer vorigen Mietswohnung stammen. So schlüpfen die Sonnenstrahlen an beiden Seiten in breiten, warmen Streifen durch und tanzen neckisch auf Mutters blanken Stricknadeln, die ich nicht leiden kann, weil sie immer in demselben harten, hastigen Rhythmus klappern.

Über meine verschossene, rote Bettdecke legen diese Märzsonnenstrahlen einen breiten, rosarot leuchtenden Streifen, da hinein halte ich meine beiden Hände. Die sind merkwürdig weiß und weich in der Krankheit geworden, nun leuchten sie rosig. Und ein klein wenig warm werden sie auch in dem Sonnenstreifen, und all die Sonnenstäubchen tanzen darüber hin! — —

Sie meinen, sie wüßten alles, meine Mutter und der Doktor. Sie behaupten, daß ich vom Stubenhocken und Studieren krank geworden bin, daß ich mich mit einer Influenza im Leibe durch das Staatsexamen geschleppt habe, und daß ich mich jetzt noch schonen und wieder schonen muß, ehe ich „die mir so freundlich zugesagte" Hilfslehrerstelle am hiesigen Gymnasium antreten kann. Arme Mutter, sie hat es sich so ideal schön gedacht, mir recht sparsam und vernünftig den Haushalt zu führen, wenn ich erst irgendwo provisorisch angestellter Hilfslehrer wäre! Sie hat ihr Leben lang darauf hin gefastet, auf dies große Fest! — Ich habe mich nie darauf freuen können und nie daran denken mögen.

Es war ja nötig, all das Hetzen und Lernen dieser Jahre. Es ist die einzig mögliche und hergebrachte Art, zu leben und jung zu sein für den einzigen Sohn einer Beamtenwitwe, der von Stipendien studieren muß.

So habe ich denn einfach getan, was Mutter und alle anständigen Menschen von mir erwarteten — damit wären wir fertig!

Aber weiter hinaus habe ich nie denken können. Nur erst fertig werden, fertig sein mit diesen magern Semestern, mit diesem nur mit Nr. 1 zu bestehenden Examen, dann sollte das andere kommen, all das Helle, Anmutige und Schöne des Lebens, wonach mich all die Jahre heimlich gehungert hat. Und es ist zu mir gekommen, mächtiger, stolzer, schöner, als ich je gehofft habe. Ich beuge mein Haupt und falte stumm und dankbar meine Hände. Sie ahnen es nicht, nur ich weiß es, ich ganz allein. — — — — — —

Ich weiß es, nicht weil ein paar Verse von mir gedruckt worden sind, auch nicht, weil alle Redakteure, die mir meine Schreibereien als nicht in den Rahmen ihres Blattes passend zurücksandten, dabei wohlwollend versicherten, es stecke doch ein Stückchen Talent darin. Aber ich fühle, wie mich alles packt, was es an echter Poesie in der Welt gibt, — und daß ich jene Großen, unsere Dichter von Gottes Gnaden begreifen kann. Und ich verstehe auch die andern, die Jungen, und wie sie suchen und sich sehnen — —.

Manchmal ist's mir, als ob ich auch etwas Eigenes hätte und in eigenen Worten das Meine sagen müßte. Bisher hab' ich's nicht gekonnt, und was ich geschrieben habe, ist auch nicht das Rechte.

Aber ich fand nie Ruhe und nie Zeit! Wenn man von Stipendiengeldern studieren muß, möglichst rasch und möglichst billig —, es war immer, als ob jemand mit der Peitsche hinter mir stände! — —

Es hat wohl immer in mir gesteckt und nur so lange geschlafen. Was für ein sonderbarer, scheuer, einsamer Junge ich war, und was für prächtige, dumme Jungsträume ich in meinem kleinen Kopf mit mir herumschleppte! Jetzt habe ich endlich wieder Ruhe und Zeit für meine eigenen Herzgedanken. Nun kommen sie in der großen Stille der Nacht zu mir, all die Gestalten und Verse, die werden wollen. Am Tage halten sie sich fern. Ich glaube, sie fürchten sich vor Mutters Strickzeug und des Doktors Fieberthermometer.

Aber in der Nacht werden und wachsen sie, und ich sehe sie zum Greifen deutlich, zum Leben geboren, das Zeichen des Sieges auf ihrer Stirne. Und alles, alles, was ich nicht Zeit gehabt habe zu erleben an Leid und Liebe, an Jubel und Jugend, das kommt nun zu mir in meine große Einsamkeit, — und ich lebe, ich lebe! Ich möchte es festhalten und in Worte bannen und weitergeben an die andern, Ärmeren, die nicht so stark und reich empfinden können. Ich fasse es und fessele es in den Rhythmus meiner Verse und schenke es ihnen und der Zukunft! — Denn es müssen Verse werden. Erst war es nur in Prosa erdacht — nun fühle ich, daß es sich nur in Versen sagen läßt, — denn es ist ein hohes Lied.

Kein hohes Lied der Liebe, obwohl ein Weib darin vorkommt, das ist blond und weich und versteht zu lieben und um Liebe zu leiden.

Nein, mein Lied soll ein hohes Lied des Lebens sein mit einem klingenden, lebenatmenden Rhythmus, mit Haß und Kraft und Sehnsucht und

Verzweiflung, mit viel Lust und viel Leid, mit allem, was die Menschheit immer wieder jubelt und jammert!

— — — — — Nur den Schluß kann ich nicht finden. Den Anfang weiß ich, der ist zart und anmutsvoll wie Märzveilchen und Kinderlachen, und den großen Mittelsatz habe ich, das starke Brausen, Wollen und Kämpfen auf der Höhe des Lebens. Aber das Ende, das Ende vom Lied kann ich nicht finden. — — Und keiner kann mir dabei helfen. Wenn ich darnach suche und mich unruhig in den Kissen umherwerfe, meint Mutter, ich mache mir Sorgen wegen meiner Krankheit, und spricht von Vorsicht und Geduld. Lächerlich! Was kümmert mich das bißchen Kranksein, solange ich schaffen kann! Wenn ich nur den rechten Schluß für mein Lied erst hätte, den starken, erlösenden Ausklang! — —

— — — Es ist so töricht von Mutter, sich ernsthaft um meine Krankheit zu sorgen — als ob ich jetzt sterben könnte! So etwas Sinnloses gibt es überhaupt nicht. Ich fange ja eben erst an zu leben, bisher war alles nur ein Dämmern, Darben und Ducken. Und ich weiß, daß ich leben werde, leben muß, bis ich mein hohes Lied vom Leben gesungen habe. — — — — —

— — Es wird freilich noch lange dauern, ehe mein Buch geschrieben ist. Ich bin so müde und traurig. Heute wollte ich anfangen, meine singenden, klingenden Verse niederzuschreiben, aber sie wehrten sich und ließen sich nicht fassen und nicht halten. Meine Hand zitterte und das Herz tat mir weh.

In der Nacht sind sie alle in meiner Macht, die Worte und Gestalten meines Liedes. Lebenswarm und farbenreich sehe ich sie vor mir, und ich fühle das mächtige Leidenkönnen und Liebendürfen in ihnen und mit ihnen!

Aber am Tage ist meine Gewalt zu Ende. Sie gehorchen mir nicht. Sie stehen von ferne und wollen sich mir nicht beugen. Ob einst wohl ein anderer sie fassen und halten wird? Bin ich nicht stark genug, ihrer Herr zu werden — nicht groß genug, ihr Dichter zu sein?

Das quält mich in der Seele und macht mich ruhelos. Mutter, die nichts davon weiß, weint Tränen auf ihr Strickzeug, und der Doktor, der nichts ahnt, schüttelt den Kopf und verschreibt mir eine neue Medizin. — — — —

— — — Nun ist es nach viel Unruhe ganz stille in mir geworden. Ich fühle, daß ich noch warten muß, ehe ich mein Buch schreiben kann! In meinem Liede ist einer, der Beste, der Held, der ist wie ich — und doch nicht meinesgleichen. Er ist, was ich vielleicht geworden wäre, wenn die Sonne meinem Wachstum geschienen hätte, wenn ich hätte jung sein dürfen ohne Armut, ohne Krankheit! So stark und freudig wie mein Held muß und will ich werden, ehe ich mein Buch schreibe. Es wird nicht matter und farbloser, es wird kräftiger und reicher und reifer, je länger ich warte und es heimlich im Herzen trage.

So liege ich denn ganz stille — wenn sie mich nur immer in Ruhe ließen — und arbeite an meinem Buche! Mit der Zeit werde ich schon den rechten Abschluß finden, der mir immer noch fehlt. Denn in einem mächtigen,

friedereichen Akkord soll mein hohes Lied ausklingen, — nur warten, nur Geduld haben! — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Doktor sagte heute, daß ich jede Nacht starkes Fieber hätte und gewiß unruhig schliefe. Ich lache ihn heimlich aus, aber ich verrate nichts. Meine lieben Gestalten, meine schönen Verse möchten wie die Geister sein, die verschwinden, wenn man sie nennt. — — —

— — — Ich bin sehr einsam und allein mit all den starken Gedanken und großen Plänen. Vielleicht hätte mein Vater mich verstanden! Der ist ein Phantast gewesen und an der Schwindsucht gestorben, als ich noch ein Kleinkind war. Verblichen und sonnenfleckig hängt seine Photographie über meinem Bette, seltsam traurig, mager und müde sieht er darauf aus. Wenn meine Mutter von ihm spricht, sagt sie immer: „Mein armer Mann!" Vater, ich glaube, du hättest mich begriffen, mich und meine Sehnsucht, denn du ließest mir deine Art zu leben und zu leiden!

Mutter ist aus anderem Holz geschnitzt, eine „so prächtige Frau", wie alle Leute sagen. Wir haben uns sehr lieb, — aber ich kann ihr nichts von meinem ungeschriebenen Buche sagen, und nichts von meinem Leide! — — —

Ich habe Mutter mit dem Doktor flüstern hören, und sie hat diese Nacht zum Herzbrechen geschluchzt. Ich weiß, sie denken an meinen Tod. Aber sie wissen nicht, wie sehr ich lebe, gerade jetzt lebe, viel tausendmal mehr als früher, da sie mich gesund nannten. Und es ist doch unmöglich, dann zu sterben!

Aber ich will heute noch anfangen, meine Verse niederzuschreiben, denn mein Buch muß fertig werden — schnell fertig werden! Nur den Schluß weiß ich noch immer nicht. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kann mein Buch nicht schreiben. Ich kann meine starken, schönen Verse nicht wiederfinden. — — Ich habe sie alle vergessen. —

Was ich niederschreibe, ist ganz anders, so matt und flügellahm und dumm! Meine Hand zittert und ich friere immer. Die Sonne ist lange, lange nicht zu mir gekommen. Alles ist farblos, und so weit, weit weg von mir und so todestraurig. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Mein ungeschriebenes Buch quält mich und macht mir das Herz schwer. Und das Sterben schwer. Denn ich weiß, sie glauben an meinen Tod. Mutter tut mir allen Willen und ist so weich wie noch nie.

Von der Zukunft und wie königlich wir mit meinem Hilfslehrergehalte zusammen hausen und sparen wollen, spricht sie kein Wort mehr, arme Mutter!

Und doch ist etwas in mir, das schreit nach Leben und glaubt an keinen Tod. Nein, nein, es kann nicht so zu Ende gehen, — schon zu Ende sein mit mir und meinem Liede. Ich fange ja erst an zu leben, will erst werden und wachsen. Ich habe ein Anrecht auf all das Große und Schöne des Lebens da draußen, — und ich lechze darnach!

Die andern sehen nur, daß ich abgezehrt und müde am Leibe bin, — aber sie wissen nicht, wie in mir meine Seele lebt und wächst, wie sehr sie die

Schönheit und Kraft des Lebens begehrt, und schon in sich fühlt! Ich weiß, dies alles ist nur ein Vorspiel, nur der Auftakt zum Hohenliede meines Lebens, und ich muß es irgendwo und irgendwie doch zu Ende singen und zwingen. Denn auch der Tod ist kein Ende, kein Ende vom Lied. Ich werde — — —

* * *

Sie fanden diese Blätter und noch einige andere mit unleserlichen, seltsamen Versen, als sie ihn begraben hatten. Das war Ende April und der Frühling kam ins Land, und das große Leben rauschte mächtig hinweg über ihn und sein ungeschriebenes Buch!



## Das Alter.

Von

H. W.

Das Leben ist ein Steigen
Auf Bergesbahn;
Die Weiser alle zeigen
Vom Tal hinan.

Und liegt des Weges Mitte
Schon weit bergab,
Dann hemme deine Schritte
Und schau hinab!

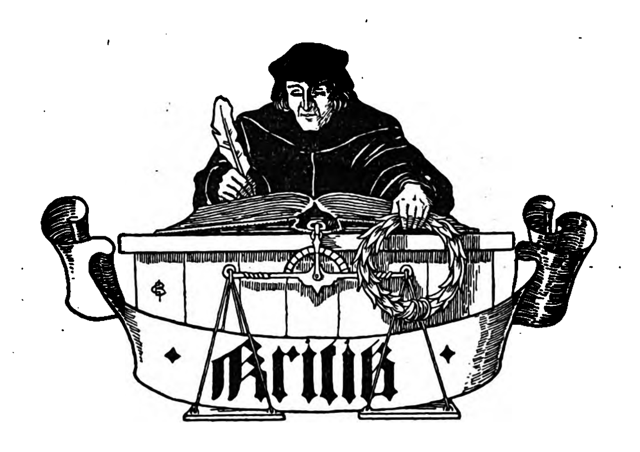
Wie liegt vor dir das Ganze
So wunderbar,
Im Herbstessonnenglanze
Nur doppelt klar!

Was hoch und groß dich deuchte,
Wie ist es klein!
Es dringt dein Blick, der feuchte,
So tief hinein.

Worum du heiß gestritten,
Du merkst es kaum,
Was du erlebt, erlitten,
Ist wie ein Traum.

Es liegt, da du schon höher,
Das andre weit —
Nur näher, immer näher
Die Ewigkeit! — —






## Lyrisches.

Unter den neueren Talenten, die im bunten Gemälde unserer jetzigen Literatur bereits eine bestimmte Farbe bedeuten, wird Detlev von Liliencron in erster Reihe geschätzt. Im bürgerlichen Hause ist seine Lyrik noch nicht heimisch geworden, wie das manche seiner Gedichte tatsächlich verdienten. Es bedarf keines Zweifels, daß man der deutschen Familie den ganzen Liliencron, auch aus künstlerischen Gründen, nicht empfehlen kann. Frisch und tapfer setzte freilich das starke Talent dieses ehemaligen Hauptmanns ein; wundervoll in sich geschlossene, stimmungssatte, fest geprägte Bilder aus Natur und Kriegsleben gelingen ihm. Aber, statt der sehr wünschenswerten seelischen und geistigen Vertiefung entwickeln sich nun bald bei ihm zwei Eigenarten, die seinem Gesamtbilde nicht zugute kommen: er wird, unter dem Einfluß des Impressionismus, künstlerisch oft leichtfertig, er wird, unter dem Einfluß der modernen Entartung, auch sittlich (Erotik) noch wahlloser, als er es schon von Natur ist. Etwas wie stilistische Manier nistet sich ein; Verse fliegen hinaus, denen die innere Notwendigkeit fehlt. Und als man ihn im vorigen Jahre zu Berlin vollends als Überbrettl-Leiter auf die Bühne stellte und mit dieser ganzen wüsten Umgebung noch enger in Verbindung brachte, da wurde sein Bild vollends verzerrt und entstellt. Liliencrons Kern ist gut und beinahe kindlicher Art; der Dichter scheint durch eine unendlich gutmütige Natur in all das hineingeraten zu sein. Aber ein künstlerischer und ethischer Charakter, eine wahrhaft durchgeistigte und geistig adelige Persönlichkeit müßte genau die umgekehrte Entwicklung durchmachen: eine stetige Verinnerlichung bis zur in sich abgeschlossenen, weise sich beschränkenden Meisterschaft. An Goethe haben wir ein Vorbild.

Von Liliencrons Gedichten liegt ein Auswahlbändchen für die Jugend vor (Berlin, Schuster & Löffler, 75 Pf.). Die Hamburger Lehrervereinigung, der man durchaus nicht immer zustimmen kann (sie hat z. B. die kläglichen Zerrbilder des Dehmelschen Fitzebutze der Welt angepriesen, und Herr Lottig hat eine Auswahl aus Rosegger kindisch, nicht kindlich eingeleitet), hat die nicht üble Auswahl veranstaltet.

Von Liliencron zu seinem Freunde Richard Dehmel ist räumlich kein großer Schritt; aber künstlerisch, in der Art ihrer Schaffensweise, ein um so größerer. Dehmel, durch und durch in seinen Gemüts-Instinkten verwirrt, Muster eines verbohrten, suchenden und doch immer um dumpfe Erotik herumspürenden Dekadents, wühlt nach innen, findet hierbei oft sehr vergeistigte und durchdachte Prägungen und Bilder, kommt aber nur ruckweise und gelegentlich zu fließender, natürlicher Stilistik. Alles ist eingehüllt in eine Atmosphäre von trüb-erotischer Sinnlichkeit, die sogar das „Religiöse" mit Vorliebe in ihren Bereich zieht, ja zwischen Brunst und „Religiosität" unmittelbare Fäden zu ziehen weiß. Der gemeinsame Boden dieser Art von „Liebe" und „Askese" — ich setze Anführungszeichen — ist Erschöpfung des Nervensystems, sagen wir's nur ganz trocken heraus, Erschöpfung und Vergeudung. Von der Erotik aus wird bei Dehmel Welt und Gott betrachtet; es ist philosophierende Erotik, es ist ein schmerzliches Verwühlen in Scheingenüsse und Schein-Entsagung; auch seine reineren und kraftvolleren Stellen wirken dadurch nicht glaubhaft, nicht befreiend. Man fühlt: dieser Mann ist nicht frei, kann nicht frei werden, denn er hat seine Gedankenwelt durchseucht und durchtränkt mit erotisch-philosophischem Materialismus. In seinem Denken und Dichten ist er nicht unbedeutend; eine kleine Großstadtgemeinde verehrt ihn brünstig.

Auch von ihm hat der Verlag von Schuster & Löffler eine Auswahl veranstaltet — freilich nicht für die Jugend.

Karl Busses natürliche Frische muß man nach so viel durchdachter und begründeter Unreinlichkeit als eine angenehme Erleichterung empfinden. Aber auch hier muß der wohlwollende Beobachter den Kopf schütteln, aus einem ganz anderen Grunde als bei Dehmel. Busses Dichten und Busses Urteile laufen so froh dahin, daß man seine Verse ebenso wie seine Prosa mit körperlichem Behagen herunterliest. Es leuchtet alles dem gesunden Menschenverstande mühelos ein; es fehlt nicht an studentischem Schwung, es fehlt auch nicht an mancher glaubhaften Begründung, kurz, man fühlt sich als ein Stück vom „breiten Publikum" und ist angenehm und gesund unterhalten oder belehrt. Aber — so möchte man nun Busse anreden — haben Sie jemals Stunden erlebt, wo Sie vom gütigen Schicksal einmal gründlich abseits an den Rand des strömenden Lebens gestellt wurden, so daß Sie nun gesammelt und beruhigt sich selbst und die bisherigen Mitschwimmer und Mitlärmer überschauen konnten? Fühlten Sie dann, wie Ihr Blut und Ihre Seele merklich von der flotten oder schmerzlichen Aufregung da draußen — bei Ihnen ist's die flotte — genas und ein inniger Seelenglück, stillere Kraft und Klarheit, langsamere und eindringlichere Worte des Dichtens und des Urteilens fand? Nein, das erlebte Ihre flotte Sicherheit nicht — noch nicht wenigstens!... So könnte man zu Karl Busse in aller Ruhe sprechen.

Von ihm liegt ein neuer Band Gedichte vor, dessen munterer und strammer Inhalt dem Titel „Vagabunden" (Verlag von Cotta, Stuttgart) alle Ehre macht.

Während bei Busse ein allgemein nationaler Ton wohltuend und tendenzlos berührt, ist der ehemalige Stürmer und Revolutionär Karl Henkell ganz in sozialistischen Ideen groß geworden. Aber in der Raschheit seiner hineilenden Strophen hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem leichteren Busse. Nur drängt bei ihm alles nach stürmischer Rhetorik, während Busse zum sangbaren Liede

eine ausgesprochene Begabung besitzt. Hat sich der rhythmische Ankläger Henkell dichterisch und gedanklich vertieft? Ich wage nicht zu bejahen. Das ist der alte, unberuhigte, flüchtig-heftige Ton der Zeiten der „Revolution der Literatur". Man ermüdet rasch bei diesem Ton. Es wird da zwar scharf und hell gesprochen aber nicht eindringlich, nicht haftend. Es ist zu wenig magnetisches Fluidum in Rede und Wesen dieses Dichters; er weiß uns nicht in eine abgegrenzte Welt einzuspinnen, er ruft zu viel hinaus.

In seinem eigenen Verlage (Zürich, Verlag von Karl Henkell & Komp.) hat er einen billigen und reichhaltigen Auswahl-Band veröffentlicht: „Aus meinen Gedichten".

Die folgenden drei Lyriker vertragen eine gewisse gegenseitige Nähe. Da ist zunächst, als der künstlerisch reifste, Maurice von Stern. Dieser vielumgetriebene Poet hat ein stark ausgeprägtes dekoratives Talent, wie man so sagt: hat einen Blick für Schönheitswirkung der Farbe und der Stimmung, hat aber auch ein feines Gehör für melodischen Tonfall.

„Wo rankende Rosen von bröckelndem Stein
In lichten Gewinden die Tiefe beschnei'n,
Da lacht wie das Echo melodisch und hell
Der sprudelnde, neckische, eisige Quell.
Aus Rosengespinst und aus grauem Granit
In hastigen Sprüngen der klingende flieht;
Von Stufe zu Stufe in wechselndem Fall
Mit dunstigen Schleiern und singendem Schall."

Man sieht und hört diesen melodischen Quell zu Tal springen. Diese Strophe ist kennzeichnend für Stern; so ist er immer und überall; geschmackvoll in der Form, geschmackvoll im Empfinden, Schauen, Gestalten. Er liebt die breit hinrauschende Strophe, die ihm Entfaltungsraum gibt zu lyrischer Schilderung. Auch neigt er leise zu Prunk und Rhetorik, verführt durch seinen Sinn für Klangschönheit. Soll ich Bedenken äußern? Der Gedanke und das seelische Erlebnis treten hinter dieser Freude an der künstlerischen Form leicht zurück, werden eingesponnen in die immer sich gleichende rhythmische und sprachliche Behandlungsweise. Man möchte manchmal einen kurzen Seufzer, so recht aus unmittelbarer Seele heraus, vernehmen; man möchte den Dichter manchmal traulich plaudern hören, nicht bloß offiziell reden und schildern; man möchte manchmal den ernsten Baß einer dunklen, beschatteten, herberen Stimmung aus langsameren Rhythmen heraushören, nicht bloß diesen hinrauschenden Bariton oder Tenor einer klangreichen Schönheitsfreudigkeit.

Sein neues Versbuch „Blumen und Blitze" ist zu Linz in der Österreichischen Verlagsanstalt erschienen. Es verdient Freunde.

Schönheitsfreudigkeit ist auch das bezeichnende Wort für die leicht wiegenden, echt lyrischen Talente Hans Bethge und Karl Vanselow. Bethges neue Sammlung „Feste der Jugend" (Berlin, Schuster & Löffler) verdankt ihren wesentlichen Inhalt einem offenbar sehr anregenden Aufenthalt in Spanien, dessen schöne Weiblichkeiten, die Dolores, Carmencita, Juanita u. s. w. noch immer ihren historischen Ruhm zu behaupten scheinen. Der Dichter berauscht sich ordentlich in seiner Freudigkeit an Klang und Farbe; er geht mit einem Notizbuch durch das alte, romantische Land, und alle Eindrücke und Erlebnisse verdichten sich ihm zu lyrischen Ergüssen. Das klingt gut und liest sich schön,

ohne Zweifel; aber die Vertiefung fehlt, es fließt und eilt alles zu rasch, es gleicht sich alles zu sehr! Wie wenig hat z. B. Lord Byron, im Verhältnis hiezu, von seiner Childe-Harold-Reise rund um Europa nach Hause gebracht: aber jene zwei ersten Gesänge des „Childe Harold" waren gesättigt von Herzensblut und Individualität. Diese Bethgeschen Liebesabenteuer glaub' ich gar nicht recht; jedenfalls ward des Dichters Seele nicht besonders dadurch angestrengt und wahrhaft bereichert auch nicht. Es ist Stoffansammlung, aber keine Bereicherung an Gewicht und Substanz. Hier eine Probe aus diesem lyrischen Tagebuch:

„Von Salamankas Türmen klangen
Die Lieder, die den Abend krönen.
Wir waren an den Fluß gegangen,
Und unser zärtliches Verlangen
War selber wie ein Glockentönen.

Im Flusse sang das letzte Schäumen
Des Tags, der uns ein Segen war,
Und in des Tales tiefen Räumen
Standen die Pinien wie in Träumen
Und rauschten, rauschten wunderbar."

Eine weiche Natur tritt in Karl Vanselow unter die bunten Lyriker der Gegenwart, eine mitunter beinahe süßliche Natur, dabei nicht unsinnlich, voll Verständnisses für feinklingende, lichte, klare Strophenform und Schönklang der Worte. Einen besonders gearteten Gehalt vermag ich in seinem Buche „Von Weib und Welt" (Tempelhof, Schulhausverlag) noch nicht zu entdecken. Behaltenswert sind die drei ersten Strophen seines Eingangsgedichtes, eines Gedichtes von mildem Wohlklang des Empfindens und der Worte:

„Selig sind, die reines Herzens sind.
Ihren Blick verzehrt nicht Nacht noch Ferne.
Wunschlos gehn sie, wunschlos wie die Sterne
Mit den Augen, die wie Märchen sind.

Und sie haben eine heil'ge Macht.
Um sie her sind schöne, fromme Träume.
Wo sie weilen, lichten sich die Räume,
Und die Stürme werden keusch und sacht.

Wo sie wandeln, gibt's kein Dornenweh,
Und die Blumen neigen sich und grüßen,
Und der Weg wird weich vor ihren Füßen,
Daß sie hingehn wie auf Blütenschnee"...

Diese Gedichte sind Frau Frida Schanz gewidmet, von der uns das letzte Jahr gleichfalls eine neue kleine Sammlung gebracht hat: „Intermezzo" (Verlag von Lattmann, Goslar). Diese Dichterin hat sich, von ihrem Wirken am „Daheim" aus, menschlich und geistig viele Freunde erworben und ist in der Stille und Güte ihres geläuterten Wesens eine erfreuliche Erscheinung. Ihr neues Gedichtbuch bedeutet eine Verfeinerung ihrer lyrischen Technik. Es liegt ein leichter Schatten, manchmal verschleierte Müdigkeit über diesen Gedichten, trotz aller Freudigkeit am Schönen und Guten, das der Verfasserin innewohnt. Und diese Schleier hindern mitunter die rechte Unmittelbarkeit des Zugreifens, so sehr auch der Dichterin Verinnerlichung dadurch gewonnen hat.

Noch eine Dame sei hier gleich erwähnt, die Westfalin Lulu von Strauß und Torney, jünger und herber als die zuvor genannte, auch zur Balladen-Dichtung eigenartig befähigt. Dies Versbuch („Balladen und Lieder“, Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) berührt durch seine Echtheit und Ehrlichkeit angenehm; es ist darin nichts von Sterns Schilderungsfreude, Bethges oder Vanselows Schönheitskunst, nichts von Busses leicht-flottem Singeton; es ist viel einfacher und wahrhaftiger, menschlich darum unmittelbarer wirkend. Die Balladen verraten den Einfluß des hochbegabten, geschmeidig-kraftvollen Börries von Münchhausen; sie sind von einer Kraft, die man einer jüngeren Dame nicht zutrauen sollte. Ihr Gefühlsleben gibt sich in den lyrischen Bekenntnissen keusch und verhalten. Ihr ganzes Wesen ist gesund und gehaltvoll.

Zu einer durch und durch männlichen und mannhaften Gestalt will ich von hier überspringen: zu dem Einsiedler Gustav Renner, der beharrlich von der landläufigen Presse totgeschwiegen wird. Dieser trotzig-herbe Mensch und Künstler verdient ernstliche Beachtung; und ich möchte wohl, daß sich mancher Leser für seine „Gedichte“ zunächst (erschienen im Selbstverlage, Wilmersdorf, Preußische Straße 8; 2 Mk.), für seine „Neuen Gedichte“ und nun auch für seine zuletzt erschienene episch-lyrische Dichtung „Ahasver“ interessieren könnte (Leipzig, Julius Werner; mit dem Bildnis des Dichters; 2 Mk., geb. 3 Mk.). Der sehr harte Ton dieses Mannes hat in seiner düsteren Klangfärbung nichts mit der schwächlichen Verdrossenheit der „décadence“ gemein. In diesen Versen ist Herzblut; und dies Herzblut ist heiß genug, auch seine Denkarbeit zu durchglühen und den Gedanken in Erlebnis und Anschauung umzusetzen. Hier einige Proben von seiner bildnerischen Prägungskraft:

„Hört ihr dort an den Felsen jenes Wetzen?
Es ist der Tod. Er schärft die Sense schon
Am Fels des Hochgebirgs, daß rings die Funken
Als Blitze sprühen durch die Nacht! . .

Oder:

. . . „Könnt' ich die Erde reißen
Aus ihrer Bahn, in die sie festgeschmiedet
Mit Ketten, unsichtbaren! Könnte ich
Mein eignes Glück auf jene Welten tragen,
Die droben leuchten, jede ein glühend Herz,
Von Wald und Meer umgürtet! Wüchsen mir
Mit meinem Leben meine Kräfte auch,
Mit jedem Jahre Macht und Stolz und Geist,
Die schwellenden Glieder und die Hochgedanken,
Daß dieses rote, quellend heiße Blut,
Das jetzt in Tropfen durch die Adern schleicht,
In Katarakten durch die Adern stürmte.
Und ich, der ewig lebt, auch ewig wüchse!
Bis ich zuletzt, den weiten Raum beschattend,
Des Weltalls ganze Kräfte in mich zöge,
All-alle Leidenschaften, Triebe, Wesen,
Daß dieses Lebens ungeheure Fülle
In neuen Formen aus dem Herzen bräche
Und alle Sonnen, alle Welten kreisten
In mir und durch mich — daß ein jeder Hauch,
Der kommt und schwindet, mein wär', mein, mein eigen!“

Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß sich Renners in den Grundrissen bedeutend angelegte Welt kläre und runde, daß der Mensch und Dichter durch-

bringe durch alle Bitternis und Einfluß gewinne. Wir brauchen echt männliche Töne neben echter Weiblichkeit.

Von dem Kämpfer Renner zu dem Beschauer und Genießer italischer Schönheit und klassischer Stätten, zu Heinrich Vierordt, ist eine ziemliche Reise. Seine Tagebuchblätter aus Italien, „Gemmen und Pasten" (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung) geben von seinem Schaffen und Wesen kein volles Bild, sind aber gleichfalls wieder charakteristisch. Hier sind die seelischen Kämpfe des inneren Menschen erledigt; sie waren nie bedeutend, die Kraft dieses dichterischen Organismus ist anderer Art. In der Schule Platens groß geworden, schaut Vierordt gern nach dem klarsten Linienwerk und der lichten Lebenseinfalt des Südens. Dies klassische Ideal edlen Gleichmaßes, gelegentlich ein heiter-ironisches Plaudern, gelegentlich ernst und gefaßt, aber nie innerlich erregt und aufgewühlt — dieses blanke Geschlossensein nach außen ist als Ziel unserer Entwicklung ein sehr erstrebenswerter Zustand. Aber er kann nur durch organisches Reifen erreicht werden. Es hilft uns nicht viel, wenn wir uns mit Bildern und Vorstellungen, mit Götterwelt und Lebensweisheit des klassischen Altertums drapieren oder auch, tiefer genommen, anfüllen. Man beachte doch ja, daß für den 37jährigen Goethe, als er nach Italien zog, so wie so ein Zeitpunkt der weisen Beschränkung, der bewußten Beruhigung gekommen war; die Griechen waren für ihn und Schiller nur Hilfs- und Ausdrucksmittel. Wir werden unsererseits nie so töricht sein, das klassische Südeuropa zu verachten; aber ich meine, wir müssen hierin selbständiger und bodenwüchsiger werden. Vierordts Tagebuchblätter sind nun allerdings, das muß zugestanden werden, menschlich einfach und echt; man sieht immerhin den deutschen Menschen durch jene Stätten wandern. Aber dichterische Tiefe und innere Notwendigkeit des lyrischen Erlebnisses vermißt man sehr oft denn doch; es sind Anmerkungen, Bilder, Einfälle, Betrachtungen oft ansprechender Art und von männlicher Einfachheit und Wahrheit, aber nicht die tiefere Seele berührend. Seele? Diese nach Süden schauenden Künstler — ich denke besonders an Hermann Friedrichs und an den Lyriker Wilhelm Weigand — wissen mit unseren echt deutsch-seelenvollen Herzensmenschen nicht viel anzufangen; die marmorne Plastik und klare Prägung, das etwas kühle „Künstlertum" sind ihnen erstrebenswertere Ziele. Habt ihr aber nicht zu viel Statuen und Bauwerke angeschaut und zu wenig Menschen, deutsche Menschen, zu wenig des deutschen Waldes geheimnisvolles Kunstwerk?

Von Baden aus dürfen wir am nahen Elsaß nicht vorübergehen, denn da regt es sich hoffnungsvoll. Zwei Gedichtbücher aus demselben Verlage (Ludolf Beust in Straßburg) verlangen eine Begutachtung; menschlich und künstlerisch zwei ganz verschiedene Bücher, beachtenswert beide. Christian Schmitt verdient in erster Reihe unter den Vorkämpfern für neues literarisches Leben im Elsaß genannt zu werden. Er ist der Begründer des literarischen „Alsabundes" und mehrjähriger Leiter von dessen Organ „Erwinia". Und er ist selber als Lyriker und Kritiker mit warmherzigem Idealismus tätig. Technisch betrachtet geht sein Talent über die Grundsätze der Geibel-Platenschen Richtung und etwa der Schwäbischen Dichterschule nicht hinaus; er setzt den lyrischen Ton der Brüder Stöber erfolgreich fort. In allem, was er schreibt, ist eine warme, edle, gewinnende Menschlichkeit, die durch Leid erzogen worden; auch seine „Neuen

Gedichte“ sind dessen ein Beweis. Der junge René Schickele setzt mit seinen stürmischen „Sommernächten“ dieser abgeklärten Innerlichkeit ganz andere Akkorde entgegen. Man kann beide Persönlichkeiten nicht gut vergleichen; in dem durch und durch dichterischen Schickele schäumt und gärt noch alles. Seltsam schöne und selbständige Bilder großen Stils gelingen seiner dithyrambischen Begabung. „Auf den Pappeln, die zwischen Himmel und Erde gestemmt sind, schlägt der Sturm eine schwarze, dumpfe Weise“ . . . „die Nacht brüllt wie ein Raubtier auf, es ist die Stunde des Mords. In den Bäumen wühlen Winde und im schmutzig-silbernen Wasser blinkt die Farbe des bösen Blicks“ . . . „das Meer wird bis zum Himmel höhnen und im Feuer schwefelgrüner Blitze wird sein weißer Schaum verzischen“ . . . Da spricht ein vollwertiger Dichter. Aber von solcher Stimmung aus betrachtet, aus der revolutionären Sturmnacht heraus — kommt auch das beste Goethesche Lied mit seinem feinen, leisen Wohllaut nicht auf. Auch dieser Ton hat seinen Wert; aber er ist nicht der einzige Ton auf der reichen Harfe menschlichen Empfindens. Pindar und Klopstock sind herrlich; aber das schlichte deutsche Volkslied ist nicht minder herrlich. Freilich muß die Natur still und sonnig genug sein, damit man eines Wiesenbachs melodisch Plätschern, einer Nachtigall oder eines Morgenwindes unstürmisch Sommerlied mit Ruhe vernehmen könne. Wird die Ruhe langweilig und unfruchtbar — so stürmt, junge Stürmer, und wir sind euch dankbar! Das Elsaß insbesondere kann Sturmwind der Geister brauchen.

Auch einige ausgesprochen jung-katholische Talente verdienen Beachtung. Um die Münchener „Literarische Warte“ haben sich etliche Begabungen gesammelt, worunter besonders Hans Eschelbach, Philipp Witkop, auch M. Herbert hervorragen. Philipp Witkops Jugend berechtigt zwar zu Hoffnungen; nur ist er mir in seinem „Liebeslied und andere Gedichte“ (Zürich, Verlag von Karl Henkell & Komp.) bereits zu formenglatt. Wir wollen abwarten, ob dichterischer Gehalt, seelische Entlastungs-Notwendigkeit hinzutreten. Die gleichfalls schön die Form beherrschende M. Herbert („Einkehr“, Neue Gedichte, Verlag von Jos. Roth, Stuttgart) zeigt sich hier von einer sympathisch berührenden religiösen Innerlichkeit.

Eine Reihe angenehmer lyrischer Werkchen, die noch auf ein Geleitwort warten, müssen mir bei dieser Unmenge des andrängenden Materials für knappe Nennung dankbar sein, da sie durch keine besonders ausgeprägte Eigenart zu ausführlichen Bemerkungen Anlaß geben. Da sind Kurt Warmuths warm und hell geschaute „Sonnenfalter“ (Leipzig, Johannes Cotta Nachf.); die durch Gehalt und Formsicherheit gleicherweise ansprechenden Gedichte von Anna Dix („Im Sonnenglanz“, Dresden, Pierson); temperamentvolle, wohl mehr dramatische Entwicklung versprechende, einen vielleicht noch energisch einst hervortretenden Persönlichkeitsgehalt verratende Bekenntnisse von Paul Friedrich („Im Lebenssturm“, Berlin, Grote); anmutige, schön abgerundete kleinere Lieder aus Thüringen von Georg Neumeister („Lieder und Gedichte“, Leipzig, Luckhardt); ähnlich geartete, aber mehr tirolerisch gestimmte, sonnige Strophen von Severin Mair („Ein Stückchen Himmelblau“, Druck und Verlag der „Tyrolia“, Bozen); flüssige und nicht eben trübe „Elegien“ von Theodor Souchay (Cannstatt, Reitzels Hofbuchhandlung); leidvolle Seufzer von Melanie Ebhardt („Stromschnellen“, Wiesbaden, Staadt) und freudvolle Juchzer

von Josef Stibitz („Lieder und Weisen“, Friedland i. B., Verlag des Rübezahl).

Zwei Erscheinungen aber verdienen zum Schlusse einen etwas breiteren Raum, weil es sich hier um grundsätzliche Unterschiede handelt. Noch liegt hier eine Gedichtsammlung von Wilhelm von Scholz („Der Spiegel“, Leipzig, Hermann Seemann Nachf.); und daneben bitten einige Hefte der lyrischen Monatsschrift „Der Spielmann“ (Herausgeber: Dr. Ernst Wachler, Weimar; Verlag von Fischer & Franke, Berlin; vierteljährlich 2 Mk.) um eine herzliche Empfehlung, deren sie in der Tat wert sind. Nach Ausstattung und Inhalt liegt im „Spielmann“ eine nicht kostspielig zu beschaffende Zeitschrift vor, die in vielen Familien Beachtung verdient. Man ist auf dem Laufenden über die gesunde, deutschem Volksgeist entsprechende neueste Lyrik unserer jetzt eben um uns hinflutenden Literatur. Talente wie Gustav Falke, Max Geißler, Maurice von Stern, Christian Wagner, Hugo Salus, Georg Busse-Palma u. s. w. sind Mitarbeiter; alle „Décadence“ ist bewußt daraus verbannt. Denn der Herausgeber befindet sich in seinen vielfach kritisch geäußerten Ansichten von der „Notwendigkeit einer Läuterung unserer Dichtung im deutschen Volksgeiste“ zur üblichen Moderne im Gegensatz. Es ist die national-volkstümliche und national-moderne Richtung, die wesentlich im „Spielmann“ im Vordergrunde steht.

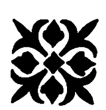
Aber das Muster eines abstrakt-modernen — ich betone: abstrakt, nicht lebendig-modern — Versbuches bilden die erdachten Gedichte des anderen Weimarers Wilhelm von Scholz. Wir nähern uns hier wieder dem Dehmelschen Dunstkreise; und da wird es mir schwer, ein instinktives Unbehagen zu überwinden und sachlich zu bleiben. Auch dem engen Zirkel der verschnörkelnden, mit Worten buhlenden Jung-Wiener (Stefan George, Hofmannsthal) sind wir hier nahe; und ebenso dem blassen Ästheten- und Artistentum der Zeitschrift „Insel“. Lichtreflexe und Nerveneindrücke, dumpf empfunden und in verworrenem Wortgefüge wiedergegeben; manchmal ein glücklich erwischtes Bild und sofort wieder ein mühsam hinzugequältes Beiwort; eine entsprechende dumpf-symbolische, scheintiefe Welt- und Kunstanschauung — — so sind sie gefangen und geknechtet von ihrer eigenen Manier, diese eingebildeten Spezialisten. Nur wenige Gedichte, und zwar etwas „herkömmlicher“ Art, kleine und fein durchgeistigte lyrische Stimmungen (z. B. S. 19, 20, 26), sind in sich klar und abgerundet. In die meisten aber hat sich der Dichter hineingequält, möcht' ich fast sagen, in seinem manierierten Suchen nach stilistischer Originalität. „Ein Singen von tief eingesaugten Lettern“ — „deine Träume, die du im Schlaf zerrissen“ — „vom tiefen Rausch errungener Erfüllung“ — „ich habe ... mich gesehnt, bis fast mich trugen die getrunk'nen Räume“ — „dunkel wächst in uns das Ziel“ — „das stille Feuer deiner Schritte wärmt“ — — nirgends ein wirklich seherisch lichtes, befreiendes Schauen! Der Titel des Buches wird in dunklem Einleitungsgedicht („Der Spiegel“) „erläutert“:

„Und wieder faſſ' ich's so: das Spiegelglas,
das du in deines Lebens Mittagshöhe
ansiehst ohn' Unterlaß
in jener augentiefen Nähe,
wo es schon fast von deinem Hauche naß,
zeigt dir, wenn du beharrst
und wartend bis zum Grund der Spiegelbilder starrst,
erfüllt, was unerfüllt in dich gesunken

und aus der Glut,
aus deinem Blut
ein traumhaft Leben sich getrunken.
Und du erwachst, wenn ich dich so den Pfad
zur klaren Flut ewiger Bilder führe
und aus dem Reich des Spiegels, nicht der Tat,
dich leis mit meiner Hand berühre."

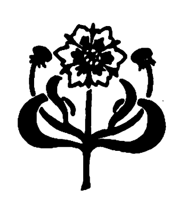
Ich habe manches philosophische Werk gelesen — hier aber bin ich nicht mitgekommen. Wohl aber möchte man kräftig „mit der Hand berühren" und zum Erwachen aufrütteln dies nachgerade geschmacklos verrannte, philosophierende Artistentum, das Verse ersinnt, aber nicht erlebt.

F. Lienhard.



**Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe.** Verlag E. A. Seemann in Leipzig.

Der durch seine trefflichen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Kunstliteratur aufs beste bekannte Verlag bietet mit diesem neuen Unternehmen ein Werk, für das ihm jeder Kunstfreund zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist. In zwanzig Heften zu je fünf Blättern soll je ein Werk eines bedeutenden deutschen Malers in Farbendruck wiedergegeben werden. Zu jedem Bilde gehört ein Textblatt, auf dem der betreffende Künstler nach persönlichen und geschichtlichen Gesichtspunkten gewürdigt wird. Durch einen in Hinsicht auf das Geleistete staunenswert billigen Preis wird die Anschaffung dieses Museums unserer zeitgenössischen Malerei jedem ermöglicht. Denn die monatlich erscheinende Lieferung kostet nur zwei Mark; das in ausgezeichnetem Farbendruck wiedergegebene, auf Foliokartons aufgeklebte Blatt also wenig mehr als dreißig Pfennige. Wenn man nun bedenkt, welche Bedeutung die Farbe gerade in der modernen Malerei hat, so wird man zugeben, daß eine andere Art der Wiedergabe, als die farbige, nicht ausreicht. Wie aber diese Malerei andererseits dem Dreifarbendruck entgegenkommt, das beweist eine in ihrer Echtheit geradezu staunenswerte Wiedergabe von Leibls „Zeitungsleser". Bis jetzt sind zwei Lieferungen erschienen. Die erste bringt die Münchener Lenbach, F. A. v. Kaulbach, Grützner, Leibl, Hans v. Bartels; die zweite enthält Bilder der Berliner Menzel, Meyerheim, Hans Hermann, Liebermann und Skarbina. Den Text zur ersten hat Fritz v. Ostini, den zur zweiten Max Osborn geschrieben. Wir empfehlen diese treffliche Gemäldegalerie unsern Lesern aufs beste. St.






# Die Ideale und das Leben.

Das sind und bleiben doch schließlich die beiden Größen, die zusammen unser Leben und Lebenswerk zimmern: das hohe Ideal einer Persönlichkeit und das durchgeistete Bild einer Welt in uns, und die harte, widerstrebende Natur und Welt um uns; der göttliche Funke, wie er uns im Busen glüht und danach strebt, alle Dinge in seinen verklärenden Schein, in seine wärmende, umwandelnde Nähe zu ziehen, und die kalten Wasserstrahlen von außen her, die ihn zu ersticken oder wenigstens zu schwächen sich herzlich bemühen. Lebensarbeit und Ringen von Philosophen und Dichtern, Theologen und Glaubensmännern ist im Grunde nichts andres, als das Bemühen, diesen Widerspruch zu überwinden oder wenigstens zu verstehen und sich damit abzufinden. An der Art, wie sie es vermögen, kann man die Kraft ihrer Persönlichkeit und den Geist ihrer Zeit erkennen. Wie scharf, fast gewaltsam ist Schillers Losung:

> Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
> In des Ideales Reich . . .
> Fliehet aus der Sinne Schranken
> In die Freiheit der Gedanken.

Ein herber Idealismus liegt darin. Die materielle Welt ist, fast wie bei den Griechen, das „Nichtseiende", mindestens nicht beachtenswert. Das Ideal, die Idee, das Gedankenreich ist allein das wahre Leben. Wie konnte das enge, kleinstaatliche, ohnmächtige Deutschland diesem Feuergeiste genügen, sein Pegasus mußte ihn in die Lüfte tragen, und das enge, dürftige Schillerhaus, diese rührendste Stätte des erinnerungsreichen Weimar, wandelte sich ihm in ein Feenreich voll bezaubernder und hoher Bilder.

Ob noch heute ein Dichter so singen würde? Kaum. Die reale Welt hat für uns alle, und gerade auch für die Idealgerichteten unter uns, eine eminent erhöhte Bedeutung bekommen. Wir schauen nicht so ohne weiteres über unser Volk auf die Menschheit, Millionen umschlingend und die ganze Welt küssend, sondern sind voll frohen Stolzes, an der Zukunft eines großen Volkes mitarbeiten zu können; wie freuen uns auch des Erfolges, mit dem die emsigste





Wissenschaft unserer geschäftigen Zeit Welt und Erde, ihre Kräfte und Organismen durchforscht. Sind wir darum ohne Ideale? nüchtern und trägen Geistes neben dem herrlichen, hohen Schwung eines Schiller? Vielleicht doch nicht, nur das Ideal hat sich verschoben. Damals hieß es: Fort aus der Wirklichkeit, hinein in das Ideal. Heute ist unsere Losung: Hinein mit dem Ideal in die Wirklichkeit! Damals der erste notwendige Schritt, das Erkennen eines ewigen Zieles über dem Treiben der Welt, nun aber auch der zweite, ebenso notwendige: das arbeitsvolle Umwandeln der Wirklichkeit im Geiste dieses Ideales, das dabei freilich auch nicht unverändert bleibt.

Auf keinem Gebiete des Lebens ist der Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit so groß wie in der Kirche. Das liegt daran, daß nirgends das Ideal so hoch gesteckt ist, wie hier, wo es sich in einem Leben ohnegleichen verkörpert hat. Darum wird auf religiösem Gebiet dieser Zwiespalt auch besonders stark und peinlich empfunden und kann die ganze Wertung und Beurteilung der Kirche beeinflussen. Um die Extreme herauszunehmen: wer das Bild ins Auge faßt, das Christus von der Gemeinschaft der Seinen entworfen und im Zusammensein mit seinen Aposteln verwirklicht hat, wird hingerissen die Schönheit der Kirche preisen; wer andrerseits nur darauf achtet, wie wenig die wirklichen Kirchen oft diesem Bilde entsprechen, kann sie mit Geringschätzung als verfehlte Gründungen darstellen. Für das kirchliche Leben ist es aber stets ein gutes Zeichen, wenn dieser Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit lebhaft empfunden wird und eine starke Spannung erzeugt, denn dadurch werden auch die Kräfte rege, ihn auszugleichen. Nie ist es gut, wenn man irgendwo in einer der sichtbaren Kirchen schon die Idealkirche erblickt, denn da erlahmt der Eifer, dem Göttlichen nachzustreben. Besser, wenn die Gemeinde, ob auch unter Kämpfen, danach ringt, das christliche Ideal in seiner Reinheit zu erfassen und im Leben der Christen zu verwirklichen.

* * *

Überaus interessant ist es, dem Werden und Wechseln der Ideale in der Geschichte nachzugehen. Schwebt doch nicht nur jedem Menschen, sondern auch jedem Volk, jeder Zeit mehr oder minder bewußt solch ein Sehnsuchtsbild vor Augen. Darum war es ein geistreicher und fruchtbarer Gedanke von R. Eucken, wenn er in seinem noch lange nicht genug bekannten Buche: „Die Lebensanschauungen der großen Denker" an die Systeme der bedeutenden Philosophen und religiösen Persönlichkeiten mit der Frage heranging: Welchen Grundanschauungen von der Bedeutung des Lebens entspringt dieses System? Welch ein Lebensideal versucht sein Erbauer darin auszudrücken? E. Foerster hat von ihm diese Fragestellung übernommen und in seinem Buche „Lebensideale" (Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1901) in fünf kurzen, scharfgezeichneten Vorträgen die Veränderung der Lebensideale von der Antike über Mittelalter und Reformation bis zur Gegenwart in den Hauptmomenten der Geistesgeschichte verfolgt. Im Grunde genommen ringen in unserer westasiatisch-europäischen Kultur zwei Ideale miteinander um die Herrschaft. Die griechische Antike sucht im Erkennen, im Denken und Forschen das höchste Ziel des Lebens. Sie flüchtet aus der Welt der Praxis durch Askese und Betrachtung (Ekstase) in das freie Reich der Idee. Der einzelne strebt durch Isolierung der Vollkommenheit zu. Demgegenüber ist für das Christentum, wie es in Christus,

nicht immer in den Christen, Leben gewonnen hat, die höchste Lebensaufgabe nicht Erkenntnis, sondern Handeln und Schaffen, Arbeit in Liebe und aufopfernder Hingebung, um die eigene Persönlichkeit und die Welt mit den Kräften des Reiches Gottes zu durchdringen. Der einzelne gelangt zur Vollkommenheit nur durch die Wechselbeziehung in der Gemeinschaft. Die Antike preist die Erkenntnis, Christus die reine Gesinnung. Nur selten treten diese Ideale in der Geschichte unvermischt auf, aber überall, auch in dem Umschwung von 1800 zu 1900, wie er vorher geschildert wurde, wird man sie als Unterströmung erkennen. Wie eine mächtige Doppelfuge, bald einander bekämpfend, bald eng miteinander verschlungen, bilden sie in der Symphonie der Geschichte das stets wiederholte Grund- und Leitmotiv. Die Foersterschen Skizzen über die Entwicklung dieser Ideale sind geistvolle, anregende Federzeichnungen, darum wäre es unbillig, über Einzelheiten mit ihm zu rechten, selbst nicht, wenn er gelegentlich in kühner Verallgemeinerung behauptet, „das Organ für Metaphysik ist uns überhaupt abhanden gekommen". Eine Bemerkung aber kann ich nicht unterdrücken. Foerster schließt seine Vorträge nach einer Gegenüberstellung Rousseaus und Carlyles mit einem sehr kurzen Hinweis auf Goethe „als Schöpfer einer neuen Periode des Christentums Luthers". Der Gedanke ist nicht ganz so befremdlich, als er vielen auf den ersten Blick scheinen mag. Man vergleiche den ersten Monolog Fausts mit seinen letzten Worten vor dem Tode, und es wird klar ersichtlich, wie sich in ihm eine Wendung vom ersten zum zweiten unserer Ideale vollzogen hat. Und doch durfte Foerster einen solchen Gedanken nicht nur fragmentarisch hinwerfen. Carlyle konnte vor 50 Jahren in seinen Vorträgen über Heldenverehrung es noch ablehnen, Goethe umfassend zu schildern, weil die Zeit noch nicht dazu reif sei; wer heute über Lebensideale spricht, darf an Goethe nicht kurz vorübergehen, um so weniger, als gerade die geistig bedeutendsten Schichten unsres Volkes unverkennbar unter dem Einfluß des Alten von Weimar stehen. Die Vorarbeiten zu einer solchen Darstellung sind vorhanden. Hätte Foerster sich dieser Arbeit unterzogen, so wäre er doch vielleicht zu demselben Ergebnis wie bei Plato gekommen, der darauf verzichten muß, „ein allgemein gültiges Lebensideal aufzustellen," was Christus und durch ihn Luther vermochten. Denn zu Goethes Ideal, so bedeutsam es ist, gehört viel Gesundheit, viel Geist und ein gut Teil von dem, was man gemeinhin Glück nennt. Diese reiche Entfaltung aller Kräfte und die feine harmonische Abstimmung des äußeren und inneren Lebens ist kein Ideal, das man armen Schluckern, Mühseligen und Beladenen vorhalten kann, ohne sie zu kränken. Und darum werden wir dem dichterischen Genius unsres Volkes kein Unrecht tun, wenn wir es vorziehn, ihn in seiner Eigenart zu betrachten und eine Schätzung als Lutherus redivivus mit einem Fragezeichen versehen.

* * *

Das Ideal einer Kirche und Gemeinde ist im Neuen Testament für immer festgelegt: eine Gemeinschaft, fest zusammengehalten durch denselben starken Glauben, beseelt von einem Geiste und untereinander so eng verbunden, daß jedes Glied die Leiden und Freuden der Glaubensgenossen wie seine eigenen empfindet. Es bedarf keines Wortes, von welcher sozialen Bedeutung, abgesehen von der religiösen, die Verwirklichung eines solchen Ideales gerade heutzutage sein müßte, wo durch Freizügigkeit und Arbeitsuchen die Menschen, zumal in den

Industriebezirken, äußerlich zusammengepfercht und gleichzeitig innerlich isoliert werden. Freilich nur zu weit sind wir an vielen Orten von diesem Ideal entfernt, wenn es auch nicht überall so traurig aussieht, wie in Berlin, wo es immer noch vorkommt, daß 70—100000 Menschen eine sogen. Gemeinde bilden. An die Namen Stöckers in Berlin und Sulzes in Dresden knüpft sich eine starke Bewegung auf Schaffung kleiner, übersichtlicher Gemeinden, in denen ein Zusammengehörigkeitsgefühl sich entwickeln kann. Freilich, mit der mechanischen Abteilung kleinerer Gemeinden ist es auch noch nicht getan. Wir haben Gegenden genug, in denen die Kirchspiele nicht über 300—1000 Seelen umfassen, und doch „der Tod im Topfe" ist. Stark wird das Gemeindeleben beeinflußt durch die Persönlichkeit seines Trägers, des Geistlichen.

Da stehen wir zurzeit in Deutschland unter dem Zeichen des Theologenmangels. Im Jahre 1899/00 haben von 3510 Abiturienten, die zur Universität gingen, nur 299 oder 8½% das Studium der evang. Theologie ergriffen (gegen 474 oder 17% 1892/93). Einzelne Fakultäten, wie z. B. Greifswald, sind auf die Hälfte der Zuhörer zurückgegangen. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Man sollte doch meinen, daß es kaum einen idealeren Beruf gäbe, als den des Seelsorgers in heutiger Zeit. Viele Ursachen wirken zusammen: die Bevorzugung der Naturwissenschaften und technischen Fächer im Geistesleben der Nation, ein natürlicher Rückschlag gegen frühere Überfüllung des Berufes u. a. m. Zwei Gründe scheinen mir aber besonders bedeutsam zu sein.

Der eine liegt in den äußeren Umständen. Unsere deutsche evangelische Kirche ist fast durchweg arm. Sehr gering sind dem Prozentsatz nach die sogenannten „fetten Pfründen", und viele von diesen werden nur fett durch die nicht einwandfreie Sitte der „Liebesgaben", d. h. der freiwillig-unfreiwillig gegebenen Honorare für Amtshandlungen. So gering dotiert sind die Stellen im Durchschnitt, daß das neue Pfarrbesoldungsgesetz, wenn es das Anfangsgehalt auf 1800 Mk., das gesicherte Einkommen nach 25jähriger Dienstzeit auf 4800 Mk. bezifferte, in vielen Provinzen bereits als bedeutende Verbesserung galt. Eine Laufbahn mit akademischer, also nicht billiger Vorbildung, die so geringe Chancen bietet für ein sorgenfreies Leben, vielmehr den Pfarrern, zumal den Pastoren auf dem Lande, eine ordentliche Erziehung ihrer Kinder nur unter den schwersten Opfern ermöglicht, hat wenig Anziehendes. Immerhin könnte man, obwohl vielen dabei unrecht geschähe, sagen: Laß diejenigen fortbleiben, die im Pfarramte in erster Linie die melkende Kuh sehen! Haben wir doch gerade in der letzten Zeit wieder an mehreren Aufsehen erregenden Beispielen erlebt, wie schwer solche untreuen Mammonsjäger das Ansehen der Kirche und das Vertrauen zur Kirche schädigen können, zumal wenn die Aufsicht über die kirchliche Vermögensverwaltung so lässig gehandhabt wird, wie es vielfach der Fall zu sein scheint.

Doch befördert noch eine andere Ursache den Theologenmangel. Kein Studium bringt heute den jungen Studenten in so schwere innere Nöte, wie das der Theologie. In dem scharfen Kampfe der Weltanschauungen steht unsere evangelische Theologie in erster Linie, und sie verlangt von den zukünftigen Leitern der Gemeinden, daß sie in diesen Kampf eintreten und ihn durchringen im eigenen Busen. Von dem Ergebnis kann dann aber unter Umständen die Lebensstellung abhängen. Der Mediziner kann Arzt, der Jurist Richter werden

und bleiben, gleichviel ob sie Atheisten oder Christen sind. Dem Theologen kann es begegnen, daß er unter Umständen seinem Studium und seinem Berufe als ehrlicher Mensch entsagen muß. Davor scheuen viele zurück. So hart kämpfen Ideal und Leben in der evangelischen Kirche miteinander. Und doch sollte dieses die Besten eher anziehen. In keiner Wissenschaft häufen und konzentrieren sich heute, wie in der Theologie, die Probleme des geistigen Lebens. Von allen Seiten werden ihr Auseinandersetzungen geradezu aufgedrängt. Naturwissenschaften und Geschichtsforschung fordern sie zu immer erneuter Prüfung ihrer Grundlagen auf, Fragen der Metaphysik und Erkenntnistheorie haben ausschlaggebende Bedeutung, die rechtliche und die geistige Seite der organisierten Kirche liegen im Widerstreit, soziale und politische Zustände und Entwicklungen üben eine starke Rückwirkung auf Fragen und Forderungen des christlichen Lebens aus, und die christliche Ethik muß in angespanntester Arbeit verharren, will sie den veränderten Lebensbedingungen der Gegenwart folgen und Rechnung tragen. Fragen der Zeit und der Ewigkeit vereinen sich hier wie in einem Brennpunkt, die zartesten Regungen der Seele und die rauhesten Tatsachen des Lebens verlangen Berücksichtigung, Klärung, Beeinflussung. Dazu nimmt die allgemeine Anteilnahme an religiösen Erörterungen zu, und mit dem Weltverkehr und der Weltmission erweitert sich ungeheuer die Bühne des kirchlichen Lebens. Man versteht danach den bekannten Ausspruch Guizots: „Lassen Sie Ihren Sohn Theologie studieren. Das kommende Jahrhundert gehört religiösen Erörterungen!“ Sollte es wirklich in unserer deutschen Jugend dauernd an Persönlichkeiten fehlen, die gewillt sind, hier mitzuarbeiten und mitzuringen, damit das christliche Ideal immer klarer durchdacht und immer tatkräftiger ins Leben der Völker übertragen werde?

* * *

Christentum ist nicht Lehre, sondern Leben, nicht Streben nach einer besonders tiefen Erkenntnis, die alle Welt- und Himmelrätsel löst, sondern nach Harmonie der Seele, die sich nicht mehr durch des Lebens Rätsel trüben läßt, und nach Sicherheit des Handelns, damit wir klar und fest unsern Weg durch die Welt zu einem ewigen Ziele gehen. Doch wäre es übertrieben, nun, wie viele, vielleicht auch Foerster, wollen, das Erkenntnismoment ganz aus dem christlichen Lebensideal zu streichen. Wir Menschen sind einheitliche Wesen, und die Funktionen unsres Geistes stehen untereinander in enger Verbindung. Wie stark das sittliche und religiöse Leben mit dem Erkennen zusammenhängen, merken wir alle, wenn wir darauf achten, wie ihre Trübungen oft Irrtümern, also Mangel an Erkenntnis, entstammen. Und wird sich nicht z. B. dem Monotheisten die erkenntnismäßige Einsicht in das Wesen der Natur ganz anders erschließen als dem Polytheisten? Gottes- und Welterkenntnis hängen vielfach zusammen, und es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft, diesen Zusammenhängen des theoretischen und praktischen Lebens nachzugehen. Eine Darstellung, die klarlegte, wie weit das gesamte Weltbild des äußeren und inneren, persönlichen und kreatürlichen Lebens von dem christlichen Lebensideal beeinflußt wird, könnte auf das Interesse weiter Kreise rechnen. Es fehlt uns an solchen Büchern. Für das Gärende in unserer Epoche ist bezeichnend, daß wir zahllose Schriften haben, die den Kampf um die Grundfragen: Materialismus oder Idealismus, Atheismus oder ein lebendiger Gott durchfechten, aber nur wenige,

um solche, die einen gottesgläubigen Standpunkt gewonnen haben, weiter zu führen und ihnen zur Durchbildung ihres Standpunktes und zur Anwendung auf die verschiedene Gebiete des Lebens zu verhelfen.

Unter den mir vorliegenden Büchern könnte ich eine ausdrücklich für weite Kreise bestimmte Schrift hierher rechnen: Hackenschmidt, Der christliche Glaube (Calw und Stuttgart, 1901). Als dogmatischer Eklektiker, der auf keine theologische Schule eingeschworen ist, stellt sich Hackenschmidt die Aufgabe, nur solche Momente erkenntnismäßig darzustellen, die für die Frömmigkeit wirklich von Bedeutung sind. Ist ihm sein Vornehmen nicht überall gleichmäßig gelungen, so wird der Kundige ihn deswegen nicht tadeln. Unsere Dogmatiken schleppen mit sich einen zu großen Ballast an geschichtlichem Material und spinösen Fragen, für die erst ein künstliches Interesse erweckt werden muß, als daß es auch dem besten Willen gelingen sollte, mit einem Male damit aufzuräumen. Wann werden unsere Geistlichen und Theologen es lernen, Ernst zu machen mit der Erfahrung, daß religiöse Wahrheiten nur dann überzeugen, wenn sie verblüffend einfach und einleuchtend klar sind? Um so mehr ist anzuerkennen, daß Hackenschmidt mit seinem Grundsatz Ernst macht. Seine Äußerungen sind oft, z. B. in dem, was er zur Einleitung, über die heil. Schrift, über die Person Jesu sagt, schlagend und treffsicher, und er hat es versucht, seine Absicht selbst bis zu einem der sprödesten Stoffe, der Darstellung des ewigen Zieles der Christenheit, durchzuführen.

Ein Blick hierauf darf nicht fehlen, wenn wir Ideal und Leben betrachten, denn in dem Endziel, das eine Religion erwartet, spiegelt sich am klarsten ihre Eigenart. Wie ganz anders ist das Lebensideal der Menschen, wenn sie am Ende der schattenhafte Hades der Griechen, oder das glutvolle, sinnberückende Paradies der Mohammedaner, das leere Nichts des Materialisten oder der Himmel der Christen erwartet. Und diese Zukunftsbilder wirken bestimmend auf das eigene Leben und Streben zurück. Wer das nicht aus eigener Erfahrung weiß, greife zu den nachgelassenen Papieren des Vaters und Begründers unserer modernen Nationalökonomie, Roschers „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen", und er wird es an einem klassischen Beispiel sehen.

Nun ist es freilich nicht leicht, die christliche Zukunftshoffnung zu fixieren. Die Bibel sagt: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, daß wir ihm (Jesus) gleich sein werden." Also jedem Christen das Bild Jesu, des christlichen Lebensideals, aufgeprägt, man könnte sagen: ein selbstverständlicher Satz. Und doch ist diese Fixierung wichtig. Aus dem landläufigen Zukunftsideal, dem die Ewigkeit nur Ruhe oder Anbetung ist, werden die stärksten Waffen gegen das Christentum entnommen. Man spricht von „der ewigen Langeweile des Himmels" oder spottet mit Goethe:

Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäb's nur verklärten Klatsch.

Dem gegenüber ist es notwendig, klar festzustellen, daß ein derartiges Zukunftsbild durchaus nicht christlich ist. Bei Hackenschmidt ist hierin eine gewisse Ungleichheit zu bemerken. Mehrfach gebraucht er den zweideutigen Ausdruck: „Genuß des Himmels, Genuß Gottes". Dann aber bricht zum Schluß der richtige Gedanke klar durch, daß der Christ sich sein ewiges Ziel doch nur als höchste Aktualität, als lebensvolles Handeln im Angesichte Gottes ohne Hemmung

und Zwang in seliger Freiheit denken kann. So schließt sich dies Zukunftsbild eng an das christliche Lebensideal an: Kein Stillstand, sondern starkes, unermüdliches Vorwärtsstreben und Wachsen:

Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll,
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Also nicht heraus aus der Welt ins Reich der Idee, sondern hinein mit dem Ideal in Welt und Leben. **Christian Rogge.**



# Emil Zola und sein Werk.

Wie viele tiefgreifende literarische Fragen hat Emil Zolas Tod aufgerührt! Der persönliche Tod ist ja für eine große literarische Erscheinung kein letzter Abschluß; die durch sie erzeugten Wellenkreise ziehen weiter und weiter, und unabhängig von Sterben und Begrabenwerden ist die Entscheidung über die letzte Frage: Was bleibt? Die Mitlebenden sind aus einem natürlichen, leicht zu begreifenden Gefühl beim Tode eines Mannes, der bei Lebzeiten die Welt mit seinem Namen erfüllte, schnell mit der großtönenden Voraussage bei der Hand: Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn. Beweisen läßt sich dies in keinem Falle, beweisen läßt sich aber auch nicht das Gegenteil. Indessen für die Dauer des Nachruhms gibt es, so seltsam dies klingen mag, doch viel zuverlässigere Erkennungszeichen als für die Bedeutung eines berühmten, oder sagen wir vielgenannten Menschen zu seiner Zeit. Eine mehr als zweitausendjährige literarische Erfahrung steht uns für die Voraussage dichterischen Nachruhms zur Seite, und wer die wenigen großen Tatsachen der Literaturgeschichte nicht nur kennt, sondern auch zu deuten weiß, der vermag die Dauer oder Nichtdauer einer literarischen Berühmtheit im nächsten Jahrhundert sicherer vorauszusagen, als die Wetterkundigen die Himmelserscheinungen des nächsten Tages.

Was wird von Zola bleiben? Das ist die Hauptfrage, die sein Verschwinden aus der schaffenden Menschenwelt aufwirft. Was immer verstiegene Schwärmerei von Zola sonst gerühmt haben mag, — in fernen Zukunftzeiten, in denen die Zola und seine Zeitgenossen bewegenden Fragen der Gesellschaftsordnung und der sittlichen Bildung entweder verschwunden oder gründlich verschoben sind, wird man sich zweifellos einzig an die künstlerische Hinterlassenschaft des Schriftstellers Zola halten. Er war ein Romandichter: als Romandichter werden ihn die zukünftigen Lesergeschlechter bewerten. Nun lehrt eine schwerlich trügende zweitausendjährige Erfahrung, beginnend mit der Odyssee und mit dem Alten Testament — ich meine z. B. solche Erzählungen wie die von Joseph und seinen Brüdern —, sich fortsetzend durch das Nibelungenlied, das französische Rolandslied, über Boccaccio und die italienischen und französischen Schwankdichter, über Robinson Crusoe und Gulliver bis in unsere Zeiten herein, daß

in der Erzählungsliteratur bleibend nur das geworden ist, was merkwürdige Einzelschicksale an merkwürdigen Einzelgestalten schildert. Gestalten, unvergeßliche, unverwechselbare, müssen vor uns aufsteigen, wenn wir eine der ewigen Erzählungsdichtungen der Weltliteratur auch nur nennen. Nicht die tiefe Weltweisheit im Wilhelm Meister sichert diesem für die meisten Leser etwas schwerflüssigen Werke mit großer Wahrscheinlichkeit eine Dauer weit über das erste Jahrhundert seines Lebens hinaus, sondern so unvergeßliche Gestaltenschöpfungen wie die Philinens und Mignons. Eine Goldprobe dieser Art können Zolas Romane schwerlich vor der zukünftigen Leserwelt bestehen, die ja immer ein neuer Pharao ist, der Joseph nicht kennt. Zola hat keine einzige dichterische Gestalt in dem Sinne geschaffen wie Robinson und Freitag, Philine und Mignon, oder Ottilie aus den Wahlverwandtschaften, ja auch nur wie Manon Lescaut. Wer etwa Nana als eine dichterisch gesehene und dargestellte Persönlichkeit nennen möchte, dem wäre zu erwidern: Nana ist überhaupt kein Einzelmensch, sondern sie ist die Vertreterin einer ganzen Gattung: sie ist nicht eine Dirne, — sie ist die Dirne. Nicht mit Gattungen aber hat es der große Dichter zu tun, sondern mit dem Einzelwesen.

Hingegen muß Zola bezeichnet werden als der Dichter der Masse, — Masse in jeder Bedeutung des Wortes. Zunächst schon durch die äußere Form seiner Schriftstellerei. Es ist kein Zufall, daß Emil Zola sich mit allen seinen Romanen nicht in die enge, aber doch für die größten Dichter der Weltliteratur ausreichende Form des Einzelromans fügen mochte. Immer ging er in die ungeheure Breite und Weite, immer ins Massenhafte. Da ist zunächst die Masse seiner Romanreihe Rougon-Macquart mit ihren 20 Bänden und mindestens 12000 vollen, engen Seiten. Es folgte die dreibändige Reihe der Städte-Romane (Lourdes, Paris, Rom), und auch seine letzte Arbeit, die von den vier menschlichen Evangelien, war auf vier Romane berechnet, von denen nur drei fertig geworden.

Auch inhaltlich war Zola ein Massenbeherrscher. Man hat berechnet, daß in seinen Romanen über 1200 Menschen auftreten, und es fordert selbst für einen aufmerksamen Leser schon eine gewisse Anstrengung, alle Personen eines Zolaschen Romans während des Lesens deutlich zu unterscheiden. Aber was sind für Zola die Menschen? Sie erscheinen auf seinen ungeheuren Unter- und Hintergründen nur wie ein kribbelnder Ameisenhaufen und sie sind nur dazu da, ihre bescheidenen Beiträge zu dem großen beabsichtigten Masseneindruck zu liefern. Nicht die Einzelmenschen, die sich in einem der riesigen Warenhäuser von Paris bewegen, sind für Zola wichtig, sondern nur der große, lebendige Körper des Warenhauses selbst, und in dieser Belebung der toten Masse ist Zola ein Meister, dem keine andere Literatur seinesgleichen an die Seite zu stellen hat. Wer erinnert sich noch der Einzelmenschen im Ventre de Paris oder in Germinal oder in La débâcle oder in Pot-Bouille? Wohl aber ist jedem Leser dieser Romane ein nicht so bald erlöschender Eindruck geblieben von dem eigentümlichen Leben der Pariser Markthallen, von dem Bergwerk, vom Kriege, von den kleinen und großen Greueln, die sich in einem einzigen sechsstöckigen Hause in Paris abrollen.

Soll ich die unzählige Male erörterte Frage von der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit Zolascher Darstellungsweise aufrühren? Bei gebildeten Literatur-

freunden steht wohl folgende Meinung jetzt fest: Zolas sittlicher Ernst im höchsten Sinne des Wortes kann nicht in Zweifel gezogen werden. Sieht man nicht auf die Einzelheiten seiner Sprache, sondern auf die offenkundige letzte Absicht aller seiner Schriften, so muß er unter die sittlichen Schriftsteller gezählt werden, in deren Reihen übrigens alle Großen der Weltliteratur stehen und von Rechts wegen. — Vor der Verurteilung der Zolaschen Darstellung mit ihrem reichlichen Unflat, mit ihrer Bedenkenlosigkeit gegenüber den heikelsten Fragen des Geschlechtslebens, wolle der Leser nie vergessen: Zola war ein Franzose, der für Franzosen geschrieben hat und zwar für männliche Franzosen; jedenfalls nicht für die kleinen Fräulein, an die sich der größte Teil der deutschen Erzählungsliteratur vornehmlich wendet. Die Grundbedingungen der französischen Erzählungsdichtung sind so durchaus verschieden von denen der deutschen und der englischen, daß man stets eingedenk bleiben muß: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe.

Das Urteil über Zolas Schmutz in den Einzelheiten hängt von der Beantwortung der Frage ab: War der Schmutz künstlerisch notwendig oder nicht? Ich brauche nicht zu sagen, daß Stoffe wie Nana, Pot-Bouille, Terre und manche andere entweder überhaupt nicht oder nur mit unerschrockenem Griff auch in den Schmutz des Lebens behandelt werden durften. Sittlich anfechtbar wird Zola — das ist die Rache der beleidigten Kunst — immer nur da, wo er in überflüssiger, in maßloser Weise im Schlamme wühlt. Zola hat den Goethischen Spruch: „Getretner Quark wird breit, nicht stark“ nicht gekannt noch beachtet. Ich kann mir sehr wohl eine ohne falsche Zimperlichkeit hergestellte Bearbeitung der Romane Zolas denken, aus der aller überflüssiger Kehricht weggefegt wäre: zu nicht geringem künstlerischen Gewinn.

Auch solche Bewunderer Zolas, die zugestehen, daß er mit den größten Meistern der erzählenden Dichtung nicht gleichen Ranges ist, rühmen den „kulturgeschichtlichen Wert“ seiner Romane. Mit diesem nun hat die reine Kunst gar nichts zu tun. Kulturgeschichtlich wertvoll sind alle großen Dichterwerke, aber sie sind nur a u ch von kulturgeschichtlichem Wert. Ich dächte, an der Odyssee entzückt uns doch vor allem die dichterische Gestaltungskraft Homers, oder wie er sonst geheißen haben mag. Lange, lange nachher erst kommt der Gewinn für unsere geschichtliche Bildung aus dem Kulturgemälde jenes ältesten und noch immer schönsten Abenteuerromans. Wer nach 100 oder 200 Jahren französische oder auch nur Pariser Kulturgeschichte studieren will, der wird wissenschaftlicher handeln, wenn er einige Jahrgänge der Pariser Zeitungen durchblättert, als wenn er sämtliche Romane Zolas liest; denn echter, weniger überarbeitet und zurechtgemacht tritt einem aus den Zeitungen, das Vermischte und die Anzeigen mitgerechnet, das Leben eines Volkes zu einer bestimmten Zeit entgegen, als aus noch so vielen Romanen. Man verwechselt dabei nur gar zu leicht die künstlerische Deutlichkeit mit der geschichtlichen Treue.

Zola hat den kleinen, echt französischen Ehrgeiz seines Lebens nicht gestillt, einer der 40 schreibenden Menschen zu sein, die zusammen Französische Akademie heißen. Uns Deutschen ist diese Art brennenden Ehrgeizes, von der kaum ein Franzose frei ist, so unverständlich wie ja vieles andere in der französischen Seele. Zola hat sich übrigens in ausgezeichneter Gesellschaft als Nichtakademiker befunden, denn sonderbar genug: keiner der größten französischen Erzähler des 19. Jahrhunderts hat es zur Mitgliedschaft der Akademie gebracht! Denen, die

heute für Deutschland eine ähnliche Komödienanstalt schriftstellerischer Eitelkeit in der Form einer deutschen Akademie wünschen, muß gesagt werden, daß Balzac, Flaubert, Daudet, beide Goncourt, Maupassant und Zola es nicht bis zum Akademiker gebracht haben. Eine deutsche Akademie würde es mit unsern größten Dichtern nicht anders halten, denn in den meisten Fällen paßt die ganze Richtung großer Dichter denen nicht, die über die Spielzeuge für große Kinder, also Orden, Titel, Dichterpreise zu bestimmen haben.

Die französische Literatur hat durch Zolas Tod nicht nur einen ihrer ersten zeitgenössischen Vertreter verloren, sie ist auch vor unsern Augen kläglich verarmt. Mit Zola schließt die Reihe der großen französischen Erzähler zunächst ab. Sein Tod weckt neben der Trauer um die Hinwegraffung eines einzelnen bedeutenden Menschen auch das schmerzliche Gefühl in allen Freunden einer Weltliteratur, daß die französische Erzählungsdichtung zur Stunde in einem Maße verarmt und verwaist ist wie kaum je zuvor in dem letzten halben Jahrhundert.

**Eduard Engel.**



# Vom Erhabenen zum Lächerlichen.

**(Maeterlinck: Monna Vanna. — Fulda: Kaltwasser.)**

In unserer Dichtung gibt es wenig Wandrer, die es zu neuen Zielen lockt, die jene fruchtbare Freude lieben, alte Hüllen abzustreifen. Unsere Dichter sind meist seßhafte Temperamente, die im beruhigenden Besitz einer Spezialität sich in ihr Hüttchen einspinnen und alte Lieder auf der neugestimmten Zither variieren. Ein Seltenes ist es heute, daß ein Künstler über seine Vergangenheit hinwegschreitet und gleich dem Böcklinschen Abenteurer das Schiff mit Freunden und Gefährten läßt, einsam an ein fremdes Ufer tritt, auf neuem Boden ein Neuer zu werden. Ob er hier siegt oder unterliegt, ob er hier größer erscheint als vordem, oder schwächer und unsicherer, darauf kommt es zunächst gar nicht so an, als auf das Schauspiel einer wagenden, rastlosen Seele, der das Ringen um künstlerische Wahrheiten schöner und verlockender dünkt als die einlullende Illusion ihres Besitzes.

Maurice Maeterlinck, der belgische Dichter, gibt solch Schauspiel. Sein künstlerischer Beginn war die Dichtung dumpfer Schicksalsangst. Ihn reizte es, die Menschen wie Marionetten zag und hilflos auf den Hintergrund ragend düsterer Mauern zu stellen und auf sie den Schlag eines unabwendbaren Fatums herabfallen zu lassen. Komplizierte Psychologie war in diesen kleinen Dramen nicht. Es handelte sich meistens um nichts weiter, als daß die Personen in einer Atmosphäre furchtbarer Erwartung wandeln und daß unter langsam beklemmender Spannung die Katastrophe naht. Aber aufs höchste gesteigert zeigte sich hier die Kunst, eine Stimmung körperlich zu verdichten, sie zu materialisieren, sie in Erscheinung zu bringen, so wie man ein chemisches Element darstellt. Die

Menschen waren eigentlich gar nicht die Hauptpersonen, sondern die Affekte, vor allem die Affekte des Grauens, der Todesangst. Auf die Momente kam es an, in denen ein Mensch so von einem Affekte besessen ist, daß augenblicklich gar nichts anderes an ihm teilhat. Er personifiziert so gleichsam diesen Affekt. Und wenn Maeterlinck wie im „Intruse“ oder in den „Blinden“ gar eine Anzahl so besessener Menschen zeigt, die wie durch eine magische Kette das Fluidum ihrer Stimmung, der Ahnung, daß der Tod naht, sich gegenseitig mitteilen und dadurch krampfhaft steigern, so erreicht er eine suggestive Wirkung.

Doch von diesen Schemen und Schatten wandte er sich, als er von ihnen das Grauen gelernt. In seinen Essays, die immer kontrollierend und wißbegierig, Distanz zu seinem Schaffen hielten, rechnete er ab über die „kleinen Dramen, deren Triebfeder die Angst vor dem Unbekannten ist, das uns umgibt,“ in denen „zarte, zitternde und tatlos grübelnde Geschöpfe einen Augenblick am Abgrund taumeln und schluchzen“; Dramen, „hervorgegangen aus dem Glauben eines Dichters an ungeheure, unsichtbare Schicksalsmächte, deren Absichten völlig unbekannt sind, die aber im Sinne des Dramas mit bösem Willen über unser Tun und Lassen wachen“.

Von solchem dumpfen fatalistischen Glauben voll Knechtschaft und Unfreiheit reinigte er sich und strebte der Erkenntnis der Freiheit zu. In seinen Büchern „Weisheit und Schicksal“ und im „Vergrabenen Tempel“ ging er nach den Wegen der Dunkelheit lichtere Pfade. Seine neue Anschauung wurzelt in der erhabenen Gewißheit einer höheren Existenz, die in uns beschlossen liegt, die unser wirkliches Ich darstellt. Diesen Wurzeln unseres Wesens nahezukommen, unsere Seele zu erkennen, im Sinne des alten Philosophensatzes „Werde, was du bist“ ihre Kräfte zu entwickeln, das verkündigt jetzt Maeterlinck als Ziel. Es ist auch in ihm jene nun sich regende Reaktion gegen den begrenzten Monismus erwacht, der Wunsch, nach der langen Erniedrigung der Menschlichkeit unter die Materie sie zu erhöhen. „Wir wissen jetzt, daß die moralische Welt uns allein gehört, daß sie in uns eingeschlossen ist und sozusagen keinerlei Verbindung mit der Materie hat, daß ihr Einfluß auf sie vielmehr nur Zufall und Ausnahme ist.“

Die Vorgänge in dieser inneren Welt, der Cité intérieure, interessieren ihn einzig allein. Und wenn die Dramen seiner früheren Phase von dem Affekt und der Stimmung ausgingen, so kommen seine letzten Dichtungen ganz von der Idee.

Das reinste und tiefste solcher Kunst gab er in „Aglaveine und Selysette“, einer Gefühlsdichtung, die nur in der Sphäre der Seelen spielt und die es erreicht, abstrakte Reflexion in Lyrik und Tragik umzusetzen.

Einen bunteren Rahmen, bewegtere Gesten hat das neue Schauspiel Maeterlincks „Monna Vanna“, das in Deutschland schon an mehreren Bühnen in Szene ging und jetzt im Deutschen Theater in Berlin aufgeführt wurde.

Scheinbar eine Historie aus der Renaissance ist's. Die Rivalität der oberitalienischen Stadtrepubliken bildet den Hintergrund. Pisa wird vom Heer der Florentiner belagert und steht ausgehungert und erschöpft am Ende. Im Zelt des Führers der Gegenpartei, des Söldnerhauptmanns Prinzivalli, spielen Intrigen. Auch ihm, dem Siegreichen, droht Gefahr, denn Florenz erspäht eifersüchtig seine Erfolge und seinen wachsenden Einfluß, es wird ihn, wenn es ihn ausgenutzt, verderben. Aber all das ist nur das dekorative Beiwerk, die eigent-

liche innere Handlung wird nicht aus den Haupt- und Staatsaktionen, sondern aus gewissen, zur Entwicklung und Darstellung gebrachten Schicksalsbeziehungen dreier Personen gewonnen, die, in einen psychologischen Rapport gesetzt, ganz neue Wesenserkenntnis an sich und den andern erleben.

Diese drei sind Prinzivalli, der Feldherr der Florentiner, Guido Colonna, der Kommandant von Pisa, und Monna Vanna, Guidos Frau.

In den Maeterlinckschen Essays spielt ein Gedanke eine große Rolle, der Gedanke des fruchtbaren Schicksalsmomentes, der plötzlich die Tore unseres Wesens öffnet, uns in Lagen bringt, in denen wir viele uns sonst verborgene Möglichkeiten unseres Seins erkennen, in denen wir eigentlich uns erst wirklich zum erstenmal ins Auge sehen. Solch Schicksalsmoment beginnt im ersten Akt sein Spiel, als Prinzivallis Botschaft nach Pisa kommt: er will der Stadt Entsatz und Lebensmittel schicken, wenn Monna Vanna sich bereit erklärt, ihm eine Nacht in seinem Zelt zu schenken.

Der Gedanke, durch solche Opfertat eine wunderbare, nicht mehr erhoffte Rettung Tausenden von Menschenleben zu bringen, trifft die reine und keusche Frau mit ungeheurer Gewalt. Eine Kraft der Berufung wird in ihr ausgelöst, die ihr, der Scheuen und Stillen, gefaßte Stärke verleiht. Ein Unbekanntes, Neues wacht in ihr auf, und sie beugt sich seinem Ruf und nimmt das Opferamt auf sich.

Ihr Mann aber fühlt nur seine Schmach und rast darüber. Er ahnt nicht die Größe des Entschlusses. Zwei Menschen, die sich in normalem Gleichmaß des Lebens Zuneigung und Liebe gaben, merken in einer Situation, in der ihre sonst ruhenden tiefsten Wesenseigenschaften in Aktion gebracht werden, wie etwas Fremdes zwischen ihnen aufsteigt.

Und eine zweite starke Schicksalsstunde wird für Monna Vanna im Zelt des Prinzivalli wirksam. Sie findet nicht den frechen, lüsternen Barbaren, den sie gefürchtet; der innere Zug, der sie hierher gebracht, barg sichere Wahrheit. In ihrer Reinheit durfte sie gehen, wie in einem Panzer, geschützt und unversehrbar. Sie findet nicht den gewalttätigen Eroberer, sie findet einen unglücklichen Menschen, der sie früh als Kind geliebt und der im Schmerzenszwang dieser hoffnungslosen Leidenschaft sein unstetes Leben verbracht, der aus der drängenden Überfülle dieses einen beherrschenden Gedankens, einmal sein Lebensziel sich nahe zu sehen, nach ihr gerufen. Und da sie bei ihm ist, da wird sein wildes Begehren scheu und stumm, ihre Tat, ihre rührende Schönheit überwältigt ihn. Zu ihren Füßen liegt er und nur ihre Stimme will er hören. Diese beiden Menschen beschenken sich in dieser Stunde reich, ihre Seelen begegnen sich in tiefem, beglückendem Einklang. Wie ein Erkennen flutet es zwischen ihnen. Und wunderbarere Erfüllung gibt das als die leidenschaftlichste körperliche Hingabe.

Aber ganz sind Monna Vannas Augen noch nicht aufgetan. Die letzte Erkenntnis ist ihr noch vorbehalten. Sie bringt der Schlußakt. Wie eine Auferstandene, in hellem Glück gebadet, im Gefühl, die Stadt gerettet zu haben, im Abglanz der großen entsagenden Liebe, in deren Tiefe sie geblickt, kehrt Monna Vanna zurück nach Pisa. Sie führt Prinzivalli mit, ihn vor den Ränken der Florentiner zu retten. Voll des Wunderbaren will sie in die Arme ihres Gatten, ihm teil zu geben an ihrem neugeschenkten Glück.

Doch sie tritt ahnungslos aus einer Welt, in der sie eben Einklang und

Verstehen tief erlebt, in eine andere Welt, in der alles fremd geworden ist und unüberbrückbares zerreißendes Mißverständnis rast. Ihr Mann faßt die Wahrheit, die sie ihm verkündet, nicht. Es ist ihm Narrheit, Unmöglichkeit und Lüge, daß Prinzivalli sie nicht berührt haben soll. Sein Auffassungsvermögen ist unfähig, das anzunehmen. Jetzt erfüllt sich das Wort des alten Marco, der den Chorus des Dramas darstellt, der überschwebend mit Maeterlinckschen Blicken Weisheit und Schicksal in den menschlichen Begebenheiten sucht: Jeder erkennt den andern nur bis zur Höhe seines eigenen Bewußtseins.

Monna Vanna steht erstarrt. Die letzten Hüllen fallen von einer Täuschung, die im ruhigen Alltagsleben nie offenbar geworden wäre. Ihre Wahrheit ist dem Manne, dem sie sich am nächsten wähnte, Aberwitz. Sein Glaube ist schwach und eng; das erste Mal, daß er erprobt ward, versagt er.

Und dieser Mann windet sich in den Fesseln seines eigenen Wesens, er möchte glauben, aber er vermag es nicht, er kann nicht über sich heraus. Und im Paroxismus ohnmächtiger Wut und Verzweiflung, selbstquälerischer Begier, *seine* Wahrheit — eine Wahrheit, die er versteht — zu erfahren, schreit er, sie soll ihm sagen, daß Prinzivalli sie besessen, er schwört, es soll ihm nichts geschehen.

Da spaltet sich ein Abgrund zwischen Monna Vanna und dem Mann, in dieser Sekunde schaut sie ihr Schicksal mit neuen, weiten Blicken; sie erkennt, daß der Mensch, der ihr so lange des Lebens Erfüllung schien, ihr in Wirklichkeit der fernste und fremdeste ist, und daß jene Stunde mit Prinzivalli stärkerer Lebensinhalt und Ausfüllung ihres Wesens war, als die Ehegemeinschaft vieler Jahre.

Und in Schmerz und Hohn schleudert sie Guido die falsche Wahrheit ins Gesicht, die er durchaus hören will: Ja, er hat mich besessen. Und doppeldeutig sagt sie: „Ach, die Männer sind Toren! Sie beten die Lüge an! Wenn man ihnen das Leben zeigt, so glauben sie, es sei der Tod. Und bietet man ihnen den Tod, so halten sie ihn für das Leben.“

Nur auf die inneren Vorgänge, auf die sonst stumm und reglos unter der Bewußtseinsschwelle harrenden Triebkräfte der Seele, die nun plötzlich durch ein ungewöhnliches elementares Ereignis in Bewegung gebracht werden und gegeneinander spielen, kam es Maeterlinck an. Drum ist sein künstlerisches Ziel in dem Moment erfüllt, da in Monna Vanna die große Lebensumwandlung stattgefunden hat. Die Vorgänge in der inneren, der „moralischen Welt“, galt es darzustellen, sie führt er zum Abschluß; was in der äußeren Welt nun folgen könnte, ein leidenschaftliches neues Liebesglück mit Prinzivalli, oder Zerrüttung und Zerstörung des verwirrten und zerrissenen Frauengemüts, das Dinge über die Kraft erlebt, das scheint ihm nur eine Sache zweiten Grades. Er hat seine Idee innerlich zu Ende gebracht, den theatralischen äußerlichen Abschluß vermeidet er stilsicher.

Ich habe versucht, die geistige Struktur der Dichtung, so wie sie Maeterlinck wohl gesehn haben mag, herauszuheben, und ich habe dabei, um klar zu sein, schärfer und bestimmter betont, als es das Werk selber tut. Die in ihm ruhenden Ideen seelischer Erhabenheit sind nämlich stärker als der Ausdruck, über den es verfügt, und die Gestaltung.

Von der Idee geht es aus, nicht von der Gestalt. Und so vermeidet es nicht ganz die Gefahr der Ideendichtung, daß nämlich die Personen, statt die

Illusion charakteristisch selbständiger Handlung zu erwecken, Handlanger, Demonstrationsbeispiele, gefügige Versuchsobjekte zur Exemplifizierung des Themas werden. Von Guido gilt das am wenigsten; dieser einfache, unkomplizierte Mensch, Soldat voll Ehrgefühl, ohne persönliche Weltanschauung, in Tradition und Konvention wurzelnd, ist in seiner Art durchaus folgerichtig gezeichnet.

Monna Vanna wirkt überredend durch die starke seelische Resonanz der Situationen, in die sie gestellt ward. Der Opferentschluß im ersten Akt ist so stark und er wird so allmählich und suggestiv durch den alten Marco, der ihr Lehrer und Meister ist, vorbereitet, daß er zu unbedingtem Glauben zwingt. Und nicht weniger echt und psychologisch unzweifelhaft sind Monna Vannas innere Bewegungen im letzten Akt.

Aber dazwischen liegt der mittlere. Und in ihm, der die Zeltszene bringt, ist trotz manchen lyrischen Momentes nicht alles frei gewachsen, sondern viel konstruiert und dialektisch gekünstelt. Der Prinzivalli verliert jeden Eigencharakter und wird nur als Statist des Schicksals gebraucht; seine Handlungen kommen nicht aus ihm selbst, sondern aus der teleologischen Regie des Stückes.

Man denkt an Ibsen, den von Maeterlinck so verehrten; auch er behandelt das Thema der Frau, die das Wunderbare erwartet, die im Schicksalsmoment über die Schwelle ihres Alltagslebens tritt und neue Maßstäbe ihres Lebens erwirbt. Nicht direkt als dramatisierten Traktat gibt aber Ibsen das, sondern scheinbar völlig unabsichtlich durch eine absolut von den menschlichen Charakteren aus geführte Handlung. So überlegen schaltend und schicksalschaffend ist Maeterlincks Geist doch nicht. Man braucht die Kritik nicht zu unterdrücken, Maeterlinck zeigt sich in seinen Betrachtungen von so strenger Redlichkeit, daß er den „Tribut der Aufrichtigkeit“ verdient, und dieses Drama behält trotz der Einwände eine so seltene geistige Qualität, daß es in unserer Theaterliteratur wie ein fremder, wunderbarer Gast erschien.

* * *

Von der tragischen Maske dieser Dichtung zu den Grimassen des Fuldaschen Schwankstückes „Kaltwasser“, das im Lessingtheater die Premiere dieses Monats war, ist ein großer Schritt, ein größerer als gewöhnlich vom sublime zum ridicule. Nur eine technische Ähnlichkeit mag sein, wenn man das, ohne den „begrabenen Tempel“ zu schänden, sagen darf. Auch Fulda ist Teleologe, er gibt nicht indirekte Charakteristik, sondern geht bewußt und deutlich auf einen Zweck aus, und seine Geschöpfe müssen, ob es nun in ihrem Wesen liegt oder nicht, dabei mitmachen.

Der Zweck aber, der bei Maeterlinck eine tiefe lebenserkenntnisvolle Idee bildete, ist bei Fulda die Häufung derbkomischer Situationen.

Warum soll ein übermütiger Schalk nicht ein Spiel im Karnevalsstil, eine Komödie der Irrungen, in der alles drunter und drüber geht, voll Jongleurvirtuosität aufführen? Die Franzosen konnten das. Aber Fulda ist kein Schalk, er hat gar nicht die sprühende, übermütige Laune, und vor allem nicht die leichte, federnde Hand, seine Kombinationen sind mühsam geschoben, die Räder knarren und knirschen. Es quillt nicht sprudelnd, sondern in magerer Pfennigfuchserei des Einfalls werden Situationen bis zum Überdruß zu Tode gehetzt.

Dabei sind die Voraussetzungen und der Boden des Stückes durchaus nicht ungünstig und unfruchtbar.

Ein sehr dankbares Milieu — voll bunterer Fülle aller Lebensmöglichkeiten als Hartlebens Kasino und Otto Ernsts Schulstube — bot sich: das moderne Wassersanatorium. Die charakteristische Ausgiebigkeit dieses Bodens erkennt Fulda ganz gut und formuliert sogar, was ein solches Hôtel de Refuge für den nachdenklichen Betrachter darstellt: eine Konzentration mannigfachster großstädtischer Lebenskräfte, der verschiedensten Temperamente und Elemente, die für kurze Zeit unter einen Hut gebracht sind und nun ein kreuz und quer gebrochenes Diminutivbild ihrer eigentlichen Existenz geben.

Das ist ein Thema für einen humoristischen Charakteristiker. Fulda hat es aber nur angeschlagen und sich in seinen Typen mit matten Possenchargen begnügt, einem müden Nervenjüngling, einer komischen Alten mit Bazillenpanik, einer mannstollen alten Jungfer, einem Kapellmeister, der an dauernder Verliebtheit leidet. Dieser wird dann zur Hauptperson, das Kaltwassermilieu tritt zurück und die Handlung ist die Liebesodyssee des Musikers, der vor einer alten Flamme geflohen ist, von ihr verfolgt und wieder eingeholt wird, daneben einer kleinen Französin mit Galanterie und der Frau des Arztes mit Kunstemphase den Kopf verdreht, und der schließlich seine eigene, von ihm getrennt lebende Frau (sie taucht auch unter den Patienten auf) in neu erwachter Augenblicksbegeisterung entführt.

Dieser Musiker, der exaltierte Stimmungsmensch, der nur im Momentanen lebt, der auf jeden Eindruck reagiert, der immer selbst an seine Gefühle glaubt, hätte in anderen Händen eine menschlich humoristische Gestalt werden können. Fulda benutzt ihn nur dazu, den Don Juan in tausend Ängsten aufführen zu lassen. Bewährte Possenszenen in dem bekannten Possenzimmer mit den vielen Türen, die zum fatalen Stelldichein eine Person nach der andern ausspeien, muß er absolvieren. Und mehrfach wird dieser Konkurs der Liebesgläubigerinnen variiert.

Wenn dieses Schwankspiel nur dünn wäre, dann ginge es noch, aber es bekommt, das ist sein Hauptfehler, etwas Taktloses und Schiefes. Es wahrt seinen burlesken Stil nicht. Zwei Personen sind ernst angelegt. Die eine ist die Doktorsfrau. Sie ist ein künstlerisches Temperament, die an der Seite des gutmütigen, aber verstandeskühlen Wasserarztes eine Leere empfindet; die gemütlich überlegene Art seiner Zuneigung in flüchtigen Nebenaugenblicken der Praxis kränkt und ernüchtert sie. In ihrer vagen, unterdrückten Sehnsucht ist sie reif für einen neuen Einfluß. Der Musiker bringt den in ihr Leben. Und kritiklos saugt sie all die langentbehrten Huldigungen, die Sphäre des Künstlerischen, Exotischen in sich ein. Und der Gedanke, daß ihre Heimat vielleicht doch wo anders sein könnte als hier, gewinnt unwiderstehliche Macht. Bis der Rückschlag kommt und der Bewunderte statt mit ihr mit der eigenen Frau durchgeht. Das Tragikomische darin fühlt Fulda nicht und bringt es nicht zum Ausdruck. Das Tragikomische, daß ein volles Gefühl durch eine Lächerlichkeit vernichtet wird. Fulda betont nur das Drollige der Situation und sieht nebenbei darin die heilsame Lehre für phantastische kleine Frauen. Er steht ganz auf Seite des Arztes, der wohlwollend verzeiht und sich dabei ein Bonmot von der „Verliebtheit als Nervenkrisis und der Ehe als heilsamen Kaltwasserkur" leistet. Daß durch diesen Ton der sogenannte „glückliche Ausgang", das Zurückfinden dieser Frau zu diesem Manne und ihr besseres gegenseitiges Verstehen eine sehr zweifelhafte Bedeutung bekommt, merkt Fulda nicht. Das Bonmot ist ihm mehr wert als die Menschen.

Dieser Mangel, eine Situation in ihrer seelischen Bedeutung für die Betreffenden zu erkennen und danach ihren Takt zu bestimmen, verrät sich auch in den Szenen zwischen dem Musiker und seiner ihm so unverhofft begegnenden Frau. Auch sie ist als ernst angelegt gezeichnet. Da Fulda sie so hinstellt, erwuchs ihm die künstlerische Pflicht, zu zeigen, was für ein umwälzender, erschütternder Entschluß darin liegt, daß diese Frau zurückkehrt in ihr altes Leben. Fulda aber dachte nur daran, wie ulkig es fürs Publikum auf dem Theater sein muß, wenn einer seine eigene Frau entführt. Wie es bei diesem Ulk im Innern der Betreffenden aussieht, ist ihm höchst gleichgültig.

Ein Dichter lebt und fühlt mit seinen Geschöpfen, ein Theatraliker lebt und fühlt für die Zuschauer.

Felix Poppenberg.



# Kunst und Kunstgewerbe in Berlin.

Eben erst sind die Tore der beiden Kunstausstellungen geschlossen worden, und schon befinden wir uns mitten drin im Treiben der Wintersaison. Fast alle Kunstsalons haben bemerkenswerte Ausstellungen eröffnet, in allen freien Hochschulen, Akademien und Pensionaten haben die Vorträge, in allen Museen die Führungen begonnen; und mit Befriedigung kann jeder feststellen, daß bei uns doch eigentlich recht viel für die Erziehung des Volkes zur Kunst getan wird. Wenn nur diesem ganzen Treiben nicht allzu deutlich der Stempel der Mode aufgedrückt wäre, einer Mode, die vermutlich ebenso rasch wieder vergehen wird, wie sie gekommen ist. Es ist fast unausbleiblich, daß auf diesen Rausch die Ernüchterung folgt. Kann einem Volke, das gerade für die bildenden Künste nur wenig veranlagt ist, plötzlich künstlerisches Empfinden aufgepfropft werden, muß man hier nicht den Boden mit ganz besonderer Sorgfalt düngen? Wir aber wollen ernten, ehe wir noch recht gesät haben. Ganz besonders groß ist die Hast auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Man hält es kaum für möglich, daß es erst fünf Jahre her ist, daß die ersten modernen Zimmereinrichtungen auf der Dresdener Ausstellung erschienen. Was ist seitdem nicht alles versucht worden, aber wie wenig Dauerndes ist dabei herausgekommen! Anstatt in ernster und folgerichtiger Arbeit auf eine unseren Bedürfnissen und Verhältnissen entsprechende neue Art des Hausrats hinzuarbeiten, ging jeder Künstler nur seiner Phantasie nach, erfand jeder seinen eigenen Stil. Daß es galt, den ganzen gebildeten Bürgerstand, d. h. die Leute zu gewinnen, die für eine Folge von vier bis sechs Zimmern etwa 3- bis 10000 Mark anzulegen vermögen, daran haben die wenigsten gedacht. Ob Pankok ein Rauchzimmer für einen reichen Bankier schafft oder Olbrich sich in Darmstadt eine Villa baut, in der er wie ein Pascha haust, ist für die Gesamtheit unseres Volkes doch ziemlich belanglos, auch wenn diese Leistungen an und für sich noch so geschmackvoll sind. Die modernen Zimmer sind aber nicht allein zu teuer, sie sind auch zu persönlich und zu fertig.

Bin ich ein Alltagsmensch, so komme ich mir in ihnen vor, als hätte ich mich mit fremden Federn geschmückt, habe ich einen eigenen Geschmack, so werde ich mir den eines andern nicht ohne weiteres aufdrängen lassen. Nicht jeder aber kann sich Möbel nach besonderen Zeichnungen anfertigen lassen. Man vergißt, daß das Zimmer, wie wir es vom Tischler und Tapezierer erhalten, gewissermaßen nur das Gerüst darstellen soll. Die Bilder, die wir hineinhängen, die Decken, die wir auf die Tische legen, die Vasen und Blumen, die wir auf die Möbel stellen, verleihen ihm erst den Charakter. In jene Künstlerzimmer aber passen nur ganz bestimmte Bilder, Decken und Vasen, ja eigentlich auch nur bestimmte Leute in vorgeschriebenen Anzügen. Mein Arbeitszimmer (der Leser verstatte mir diese persönliche Bemerkung) erhält sein Gepräge durch die Menge der farbigen Bucheinbände, unter unseren Ausstellungszimmern aber habe ich noch keins gefunden, in dem sich die Handbibliothek eines Gelehrten überhaupt unterbringen ließe. Alle diese Zimmer werden darum von der großen Masse des Publikums eigentlich nur als Kuriositäten betrachtet, wie ein Arbeiter die Auslage eines Goldschmieds ansieht. Nein, wir müssen ihnen zeigen, daß sie sich anheimelnde und behagliche moderne Zimmer für denselben Preis anschaffen können, für den ihnen bisher „geschnitzte Herrenzimmer in Renaissancestil" angeboten worden sind. Aber dafür — und hierin liegt das Notwendigste und zugleich das Schwierigste unserer Aufgabe — muß ihnen der Sinn für bürgerliche Einfachheit wieder anerzogen werden. Wenn erst jedermann wieder empfindet, daß eine einfache Zuggardine schöner ist als die Auftakelungen unserer sogenannten Dekorateure, daß ein Schrank nichts durch ein schlecht geschnitztes Renaissancegesims gewinnt, und d Parkettfußböden sich wohl für Tanzsäle aber nicht für Wohnzimmer schicken, so ist alles gewonnen. Und so weit ist man seit langem in England. Unsere kunstgewerbetreibenden Maler sehen ja aber freilich mit Verachtung auf dieses Land, weil es ihre extravaganten allerneuesten Moden nicht mitmacht.

Die Architekten — und nicht die Maler in ihrer Stimmungsseligkeit — müssen die Führung übernehmen und Hand in Hand mit den großen Möbelfabriken und Warenhäusern arbeiten, das ist seit Jahren mein ceterum censeo. Deshalb war ich freudig überrascht, als ich neulich eine Einladung zur Ausstellung moderner Zimmereinrichtungen bei Wertheim erhielt. Wie man auch über die Warenhäuser im allgemeinen denken mag, sie bilden einen Faktor im Großstadtleben, mit dem man rechnen muß. Die Wertheimsche Wohnungsausstellung läßt nun freilich noch mancherlei zu wünschen übrig. Auch hier suchen viele noch vor allem aufzufallen. Das Speisezimmer von Endell — der allerdings Architekt ist — ist gänzlich verfehlt, dasjenige von Peter Behrens mit seinem weißgestrichenen Strohgeflecht als Wandbekleidung, dem blaugrauen Fries darüber und der barocken Gaskrone, ist ein amüsantes aber wenig brauchbares Werk genialer Künstlerlaune. Auch das in der Farbenstimmung ungemein delikate Musikzimmer des Engländers Baillie Scott wird sich bei uns schwerlich einbürgern. Das Kinderzimmer von Arno Körnig ist mir zu unruhig und spielerig, bei der Küche von Patriz Huber stehen die Preise außer Verhältnis zu der hervorgebrachten Wirkung. In Riemerschmids vieles Reizvolle enthaltendem Damenzimmer stimmen mich die vorherrschenden etwas giftigen gelben und grünen Töne und die allzu seltsamen Stuhlformen bedenklich. Die anziehendste und wert-

vollste Leistung ist wohl Paul Trosts Schlafzimmer. Diese behäbigen und geräumigen Schränke, die nur durch ihr schönes Holz, die sorgsame Politur und spärliche Intarsien in einfachen geometrischen Formen wirken, dieser ebenso einfache wie praktische Waschtisch, die famose Kommode und der hübsche Toilettentisch atmen durchaus bürgerliche Behaglichkeit, zeigen im beste Sinne des Worts „Komfort". Ein kleines Meisterstück ist auch Anton Hubers Vorzimmer. Aus dem berüchtigten engen und dunklen „Entree" der Berliner Wohnungen wird hier ein freundlicher und einladender Willkommensraum. Auch von dem Herrenzimmer der Dänen Jörgensen und Petersen und dem des Berliners Sepp Kaiser, sowie von dem an die gute alte Biedermeierzeit gemahnenden Schlafzimmer Schulze-Naumburgs wäre manches Rühmende zu berichten. Diesen Anschluß an Großvaters Weise finden wir übrigens auch bei manchen der anderen Räume, und wir möchten das durchaus nicht als einen Fehler bezeichnen. Das Wichtigste an der ganzen Ausstellung ist, daß hier wirkliche Wohnräume und keine Ausstellungskojen gezeigt werden. Jedenfalls verdient das Unternehmen unsere vollste Teilnahme.

Weniger günstig ist der Eindruck, den man von der Ausstellung moderner Frauenkleidung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus gewinnt. Es ist ein schönes Ding um eine wahrhaft natur- und vernunftgemäße Frauentracht, aber solange die Maler die Bewegung leiten und nicht die Schneider für sie gewonnen werden, ist sie völlig aussichtslos. Wo aber nehmen wir selbständig erfindende Schneider her? Die Muster, nach denen sich unsere Damen ihre Kleider machen lassen, stammen ja fast alle aus Paris, London oder Wien. Was aber entsteht, wenn Dilettanten „in Reform machen", sehen wir an den fürchterlichen Säcken mit Tragbändern, die jetzt überall auftauchen. Der weibliche Körper gleicht gewiß nicht dem einer Wespe, aber er sieht doch wahrhaftig auch nicht wie eine Wurst aus. Die meisten Reformer gehen von der irrigen Voraussetzung aus, daß das Mieder an und für sich schädlich sei. Unsere Heeresleitung aber betrachtet es als einen außerordentlichen Fortschritt, daß das Hauptgewicht des Tornisters von der Schulter auf die Hüfte verlegt worden ist, und welches Gefühl der Freiheit man bekommt, wenn man die Hosenträger mit dem ledernen Leibriemen vertauscht, das weiß jeder Turner. Wie so oft, erhält man auch bei der jetzigen Ausstellung den Eindruck, daß das Gute zumeist nicht neu und das Neue nicht gut ist. Die Kleider sind um so besser, je mehr sie sich der Empiretracht nähern.

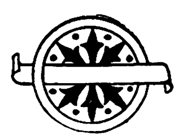
Die besten Gemäldeausstellungen hat bis jetzt Schulte geboten. Drei Wochen lang war es den Berlinern hier vergönnt, die herrlichen Böcklins der Simrockschen Sammlung zu bewundern, darunter „Triton und Nereide", eins der großartigsten Bilder, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Jetzt hat hier der Däne Peter Severin Kröyer mit einer reichen Auswahl seiner Werke Einzug gehalten. Seine Bilder besitzen eine Illusionskraft ohnegleichen, es ist, als seien die Personen, die er darstellt, wirklich gegenwärtig. Vielleicht muß man allerdings die nordischen Länder und ihre Bewohner kennen, muß im Umgang mit den Werken ihrer Dichter und Schriftsteller groß geworden sein, um zum völligen Genuß zu gelangen. Welcher Humor leuchtet aus dem derben und gutmütigen Gesicht Schandorphs, der da so zufrieden beim Lampenschein vor seinem Punschglas sitzt, wie spricht das

geistvolle, leicht ironische Gesicht von Georg Brandes auf den beiden Bildern, die ihn als Vortragenden im Frack und im Hausrock am Schreibtisch darstellen, wie überzeugend kommt die Kampfnatur Björnsons zum Ausdruck! Und wie werden vor dem Bilde Holger Drachmanns, der da von den goldenen Strahlen der Abendsonne überflutet vor einem Bote am Meeresstrande steht, die Stunden wieder lebendig, da er uns — es ist wohl nun zehn Jahre her — aus seinen Gedichten vorlas! Mit welcher Kühnheit sind diese Bilder gemalt, wie sitzt da jeder Pinselstrich! Von des Meisters großen Repräsentationsbildern (die Sitzung des französischen Ausstellungs-Komitees, die Sitzung der Akademie der Wissenschaften, das Bild für die Kopenhagener Börse) sind nur die Skizzen ausgestellt, aber wer Skizzen überhaupt zu lesen versteht, vermag sich aus ihnen wohl einen Begriff von den Werken selbst zu machen. Welcher lebende Künstler vermöchte wohl dreißig, vierzig, ja fünfzig lebensgroße Figuren so zwanglos zusammenzufassen, jede einzelne so lebendig zu charakterisieren und dabei dem Ganzen eine so durch und durch künstlerische Haltung zu geben! Dabei erhöht sich Kröyer noch die Schwierigkeit, indem er schwindendes Tageslicht mit Kerzenschimmer oder Lampenschein mischt. Etwas ausgeführter sind die Skizzen zum Künstlerfrühstück und dem prächtigen, ein unschätzbares Dokument darstellenden „Diner bei Björnson". Es ist jetzt Mode geworden, über diese Wirklichkeitsmalerei geringschätzig zu urteilen. Kröyers Werke aber sind wahrhaftig kein photographischer Abklatsch der Natur, sondern Charakterschilderungen und Milieuschilderungen, ja ich möchte sagen Kulturschilderungen großen Stils. Das Schönste aber ist die lebensbejahende Freude, die aus ihnen spricht. Eine Stunde vor ihnen wirkt wie ein stählendes Bad.

Gerade das Gegenteil ist bei dem neuen großen Bilde von Melchior Lechter der Fall, das bei Keller und Reiner zu sehen ist. Ich möchte diesem Werke, das ein Stück ernstester Lebensarbeit darstellt, nicht unrecht tun. Ich bewundere die tiefe Glut der Farben, die sichere Zeichnung und Komposition, den starken seelischen Ausdruck, allein ich bleibe völlig kalt. Was hat das Bild mit unserer Zeit, mit unseren Hoffnungen und Idealen zu tun? In jedem Deutschen steckt ein Stück Märchensehnsucht, allein diese Sehnsucht steht beim gesunden Menschen nah einem Leben voll freier Schönheit und Tatkraft, nicht voller Mystik und Askese. Der Trunk, den die Muse auf Lechters Bild dem Künstler reicht, härtet ihn nicht im Kampfe des Lebens, sondern erhebt ihn in ein Traumland voll seltsamer Nervenreize und wunderbarer Farben und Melodien, von dem aus er auf die Wirklichkeit nur noch mit schmerzlicher Verachtung herabsehen kann. Wir vermögen ihm dahin nicht zu folgen, und er verlangt es wahrscheinlich auch gar nicht. Aber noch eine Frage bleibt offen: Ist es nötig, diese allermodernsten Stimmungen so archaistisch darzustellen, Giotto und Botticelli heraufzubeschwören und sie mit Rossetti und Burne Jones zu vermählen? Würde uns der Maler nicht vielleicht doch bezwingen, wenn er ganz Eigenes gäbe?

Noch eines Werkes möchte ich in dieser kurzen Rundschau gedenken, der neuesten Gabe, die uns der greise Jozef Israels beschert hat (ausgestellt bei Paul Cassierer). In seinem liebenswürdigen Buch über Spanien schildert uns der Meister, wie er in Tanger einen jüdischen Gesetzschreiber trifft, und skizziert die wahrhaft patriarchalische Gestalt dieses Greises, dessen weißgelber Bart „mit dem Pergament und dem Lichte des Fensters eins war, um-

geben von dem Dunkel des finstern Raumes". Diese Skizze hat er nun zu einem großen Bilde verarbeitet, das ein würdiges Gegenstück zu dem berühmten alten Trödler bildet, aber noch feierlicher wirkt. Niemals ist mir seine Verwandtschaft mit Rembrandt, niemals das romantische Element, das sich durch seine Werke zieht, stärker zum Bewußtsein gekommen. Und diesen Künstler nannte man einen Naturalisten! Mag man mich einen Barbaren schelten: für den ehrwürdigen Kopf dieses alten Juden gäbe ich alle die gezierten Jungfräulein Lechters mit Freuden hin. **Walther Gensel.**



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Künstliche Erzeugung echter Edelsteine.

Es ist erklärlich, daß bei Mineralien von hohem Werte in manchem Chemiker der Trieb erwacht, die in der Natur vorgefundenen Prunksteine durch künstlich erzeugte, aber vollkommen echte zu ersetzen. Allerdings haben nur die ersten Erfinder Aussicht, große Reichtümer in kurzer Zeit zu erwerben. Denn mit dem Augenblick, wo das Verfahren der Edelstein-Erzeugung allgemein wird, sinkt natürlich auch ihr Marktpreis. Es wird dann selbst dem Fälscher keinen geschäftlichen Vorteil mehr bieten, für den Diamanten einen Bergkristall oder einen farbigen Topas unterzuschieben, für den gelben Topas einen Zitrin, der nur gelber Quarz ist, für den Rubin einen roten Spinell oder gar Glasflüsse, wie z. B. Straß (auch Mainzer Fluß genannt); oder gar Steine zu dublieren, d. h. auf einem Unterteil aus Bergkrystall oder Glas ein dünnblättriges Oberteil aus echtem Diamanten oder anderem Edelstein derart aufzukitten, daß Kenner selbst mit einer scharfen Lupe nicht immer gleich die Verbindungsnaht aufzufinden vermögen. Die Geschicklichkeit in den Nachahmungen ist heute so weit gediehen, daß selbst ein erfahrener Juwelier in der Abendbeleuchtung mit den bloßen Augen allein einen echten Stein von einem Falsifikat, sei es auch nur geschliffenes Glas, nicht zu unterscheiden im stande ist. Denn es gibt heute Glasflüsse von solch raffinierter chemischer Zusammensetzung, daß sie dieselbe Reinheit und das blendende Farbenspiel, denselben eigentümlichen wunderbaren Glanz besitzen, wie Diamanten von reinstem Wasser, oder das gleiche Glutrot wie die schönsten Rubine, das Blau des Saphirs, das seltene Grün der Smaragde. Der in schwierigen Fällen zu Rate gezogene Sachverständige ist dann gezwungen, andere, mehr wissenschaftliche Mittel zu Hilfe zu nehmen, da sich der echte Edelstein durch besondere Eigenschaften, Diamant und Rubin durch größte Härte auszeichnen. Nun beginnt die Chemie diese Praxis ganz über den Haufen zu werfen,

indem sie nach und nach dazu gelangt, die drei wichtigsten Edelsteine in vollkommen echtem Zustande künstlich herzustellen, so daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wie lange wir an der Wertunterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Steinen festhalten.

Im Verein zur Förderung des Gewerbefleißes in Berlin hielt Dr. Immanuel Friedländer einen Vortrag, an den sich folgendes charakteristische Gespräch zwischen einigen Mitgliedern der Versammlung und dem Vortragenden knüpfte:

Direktor K.: „Ich möchte fragen, wie wertvoll solche künstlichen Steine sind?"

Vortragender: „Der, den ich trage, kostet etwa 200 Mk.; er ist ein schöner großer Stein (Rubin). Wenn er echt wäre, würde er wohl 900 bis 1000 Mk. kosten."

Geheimer Oberregierungsrat B.: „Welche Erfahrung hat man über die Dauerhaftigkeit der Farben der künstlichen Rubine gegenüber den natürlichen? Denn die sind ja überhaupt farbenbeständig."

Vortragender: „Es liegt gar kein Grund vor, anzunehmen, daß die künstlichen Rubine in der Farbe nicht dauerhaft sind. Es kommen bei manchen Edelsteinen nicht dauerhafte Farben vor. Es sind dies aber wohl immer leicht veränderliche organische Verbindungen und dergleichen, während bei Rubinen die Farbe eine ganz solide Chromfarbe ist, sowohl bei den natürlichen wie bei den künstlichen. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß irgend ein echter oder künstlicher Rubin sich in der Farbe mit der Zeit verändert.

Geh. Oberregierungsrat B.: „Welcher Unterschied ist im Härtegrad zwischen den künstlichen und natürlichen Steinen?"

Vortragender: „Gar keiner! Sie sind durch nichts anderes zu unterscheiden, als durch das, was ich Ihnen sagte."

Hofjuwelier St.: „Als in der Praxis stehender Juwelier muß ich sagen, daß die Annahme, es wären so enorm viele künstliche Rubinen verbreitet, doch wohl nicht ganz richtig ist. Ich bemerke dies deshalb, weil sonst leicht eine Beunruhigung im Publikum hervorgerufen werden könnte. . . . . . Nachdem das Syndikat der Edelsteinhändler in Paris erklärt hat, daß unter Rubinen nur durchaus die aus natürlichem Rohstoff geschliffenen Steine zu verstehen seien, und daß jeder Juwelier, der einen künstlich hergestellten Rubin verkauft, ihn unbedingt zurückzunehmen verpflichtet ist, können sich derartige Produkte im Handel nicht einführen."

Vortragender: „Es ist auch zuzugeben, daß erfahrene Juweliere in vielen Fällen einen künstlichen Stein für verdächtig halten werden. Andererseits habe ich dermaßen gute künstliche Steine gesehen, daß sie mit einer gewöhnlichen Lupe, wie ich sie bei Juwelieren im Gebrauch gesehen habe, nicht zu erkennen sind. Und ich habe in Paris gehört, daß auch in Deutschland solche Steine verkauft werden, und ferner, daß überhaupt die ganze Produktion des betr. Fabrikanten regelmäßig verkauft wird. Es ist ihm dies ja auch zu gönnen; er hat sehr lange daran gearbeitet, bis er so weit war. Die künstlichen Steine sind auch reichlich so schön wie die natürlichen. Es ist Geschmackssache, ob man natürliche oder künstliche vorzieht." . . .

Selbstverständlich! Wenn die künstlichen sich in nichts von den natürlichen unterscheiden, dann ist es allerdings nur Geschmackssache! Es handelt sich nur darum, ob der Sachkundige Merkmale aufzufinden versteht, welche naturechte von

kunstechten Steinen unterscheiden, und ob diese Merkmale einen Wertunterschied mit sich bringen. Die drei Steine, deren künstliche Herstellung mehr oder weniger gelungen ist, sind Rubin, Smaragd und Diamant. Am weitesten, wie wir oben gesehen haben, der Rubin. Denn er läßt sich in vollkommen schleifwürdigem und konkurrenzfähigem Zustande erzeugen. Über seine Fabrikation hat schon im Jahre 1837 Gaudin geschrieben. Den bedeutendsten Fortschritt aber dürfte wohl der Pariser Chemiker Frémy gemacht haben, denn ihm ist es nach vielen Versuchen geglückt, in einem porösen Tontiegel ein Gemenge von vollkommen reiner Tonerde mit etwas kohlensaurem Kali, Fluorbaryum und chromsaurem Kali zusammenzuschmelzen, die Mischung acht Tage lang in Fluß zu halten und endlich Krystalle von Tonerde zu bekommen, die, durch Chromoxyd rot gefärbt, echte Rubine darstellen. In dem von ihm veröffentlichten Buche hat er seine verschiedentlich abgeänderten Experimente besonders beschrieben.

Die Tonerde (Aluminiumoxyd) kann ebensogut wie zur Gewinnung von Aluminium auch zu der von Rubin, Saphir, Korund, orientalischem Topas, orientalischem Amethyst oder — last not least — einer besonderen Qualität ordinären Schmirgels verwendet werden. Natürlich fallen die Nüancen der so gewonnenen Rubine ganz verschieden aus, und da sogar einzelne Krystalle mit einem roten und einem blauen Ende entstanden sind, so zog hieraus Frémy den Schluß, daß das Chrom auch die blaue Färbung des Saphirs hervorbringe. In der letzten Pariser Ausstellung waren künstlich hergestellte Rubine zu sehen, welche in ihrer prachtvollen roten Farbe, in ihrem Feuer und Glanz die natürlichen übertroffen haben sollen. Da es sehr wichtig ist, natürliche von künstlichen zu unterscheiden, so gibt Friedländer eine Methode an, bei der das Vergrößerungsglas die wichtigste Rolle spielt. Beiderlei Rubine enthalten nämlich Einschlüsse, die nur durch die Lupe zu erkennen sind. Bei den natürlichen Rubinen sind diese Einschlüsse auf feinen Nadeln gebildet, die allerdings zumeist den Wert des Steines herabsetzen, aber doch nicht nachgeahmt werden können, schon weil man nicht weiß, woraus sie bestehen. Die kunstechten Rubine enthalten dagegen nur Luftblasen.

Der Smaragd wurde schon 1848 von Ebelmen künstlich hergestellt. Jedoch scheint es, daß künstliche Smaragde in schleifwürdiger Größe und Reinheit noch nicht den Handel bedrohen. Die künstliche Herstellung von Diamanten ist bis jetzt nur in allerkleinster Kleinheit, nämlich in mikroskopischer, gelungen. Der berühmte Pariser Chemiker Moissan löste Zucker in geschmolzenem Eisen auf und konstatierte in der unter außerordentlich hohem Druck erkaltenden Masse Diamantkryställchen.

Mit der künstlichen Fabrikation dürfte der Juwelenhandel einen noch größeren Aufschwung nehmen. Denn abgesehen von der allgemeinen Putzsucht würde der Diamant als der reinste, am stärksten Licht brechende und härteste Edelstein eine glänzende Verwendung in der Optik wie auf anderen nützlichen Gebieten des Lebens finden. Es ist kein schlimmer Fortschritt, der Schritt vom Selten-Schönen zum Häufig-Schönen, Angenehmen und Lebensnützlichen.

**L. Gilbert.**



# Aus dem Seelenleben der Vögel.

In der „Natur“ (Naturwissenschaftliche Wochenschrift) bringt F. Hornig, Dresden, einige sehr hübsche Zeugnisse für seine Behauptung herbei, daß bei den Tieren, und namentlich den Vögeln durchaus ein reiches Seelenleben ausgebildet sei, das mit dem bequemen, aber vielfach falsch angewandten Begriffe „Instinkt“ nicht das mindeste gemein habe.

Am anmutigsten, so führt der Verfasser aus, tritt uns das Seelenleben der Vögel in der Adoption fremder Sprößlinge und in der Hilfsbereitschaft gegen schutzbedürftige Genossen entgegen. Bekannt ist ja die Episode des Kuckuckseies, das von den wider Willen damit beglückten Pflegeeltern mit geradezu staunenswerter Aufopferung bebrütet wird, und nach dem Auskriechen des jungen Nimmersatt ist die Sorge um dessen Wohlergehen dann gleich groß wie für die eigenen Kinder. Der Einwand, daß der Vogel das fremde Ei nicht erkenne, ist hinfällig, denn vielfache Erfahrungen haben gelehrt, daß er sehr wohl die eigenen Eier von fremden zu unterscheiden weiß. Sogar Eier der eignen Art, die ihm ins Nest gelegt worden sind, erkennt er, denn durchaus nicht immer läßt sich das Weibchen herbei, die untergeschobenen Eier zu bebrüten, vielmehr wirft es entrüstet den Eindringling unter Beihilfe des Männchens einfach über Bord oder läßt gar die eigenen Eier im Stich. Die Charaktere sind eben auch unter diesen kleinen Geschöpfchen verschieden, und nicht alle fühlen den Beruf zu Samariterwerken in sich.

Manchmal kann die Unterschiebung fremder Eier aber auch zur Entzweiung der Gatten, zu Kampf und sogar zur Zerstörung des Nestes führen. So hatte ein Bauer „spaßes“halber in ein Storchennest ein Entenei an Stelle eines Storcheneies gelegt, um zu sehen, was Herr und Frau Storch wohl dazu sagen würden. Diesen war bei ihrer Rückkehr von der nahen Wiese zwar sofort etwas auffällig, und lange plapperten die beiden auf dem Nestrande, wahrscheinlich das Für und Wider einer möglichen Täuschung erörternd. Doch brütete das Weibchen schließlich weiter. Als aber der Freudentag gekommen war, wo aus den geborstnen Hüllen die jungen Störchlein schlüpfen sollten, brach das Unheil herein. Der ahnungslose Bauer eilte entsetzt aus dem Stalle, als er plötzlich auf dem Dache seines Wohnhauses einen wahren Höllenlärm hörte. Auf dem Storchenneste war Mord und Todschlag. Das Männchen stieß wie ein Wütender in das Nest hinein, und eins nach dem andern von den Jungen wurde jämmerlich zerstoßen auf den Hof herabgeschleudert. Dann kam die Störchin daran. Wie sie auch die Jungen und sich zu verteidigen bemüht war, sie mußte unter den erbarmungslosen Schnabelhieben des Wüterichs den kürzeren ziehen und flatterte endlich tödlich getroffen zu Boden. Nun aber kam der letzte Akt des erzürnten Storchengatten, der sich zweifellos um seine ehemännliche Ehre betrogen glaubte. Innerhalb weniger Minuten war das Nest, das ein Werk tagelanger Arbeit gewesen, auseinandergerissen und die Reiser flogen nach allen Windrichtungen herum. Auch nicht das geringste blieb übrig, und als der Zerstörer sein Rächerwerk getan, wetzte er befriedigt den Schnabel, putzte das blutbesudelte Gefieder und flog auf und davon. Er ist auch nicht wieder gekommen, und auch kein anderes Storchenpaar hat sich seitdem bei jenem Bauer wieder angesiedelt; sein Haus scheint in der Storchenwelt als eine Stätte des Unheils in Verruf erklärt worden zu sein.

Weniger aussichtsvoll als das Unterschieben von Eiern ist das Einschmuggeln

hilfsbedürftiger junger Vögel; das Einsetzen in fremde Nester hat nur äußerst selten den erwünschten Erfolg. Dagegen hat Hornig in der Voliere wie auch im Freien wiederholt beobachtet, daß ein Pärchen zwei Nester versorgte. . .

Gern spielen sich stärkere Vögel auch als Beschützer von Schwachen oder Kranken auf, ganz abgesehen von der Ritterlichkeit der Männchen ihren Weibchen gegenüber. Daß diese ursprünglich rein physischen Äußerungen auch in das psychologische Gebiet hineinragen, dafür zeugt die verschiedenartige Ausübung dieser Ritterpflichten. Ein Hähnchen kann sich z. B. nicht genug tun, seiner Eheliebsten das Leben zu verschönen, während ein anderes sich höchst kühl und gleichgültig benimmt, und ein drittes wohl gar den gewalttätigen Haustyrannen herausstеckt. Ja, sogar ganz regelrechte „Blaubärte" gibt's in der Vogelwelt! Besonders unter den Spatzen will man dies schon mehrfach beobachtet haben.

Das Beschützeramt wird übrigens nicht nur bei Vögeln eigner Art, sondern auch fremden Gattungen gegenüber geübt. „Im Gottleubaer Tannenbusch," erzählt Hornig, „wo ich mir des öfteren das Vergnügen machte, Hanf und Kürbiskerne an einem bestimmten Plätzchen auszustreuen, gehörte auch ein verkrüppeltes Ammerhähnchen, das nur mühselig sich fortbewegen konnte, zu meinen Gästen, es kam aber stets nur in Begleitung eines Dompfaffen, und dieser sonst so friedliebende Gesell bewachte nun seinen invaliden Schützling geradezu wie ein Drache. Mit großer Umsicht sorgte er dafür, daß der Ammerling in Ruhe, ohne von anderen hungrigen Genossen verdrängt zu werden, seine Portion Hanfkörnchen aufpicken konnte, und kampfbereit, mit gesträubten Kopffederchen machte er sogleich gegen jeden Front, der etwa so keck war, etwas näher heranzukommen, als es Meister Gimpel für zulässig befand."

Gleichfalls unter die Rubrik des Vogelsamariterdienstes darf die häufig zu beobachtende Fürsorge gelten, mit der gesunde Vögel sich bestreben, solche, die aus Alters- und Krankheitsursache ihr Gefieder teilweise verloren haben, mit ihrem eigenen Federkleide vor Kälte zu schützen.

Die Vogelfreundschaften treten ohne Ansehen von Art und Gesellschaft, also rein individuell auf. So hatte Hornig Gelegenheit, die Freundschaft zwischen einem Dompfaffen und einem Bluthänfling, einem zahmen Eichelhäher und einem Zwerghahn (Haushahn) und — last not least — zwischen einem urfrechen Jakob (Dohle) und einer kreuzbraven, ehrlichen — Gans zu beobachten. Besonders in letzterem Falle war die Unzertrennlichkeit des schwarzen und weißen „Prinzips" höchst ergötzlich, und der Besitzer war rücksichtsvoll genug, dem Schwarzrock seinen weißen Freund nicht durch einen gewaltsamen Tod, wie er sonst diese Wächter des Kapitols bedroht, zu entreißen.

Den Vogelfreundschaften analog sind die unter gleichen Verhältnissen bestehenden Feindschaften, die, abgesehen von Rivalen-Kämpfen zur Paarungszeit, abgesehen auch von den Selbstherrschergelüsten einzelner Vogelarten, wie z. B. der Rotkehlchen, der Amseln u. s. w., die gern ein bestimmtes Revier für sich allein beanspruchen, oder von der Unverträglichkeit, welche für einige Gattungen — z. B. die Meisen — geradezu typisch ist, sich als durchaus individuelle Regungen der Antipathie bekunden. „Ich besaß u. a. ein Kanarienfräulein, welches für Absolutherrschaft und Einzelleben schwärmte; sogar ein bildschöner junger Hahn wurde unter zornigem Geschrei von ihr zum Hause hinausgeworfen, und horribile dictu! — ein ganz gemeiner, schmutziger Spatz, der oft zum offenen Fenster herein-

kam, um das am Gitter steckende Biskuit zu beknappern, fand offensichtlich Gnade vor den Augen dieser spröden Vogel-Schönen.

„Gleichwie im Menschenleben, so gibt es übrigens auch in der ornithologischen Welt wahre ‚Pechvögel‘, welche, wo sie auch hinkommen mögen, überall mißgünstige Aufnahme finden. Ein solcher Pechvogel war zweifellos ein Zeisig, der im Laufe des vorigen Sommers, angelockt von den Stimmen meiner am Fenster stehenden Vögel, zugeflogen war. Ich öffnete die verschiedenen Bauer und gab ihm anheim, sich in einem derselben Wohnungsberechtigung zu erringen. Aber da fiel das arme Kerlchen schwer herein. Überall brauchte man gegen ihn das Hausrecht, und selbst die Zeisige fuhren auf ihn los und gönnten ihm weder ein Plätzchen noch ein Futterkörnchen, so daß ich ihm schließlich einen kleinen Reservebauer anweisen mußte. Doch auch darin wurde er nach Möglichkeit von den frei herumfliegenden Stubengenossen gereizt und geängstigt, daß ich froh war, ihn einer benachbarten Dame schenken zu können, die einen Zeisig und zwei Tigerfinken zusammen hielt, von denen der erstere flüchtig abgegangen war. Nach einigen Tagen mußte ich jedoch zu meinem Staunen hören, daß es dem Unglücksvogel dort auch nicht besser erging. Die Tigerfinken, die mit ihrem früheren Genossen in tiefster Eintracht gelebt hatten, benahmen sich dem neuen gegenüber geradezu niederträchtig, und das Ende vom Liede war, daß der grüne Pechvogel der Freiheit zurückgegeben wurde, wo er hoffentlich unter seinen ‚wilden‘ Brüdern und Schwestern nun bessere Erfahrungen gemacht hat, als ihm dies in den ‚gebildeten‘ Kreisen beschieden gewesen. Übrigens gibt es fast in jeder größeren Voliere so eine Art ‚Prügeljungen‘.“

Zum Schluß weist der Verfasser noch darauf hin, daß auch bei frohen und traurigen Anlässen die Teilnahmsfähigkeit der Vögel zum Ausdruck kommt, so bei „Geburtstagen“, wo der glückliche Piepmatz-Papa alle Tanten und Onkels herbeiholt, damit sie die kleinen Schönheitswunder, die in Wahrheit rechte kleine Scheusälchen sind, bestaunen, — und so andrerseits auch bei Todesfällen, wo man an den zurückbleibenden Genossen eine oft tagelang anhaltende Scheu, Unruhe und Bangigkeit beobachten kann. Auch daß sich die Vögel gegenseitig beeinflussen, ist nichts Neues. Jeder, der gefiederte Hausgenossen hält, weiß, daß **ein** zahmer Vogel auch die anderen zum Zutrauen ermuntert, während ein einziger Wildling einen binnen kurzem um die Früchte oft wochen- oder gar jahrelanger Zähmungsbemühungen bringen kann. „So hatte“, erzählt Hornig, „mein zahmer Star während dreier Jahre auch nicht einen einzigen Fluchtversuch gewagt. Kamen aber da eines Tags fünf schwarze Gesellen in den Garten, zogen meinen braven Starmatz in ein langes Geklatsch, und was war das Ende? — Plötzlich flogen sie mit samt meinem Fritze auf einen Birkenwipfel, von da auf die Ulme des Nachbargartens und von da schließlich in die weite Welt, und ich hatte das Nachsehen! Eine gleiche Erfahrung machte eine befreundete Dame mit ihrem Stieglitz, der sich von einer Schar Hänflinge entführen ließ, nachdem er bis dahin nie von der Freiheit des offenen Bauers anders Gebrauch gemacht hatte, als nur um sich ein wenig im benachbarten Gesträuch zu tummeln. In beiden Fällen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß in erster Linie nicht der Freiheitsdrang die Veranlassung zur Flucht gegeben, sondern vielmehr die Verlockung und Überredung der freien Genossen.“



# Durch Deutschland.

Interessant und recht beachtenswert sind die Schilderungen, die der bedeutende dänische Novellist Martin Andersen Nexö — seine Erzählung „Sühne“ erscheint als erstes seiner Werke in deutscher Übersetzung demnächst in einem Dresdener Verlage — in dem Kopenhagener Tagesblatt „Politiken“ von seiner Reise durch Deutschland veröffentlicht:

„Es ist durchaus kein geringes Unrecht, das man begeht, wenn man die Bewohner des großen Deutschen Reiches als eine Nation auffaßt, die als solche gar von preußischen Nationaleigenschaften repräsentiert wird.

Wiewohl der Preuße auch andere und bessere Haupteigenschaften besitzt, sind die am leichtesten ins Auge fallenden sein Uniformierungstalent und sein Uniformierungsdrang — seine ganze eigentümliche Anlage zur Dressur. In keinem anderen Lande hat die Uniform in diesem Grade die Gesellschaft zu durchsäuern und — aus all ihren verschiedensten Elementen — just die Konturen hervorzuziehen vermocht, die den einfachsten der Typen bilden — den Gendarmentypus.

Den Fremden, der nach Preußen kommt, befällt leicht ein peinliches Gefühl, als befände er sich auf verbotenen Wegen, auf Festungsterrain. Zahlreiche Verbottafeln, Schildwachen mit Bullenbeißermienen, Uniformen jeder Art, drohende schwarze Nationalfarben verstärken diese Empfindung; man wird ein wenig unsicher in den Beinen, und bei dem Laut fester Schritte kann es einen plötzlich durchfahren, als würde man im nächsten Augenblick ein Bajonett im Rücken haben. Statt dessen erhält man einstweilen einen Verweis, in einem Tone gehalten, als hätte man sich der unmenschlichsten Ausschweifungen schuldig gemacht. Nachdem man sich gesenkten Hauptes folgender Verbrechen hat bezichtigen lassen: 1. seinen Schritt mit dem rechten Bein statt mit dem linken begonnen zu haben, 2. mehrere Minuten auf der verkehrten Seite der Straße gewandelt zu sein, 3. endlich der Versäumnis, den Blick nicht die Trambahnschienen hinauf und hinab zu senden, ehe man sie kreuzte, ereignet sich das Merkwürdige, daß der Handlanger der hohen Obrigkeit nicht wie bei uns daheim sein Taschenbuch hervorholt, um einen zu notieren. Er schlägt nicht vor, die Sache auf der Stelle in Güte abzumachen, sondern beginnt höflich zu erklären, wie man sich zu verhalten habe.

Hauptsächlich in Preußen hat man die reinen unverfälschten Ausdrücke der Freude über „das große Vaterland“ zu suchen — der Panzerfreude, die uns als kleiner Nation unmotiviert, krampfhaft und töricht erscheinen muß. Diese Freude ist nicht, wie man behauptet hat, unzertrennlich von jeder großen Nation, aber vielleicht ist sie unzertrennlich von jeder kleinen Nation, die plötzlich groß wird. In jedem Falle ist sie ein Parvenugefühl und hängt enge zusammen mit dem preußischen Korporalgeist. Sie ist eine Sklavenambition und erinnert an das eifrige Pochen des Sklaven auf den großen Sklavenstand seines Herrn.

Aber hinter diesem Korporalsmäßigen und Uniformierten und dieser sterilen Konstablerrechtschaffenheit läuft vieles, das nichts von alledem ist, — gute menschliche Eigenschaften, vielleicht vorzugsweise deutsche. Über dem ganzen deutschen Bunde ruht eine Geradlinigkeit in Handel und Wandel, die namentlich für den mehr oder minder hilflosen Ausländer Bedeutung gewinnt und der die Wärme des Südens vergebens beizukommen sich bemüht.

Bei uns zu Hause hat man in den letzten Jahren den Gebrauch adoptiert, die Deutschen als schlechte Touristen zu verschreien, als eine Art Heuschreckenschwärme, die alles auf ihrem Wege verzehren und nichts zurücklassen. Die Wahrheit ist die, daß die Deutschen viel reisen, auch die Minderbemittelten unter ihnen, im Gegensatz zu den Engländern; daß sie — ebenfalls im Gegensatz zu den Engländern — sich in die Sprache und Sitten des Landes fügen, in welchem sie reisen, sich genau nach dessen Lebensbräuchen richten, die Einhaltung seiner Preise fordern und sich nicht prellen lassen. Lauter gute Eigenschaften. In Italien und Spanien, wo man längst diesen Unterschied zwischen Engländern und Deutschen entdeckt hat, ist man auch so gerecht, die letzteren zu respektieren, während man Gott dankt, wenn man mit den ersteren nichts zu tun hat. Welchen Begriff man auch von Genügsamkeit hat — im Gegensatz zu Verschwendung, oder der Veranlagung, sich rupfen zu lassen, — man muß es Deutschland lassen, daß es auf eine ansprechende, einzig dastehende Art und in Übereinstimmung mit seinen Grundsätzen die Ausländer zu behandeln weiß.

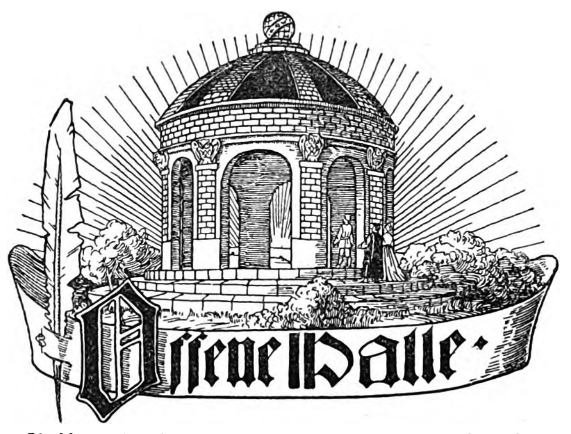
Man hat deutsche Wirksamkeit durch die Bezeichnung „billig und schlecht" charakterisieren wollen. Das paßt vielleicht in bezug auf gewisse Waren, die nach Italien und Spanien ausgeführt werden, und erklärt sich leicht aus den elenden Kaufbedingungen dieser Länder. In Deutschland selbst jedoch empfängt man in hohem Grade den Eindruck, daß hier nach der Formel „billig und gut" gelebt und gewirkt wird.

Fleiß und Genügsamkeit erzeugen zuweilen Wohlstand; stets aber erzeugen sie das G e f ü h l des Wohlstandes, sie gestatten, ab und zu einmal uneigennützig zu sein. In dem großen Deutschen Reiche begegnet der Fremde einem uneigennützigen Wohlwollen, das in anderen Ländern zumeist unbekannt ist. Es schlägt einem entgegen, sobald man durch die Panzerschale Preußens eingelassen ist, es pocht hinter den strammen Uniformen als ein Diensteifer, der sich zu üppig ausgewachsen hat, um noch Dressur genannt zu werden, es zeigt sich bei zufälligem Passieren der Straße als eine Zuvorkommenheit, die manchmal zu viel des Guten tun kann. Es ist mir mehrmals desselben Tages passiert, daß jemand, den ich nach dem Wege fragte, heimlich hinter mir herging, um sich zu versichern, daß ich auch seinen Anweisungen nachgekommen sei.

In Berlin fragte ich einen Droschkenkutscher, der an einer Straßenecke hielt und auf Fuhren wartete, nach der billigsten Art, vom Stettiner zum Anhalter Bahnhof zu kommen. Der Mann breitete die Decke über seinen Gaul und begleitete mich zur Trambahn. Deren Kondukteur wies und erklärte mir auf dem Wege zum Bahnhofe alle Sehenswürdigkeiten. Am Ende der Fahrt griff ich nach dem Geldbeutel, aber etwas Fremdes in seinem Blick ließ mich einhalten. Er erbat sich dann eine alte Kopenhagener Umsteigekarte, die ich während der Fahrt in meiner Tasche gefunden und ihm gezeigt hatte.

Es liegt eine gewisse menschliche Generosität in diesem liebenswürdigen Entgegenkommen von Mann zu Mann, die notwendigerweise durch einen unbedeutenden Griff in den Beutel erstickt würde. Wir sind allzu geneigt, anderer Liebenswürdigkeit und unsere eigene Erkenntlichkeit in Kupfermünzen zu taxieren. Natürlich nur von oben herab, und darum ist die Einführung von Trinkgeldern die undemokratischste von allen. Es gibt keinen sichereren Weg, Teile der arbeitenden Gesellschaft niederzuhalten, als indem man sie von ungewissen Kupfermünzen abhängig macht." **E. Bt.**






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

# Politik und Sittlichkeit im christlich-sozialen Lichte.

Es sei auch einem Anhänger christlich-sozialer Politik gestattet, in die Erörterungen über das Verhältnis von Politik und Christentum, die auf den Seiten des Türmers Platz gefunden haben, einzugreifen, zumal da die christlich-soziale Richtung einer abweisenden Kritik unterzogen worden ist (Heft 9, IV. Jahrg., Seite 253).

Nicht direkt ist das geschehen durch die Ausführungen des Dr. Maurenbrecher (Heft 10, Seite 449 ff.). Aber selbstverständlich stehen sie zu der christlich-sozialen Auffassung in schroffem Gegensatz. Zu dieser stimmen vielmehr die Ausführungen Professor Foersters und des Türmers (Heft 6, Seite 706 ff.), selbst wenn das von ihnen nicht anerkannt werden sollte. Ich kann auch durchaus nicht finden, daß die von Dr. Maurenbrecher versuchte Widerlegung Professor Foersters treffend gewesen sei. Vielmehr macht Dr. M. in seiner Antwort nochmals Fehler, auf die ihn sein Gegner schon aufmerksam gemacht hat. Er verwechselt z. B. wieder Selbstaufopferung und Aufopferung anderer. Der Verzicht auf das eigene Leben seitens Christi, der Märtyrer und der vaterländischen Helden kann nicht angeführt werden zur Begründung des Rechtes, andern Gewalt anzutun und sie skrupellos niederzuschlagen, wenn es die Zwecke einer Gemeinschaft so wollen. Ferner wirft Dr. M. Professor F. Utilitarismus vor, und dabei ist seine „sittliche Politik" wenigstens in demselben Maße, vielmehr sogar mehr utilitaristisch. Denn ihm ist die Politik sittlich, die im Blick auf die Nützlichkeit für das kommende Geschlecht getrieben wird; während die von Professor Foerster und uns vertretene Anschauungsweise, der die Begriffe Barmherzigkeit und Gerechtigkeit auch für die Politik gültig sind, nicht sofort die politische Handlung auf ihre Nützlichkeit hin ansieht, sondern wie beim Individuum so bei der Gemeinschaft ein Handeln mit Rücksicht auf darüber stehende sittliche Normen

fordert. Dazu äußert sich dann Professor F. freilich mit Recht dahin, daß solche sittliche Politik sich schließlich auch als die nützlichste Politik erweisen werde.

Der Grundirrtum des Dr. M. liegt darin, daß er eine rein subjektivistische Ethik vertritt. Handelt einer aus Überzeugung, so handelt er gut, auch wenn er Bomben wirft. Das ist nach Dr. M. moderne Denkweise. „Es gibt für die moderne Ethik kein Sittengesetz." (Heft 10, Seite 454.) Das Wort modern ist zwar ein schönes Aushängeschild, das vielen sehr imponiert, hat aber nichts weniger als Beweiskraft. Gewiß ist eine Handlung niemals sittlich gut, wenn sie nicht aus einer wertvollen Gesinnung hervorgegangen ist. Sie ist also allerdings nach ihrem Subjekt zu beurteilen, aber doch nicht allein. Wir bleiben vielmehr bei der Ansicht, daß es in der Tat ein „Sittengesetz" gibt, ein objektives, göttliches Sittengesetz, das von der ganzen Menschheit geahnt wird, der christlichen Welt aber hell und klar aufgegangen ist. Durch Christus ist es ihr am vollkommensten nahe gebracht worden. Nicht in einzelnen, für immer festgelegten Statutenparagraphen haben wir es, sondern es ist der Natur der Sittlichkeit entsprechend so geartet, daß es mit dem Gewissen ergriffen sein will. Erst wenn es innerlich in Verständnis und Überzeugung hineingenommen wird, hat seine Befolgung einen Wert. Es ist also objektiv-subjektiv. Seine Grundforderung ist die der Liebe, und zwar nicht einer schwächlichen Liebe, sondern einer ernsten, männlichen Liebe, wie sie als der Widerschein der heiligen Liebe Gottes gelten kann. Wenn man überhaupt noch an Gott und Gottes Liebe glaubt, wie kann man dann leugnen, daß sich eine solche sittliche Forderung an seine sittlichen Geschöpfe richtet, und daß es demnach also ein objektives Sittengesetz gibt? Auch Paulus hat Objektivismus und Subjektivismus in rechter Weise miteinander verbunden, und sein Wort: „Was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde!" wird in mißverständlicher Weise von Dr. M. herangezogen. Der Apostel hat gewiß geleugnet, daß der Christ an ein statuarisches Gesetz gebunden ist, hat dennoch aber auch das Wort gesprochen: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen!" Mit der Anführung des Kantschen Ausspruches vom guten Willen hat Dr. M. nicht mehr Glück. Auch Kant ist so „oberflächlich" gewesen, ein Sittengesetz anzunehmen.

Was für das Handeln des einzelnen Menschen gilt, kann doch nun aber für das gemeinsame Handeln vieler, also auch für die Politik, nicht völlig außer Gültigkeit gesetzt werden. Wenn die sittlichen Postulate des Christentums überhaupt berechtigt sind, dann müssen sie auch im staatlichen Leben zur Anerkennung gebracht werden. Liebe, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Achtung vor fremdem Eigentum u. s. w. sind ethische Forderungen, die mit immer größerer Energie für das politische Handeln geltend gemacht werden sollten. Das für vergeblich halten, heißt an einer vornehmen und auch nur anständigen Politik gänzlich verzweifeln. Freilich ist ja auch wohl zu beachten, daß sehr verschieden denkende, nicht nur christlich gesinnte Menschen in unseren Staaten vereinigt sind. Das hat seine Konsequenzen. Wir können darum nicht von der jetzigen Leitung des Staates erwarten, daß sie mit einem Schlage alle Reformen einführe, die vom christlichen Standpunkte gefordert werden müßten. Nicht ein sprunghaftes Übergehen zu neuen Ideen, die noch keinen Boden haben, — Politik ist die Kunst des Möglichen — sondern anknüpfend an das Bestehende ist eine geschichtliche Fortentwicklung anzustreben, diese aber in der Richtung ausgleichender Gerechtigkeit

und versöhnender Fürsorge, wie sie aus dem christlichen Geist entspringt. So meint es der christlich-soziale Gedanke. Er will, daß man nicht den Klassenkampf noch mehr verschärft, daß man nicht die feindlichen Lager, die getrennten Brüder noch mehr aufeinander hetzt, sondern im Sinne eines fruchtbaren Friedens, der Annäherung der Stände und der Verringerung des Abstandes zwischen ihnen, Politik macht. Dazu gehört vor allem, daß die berechtigten Ansprüche der Schwächeren von den herrschenden Klassen anerkannt werden. Sie gilt es für soziale Gerechtigkeit zu erwärmen und zu gewinnen. Es muß eben notwendig der Liebesgedanke auch in die Politik hineinleuchten. Das Moment, das an Dr. M.s Auffassung von den Aufgaben der Politik in der Tat noch sittlich erscheint, die Fürsorge für die kommenden Geschlechter, ist selbst auch nichts anderes, als eine abgeblaßte Art Liebe. Und damit vereinigt er es doch, zugleich die vollendete Lieblosigkeit in der Politik zu verteidigen. Nach ihm gibt es ein sittliches Recht zum Klassenkampf sogar in dem Sinne, daß auch die ohnehin schon Begünstigten auf dem Wege des Kampfes weiterstreben, die Rechtsordnung für ihre Klasse „so günstig wie möglich" zu gestalten (Heft 10, S. 451). Wie bei einer solchen für notwendig erachteten Zerrissenheit im Innern das Vaterland nach außen stark werden sollte, das wäre da doch schwer zu sagen. Das ist ja wahr, daß man nicht ohne Kampf zum Frieden und zu gerechten, billigen Zuständen kommen kann. Aber darum bleibt doch die richtige Politik die, die nicht den Kampf, sondern die Versöhnung, nicht den größtmöglichen Vorteil für sich, sondern die gerechte Berücksichtigung aller Klassen und Stände will. Und auch in der äußeren Politik, im internationalen Verkehr, namentlich in der Behandlung tiefer stehender Völker sollten Gerechtigkeit, Friedensstreben und Achtung voreinander maßgebend sein, während das Prinzip der rücksichtslosen Ausbeutung auch hier als verabscheuungswürdig angesehen werden sollte. Der Beweis für die Richtigkeit solcher äußeren Politik liegt darin, daß ein Volk durch sie allein wahrhaft kulturfördernd ist. Glücklicherweise haben solche Anschauungen ja auch tiefe Wurzeln in unserm Volk, wie sich z. B. an seiner Parteinahme im Südafrikanischen Krieg und an seiner Beurteilung der Wegnahme der astronomischen Instrumente in Peking gezeigt hat. Der Wunsch ist doch noch weithin lebendig, und wird es hoffentlich auch bleiben, daß man einem anständigen Volk angehören möchte. Daß dies sittliche Empfinden des Volkes von christlicher Seite genährt und gepflegt werde, das will der christlich-soziale Gedanke.

Es wird der christlich-sozialen Auffassung immer wieder vorgeworfen, daß sie Religion und Politik vermische. Von ihren Vertretern ist aber oft genug hervorgehoben worden, daß die Meinung nicht die ist, als gebe es für rein nationalökonomische, wirtschaftliche, technische Fragen aus dem Christentum hergenommene Maßstäbe. Auf diesem Gebiet der Politik ist das fachmännische Urteil, die an Statistik, Beobachtung u. s. w. gebildete Einsicht maßgebend. Aber die Politik hat auch noch eine andere und zwar sehr hervortretende Seite. Niemand, der sie auch nur einigermaßen kennt, kann bezweifeln, daß auch in der Politik Gesinnung und Weltanschauung zum Ausdruck kommen. Sie fällt in vielem sehr verschieden aus, je nachdem der Geist ist, aus dem sie geboren wird, je nachdem die sittlichen Motive sind, die hinter ihr stehen. Und da sind wir nun eben der Meinung, daß die auf dem Boden der christlichen Religion erwach-

senen sittlichen Motive für die Politik die richtigen sind. In der sozialen Frage würde also das richtige Motiv für die fortschreitende Gesetzgebung sein die gerechte und liebevolle Anerkennung der Notstände der benachteiligten Volksklassen und die energische Bereitwilligkeit, ihnen abzuhelfen. In dem Sinne, wie Bismarck die Arbeiterschutzgesetzgebung der achtziger Jahre praktisches Christentum nannte, wollen wir mehr praktisches Christentum.

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß Carring (Heft 9, S. 253) der christlich-sozialen Partei nicht gerecht geworden ist, wenn er schreibt: „Die Geschichte der letzten 25 Jahre hat bewiesen, was uns aus theoretischen Gründen auch schon wahrscheinlich war, daß eine christlich-soziale Partei im großen nicht lebensfähig ist. Es ist nicht möglich, die Religion als das einigende Band einer politischen Partei zu gebrauchen. Es läßt sich aus dem Evangelium nicht eine ideale Wirtschaftsordnung abstrahieren, die das Programm einer politischen Partei bilden könnte. Das haben die mit besten Männern und besten Kräften gescheiterten Versuche christlich-sozialer Parteigründungen definitiv festgestellt. Eine sozialreformerische Partei aber ist notwendig.“ Das Mißverständnis, als wollte die christlich-soziale Partei aus dem Evangelium irgend welche Wirtschaftsordnung ableiten, sollte doch allmählich aufhören, namentlich bei sonst kundigen Männern! Ebensowenig aber sollte man aus dem praktischen Mißerfolg dieser Partei etwas gegen die Berechtigung ihres Grundgedankens folgern! Wenn man den Wert geschichtlicher Bewegungen allein nach ihrem Erfolge beurteilen wollte, wie schlecht würden dann z. B. Wiclif und Huß wegkommen! Carring hebt doch selbst die Indifferenz der christlich gerichteten Kreise gegenüber der Politik und den sozialen Angelegenheiten sehr stark hervor. Sollte sie es nicht auch sein, die die christlich-soziale Partei bisher zur Ohnmacht verurteilt hat? Dazu kommt noch der Bann von oben, der sie getroffen hat, und der in dem royalistischen Preußen so viel bedeutet, sowie noch manches andere. In gewisser Weise hat aber das Auftauchen des christlich-sozialen Gedankens auch gewirkt, und zwar über den engen Rahmen der Partei hinaus. Der Arbeiterschutzgesetzgebung des Reiches hat er mit den Boden bereitet. Es bleibt bei alledem das richtige, und keine Entmutigung darf davon zurückhalten, daß die Christen gesammelt werden, um den christlichen Geist auch in das öffentliche Leben hineinzutragen, damit die Verhältnisse, unter denen unsere Nachkommen leben werden, mehr Gerechtigkeit, mehr Ausgleich, weniger Ausbeutung und weniger Brutalität enthalten als die, unter denen wir leben. Wenn Carring eine sozialreformerische Partei wünscht, so ist gerade von christlicher Seite oft die Bildung einer sozialreformerischen Vereinigung aus Gliedern der verschiedenen Parteien empfohlen worden, um so in den Parlamenten zur Aktionsfähigkeit zu kommen. Ein solcher Zusammenschluß aber würde mehr Aussichten haben als eine Parteibildung. Denn es würde sich wohl bald zeigen, daß bei Männern verschiedener Weltanschauungen trotz der Übereinstimmung in der wirtschaftspolitischen Grundrichtung gerade um der abweichenden sittlichen und religiösen Denkweise willen auch in der Politik ein dauerndes Zusammengehen nicht möglich ist.

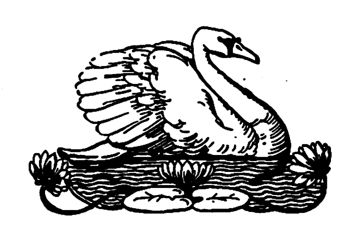
Den Ausführungen Carrings über Christentum und Sozialismus können wir sonst in manchen Punkten zustimmen, doch scheint uns die bestehende Form des Sozialismus, vertreten hauptsächlich durch die Sozialdemokratie, von ihm außerordentlich überschätzt zu werden. Er nimmt das Urteil von Rudolf Todt

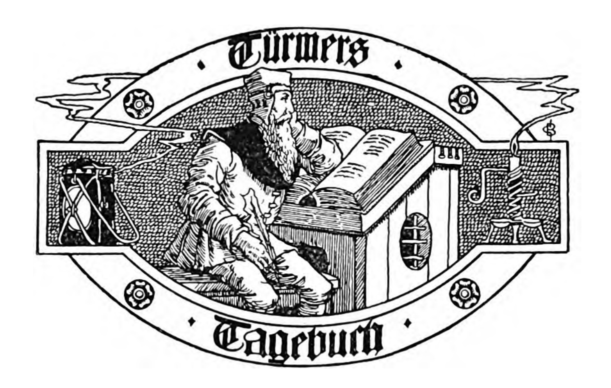
über den radikalen Sozialismus, der ihn die „großartigste Bewegung" nennt, „welche wir seit der Reformation gehabt haben" (Heft 9, S. 244), wieder auf, indem er ihn als „die bedeutendste Bewegung unserer beiden Jahrhunderte" bezeichnet (Heft 9, S. 250). Man wird zu einem andern Urteil kommen, wenn man, wie es notwendig ist, zwischen zweierlei Sozialismus unterscheidet, man könnte sagen, zwischen einem Sozialismus von oben und einem Sozialismus von unten, zwischen einem, der geben will, und einem, der haben will. Uns scheint die Kraft des heutigen radikalen Sozialismus hauptsächlich in der Leidenschaft des Habenwollens zu liegen. Vielfach haben seine Anhänger ja auch triftigen Grund, mehr Recht, mehr Sicherheit in ihren Lebensbedingungen, mehr Gewinn aus ihrer Arbeit und dergleichen haben zu wollen; aber etwas so Großartiges ist dieses Habenwollen nicht. Auch wir wollen hochachtend stille stehen vor der sozialistischen Bewegung, wenn sie sich mehr, als das der Fall ist, etwa aus hingebender Fürsorge der Arbeiter für Weib und Kind erklären ließe, und wenn sie sich mit Anerkennung anderer benachteiligter Volksklassen verbände. Aber die Beobachtung dürfte wohl leider nicht falsch sein, daß die Arbeiter unter dem sozialdemokratischen Einfluß in der Kunst, sich zu amüsieren, zehnmal mehr Fortschritte gemacht haben, als in der Kunst, gute Ernährer und Versorger zu sein, und daß sie sich einseitig von der gesamten übrigen Bevölkerung abgeschlossen haben, anstatt auch anderen gerecht zu werden. Das stimmt zu dem Habenwollen. Der Sozialismus aber, der geben will und nachgeben will trotz schlechter Erfahrungen, weil er an die Pflicht der Gerechtigkeit und die sieghafte Kraft der Liebe glaubt, der ist allerdings etwas Großartiges. Und er ist auch nichts Utopisches, sondern etwas sehr Realpolitisches. Denn er ist es auch, dem der geschichtliche Fortschritt in sozialer Beziehung im Grunde zu verdanken ist. Unsere Geschichtsauffassung weicht da außerordentlich von der Dr. M.s ab. Er meint, die Revolutionen als „die Höhepunkte des geschichtlichen Lebens" sowie die kleineren Machtkämpfe der gewöhnlichen Zeit hätten den Fortschritt gebracht, und urteilt darum: „Würden diejenigen, die bei Krieg und Revolutionen die Führer des Volkes gewesen sind, ihren sittlichen Unterricht bei Professor F. erhalten haben, so würde es weder ein Deutsches Reich, noch ein Parlament, noch ein allgemeines Wahlrecht, noch irgend etwas anderes dieser Art geben. Glücklicherweise haben aber sowohl die Staatsmänner und Feldherren, als auch die Volksführer bei den Revolutionen in Frankreich und Deutschland instinktiv es für ihr sittliches Recht gehalten, Massen von Individuen hinzuopfern, unendliche Summen persönlichen Glückes zu zerstören, um bessere Rechtsordnungen für die zukünftigen Individuen zu schaffen" (Heft 10, S. 453). Um die Irrigkeit dieser Interpretation der Geschichte zu erkennen, denke man nur daran, daß der größte Höhepunkt des geschichtlichen Lebens, von dem die meiste Bewegung ausgegangen ist, und der den meisten Fortschritt gebracht hat, der war, daß einer auf den Machtkampf verzichtete und sich kreuzigen ließ. Das allgemeine Empfinden der sittlich hochstehenden Kulturvölker verurteilt mit Recht nicht nur die Revolutionen, sondern auch die Eroberungskriege. Sie bringen die Welt nicht wahrhaft vorwärts. Nur wenn es sich um Notwehr handelt, dürfen die Individuen aufgeopfert werden, um die Gemeinschaft zu retten, das Ganze des Staates zu erhalten. Es ist aber auch ein Trugschluß, wenn man speziell den sozialen Fortschritt aus den Revolutionen und Machtkämpfen herleitet.



Die Form haben sie gewiß manchesmal für ihn abgegeben; aber die eigentlich fördernde Kraft lag in etwas anderem. Das kann uns der Vergleich zwischen den neueren sozialen Bewegungen und denen im alten Rom zeigen. Im alten Rom haben es die „Arbeiter" an Kampf und an Anwendung von Gewaltmitteln auch nicht fehlen lassen — sie haben ja bekanntlich auch schon ihre Art Generalstreik gehabt —, und doch war dort der Ausgang ihres Ringens um bessere Rechtsverhältnisse die völlige Niederlage. Die Armen waren nur noch ärmer geworden, und die Machthaber waren nur noch mächtiger geworden, das war das Ende. Woher kommt es, daß die heutige Welt in sozialer Beziehung fortschreitet, wenn auch leider viel zu langsam, während die alte gebildete Welt der Griechen und der Römer zurückschritt? Die Revolutionen würden auch bei uns keinen Erfolg gehabt haben, wenn nicht eine wahre Quelle des Fortschritts bei uns flösse. Seit der Mann über diese Erde gegangen ist, der gesagt hat: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan," und seitdem sein größter Apostel den Herren geboten hat, die Sklaven zu halten als ihre „lieben Brüder", Philemon 16, seitdem sucht ein neues Prinzip in dem Gemeinschaftsleben der Menschen Boden zu gewinnen. Still und ungesehen tut es seine Wirkung, langsam und allmählich dringt es vor und dringt es durch in der Welt, obgleich ihm die größten Hindernisse und Schwierigkeiten entgegenstehen. Die Stimmung, daß man den im Stande tiefer Stehenden die Hand reichen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen will, und daß man Machtgelüste und Ausbeutungssucht verurteilt, wächst unter den Menschen, und hat namentlich unter den christlich Denkenden, ob sie auch für Sozialpolitik leider noch wenig Sinn haben mögen, tiefe Wurzel geschlagen, wie der, der sie kennt, bezeugen muß. Die allgemeine Stimmung ist trotz der so vielfach herrschenden Selbstsucht doch mehr und mehr zu gunsten der Gerechtigkeit und Billigkeit umgeschlagen, und so ist der soziale Fortschritt ermöglicht worden. Dieser Sozialismus von oben, der geben will, der kann uns weiter helfen, und der muß deshalb gefördert werden, während vom Sozialismus von unten, wenigstens sobald er leidenschaftlich und revolutionär wird, kein Heil zu erwarten ist. Der christlich-soziale Gedanke meint, daß die Zukunft unseres Vaterlandes gesichert ist, wenn unsere Politik die Richtung einschlägt, die den Frieden im Inneren schafft, weder die Herrenmenschen begünstigt, noch die Revolutionäre duldet, sondern die Volksklassen einander näher bringt, indem sie die tiefer Stehenden hebt und die Schwächeren stärkt. Denn ein Land wird dadurch groß und stark, daß das ganze Volk in seiner breiten Masse zur Kraft kommt.

Emleben bei Gotha. **Joh. Blankenburg, Pf.**






# Ein Unstern. — Der Deutsche und sein Vaterland. — Was man aus der Geschichte lernen kann und was nicht.

Ist es nicht, als walte ein Unstern über den Beziehungen zwischen einem großen Teile unseres Volkes und seiner offiziellen Vertretung? Der unheilvolle Stern gegenseitigen Nichtverstehens? Die Tatsache ist so bedauerlich, wie sie lebhaft in weiten Kreisen empfunden wird. Sie hier ohne Not breitzutreten, wäre also überflüssig.

Nun soll ja bekanntlich ein Teil des Volkes immer zur Unzufriedenheit geneigt sein, immer bereit, „die Absichten der Regierung zu mißbilligen". Das nennt man dann die „Opposition".

Mit der aber haben wir es hier nicht zu tun. Es sind im Gegenteil die loyalsten Elemente, die zuverlässigsten und bewährtesten „Stützen von Thron und Altar" (wie ja der landesübliche, charakteristisch gegliederte Ausdruck lautet), die gewisse Maßnahmen und Gebahrungen der leitenden Kreise mit wachsendem Unbehagen und Unverstehen über sich ergehen lassen.

Daß auch unsere auswärtige Politik, insbesondere unsere offizielle Haltung in der Burenfrage, mit zu den eckigsten Steinen dieses Anstoßes gehört, weiß am Ende jeder anständige deutsche Knabe. Nun aber schien die Gelegenheit gekommen, wenigstens die gröbsten dieser Steine aus dem Wege zu räumen, das Volk und seine oberste Vertretung in einmütigem christlichen Liebeswerke vereinigt zu sehen, dem scheelsüchtigen Auslande zu zeigen, daß beide im tiefsten Grunde ihres Denkens und Fühlens, trotz allem und allem, doch eines Geistes und Herzens sind.

Diese Gelegenheit war der Besuch der drei Burengeneräle in Berlin. Sie war so günstig wie nur möglich. Und sie ist mit so bemerkenswertem Ungeschick wie nur möglich — verpaßt worden. Wer die bewunderungswürdigen Künstler waren, deren Spürsinn es gelungen ist, die gegebene, an sich

so einfache Lage der Dinge bis zur Unkenntlichkeit und schreienden Disharmonie zu verwirren, darüber wollen wir uns heute nicht den Kopf zerbrechen. Zu ihren Ruhmesblättern wird unsere Diplomatie den Vorgang wohl selbst nicht zählen.

Was immer seinerzeit gegen den Empfang, ja gegen die bloße Anwesenheit des alten Ohm Paul in Deutschland an noch so weit hergeholten Gründen aufgetischt wurde — alle diese erschröcklichen Gefahren und Hindernisse waren für den Empfang der Burengeneräle fortgefallen. Sie kamen als „loyale englische Untertanen" in die Hauptstadt des Deutschen Reiches, materielle Hilfe für das Elend ihres zertretenen Volkes zu erbitten. Nichts hinderte, wie die Dinge am Anfang lagen, den Kaiser, die Helden auf jede ihm gut dünkende Art zu begrüßen. Es bedurfte nicht einmal der Einführung durch den britischen Botschafter, denn einen solchen Ukas gibt es, wie sich übrigens von selbst versteht, für das souveräne Oberhaupt des Deutschen Reiches nicht, kann und darf es auch nicht geben, mag's auch zu den üblichen Zeremonien des Oberhofmarschallamtes gehören. Womit sollte dieses auch sonst seine Zeit ausfüllen? — Aber selbst dazu waren die Buren bereit, wenn man es ihnen nur in bindender Form zu verstehen gab. Darauf, sollte man meinen, hat jeder redliche Mann in solcher Lage ein Recht. Aber es geschah nicht... So war nach jeder Richtung hin völlige Freiheit des Handelns gegeben. Dann aber muß man es verstanden haben, die Lage künstlich derart zu verschieben, daß sich der Kaiser — wie feststeht: gegen seine ursprüngliche Absicht — bewogen fühlte, auf eine Begrüßung der auch von ihm bewunderten Helden, der schwergeprüften Gäste seiner Reichshauptstadt, zu verzichten.

Warum mußte das sein? „Warum mußte", so fragt auch Dr. Liman in den „Leipziger Neuesten Nachrichten", — „Graf Posadowsky, als die Gäste dem Reichstag für ein paar Minuten längst erstorbenen Glanz verliehen, mit verlegener Miene in ein Aktenstück starren, als sehe und höre er nicht, was um ihn vorging? Warum mußte ein Ballestrem die Frage, ob er die Helden einer unvergleichlichen Historie nie begrüßen wolle, ablehnen mit dem frivolen Wort: ‚Ich bin nicht neugierig'? Fragen über Fragen, und die Antwort fehlt."

„Aber andere", fährt Dr. Liman als bevorzugter Augenzeuge fort, „nahmen Notiz von dieser Anwesenheit, und sie erhoben die Stimme zu deutlicher Sprache.... Welche Begeisterung, welche Leidenschaft in diesen Massen, die überall sich stauten, wo die Burenführer erschienen, die stundenlang harrten, bis sie das Antlitz der drei Helden flüchtig erblicken durften! Unwillkürlich zieht es den Tüchtigen zum Tüchtigen, Hunderte von Offizieren standen in den Straßen, und wenn die Generäle erschienen, so straffte sich ihre Gestalt, die Hand flog zum militärischen Gruße empor, und das Auge folgte in bewundernder Teilnahme den Helden. Und rührend und naiv gab die Masse ihrem Empfinden Ausdruck. Kein Wort des Hasses gegen England ertönte — ich dachte an Mirabeaus Wort: ‚Das Volk ist keine wilde Herde,

die man anketten muß. Es ist stets ruhig und gemessen, wenn es wahrhaft frei ist.' Keine Ausschreitung, keine Taktlosigkeit, keine Provokation, nur Jubel, Begeisterung, Freude. Die Sprache ließ sich nicht mißverstehen, sie war echt, golbecht, sie war ehrlich und durchaus wahr. Und in dem gewaltigen Menschenmeer, das die Reichshauptstadt umfaßt, klang die Stimme der Masse noch dröhnender, noch eherner, als in den Dresdener Tagen, als Bismarck kam. Wie das wogte und trieb, brauste und donnerte! Und wie dort, wo des alten Kaisers Denkmal steht, die Stimmen noch mächtiger sich erhoben als je zuvor! Vor dem Schloßportal, das Eosander von Goethe schuf, stand ein Gerüst, es war bis hoch oben mit Menschen angefüllt, aus allen Fenstern schauten Köpfe hervor, und wieder beschlich es mich wunderlich, als vom Gerüste herab und aus den Schloßfenstern die Tücher wehten und die Stimmen sich mengten in die wogende Begeisterung der drunten harrenden Menge. ‚Die amtlichen Kreise aber nahmen keine Notiz von der Anwesenheit der Burengenerale.'"

Es ist an sich gewiß ein Übel, dieses Auseinandergehen von Kräften und Mächten, die doch durch eherne Gesetze auf den engsten Zusammenschluß angewiesen sind. Aber es scheint, als müßten wir uns vorläufig damit abfinden, und so bleibt uns nichts übrig, als auch im Übel das Gute zu suchen, das eine höhere Weisheit vielleicht für uns darin verborgen hält. Ich suche das Gute an diesem Übel in der Erweckung und Erziehung deutschen Volkes zu größerer Selbständigkeit, zu eigener freierer Regung, zu freier sittlicher und nationaler Betätigung. Wir sind nur allzu leicht geneigt, für solche Regungen und Taten immer erst die hohe obrigkeitliche Bewilligung einzuholen, lüstern oder ängstlich nach oben zu schielen und nach dem leisesten Lüftchen, das von dort herunterweht, unsere „heiligsten Empfindungen" abzustimmen. Da hat sich nun einmal in erfreulicher Weise geoffenbaret, daß man sich auch ohne Maulkorb und Leine recht von Herzen begeistern kann und darf und soll. Und das ist immerhin für deutsche Verhältnisse schon ein — Ereignis.

* * *

„Der Deutsche hat sich immer mehr daran gewöhnt, die Vertretung aller nationalen Interessen der Regierung zu überlassen, immer mehr darauf verzichtet, seine eigenen Ideen zu verfechten. Bei denen, die zum Schutze der Regierung und zur Wahrung der bürgerlichen Interessen berufen wären, begegnet man einem bedauerlichen Quietismus oder sogar Pessimismus. Die Opposition aber in ihrer schroffsten Form finden wir eifrig bei der Arbeit. Unser Reichstag verliert daher seine Zeit damit, die Angriffe der Sozialdemokratie vom Regierungstische aus abzuwehren. Die produktive Arbeit will dabei nicht vorrücken. Mißstimmung ist viel weniger auf seiten der Reichsfeinde, die ein leider hoffnungsfroher Kampfesmut belebt, als auf Seiten der Reichstreuen, denen eine einigende Kampfparole, das Vertrauen auf die eigene Kraft und eben vor allem die Freiheit

der Meinungsäußerung fehlt. Gewohnt auf die Winke der Regierung zu warten, finden sie weder Stimmung noch Mut zu weitschauenden Plänen und leben gleichsam von der Hand in den Mund. Deshalb hört man zwar viele Klagen und Besorgnisse, findet aber wenige Hände, die zum Kampfe bereit sind. Der Bureaukratismus hat die Kräfte gebunden und wirkt auf den einzelnen niederdrückend und lähmend."

Es ist ein konservativer, königstreuer und regierungsfreundlicher Mann, der Oberlehrer am Gymnasium in Steglitz, Dr. Ludwig Gurlitt, der das schreibt. Und es ist noch lange nicht die schwerste der Klagen, die er in seinem kürzlich erschienenen Buche „Der Deutsche und sein Vaterland" (Berlin, 1902, Verlag von Wiegandt & Grieben) mit anerkennenswertem Freimute vorbringt. Das Buch erscheint mir geradezu als ein Zeichen der Zeit. Wenn solche Beobachtungen, Anschauungen und Erkenntnisse, wie sie hier mit überzeugungsvoller Wärme vorgetragen werden, schon aus dem politischen Milieu des Verfassers heraus sich entladen, so berechtigt das wohl zu dem Schluß, daß auch in diesen Kreisen die geistig selbständigen Elemente beginnen, gewisse Zustände als unhaltbar zu empfinden. In diesen Tagen der Burenbegeisterung und einer nur zu sehr berechtigten Verurteilung der Raubtierpolitik Englands kann es gleichwohl nur von Nutzen sein, die wenig geliebten Vettern jenseits des Kanals auch einmal daraufhin zu betrachten, was wir von ihnen etwa — lernen könnten. Was wir bei ihnen tadeln, ja verabscheuen müssen, das liegt klar zutage und wird gewiß auch dermaleinst seine Sühne finden. Aber wir dürfen auch England gegenüber nicht ungerecht werden. Nichts wäre törichter, als wenn wir nun, unter dem frischen Eindrucke der englischen Brutalitäten, auf das gesamte englische Volk und die gesamte englische Kultur mi pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit herabschauen wollten. Der verdammenswerten Eroberungs- und Ausbeutungspolitik Albions stehen Werte seiner inneren sozialen Kultur gegenüber, die für uns noch ferne Ideale sind, die zu besitzen wir uns glücklich preisen könnten. Wenigstens kann man sich einer solchen Empfindung nicht erwehren, wenn man in dem Buche des Dr. Gurlitt den Beobachtungen und Erfahrungen nachgeht, die er und andere Kenner des Landes in England gesammelt haben, und damit an der Hand des Verfassers die deutschen Zustände vergleicht. Das Kapitel ist überaus lehrreich und für den, der sich über englische Verhältnisse nur die hergebrachten landläufigen Vorstellungen macht, auch — überraschend.

„Das Leben in England und in den englischen Kolonien", schreibt Dr. Gurlitt, „ist für jeden so frei von staatlichen Eingriffen in den eigenen Willen, so frei von fremden Belästigungen, Ansprüchen, Bevormundung und Schikanen, es gewährt jedem einzelnen ein so hohes Maß von persönlicher Selbstbestimmung und ruht in so fest vorgezeichneten allgemein anerkannten Formen, daß dem Deutschen, der von dort in sein Vaterland zurückkehrt, zumute ist wie dem Studenten, den man wieder aus seiner goldenen

akademischen Freiheit in den verhaßten Schulzwang zurückruft. Der Deutsche aber ist bis heute von der Regierung noch nicht für mündig erklärt worden, ein englisches Schulkind beansprucht und genießt mehr Achtung vor seiner Persönlichkeit, mehr Selbständigkeit im Handeln, als der reife deutsche Mann. Die Vorstellung von dem beschränkten Untertanenverstande besteht in unserm öffentlichen Leben noch durchaus zu Kraft. Wir stehen unter der Zucht einer Beamtenhierarchie, die unser Leben von der Wiege bis zur Bahre durch unausgesetzte Vorschriften, Kontrollen, Verfügungen, Prüfungen und Maßnahmen beeinflußt, zumal der Beamte selbst wird mehr und mehr zur willenlosen Maschine. Der Staat schreibt dem Deutschen in allen Lagen des Lebens gebieterisch vor, was zu tun sei. Er muß seine Kinder zur Schule schicken, muß sie teilnehmen lassen an allen Lehrgegenständen, auch an den Religions- und Geschichtsstunden, selbst dann, wenn dort Anschauungen vertreten werden, die ihm zuwider sind; muß sich dem Berechtigungszwange beugen, der auf vielen Familien mit unerhörtem Drucke lastet, muß seine Söhne — und tut das in der Regel gerne — der allgemeinen Wehrpflicht folgen lassen, steht gesellschaftlich unter der Vorherrschaft der Kirche, des Adels, der Beamtenschaft, zumal der allwissenden und recht unbeliebten Juristen, muß auf politischen Einfluß verzichten, wenn er nicht der herrschenden Partei angehört, steht täglich unter der Kontrolle einer Polizei, die sich noch immer nicht daran gewöhnen kann, daß sie zum Schutze des Publikums, nicht zu dessen Belästigung da ist. Fast alle unsere öffentlichen Institute arbeiten in polizeilichem Geiste und behandeln das Publikum, zumal die Armen und ‚Enterbten', mehr mit Mißtrauen als mit Achtung, nicht höflich, sondern militärisch schroff.

„Jede noch so wohlgemeinte Einrichtung artet bei uns bureaukratisch aus. Daher jetzt aus dem preußischen Kultusministerium selbst der Kampf gegen diesen starren, pedantischen Geist aufgenommen wird, nachdem man ihn freilich durch mehrere Generationen hindurch eher geduldet und großgezogen hat. Schon an sich hat der Deutsche den sonderbaren Trieb, sich durch selbst geschaffene Bestimmungen in seiner Bewegungsfreiheit einzuengen, und wenn sich drei Deutsche zu einem Wanderbunde zusammentun, so setzen sie zunächst ihre paragraphenreichen Satzungen auf. Es wäre lehrreich, einmal zu zählen, wie viele Satzungen und Verfügungen das normale Leben eines deutschen Mannes beherrschen, der Bürger, Mieter, Beamter, Reservemann, Kirchenmitglied, Vater schulpflichtiger Kinder, Vormund und Mitglied von zahlreichen Vereinen ist. Man sollte meinen, unser Staat hätte eher ein Interesse daran, diesem pedantischen Zuge des Deutschen entgegenzuwirken, als ihm Vorschub zu leisten und unser öffentliches Leben so sehr bis ins kleinste zu reglementieren, daß uns sogar Größe, Qualität und Benutzungsart des Papieres vorgeschrieben ist, auf dem wir mit unseren zahlreichen Behörden zu verkehren haben. Dichte Stacheldrahtzäune

engen unser Erdenwallen ein, und selbst dem Gerechten und Gutwilligen drohen auf jedem Schritte Fußangeln und Selbstschüsse. . . Die Fahrbestimmungen eines Dresdner Kutschers umfassen 240 Paragraphen, die er im Kopfe haben muß, und entsprechend steht es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Man würde glauben, das müßte so sein, wenn man nicht anderen Ortes, so in England, sähe, daß sich dort das nicht minder komplizierte Leben ohne den ganzen umständlichen Verwaltungsapparat glatt und mühelos abwickelt, weil man der Selbstverwaltung größten Spielraum gibt und bei jedem Bürger den Willen, Ordnung zu halten, voraussetzt und infolge einer klugen Volkserziehung auch voraussetzen darf. ‚Erstes Erfordernis für einen sozialen Frieden wäre doch gewiß ein warmes Empfinden für die durch Druck, Verbitterung, Verhetzung spröde und undankbar gewordenen Handarbeiter‘ (Prof. Dr. Richard Ehrenberg). Aber die Behörden halten sich für berechtigt, diese wie uns alle durch ein kompliziertes Verwaltungssystem zu belästigen, durch Umständlichkeiten unsere Zeit, durch Unhöflichkeiten unsere Launen zu kränken.

„Ohne Not und Grund wird der Deutsche von seinen staatlichen Instituten mißachtet. Selbst ein Bismarck hatte unter der Unhöflichkeit einiger Behörden zu leiden und vergebens darüber Klage geführt. Einer meiner Freunde war jüngst mit Recht empört, daß ihm auf seinem Jagdschein das Prädikat ‚Herr‘ vorenthalten wurde. Auf seine Beschwerde erhielt er den amtlichen Bescheid, daß das zu Recht geschähe. Man fragt ‚weshalb?‘, warum ist das Wort ‚Herr‘ nicht vorgedruckt, wenn man die Mühe des Schreibens scheut? Man ist doch, sonst so schreibselig. Hatte Goethe nicht recht, wenn er sagte:

> Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
> Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
> Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!
>
> (Zahme Xenien I.)

„Ein anderer mir befreundeter Herr, der sich in England sein Vermögen erworben hat und hier brav Steuern zahlt, sagte, ihm fehle der Mut, auf das Amt zu gehen, weil er jedesmal Verdrießlichkeiten hätte und sich über die unwürdige Behandlung ärgern müßte. Mir klagte umgekehrt ein hochstehender Jurist, daß ihn ein Gymnasialdirektor bei dem dienstlichen Besuche stehend und sehr unfreundlich abgefertigt habe. Ein junger Jurist rief einem Zeugen, der eintretend den Hut abnahm, donnernd entgegen: ‚Gehen Sie noch einmal hinaus und nehmen Sie draußen den Hut ab!‘ — alle Anwesenden waren darüber empört.

„Nachdem ich beobachtet habe, daß auf einem Amte, auf dem ich gelegentlich zu tun habe, mein lauter Gruß beim Eintreten nicht erwidert wurde, verzichte ich jetzt auch meinerseits auf diese so natürliche Form der Begegnung. Mich verdrießt, daß Polizisten, die ich mit dem Hute grüßend anrede, den Gruß nicht erwidern. Das sind alles Bagatellen, aber sie sind typisch und

erklären die Mißstimmung des Volkes. Zumal der arme Mann hat unter solch unwürdiger Behandlung ernstlich zu leiden. Daher vor allem sein so leicht aufbrausender Haß gegen alle Vertreter der staatlichen Ordnung. Wer freilich eine Uniform trägt, vor dem sinkt dem Polizisten sofort das Herz in die Hose. Daher bei allen öffentlichen Kundgebungen jeder Reserveleutnant seine alte Uniform heraussucht, um freie Bahn zu bekommen. Bei solchen Anlässen wird dem Zivilisten handgreiflich klar, daß er Bürger zweiten Grades ist. Ebenso auch auf den Bahnhöfen, der Post, kurz überall, wo die Anwärter ihr Wesen treiben, denen der Unteroffiziersgeist so tief in den Knochen sitzt....

„Als ich im Grunewalde beim Radfahren zum zwanzigsten Male abgesessen war, um keine der endlosen Vorschriften zu verletzen, und eben wieder bei einer Anschlagsäule aufsteigen wollte, sah ich auf menschenleerer Bahn zehn Schritt vor mir einen Polizisten. ‚Das war Ihr Glück,‘ rief er mir zu, ‚daß Sie noch nicht aufgestiegen sind, sonst hätten Sie 9 Mk. bezahlt, und wenn Sie auch nur 1 Meter vor der Säule aufstiegen.‘ Ich hatte nämlich irrtümlich eine andere dicht davorstehende Anschlagsäule als Grenze angesehen. Das ist der Geist, mit dem der deutsche Bürger von einer Polizei behandelt wird, die er mit seiner eigenen Steuer unterhält! Noch eine kleine Probe aus einem anderen Gebiete! Es war im Jahre 1878 das erste fluchwürdige Attentat auf Kaiser Wilhelm I. verübt worden. Erregt stürmte das Volk vor das kaiserliche Schloß, um womöglich den Kaiser zu sehen und sich zu überzeugen, daß er noch lebe. Aus dem Schlosse kam die Kunde ‚Er lebt!‘ In begreiflicher Freude stimmte ich den Ruf an: ‚Kaiser Wilhelm, hoch!‘ Noch heute freut es mich, daß ich der erste war, der diesen Ruf ausstieß. Neben mir stand mein Schulfreund, ein Studiosus Ernst Sammer aus Gotha, den ich als Zeugen nenne. Wie ein Funke im Pulverfasse, so wirkte dieser erste Ruf auf die beklommenen Herzen der schon zu Tausenden angewachsenen Menge, und brausend wälzte sich der Hochruf die Linden entlang. Was tat aber der berittene Polizist? Er kam hart an mich heran und rief erregt: ‚Wollen Sie woll stille sein?!‘ Als ich ihm aber entrüstet antwortete und alle Umstehenden mir beistanden, rief er: ‚Ik were mir jleich enen rauslangen und uff die Wache bringen!‘ Wir ließen uns nicht einschüchtern, und bald erschien dann auch der Kaiser grüßend auf dem Balkon, sichtlich erfreut über die Teilnahme....

„Die germanische Rasse wird mit Recht von Chamberlain als ‚Edelrasse‘ bezeichnet. Unser deutsches Volk sollte sich selbst höher einschätzen, jeder Deutsche sich selbst dadurch ehren, daß er seinen Landsmann eben als deutschen Mann mit Achtung, mit Zuneigung und Wärme behandelt. In Stunden der Not und der Erhebung da kommt uns freilich zum Bewußtsein, was wir am deutschen Volke haben. Fünf Tage nach der Schlacht bei Königgrätz schrieb Bismarck, der so arg von unserem ärmeren Volke verkannte Volksfreund, an seine Gattin: ‚Unsre Leute sind zum Küssen, jeder, so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefel-

sohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.' Und diese Männer, die ‚zum Küssen' sind, müssen sich heute als invalide Greise wohl gar mit dem Leierkasten ihr Brot erbetteln! Welchem guten Deutschen treibt ein solcher Anblick nicht die Schamröte ins Gesicht? Dieselben müssen sich von unserer Polizei hetzen und quälen lassen und fühlen sich als verstoßene Söhne eines undankbaren Vaterlandes. Der Simplizissimus brachte ein Bild: einen blinden, lahmen Invaliden, den Leierkasten spielend, darunter die Verse: ‚Alles, was ich bin und habe, dank' ich dir, mein Vaterland' — eine ergreifend bittere, aber gerechte Satire! Hier tritt die Schuld der Besitzenden und Regierenden am schreiendsten zu Tage. Was vor 2000 Jahren Tiberius Gracchus seinen Mitbürgern in Rom zurief, wollen auch wir uns gesagt sein lassen: ‚Die wilden Tiere, die im Lande hausen, haben ihre Höhlen und jedes hat seine Lagerstätte und seinen Zufluchtsort. Aber die, die für ihr Vaterland fechten und sterben, haben zwar teil an Luft und Licht, sonst aber an keinem Gute, sondern unstet und heimatlos sind sie, Landstreicher mit Weib und Kind. Die Feldherrn aber lügen, wenn sie in den Schlachten die Soldaten aufrufen, für ihre Grabmäler und Heiligtümer gegen die Feinde zu kämpfen. Denn von so vielen Römern hat keiner einen heimischen Herd, keiner eine Grabstätte seiner Vorfahren, sondern für die Schwelgerei und Habsucht anderer müssen sie ihr Blut vergießen und sterben. Sie heißen Herren der Erde und haben selbst nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen.'

„Früher nahm man an, daß es ausschließlich die materielle Not wäre, die unsere Brüder ins Ausland treibe, jetzt werden wir mit gleichem Grunde dafür den Ärger über unsere innerpolitischen Verhältnisse ansehen dürfen. Es ist nicht anders: Wir wirtschaften, erziehen und administrieren unser gutes deutsches Volk in Grund und Boden, ertöten dadurch in ihm die edelsten Mannestugenden, die Liebe zur Heimat, die Treue fürs Herrscherhaus, den Mannesstolz und edlen Freiheitsdrang, dafür gewinnen wir verdrossene Bürger, die sich in unfruchtbarer Opposition Luft machen, Untertanen mit Bedientensinn, Streber, die nach oben hin unmännlich ergeben sind, gegen ihre Untergebenen aber rücksichtslos und brutal, bestenfalls herablassend und gönnerhaft, Heuchler, die ihre religiöse Gesinnung zur Schau stellen, um Karriere zu machen, Feiglinge, die sich nicht getrauen, eine Meinung zu haben, ehe nicht der Vorgesetzte gesprochen hat. Im Feindesland hat der Deutsche noch stets seinen Mut bewiesen, im eigenen Lande aber sieht man sich zu Friedenszeiten sehnsüchtig nach Männern um. Es ist, als ob diese Gattung Menschen in Deutschland immer seltener würde. Th. Mommsen klagte, daß wir ein freies Bürgertum überhaupt nicht mehr hätten. Es ist bequem, das als den Ausdruck eines mißgestimmten Liberalen zu belächeln. Wer aber hat den Mut, es zu be-

streiten? Paul de Lagarde, ein ‚Hochkonservativer‘, hat dasselbe harte Urteil gefällt und hat selbst schwer genug durch Vereinsamung darunter zu leiden gehabt, daß er den Mut besaß, ein Mann zu sein. . . .

„Es gibt in England keine Herren und Knechte, sondern nur freie Männer, die auch gegenseitig ihren Manneswert würdigen und anerkennen. Da liberales und konservatives Regiment häufig wechseln, so bringt es weder besondere Ehre noch besondere Mißachtung, dieser oder jener Partei anzugehören. Die Gemeinden haben die weitestgehende Selbstverwaltung und ordnen ihre Angelegenheiten ohne einen großen Aufwand von Schreibarbeit nach dem gesunden Menschenverstande und mit dem von Goethe geforderten Wohlwollen in der mehr persönlichen Einwirkung von Mann zu Mann. Das Volk, seit Jahrhunderten mündig erklärt, wacht selbst über den Gesetzen. Jeder Engländer fühlt sich insofern als Polizisten, als er sich für berufen ansieht, selbst für öffentliche Ordnung und Zucht einzutreten. So schweigsam der Engländer im allgemeinen ist, so unbekümmert um das Treiben seiner Umgebung, ebenso lebhaft bäumt sich sein Rechtsbewußtsein auf, sowie er eine Verletzung der anerkannten Ordnung beobachtet. Wehe dem Schutzmann, der sich an einem Menschen vergreift! Sofort ist er von einer drohenden Menge umringt, die ihn in seine Schranken zurückweist. Daher wird dort ein betrunkener Arbeiter auf der Gasse von der Polizei mit weit mehr Höflichkeit behandelt, als hierzulande der Herr, der mit Zylinder und Glacés auf dem Polizeibureau eine Auskunft erbittet. Ich spreche aus eigener Beobachtung. Wehe auch dem Kutscher, der sein Pferd mißhandelt! Man ruft nicht etwa nach der Polizei. Nein, der erste beste Herr greift ein, verbietet die Tierquälerei, und wenn er auf Widerspruch stößt, so führt seine Anzeige unfehlbar zur strengsten Bestrafung des Schuldigen von seiten des Tierschutzvereins der Gemeinde, welcher in diesem Falle judicistische Vollmacht zusteht. Tatsächlich habe ich dort in mehreren Monaten keine einzige Tierquälerei, kein einziges abgetriebenes Pferd gesehen, während man hier trotz der edlen Bestrebungen unserer Tierschutzvereine täglich und zumeist vergeblich gegen die Roheit unserer Kutscher eifern muß. Noch weniger duldet in England das öffentliche Gewissen, daß ein Mensch gequält oder überbürdet werde. Die Dienst- und Arbeitsstunden sind nach unseren Begriffen sehr bescheiden gemessen. Der Mittelstand arbeitet durchschnittlich von 9—5 Uhr. Alle Geschäfte haben am Sonnabend um 1 Uhr Geschäftsschluß. Auch die Arbeiter in den Fabriken und Bergwerken arbeiten täglich nicht über 7 oder 8 Stunden. Die übrige Zeit widmet der Engländer seiner Erholung, verbringt täglich mehrere Stunden im Freien, auf seinem Ruderbote, auf dem Pferde, dem Lawn-tennis-Platze, beim Fußball- oder Golfspiele. . . . Das Strebertum fehlt bei ihnen bis auf den Begriff und Namen. Der Ehrgeiz der meisten findet sich befriedigt, wenn sie ihre auskömmliche Stellung und ihr behagliches Heim haben. Titelsucht,

Ordensjagd und der Wunsch, sich bei den Vorgesetzten bemerklich zu machen, und andere dienstlich auszustechen, zehren also ebenso wenig an der Ruhe und den Nerven der jungen Männer, wie der Aufenthalt in tabakerfüllten Bierkneipen und das unmäßige Kommersieren unserer akademisch gebildeten jungen — und alten — Welt. Das ganze Leben dort, das man fälschlich bei uns als eine rastlose Hast nach dem Golde darzustellen liebt, ist in Wahrheit viel mehr auf ein Piano gestimmt, und „ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe" ist in England nicht mehr ein ferner Wunsch, sondern schon das erreichte Ziel des Volkslebens, an dem jeder unbefangene Beobachter seine Augenweide haben muß.

„Wenn Strikes ausbrechen, so stehen die Besitzenden in der Regel auf seiten der Streikenden und ermöglichen ihnen durch freiwillige Geldspenden, ihre Forderungen durchzusetzen. Die Folge von alledem ist, daß man in England, trotz der gewaltigen Gegensätze zwischen reich und arm, einen sozialen Frieden findet, wie sonst nirgends auf Erden. Sozialdemokratie und Anarchismus können dort nicht Boden fassen. Von einem Hasse der Unbemittelten gegen die Reichen und den Adel ist kaum etwas zu spüren. Wenn der Arbeiter Sonntags seinen guten Rock anzieht, so fühlt er sich als Gentleman und wird als solcher behandelt. Er darf seine Meinung laut und öffentlich aussprechen, ohne auf Gewalt zu stoßen, denn das Versammlungsrecht, Rede- und Preßfreiheit sind uneingeschränkt; darf, wo es ihm beliebt, auf Straßen oder auf öffentlichen Plätzen, sein Redepult aufstellen, um die Menge für seine politischen oder religiösen Ideen zu gewinnen, darf sich in den großen öffentlichen Parks nach Belieben ergehen; kurz, sich auf seinem Heimatsboden als freier Mann fühlen und bewegen. Er teilt das allgemeine Bewußtsein, einem mächtigen, freien Volke anzugehören, in dem ihm, wie jedem anderen, die Wege offen stehen, zu Ehre und Ansehn zu gelangen. Denn die Aristokratie schließt dort keinen, und wäre er von der dunkelsten Geburt, von sich aus, sobald er sich durch Talent und Verdienst emporgeschwungen hat. Ja, der Adelige selbst fühlt sich vor allem als englischen Bürger und gehört vielfach auch politisch der Bürgerpartei an.

„Ein mir nahestehender Deutscher, der seit mehr als dreißig Jahren in London ansässig ist, sich dort ein Geschäft gegründet, verheiratet, Grund und Boden erworben, mehrere Häuser gebaut, auch seine Kinder wieder verheiratet hat, ist in dieser ganzen Zeit auch nicht einziges Mal um ein Legitimationspapier gefragt worden. Zur Verehelichung genügte ausschließlich die mündliche Willenserklärung von Braut und Bräutigam und der Beistand eines Trauzeugen, acht Tage nach der Anmeldung erfolgte die Trauung. Legitimationspapiere wurden nicht gefordert. Gleich mühelos wickeln sich alle Geschäfte ab. Bona fide, d. h. durch bloßen Handschlag, macht man seine Angaben und geht damit seine Verpflichtungen ein; der gute Name und

das Vertrauen, das man auf die selbstverständliche Ehrenhaftigkeit des Gentleman setzt, macht das bei uns übliche Aktenmaterial entbehrlich. Darf man sich wundern, daß so gewöhnte Männer nicht ertragen können, unter der unausgesetzten bureaukratischen Bevormundung in Deutschland zu leben?"

Diese Ausführungen geben reichlich Stoff zum Nachdenken. Insbesondere erscheint hier die viel beklagte nationale Selbstenthäutung der auswandernden Deutschen, ihr schnelles Aufgehen im fremden Volkstum, vorzüglich im englischen und anglo-amerikanischen, in einem neuen, und zwar milderen Lichte. Gerade die Tüchtigsten leiden am schwersten unter dem Drucke unseres kleinlichen Kasten-, Bevormundungs- und Einengungssystems, sehnen sich am heißesten, einem mächtigen und freien Volke anzugehören. Wenn jener dauernde Druck den auswandernden Deutschen als Erbitterung über den Ozean begleitet, wenn diese ungestillte Sehnsucht im fremden Lande Erfüllung findet, so ist die beklagenswerte Erscheinung zwar deshalb noch keineswegs zu billigen, aber doch menschlich begreiflich. Mir wollte es nie recht einleuchten, daß sie lediglich auf eine angeborene nationale Charakterlosigkeit des Deutschen zurückzuführen sei, viele Gründe und Beispiele sprechen dagegen. So tief dürfen wir unser Volkstum nicht einschätzen. Hier ist nun eine Erklärung gegeben, die das Gute hat, daß sie uns zugleich die Mittel und Wege weist, wie wir dem Übel steuern können und müssen. Das ist immerhin ein fruchtbareres Gesichtsfeld als die ständigen trostlosen Klagen über nationale Lumpenhaftigkeit unseres Volkes. —

Auch der sozialdemokratische „Vorwärts" könnte gewisse Mißstände in unserem lieben Vaterlande nicht rückhaltloser aufdecken und schärfer geißeln, als es hier ein grundkonservativer, vom Scheitel bis zur Zehe staatserhaltend und monarchisch gesinnter Mann tut. Nur tritt dabei der Unterschied in Kraft, daß dort die Kritik nicht ohne Freude am Schaden geübt wird und zu dem Zwecke der Zersetzung, um neuen Gebilden Bahn zu brechen, während man hier auf jeder Seite den Schmerz nachfühlt, den der Verfasser über die gerügten Mißstände empfindet, und den tiefehrlichen Wunsch, Abhilfe zu schaffen, gerade, um die bestehende, historisch gewordene Ordnung zu retten.

Kastengeist, Bureaukratie, Bevormundungs- und Berechtigungswesen, Bedientenhaftigkeit und gesinnungsloses Strebertum zählen nach Dr. Gurlitts Meinung, die auch die des Türmers ist, zu den schlimmsten Feinden jener Ordnung:

„Wenn Bismarck sagt (Ged. und Erinn. I, S. 11): ‚Es muß früher oder später der wunde Punkt eintreten, wo wir von der Last der Schreiberei und besonders der subalternen Bureaukratie erdrückt werden', so dürfte dieser Zeitpunkt bald erreicht sein. Er spricht von einer contribuens plebs, die, von der staatlichen Hierarchie mit Listen, Meldungen, Zumutungen belästigt, ungeschickten Eingriffen gegenüber keinen Schutz habe, und klagt über die Verschärfung der Bureaukratie, Vermehrung der Beamten, ihrer Macht und

ihrer Einmischung ins Privatleben. Die Klagen gegen die Juristerei haben sich seitdem ins Unabsehbare vermehrt, denn überall thront allmächtig der heilige Bureaukratius . . .

„. . . Ihering (Geist des römischen Rechtes) sagt: ‚Man hätte unserer Justiz statt des Schwertes eine Feder zum Attribut geben mögen‘ . . . Die demagogische Entartung unseres politischen Lebens, führt er gewiß zutreffend aus, ist weit mehr durch die Schwerhörigkeit der Bureaukratie verschuldet worden als durch das allgemeine Wahlrecht: die Interessenten bemerkten schließlich, daß sie ‚schreien‘ mußten, um gehört zu werden. Wenn wir, sagt er abschließend, angesichts aller dieser Übel, noch kein inneres Jena, noch keinen vollständigen Zusammenbruch unserer inneren Politik erlebt haben, so verdanken wir das vor allem dem unerhörten und unverdienten Glücke, das uns einen Bismarck schenkte.“

Unser Volk sehe sich „immer nur gedruckten, toten Paragraphen und schroffen Exekutivbeamten gegenüber, nie lebendigen, mitfühlenden, wohlwollenden Menschen“:

„Selbst Wohlfahrtseinrichtungen werden durch unsere Bureaukratie dem Volke zur Rute. Welche Scherereien, welche Demütigungen, ehe einer zu einer Unterstützung kommt! Kurz und gut, dem Deutschen ist, um es offen auszusprechen, nicht wohl in seinem Vaterlande. Das läßt sich zahlenmäßig bis zu den Reichstagswahlen feststellen, denn die Sozialdemokratie gibt uns eine Statistik der Unzufriedenen.

„Der servile Sinn der Deutschen hatte seinen Höhepunkt wohl im 17. Jahrhundert. Wir finden ihn urkundlich belegt in den Dedikationen gelehrter Abhandlungen. ‚Vom Kaiser bis zum niedrigsten Misljunker ertönte die Dedikationsposaune — alle waren Mäcenate, Wunder der Welt, Muster aller Tugenden —, auf jeder Winkeluniversität flammten Lichter, die den Erdkreis erleuchteten, mit jedem neuen Protektor ging eine neue Sonne auf, und ein Herr Doktor war die höchste Zierde der Sterblichkeit! Ist nicht noch heute bei der Alma mater jeder perillustris, illustrissimus oder wenigstens celeberrimus doctissimusque?‘ ‚Eine Sammlung deutscher Zueignungen müßte kalten Angstschweiß auspressen und Deutschland dem Auslande noch verächtlicher machen‘, schrieb Karl Julius Weber (Demokritos III, S. 338) und fügte daran die allgemeine Bemerkung: ‚Der Deutsche weiß noch eher Lob zu verdienen, als zu erteilen, und gerät er so recht ins Loben hinein, so wiederholt er, wie der Römer seine Kaiser-Akklamationen, sechzigmal und wünscht noch tiefer und respektvoller zu ersterben, als zu den Füßen.‘“

Eigener Erfahrung entnimmt der Verfasser die Schilderung, die er an einer anderen Stelle von dem in Deutschland herrschenden Kastengeiste entwirft:

„Ich weiß sehr wohl die Instruktion der Heeresverwaltung zu schätzen, die den Offizieren zur Pflicht macht, ihren Verkehr vorwiegend auf die eigenen Kreise zu beschränken. Was ich aber selbst als Folge dieses Prinzips erlebt

habe, das konnte unmöglich in mir die Freudigkeit steigern, meine bescheidene Kraft für den Bestand dieser Macht mit einzusetzen. Ich verkehrte in dem Hause eines Hauptmanns, dessen Sohn ich unterrichtete, und der seine ausnahmslos adligen Offiziere öfters mit mir zusammen einlud. Die Herren ließen sich mir jedesmal von neuem vorstellen, und keiner von ihnen hat mich jemals in der Eisenbahn und auf der Straße wieder erkannt und gegrüßt, selbst als wir tags zuvor miteinander gespielt und gesungen und unter dem Schutze der Nacht Arm in Arm zur Bahn gegangen waren. Für solche Proletarier von Schulmeistern, wie unsereiner ist, reicht selbst das durch ein Monokel geschärfte Sehvermögen dieser Herren nicht aus. Die Kollegen von den Ritterakademien wüßten darüber noch mehr Erbauliches zu berichten, ebenso die Herren, die an Kadettenanstalten tätig sind. Und trotzdem geben wir den Herren Vätern dieser Offiziere, den Großgrundbesitzern von Adel, nach wie vor unsere Stimme beim Wahlgange, weil wir gute Patrioten und Idealisten sind, weil wir den inneren Wert unseres Offizierstandes richtig einschätzen und es für selbstverständlich halten, daß wir unser eigenes Behagen der Rücksicht für des Reiches Bestand und Gedeihen unterordnen . . .

„Es wäre erstes Gebot politischer Einsicht, daß man diese Stände (Offiziers- und Beamtenstand) unter sich und dem Volke selbst näher brächte, sodann danach behandelte, daß sie mit Lust und Überzeugung für ihre politische Mission wirken und werben können. Wie heute diese beiden Stände beschaffen sind, wirken sie mehr entfremdend und abstoßend, drücken mehr auf das Volk, als daß sie dieses emporheben, fühlen sie sich mehr als die Herren, denn als Diener der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt, reiben sich gegenseitig und unter sich auf durch ein pedantisch durchgeführtes und von der Regierung begünstigtes Staffelwesen, durch einen lächerlich entwickelten Kastengeist, in dem der Druck vom Wirklichen Geheimen Rat bis hinab zum letzten Subalternbeamten immer schwerer lastet. Viele Beamte sehen in dem nächsten Vorgesetzten die Grenze aller Weisheit, all ihrer Hoffnungen und Wünsche, in ihrem Untergebenen den Diener ihrer Herrschgelüste. Der Volkswitz bezeichnet deshalb den preußischen Beamten als ‚Radler'. Fragt man ‚wie so?', so lautet die Antwort: ‚Na, oben den krummen Buckel und nach unten die Fußtritte.'"

Der Verfasser brauchte nicht selbst Schulmann zu sein, um dem Schulwesen in seinen Betrachtungen diejenige grundlegende Bedeutung beizumessen, die es für unsere gesamte Kultur, also auch für die Entwicklung unserer politischen und sozialen Zustände, in der Tat beanspruchen darf. Er hat sich auch, wie natürlich, gerade auf diesem ihm eigensten Gebiete der Schmerzen und Nöte gar manche vom bedrückten Herzen heruntergeschrieben. Ich kann mir nicht versagen, einiges davon hieher zu setzen. Das soll den Leser freilich nicht der Pflicht überheben, das Weitere selbst im Buche nachzulesen. Was ich hier nur in der Form von Bruchstücken wiedergeben kann, das findet dort noch vielseitige andere Beleuchtung und eingehende Begründung. Es steht ja jedem Leser,

insbesondere jedem Fachmanne, durchaus frei, wie er sich zu den Anschauungen Dr. Gurlitts stellen will. Sie kennen zu lernen, wird aber niemand schaden, und ich hoffe, auch niemand gereuen. Was wir auf allen Gebieten am notwendigsten brauchen, ist Freiheit der Bewegung, ist frisches, fröhliches Leben und, wenn's nicht anders sein kann, auch frischer, fröhlicher Kampf.

Dr. Gurlitt steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß „bei uns noch unendlich viel Unnützes gelehrt und gelernt" werde:

„Man denke an alle die Auswüchse der Rechtschreibeweisheit, die uns sogar zwei Systeme gleichzeitig in Kraft erhält, an den alten Plunder, der in den Geschichtsstunden noch mitgeschleppt wird: Anlässe des Peloponnesischen Krieges streng nach Thucydides, Verfassungskämpfe des alten Rom mit dem lateinischen Wortlaute der leges, alle Schlachten der punischen Kriege, womöglich mit detaillierten Schlachtberichten, Stammbaum des Kaisers Augustus, endlose Listen römischer und deutscher Kaiser, Namen ohne Leib und Blut, erbrechtliche Ursachen des spanischen Erbfolgekrieges und vieles dergleichen. Mein de Lagarde sagt: ‚Geschichte ist nicht dazu da, gewußt zu werden.' — ‚Es ist in hohem Grade gleichgültig, wann Semiramis zu Mittag speiste und wann Crossen brandenburgisch wurde.' Auch in der Erdkunde können ohne Schaden 50 Prozent gestrichen werden, jedenfalls in der ausländischen.

„Ein junger österreichischer Aristokrat, dem ich im Privatunterrichte die Erdkunde der außereuropäischen Länder beibringen sollte, verweigerte geradezu den Gehorsam, als ich ihm die Erlernung der Gebirgsnamen Indiens: Himalaya, Dhawalagiri, Mount Everest, Gaurisankar, Kanchinjinga — zumutete. ‚Gehn's,' rief er entrüstet, ‚lassen's mi aus mit die verflixten kinesischen Namen! — und wann ich sie lernen täte, wär's doch a noch so.' Mit richtigem Instinkte verwahrte sich dieses aristokratische Hirn dagegen, daß es mit dürrem Häcksel vollgestopft würde. Unsere Schuljugend aber ist dagegen wehrlos, wennschon Oskar Jäger einmal mehr witzig als zutreffend sagte: ‚Ein ordentlicher Junge läßt sich nicht überbürden.' In meiner Schulzeit gab es doch wenigstens in Afrika noch schöne weiße Flächen mit der tröstlichen Aufschrift: ‚Unerforschtes Gebiet', jetzt aber füllen sich auch diese Flächen mit fürchterlichen Namen, wie Udschidschi, Uniamuesi, Udschimbinge. Tüchtige Lehrer fordern genaue Kenntnis, die tüchtigsten sogar genaue Rechtschreibung dieser von Negersprachen geprägten Namen und lassen sich darüber in Extemporalien Rechenschaft ablegen. Auch in China tauchten jetzt während des letzten Feldzuges neue Ortsnamen in Menge auf. Das gibt wieder einen prächtigen Lernstoff für unsere Schulen! Riesenhaft dehnt sich das Wissen nach allen Seiten aus, und all das soll dem armen Jungen in den Kopf hinein? ‚Weh dir, daß du ein Enkel bist!'"

Die Folgen bleiben denn auch nicht aus. „. . . Selbst jener deutsche Jurist gibt jüngst in den ‚Grenzboten' zu, daß unter unseren Themisjüngern die Zahl der Arbeitsunlustigen und Indifferenten erschreckend groß sei. Es sei Tatsache, daß die Mehrzahl der in den letzten zwanzig Jahren ins Amt ge-

tretenen Juristen vier Semester glatt verbummelt haben, nach zwei Semestern Repetition ins Referendarexamen gestiegen seien und es dabei ganz gut bestehen konnten; es sei auch wahr, daß in keinem Berufe, der akademische Vorbildung verlangt, so viele Leute zu treffen wären, die jedes höheren geistigen Interesses und sogar des Interesses für ihre eigene Berufstätigkeit so vollständig ermangeln, wie bei den Juristen . . .

„Als ich vor etwa zwanzig Jahren mit einem Engländer die Schüler eines sächsischen Gymnasiums ehrbaren Schrittes fast ausnahmslos bleich und mit müdem Gesichtsausdrucke hinausschreiten sah, da machte er die Bemerkung, es sähe aus, als wenn Rekonvaleszenten aus dem Krankenhause kämen. Es ist seitdem in der körperlichen Pflege unserer Jugend besser geworden, aber noch immer sind wir weit entfernt von einer harmonischen Entfaltung aller angeborenen Kräfte, noch immer überwiegt der Verstand, noch immer sind die Klagen über geistige Überbürdung unserer Jugend berechtigt. Eine mir nahestehende Dame in dem besonders bildungs- und erziehungswütigen Sachsen zeigte mir mit Stolz den Stundenplan ihres Zehnjährigen, der von 6 Uhr früh bis abends 8 Uhr jede Minute nützlich besetzt hatte. Mußte das nicht einen Ausbund von Tüchtigkeit geben? Leider verstummte der Knabe mit den Jahren mehr und mehr, so daß die Hilfe des Arztes in Anspruch genommen wurde, der nun tägliche Spaziergänge und Ausflüge verordnete, damit der Junge wieder zu einem Jungen werde. Jüngst machte in Dresden die Tatsache großes Aufsehen, daß zwei Schüler an kleinen Verletzungen starben. Die Ärzte gaben das Gutachten ab, daß das nur möglich gewesen sei bei Kindern, die durch geistige Überanstrengung vollständig erschöpft wären, ein normaler Mensch könne an einem solchen Leiden nicht zu Grunde gehen. Das gab natürlich einen großen Lärm in den Zeitungen, wie jedesmal, wenn ein Kind in den Brunnen gestürzt ist, ob man aber den Brunuen gründlich zudecken wird? — ich erlaube mir, daran zu zweifeln. Trotz aller Reformen und Verfügungen geht die Gehirntrainierung in unseren Schulen ihren alten Gang, und von Erleichterungen verspüren Schüler und Eltern herzlich wenig.

„Die bisher angewandten Mittel, nachhaltige Vaterlandsliebe in das Herz der deutschen Jugend zu pflanzen, haben sich auch nach den Zugeständnissen unserer erfahrensten Pädagogen nicht sonderlich bewährt. ‚Unsere höheren Schulen', sagt Münch, ‚pflegen eine möglichst breite, andauernde und allseitig eindringende Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur und pflegen eine stets wiederholte Erinnerung an alle vaterländisch wichtigen Ereignisse, Handlungen, Erfolge, Namen und Daten unserer Geschichte und werden nicht müde, durch rühmende Erinnerungen das nationale Selbstbewußtsein und durch stete Empfehlung der Vorbilder Nachahmung und Nachfolge zu wecken.' Das sind die Mittel, von denen man sich bisher den größten Erfolg versprochen hat, aber eben diesen Mitteln haftet ‚die Gefahr der Ermüdung

und Abstumpfung an, Gefahr der Enge und Befangenheit, Gefahr der inneren Reaktion, des späteren Umschlags, wie das alles sich bereits oft genug wirklich eingestellt hat.' Ich habe das schier unfaßliche Zugeständnis eines früheren, sehr wackeren Schülers, daß die unangenehmste Erinnerung an seine Gymnasiasten-Laufbahn die Sedanfeste mit ihren Umzügen durch den Ort seien. Er wäre sich dabei unehrlich vorgekommen.

„So viel darf man mit Bestimmtheit behaupten: durch amtlich vorgeschriebene laute Sedan- und Gedächtnisfeste, durch ruhmredige Nationaldenkmäler, durch einen patriotisch gesteigerten Betrieb des Geschichtsunterrichtes kann wahre Liebe zum Vaterlande nimmermehr erzeugt werden. Jede Steigerung dieser Mittel schlägt zum Gegenteile aus. Mir sagte jüngst ein Buchhändler: ‚Die patriotische Literatur geht nicht mehr.' Das haben also die Übereifrigen glücklich erreicht. Jedes wahre, schlichte Gefühl ist von ihnen durch das Fortissimo der Posaunenstöße übertönt worden. Wird man wohl so töricht sein, jetzt zum Furioso überzugehen, um die zarte Pflanze der Liebe und des Vertrauens völlig zu vernichten? Ich frage: Was soll bei einer unfreien, bedrückten und belasteten Jugend unser patriotischer Betrieb nützen?

„Will man im besonderen aus unserer Jugend gute Deutsche machen, so befreie man die Jugend von allem Hetzenden, Drängenden, Quälenden, setze ihre zu vielseitigen Pflichten herab, stelle das Berechtigungswesen möglichst ab, damit sich die Kinder ihrer Natur gemäß entwickeln können und damit die Erkenntnis in Deutschland Bahn breche, das nicht das Wissen, sondern das ehrliche, selbstlose Streben und die Tatkraft den Wert des Mannes ausmachen: denn ‚sein Wille macht den Menschen groß und klein!' sorge dafür, daß die Knaben vorerst ihrer Jugend wahrhaft froh werden, daß ihr Kopf entlastet, das Maß ihrer Pflichten herabgesetzt, ihre Muskeln gestählt, Mut und Lebensfreude gesteigert, daß die täglichen zehrenden Sorgen und Extemporalien, Prüfungen, Versetzungen, daß die Tadelzettel und Arreste und sonstigen Quälereien auf ein Mindestmaß herabgeschraubt werden, damit den Knaben Raum, Zeit und Stimmung bleibe, sich im Spiele, auf Wanderungen in deutschen Fluren selbst zu vergessen und im Familienkreise das Behagen und die Stimmung häuslichen Glückes zu genießen. Eine stärkere Betonung des Familienlebens und mit ihm eine stärkere Pflege des Gemütes, die damit zusammenhängende Pflege des Schönheitssinnes durch jede Art der Kunst, zumal der häuslichen Musik und der Naturbeobachtung in Feld und Wald, alles das sind Wünsche, die jetzt schon von vielen Tausenden in Deutschland vertreten und auch schon zur Tat werden."

* * *

... Ein wahrhaft fruchtbarer Geschichtsunterricht ist unter der Herrschaft irgend welcher allein privilegierter und konzessionierter Systeme in Staat und

Gesellschaft kaum möglich. Denn die Geschichte kehrt sich nicht an unsere Systeme. Sie läßt heute das eine, morgen das andere zur Herrschaft gelangen, in diesem Lande dieses, in jenem Lande jenes. Wir können aus der Geschichte eher lernen, wie wir es **nicht** machen sollen, als positive Lehren aus ihr schöpfen. Alle Geschichte erweist sich, im großen betrachtet, vorwiegend als die Geschichte menschlicher Irrtümer und Greuel, und keine Erkenntnis schält sich aus ihr so klar heraus, wie die des alten Oxenstjerna: „mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird." Da die Geschichte für uns nichts Abgeschlossenes ist, wir immer nur einen ganz kleinen Abschnitt des Weltgeschehens vor Augen haben, so vermögen wir weit eher die menschliche Unvernunft in ihm zu beobachten, als die höheren Gesetze zu erkennen, die zweifellos in der Menschengeschichte — sub specie aeternitatis — mit derselben ehernen Notwendigkeit und Weisheit walten, wie in der gesamten übrigen Natur und Schöpfung. Es ist also eine große Kunst, aus der Geschichte zu lernen, eine noch größere vielleicht, aus ihr zu lehren. Daß da die staatlichen Opportunitätsrücksichten des Tages am allerletzten die geeignete Grundlage für den Unterricht in der Geschichte abgeben können, liegt auf der Hand. Deshalb hat auch Dr. Gurlitt nur recht, wenn er sich von dem üblichen „patriotischen Betrieb" keinerlei gute Früchte verspricht. Die nach den Tagesbedürfnissen und höheren Wünschen mühsam zusammengeschweißte patriotische Geschichtsklitterung geht bei späterem selbständigen Einblick in Welt und Leben elend in die Brüche und hinterläßt dann nur Mißtrauen gegen das auf der Schule Gelernte, auch das Gute und Wahre. Das aber bedeutet nichts anderes, als eine Erschütterung der staatlichen Autoritäten überhaupt.

Es wäre schon gut, wenn der Jugend durch den Geschichtsunterricht der Blick für die Vergänglichkeit aller der „Wahrheiten" von gestern und heute geschärft und ihr dadurch zum Bewußtsein gebracht würde, wie das höchste und einzig wahre Ziel des Menschen in dem fortgesetzten **Streben** nach immer höherer Erkenntnis und sittlicher Entwicklung gipfelt, wie auch das bisher Erreichte nur als ein Durchgangsstadium zu höheren Stufen gelten kann. Weit entfernt davon, die Jugend mit dem Gefühle zu **sättigen**, wie wir es doch „so herrlich weit gebracht", müßte ihr die Schule im Gegenteil einen **heiligen Hunger** einflößen, besser und größer zu werden, das überlieferte Erbteil nur als Grundlage zu weiterem Bauen und Schaffen zu betrachten. Der dient der Gegenwart am besten, der an der Zukunft arbeitet.

Aber das Bessere ist stets der Feind des Guten gewesen, und dem herrschenden System paßt es schlecht, wenn es, sei's auch in fernerer Zukunft und in allmählicher organischer Entwicklung, einem andern Platz machen soll. Und so sind ihm die Wahrheiten der Geschichte, die ja auf jeder Seite eine solche Entwicklung lehrt, immer unbequem, und immer haben sich daher die Herrschenden bemüht, alle Geschichte dahin zu meistern, daß als deren letzter Wille und Zweck ihr, der Herrschenden, Herrschaft und Macht erscheint.

In der Tat, die Geschichte ist von einer brutalen Rücksichtslosigkeit.

Unsere deutsche nicht zuletzt. Wer heute gegen die Einheit des Reiches und das deutsche Kaisertum aufträte, würde als Hoch- und Landesverräter gebrandmarkt werden. Und wie lange ist es her, daß diejenigen, die für Kaiser und Reich kämpften, von Rechts und Obrigkeits wegen verfolgt wurden, in Ketten und Kerkern schmachten mußten?

Auf den 15. Oktober d. Js. fiel der fünfzigjährige Todestag unseres alten Friedrich Ludwig Jahn. Auch er hat die „Weisheit", mit der unsere Welt regiert wird, an seinem Leibe erfahren. Vom Sterbebett seines Kindes hinweg wurde er im Juli 1819 verhaftet, sechs Jahre lang prozessiert, dann unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Und das, weil man ihn beschuldigte(!), „die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht zu haben"!

Wo wären Kaiser und Reich, unsere größten nationalen Errungenschaften, hätten auch unsere Vorfahren immer nur nach oben geschielt, alles der profunden Weisheit der Regierenden überlassen? Hätten sich nicht Männer gefunden, die nicht nur Freiheit und Leben an die Sache setzten, welche von niemand schärfer bekämpft wurde als von ihren eigenen Herren, sondern auch das unendlich bittere Leid auf sich nahmen, als Landesverräter, Vaterlands- und Königsfeinde geächtet zu werden? Was hätte selbst die Staatskunst eines Bismarck vermocht, hätten nicht freie Männer aus allen Schichten des Volkes, ohne Aussicht auf Lohn und Dank, den Boden für sein Werk erst geschaffen?

Auch heute kommt, wer in die allgemeine Lobesposaune auf alles Bestehende nicht blindlings mit hineinstößt, wer mit seinen eigenen Augen zu sehen sich bemüht und dann allerdings manches sieht, was die auf der Gemeindewiese friedsam Grasenden in ihrer wiederkäuenden Behaglichkeit nicht sehen oder sehen wollen, — auch heute kommen solche aus der Art geschlagene Zeitgenossen leicht in den Geruch der böswilligen Friedenstörer, Reichsfeinde, Umstürzler u. s. w. Nun, sie mögen sich getrösten: es ist anderen, besseren Leuten auch so ergangen!






# Die Entstehung der Hausmusik.

## Ein Beitrag zu ihrer Psychologie.

Von

**Dr. Karl Storck.**

Im Jahre 1514 stach unser Albrecht Dürer zwei Blätter, denen selbst im Wunderbuche seiner Werke ein bevorzugter Platz zukommt. „Melancholie" heißt das eine, das Gegenstück dazu „Hieronymus im Gehäus".

Müde sitzt ein Weib; müde, wie der abgehetzte Windhund zu ihren Füßen, sind ihre Gedanken vom Forschen und Grübeln. Dennoch bleibt die Ruhe ihrem Geiste versagt. Ringsum ein Gewirr von Instrumenten und Werkzeugen aller Wissenschaften und Künste. Das rechnet und wägt und mißt und bohrt und findet trotzdem nicht das Gesuchte. Da huscht dann die Fledermaus „Melencolia" lautlos gespenstisch einher und verdüstert den Blick, daß er den Sonnenschein nicht sieht, der Land und Meer überglänzt, sondern nur das schauerliche Nordlicht und den unheilkündenden Kometen. Friedlose Trauer, freudlose Unrast ist alles.

Wie anders das zweite Bild. Der liebe Tag lacht sonnig durch die Butzenscheiben und spielt im Getäfel der traulichen Stube. Wie lieb es hier ist, so sauber und fein; ein jegliches Ding hat sein Plätzchen, und alles ist so schmuck und behaglich. Da wird selbst der sonst so grimmige Löwe friedlich und streckt sich wie eine schnurrende Katze neben den Hausspitz. Und erst der Mann, der am Pult sitzt und schreibt! Siehst du den Frieden nicht lachen, nein lächeln auf seinem Antlitz? Aber der Totenkopf dort auf dem Fenstergesims? — Die Sonne spielt auf seiner glatten Fläche. Wie sollte er auch schrecken? Bedeutet er das Ende des irdischen Lebens, so kündet er doch auch den Anfang der himmlischen Seligkeit.

Dürer soll die Anregung zu den Bildern aus des Erasmus „Lob der Narrheit" gewonnen haben. Dieses Buch preist die Glückseligkeit des Welt-

entrückten und verspottet die Narrheit der Denker, die da ungewiß streben nach Erkenntnis. Aber was ist aus der im Gedanken auch damals nicht mehr neuen Satire des holländischen Humanisten in der reichen Seele des deutschen Künstlers geworden? Da ist nichts von Spott, das ist tiefstes Erfassen eines seelischen Problems. Der „Faustdichtung" vergleichbar steht die „Melancholie" in der deutschen Kunst. Und wenn auch Dürer neben die Tragödie das Idyll stellt, wenn er es auch ausführt, wie man behaglich und friedfertig sein könne dem Bibelwort gemäß, das Seligkeit verheißt denen, die einfältigen Herzens sind, — so scheidet ihn doch ein riesiger Abgrund vom Satiriker. Er spottet nicht des Forschertriebs, nein, auch sein Endwort lautet: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Das Weib in seinem Bilde, diese Verkörperung des nach Erkenntnis ringenden Menschengeistes, trägt einen Kranz. Und während das Haupt müde auf die Hand sich stützt, entsproßt dem Kranze neues Grün. Nicht umsonst forschest du, Menschengeist. Aus den Wunden deiner zermarterten Seele erblühen Blumen. — Selig ist jener, der beides vereint, der sich aus dem bösen Drang der Welt zurückzuziehen versteht in den stillen Frieden seines Gehäuses.

Und wenn dir die „Pflicht" dieses Mönchtum in der Welt nicht gestattet, wenn dich die Schuldigkeit gegen dich und die Mitmenschen immer wieder hinausdrängt in den Kampf, der dich auch in der stillen Kammer nicht ruhen läßt, — dreimal gepriesen die Himmelsgabe, die dann als Trost uns gegeben ist, die Musik. Nach Schillers Wort „spricht nur sie die Seele aus", und Schopenhauer sieht das Geheimnis ihrer von der Sage der Völker immer wieder gefeierten unwiderstehlichen Wirkung darin, „daß sie alle Regungen unseres innersten Wesens wiedergibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern von ihrer Qual".

So ist die Musik wohl das schönste Reis, das dem Dornenkranz entsprießt, den die Melancholie dem Menschen aufs Haupt drückt, und darum blüht sie zu allen Zeiten, die den Zweifel und die Unrast in sich tragen, und waltet dann ihres Erlöseramtes:

„Musik, von dir gefangen
Wird erst die Seele frei,
Gestillt ist ihr Verlangen
In süßer Träumerei,
Und Sorg' und Leid vorbei." (Hermann Lingg.)

Aber die beiden Dürer-Bilder sind nicht nur die Gestaltung eines ewigen Problems des Seelenlebens des forschenden Menschengeistes, sie sind überdies der Ausdruck der Seelenverfassung zur Zeit ihres Entstehens, der Wende zweier großer Epochen. Und haben wir in ihrem allgemein menschlichen Inhalt den Grund für die Wirkung der Musik auf den einzelnen Menschen, so gibt dieses Verhältnis zur Zeitstimmung die Antwort auf die Frage, warum gerade damals die Pflege der Musik in diesem Sinne anhebt, um allerdings nie mehr ganz aufzuhören.

Wie war man aufgeschreckt worden aus der sicheren Behaglichkeit der verflossenen Jahrhunderte. Kühne Meerbezwinger hatten neue Weltteile, kühnere Forscher neue Welten entdeckt. Nichts vom Alten, das als so sicher überliefert worden, schien mehr fest zu stehen. Selbst die Erde sollte nach den Ergebnissen dieser Grübler beweglich und veränderlich sein. Aber, was mehr war, der immer himmelwärts blickenden, der Erde abgekehrten Weltanschauung des Mittelalters trat eine andere, ach so schöne und gegenwartfrohe in der der Antike gegenüber. Ja, selbst vor dem alten heiligen Glauben scheute nicht mehr der Menschengeist. Und dazu gärte es in allen Schichten der Gesellschaft. Die Rangordnung, die für alle Zeiten festgelegt schien, wurde angefochten. Und das alles nicht etwa bloß in einzelnen unruhigen Köpfen. Nein, die neue Erfindung der Buchdruckerkunst sorgte dafür, daß die Rede nicht mehr verhallen, der Gedanke sich nicht mehr verlieren konnte.

Wahrlich eine Zeit voll Unrast und Wirrsal. Konnte man sich da wirklich noch in sein Gehäuse verkriechen? Hatte sich doch selbst die Klosterzelle als zu schwach erwiesen gegen diesen Ansturm des Meeres der entfesselten Gedanken.

Das war eine Zeit auch des Zweifels und der Unsicherheit, wo die Melancholie auf so manchen ihre Schatten niedersenkte. Und harte Kriege mit ihrem bösen Gefolge standen als dräuende Kometen am Himmel der Zukunft. — Und es war kein nachhaltiger Trost, daß just um diese Zeit ein wirtschaftlicher Aufschwung nicht zu verkennen war, daß die neuen Handelsbeziehungen eine ungeheure Steigerung des Reichtums, wenigstens der Städte, herbeigeführt hatten. Auch auf Dürers Bild rechnet der kleine Genius und addiert. Eine Steigerung der Bedürfnisse geht mit dem Aufschwung Hand in Hand, und die Begierde nach Besitz wird nur um so heftiger. Auch hier wiegen die Sorgen weit über die Freuden.

Melancholie überall, Melancholie die Gefährtin des Menschen gerade in seinen größten Tagen, wo er erkennen muß, welch ein Riesenabstand immer bleibt zwischen dem Begehren, dem Streben und dem Erreichenkönnen. — Aber wie dem Kranze der ernsten, traurigen Frau auf Dürers Tafel das Grün entsprießt, so erschließen sich dem Menschenherzen in seinen schwersten Stunden neue Quellen des Trostes und der Freude. Und wenn das Gehäuse allein nicht ausreicht zum Schutze gegen die Feinde draußen, so holt man sich eben Bundesgenossen hinein.

Noch ein kleines Bild. Wir müssen es uns selber gestalten, denn es gehört zu jenen, die sich nicht malen, sondern nur erzählen lassen. Sir James Melvil ist dieser Erzähler, ein Abgesandter von Schottlands schöner Königin an Elisabeth von England. Im Jahre 1564 war auch Elisabeth noch jung, ihr Reich blühte und noch lastete keine der schweren Taten auf ihrem Leben, die später schwermütige Stunden erklären können. Und doch, als an einem Nachmittag Sir Melvil und Lord Hunsden in ihr Gemach treten, erhebt sich

Elisabeth vom Spinett, an dem sie gespielt: „Ich pflege“, sagt sie, „nie vor Männern zu spielen; ich spiele nur, wenn ich allein bin, um die Melancholie zu vertreiben.“

Was die stolze Königin in ihrem reichen Palaste tat, das tat damals die ganze Welt: Man holte sich die Musik ins Haus.

Nein, sie war bisher nicht darin gewesen; das Leben hatte sich bisher mehr draußen abgespielt in kirchlicher und weltlicher Gemeinde, in Zunftstuben und Ratsversammlungen. Man feierte in großer Gemeinschaft, wie man in ihr betete, trauerte und Buße tat. Das individuelle Leben hatte bislang gefehlt; man lebte viel mehr den Stand als seine Persönlichkeit. Der Hintergrund für das Leben dieser aber ist eben das intime Haus. Und mit der Befreiung der Persönlichkeit war auch die Bedeutung des Hauses eine andere geworden.

In dieses Haus nun holten sie sich als Schützerin vor der Melancholie die Musik. Sie holten sie aus den Kirchen, wo sie in den Händen großer Baumeister zu Gebilden geformt war, kühn, wie die gewaltigen Dome selber. Aber auch streng und starr wie sie, und das bunteste Zierwerk änderte nichts an der harten Notwendigkeit der gezwungenen Führung. Ja, diese Kontrapunktik war Kirchenkunst, wie die Kirche das Haus war für die Gesamtheit. Ihr fehlte das Persönliche, das Trauliche; sie fügte sich nicht ins heimliche Stübchen. In ihr ließ sich wohl predigen, auch wohl beten, das Gebet der Gemeinde. Aber sie taugte nicht zu heimlicher Zwiesprache mit der eigenen Seele, den eigenen Gedanken.

Und so suchte man weiter. Man forschte in gelehrten Büchern und schuf nach toten Regeln der Griechen eine lebendige Sprache neuen Fühlens. Andere aber fanden einen viel näheren Weg, indem sie die unscheinbaren Blumen pflückten, die in Wald und Flur wucherten, wild wuchsen, wie seit Jahrhunderten. Aber so lange schon waren sie gering geschätzt und höchstens annehmbar, wenn sie vom Kunstgärtner zurechtgestutzt und mit recht fremdartigem Gewächs zusammengeflochten waren. Diese Blume war das Volkslied. Das Volkslied, wie es auf den Gassen die Burschen, in den Stuben die Bauernmädchen sangen. Diese Zeit lernte dieses Volkslied schätzen, während man es bisher höchstens als Grundlage (Tenor) kunstvoll gearbeiteter Chöre hatte gelten lassen, als dürres Staket, um das erst die Kontrapunktik die blühenden Ranken winden mußte.

Der beste Zeuge für diese Stimmung ist Shakespeare. Man braucht nur in seine Werke zu schauen. Seine Narren zumal stecken voller Volkslieder wie voll lustiger Einfälle. Und wie gerade die Vornehmen sich nach diesen Weisen sehnen. Man höre den Herzog in „Was ihr wollt“ (II. Akt 4. Sz.):

„Macht mir Musik! — — —
Nun denn, Cesario, jenes Stückchen nur,
Das alte schlichte Lied von gestern abend!

Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und lust'ge Weisen
Aus dieser raschen, wirbelfüß'gen Zeit."

Und gleich darauf:

„Gib acht, Cesario, es ist alt und schlicht;
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig
Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit."

Dieselbe Zeit fühlte auch die Lächerlichkeit, die innere Unwahrheit des Gefühls, die sich so oft unter der kunstvollen Form der Kontrapunktik versteckte. Wenn in dem gleichen Stück der Narr mit den Junkern einen Kanon singen soll auf den schönen Text „Halt's Maul, du Schelm", so macht sich der Narr mit Recht über den Widerspruch lustig, der in der kanonischen Wiederholung dieser Aufforderung liegt. Wenn auch nicht so drastisch, so findet sich doch oft genug in hochgeschätzten Kompositionen der Kontrapunktik der gleiche Mangel an Übereinstimmung zwischen Wort und Musik.

Wie hoch schätzte aber auch diese Zeit die Musik! Man denke nur an Luthers Beispiel in Kirche und Haus. Und auch die Literatur bezeugt es. Man sucht in der ganzen mittelalterlichen Dichtung vergeblich nach einer Stelle, aus der ein intimeres, ein persönliches Verhältnis zwischen Musik und Musikern spricht, von so vielen wundersamen Sängern auch berichtet wird. Und dagegen halte man nun wieder Shakespeare, der eine ganze Reihe seiner finsteren Gestalten ausdrücklich als musikhassend bezeichnet, in einem Wort, wie der oft berufenen Stelle aus dem „Kaufmann von Venedig" (V. Akt 1. Sz.):

„Nichts ist so stöckisch, hart und voll von Wut,
Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau keinem solchen! — Horch auf die Musik!" — — —

Das sind die allgemeinen Verhältnisse, die das Empfinden, die Stimmung erklären, aus der die *moderne* Musik im Gegensatz zur mittelalterlichen herausgewachsen ist. Und zwar die Oper sowohl, wie das einstimmige Lied, wie die Instrumentalmusik. Auch bei dieser besteht in der Hinsicht kein Unterschied zwischen der des Konzertsaals und der des *Hauses*. Dem letzteren fehlte aber zunächst noch das *Instrument*. Doch bewahrheitete sich auch hier die Erfahrung, daß der Menschengeist das erfindet, dessen er bedarf. Denn

um diese Zeit entwickelte sich aus Orgel und Laute und alten dürftigen Saiteninstrumenten das Klavier, das von jetzt ab bis auf den heutigen Tag der vornehmste Vermittler der Hausmusik geblieben ist. Und wie aus dem kleinen Spinett und dem bescheidenen Klavichord das Hammerklavier und der Flügel wurden, so wuchs auch die Hausmusik aus einfachen Tänzen und kindlichen Volksliedern zu der die tiefsten Probleme ergreifenden Tonwelt eines Bach und Beethoven.

Es ist zunächst eine seltsam berührende Erscheinung, daß nicht die menschliche Stimme zum wichtigsten Förderer und Träger der Hausmusik geworden ist, sondern ein Instrument. Denn wenn Musik der gesteigerte Ausdruck menschlichen Fühlens ist, so ist es doch eigentlich auch natürlich, daß der Mensch in Augenblicken, die ihn zum musikalischen Ausdruck drängen, zu dem ihm zunächst liegenden Musikmittel greift, und das ist doch die Stimme. Gewiß, so war es wohl immer und so ist es auch heute, die einstimmige Melodie, die du dir nach eigener Erfindung froh trällerst oder die dir, als deinem Gefühl entsprechend, in den Sinn kommt, ist der natürlichste und nächste Ausdruck der musikalischen Stimmung des einzelnen. Auch das Volkslied aller Zeiten und Nationen ist einstimmig, und vom einstimmigen Gesang ist auch alle Musikentwicklung ausgegangen. Immerhin ist hier zu bemerken, daß von unergründbarer Zeit an auch die Instrumentalmusik vorhanden ist, und sei es auch nur in der denkbar rohesten Form als Schlag- oder Rasselzeug zur Festlegung des Rhythmus oder zur betäubenden Lärmentwicklung. Aber auch die Musik hat sich, wie alle andern Künste, aus der um und für den Augenblick geborenen Stimmungsäußerung zum Kunstwerk entwickelt, das im Gehalte aus der persönlichen zur typischen Bedeutung, in der Form aus der mehr zufälligen Improvisation zur kunstvollen, im ganzen und in den einzelnen Teilen harmonischen Gestalt gelangte.

Die ganze mittelalterliche Musik hatte aus dem Charakter und den Bedürfnissen der das Leben beherrschenden katholischen Kirche heraus diese Kunstform in der Vielstimmigkeit (Polyphonie), im Gegeneinanderspiel (Kontrapunktik) mehrerer Menschenstimmen gesucht. Die ganze, so überaus kunstvolle Musikliteratur der alten Niederländer und Italiener ist mehrstimmige Vokalmusik. Und zwar eine Musik, die denkbar weit abgekommen war vom ursprünglich zu Grunde liegenden einstimmigen Liede. Denn während das Lied nur die Melodie des zugehörigen Textes ist, dessen Inhalt es voll auszudrücken versucht, mit dem es völlig verwächst, ist bei dieser kontrapunktischen Vokalmusik der Text eigentlich völlig gleichgültig, im Grunde nicht mehr als eine Reihe von Vokalsilben zum Tragen des Tones. Und auch die Melodie ist nichts Wesentliches. Sie ist nur das Mittel zum Zweck, gibt die Grundlinie ab, die es mit bunten Figuren zu umzeichnen gilt. Deshalb kam es den Komponisten auch gar nicht darauf an, zu erfinden, sondern zu bearbeiten. Sie nahmen die Melodie, wo sie sie fanden, für eine Messe von einem beliebigen Gassenhauer, zerdehnten, zerteilten,

zerhackten diese Melodie, wenn es in ihren Zweck paßte. Das ist, wie wenn ein Kunstschlosser zwei Eisenstücke in Kreuzform übereinander legt und um sie einen Strauß von Blumen treibt. Gewiß, es soll ein Kreuz sein, aber die Kunst liegt nicht in diesem, sondern in dem Gerank drum herum. So ist auch in dieser Musik die Melodie, die im Tenor liegt, nur der Draht, um den die Blumenranken der andern Stimmen gewunden werden.

Man erkennt, daß eine Musik, die zu ihrem Text in keinem näheren Verhältnis stand, deren ganze Art nicht poetisch, sondern formalistisch war, im Grunde niemals echte Gesangsmusik war, sondern Instrumentalmusik. Daß die Instrumente Menschenstimmen waren, ist letzterdings nur äußerlich. Man könnte eine polyphone vierstimmige Messe, ohne Schädigung des musikalischen Gehalts, auch von einem Streichquartett spielen lassen. In der Tat war das auch der Anfang der Verwertung der Instrumente, indem man durch sie entweder fehlende Vokalstimmen ersetzte, oder überhaupt das ganze Tonstück mit ihnen ausführte.

Daraus erklärt sich für die Weiterentwicklung der Musik in der Neuzeit, daß die Instrumentalmusik die vokal entwickelte Kontrapunktik übernahm und von ihr aus weiter ging, während die neue Vokalmusik sich ganz von ihr abkehrte und neue Grundlagen wählte. Denn ihr wurde es jetzt wieder oberster Grundsatz, daß die Musik sich dem Textworte anzuschließen habe, daß die Melodie als solche das Wichtigste sei. Diese Melodie aber stützte man durch die harmonische Instrumentalbegleitung. Es ist bekannt, daß dieses System zuerst im dramma per musica durchgeführt wurde, und daß sich die Begründer desselben auf die alten Griechen beriefen. Man hätte es, wenn auch nicht für die dramatische Musik, beim Liede des Volkes finden können. Man brauchte einfach die neue Art harmonischer Begleitung auf diese köstlichen Melodien zu übertragen, statt sie bloß als Tenor zu polyphoner Spielerei zu benutzen, und man hätte das einstimmige Lied mit Begleitung in jener Form erhalten, die ihm bis heute zu Grunde liegt. Aber die Entwicklung wählt oftmals Umwege.

Es ist leicht zu verstehen, daß man, als nun die Musik ins Haus übernommen wurde, sich an das bereits Vorhandene, also an die polyphone Vokalmusik hielt. Andererseits darf eine Hausmusik nicht zu viele technische Voraussetzungen haben. Wären in jedem Hause vier Sänger, die die vier Grundstimmen vertreten können, so könnte auch die polyphone Vokalmusik Hausmusik werden. Hätte man überall ein Streichquartett gehabt, so hätte man die glatte Übertragung spielen können. Man erkennt aus diesen Unmöglichkeiten, daß schon rein aus technischen Gründen ein Instrument nötig wurde, das allein für alles ausreichte. Da war nun die Orgel, aber sie war viel zu schwerfällig; außerdem hatte man die Laute, die ihrerseits zu wenig ausgibig war. So fiel der Verbindung von Tasten- und Saiteninstrument, dem Klavier, die Rolle zu.

Äußere Gründe hätten zu einer solchen Entwicklung nicht gereicht, sonst wäre sie sicher auch schon früher eingetreten. Das Wichtigste war die geistige und seelische Stimmung der Zeit, die wir oben geschildert haben. Die Musik wurde dem einzelnen jetzt notwendig, darum mußte auch ein einzelner sie ausführen können. Die einzelne Singstimme ist unfähig, entwickeltere Kunstgebilde wiederzugeben, außerdem kann man sehr nach Musik verlangen, ohne zum Singen aufgelegt zu sein. Auch hier leuchtet die Notwendigkeit des Instrumentes ein. Die Geige aber ist im Grunde in derselben Lage wie die Menschenstimme, sie ist im wesentlichen auf die Führung einer Melodiestimme beschränkt. Es mußte ein Instrument sein, das die ganze Tonwelt umfaßte. Beim Klavier war es der Fall. Und nun kam hinzu, daß das Klavier dem Charakter der neuen Musik sehr entgegenkam, daß es für die akkordhafte Begleitung einer herrschenden Melodiestimme äußerst günstig veranlagt ist.

So sehen wir, wie geistige und technische Gründe zusammenwirkten, daß die Hausmusik zunächst eine instrumentale, daß ihr vornehmster Träger das Klavier werden mußte.



# Aphorismen aus Stendhal.

Die Musik gefällt, wenn sie am Abend die Seele in eine ähnliche Stimmung versetzt, wie es sonst die Liebe tut.

* * *

Warum hat man Vergnügen, im Unglück singen zu hören? Das kommt daher, daß uns die Kunst auf geheimnisvolle und die Eigenliebe nicht verletzende Weise an das Mitleid der Menschen glauben läßt: sie verwandelt den trocknen Schmerz des Unglücklichen in einen wehmütigen; sie entlockt dem Auge Tränen, weiter geht ihr Trost nicht. Zärtlichen Seelen, die den Tod eines geliebten Wesens betrauern, schadet sie und beschleunigt den Fortgang der Schwindsucht.

* * *

Die tiefe Menschenkenntnis ist nichts weniger als angenehm, sie ist ein vorzeitiges Greisentum. Daher der Abscheu der Italiener vor der Charakterkomödie und ihre Leidenschaft für die Musik, die sie über diese Welt hinaushebt und im Reiche der süßen Illusionen schweifen läßt.

Übersetzt von Benno Rüttenauer (Straßburg, Verlag von Ed. Heitz).



# Vom internationalen Opernmarkt.

Seit einigen Jahren pflegt die Berliner Hofoper mit starkem Entgegenkommen die französische Oper der Gegenwart. Sie hat für diese, vielleicht von politischen Gedanken eingegebenen Bemühungen bisher nur wenig künstlerischen Dank geerntet. Die französische Oper hat, seitdem sie ihr ureigenstes Gebiet der komischen Spieloper zugunsten des Musikdramas verlassen hat, nur wenige bedeutende Werke hervorgebracht. Die Entwicklung zum Musikdrama im Geiste Wagners ist eben nicht auf französischem Boden gewachsen. Selbst die besten hierher gehörigen Werke, die Gounods, gehören im Grunde noch der sogenannten „großen" Oper im Stile Meyerbeers an, und was sie davor bewahrt, liegt mehr in ihrem textlichen Inhalt, der bezeichnenderweise aus germanischen Dichterwerken gezogen ist. („Margarethe", „Romeo und Julie".) Für den schwächeren Thomas gilt dasselbe. („Mignon" und „Hamlet".) Diese Erscheinung erklärt sich aus dem französischen Charakter, der, wo er sich nicht im Lustspiel oder Konversationsstück ergehen kann, leicht jenem Pathos verfällt, das auf uns äußerlich und theatralisch im schlimmen Sinne wirkt. Es ist da sehr lehrreich, die Art, wie im „Théatre français" Racine oder Corneille gespielt werden, mit der deutschen Darstellungsweise Schillers zu vergleichen. Die Oper begünstigt nun noch diesen Hang zum Pathos, zur großen Geste, der Unterstreichung jedes Wortes. Selbst ein Charpentier ist in seinem realistischen Musikroman „Luise" diesem Ton verfallen, und eine Apostrophe, wie die seines jungen Bohémiens an Paris, vor einer Schneidermamsell als Zuhörerin, wäre in einem deutschen Werke unmöglich. Gerade weil uns der Idealismus im Blute liegt, ist unserem innersten Wesen Theaterpathos fremd.

Andererseits hat dieses Bewußtsein, „Theater zu spielen", und nicht, wie wir Deutsche immer denken, lebenswahre Charakteristik zu geben, den einen Vorzug, daß der Franzose bei allem dramatischen Schaffen immer die Bühne und ihre Vorbedingungen im Auge behält, also in viel höherem Maße bühnengemäß ist, als der Deutsche. Wir brauchen für die Mehrzahl unserer großen Dramen besondere Theaterbearbeitungen, die der Franzose gar nicht kennt. Diese echte Theaterhaftigkeit, diese Bühnengemäßheit verhilft auch den französischen Opernkomponisten so leicht zum Erfolge. Solange man der Bühne gegenüber sitzt, nimmt man alles gern an, bei nachheriger Überlegung hält es allerdings nicht mehr stand. Aber das erstere bleibt eben für das äußere Kunstleben, sagen wir gerade heraus für den Spielplan die Hauptsache.

Ist diese Bühnenroutine ein zwar sicher vorteilhafter, aber in künstlerischer Hinsicht doch wohl nur äußerlicher Vorzug, so besitzt der Franzose eine andere Eigenschaft, die von höchstem innerlichen Werte ist: er ist immer Franzose und nur Franzose. Ich weiß es wohl, man spricht gern von der chinesischen Mauer, mit der sich Frankreich gegen die Kunst der umliegenden Länder abschließe. Gewiß ist, daß die Franzosen zur Unterschätzung ausländischer, zur Überschätzung ihrer eigenen Kunst neigen. Aber ist es denn ein so großes Unglück, wenn man nicht immer mit scharfen Augen nach dem Ausland späht, ob nicht dort etwas zu holen sei? Ist es ein Unglück, wenn man nicht aus jedem fremden Künstler gleich einen Propheten für die eigene Heimat macht? Sicher nicht; jedenfalls

ist es kleiner, als wenn ob dem Kultus der fremden die eigene Arbeitsleistung verkannt wird. Und schließlich kann, was wirklich internationale Bedeutung hat, auch in Frankreich nicht umgangen werden. Beweis dafür auf dem Gebiete der Oper ist Richard Wagner, der in Frankreich schließlich doch durchgedrungen ist.

Ein großer Vorzug dieses Abschlusses gegen das Ausland liegt darin, daß nur das wirklich Bedeutende und Charakteristische aus diesem Eingang findet, daß man dagegen für den Alltagsbedarf selbst sorgt. Wer sich nicht blind für die tatsächlichen Bedürfnisse in Theorien verrennt, der muß zugeben, daß wir im praktischen Leben nun einmal mit großer Kunst allein nicht auskommen, daß eine Art leichterer Unterhaltungskunst unentbehrlich ist. Und da scheint es mir vom ethischen wie vom praktischen Gesichtspunkte sehr wertvoll, wenn gerade für diese Unterhaltungskunst das inländische Erzeugnis aufkommt. Das Geld bleibt im Lande, und schließlich wird der deutsche Durchschnittskünstler dem Deutschen immer mehr und Besseres zu sagen haben, als sein ausländischer Kollege. Man sehe sich aber unsere deutschen Verhältnisse daraufhin an. In der Unterhaltungsbelletristik nimmt die Übersetzungsliteratur fast einen breiteren Raum ein, als die bodenwüchsige; auf dem Theater ist es dasselbe. Nun, auch in der Oper fällt es bei uns in Deutschland einem Italiener oder Franzosen leichter, zu Gehör zu kommen, als einem Deutschen. In Frankreich ist dem nicht so. Beweis dafür, daß von allen deutschen Musikdramatikern seit Wagner nur Humperdinck mit seinem „Hänsel und Gretel" auf die französische Bühne gekommen ist, daß des Italieners Leoncavallo „Bajazzi" erst jetzt in Paris die erste Aufführung erlebten, nachdem sie im deutschen Bühnenspielplan schon mehr als tausendmal wiedergekehrt sind. Ich will durchaus nicht sagen, daß es vorbildlich sei, so lange mit der Vorführung eines Werkes zu warten, aber jedenfalls bedeuten tausend Aufführungen dieses Talmiwerkes einen unendlich größeren Schaden, als seine völlige Vorenthaltung. —

Ein zweiter, noch bedeutsamerer Vorteil, den der ausgeprägte Nationalismus für die französische Kunst hat, ist der, daß eine so völlig das eigene Volkstum verleugnende Nachahmung ausländischer Kunst, wie wir sie bei uns auf allen Gebieten haben, schlechthin unmöglich ist. Der Franzose gibt sich gar nicht die Mühe, sich objektiv in die Wesensart des fremden Kunstwerks zu versenken, sich so zu versenken, daß er sich selbst dabei verliert. Gewiß, auch die französischen Künstler lassen sich von fremden Vorbildern anregen und lernen von ihnen. Was sie aber danach selbst schaffen, das schaffen sie als Franzosen. Und kommt dabei kein durch und durch echt nationales Werk heraus, so hat es doch einen so starken Einschuß französischen Blutes erhalten, daß es zuträgliche Kost für das eigene Land bleibt und im Auslande sogar für echte französische Ware gilt.

Mit dem interessantesten Beispiel dieser Art auf dem Gebiete der Musikdramatik habe ich mich hier zunächst zu beschäftigen. Es handelt sich um den beliebtesten der lebenden französischen Opernkomponisten, um Jules Massenet (geb. 1842). Er ist sicher keine selbstschöpferische Persönlichkeit, und man kann an seinen Werken alle Wandlungen des musikalischen Lebens in den letzten fünfundzwanzig Jahren verfolgen. Aber er ist in so hohem Maße Vollblutfranzose, daß seine Schöpfungen trotzdem eine Art selbständiger Stellung gewinnen und sich auf der internationalen Opernbühne als französisches Gut behaupten. Das dankt er allerdings außerdem einem vornehmen Kunstverstand, der guten Schulung

und sorgfältigen Arbeit, die die Franzosen auszeichnet, und seiner sichern Kenntnis der Bühne und ihrer Wirkungen. Sein echtes Franzosentum verhilft ihm sogar zu einer gewissen Selbständigkeit gegenüber dem Werke, dessen Nachahmung sich im übrigen als besonders gefährlich erwiesen hat. „Das Mädchen von Navarra“ (La Navarraise) ist in allem Äußeren, der ganzen Anlage, ja der Teilung des Stoffes in zwei Teile durch ein orchestrales Intermezzo eine getreue Nachahmung von Mascagnis „Cavalleria rusticana“. Aber wenn es sich hier um eine Übersetzung handelt, so ist diese so gut, daß sie sich beinahe wie ein Original liest.

Den höchsten dramatischen Ausdruck, der Massenet versagt ist, überläßt er sehr geschickt den Kanonen, den Trommlern und nutzt aufs beste die Wirkung des Schweigens aus. Ebenso geschickt stellt die Partitur der wild bewegten Handlung lyrische Stimmungen gegenüber. Alles folgt Schlag auf Schlag; der atemversetzenden Wirkung kann sich niemand entziehen. Erst die Schlacht, die wir ängstlich mit den Dorfbewohnern miterleben; die Rückkehr der Truppen; die einen verwundet, andere tot, doch Araquil, den Anita ersehnt, ruhmgekrönt und unversehrt. Die Liebe der beiden, dann der Hohn des Vaters, der die hergelaufene Navarreserin nur dann als Sohnesfrau annehmen wird, wenn sie zweitausend Duros Mitgift mitbringt. In ihrer Liebe wird sie zur Judith, die ins Lager des feindlichen Heeres dringt und dessen Führer tötet. So gewinnt sie den auf dessen Kopf gesetzten Preis. Aber in Araquil ist Eifersucht entflammt, er will sie suchen, wird verwundet und stirbt vor ihren Augen. Das bricht auch ihr das Herz. — Das alles rast im Allegro furioso an uns vorbei, und der Komponist findet noch Zeit für eine sinnige Liebeserzählung, wie sie sich einst gefunden haben, und das Orchester spielt dazu in köstlicher Weise die Jota, bei der es geschehen. Ein kräftiges, wildes Soldatenlied und ein verträumtes Notturno sind die weiteren Ruhepunkte. —

Daß Massenet, dem die königliche Oper seltsamerweise so lange verschlossen geblieben, nun endlich doch Eingang in sie gefunden hat, dankt er dem Gastspiel einer französischen dramatischen Sängerin, die vor beiläufig einem halben Jahre in einer sonst minderwertigen französischen Operntruppe aufgefallen war. Frau de Nuovina ist in der Tat eine dramatische Sängerin ersten Ranges. Man sieht auf der Opernbühne fast nie eine solche mimische Ausnutzung des ganzen Körpers, eine solche Beweglichkeit während des Gesanges. Während man auf der Opernbühne auch bei sonst guten Darstellern fast nie das Gefühl des Doppelwesens von Sänger und Darsteller los wird, herrscht bei ihr vollkommene Einheit. —

Während Massenet sich auf allen Gebieten dramatischer Musik versucht, pflegt ein anderer Franzose, der in den letzten Jahren bei der Armut der deutschen Bühne an komischen Opern hier festen Fuß gefaßt hat, dieses angestammte Gebiet Frankreichs mit viel Glück. Von André Messager haben wir im letzten Jahr drei Werke: „Die kleinen Michus“, „Die Brautlotterie“ und „Véronique“, die bei uns wohl aus Versnöten der Übersetzer in eine „Brigitte“ umgewandelt wurde, erhalten. Was ich immer wieder bei diesem Komponisten bewundere, ist das feine Verständnis für das Verhältnis, das zwischen Aufgebot der Ausdrucksmittel und Ideengehalt bestehen muß. Man sollte darüber gar nicht erst Worte machen müssen, denn so natürlich es ist, daß der Maler eine Witzillustration

nicht in schweren Ölfarben darstellt, so natürlich müßte es sein, daß man für einen leichten Operettenstoff nicht das Orchester des Wagnerschen „Nibelungenrings“ aufbietet. Ich sage, es müßte so natürlich sein; doch sehen wir bedeutende Musiker dagegen verfehlen. Messager verlegt den Nachdruck auf die Feinheit der Arbeit, in der er eine wundervolle Kleinkunst zeigt; daß ihm außerdem glückliche Melodien in Fülle zuströmen, gehört eigentlich auch zu den natürlichen Voraussetzungen des Komponierens, die aber leider sehr oft nicht erfüllt werden. Es ist nun sehr lehrreich, daß Messagers Orchestration trotz ihrer verhältnismäßigen Einfachheit nirgendwo veraltet wirkt. Er redet eben auch die moderne Sprache, nur nimmt er den Mund nicht immer gleich übervoll, sagt einfach, was einfach zu sagen ist, und belastet nicht jedes harmlose Spiel mit Tiefgründigkeit und massiger Wucht.

Ich hebe das so nachdrücklich hervor, weil das Gegenteil in einem Werke zutrifft, das im übrigen eine ganz hervorragende Talentprobe ist und zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt. Des jungen Prager Kapellmeisters Leo Blech Einakter „Das war ich“ hat bei der Erstaufführung in Dresden einen ganz stürmischen Erfolg gehabt. Der unverkennbare Reichtum der Musikernatur Blechs, dem eine Fülle köstlichster Melodien zuströmt, dessen Orchestration voll blühendster Farbenpracht ist, dessen Satz von höchster Kunst zeugt, überwindet eben alle Bedenken. Aber geäußert werden müssen diese, denn auch des Komponisten symphonische Barcarole „Trost in der Natur“ litt an diesem Mißverhältnis zwischen Form und Gehalt. Hier in der Oper handelt es sich um einen denkbar dünnen und harmlosen Stoff, ein richtiges Dorfidyllchen, im Grunde um einen kleinen Bauernscherz. Ein Bauer küßt seine Base. Damit die Nachbarin, die das belauscht, mit ihrer Klatscherei bei seiner Frau abfalle, spielt er die ganze Kußszene ein zweites Mal, aber mit seiner Frau. Als nun die Nachbarin dieser die Kunde von dem Verbrechen bringt, schallt ihr immer entgegen: „Das war ich!“ Es bleibt unkünstlerisch, wenn für ein solches Nichts ein Orchester aufgeboten wird, zu dessen Bewältigung der Klavierauszug (Bote & Bock, Berlin. Preis 10 Mk.) zuweilen vier Zeilen braucht. Daß und warum das Werk trotzdem einen so großen Erfolg hatte, warum es trotzdem eine so erfreuliche Erscheinung ist, ist oben gesagt worden. Hoffen wir, daß sich Blech bald vor Aufgaben gestellt sieht, die seiner würdig sind.

Auch auf dem Gebiete des ernsten Musikdramas gehört der schönste Erfolg einem Deutschen. Max Schillings' „Pfeifertag“ ist ja bereits zwei Jahre alt, aber wir wollen hoffen, daß auch in diesem Falle Berlin seine viel berufene „Vorherrschaft“ behauptet und daß die hiesige Aufführung dem trefflichen Werke zu der Verbreitung hilft, die es verdient. Gewiß wird es nirgends einen ausgesprochenen Publikumserfolg finden, dazu ist es zu wenig theatralisch und zu schwer in seinen Ansprüchen. Echt dramatisch aber ist diese Musik in ihrer lebendigen Charakteristik und der Kunst der Steigerung wie der Ruhe. Leider klafft auch hier ein Zwiespalt zwischen Text und Musik. Der erstere ist nirgendwo mehr als ein nicht gerade lustiger Schwank aus dem alten Spielmannstreiben mit im übrigen guter Zeitschilderung. Schillings aber wollte Ewigkeitswerte schildern. Des Künstlers Lust und Leid, seinen Adel, die Verkennung des Lebenden, des Toten Ruhm. Die Gestalten, die ihm der Textdichter bietet, wiegen zu leicht, um diese Ideen zu tragen.

Was an Schillings' Künstlerpersönlichkeit als charakteristisches Merkmal hervortritt, ist die Vornehmheit. Der Mann kann keinen unfeinen Ton schreiben. Er wird niemals der Kraftthuberei verfallen, vielleicht nie einen schlagenden Bühneneffekt finden. Aber die Vornehmheit ist keine Glätte; Schillings ist eine eigene kraftvolle Persönlichkeit. Er bewährt sich als solche auch gegenüber Richard Wagner, dessen Tonsprache er redet, in der er aber Eigenes sagt. Und das ist doch die Hauptsache. —

Internationaler Opernspielplan, — auch eine ungarische Oper haben wir zu hören bekommen, betitelt „Der Dorflump", komponiert von Jenö Hubay. Da dabei — vor der Aufführung — viel von ungarischer Nationalmusik die Rede war, muß wieder einmal in aller Ruhe festgestellt werden, daß Liszt schon vor vierzig Jahren bewiesen hat, daß es keine ungarische Musik, sondern nur eine Musik in Ungarn gibt, nämlich die Musik der Zigeuner. An dieser Tatsache ändert auch diese Oper nichts. Was an ihr „national" ist, sind Zigeunerweisen oder deren Nachbildungen. Das ist auch das einzige Gute. Es reicht nicht aus, um das Werk für unsern Spielplan zu retten. In Ungarn ist man magyarischem Schaffen gegenüber nachsichtiger, und so bleibt Hubay nach wie vor eine „Hoffnung" seiner Heimat, trotzdem er von Hause aus Huber heißt.

In seiner ganzen Charakterlosigkeit aber zeigt sich unser Opernbetrieb darin, daß sich eine Bühne (Elberfeld) fand, die die kindische Arbeit des polnischen Wunderknaben Raoul v. Koczalski, eine Oper „Rehmond" aufführte, doch bloß um den „Ruf" des Wunderkindes auszunutzen, an dem es übrigens nichts mehr zu wundern gibt. Denn sein Klavierspiel ist für den achtzehnjährigen keine hervorragende Leistung und schlechte Opern kann man in noch jüngeren Jahren fertig bringen.

Bei einer Opernrundschau darf Italien nicht fehlen. Es ist dieses Mal allerdings nur mit einer bereits recht alten Neuheit vertreten, die aber in ihrem etwas aufgefrischten Gewand alle Aussicht auf eine zweite Jugend hat. So wenig innere Wahrheit man der italienischen opera seria nachrühmen kann, so lebendig in Ausdruck und Charakteristik ist die opera buffa, die komische Oper, von ihren Anfängen an. Neben Rossinis „Barbier von Sevilla", welch köstliche Charakterkomödie man bei uns leider zur Posse erniedrigt, ist Donizettis „Don Pasquale" wohl der beste Vertreter dieser komischen Oper. Die deutsche Übersetzung des Textes ließ allerdings viel zu wünschen übrig und machte die Bewältigung des an die Zungenfertigkeit höchste Ansprüche stellenden Werkes für deutsche Sänger fast unmöglich. Dem hilft nun eine neue Bearbeitung O. J. Bierbaums ab, die in Verbindung mit einer musikalischen Auffrischung Wilh. Kleefelds in Frankfurt aufs beste gefallen hat. So steht zu hoffen, daß das Operchen unserm Spielplan nun dauernd gewonnen ist. Den schönen Klavierauszug (Verlag von Schlesinger in Berlin, Preis 10 Mk.) empfehle ich Freunden einer ebenso geistreichen wie liebenswürdigen Musik aufs beste. **K. St.**



# Als sie Klavier spielte.

Meine Musik, du, wenn Musik du machtest,
Mit zarten Fingern das beglückte Holz berührend,
In seinen Harmonie'n bezaubertest mein Ohr —
Wie oft hab' ich die Tasten dann beneidet,
Die deine innern Fingerspitzen küßten,
Derweil errötend meine armen Lippen,
Die solche Ernte einzusammeln hofften,
Voll Neid bei dem hochmütigen Holze standen.
So sanft berührt zu werden, würden sie
Gleich ihren Stand und Stellung gleich vertauschen
Mit diesen tanzend holzgeschnitzten Spänen,
Darüber leichthin deine Finger gleiten,
Das tote Holz beglückend, nicht lebend'ge Lippen.
Drum reiche, gönnst du liebend ihm Genuß,
Die Finger ihm, die Lippen mir zum Kuß.

Aus Shakespeares Sonetten.



# Zu unserer Notenbeilage.

Einige Stücklein alter Klaviermusik als bescheidene Illustration unseres Aufsatzes über die Anfänge der Klaviermusik. Wir gedenken noch häufiger Proben aus diesen alten Schätzen mitzuteilen und dann auch im Zusammenhang Art und Entwicklung der ältesten Klaviermusik zu schildern. Hier nur so viel, daß William Bird neben John Bull der hervorragendste der Komponisten ist, mit denen uns die wichtigste Quelle altenglischer Klaviermusik, das „Fitzwilliam Virginal Book", bekannt macht. Er fußt auf dem Volkslied, dessen Weisen er in sinniger Art und mit ersichtlicher Freude variiert. Der Franzose François Coupérin dagegen wurzelt, wie die ganze französische Klaviermusik, im Tanz. Seine Zeitgenossen gaben ihm zur Unterscheidung von den vielen Musikern des gleichen Geschlechts den stolzen Beinamen „le Grand". Größe finden wir Heutigen bei ihm ja nicht, aber Anmut der Melodie und eine prickelnde Rhythmik.



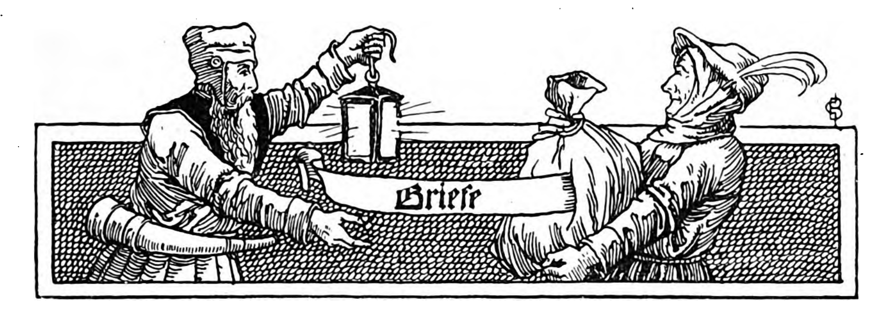
# Ein lesender Einsiedler.

## Zu unserer Kunstbeilage.

Was wir auf unserem Bilde zunächst erblicken, ist die Halbfigur eines Greises in geflickter Kutte; er liest eifrig in einem großen Buche, das auf einem Felsen liegt und auf einen Totenschädel gestützt ist. Nebenbei ist in die Zweige eines verkrüppelten Bäumchens ein Kruzifix gelehnt; der Hintergrund bleibt dunkel und neutral. Auf dem Überschlagdeckel des Buches lesen wir das Monogramm G. Dou, und bei näherer Betrachtung des Blattes überrascht uns die bis ins Einzelnste gehende Sorgfalt der Malerei: in dem weißen, weichen Barte des alten Mannes und an seinem Kopf rings um die mächtige Glatze unterscheiden wir fast jedes Haarbüschelchen; die Falten auf der Stirn, um die Augen, an den welken Händen sind genau gegeben; der Totenschädel unter dem Buche weist neben gesunden Zähnen täuschend gemalte Lücken auf; wir sehen seine Naht, sogar die Öffnung für den Austritt des Gesichtsnerven im Oberkieferknochen; auch das Buch ist offenbar die Wiedergabe eines Modells bis zur Nachbildung der Schrift auf der aufgeschlagenen Seite. Aus alledem geht hervor, daß Gerard Dou einer der sog. Kleinmeister war, also zu den Malern gehörte, die ihr Ziel und ihren Stolz in der minutiösesten Ausführung eines geschmackvoll angeordneten Gegenstandes suchen. Gar viele solcher Künstler verfallen dabei in Kleinlichkeit oder äußerliche Virtuosität. Dou (1613—75, zu Leiden geboren und gestorben) wußte diesen beiden Gefahren zu entgehen. Er war ein Schüler Rembrandts, bei dem er seinen Sinn für die feine Behandlung des Helldunkels ausbildete und durch die dauernde Einwirkung der vornehmen und großartigen Kunstwerke, die ihn im Atelier des Lehrers umgaben, zu sicherem Takt und künstlerischem Idealismus erzogen wurde; zugleich aber führte ihn die Eigenart seines Talents auf das Studium der Kupferstecher, und von ihnen nahm er — woran Rembrandt nicht immer etwas lag — das geschickte Eingehn auf die kleinsten Details, die ihn interessierten, an. So lernte er alle Schwierigkeiten überwinden, ohne bei dieser Fertigkeit stehen zu bleiben oder sie zu Plattheiten zu mißbrauchen. Er wußte z. B. die verblüffend genaue Darstellung eines Besenstiels, auf die er, mit unsäglicher Geduld, vielleicht vierzehn Tage verwendet hatte, dadurch über ein technisches Kunststück hinauszuheben, daß er den Gegenstand in einem Gemälde anbrachte, dessen wesentlicher Reiz in seiner artigen Komposition, seiner delikaten Farbe, seiner unrealistischen Zierlichkeit liegt. Ein fein gebildeter Geschmack ermöglichte ihm also, im kleinen Genre ein großer Meister zu sein.

W. v. B.






**L. K., K. a. Rh. — A. S., W. — Rheinfeld. — A. J., Kr. — K. H., N. — H. B. 22. — M. L., O. b. St. — E. F. jr., T. — A. B., L. G. — X. u. Y., L. — A. K., B. — H. H., A. — B. P., P. (Italien). — F. O., H. — E. R., D. b. G.** Verbindlichsten Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**Stud. phil. J. M., W.** Besten Dank für die freundliche Gesinnung. Die beigefügten Gedichte zeugen von innigem Empfinden. Den Abdruck im T. müssen wir uns aber noch versagen.

**G. U., M.** Der Aufsatz in der Stuttgarter „Deutschen Reichspost", der sich mit dem Türmer beschäftigt, ist diesem nicht entgangen. Daß der Türmer „christliche Fragen oberflächlich und von oben herab" behandelt habe, ist eine Behauptung, die wohl jeder unserer Leser nach ihrem Wahrheitsgehalte zu würdigen wissen wird. Ein so schwerwiegender Vorwurf, „von oben herab", ohne jede Begründung, als bloße Beschuldigung in die Welt gesetzt, kennzeichnet sich selbst und den gründlichen Ernst, mit dem sein Urheber — im Gegensatz zum T. — „christliche Fragen" behandelt. Die Behauptung nimmt sich um so sonderbarer aus, als sie das Urteil des T.s auf anderem, politisch-sozialem, insbesondere juristischem Gebiete entkräften sollte. Man pflegt dergleichen Ausflüchte Verlegenheitswendungen zu nennen. Und die Verlegenheit muß in der Tat groß gewesen sein. Hatte doch ein wahrheitsliebender Freund und Mitarbeiter des Blattes die „Reichspost" energisch darauf gestellt, ob die Behauptung des T.s: die „gutgesinnte" Presse scheue die Kritik von sozialen Mißständen, berechtigt sei oder nicht. Da nun ein offenes Zugeständnis erst recht unbequem war, andererseits die Gründe zur Widerlegung der Tatsache naturgemäß fehlten, so ließ man sich wohl zu der Auskunft verleiten, das Urteil des T.s überhaupt als verdächtig hinzustellen, weil er — „christliche Fragen oberflächlich und von oben herab" behandelt habe —, wiederum eine bloße Behauptung, ohne jeden Versuch eines Beweises. Man sieht, wozu alles — die „Religion" gut ist. Wir wollen aber mit der „Reichspost" nicht allzu scharf ins Gericht gehen. Sie hat doch wenigstens den Mut gehabt, die vom T. mitgeteilten Tatsachen abzudrucken, statt sie einfach totzuschweigen, was ja sonst die beliebteste und gebräuchlichste Staatsraison in so peinlichen Fragen ist. Auch will die „Reichspost" am Schluß „das Türmerwort" doch unter gewissen Voraussetzungen „beherzigen". Nun, das freut den T. um der Sache willen, wie er überhaupt aus der ganzen Stellungnahme des Blattes den Eindruck gewonnen hat, daß die „Reichspost" seiner Auffassung der erörterten Dinge im Grunde gar nicht so fern steht, wie sie es vielleicht selbst noch annimmt. Nur nicht so zag sein! — Besten Dank für Ihr freundliches, reges Interesse.

**S., Poststempel Geestackt (?).** Herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, der knapp vor Toresschluß eintraf. Also auf Wiedersehen im nächsten Hefte!

**v. K., B. (Portugal).** Für die liebenswürdige Zuschrift freundlichsten Dank und Gruß aus der Heimat.

**Oberst B., M. a. L.** Besten Dank für die Anregung. Der Gegenstand ist allerdings wichtig genug, um eindringlichst zur Sprache gebracht zu werden. Wollen Sie es nicht selbst, vielleicht in der „Offenen Halle", tun?

**F. S., M. i. O., H.** Wenn möglich, kommen wir auf das Thema noch einmal zurück und dann auch auf Ihre freundliche Zuschrift.

**R. G.** Da das Türmer-Jahrbuch gewissermaßen die Bilanz des Jahres vom Türmer-Standpunkte aus ziehen soll, der Türmer selbst aber ebenfalls die Aufgabe hat, seine Leser auf die bedeutsamsten neuen Erscheinungen in Wissenschaft, Literatur und Kunst hinzuweisen, so werden naturgemäß gewisse Werke in dem einen wie im andern Erwähnung finden, aber in durchaus selbständiger Behandlung.

**Kaufm. i. B.** Wenn Sie die letzten Jahrgänge des T.s mit den ersten genau vergleichen wollen, werden Sie finden, daß sich quantitativ am Buchschmuck nichts geändert hat; allein für die Abteilung „Briefe" ist seit dem ersten Jahrgang eine Vignette neu hinzugekommen und jetzt natürlich für die neue Abteilung „Hausmusik". Im übrigen hatte in der alten Ausstattung jede Abteilung ihre Vignette, jeder Artikel seine Randleiste und sein Schlußstück gerade so wie in der neuen. Von einem seitdem erfolgten Überhandnehmen des Buchschmucks kann darum doch wohl nicht recht die Rede sein. Auch daß der Druck auch nur ein wenig kleiner geworden wäre in den letzten Heften, ist ein Irrtum. — Als Fremdwörterbuch mit etymologischen und philosophischen Erklärungen und Belegen wäre an erster Stelle das von Kehrein (Stuttgart, 1876) zu empfehlen. Auch die Verdeutschungswörterbücher von Sanders, Sarrazin und vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein kämen in Betracht. Der T. ist bemüht, alle überflüssigen Fremdwörter zu vermeiden und unvermeidlichen (fachwissenschaftlichen) Fremwörtern, die nicht ohne weiteres verständlich sind, die deutsche Bedeutung beizufügen. Immer läßt sich das aber nicht durchführen und auf einmal schon gar nicht. Also bitte um etwas Nachsicht und Geduld. — Daß die betr. Tagebuchstelle nicht den deutschen Kaufmann in seiner Allgemeinheit treffen sollte, haben Sie ganz richtig empfunden. Sie haben darin recht, daß gerade auch der Kaufmann Kulturträger sein kann und soll, und das nicht bloß unbewußt, daß es auch für seinen Beruf und Stand noch mehr gibt als „Geschäftemachen" und „Profitherausschlagen". Und der T. weiß durchaus, daß es im deutschen Kaufmannsstande noch viele gibt, die bei aller geschäftlichen Tüchtigkeit ihrem Berufe noch eine ideale Seite abzugewinnen vermögen. Freundlichen Gruß!

**F. R., L. — O. G., C. — E. S., J. u. a.** Daß Ihnen die neue Erweiterung unseres T.s so große Freude macht, ist uns eine schöne Genugtuung. Freundl. Gruß.

**W. L., A.** Auch Ihnen besten Dank für die freundl. Anerkennung der „Hausmusik". Ihren Vorschlag werden wir dem Verlage unterbreiten.

**J. R., S. i. W.** Wir raten Ihnen zu Berners illustrierter preußischer Geschichte (Berlin 1890 ff.). Das Buch ist zwar etwas umfangreich, dafür aber leicht verständlich und gut geschrieben.

**B. R. B., S. F., C. (V. St. A.)** Mit bestem Dank bestätigen wir Ihnen den Empfang Ihrer Sendung. Auch wir sind der Überzeugung, daß der Ewigkeitsgehalt der Bibel, insbesondere des Neuen Testaments, auf jedes tiefere und nicht voreingenommene Gemüt als „Offenbarung" wirken muß. Man muß nur richtig lesen. Freundl. Gruß.

## Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

A. Correggio pinx. Photogravure Bruckmann

HEILIGE NACHT






V. Jahrg. Dezember 1902. Heft 3.

# Waldfrieden.

## Aus einem Thüringer Tagebuche.

Von

**Fr. Lienhard.**

### Heiliger Hain.

Niemand ist je allein. Tausend Menschen und Dinge der Gegenwart und Vergangenheit berühren ihn mittelbar und unmittelbar, formen an seinem Wesen und bauen an seiner Welt. Nur die Art, wie diese einschimmerden Dinge auf deine Seele wirken und aus ihr zurückleuchten, ist dein ganz persönliches Eigentum.

Wer sich an Dingen und Menschen wahrhaft bereichern will, der dämme seine Begehrlichkeit und hasche nicht nach der Erscheinungsform. Er lasse deren Sinn und Wesen in sich einscheinen. Er fülle sich mit den Strahlen der Frauengüte und nehme reines Mädchenlachen in seinen Besitz auf; er lasse sich elektrisch laden vom Heldentum ringender Männer; er nähre sich an der Sommerschönheit oder am Wintertrotz einer Landschaft — und er besitzt das alles wirklich und wahrhaftig. So sind wir Könige der Erde. So besitzen wir das Weltall.

In einer Thüringer Gartenhütte, am Rande des Ilmtales, träume ich diesem Gedanken nach. Immer wieder durchflutet er mich wie eine Entdeckung.

Nicht dort, nicht „dann, wenn", nicht „wo du nicht bist" — ist dein Glück. Da in dir drin, da in dem allerunmittelbarsten Bereiche deines Willens, in jedem Atemzuge, greif doch nur zu, kraftvoll-herrlich ist ja die Erfüllung da! Nimm dir Zeit, Wanderer, der du herkommst vom Gebirge, atme tief auf, freue dich mit mir: Gott ist in unserer Gartenhütte zu Gast! Das Paradies ist nicht verloren, die goldene Zeit ist nicht dahin — das Paradies ist ein Zustand! Sorge, daß du eintretest in diesen Zustand, und du kannst in jeder Sekunde und überall im Paradiese sein! Jedes Stäubchen ist unendlich wichtig im Kosmos — unendlich wichtig bist auch du!

Was für ein Aufatmen ist das, was für eine tiefe, zitternd durch dich hinströmende Wonne! „Du!" Wer ist dies „Ich" oder dies „Du"? In jedem von uns ist eine Kammer des ureignen Selbst. Da drinnen sind wir mit uns und mit dem Weltgeist mutterseelenallein. Keine Zufälligkeit des Alltags, nur unser eigenstes Ich vermag in diesen heiligen Hain einzutreten. Durch ihn gehen wir hindurch und ihn behalten wir, wenn wir sterben. Nur das Göttliche von allen irdischen Erlebnissen und Geschichten heimsen wir ein und tragen es in diesen heiligen Mittelpunkt unseres Wesens. Für viele ist dieser Garten der Persönlichkeit ein unentdeckt und verwahrlost Paradies. Für uns aber die wahre Heimat, die Insel des Trutzes und der Besinnung, das Zauberland, das in jeder Sekunde mit Geistesschnelle erreichbar ist, das Zufluchtsland, das uns Kraft gibt, wie dem Riesen Antäus die mütterliche Erde. Es ist der Gottesfunke, der in uns lebt, wie das belebende Feuer im Erdinnern. Das ist dein wahres „Du", das ist mein wahres „Ich": und so verstehen wir uns erst in unsres Wesens Kern. Durch die Jahrhunderte hindurch ist dies unvergängliche Menschentum dem Feinhörigen vernehmbar und ist immer ein und dasselbe in aller Erscheinungen Flucht. In großartige Adelsgesellschaft trittst du ein, wenn du eintrittst unter diese Geisterstimmen der Innenwelt. Und auch das sichtbare Erdreich liegt in neuem Widerschein vor deiner ausgeruhten und welterobernden Seele.

Tiefglücklich schaue ich in einen thüringischen Sommermorgen. Von Berg zu Berg, über die raschen Wasser der Ilm hinüber, fliegen Sonnenlichter, Schwalben und Schmetterlinge und spinnen ein Goldnetz über das schöne Tal. Am Boden flimmert und flüstert das gestreichelte, tauschimmernde Wiesengras. Wenn die Morgenwinde talherein laufen, sich helläugig und wildlockig umsehen, wie rauflustige Buben, und Fang spielen wollen mit allem, was da beweglich ist, so schütteln sich die Stauden und Halme und spritzen durchleuchtete Kügelchen ab. Und die Erlen und Weiden rauschen leis und langsam auf, und die zarten Netze der taufeuchten Spinngewebe schimmern auf in allen sieben Farben des Sonnenlichtes. Es geht ein Singen über die Wiesen hin.

Man möchte mit beiden Händen hineingreifen in die Goldlüfte, die da mein Gartenhaus umfliegen, man möchte sich aus diesen weißgoldenen Stoffen ein Lichtgewand fertigen.

Hört ihr den tiefen, summenden Glockenton der betenden Erde? Denn all dies Empordrängen zum Sonnenlicht ist ein Gebet. Und ich in meiner umgrünten Laube kann nichts weiter tun, als mitzuwachsen und mitzubeten. Von Kopf zu Fuß durchfließt mich ein starkes Gefühl wohliger Verinnerlichung. Goethes Iphigenie-Wort:

„Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" —

ist heute mein Eigentum. Der Kopf wähnt sich nicht mehr Alleinherrscher: er merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus dem Körper; und der Körper merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus Glanz und Duft dieser atmenden Sommerwelt.

Aus dem Hause klingt ein lichtes Mädchenlachen. Rote Federbetten hangen in weißen Fensterrahmen und leuchten grell und froh durch das grüne, verwilderte Gärtchen her. An jenem Lachen, an einem fernen Pochen im Dörfchen, an einigem Hähnekrähen kann ich abmessen, wie still und träg die Luft rund herum lastet und glüht. Wie ein weißes Sonnenmeer fließt die Luft um meine dämmernde Insel.

Wie sanft glimmt nun in meines Wesens Gründen jenes vorwärts drängende Feuer der Sehnsucht, das oft in uns ausbricht mit der Ungeduld des Ätna! Schneeweiße Cirruswölkchen ziehen hoch oben durch das Blau meiner Lebenslandschaft. Die Berge stehen wie Altäre des Dankes. Jeder Pulsschlag ist vernehmbar; jede Sekunde empfind' ich dankbar als ein Tröpfchen der Ewigkeit. Meines Blutes gleichmäßiger Takt ist die Uhr in dieser großen Stille; es pocht die Sekunden ab in der wunschlosen Unendlichkeit dieses Stilleseins. Säß' ich so einhundert Jahre, wie der Mönch von Heisterbach, und lauschte so hinaus, ich glaube nicht, daß ich müde würde. Bleibe dauernd so stark und still, mein Herz!

Vor mir liegen Briefe und Papiere. Links lädt es mich ein zu gesammelter künstlerisch-geistiger Arbeit in einer thüringischen Residenzstadt; rechts lockt mich die Möglichkeit großer Weltreisen.

Wie entscheid' ich mich? Wie weiter? Wird es mir gelingen, beides zu verbinden: Einkehr und Umschau? Ich möchte mich einsaugen mit tausend Wurzeln und Fangarmen ins Weltall — und möchte doch keine Sekunde mein Selbst verlieren.

Laß sehen, was dieser Thüringer Sommer bringen mag!

## Elfenland.

Wenn ich hiermit drei kleine Freundinnen, halberwachsene Kinder, als „Elfen" oder „Engel" vorstelle, so will ich das weder als verzücktes Werturteil noch als spielerische Zärtlichkeit aufgefaßt wissen. Der Kosename hat in diesem Falle Bedeutung.

Wenn irgend ein menschlich Wesen irgendwann entscheidend auf deine innere Welt wirkt, Gutes lösend, Sonnenschein in dich verbreitend, tapfere Lebenseinfalt in dir weckend, so kannst du ruhig zu hohem Vergleiche greifen und dankbar von einem „Engel“ sprechen. Glaube mir, wenn du den Weltgeist in Stunden der Not bitten würdest, daß er dir einen Geist oder Engel aus Regionen des Jenseits sende, er wird deine Bitte in der gehofften Weise schwerlich erfüllen, und ob du deine Augen wie sengende Flammen einbohrst ins unerhellte Dunkel. Aber eine lichte Kinderstimme schlägt vielleicht in diesem höchstgespannten Augenblick mit einem unscheinbaren Alltagswort an dein Ohr; ein Brief mit scheinbar ganz anderer Angelegenheit kommt an; ein wertvoller Mensch tritt in deinen Gesichtskreis; ein gutes Buch fällt dir auf: — so zeichenredet der Weltgeist. Er antwortet dir in den Formen der Erde. Sind wir nicht alle Geister? Es ist eine Sage, daß die Götter tot seien. Ebenso wie die Sage von der entschwundenen „goldenen Zeit“ nur einem kummervollen Zeitalter entsprossen sein kann. Die Götter und Engel sind mitten unter uns.

Meine drei kleinen Elfen sind irgendwelche Töchterchen irgendwelcher lieben Freunde. Diese alle befinden sich — außer dem noch abwesenden Vater — hier in der Sommerfrische.

Mägdlein dieses blühenden Alters sind ein Gnadengeschenk des Himmels. Zwar flimmern schon alle Reize künftiger Weiblichkeit anziehend durch ihr Wesen hindurch; aber allmächtig ist noch die poesievoll unbefangene, weltvergoldende Kindlichkeit. Der Sopran ihrer Kinderstimmen ist voll Herz und Seele. Alles an diesen springfedrigen Geschöpfchen setzt sich in Lachen um; das Leid ist ihnen nur ein Atemholen zu neuer Freude; der Werktag ist ihnen nur ein Erwarten des Sonntags. Regentropfen des Verdrusses werden vor Abend noch Tautropfen der Freude. Man darf noch Blond-Irmgards Zopf läuten (ihr Auflachen ist dann der Glockenschall), man darf der aufgeschossenen Zweiten und der silberstimmigen Jüngsten Händchen anfassen und mit ihnen über Stock und Stein springen — kein lähmendes „es schickt sich nicht“ zerreißt die Poesie dieser Unbefangenheit. Es klingeln Reime aus diesen wandelnden Frühlingsgedichten. Wie kommt es nur? Sind ihre Gesichtsmuskeln noch so geschmeidig, daß sie so leicht lachen? Hat sich dies Feuer bei uns Älteren ins Innere zurückgezogen? Diese unverkünstelten Kinder erziehen uns Große in unserem leicht verdorrenden Gemütsleben ebenso sehr, wie wir sie erziehen. Und das Schönste an ihnen ist, daß sie gar nicht wissen, wie lieb sie sind.

Wir sind schon manch liebes Mal beutemachend miteinander durch unsere kleine Welt gezogen, nicht wahr, Kinder! Wißt ihr noch, wie sich eine wunderlich krumme Weide an jenem Waldrand als „Frau Tante“ vorstellte? Ihre drolligen Wurzeln waren eingefroren ins Eis, und wir nannten den verbogenen Baum „Tante“, weil sie besorgt vorgebeugt den Finger hob und vor Tollkühnheit warnte: „Kinderchen, das Eis ist glatt!“ Es war ein norddeutscher Schneemorgen; es war ein Wintertag am stahlblanken Meer. Das verzagte Kleinste

ward in die Mitte genommen, weil sie dem gefrorenen Wasserboden noch nicht traute — und dann wie ein Eiswind vom Meer über die gläserne Fläche! Die Wangen wurden rot, Atemwölkchen rauchten aus dem Munde, ein Rufen und Lachen hinterher . . . Und jenes andere Mal, in stockdunkler Winternacht, in den heiligen zwölf Nächten, wo es so wie so nicht geheuer ist, jener halsbrecherische Weg hinter den Stadtgärten hin — es war eine Forschungsreise durch Grönlands unentdeckteste Eiswüsteneien! Wir waren Nordpolfahrer Nansen samt Anhang; Eisbären schnupperten in der Nähe; offene Wasser waren zu durchqueren — mit knapper Not landeten wir an der Eskimoküste und hielten in einer Tranhütte Einkehr . . . Und dann wieder die Pilzsuche in den Buchenwäldern des Spätsommers, die goldgelben Pfifferlinge, der blanke, weiße, junge Steinpilz, der vielbegehrte Champignon . . . Und eure gern gespendeten Dreigesänge, wenn ihr euch mit Mütterchen ins Waldgrün stelltet und wie Amseln und Nachtigallen herausjubiliertet . . . Und der Heimweg aus den schweigenden Abendwäldern, wenn die leiseren Gespräche der Großen sich vertieften, wenn das blaue Weltall mit seinen tagsüber vergessenen Sternen ganz nahe sich über uns auftat, wenn die Gebirge der Mond-Insel herübergrüßten wie eine weiß aufleuchtende, unerreichbar ferne Landschaft — — wißt ihr noch?! . . .

Eindrücke unverlierbarer Art haben wir aus Eldorado heimgebracht. Wir behalten sie bereichert in Besitz. Diese Wirkungen sind das wahrhaft Wertvolle. Raffael hat die vergängliche Fornarina in eine unvergängliche Madonna verwandelt: sie wirkte auf ihn als Madonna. Goethes Frau von Stein, eine weimarische Hofdame, steht als Priesterin Iphigenie immerdar vor unseren Herzen: sie wirkte auf ihn in entscheidenden Jahren als Priesterin Iphigenie.

Die Treppe zum Grasgarten hinaufsteigend, sehe ich nun den Kinderschwarm — auch andere kleine Sommergäste sind dabei — im nahen Fichtenwalde spielen. Es ist Sonntag; sie haben ihre weißen Kleider an. Die lebensvolle Mutter der Elfen leitet die Spiele. Es sieht sich von hier aus an, als hätte sich ein Farbengedicht von Böcklin ins Leben gedrängt, aus dem Rahmen heraus. Am braunen und dunkelgrünen Hintergrunde des Dämmerwaldes heben sich stark ab diese laufenden, lachenden, huschenden — Lichtpünktchen, möchte man sagen. Ihre Sonntagskleidchen fliegen wie weiße Wölkchen, das offene Haar raucht hinterher.

Mit Reigentanz und Händeklappen singen sie aus Humperdincks „Hänsel und Gretel“:

„Mit den Händchen klapp-klapp-klapp,
Mit den Füßchen trapp-trapp-trapp,
Einmal hin, einmal her,
Rund herum, es ist nicht schwer!“

— und singen „Ein Männlein steht im Walde“ und zuletzt feierlich-schön: „Abends, wenn ich schlafen geh’, vierzehn Engel bei mir stehn“ . . . Spaziergänger auf dem Wege nach Ilmenau bleiben stehen und freuen sich an dem

anmutigen Bilde. Hier ist Elfenland! Ich bin Gast im Elfenland und begehre nur dies Eine: aus maßvoller Entfernung zuschauen zu dürfen. Und begehre, da Tätigkeit unseres Lebens bester Teil ist: dieser Dinge Abglanz nachgestalten zu dürfen in künstlerischen Worten. Gold möcht' ich schürfen aus dem Porphyr der Thüringer Berge, wie einst venetianische Bergleute aus Stollen und Schachten dieses Gebirges geädertes Gestein holten. Es ist wahrlich Sage, erfunden von Angst und Sorge, daß die Götter und Göttinnen und Lichtelfen tot seien.

Der lichte Gewänderschwarm zieht singend waldwärts. Wie sie so dahinziehen, sind sie vergleichbar einem Kometen, dessen Kern gebildet wird von der Mutter der Elfchen, an der eine ganze Leuchtwolke von spinnwebleichten Stoffen hängt. Lang noch, tief aus dem Walde, hallt wie ein Geheimnis der liebliche Kindergesang . . .

## Morgenandacht.

„Man fühlt es recht und glaubt es zu verstehen, beim Anblick solcher Felsenschlösser wie die Wartburg zu Eisenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten und welche Lebensfreude damit verbunden war." Dies ist ein Wort von Jahn. Die Menschen sind inzwischen herabgezogen, haben sich um die Landstraßen versammelt und haben sich viel notwendige Sitten, Erwerbnisse, Traulichkeiten und allerlei anderen Austausch zu eigen gemacht. Ach, sie betrachten nun die Welt viel zu viel von unten!

Es ist ebenso mit der Morgenfrühe. Der kennt den Tag nicht, der ihn nicht von der Frühe aus überschaut. Das Licht kommt da von andrer Seite, zeigt die Dinge in neuer Beleuchtung, wirft Schatten nach entgegengesetzter Richtung. Auch die Menschen, die mit erster Morgensonne einen taunassen Waldweg hinwandeln, fühlen sich sozusagen neuartig beleuchtet. Sie sind frisch dem Traumlande entstiegen, wie die blanken Nixen dem Mondscheinbach. Viel aufmerksamer betrachten sie nun, beinahe verjüngt, das Linienwerk der Gegenstände und die Geräusche des noch nicht pochenden und rauchenden Werktags. Man muß die Welt immer wieder einmal von der Höhe aus betrachten; und man muß immer wieder einmal von der ersten Frühe aus über den noch unentweihten Tag hinschauen. Damit will ich dem abendlichen Heiligungsbad im offenen Meere des Weltalls an seinem Rechte nichts verkümmern.

„Frau Sonne" oder auch „Frau Nachtigall", wie wir die Mutter unserer Elfen zu nennen pflegen, reißt bereits um vier Uhr morgens mit munterem Ruck die Gardinen auf und macht dann ihren einsamen Spaziergang. Sie wandelt als eine segnende Frau Hulda oben am Berg hin. Den Kindern hat sie nun kürzlich Dreigesänge eingeübt, eine ansprechende Lieder-Reihe „König Mai", und heut früh ward uns gestattet, diese Lieder oben am Schwalbenstein — der durch Goethes Schaffen an seiner „Iphigenie" geweiht ist — als ein ungewöhnlich Morgenkonzert anzuhören.

Ein Regen hing in der Luft. Die gefüllten Wolken schleppten sich schwer und langsam durch die Fichten hin; wir gingen oben auf dem Grasweg so nahe drunter entlang, daß wir sie fast zupfen und den Regen aus ihnen herausläuten konnten. Die Waldung war bis in alle Büsche hinein durchraucht von ziehendem Nebeldunst. Es lag ein eigentümlich Warten über den gänzlich stillen Landen.

Nun ragte der Schwalbenstein, auf dem Goethe an einem heiteren Märztage den vierten Akt seiner „Iphigenie" geschrieben hat, feucht-dunkel vor uns empor. Unter der Erztafel, deren Goldworte der Freundschaft gewidmet sind, stellten sich die vier Sängerinnen auf. Ganz still stand der Hochwald. Und nun, erst zaghaft, mit etwas belegten Kehlchen, bald aber mit wachsendem Wohlklang herrlich alle Räume füllend, klang ihr Lied durch die stille, trübe Waldung. Weit unten, wunderbar weit da unten lag und schlief die Welt. Hier oben aber ging der liebe Herrgott durch den Wald. Wir waren an einem Altar der Vorzeit versammelt; in uns war eine Stimmung des Händefaltens. Dieser Kinderchor klang mitten aus dem Felsen heraus. Der Wald hatte eine Stimme. Und oben auf dem Schwalbenstein sah ich Goethes Geistergestalt.

„Gib mir, o Herr, den rechten Kindersinn!" Süß und innig hallten ihre Schlußworte. Diese Worte gingen mir ins tiefste Herz.

Beim Abstieg waren wir sehr schweigsam. Wir waren ganz angefüllt mit Melodien und Waldstimmung. Auch setzte nun ein säuselnder Regen ein. Die Elfchen unter ihren Kapuzen, mit ihren wirren Morgenhaaren, sahen allerliebst aus. Durchnäßt kam man zu Hause an, aber mit einer Empfindung, als hätte man ein schönes Land hoch da oben gelassen; beinahe mit Heimweh dachte man an den nassen, dunklen und doch so wundersam melodischen Schwalbenstein zurück.

Der Regen zauderte nun nicht länger, es gab einen richtigen Landregen Doch seltsam: dieser Regen war melodisch. Ich saß in der Gartenhütte und konnte nicht genug staunen über das wunderliche Tropfen- und Glöckchenspiel. Wem nicht die ganze Welt ein Wunder ist, der weiß überhaupt nicht, was ein Wunder und was — Poesie ist. Es pocht und klopft, es geht und kommt, es ruft und singt rund um die Gartenhütte herum. Ist dies dieselbe Luft, die vor wenig Tagen als weißes Sonnenmeer mein Eiland umflutet hat? Ja, es ist dieselbe Luft. Aber heut ist sie grau und dick, und Silberfäden sind zwischen Himmel und Erde gespannt. Der Wind geht manchmal aufschauernd hindurch — und die Luft klingt wie eine Harfe. Und hier in den Blättern — was für ein merkwürdiges Treiben! Aus den silbergrauen Wolken sind Geisterchen in die Fliederbüsche gesprungen. Sie sind gekleidet in Licht; sie verfolgen und fangen sich von Blatt zu Blatt; sie hängen sich neckisch an den Blattrand, verlängern sich, zaudern und lassen sich tiefer hinabfallen auf ein aufzuckendes Blatt. Welch ein Flüstern, Träufeln und Rascheln rings herum von diesem eingefallenen Koboldheer! Die ganze Welt ist ein einzig Wunder!

## Es gibt keinen Tod.

Will uns das Schicksal noch um eine Note ernster stimmen? Ein kleiner Junge der Nachbarschaft ist gestorben. Ich sah das friedlich schlummernde Kind — Hänschen war sein Name — in seinem kleinen Blumensarg liegen. Die Mutter, deren Erstling er war, stand mit weinenden und nicht begreifenden Augen vor dem wachsbleichen Körperchen. Mit dem Vater sprach ich ruhig und nüchtern über seine Krankheit, wie man eben zwischen Männern spricht. Dann ging ich die umdunkelten Feldwege empor, dem letzten Tageslichte nach. Ich hatte in diesen Tagen nur lachend lebendige Kinder um mich geschaut: hier lag ein starres Körperchen und eine Mutter rief umsonst mit leiser Klage seinen Namen.

Als ich hinauskam, war es Nacht. Ein verworren weißes Geschiebe gehäufter Wolken, die immer wieder dunkelblaue Flächen zwischen sich öffneten, zog vor der bleichen Mondsichel hin. Fremdartig wechselnd war so die Beleuchtung der Gegend. Balladen von Irrlichtern und Knaben im Moor fielen mir ein. Das Säuseln der Gräser am Rain erschreckte mich fast wie ein Füßchengehen. Auch im Walde schlichen zaudernde Schritte schleifend übers Laub hin, und manchmal ging ein Aufseufzen durch ein kümmerlich Bäumchen, das in meiner Nähe wuchs.

Vom Berg hinunterschauend in die wenigen Lichter des dunkelnden Dorfes sah ich plötzlich einen vollen Streifen silbernen Mondlichts hinunterfallen auf die Hütte des toten Kindes. Holen Engel ihren Gespielen ab? Zugleich begann der Nachtwind lauter seine Moll-Melodien in Gräsern und Halmen. Und da — wahrhaftig, ein deutlicher Kindergesang quoll aus der Tiefe empor! Alles Buschwerk um mich her ward unruhig, wollte sich lösen, wollte mitsingen und hinausfliegen. Aber es blieb bei einem wortlos-dumpfen, klagenden, gefesselten Sausen über den Boden hin. Wieder verschwand jählings der Mond. Wieder war die Landschaft wie mit schwarzen Tüchern verhängt, und auch der Kindergesang schien verweht.

Menschen der Erde, es gibt keinen Tod! Dies *ist* nicht unsre ganze Welt! Um uns, neben mir, in mir, über mir — jenseits der letzten Schwingungen meiner eingesperrten Sinne — tief in der Raumlosigkeit des Geistes sind Milliarden von Stimmen und Melodieen, von Gedanken und Bildern! Manchmal erhaschen wir, wie man nach vorbeiwehenden Sommerfäden greift, Fetzchen jener überirdisch schönen Lebensvorgänge. Manchmal fahren wir erstaunt empor, wenn ein Sendling des Geistes genial das Gewölk unserer Fragen zerreißt und Einschau gewährt in eine unerträgliche Fülle des Lichtes. Manchmal quillt, wie aus Seelentiefen empor, der Äolsharfenton eines großen Dichters oder großen Denkers. Das halten wir dann für Menschen-Erfindung und behandeln es leichthin als Poesie. Wir wissen nicht mehr, daß es Offenbarung ist.

Zieh hin, Kleiner! Wenn ich hinüberkomme, will ich durch euer Kinderland gehen, wie ich hier schon an den Ufern der Ilm Schüler bin im Kinderland. Komm mir dann entgegen, leuchtender Schwarm, führ mich hin über die rosigen Hügel, durch die wehenden Pappeln und weißen Schwäne eures schönen Landes! O unergründlich Weltall! Hätt' ich die Augen, tief hinein in das Wesen der Dinge und Seelen und Sphären zu schauen und den Menschen das Geschaute zu bilden und zu künden mit einer Sprachgewalt, derengleichen nie wieder vergessen werden kann! . . .

— Die immer sorgliche Mutter und Hausfrau hatte mich inzwischen in frauenhafter Güte übertroffen. Während ich auf meinem Hügel träumte, hatte sie der Gesellschaft unserer Sommergäste mit ihren kleinen Sängerinnen flink ein passend zusammengestelltes Konzert veranstaltet. Dann hatte sie ihr Jüngstes von Person zu Person mit dem Teller herumgeschickt und für die armen Eltern des kleinen Toten einsammeln lassen. Diese wohltätigen Lieder waren es gewesen, deren geisterhafter Hall, wie eine Bestätigung, emporgeweht war zu meinem einsamen Hügel. — — — — — — — — — — —



# Christus und die Meduse.

Von

Maurice von Stern.

Und Christus schritt durch ein verlass'nes Tal,
Wo zwischen Felsen dumpfe Quellen klangen.
Da lag Medusa schlafend, ohne Qual,
Das Haupt umzischt von nimmer ruh'nden Schlangen.

Die Schritte hemmte hier des Menschen Sohn
Und stand versunken in ein tiefes Schauen.
Das Haupt der Gorgo, frei von Haß und Hohn,
Lag totenblaß und wie erschlafft im Grauen.

Da schnellten auf und wanden sich in Wut
Die giftgeschwollnen, schlafentwöhnten Schlangen
Und zischten drohend in die Sonnenglut
Und streiften kalt Medusens warme Wangen.

Die hob die Lider und ersah den Herrn,
Der schweigend die Erwachende betrachtet.
In Haß erblich ihr heller Augenstern,
Wie tote Sonnen, wenn es ewig nachtet.

Und Jesus blickte ihr ins Angesicht . . . .
Das war so lind wie warmes Sommerregnen:
„Du tötest, Gorgo, doch die Liebe nicht.
Komm, laß dein armes Schlangenhaupt mich segnen!"

Und wie sie, traumbefangen, vor ihm stand,
Berührt' er ihren Scheitel voll Erbarmen.
Da züngelten die Schlangen in den Sand,
Und Gorgo weinte in des Heilands Armen.



# Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf

von

**Klemens Brentano.**

Jetzt, wo wieder die Märchenzeit da ist, die Zeit der langen Abende, wo die Kleinen früh schon in der Stube sitzen müssen, wollen wir die Weihnachtszeit benutzen, unsere Leser auf einen Märchenschatz hinzuweisen, der unserem Volke leider viel zu wenig bekannt ist. Es sind die Märchen von Klemens Brentano, die erst nach des Dichters 1842 erfolgtem Tode von Guido Görres herausgegeben worden sind (Stuttgart, Cotta 1847). Wären diese Märchen nach Gebühr bekannt geworden, wir hätten heute eine Fülle volkstümlicher Ausgaben derselben. Jene wunderbare Begabung, die Brentano befähigt hatte, in „des Knaben Wunderhorn" nicht nur eine vorzügliche Sammlung von Volksliedern zu geben, sondern allzu zersungene Lieder wieder neu zu dichten, ja eigene einzuschmuggeln, kam auch den Märchen zugute. Gewiß, der Philologe wird für diese Art der Herausgebertätigkeit nur Tadel übrig haben; aber sie zeugt doch für eine Fähigkeit, volksmäßig zu schreiben, für eine Kenntnis der Volksseele, die bei eigenem dichterischen Schaffen die schönsten Früchte reifen mußte. Wohl sind nun an dem üppigen Baume der Phantasie und Frohlaune dieses begabtesten aller deutschen Romantiker nur wenige Früchte voll ausgereift. Zu diesen aber gehören die Märchen, deren Mehrzahl Brentano Stücken aus des Neapolitaners Giovan Batista Basile „Pentamerone" nacherzählt hat. Aber wie hat er das getan! Nie wieder hat sich unter eines Nachdichters Hand Schlacke so in Gold verwandelt, wie hier. Basiles Schöpfungen sind roh, manchmal geradezu gemein; Brentanos Dichtungen sind rein, wie die Kinderherzen, für die sie bestimmt sind; der Italiener ist grotesk, der Deutsche voll goldigen Humors; jener sucht das Volkstümliche im Gassenton, dieser hat nicht

umsonst zu den ersten gehört, die alte deutsche Sagen und Lieder neu belebten. Es ist Brentano mit einem Worte gelungen, echte deutsche Märchen zu schaffen, in jenem Geiste, wie wir ihn in der Gabe der Brüder Grimm kennen und schätzen gelernt haben. —

Aus Basiles „Pentamerone" hatte Brentano die Anregung gewonnen, seine Märchenschöpfung in einer Rahmenerzählung zu bieten. Für diese hat er nicht die italienische Vorlage benutzt, sondern aus deutschen Sagenstoffen ein völlig selbständiges Werk gestaltet. Die Sagen vom Rattenfänger von Hameln und vom Binger Mäuseturm geben dabei den Grundstock ab. Eine Fülle von Rheinlandsagen, von Volksgeschichten, von persönlichen Einfällen, wie auch Stücke aus jener wunderlichen gelehrten Literatur derer um Paracelsus gaben das übrige.

Aus diesem größten der Märchen „vom Rhein und dem Müller Radlauf" bieten wir unsern Lesern zwei Bruchstücke. Wir wählen gerade dieses Märchen, weil wir dazu die drei herrlichen Bilder beigeben dürfen, die Eduard von Steinle dazu gezeichnet hat. Auch in diesen Zeichnungen lebt der romantische Geist der „mondbeglänzten Zaubernacht"; auch sie sind voll zarter Märchenschönheit und echt deutschen Geistes.

Drei Bilder geben wir. Das erste, wie Müller Radlauf neben der schönen Ameley einherschreitet, findet seine Erklärung in den Eingangskapiteln des Märchens, die wir ganz mitteilen. Das zweite, „Nymphenzug", ist geschöpft aus dem Bericht, den ein kleines Goldfischchen über seine Kundschaftsreise nach den im Rhein verschwundenen Kindern von Mainz einem alten Fischerpaare erstattet. Sie sind dort im Schloß des alten Vaters Rhein gut aufgehoben. Doch darüber möge der Leser die Stellen aus Brentano selber nachlesen.

Das dritte Bild zeigt, wie Radlauf als König von Mainz seine Ameleya wieder erhält. Und das hat er dem Erzählen eines Märchens zu danken. Denn der alte Rhein hatte folgende Bedingung für die Rückgabe der Kinder gestellt: „Wenn der Müller Radlauf wiederkömmt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen, dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wiedergeben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind."

Zweierlei bezwecken wir mit der Mitteilung dieser Bruchstücke aus Brentanos Rheinmärchen. Einmal, daß möglichst viele sich diese Märchen verschaffen und damit einen Hausschatz lauterer Poesie erwerben. Dann aber wollen wir auch die Aufmerksamkeit auf Meister Steinle hinlenken. Das „Album ausgewählter Werke von Eduard von Steinle" (Verlag von F. A. C. Prestel in Frankfurt a. M., Preis 30 Mk.) ist ein prächtiges Weihnachtsgeschenk.

* * *

## Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied sang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, stand vor undenklichen Zeiten eine einsame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenreichen Wiese. Auf dieser Mühle wohnte Radlauf, ein junger, frommer Müllerbursche.

Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umsonst und streute seine Brosamen den Fischen und Vögeln aus. Jeden Abend setzte er sich auf den Mühldamm hinaus und hatte da seine Freude an den schönen, grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die sich spiegelten, und den Fischen, die vor Lust aus der Flut emporsprangen. Ehe er aber schlafen ging, flocht er immer noch einen schönen Blumenkranz und sang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Am Schlusse des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinuntertrugen, und wenn Radlauf den Kranz nicht mehr schwimmen sah, ging er ruhig nach seiner Mühle, um zu schlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich sang, lautete:

„Nun gute Nacht! mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen schweben
Klar im Sternenschein;
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher;
Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich;
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt;
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund:
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen,
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du;
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Flut;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht;
Gut' Nacht, ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut' Nacht, mein Rhein!"

Dieses Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlauf darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller: er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine anderen Blumen als nur Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme, ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzenslust und freue sich, seinem alten Freund, dem adligsten der Flüsse, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun diesen im Traume in die Wellen warf, tauchte unter demselben ein alter, sehr ernsthafter und doch liebreicher Mann aus der Flut; sein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlaufs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderschönes Jungfräulein und setzte sie vor Radlauf, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe sich ihm freundlich genaht, ihm eine köstliche alte Krone aufgesetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach seiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wiese gegangen, sei auch gar kein anderes Kraut mehr darauf zu sehen gewesen als nur Mausohr, worüber sie beide sehr erschrocken seien: denn das Mausohr sei dermaßen gewachsen, daß es sie ganz umklammert habe; dann aber sei ein Kraut, Katzenschwanz, emporgeschossen und rings an allen Hecken und Bäumen so viele Weiden und Palmkätzchen, wie sie am Palmsonntag in der Kirche eingesegnet werden, und habe das Mausohr ganz wieder verschlungen. Während alledem sah er im Traume den alten Wassermann in dem Rheine zornig herumspringen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und seine Mühle schimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Ängsten.

## Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war so lebhaft gewesen, daß Radlauf sich die Augen nicht lange rieb. Er sprang von seinem Lager und eilte hinaus auf die Wiese, um nach den vornehmen Blumen zu sehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber alles wie sonst: Gänseblümchen die Menge und hier und da ein frisches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußersten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenseits des Rheins lag, hervor.

Radlauf trat auf den Mühldamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn sein Traum stand ihm so klar vor Augen, daß er glaubte, es müsse alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegenreichen.

Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könnte etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo widerschmetterten, hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldenes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Ameleya, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherren, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Teil der Dienerschaft keinen Anteil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schoße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen.

Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Tiere als Hof- und Leibtiere mit sich herumzuführen, welche lebendige Würdeträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche und dergleichen Tiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze.

Diese Tiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmütigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes, vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemütsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab; weil sie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Äußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heiraten schloß.

Ging aber ein solcher Handel schief, so setzte man das Tier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst beiseite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal, bei großen Veränderungen, nahm man größere, mächtigere Tiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stelle der Katzen.

Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen Geschäft erst aus dem Fluge der Vögel, dem Lauf der Tiere, dem Fressen der Hühner Glück und Unglück vorhersehen wollten.

In späteren Zeiten wuchsen die Leidenschaften der Menschen so, daß kein Tier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elefanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibtiere mit herumzuführen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen, welche sich nicht gleich alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieses gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruhe und Frieden zu verdanken haben.

Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibtiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Tiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hoftiere zugestutzt hatten.

Zu dieser wohltätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schoße der Königin von Mainz in dieser Geschichte veranlaßt wurden. Wenngleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übrig geblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafherden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprichwort: „Es kommt Besuch, denn unsere Katze putzt sich“ noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauffahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibtier von sehr verschiedener Gemütsart mit sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, daß am Binger Loch durch Zusammenkunft von Katz und Ratz eine hohe, glückliche Verbindung und eine neue, glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte folgendes:

„Gute Zeit! wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Flut
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf.“

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahl eine ausgezeichnete Ratze mit sich zu führen pflegte, so hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katz und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Ameleya, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reims, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Ameleya war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsamtenes Kleid, mit goldenen Träublein gestickt, und spielte mit einem goldenen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsental hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heiteren und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen.

Radlauf wendete kein Auge von der schönen Prinzessin, denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte. Dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her, in den Worten „Schatz, Glück, Lauf“ immer von einem besonderen Glück zu hören glaubte, das dem Radlauf begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin von Trier strich mit vollen Segeln bei dem Binger Loche heraus und war in wenigen Minuten dem Mainzer Schiff sehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum besten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte, so stand ihm doch sein kahler, spitzer Kopf, sein sehr dünner, aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz daran sehr unvorteilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem großen Samtkissen im Schoße lag, mit Zuckerbrezeln zu füttern, daß sie von allem um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken.

Nun kamen sich die Schiffe sehr nah', und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims herangekommen; keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten; man erwartete das große Glück.

Die schöne Ameleya, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlaufs Mühle hin, und Radlauf rückte auf den äußersten Rand seines Mühldamms; nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die schöne Ameleya weg nach der Ratze in das andere Hochzeitschiff hinüber, die ebenso geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle umgefallen; aber, o Unglück! der schönen Ameleya entfiel das goldene Ruder, sie bückte sich darnach und stürzte in die Flut, und plumps sprang Radlauf mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu retten.

Auf den beiden Schiffen war alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin schrie wie rasend: „Staatsratz! o Staatsratz!“ — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!“ denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete.

Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend



Eduard von Steinle: Ameleya und der Müller Radlauf.



Eduard von Steinle: Ameleyas Rückkehr aus dem Rhein.

drauf los paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß.

Da ward es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Ameleya erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehegeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O teuerster Herr Schwiegersohn! retten Sie Ihre Braut!" Rattenkahl aber hörte und sah nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!"

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein.

Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus:

„Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu!"

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor: das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz, und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein; aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine, und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und schrien den Staatsreim in einem betrübten Ton; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen. Da tat die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff, sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte, böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt.

Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert und ist später aus dieser Tat ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Da Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollt' ich dann, daß dich das Binger Loch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiderte die Königin von Trier nichts, als mit einer recht spitzigen, feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß'!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indes ihre Lieblingskatze, und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete: diese verwünschte Katze habe all das Unglück herbeigeführt; und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu auseinander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das trierische gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herumfuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder; da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser, und Rattenkahl, seine Mutter und die Ratze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „klick, klack, klack!" als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr und der Traum des frommen Müllers Radlauf auch und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlauf den Schatz, die schöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtote Prinzessin nach seinem Mühldamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hilfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben seiner Mühle, auf der schönen Wiese, ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig wie tot nebeneinander lagen.

## Wie Radlauf die schöne Ameleya in seine Mühle führt.

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm hernieder: da erwachte Radlauf aus seiner Betäubung.

Ach! wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen, goldgestickten Samtrock neben sich im Grase liegen sah.

Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin! wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?" Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er für Mittel gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen. Aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden; so sehr unwürdig fühlte er sich, die Prinzessin zu berühren.

Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein; aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brot auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen; dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen; aber auch dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr knieend, von ganzem Herzen zu beten an: der liebe Gott möge die schöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldene Biene um sie her und wollte sich eben auf ihren roten Mund, den sie für eine duftende rote Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlauf in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlauf kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der tiefsten Ehrerbietung: „O allerholdseligste Prinzessin! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rote Blume, ansah und Honig darauf sammeln wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzuderb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich dieselbe, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nichts von der Ohrfeige zu wissen schien, tat er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf, da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurückruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wandte sich dann zu Radlauf, dem sie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne.

Radlauf konnte vor Freuden und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine untertänige

Verbeugung, und als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, teils aus Ehrerbietung, teils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel diese Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuß auf die Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Rittersporn und andere adlige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und stäubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle festzustellen, aber sie blieb in demselben Augenblick von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlauf verbeugte sich vor Ameleya und bat sie, es sich bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin und feine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne; dann machte er ein Feuer auf den Herd, teils ihr etwas zu kochen, teils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das tat er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eigenen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin! wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben: geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchentüre Ihre sämtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag."

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlauf! begib dich in die Küche und schreib auf die andere Seite der Türe deine Leibspeisen, und diejenigen, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten." Radlauf nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wenn es in meinem Vermögen steht."

Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

## Wie Radlauf den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will.

Kaum war Radlauf in der Küche, als er ein hübsches Feuer auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen als gebrannte Mehlsuppe und Rühreier, denn er hatte sein Lebtag nichts anders gegessen und kannte auch kein anderes Gericht.

Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Türe hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen daran schreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt, sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer auf irgend eine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenster einen zahmen Star im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte sprechen lehren können, wenngleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verriet; als er nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzettel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude!
Was kocht der weiße Müller heute?“

Da antwortete der Star zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!“

„Wohlan, so soll es auch dabei bleiben“, rief Radlauf aus, voll Freude, daß sein Vogel zum erstenmal gesprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser; aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das Herz schlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüber säße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlauf konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur so betrüben möge. Endlich dachte er, er ist vielleicht erschrocken, als ihm auf einmal der Verstand aufgegangen und die Sprache gekommen, nun weiß er jetzt seines Studierens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerst sagen soll. Um ihn ein wenig aufzumuntern, sprach er zu ihm:

„Friß und sauf und bade dich
Und pfeif eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmause lade dich,
Hast du kein Geld, ich will dir's borgen.“

Worauf ihm aber der Star noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel fresse,
Es ist mein Leichenschmaus;
Mich speist doch die Prinzesse,
Denn meine Zeit ist aus.

„Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich sterb' heut' ohne Gnade,
Ich muß gefressen sein.

„Was hilft's, wenn ich viel saufe,
Es ist mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr roter Mund."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf sein Freßtröglein, als wollte er ihn abgehackt haben. Radlauf bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenster, damit er sich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er sei vom vielen Studieren und Einsitzen so tiefsinnig geworden. Indem hörte er die Prinzessin mit der Kreide an der Türe schreiben, und schnell sprang er mit seiner Kreide auch an die Türe; sie schrieb von außen und er von innen, und sie schrieb noch lange, als er längst fertig war. Endlich machte sie die Türe auf und sprach: „Jetzt will ich lesen, was ich alles aufgeschrieben, wenn du es nicht hast, so gib mir ein Zeichen." Da las sie:

„Gebacknne Pflaumen von Wolfenbüttel?"
Der Müller mit dem Kopf schüttelt.
„Ein verzuckerter Schweinskopf?"
Der Müller schüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleberpastete?"
Der Müller mit dem Kopfe drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?"
Der Müller schüttelt mit der Stirn.
„Lämmerschwänzchen in Honig gebacken?"
Der Müller schüttelt mit den Backen.
„Ein kandierter Wasserhase?"
Der Müller schüttelt mit der Nase.

Endlich sagte sie:

„Gebrannte Mehlsuppe und Rührei?"
Der Müller sprach: „Es bleibt dabei."

Dann las die Prinzessin noch:

„Einen frischen Starenbraten?"
Der Müller sprach: „Ach ja, Ihr Gnaden!"

und die Tränen liefen ihm in die Augen, denn der Hans sprach einmal übers anderemal laut und vernehmlich, aber mit sehr betrübter Stimme dazu: „Der schwarze Hans ist auch dabei"; und Radlauf merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müsse, daß ihn die Prinzessin aufessen werde. Warum er das wußte, und wie er es wußte, und wozu es gut war, daß es geschah, das

wußte damals kein Mensch und kein Star; vielleicht wird es im Fortgang dieser Märchen noch einmal bekannt.

So viel ist gewiß, daß Radlauf wohl fühlte, er könne der Prinzessin keine Einwendung machen, so leid es ihm auch tat, den schwarzen Hans zu schlachten; denn er hatte ihr geschworen, alles, was in seinem Vermögen sei, für sie als Speise zuzurichten, so sie es begehrte. Er verbeugte sich demütig vor der schönen Ameleya und sagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdseligkeit zu bedienen," und somit zog er die Küchentüre wieder zu.

## Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlauf und Ameleya ihn essen und nach Mainz ziehen.

Nun band sich Radlauf einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Star an, dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt' ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt."

Als Radlauf diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hansen hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich, denn er hatte eine besondere Hochachtung vor Standespersonen in andern Umständen, den Vogel mit folgenden Worten an:

„Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach, vielleicht gar von Geblüt; o, dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich dieselben der Prinzessin Ameleya vorstellen."

Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Starenberg,
Mein Maul stand damals überzwerch;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlauf zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Tür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen."

Der Star aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus; das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen, anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlauf schloß die Türe bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessierten.

Als Ameleya den Vogel hereintrippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestützten Armen nachdenkend saß. Er machte da mehrere Komplimente und rührende Stellungen vor ihr; die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß dich, schöne Ameley!
Der schwarze Hans ist auch dabei"

und mit seinem Schnabel eine goldne Nadel unter seinem Flügel hervorzog, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Tränen: „Ach, armer Hans! was hast du getan?"

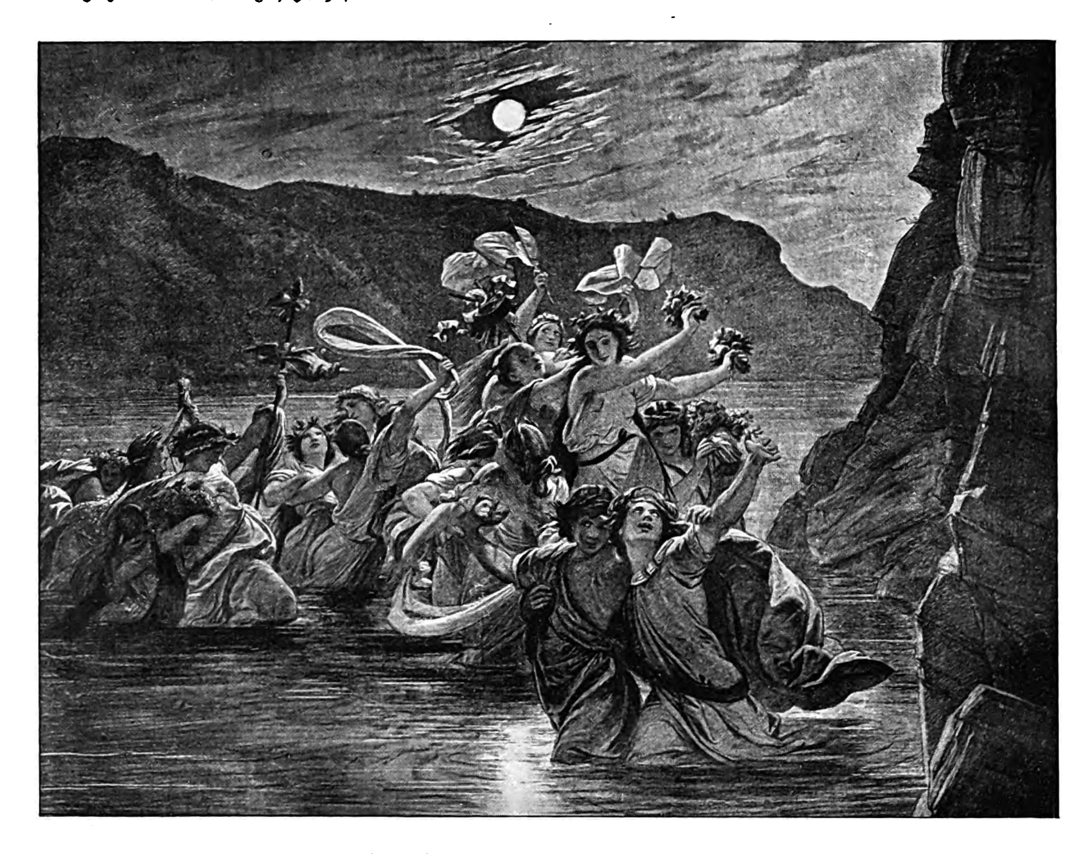
Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ach du schöne Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei;
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit."

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetot.

Die schöne Ameleya zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war. Über sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameleya ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Star verwandelt worden und davongeflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Tränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlauf nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehen geblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere; denn das Jammern der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr sie in seinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem



Eduard von Steinle: Nymphenzug.

Getriebe seiner Räder hängen, wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter darauf los.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehen; der blies, daß es in die Felsen hineinschmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: der König von Mainz habe dem seine Tochter, die Prinzessin Ameleya, zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wiederbrächte, und wer sie tot bringe, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie samt der verlornen Krone zurückliefere, der solle sein Nachfolger sein.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin: „Juchhe! mein herzallerliebster Schatz!" zugerufen; aber das Wort im Munde erstarrte ihm, denn er sah die Prinzessin beschäftigt, den verstorbenen Herrn von Starenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidenes Schnupftuch tat, als fürchte sie, ihm wehe zu tun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hansen, salzte ihn mit ihren Tränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürnestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber tat sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbnis beisetzen zu lassen. Aus den Federn machte sie ein seidenes Kissen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Starenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameleya nötigte den Müller zu Tisch und aß vor allem unter bittern Tränen ihr Teil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller; aber kaum hatten beide davon gegessen, als es ihnen sehr wunderbar zu Mute wurde und sie eine große Liebe zueinander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameleya sagte:

„Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir."

Radlauf aber sagte zu ihr: „Allerschönste Ameleya, ich habe einen reichen, vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rat schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurückführe."

„Ach!" sagte die schöne Ameleya, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsere Liebe merkt, sind wir verloren."

„Seid nur ruhig," sagte Radlauf, „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören," und somit ging er mit Ameleya, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während sie das tat, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameleya wurde mit Blumen geziert und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, tat seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameleya nach Mainz.

Ihre Gespräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und sie übereilten sich gar nicht; der Esel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entstand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf selig und schloß sich dem Zuge an; viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus. . .

* * *

## Goldfischchens Erzählung.

(Zu dem Bilde „Nymphenzug".)

„Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe, da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Flut schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die roten Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig; da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstromes an mich heran, und bald erkannte ich eine heitere Schar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne mutige Jünglinge, der Weiße Main und der Rote Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebte und Bräute; die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Rednitz mit ihren Gespielen, der kunstreichen Pegnitz, der Wiesent und Aisch, weiter die kluge Saale und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr und die berauschte Tauber und zuletzt die liebliche Nidda; alle diese rauschten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

„‚Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

„‚Welch entzückend laues Wehen!
Blumenatem! Traubenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Widerhalles Kluft!

„‚Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Lustgerüst!
Wo sich spielend um die Wette
Stern und Mond und Welle küßt.'....

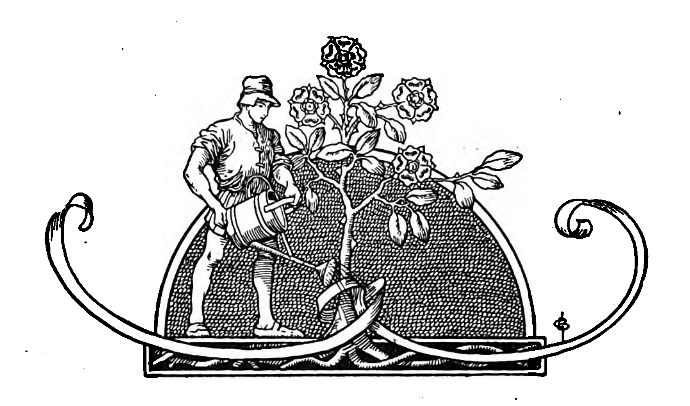
„Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu sehen waren, die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben uns mit Winken ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Flut leuchten, es war nicht zu beschreiben wie schön. Ja, wenn aller blaue Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröte eine erwachende Hirtin, und die Abendröte ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen spränge und ergösse sich durch die Wiesen, und die Lämmer tränken aus ihm und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, so wäre es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah."

„Nun, nun" — sagte der Fischer — „du machst es auch gar zu schön, Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser."

„Ach!" sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen! ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah" — fuhr Goldfischchen fort — „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf und wäre ich schier vor Freuden aus dem roten Schuh gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameleya; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach Frau Marzibille, wer schlummerte in dieser Wiege?" — „Ach mein blondes Ameleychen!" schrie die Fischerin und weinte vor Freude.





# Christoph August Tiedge.

(Geboren 14. Dezember 1752 — gestorben 8. März 1841.)

Wir beabsichtigen mit dem Abdruck einiger Stücke aus den zwei ersten Gesängen der „Urania" nicht eine „Rettung" Christoph August Tiedges, sondern nur eine Erinnerung an die hundertfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstages am 14. Dezember. Der Dichter hat einst zu den beliebtesten weiter Kreise unseres Volkes gehört, und da er diese Beliebtheit nicht der Befriedigung niederer Instinkte verdankte, da seine berühmteste Dichtung sich vielmehr mit den schwersten und wichtigsten Fragen unseres Daseins befaßt, verdient er immerhin eine ernstere und sachlichere Würdigung, als sie ihm gemeinhin zuteil wird. Allerdings aus den mitgeteilten Proben könnte der Leser leicht einen zu günstigen Eindruck gewinnen. Was diese Einzelstellen versprechen, hält das Lehrgedicht „Urania" als Ganzes nicht. Denn zumal aus den mehr lyrischen Ergüssen des ersten Gesanges „Klagen des Zweiflers" möchte man hoffen, daß wir die dichterische Gestaltung eines persönlichen Innenlebens, eines seelischen Werdeganges erhalten, und das ist leider nicht der Fall. Als der zwanzigjährige Tiedge sein Lehrgedicht von der Unsterblichkeit der Seele begann, mochten diese Zweiflerklagen innerstem Erleben entsprechen. Aber die Fortführung des Werkes, das erst dreißig Jahre später vollendet wurde, war nicht aus innerem Erleben gestaltet, sondern aus sachlichem Denken. Und zwar dem Denken eines andern, Kants.

„Ohne den Glauben an Gott gerät die Vernunft mit sich in Widerspruch und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst (!) höhere Geister können diesen Glauben nicht entbehren" (2. Gesang). „Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer" (3. Gesang). „Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dies irdische Sein hinausfordernden Bedürfnissen aus-

stattete, nicht vernichten wollen" (4. Gesang). „Im Menschen selbst liegt der Beruf zur Tugend, deren Urbild er in seinem kurzen Dasein nicht erreichen kann; die Vernunft ist also genötigt, eine Fortsetzung unseres Daseins anzunehmen" (5. Gesang). Infolge der zwiefachen Natur, die im Menschen waltet, lebt er sowohl für die Sinnenwelt wie für die Geisteswelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er zur sittlichen Freiheit. „Sie ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Dasein zurück und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freieren Dasein hinübergeleitet." (6. Gesang.)

Dies ist der Gedankengang der Urania. Wir konnten ihn fast ganz mit Tiedges eigenen Worten wiedergeben, denn er hat jedem Gesang eine ziemlich lange Auseinandersetzung der darin enthaltenen Gedanken vorausgehen lassen. Und das ist bezeichnend für den Charakter der Dichtung. Sie ist weniger ein Sang von der Unsterblichkeit der Seele, als eine dichterische Paraphrase der philosophischen Lehre von derselben mit zahlreich eingestreuten lyrischen Ergüssen.

Was das 1801 erschienene Werk dem damaligen Deutschland so wertvoll machte, war zum Teil dieser populärphilosophische Inhalt, der einem Kants Lehre so leicht nahe brachte und das seelische Bedürfnis mit rationalistischer „Klarheit" stillte (vgl. den Abschnitt über Christus am Ende des 4. Gesangs). Wenn man es aber damals fertig brachte, Tiedge neben oder über Schiller zu stellen, so verkannte man eben, wie der letztere mit der Wucht seiner starken Persönlichkeit auch den abstraktesten Gedanken belebte. Verleiten konnte zu einer solchen Überschätzung, die bald einer allzu schroffen Verurteilung weichen mußte, die außerordentliche Formgewandtheit Tiedges, der den spröden Stoff in lebendiger Sprache und einschmeichelnder Form zu bemeistern verstand. Der leichte, ungezwungene Fluß der Verse, ihr wiegender melodischer Tonfall hat in der Tat etwas der Musik Mozarts Verwandtes.

Von Tiedges zahlreichen übrigen Werken — sie füllen mit dem Nachlaß vierzehn Bände — sind einige Lieder lebendig geblieben. Des Kosaken etwas schönrednerischen Abschied von seinem Mädchen: „Schöne Minka, ich muß scheiden" singen wir noch nach der wehmütigen Melodie des kleinrussischen Liedes, dem er nachgedichtet ist. Und auch „Die Sendung der Rose" bekommen wir in Himmels volkstümlicher Weise noch zu hören, wenn unsere Großmütter in der Erinnerung an ihre Jugendzeit leise vor sich hinsummen: „An Alexis send' ich dich; Er wird, Rose, dich nun pflegen." Das Lied vom schüchternen Burschen aber, der das rechte Wort verfehlt — „Sie ging zum Sonntagstanze! Schon klang Musikgetön! Und sie im grünen Kranze, Sie war so wunderschön" — hat sogar das Volk in seinen Liederschatz aufgenommen und daran seine Tätigkeit des „Zersingens" reichlich geübt. Es zeigt Tiedges Hinneigung zum Kreise der Gleim und Genossen.

Wollte man „retten“, so fände sich allerdings noch manches in seinen Gedichten, was der Aufnahme in eine große Anthologie wert wäre. Die „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf“ ist etwas wortreich, aber voll ernster Stimmung und gediegener Gedanken. Noch überraschender wirken bei des Dichters Hinneigung zur Sentimentalität die kräftigen Lieder, die ihm die Zeit der Freiheitskriege eingegeben hat. 1809, als Napoleon gegen Österreich zu Felde zog, da forderte der in Dresden lebende Dichter Norddeutschland zur mutigen Erhebung auf. Und auch das Jahr 1813 fand bei ihm kräftigen Widerhall. Zwei Strophen möchte ich aus dem zuerst erwähnten Gedichte hersetzen:

„Es spiegelt sich das neue Morgenrot.
Auf, deutsche Söhne, wagt, euch zu erheben!
Unwillig braust der Rhein durch seine Reben,
Löst ihn und euch vom fremden Machtgebot.
Der Sklave lebt nur halb, und halbes Leben,
Nichts weiter ist's, als ein gefühlter Tod.
O, richtet euch mit frischem Herzensschlage
Empor zum großen Auferstehungstage!

Nur Wollen gilt's; im Wollen ruht die Kraft,
Nur Wollen gilt's, um Felsen zu zersplittern;
Und deutsche Fürsten sollten in der Haft
Der Kettenschmach vor einem Gaukler zittern? —
Brecht stürmend auf, gleich brausenden Gewittern!
Versöhnt den Geist der alten Heldenschaft
Und reicht von Süd und Nord euch treu die Hände,
Daß keine Schmach das Heiligste mehr schände!“

Einige Worte nur über Tiedges äußeren Lebensgang. Er war Altmärker, zu Gardelegen am 14. Dezember 1752 als Sohn eines Schulrektors geboren. Er hat eine trübselige Jugend verlebt, da er, durch die Strenge des Vaters verschüchtert, bald in den Ruf geistiger Unfähigkeit geriet. Die frühzeitigen dichterischen Versuche überzeugten dann die Umgebung vom Gegenteil. Von 1770 ab studierte er in Halle Jura, doch hat er nur vorübergehend ein Amt bekleidet, vielmehr meistens als Erzieher und Reisebegleiter sein Brot erworben. Auf seine dichterische Tätigkeit gewann die Befreundung mit Gleim, Göckingk und dem Halberstädter Kreise großen Einfluß. Hier lernte er bereits 1776 Elisa von der Recke kennen, mit der er seit dem Beginne des Jahrhunderts bis zu ihrem 1833 erfolgten Tode in innigster Freundschaft zusammenlebte. Sein Dichterruf stand seit dem Erscheinen der Urania fest und blieb ihm in gewissen Kreisen bis an sein heiteres Lebensende am 8. März 1841 treu.



# Aus Tiedges Urania.

## Klagen des Zweiflers.

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh' und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt; die Mitternacht ist stumm.
Nächtlich einsam wandl' ich durch die Heide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?
Sieh! am Himmel leuchten tausend Sonnen
Einen stillen Geist zu Gott hinan;
Aber blick auf unsre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löset hier in Gram und Nacht sich auf,
Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreit im tiefzerrissnen Herzen.
Eingesungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch betört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?

In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Los?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschoß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

* * *

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtsein nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtsein ist?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.
O, Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu teuren Opfern, dar! —
Armes Dasein, das, sich stolz erhebend,
Über seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,

Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildnis eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —
Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unsre Tränen,
Was kein Gott gewähren kann?
„Laß uns," spricht ein Weiser, „laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! —"
Einen Frieden im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks!
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtsein zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O, dann steht das Tier auf seiner Stufe
Höher, seliger als ich!

* * *

Dies Emporschaun von dem engen Tale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —
O der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durchs Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehras Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!

Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele
Tief zur Nacht hinab zu sinken wert?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! —"
Wag es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend," spricht das Leben
Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!"
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Tau, worin die Rose lächelt,
Drang als Scheideträn' einmal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Tür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.
Sagt, verborgne Mächte! warum wüten
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Dasein hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was gibt der Tugend Mut, zu handeln,
Kraft, sich aufzukämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

* * *

Heil'ge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?
Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind im wilden Kampfe des Gewühls
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Totenkränze nur gepflegt,
Die er, scheidend, an der öden Grenze
Dieses Lebens niederlegt?
Ruhe, dich, dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf.
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde
Schließt dein Pilger seinen Lauf.



## Gott.

Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphierend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht wie Geisterruf zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüt bedarf.
Laß unsern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüberschauen:
Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;
Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,
Die holde, pflegende Natur
Die junge Menschheit auf den Armen;
Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend streckt er seine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt,
Mit Mutterlächeln auf den Wangen,
Von frischer Blumenluft umweht,
An seinem Wiegenlager steht,
Wo sie in duftig grünen Hallen
Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,
Und abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer singen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne
Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,

Die freudig Gottes Licht erkennt
Und ohne Namen ihm das hohe Wesen nennt.

* * *

In Flammen naht sich Gott. Empfangt ihn, Morgentöne!
Fall an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine hochbegabte Braut!
Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt!
Verhülle dich in den Vermählungsschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!
Auf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Äthers wandelt er.
Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!

* * *

Den Hohen, Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Sein.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter spielt und leis' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald irrt.
Wo Hehra feierte, dort in den Heiligtumen
Des Felsentals, vernimm das stille Wort der Aun!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heil'ge Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildnis klagt
Und jeden Halm im Tale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei und riß, mit kaltem Spott,
Ein teures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängnis, bist du Gott?" — —
Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh' dem Hirtental der Flur.

Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern in ihrer keuschen Hülle
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnisvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh' und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit niederwallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dies wandelnde, dies weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!
  Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sei Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden
Aus ihrem düstern Nebelflor
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin und Ätherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligtum.

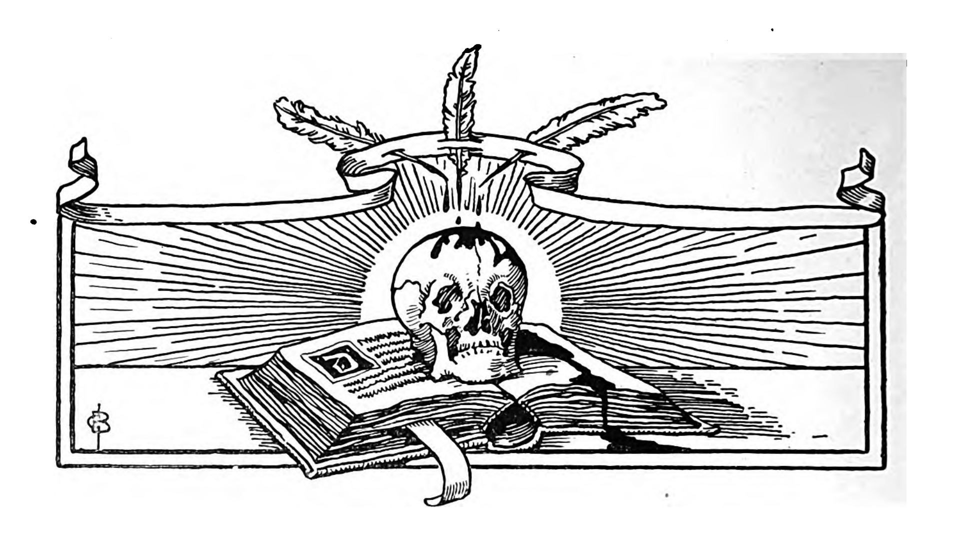
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröten brach.
Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensozean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun.
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.

* * *

Es sei kein Gott: und tot sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sei kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schoß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht:
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseins große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schoß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Ätherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dies ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sei, den Engel überschaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr als einer Welt vertraun?
Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heil'ger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,

Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.
  So find ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.
  Vernimm sein unbeschränktes Walten:
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
An seiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fort und fort ist Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zusammen:
Die große Welteinheit ist Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O, glaub es dir und den Versicherungen
Der Welten dort: es ist ein Gott!
Ja, glaub es dir, der innern stillern Mahnung!
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geist: es ist ein Gott!
  So steht der Mensch in dieser Tempelrunde
Der Schöpfung da und trägt ein hohes Priestertum,
Umringt von Gottes heil'ger Kunde,
Von seines großen Namens Ruhm. —
Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag auszusagen!
Laß demutsvoll an unsre Brust uns schlagen
Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein
Ist nur der Mensch in Tun und Sein!





# Ein Unbedingter.

## Erzählung von Timm Kröger.

(Schluß.)

### Dreizehntes Kapitel.

Franz entwich also durch die Feldstraße, und die Polizeidiener fanden das Nest leer. Aber Erzengel mit Leuchttürmen und Fackeln in der Hand hatte der liebe Gott ihm, als er nach Hause ritt, nicht an den Weg gestellt.

Vorläufig war es aber noch so übermäßig dunkel nicht. Der Mond war freilich noch nicht aufgegangen, aber ein prachtvoller Sternenhimmel, kleine, fröhliche, versöhnliche Lichter leuchteten über der Erde.

Franz lockerte dem Schwarzen die Zügel und brachte sich rasch aus der Nähe der Stadt. Aber im Wald, da wurde die Straße schwierig. Da wären die Leuchttürme am Platz gewesen. Die Baumfackeln, woran sich sein Auge, als noch die Sonne schien, erfreut hatte, verdunkelten jetzt seinen Weg, und im Gehölz, wo sie über seinem Haupte sich zusammenschlossen, im Nachtwind rauschten und dürre Blätter auf Roß und Reiter schneiten, sah er keine Hand vor Augen. Im Schritt suchten Roß und Reiter vorsichtig ihren Weg.

Im Wald erloschen die Sterne, sie erloschen auch in der Brust unsers Franz. — Wo war sein Stolz hingekommen, wohin seine trotzige Selbstgerechtigkeit? Was bedeutete es, daß sein Seele zagte, wenn er an das scheue Verstummen aller ehrlichen Leute dachte?

Polizei und Gericht waren auf seinen Fersen. Er hätte das eine geringe Sorge genannt, wäre der Glaube an sein Recht noch so fest gewesen, wie vor Stunden, als er dem eigenen Vater den Tod bereitete. War es Schauder vor sich selbst, was an seinen Gliedern rüttelte?

Daß doch der Vater am Leben bliebe und gesundete! Wie glühend rang seine Seele jetzt schon diesen Wunsch seinem verblendeten Wahn ab!

Wie er so dahinritt, wollte das treue Pferd links, Franz zog es aber rechts. Denn so meinte er sich auszukennen. Und das gehorsame Roß folgte. Im Wald verzweigten sich die Geleise, führten aber alle nach demselben Ausgang. Im Dunkeln war indessen eigentlich nur eines der Geleise gangbar. Franz sah bald, daß er auf einen Nebenweg geraten war. Der Weg war tiefgrundig, holperig, von geschwollenen Wurzeladern durchzogen. Das Pferd stolperte, Franz stieg ab und führte es am Zügel.

Plötzlich! ... Franz riß seinen Rock vom Leibe und warf ihn dem Schwarzen über den Kopf. Das Pferd sollte nicht wiehern.

Er sah nämlich Lichter — die er für Wagenlaternen hielt — und hörte Wagengeräusch. Es fuhren Leute durch den Wald auf einem andern Weg, der wahrscheinlich der richtige Hauptweg war, nahe an Franz vorüber. Er hörte Achsenstöße, Pferdeprusten und Zurückfallen der Räderschlacken ins Geleise.

Da blinkte etwas. Etwas Blankes warf die Lichtstrahlen zurück. Was konnte das sein — Waffen?

„Br!" sagte der fremde Wagenlenker. — Das Gefährt hielt nicht dreißig Schritt von Franz. Erst glaubte Franz, er sei gesehen worden, aber darauf deutete doch nichts hin. Ein Mensch in schweren Stiefeln und dickem Mantel stieg schwerfällig ab. Das war der Landreuter, wie damals die Gendarmen bei uns genannt wurden. — Das Handpferd hatte über die Stränge geschlagen, es sollte wieder in Ordnung gebracht werden. Inzwischen mochten die Gäule einen Augenblick ausruhen.

„Wachtmeister," sagte der andere, der auf dem Wagen verblieben war. — An der Stimme erkannte Franz den Bauervogt des Ortes. Hans Willem hieß er, hielt den Kopf gewohnheitsgemäß ein bißchen auf die Seite und war daher „Willem mit dem schiefen Kopf" zubenannt.

„Wachtmeister," sagte Willem mit dem schiefen Kopf, „Zweck, glaub' ich, hat unsere Reise nicht. Er müßte ja mit dem Dummbeutel

geklopft sein, wenn er nicht längst Reißaus in die Welt genommen hätte ... weit weg, wo ihn niemand kennt. Hier finden wir ihn nicht, und auch nicht in der Stadt. Und da muß man in dunkler Nacht, wenn alle Leute im Bett liegen und schlafen, da muß man in dem stockfinsteren Wald herumkajolen. Und das für nichts und wieder nichts."

Der Wachtmeister hatte das Geschirr in Ordnung gebracht, stand aber noch bei den Pferdeköpfen.

„Ich glaub', Sie haben recht, Bauervogt. Aber umkehren, das geht doch nicht. Nun müssen wir durch. Vielleicht hat man unsern Bruder Franz in der Stadt schon im Kasten."

„Ja, ja, ja," stöhnte der Schulze mit dem schiefen Kopf. „Es ist fürchterlich ... Wunderlich ist er ja immer gewesen, aber so was ... Das hätte doch kein Mensch gedacht, das ist doch wohl noch nicht dagewesen ... Was soll daraus werden? Wenn er auch in die Welt hinausgegangen ist ... Mit solcher Tat auf dem Gewissen kann man doch nicht leben!"

Der Wachtmeister hustete und schickte sich an, wieder auf den Wagen zu steigen.

„Es ist eine schlimme Sache, Vogt. Aber was hilft's?"

„Sie sind klug gewesen," fing der Schulze wieder an, „Sie haben ihren Mantel an. Ich will es auch so machen, Wachtmeister. Mich friert ordentlich. Brr! Wollt ihr wohl stehen! Einen Augenblick, Lisch! Ah, Wachtmeister, wollen Sie bißchen anfassen? ... So ist's recht.

„Was ich noch sagen wollte, Wachtmeister, Sie kennen ja die Gesetze. Was steht denn nun darauf? Was wird denn nun eigentlich mit ihm, wenn man ihn zu fassen kriegt? — Dank, na ... nun kann's weiter gehen ... Hü ... Lisch!"

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Ja, Bauervogt," klang es so zwischen den Achsenstößen und dem Sielengeräusch hindurch. „Einen Kopf wird es dem jungen Mann jedenfalls kosten, und in einer Kuhhaut wird er zur Richtstätte geschleift ..."

Franz hörte nicht alles ... „Nebenstrafen ..." kam es dann wieder ... „Wenn's nach der ganzen Strenge des Gesetzes gehen soll, kann es gar ... Rad ..." hörte Franz noch — und dann nur noch abgerissene Worte und das Stoßen des Wagens ... Wenn Franz sich auf die Zehen hob, sah er noch immer Lichtschein ..., nun war auch das weg.

Franz lachte.

Ihn, den Gottgesandten, auf einer Hürde nach der Richtstätte schleifen, ihn schleifen, ihm den Kopf abschlagen . . .!

Er war wirklich ein Tor, daß er nicht auf Nimmerwiederkehr in die Welt hinausritt.

Das wollte er. Es blieb ihm nichts anders übrig. Aber mit Witten, mit ihr . . . Ja . . . Witten!

Jedoch mit solcher Tat auf dem Gewissen? Was sagte Hans Willem mit dem schiefen Kopf? — Kann man da noch leben und glücklich sein?

Gewissen? fragte er beinahe erstaunt . . . Was ist Gewissen?

Er konnte wohl erstaunt sein. Denn bisher war er bei allem, was er getan, im Recht gewesen oder hatte sich doch im Recht gefühlt. Das Gewissen und er kannten sich noch nicht.

Er brauchte aber nicht mehr auf die Bekanntschaft zu warten. Denn das Gewissen war nun bei ihm und redete mit ihm. Es lag in seiner Brust, es hämmerte in allen Pulsen, es flüsterte ihm ins Ohr.

Franz führte sein Pferd noch immer am Zügel, um die richtige Straße zu gewinnen, und mußte auf die kleine scharfe Stimme seines Gewissens hören. Am Waldesausgang schwang er sich auf den Schwarzen, nun saß das Gewissen zentnerschwer auf seiner Schulter und hatte noch immer sein Ohr. Es flüsterte ihm Sachen zu, die ihn grausen machten. Er spornte das Pferd. Im sausenden Galopp ging es dahin, aber das Gewissen behielt das Wort.

Welcher Abgrund, sagte es, scheidet dich von den Gerechten! Man jagt dich wie ein wildes Tier. Jeder kündigt dir die Gemeinschaft. Man verhüllt sein Angesicht, wenn man von der Strafe spricht, die du erleiden sollst. Und wenn die ehrlichen Leute sich ausmalen, was du verdient hättest, so verreckt ihre Phantasie. Du hast in das Rechtsgefühl aller ehrlichen Leute eingegriffen, als hättest du jedem einen Vater vergiftet. Die Bilder, die du dir von deinem Amt als Rächer gemacht hast, erbleichen. Aber die Züge deines Opfers werden lebendiger. Die wirst du überall mit hinnehmen, wohin du auch zu entfliehen versuchen wirst. Nach einer solchen Tat läßt sich nicht leben.

„Sollte es nicht gehen?" stöhnte er, „weit von hier. Mit ihr, an ihrer Seite?"

Es lachte jemand hinter ihm. Kann ein Gewissen auch lachen?

## Vierzehntes Kapitel.

Den sogenannten Dusenberg, eine Viertel- bis zu einer halben Stunde vor seinem Dorf, hatte er hinter sich, nun mußte gleich rechts der Weg kommen, der, ohne den Ort zu berühren, über das Wimmersberger Moor nach dem Vierth zuführt.

Da — — halt! — — was ist das?

Ein Schrei ..., ein Rufen.

„Franzi — — Fra — a — n — z!“ kam es langgedehnt. Es war eine Knabenstimme.

„Fra — — n — zi!“

Der Rufer kroch aus dem Graben. Man sah beim Sternenschein, es war ein Knabe, ein aufgeregtes Kind ... Es war Edi.

„Fra — — n — zi!“

„Edi, du?“

Franz sagte es. Und es lag Liebe, Sorge darin. — Es gab also doch ein Geschöpf, das ihn liebte. War es auch klein und war es auch still und verblödet, es war ein Menschenherz, das ihn liebte.

„Edi, was tust du hier? Was macht der Vater?“

„Vater krank gewesen, Vater laut geschrieen — O, geschrieen. Nun schreit er nicht mehr, nun ist er tot.“

„Tot?“ schrie Franz.

„Ja, ... tot ...“

Was Franz noch am Morgen erstrebt hatte, das erschreckte ihn jetzt namenlos.

„Edi, sag' das nicht — Vater wird nicht tot sein. Er wird schlafen, er wird sein Bewußtsein verloren haben, aber tot, ... nein ... Das darf nicht sein.“

„Ja, ja ... Doktor da gewesen. Als er kam, war Vater schon tot. Doktor Schein ausgestellt, Doktor gesagt, es sei zu spät.“

Franz fühlte ein sonderbares Würgen in der Kehle, ein Schluchzen. Bisher hatte er immer noch die Hoffnung gehegt, es werde wenigstens das Ärgste abgewendet werden. Nun war auch das eingetreten. Bisher hatte er gehofft, seinen Vater um Vergebung bitten zu können. Nun war es entschieden. Es blieb ihm versagt. Nun war er ein Mörder, von der verzerrten Totenmaske seines Opfers in die Flucht gejagt.

Edi rüttelte ihn auf.

„Sie wollen dich greifen, Franzi,“ stotterte er. „Menschen alle auf der Straße.“

Er sprach und rief vieles durcheinander, was Franz nicht alles hörte. Er zeigte den Weg nach dem Wimmersberger Moor hinunter. Franz verstand, das war der einzige noch unbesetzte, zur Freiheit führende Weg.

Er drückte den Edi — vielleicht zum letztenmal — an die Brust und ritt über das Moor.

Wie flogen die Hecken rechts, wie flogen die Hecken links, dürres Raschellaub und kahle Weidengebüsche, hundert Verzweiflungsarme zum Himmel emporgereckt. Dann wichen die Hecken, es kam freies Feld. Eine große, eckige Eiche streckte dräuende Äste über den Reiter.

Franz erbebte. — Er war auf der Galgenwiese.

Aber schon schämte er sich seines Schrecks.

„Holla! Schwarzer, wir sprengen hinüber!"

Aber der Schwarze zitterte und schnob. — Plötzlich fiel in des Reiters Augen ein heller Schein. — Um ihn war es taghell. — Jeden Halm und jedes Steinchen sah er.

Und mitten in dieser Strahlenflut stand . . . eine Gestalt . . . eine Erscheinung . . . ein Frauenbild . . . die dunklen Locken sind gelöst, sie fallen auf Hals und Schulter.

„Mutter," will Franz sagen, kann es aber nicht herausbringen . . . Es ist seine Mutter.

Das Gesicht schön und sanft und liebreich, wie einst. — Sie breitet die Arme aus, sie will den von Gott und Menschen verlassenen Sohn, und liegt auch ein Vatermord auf seinem Gewissen, sie will ihn mit Mutterarmen umfangen, wenn er dahinsinkt.

Es war mehr ein Gedanke, als eine Erscheinung. — So rasch schwand sie.

Der mutterlose Franz sprengte auf schwarzem Pferd, in schwarzer Nacht, über den verrufenen Fleck.

## Fünfzehntes Kapitel.

Hinnerk Steen konnte mal wieder nicht schlafen. — Er lag und lag.

Der Dielenuhr zählte er auch heute alle Stunden nach. Die Uhr schlägt zwölf. Und der Schall hallt wie damals im Sparrenwerk nach . . . Es war ganz, wie es schon früher mal gewesen war. Da hört er Pferdegetrappel . . . und dann den Ruf „Hinnerk!" und gleich darauf das Wiehern des Schwarzen mit den beiden nachklingenden Baßstößen . . . alles wie früher.

Er denkt gleich: Nun ist was passiert . . . Das hast du schon mal gehört. Er ist gleich mit sich einig: Du gehst nicht hinaus. Es mag kommen, was will. — Aber da fällt ihm ein, die Buttermilchtür ist gar nicht verschlossen. Aber wieder denkt er: Das ist nun alles einerlei, du gehst nicht hinaus.

Da hört er ein Geräusch in der Mädchenkammer — Witten macht ihr Kammerfenster auf. Nun kommt es ihm: Du sollst doch mal sehen, ob Franz einen Kopf hat. Du sollst mal aus dem Fenster gucken. Aber hinausgehen . . . nein! um nichts nicht in der Welt.

Er tut denn, wie er gedacht hat. Es ist just, wie es damals war . . . Der Mond scheint schräg über die Pappeln, der Schatten der Sodstange fällt auf den Pferdebug. Franz ist just wie damals abgestiegen und zieht den Knoten fest.

Ob er wohl einen Kopf hat? kommt unserm Hinnerk wieder der Gedanke. — Ja, diesmal hat er einen richtigen, die dicken Polkahaare gehen im Mondschein hin und her.

Bei Witten dauert das Geräusch fort. Jetzt ist sie dabei, aus dem Fenster zu steigen. Sehen kann Hinnerk es nicht, aber sie hängt am Pfosten, er hört das Geräusch der Pantinen, die einen Halt an der Mauer suchen und dann auf den schmalen Vorsprung der Fundamentfelsen treten.

Es wird ihm ganz unheimlich. Was soll er tun? Zu Bett gehen oder sich anziehen? Er zieht wenigstens das Beinkleid über und setzt sich auf die Bettkiste.

Witten und Franz sprechen draußen. Verstehen kann Hinnerk nicht, aber sie haben es sehr wichtig. Einzelne Worte aber unterscheidet er.

„Witten, liebe Witten, tu es!“ bittet Franz. — Aber Witten will nicht und hat die brüske Art, die sie aufstellt, wenn es ihr so paßt und wenn ihr nichts mehr an einer Person gelegen ist. Das tue sie nicht, sagt sie, um alles in der Welt nicht. Wie sie dazu kommen solle, das sei Verrücktheit. Und Hinnerk meint zu hören, ohne die Mühle nun gar nicht.

Aber Franz redet und redet. Es muß was Fürchterliches sein, was er redet. Witten kann immer nur rufen: „Gott, ach Gott, du lieber, gnädiger Gott! Das ist ja fürchterlich, das ist ja schrecklich!“ — Sie wird ja wohl gleich haben weglaufen wollen, er muß sie festgehalten haben. Denn auf einmal hört Hinnerk Witten laut schreien: „Laß mich! du Mörder, du! Laß mich, oder ich ruf' das Haus zusammen. — Was willst du von mir, willst du mich auch morden?“

In demselben Augenblick knattern auch schon Wittens Holzpantoffel über das Steinpflaster. Die Buttermilchstür wird aufgerissen und wieder zugeknallt, daß der alte, taube Mops in Karsten Detels Stube anschlägt. Und bevor Hinnerk weiß, was angeht, stürmt die Dirne in Leibchen und Unterrock zu ihm in die Kammer, hängt die Kette rasch über und fällt ihm verstört um den Hals.

Das war eine harte Prüfung für unsern Hinnerk. Denkt mal: er sitzt in Hemd und Hose auf der Bettkiste, da kommt ein hübsches Dirnchen in Leibchen und Unterrock, umarmt ihn mit weichen Armen und küßt ihn . . . küßt ihn, als sei er ihr Herzallerliebster.

„Hinnerk," ruft sie ganz wild. „Und, wenn er hier hereinkommt, dann stehst du mir bei, dann nimmst du den Bettstock (in jedem Strohbett steckt ein gedrehter Knittel zum Auflockern des Strohs), dann nehmen wir den Bettstock," sagt Witten, „und schlagen ihn tot."

„Was ist denn, Witten?" fragt Hinnerk, sobald er Luft bekommt. — „Sei doch ruhig! — Hör doch, er ist ja schon weggeritten und galoppiert jetzt mit seinem Schwarzen bei Nachbar Thun. — Horch, Thuns Tolk schlägt an! Was hat der Franz dir denn eigentlich getan?"

„Getan? . . ." ruft sie. „Mir hat er nichts getan. Aber seinen Vater hat er vergiftet. Ach, du Guter, Lieber," sagt sie und fängt wieder an zu küssen, „du bist immer so gut gegen mich gewesen. Hätte ich doch dich genommen und mich nicht mit dem Fürchterlichen abgegeben. Du darfst mich nicht verlassen."

Wie wir Witten kennen gelernt haben, muß es uns zur Beruhigung gereichen, daß Hinnerk dauernd von der Sirene nicht umgarnt worden ist. Sie hat sich später mit einem Schmiedsgesellen verheiratet, ist mit ihm nach Hamburg gegangen, und kein Mensch weiß so recht, wo sie geblieben ist.

Aber an dem Abend hat er's sich gern gefallen lassen, wie er meinem Alten mit schmunzelnden Lippen mitgeteilt hat.

Die Witten hat ihm erzählt, wie Franz sie gebeten hat, mit ihm in die weite Welt zu reiten. Aber sie hatte gefragt, was das zu bedeuten habe, daß sie weg müßten, und nun gar beide zusammen auf einem Pferd. Das sei ja lächerlich und das täte sie nun und nimmer nicht. Und offen habe sie zu ihm gesagt, ohne die Mühle bedanke sie sich überhaupt für ihn. Da habe er aber gar nicht hin gehört. Er habe ihr mitgeteilt, er müsse in die Welt, er habe kein Obdach und keine Seele, die mit ihm gehe. Und allein zu gehen, könne er nicht über sich gewinnen. Und als sie gefragt: „Weshalb denn, Franz?" da

habe er gesagt, er habe seinen Vater mit Rattenkraut „vergeben", und der sei tot. Das sei aber nicht ihretwegen, sondern seiner toten Mutter wegen geschehen, gegen die der Vater es auch so gemacht habe. Deshalb habe er es getan.

Das sei ihr so furchtbar gewesen, daß sie laut geschrieen habe: „Laß mich!" Er habe sie nämlich immer fest bei der Hand gehalten. Er habe sie aber nicht losgelassen, da habe sie sich losgerissen und sei weggelaufen. —

Den Schwarzen hat man am folgenden Tag im Priesterweg aufgefunden ... tot ... „Wie muß er das arme Tier traktiert haben!" sagt Hinnerk.

## Sechzehntes Kapitel.

Es ist nicht aufgeklärt worden, wo Franz die Nacht oder den Rest der Nacht und den dann folgenden Tag zugebracht hat. Als der zweite Morgen graute, fand er sich auf einer von Knickhagen eingefaßten, schmalen Straße. Aus der Ferne klang Hundegebell, und ab und zu krähte von da her ein Hahn. Dort mußte also ein Dorf sein.

Ihn hungerte und fror.

Es lag ein recht nichtsnutziger, nasser und kalter Nebel auf der Landschaft, ein Herbstwetter war es, worin man die lebenssatte Schwermut in Strähnen niederrieseln hört.

Heckpforten rechts und Heckpforten links öffnen dann und wann einen Blick in die graue Natur. Vor jedem Tor blieb Franz stehen und sah hinein. Wiesen waren's, die sich schon nach zwanzig Schritt in Nebel und Sumpf verloren. Graues, ausgereiftes Herbstgras, lange Binsen, ungezählte Maulwurfshügel — ein einförmiges, an Sterben und Vergehen mahnendes Bild. Mit einer gewissen Genugtuung stellte Franz fest, daß an dieser Welt mit ihrem Hunger und mit ihrem Frost, mit ihrem Nebel und ihren Maulwurfshügeln und namentlich mit den Menschen, die da drin lebten, nicht viel verloren sei. Er war entschlossen, die Obrigkeit zu bemühen, ihm das Leben zu nehmen. Er hatte erkannt, daß die Obrigkeit ein Recht auf sein Leben habe, er selbst fühlte die Unmöglichkeit, weiter zu leben. Nun wollte er als Unbedingter auf die Verwirklichung des Rechts gegen ihn bestehen.

Er lehnte wieder über ein Hecktor. Ich habe Lust abzuscheiden, sagte er für sich. Ich will sterben, aber eine Seele möchte ich noch finden, die meine Tat kennt und nicht darauf bedacht ist, mich einzufangen, auch nicht die Flucht ergreift, sondern ein Wort für mich hat, das nicht

weh tut . . . Dann . . . ja dann . . . zum Büttel, daß er seine Schuldigkeit tut.

„Ein menschliches Antlitz!“ stöhnte er. — Da war sein Wunsch schon erfüllt, ohne daß er es wußte. Ein Mensch stand dicht vor ihm, Franz hatte ihn in dem Nebel nur nicht bemerkt. Unter den Haselbüschen, woran kaum noch ein Blatt klebte, vor einer verlassenen Kuhjungenhütte stand der ersehnte Mensch — ein in Lumpen gehüllter Landstreicher.

Franz stieg über den Schlagbaum. — „Guten Morgen, Freund,“ sagte er.

Der Mensch in Lumpen nahm seinen Eichenknüppel fester in die Hand und erwiderte nichts. Mit bösem, buschigem Auge sah er auf den gutgekleideten jungen Mann. Er erwartete ihn verschlossen und verdrossen.

„Sie sind wohl hungrig?“ redete Franz ihn an.

Ein leises Aufleuchten im Auge. Aber es war kaum zu bemerken.

„Wenn Sie's interessiert, ich habe in vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.“

„Gut, ich bin auch hungrig. Ich will Ihnen was zu essen geben. Ich hab' Geld. Wir wollen zusammen essen.“

Der Zerlumpte sah etwas freundlicher, aber noch immer ungläubig und streng und mürrisch drein und musterte seinen Wohltäter von oben bis unten.

„Meine Papiere sind in Ordnung,“ sagte er hastig.

„Ich frage nicht nach Ihren Papieren, ich frage um Ihre Kameradschaft.“

Der Landstreicher schüttelte mit dem Kopf.

Wunderliche Frage. —

„Nein, mein junger Herr, auf den Leim kriechen wir nicht. Dazu sind wir doch nicht grün genug. Sie sehen zwar heute bißchen verrungeniert aus; — haben wohl durchgeschwärmt — was? — aber gegen mich sind Sie ja der reine Graf. Und da sollte Ihnen an meiner Kameradschaft gelegen sein? Was? Woher beziehen Sie Ihren Sold? Sind Sie ein kleines Spitzelchen? Wenn Sie hungrig sind und haben, was dazu gehört . . . weshalb gehen Sie nicht ins Dorfwirtshaus und lassen sich geben? Wenn man Geld hat, braucht man nicht Freunde und Mitesser, die in Lumpen gehen, von der Straße einzuladen.“

„Sie wollen mich nicht, aber ich lasse Sie nicht," sagte Franz. — „Ich komme zu Ihnen im Namen dessen, der uns beide in seiner Hand trägt. Sie sind hungrig, ich will Sie speisen, Sie sind nackt und bloß, ich will Sie kleiden."

Der Vagabund sah ihn lange an, ohne etwas zu sagen.

„Nein, so was!" erwiderte er endlich, „so was im Nebel! Das klingt, wie 'ne Frühpredigt. Aber ich glaube nicht daran. Was soll's? Foppen lasse ich mich nicht ... Solche Menschen, die das tun, was Sie sagen, die gibt's ja gar nicht."

„Meinen Worten glauben Sie nicht. — Sie wollen Taten sehen. Und da haben Sie recht. Was soll das Reden? Sieh, Freund, ich habe einen Gang zu tun, bei dem ich kein Staatskleid brauche. Gehen wir in die Hütte und wechseln wir die Kleider. Figur und Größe passen. Im übrigen können Sie nur gewinnen. Und dann: hier ist ein Beutel. Es ist viel Geld darin, das alles gehört dir, wenn du ausrichtest, was ich sage.

„Vorläufig erhältst du einen Taler. Du gehst ins Dorf und kaufst, was wir zum Frühstück brauchen. Ich möchte nämlich mit dir hier essen und nicht im Dorf. — Hier, wo uns kein Mensch sieht. Der Bauer hat seine Kühe aufgestallt, hierher wird niemand kommen.

„Du kaufst also Brot und Butter und Wurst und Speck und Eier. — Die Eier müssen hart gekocht sein. Salz ist nicht zu vergessen. Und ein wenig Kümmel, nur zum Erwärmen, nicht über ein Achtel Quart. Ich gebe noch ein Achtschillingsstück dazu: ein bißchen kalten Braten, wenn es zu haben ist. — Ich erwarte dich hier. Und dann wollen wir essen, wir zwei beide, und wollen uns was erzählen. Und dann wollen wir als gute Freunde scheiden, der eine zur Rechten, — der andere zur Linken. Ich gehe einen Weg, auf dem ich keinen anderen Begleiter brauchen kann, als meine Gedanken. — Willst du? Ich nenne dich du, weil ich dein Freund bin. Vergib mir, ich habe noch nicht deine Erlaubnis."

„Nein, so ein wunderlicher Kauz ist mir noch nicht in den Weg gelaufen!" wunderte sich der Vagabund. Und war noch immer mißtrauisch. — „Merke schon, habt keine reinen Papiere! — — Nun, mir kann's gleich sein. Warum sollt' ich's nicht wollen? Warum soll ich Sie in Ihren Plänen stören? Denn man los mit der Maskerade und her mit dem Geld!"

Es war bald geschehen. Franz war ein Bettler geworden. Eine Kappe mit großem Schirm, eine knopflose, schmutzig-braune Wollbluse,

blauleinenes Beinkleid, — alles zerrissen, Stiefel, deren Sohlen sich lösten. Der andere stellte sich nun als ein gutgekleideter, nur etwas übernächtiger, verwildeter Mann dar.

Er lachte.

„Nun sind Sie der Schnorrer, und ich bin der satte, durch das ewige Angeschnorrtwerden ergrimmte Gutsherr. Aber nun werde ich machen."

„Willst du, bevor du gehst, mir einen Gefallen tun?" fragte Franz.

„Sagen Sie!"

„Sei mein Freund und sag du zu mir und umarme mich!"

„Du meinst es also ehrlich?" erwiderte der Gutgekleidete. „Donnerwetter noch einmal, du bist wirklich ein guter Kerl. Komm her! Ja, du sollst mein Freund sein."

Die beiden Ausgestoßenen lagen sich in den Armen.

„Ich werde dich bitten," bemerkte Franz, „nach dem Essen, wenn ich dir meine Geschichte erzählt habe, die Umarmung zu wiederholen."

## Siebzehntes Kapitel.

Der neue Freund unsers Franz war ein gewerbsmäßiger Einbrecher, ein sogenannter „schwerer Junge". Er stammte aus gebildeter Familie, war Kaufmann gewesen, war der Versuchung erlegen und hatte Geld unterschlagen, war im Gefängnis gewesen und hatte dann als mittelloser, stellenloser Mensch mit dem Makel des Bestraftseins keinen ehrlichen Erwerb mehr finden können. Da hatte er sich einer Diebesbande angeschlossen.

Manches Jahr hatte er im Zuchthaus zugebracht und war immer wieder zu seinem Diebsgewerbe zurückgekehrt. Ursprünglich aus Not zum schweren Verbrecher geworden, hatte ihn später auch der Wagemut gereizt. Er besaß etwas vom Stolz der Verbrecheraristokraten, so ganz außerhalb der legalen Philisterwelt zu stehen. In der letzten Zeit war er, wie er selbst gestand, ganz heruntergekommen, er hatte sich sogar bei offenen Diebstählen beteiligt. Seine Bandenbrüder waren abgefaßt worden, nur ihm war es gelungen, zu entkommen. Nun lief er ohne Ziel durchs Land. Er nährte sich kümmerlich von Feld- und Hühnerdiebstählen, er war auf dem Weg, nach Hamburg zurückzukehren, da ein Mann seines Schlages nur in der Großstadt sein Fortkommen finde.

„Und hast du niemals Reue, niemals das Bedürfnis verspürt, dich vor deinem Gott zu demütigen und Buße zu tun?"

Der Züchtling lachte.

„Nu, du bist aber ein richtiger . . . du . . . Mich vor Gott demütigen, vor ihm Buße tun? Weshalb sollte ich Buße tun? Warum mich vor ihm demütigen? Wenn er allmächtig ist — warum hat er die Welt so erschaffen, wie sie ist, eine Welt, worin es allerorten schwere Jungen gibt? Weshalb hat er mich nicht geleitet und geführt, daß ich ein ehrlicher Philister wurde? Und wenn die Schuld an mir und an meiner schlechten Seele liegt, weshalb hat er mir ein so schlechtes Herz, eine so schlechte Seele gegeben? Reue, Buße, Demütigung? Nein, lieber Freund, das tut mir leid, dazu habe ich wirklich keinen Grund."

Eine solche Verstocktheit weckte in Franz den Wüstenprediger, fachte in ihm das rednerische Feuer an. So hielt er in seiner Lumpenkleidung auf der Buchenwiese angesichts unzähliger schwarzer Maulwurfshügel in der Kuhjungenhütte beim Frühstück dem schweren Jungen eine Strafpredigt, die dieser mit Erstaunen anhörte.

„Junge, ja," sagte der Angestrafte, „du verstehst es aber. Du machst einen ja ordentlich warm. Und du meinst wohl wirklich, was du sagst. Was bist du eigentlich? Ein Schulmeister, der seinen Pastor geprügelt, ein Priester, der mit Frauenzimmern zu tun gehabt hat? Oder bist ein Ordensbruder, oder so was? Ein Theologe, der gestrauchelt hat und dann Kludenpetter (Ökonom) geworden ist?"

„O nein," sagte Franz. „Ein Gelehrter, ein Schulmeister, ein Ordensbruder — das alles bin ich nicht. Ich bin das, was ich scheine, aber auch noch was, was ich vielleicht noch nicht scheine. Ich bin ein Mörder."

„Ein Mörder?" wiederholte der schwere Junge. Er säbelte just an einem Stück Speck, sah einen Augenblick auf und seinen Wirt an und schnitt das Stück dann vollends herunter. — „Na, hör mal, das ist wohl bißchen aufgeschnitten. Wird wohl so schlimm nicht sein. Aber erzähle!"

Nun fing Franz an zu erzählen und zu berichten. Er erzählte die ganze Geschichte so, wie wir sie erzählt haben. Die Leiden seiner Mutter, das Verbrechen seines Vaters, seine Berufung zum Rächer . . . das mit Witten, das vom Jahrmarkt . . . alles, alles erzählte er.

Der alte Zuchthäusler schwieg.

Vatermord, das rüttelte ihn doch . . . „Den eigenen Vater hast du vergiftet?" wollte er sagen. Aber er zwang jedes Zeichen der Verwunderung zurück. Denn er empfand — er wußte selbst nicht, wie

es ihn so überkam — wirklich so was wie Liebe gegen Franz. Es war nämlich so lange — ach, wie lange! — her, daß jemand gut mit ihm getan, wie lange, daß Gefühle von Liebe und Freundschaft gegen irgend einen in ihm erweckt worden waren! Wie lange war es her, daß ihm etwas widerfahren war, das wirklich wie eine Wohltat aussah! Er kannte sich und wußte, daß er hart und verhärtet und verbittert war. Vielleicht hätte auch er sich im Drange der Not in rascher Tat an einem Menschenleben vergreifen können, aber — Gott sei Dank! — diese Gelegenheit, diese Notwendigkeit, war niemals an ihn herangetreten . . . Menschenleben hatte er nicht auf dem Gewissen. Das war ihm in seinem Verbrecherleben immer wie ein Verdienst erschienen. Das wollte er, wenn wirklich was Wahres an der Fabel eines ewigen Gottes, eines Weltgerichts sei, gegen einen Berg von Sünden in die Schale werfen. Und nun hatte dieser junge Mann einen Mord, einen ganz vorbedachten Mord begangen, begangen an seinem eigenen Vater. Das war zu fürchterlich! Mit solcher Tat auf dem Gewissen kann man nicht leben.

Franz las seinem neuen Freunde diese Gedanken von der Stirne.

„Du schweigst. Sag, ist meine Tat so schrecklich?"

„Schön ist sie nicht, mein Lieber. — Aber," sagte der schwere Junge, „aber ich bin dir doch gut."

„Kann man nach solcher Tat noch leben?" forschte Franz weiter

Der schwere Junge, der Landstreicher, der Dieb, drückte ihn anstatt aller Antwort wortlos an seine Brust.

„O, ich verstehe dich, ich versteh' — o — Dank dir. Dank, tausendmal Dank. Es steht auf deinem Gesicht, das Wort, das ich gestern nacht hörte, das mich tief getroffen, aber auch geweckt und aufgerüttelt hat. — Mit einer solchen Tat auf dem Gewissen kann man nicht leben.

„Es ist wahr, ich habe kein Recht mehr zu leben, ich kann auch nicht mehr leben.

„Ich gehe, auf Gottes Gnade hoffend. — Ich erhoffe sie aber auch für dich. Denn ein Herz, das noch Mitleid mit andern hat, kann sich selbst dies Mitleid nicht versagen. Und nur der von mir angegebene Weg kann ihm Frieden geben. Ich weiß es: du wirst es noch über dich gewinnen, dich vor dem zu demütigen, dessen Liebe uns alle überstrahlt."

Den Geldbeutel schüttelte er in die Hand des Freundes aus.

„Tu mir den Gefallen! Nimm, mir ist es nichts nütze. Dir helfe es auf den rechten Weg. Leb wohl!"

Die beiden Ausgestoßenen lagen sprachlos auf der Binsenkoppel, angesichts der Maulwurfshügel — da lagen sie sich sprachlos in den Armen.

## Achtzehntes Kapitel.

So ging Franz zurück, seinem Richter entgegen. Vor zweitausend Jahren ist ein Zimmermannssohn zur Schädelstätte gegangen, der trug größeres Leid. Ich habe keinen Vergleich mit ihm gemacht, und unserm Franz lag nichts ferner als eine gotteslästerliche Gleichstellung mit dem Erlöser. Noch hatte er den Frieden nicht ganz, aber in seinem Herzen war die Zuversicht, ihn zu finden.

Auf der Wiese vor der Hirtenhütte hatte er sich mit der Menschheit versöhnt, ihr hatte er nichts mehr zu geben, von ihr nichts mehr zu empfangen als — das Gericht.

In seiner Bettlertracht blieb er unerkannt, ja beinahe unbeachtet. Der Nebel verdichtete sich, er wurde zum Mantel, der die ganze Bettlerschmach verhüllte.

Er traf wenige Menschen. Wenn sich bei dichtem Nebel zwei im schmalen Heckenweg begegnen, es ist wie das Aneinandervorübergleiten von Schiffen auf weitem wilden Ozean. Jeder Wanderer trägt eine graue Wand vor sich her, die ihm nur drei Meter Gedankenraum gönnt. Und die Figuren, die Gestalten der Begegnenden, die auf dieser Wand erscheinen, sind wie das Schattenspiel auf der Netzhaut des Nebelgottes. Erst verwaschen und unbestimmt und grotesk, dann bestimmter, aber noch immer unbestimmt, endlich Rätsellösung, das mit fragend verhaltenen Augen vorüberstreicht. Man sieht sich noch einmal um, aber das Nebelmeer ist bereits über die Erscheinung zusammengeschlagen. Ach, unsere Augen sehen zu scharf; das Harte, das Unschöne tut weh. Und deshalb liebe ich den Nebel.

Es war der letzte Tag, der unserm Franz gehörte. Er nützte ihn aus. Er ging und ging immer im Nebel umher. Und als sich schließlich ein Wind erhob und die graue Wand hinwegnahm, stand er vor jedem Busch und Gesträuch, vor jedem Baum, und fand des Staunens kein Ende, über all die Wunderwerke, an denen er nun bald dreißig Jahre stumpf vorübergegangen war.

Am Mittag fiel etwas Regen, und dann kam die Sonne.

Es war hell und windig geworden, als er unter den Linden stand, die das Grab seiner Mutter beschatteten.

Aber an der Kirchenmauer nach der Fensterseite hin, da rausch-

ten doch die ältesten und schönsten Stämme. Ihre Blätter sahen aus wie weiches, biegsames Gold. Der brausende Wind fuhr hinein. Da flog ein Goldblatt nach dem andern um die Kirchenecke. Sieh, sagte der Wind, ich bin ein König. — Ein großer Herr bin ich, ich reiß' das Gold ab und hab' noch immer was am Baum, damit zu sausen. — Ein Gewirr von Schatten und Licht schob der Wind über die schmalen Fensterbögen hin und her, und zu Franz sagte er: Geh in die Kirche, Junge, es tut dir gut, und die Tür ist offen.

Die Tür war wirklich offen, und Franz ging hinein.

Für ihn war die Kirche ein kleines Abbild des Himmels — groß und gewaltig — im Schoße der Gottheit, in ewige Dämmerung eingelullt.

Die Zeichnungen der langen Fenster fielen hart und scharf auf weißgetünchte Wand, windgeschüttelter, zerfließender Laubschatten lief darüber her. —

Für Franz waren es Irrwege gottentfremdeter Seelen.

Unter der Orgel stand der Altar des Herrn. — Die braune Sammetdecke mit ihren langen Fransen — ihm war es ein Bild der Langmut und Liebe des himmlischen Vaters.

Der Altar stand im Schatten. — Wie kam es, daß aus der Sonnenbahn dorthin Licht verstäubte? — Lebendige Glanzwellen liefen sachte über die Perlenschnüre ihrer Ränder.

Franz sah es und deutete sich's als Verheißung himmlischer Gnade.

Der Giftmörder betete. — Zerknirscht lag er vor seinem Gott im Staub. — Sich auf die Stufen des Altars niederzuwerfen, hatte er sich nicht für würdig gehalten. Er kniete auf der Kirchenbank.

Stunde auf Stunde verging. — Franz sprach noch immer mit seinem Gott.

Die Sonnenfenster in der Wand waren klein und matt geworden und schimmerten nur noch von dem Wiederschein eines blassen Abendrots. Matt und klein wurden die blanken Lichtpunkte: die glänzenden Orgelpfeifen, der heilige Johannes mit dem polierten Taufbecken, das Marmorkreuz mit dem gemarterten Erlöser.

Die feine, summende Stille des Nachmittags war in den dunkleren Baßton des brütenden Abends hinübergeflossen, die schemenhaften Gestalten der Nacht machten sich auf und kamen vom Turme herab, aus den Ecken von der Sakristei her. Sie setzten sich in die Kirchenstühle, rafften die schwarzen Kutten um den magern Leib und verhüllten ihr Angesicht.

Und Franz sprach noch immer mit seinem Gott.

Wäre er bei wachen Sinnen gewesen, er hätte das schwere, ächzende Gangwerk der Kirchenuhr gehört, die oben im Glockenturm hing, er hätte auch die Schritte des Kirchendieners gehört, der die Wände des Gotteshauses da draußen abmaß und am Türschloß hantierte — aber Franz nahm von alledem nichts wahr — er sprach mit seinem himmlischen Vater.

Schließlich rüttelte ihn doch die Turmuhr auf. Er hörte ein schnappendes, schnarrendes Geräusch; es war der Ablauf einer Vollstunde anzusagen. Wie der in Beben und Zagen gefaßte entscheidende Entschluß einer sündhaften Seele rollte und rasselte es von der Balkenlage des Glockengehäuses herab, ehe die erlösende Tat — der Glockenschlag — erfolgte. Der letzte Schlag geriet kräftiger und bündiger als die voraufgehenden. Der Hammer traf derber. — Dann summte es in dem alten Kasten befriedigt nach.

Ich will die Obrigkeit nicht länger warten lassen, dachte Franz, erhob sich und — ging.

Aber die Tür, durch die er gekommen war, fand er verschlossen. Es war Abend geworden, es war ganz dunkel.

Die Kirche lag einsam am Bach und im Friedhof. Franz hätte sich nicht bemerkbar machen können, auch wenn er es gewollt hätte. — Er setzte sich, kurz entschlossen, in den Stuhl seines Erbes, um den Morgen zu erwarten.

Ganz ruhig. Er konnte sogar an das grausige Gericht denken, das einstmals an dieser Stätte über den Spötter ergangen war. Er war getrost, wie es die Magd gewesen war, er hatte Gott den Herrn nicht versucht, er war nur ein Mörder. Alljährlich zu Allerheiligen sollte sich der Spuk wiederholen. Es war jetzt Allerheiligennacht. Auch das schreckte ihn nicht, Franz war ganz Ergebung.

Nun mußte sich's zeigen. — Hatte Gott ihn verworfen oder zu Gnaden angenommen? Überantwortete er ihn dem Bösen, oder hielt er die schützende Hand über ihn?

Wer weiß, vielleicht schickte er ihm gar einen guten, aus aller Wirrsal erlösenden Traum!

## Neunzehntes Kapitel.

Um fünf Uhr stand Pastors Grete auf. So auch am folgenden Morgen. Sie hatte die Küchenlampe angezündet, hatte den nur leise klirrenden Eimer (Grete war eine rücksichtsvolle Grete) genommen, war

nach dem Brunnen gewesen und hatte die Tür offen gelassen; nun war sie dabei, den Herd anzuheizen.

Plötzlich schrie sie laut auf, so sehr war sie erschrocken.

Ein zerlumpter Mensch, ein Strolch stand vor ihr.

Sie erschrak dermaßen, daß sie in das Schlafzimmer der Pastorsleute lief. Der Pastor aus dem Bett und im Schlafrock nach der Küche:

„Was wollen Sie, Mensch? Wer sind Sie?"

„Ich bin Franz."

„Franz? ... Franz? ... welcher Franz?"

Der Pastor konnte sich auf das Gesicht nicht besinnen.

„Ich bin der Franz, der seinen Vater vergiftet hat. Ich bin ein Mörder, und ich will gerichtet werden."

Der Pastor, noch immer verständnislos und fassungslos:

„Wo kommen Sie her?"

„Ich komme aus der Kirche ... Ich war dort eingeschlossen."

„In der Kirche eingeschlossen? Diese Nacht?"

„Diese Nacht, Herr Pastor. Ich war gestern nachmittag hineingegangen, zu beten. Der Kirchendiener schloß die Tür ab, ohne zu wissen, daß ich drinnen sei."

Der Pastor sah ihn mit großen Augen an.

„Und wie sind Sie herausgekommen?"

„Ich fand einen Ausgang durch die Sakristei."

„Das ist richtig," murmelte der Pastor. „Die Tür ist offen. — Und was wollen Sie jetzt?"

„Ich warte auf den Scharfrichter."

„Schrecklicher ... M ..."

Schrecklicher Mensch hatte der Pastor sagen wollen, hielt aber, sich auf die Lage besinnend, an sich. „Kommen Sie mit nach meiner Stube, Franz," sagte er kurz.

In der Stube nötigte der Geistliche den Mörder zum Sitzen. Franz aber blieb stehen.

„Schrecklicher Mensch," fuhr es dem alten Herrn hier, wo sie unbelauscht waren, wirklich heraus. — „Sie wollen unserer Gemeinde das Schauspiel einer Hinrichtung geben, wovon man noch Jahre, ja, ein Jahrhundert, reden wird? ... Sie wollen den guten Ruf unserer Gemeinde untergraben? Wenn Sie nur nicht da wären, dann würde der Fall mit der Zeit vergessen werden. Es würde Gras darüber wachsen. Aber nun kommen Sie und sagen nur so: ‚Ich will ge-

richtet werden, ich warte auf den Scharfrichter.' — Junger Mensch, meinen Sie denn, das sei eine so einfache Sache, sich köpfen zu lassen? Glauben Sie, Sie haben nur nötig, sich zu stellen, und dann geht es los, morgen, übermorgen? Meinen Sie, damit sind die Behörden so leicht bei der Hand? Wissen Sie, daß da zunächst ein Untersuchen, Erheben und Inquirieren anfängt, bei dem sich die Seele im Leib umkehrt? Und haben Sie bedacht, was es heißt, den Kopf auf den Block legen und zum Scharfrichter sagen: ‚Schlag zu!'"

Der Pastor wurde beinahe komisch in seiner Erregung. Er war mit dem Übeltäter, der absolut gerichtet sein wollte, allein. Dazu hätte er gar nicht aus der Küche zu gehen brauchen, denn die Grete war gar nicht dahin zurückgekehrt, sie stand noch immer zitternd bei der Frau Pastorin in der Schlafstube.

Mit großen Schritten ging der Pastor bei kaltem Ofen im warmen Schlafrock auf und ab ... Ohne recht zu wissen, was er tat, zündete er sich eine Zigarre an und bot dem Mörder, der um die Güte bat, ihm den Kopf abzuhacken, auch eine.

Franz dankte, er war zum Rauchen doch nicht recht aufgelegt.

„Da hab' ich gedacht," sprach der Pastor halb für sich, „hab' gedacht, der geht sicher übers große Wasser. Ja, ich will's gestehen, gefreut habe ich mich bei dem Gedanken. Denn, was hat man davon, daß uns der Henker einen Besuch macht. Ein Menschenleben ist ein Menschenleben, wenn's auch einem Mörder gehört. Und schad ist es doch um den jungen Mann. Es war doch eigentlich so eine Art fixe Idee, und es fragt sich noch, ob er dafür zu büßen hat. Und nun kommt der, ist eine ganze Gespensternacht hindurch in der Kirche, stört einen zur nächtlichen Stunde und sagt: ‚Ich will gerichtet werden.'"

„Hör' mal, Franz!" wandte er sich an diesen. Hast du just kein Geld und magst es nicht von Hause holen? Ich geb' dir was, so viel, wie ich im Hause habe. Tu mir den einzigen Gefallen und mach, daß du aus dem Lande kommst, und schlag dir den dummen Gedanken ..., den Kopf preiszugeben, aus ..."

Er stockte, der Pastor wußte nicht recht, woraus Franz sich diesen Gedanken schlagen sollte.

„Sieh, Franz," fuhr er fort, und sah väterlich ernsthaft drein, „man hat doch nur einen Kopf, und den läßt man sich nicht nehmen."

Nun zuckte es doch um seine Mundwinkel, und Franz lächelte vollends.

Unglaublich beinahe, aber wahr ist es: Franz lächelte.

Der Pastor verstand das falsch.

„Nun, du denkst ja auch nicht anders," sagte er und musterte den Anzug seines Gastes. „Die Verkleidung ist ganz gut. Das andere kann ja nicht dein Ernst sein. Ich persönlich hab' ja nun gar nichts mit der Sache zu tun, ich bin nicht Polizei, das ist der Kirchspielvogt. Also sag's, wieviel brauchst du?"

„Wenn ich an verkehrter Stelle bin, dann bitt' ich um Entschuldigung," erklärte Franz. — „Dann will ich Sie nicht weiter stören. — Geld? Nein, Geld kann ich nicht brauchen. Aber für Ihren guten Willen, für Ihre Menschlichkeit herzlichen Dank. Meine Kleidung habe ich mit einem Bettler gewechselt, ihm habe ich auch das Geld gegeben, das ich bei mir führte. Aber mit einer Verkleidung hat das nichts zu tun. Solange ich noch lebe, Herr Pastor, wollte ich gerne nach den Worten der Schrift tun. Und in der Schrift steht auch: Seid gehorsam der Obrigkeit. Und die Obrigkeit führt das Schwert nicht umsonst. Und noch eines, Herr Pastor, möchte ich Ihnen sagen. Sie können es nicht wissen, Sie haben noch keinen Mord begangen. Ich bin jetzt heiter und sicher und froh. Ich hab' heut Nacht in der Kirche sogar gute Träume gehabt. Aber diese Träume und das Gefühl der Zuversicht und des Friedens schickt mir der gnädige Gott nur, weil ich mir vorgenommen habe, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Ich will meinen Gott nicht betrügen. Das würde sich auch nicht lohnen. Denn wissen Sie, Herr Pastor," — und er trat dicht an ihn heran und flüsterte: „Nach einer solchen Tat kann man nämlich nicht mehr leben, oder nicht anders leben als mit dem Bewußtsein, einen auf kurze Zeit geliehenen Kopf zu tragen."

Der Pastor sah ernst und feierlich drein.

„Tu, was du willst, Franz. Und wenn du die Kraft hast, dann geh zum Kirchspielvogt und stell dich den Behörden. Aber wie du dich auch entscheiden wirst, ohne Trost und ohne ein gütiges Wort, ohne Trank und ohne Speise lasse ich dich nicht."

„Grete!" rief er zur Tür hinaus.

„Grete," befahl er, als sie endlich erschien, „heize flink in meinem Studierzimmer — da ist ein kleiner Kanonenofen. — Da wird's leicht warm," wandte er sich an Franz. — „Und dann" — zum Mädchen — „koch Kaffee und trag auf, was der Keller bietet. Und dann hol meinen grauen Anzug her — er ist mir ein bißchen eng," wandte er sich wieder an Franz, „er wird passen. Wir müssen uns aushelfen. Wenn man satt und warm ist und heile Kleidung an hat, dann hat

man doch mehr Mut. Es ist auch würdiger. Satt und gut gekleidet, tut man einen schweren Schritt leichter.

„Du bist heute mein Gast," fügte er hinzu. „Vielleicht besinnst du dich anders und denkst, daß der liebe Gott dir auch so seine Gnade schenken kann. Dann bleibt's bei meinem Angebot. Solltest du aber heute mittag noch meinen wie jetzt, dann geh zum Kirchspielvogt.

„Lieber Freund," fuhr er fort, und legte unserm Franz die Hand auf die Schulter: „Da stehst du mit einem gesunden Kopf auf geraden Schultern. Und willst diesen Kopf der weltlichen Gerechtigkeit überantworten. Junger, lieber Mann! Die Gnade des Herrn muß mächtig in dir sein, daß du dies über dich vermagst. Es gibt nicht viele, die dir das nachtun. Ich war ein schlechter Geistlicher, daß ich dich flüchtig, dich schwach sehen wollte. Nun bin ich fast stolz auf dich. Vielleicht ist es besser, du bleibst deinem Vorsatz treu und gehst zum Kirchspielvogt."

## Zwanzigstes Kapitel.

Franz ging zum Kirchspielvogt.

Es verging vielleicht ein Jährchen, da war er am Ziel. Franz wurde zum Tode durch das Beil verurteilt. Einige der Grausamkeit jener Zeit entsprechende schimpfliche und quälende Nebenstrafen wurden von dem Landesherrn gestrichen. Mit dem Einwande, daß „Inquisit" in Wahnsinn gehandelt habe, wurde der Verteidiger nicht gehört. Der Vorwand, Franz habe den Tod seiner Mutter rächen wollen, fand bei dem Gericht überhaupt keinen Glauben. Die Beweggründe suchte man hauptsächlich in dem Verhältnis zu Witten und was damit zusammenhing, hielt auch erb- und habsüchtige Motive nicht für ausgeschlossen.

Von der Leichenuntersuchung der Frau Lisette wurde, als bei der Länge der Zeit ganz aussichtslos, abgesehen; bei Mutter Mariecken ergab der Befund zur nicht geringen Bestürzung des Angeschuldigten, daß sie an einer Unterleibsentzündung, hervorgerufen durch einen Pflaumenkern, gestorben war. Von Arsenik oder von einem andern Gift keine Spur.

Also alles, alles umsonst? Nicht einmal ein gerechter Grund, der Vater schuldlos? So fragte der Gefangene sich in seiner Zelle.

Seine Haltung und Festigkeit verließ ihn nicht. Er ging wie ein Sieger auf die Galgenwiese in die Arme seiner Mutter. Er kannte ja die Stelle. Der Gnade des himmlischen Richters fühlte er sich sicher.

„Schlag zu!" sagte er zu dem Henker.

## Schluß.

Als wir mit Vater nach S. fuhren, sahen wir vom Vierth aus das Dorf und die Kirche.

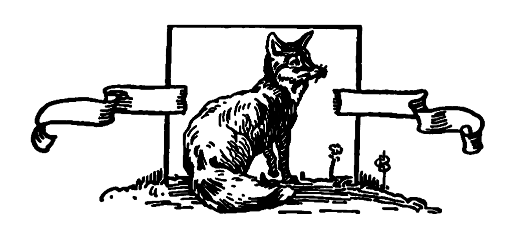
„Br!" sagte der Vater — und erzählte uns. Und als auserzählt war, ging's an schwarzen, in Weidenbüschen vergrabenen Wasserlachen vorüber. Und dicht vor dem Ort kamen wir in runder Biegung um einen unbebauten Platz herum. Zwischen Steinklötzen und Schutt bogen sich lange, gelbgrüne, harte Grashalme im Morgenwind. Ziegenböcke grasten sie ab.

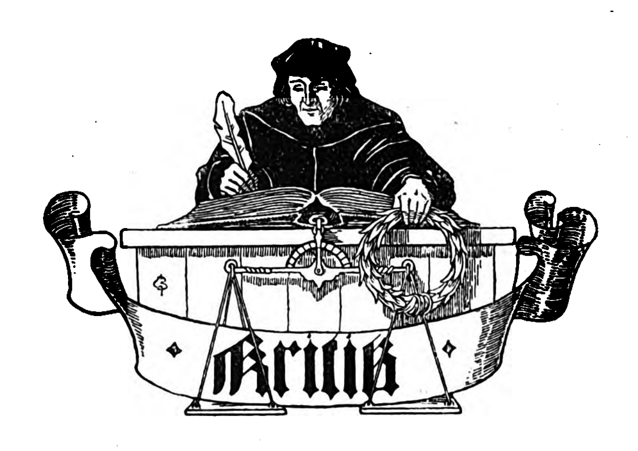
Die Tiere waren langbeinig und schwarzbunt und hatten einen wüsten Bart. Kauend und kletternd sahen sie mit listigen Augen nach unserm Wagen.

Der „Rattensteert" von Vaters Peitsche winkte ganz heimlich hinüber. Gesprochen wurde nichts. Wir wußten alle: Da war es gewesen. Ein Druck band die Gemüter, — halb war es Andacht, halb war es Grauen. Er lag noch auf unsrer kleinen Gesellschaft, wenn die Hufe der Pferde das Steinpflaster des Dorfs schlugen.

Aber wenn der Knecht des Gasthofs, wenn Johann sichtbar wurde, dann war es weg. Denn Johann lachte immer über das ganze Gesicht, und er lachte auch heute. Er hatte immer eine blaue Futterschürze mit Bändern aus Messingketten um und warf immer einen Besen in die Ecke, oder stellte rasch einen Eimer weg, wenn wir in das Dielentor einbogen. Johann rief immer lachend Guten Morgen. Und den schwitzenden Pferden die Stränge zu lösen, machte ihm offensichtlich unsagbares Vergnügen.

Auf der Galgenwiese unter der Eiche, wo die Mutter ihren Sohn in ihre Arme nahm, steht ein Granitstein. Das Schwert der Gerechtigkeit ist darauf eingemeißelt. Mir scheint, das Zeichen verirrter Liebe hätte auch gepaßt, — zum Beispiel eine Fackel, oder ein brennendes Herz, deren Flammen vom Sturm aus der Richtung getrieben werden.






# Neue Bilderbücher und Jugendschriften für den Weihnachtstisch.

Drei Elemente sind es vor allem, aus denen sich unsere heutige Kultur entwickelt hat und die als deren Grundlagen anzusehen sind: es sind dies die christlichen, nationalen und klassischen Elemente. Diese geschichtliche Erwägung, welche nicht bestritten werden kann, und die gleichzeitige Betrachtung höchstgefaßter Menschenerziehung bringt uns die Überzeugung, daß wir nur in möglichster Reinhaltung, inniger, lebensvoller Durchdringung und höchster Entfaltung dieser drei Elemente unsere Kultur- und Lebensaufgabe als Erben der Antike und unseres Volkstums wie als Christen erfüllen können. Soll aber diese Überzeugung fruchtbringend werden, so muß sie sich der Erziehung in Schule und Haus bemächtigen, muß der einseitig naturwissenschaftlichen, einseitig ästhetischen Erziehung Ziel geben, und ebenso allen Teilgebieten der Erziehung — der Jugendlektüre. Im Hinblicke auf die Elemente unserer Kultur und das oberste Erziehungsziel ergibt sich uns als Leitsatz für die Auswahl von Schriften: „Fürs christliche, deutsche Haus kann kein Jugendbuch empfohlen werden, das eine Erziehung in christlichem, nationalem, klassischem Geiste irgendwie beeinträchtigt." Für die Beurteilung von Jugendschriften der schönen Literatur steht sodann, die Erfüllung jener Forderung vorausgesetzt, Wolgasts Satz obenan: „Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein," sie muß ästhetischen Wert haben. Dabei muß sie aber auch der von Linde betonten Forderung, „Kindertümlichkeit" zu besitzen, nachkommen, einer Forderung, die auch an die Jugendbücher belehrenden (wissenschaftlichen) Inhaltes zu stellen ist. Außerdem aber ist von ihnen zu verlangen, daß sie auf der Höhe der Zeit stehen und ihren Stoff in gediegener Form zum Vortrage bringen.

Das Bilderbuch haben wir kaum erst nach künstlerischen und pädagogischen Grundsätzen zu werten begonnen. Und doch soll auch schon das Bilderbuch, wie das H. Wolgast bereits auseinandergesetzt hat („über Bilderbuch und Illu-

stration"), für die Kleinen erziehend, wenn auch vorzüglich ästhetisch erziehend wirken. Die ästhetische Kritik bleibt aber immer nur ein Teil der Würdigung, die dem obersten Erziehungsziele nach christlicher, nationaler und klassischer Bildung gilt. Ein Übersehen dieses Zieles führt zu einseitiger ästhetischer Beurteilung, wie der viel erwähnte Fall „Fitzebutze" beweist. Wer das Dehmel-Kreidolfsche Fitzebutze-Vers- und Bilderbuch kennt, weiß, daß es christlichem und nationalem Empfinden widerstreitet und, statt die Jugend zum einstigen Verständnis der Klassik vorzubereiten, sie auf sezessionistische Irrwege führt. Das Wörtchen „undeutsch" spricht dem ganzen Werkchen das Urteil.

Von neuern und neuesten Bilderbüchern liegt mir vor: O. Pletsch „Gute Freundschaft" (Volksausgabe in Schwarzdruck, 0,90 Mk.) und O. Pletsch, „Springinsfeld" (5. Ausgabe mit sechs Farbendruckbildern. 3 Mk. Stuttgart, Loewes Verlag). Das erste Büchlein kann ohne Einschränkung empfohlen werden. Das zweite Buch wäre wertvoller, wenn es nur Schwarzdruckbilder brächte. Denn bei den Farbenbildern verdecken und verwischen die Farben die Konturen der Zeichnung und die Charakterisierung. Im Vergleiche hiezu steht A. Pocks, „Bilderbuch für die Jugend" (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Wien. 4 Mk.) in künstlerischer Wiedergabe der Farbendruckbilder höher. Das Werk gehört unbedingt zu den besten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete des Bilderbuches. Wegen der Soldatenbilder, die das Buch auch bringt, ist es in einer österreichischen und einer deutschen Ausgabe erschienen. Ein wertvolles Kinderbuch für Musik pflegende Familien ist Gotthards, „Ich kann schon singen!" Neue und alte Volkskinderlieder mit Klavierbegleitung und außerdem mit Illustrationen von A. Trentin (Verlag der Wiener Mode. Wien, Leipzig. 5 Mk.). Die Auswahl der 36 volkstümlichen Kinderlieder ist sehr gut getroffen und die Farbendrucke sind ausgezeichnete Leistungen. Eine gelungene Auswahl aus Fr. Gülls Kinderliedern bietet der Hamburger und Münchener Jugendschriftenausschuß in dem Büchlein „Kinderheimat in Liedern" (Bertelsmann in Gütersloh, 0,70 Mk.). Das Büchlein eignet sich zum Vorlesen wie zur Lektüre für die Kleinen.

Für die nächste Altersstufe von 8 bis 10 Jahren kommen vorzüglich Märchenbücher in Betracht. Über die Bedeutung der Märchen für die Erziehung ist viel gestritten worden. Unbedingt dürfen ihre Phantasie und Gemüt bildenden Anregungen nicht unterschätzt werden. Doch gebietet die Rücksicht auf das kindliche Alter und das Erziehungsziel, daß eine vorsichtige Auswahl unter den Volks- und Kindermärchen getroffen werde, oder daß im Notfalle selbst schonende Auslassungen und Bearbeitungen einsetzen. Ich bin der Überzeugung, daß von den jährlich erscheinenden Märchenbüchern unter hundert kaum fünf zur Lektüre für die Jugend ohne Ausstellung geeignet sind. Es gehen freilich auch die Meinungen über die Auswahl von Märchen für die Jugendlektüre sehr weit auseinander. Wer sich jedoch nicht auf den Ammenstandpunkt stellen will, alle Märchen für die Jugend geeignet zu finden, dürfte schließlich jenem Kritiker recht geben, der sagt: „Unser deutscher Märchenschatz bietet so viel Edles, Keusches, Schönes und Gutes, daß wir vollauf berechtigt sind, einen strengen Maßstab an die Märchenliteratur zu legen. Phantastisches ist nicht Phantasievolles, Ungehöriges, Unedles und Rohes bleibt ungehörig, unedel und roh auch im — Märchen." Diese Überlegungen zwingen mich zur Vorsicht, so daß ich aus der letzten

Ernte für diese Stufe nur das Jungbrunnen-Bändchen: „Die Gänsemagd. Der Eisenhans.“ Bilder von Braune (Berlin, Fischer & Franke. 1,25 Mk.) bestens empfehlen kann. Will man eine bessere Auswahl älteren Datums, so greife man zu G. Chr. Dieffenbachs „Goldenem Märchenbuch“ (Leipzig, Heinsius. 6 Mk.). Leider nur noch antiquarisch zu erhalten ist das vortreffliche „Märchenbuch“ von W. Wiechowsky (Prag, F. Tempsky. 2,50 Mk.).

Für Kinder von 10 bis 12 Jahren kommt vor allem die vom Kölner Jugendschriftenausschusse getroffene Auswahl des Jungbrunnens: „Märchen für die deutsche Jugend“ (Berlin, Fischer & Franke. 2 Mk.) durch vorzügliche Illustrierung und gediegene Ausstattung in Betracht. Ein schönes Buch sind auch die vom Hamburger Jugendschriftenausschusse herausgegebenen „Tiermärchen“ (Leipzig, Wunderlich. 0,60 Mk.). Den von H. Sohnrey herausgegebenen neuen Band der „Landjugend“ (Berlin, Warneck. 1,50 Mk.) kann ich, trotzdem der Band viel Gutes bietet und die Tendenz des Buches eine so vorzügliche ist, nicht ohne weiteres empfehlen. Der lügenhafte, spionierende Knabe, der in der Erzählung „Das Spionerl“ von Blüthgen der Hauptheld ist, ist keine einwandfreie Gestalt für die Jugendlektüre. Eine gute Jugendschrift muß sich schon in der Stoffwahl zeigen. Ebenso kann ich den inhaltsbunten „Knabenfreund“ (Stuttgart, Loewe. 4,50 Mk.) nicht unbedingt empfehlen, da er neben Besserem allzuviel Schwaches und Überflüssiges enthält, das vor keiner ernsten Kritik bestehen kann.

Für die nächste Altersstufe, 12 bis 14jährige Kinder, lassen sich einige wertvolle Nummern aus den neuen oder in neuen Auflagen erschienenen „Jugendschriften des österreichischen Lehrervereins“ auslesen. Ich hebe aus der Sammlung hervor: A. Stifter, „Bergkrystall“ und A. Stifter, „Katzensilber“; des weiteren W. Hauff, „Das kalte Herz“, dann E. de Amicis „Von den Apenninen zu den Anden“ und das Doppelbändchen Br. Grimm, „Märchen“ (1. Auswahl). Die Büchlein sind hübsch ausgestattet und zumeist mit gutem Bildschmuck u. a. von A. Pock versehen, doch ist der Preis 0,85 Mk. für das Bändchen für reichsdeutsche Begriffe etwas hoch. Von P. K. Roseggers Jugendschriften ist der Band „Waldferien“ in neuer 3. Aufl. erschienen (Leipzig, Staackmann. 4 Mk.). So viel des Schönen der Band auch bietet, so dürften doch gar vielen Bedenken aufsteigen, das Buch ohne weiteres ihren Kindern in die Hand zu geben, wenn ich auf die Geschichte „Als dem kleinen Maxel das Haus niederbrannte“ (S. 46) verweise, in der sich folgende Stelle findet: „Wenn ein Mensch mit dem Zündholz in ein Strohdach fährt, so wird er in den Kotter gesteckt — ist auch recht, gehört ihm nichts anderes. Aber wenn einer vom Himmel herunter Feuer auf das nagelneue Haus wirft, das ein armer, braver Arbeitsmann gebaut — Er unterbrach sich.“ Doch möchte ich das Buch wegen der vielen schönen Erzählungen, die sich ausgezeichnet zum Vorlesen für die Kinder eignen, für Eltern und Erzieher empfehlen. Unter dem Titel „Als ich noch der Waldbauernbub war“ hat der Hamburger Jugendschriftenausschuß bisher drei Teile aus den von Rosegger für die Jugend bestimmten Geschichtenbänden ausgewählt. Der dritte Teil ist mir noch nicht bekannt, den zweiten Teil muß ich ohne Einschränkung als vorzügliches Jugendbuch bezeichnen. Der erste Teil krankt an

derselben Stelle wie das Buch „Waldferien". Bezweifeln muß ich, daß der Hamburger Jugendschriftenausschuß in der Auswahl der „Tiergeschichten" (Leipzig, Wunderlich. 0,60 Mk.) eine glückliche Hand bewiesen hat. Denn ich halte es nicht für wohl angebracht, Kinder der schönen Hundegestalt „Krambambuli" wegen mit dem Hundehandel bei Branntwein und mit dem „Gelben" und seiner „Geliebten" bekannt zu machen. Die Schilderung solch leidenschaftlicher Existenzen und Vorkommnisse gehört nicht in das zulässige Gebiet für Jugendschriften. Geradezu greulich wirkt die phantastische und bluttriefende Erzählung „Rothund" von Kipling. Man unterschätze doch nicht die Bedeutung solch exotischer Phantastereien, die nur Begleiterscheinungen unseres einseitig naturwissenschaftlichen und dekadenten Zeitgeistes sind, mit Dichtung und ästhetischer Erziehung aber nichts zu tun haben. Anders steht es mit Thompsons „Bingo und anderen Tiergeschichten" (Leipzig, Pöschel & Trepte. 6 Mk.). Hier erzählt uns ein Naturforscher acht Tierbiographien, und zwar in einer Weise, daß ich keine Parallelen dazu wüßte. Sicher wird die Jugend aus diesen Erzählungen mehr als nur naturwissenschaftliche Kenntnis und Bildung schöpfen. Und doch muß ich auch bei diesem Buche eine Einschränkung machen. Denn einmal bietet u. a. die Wolfsgeschichte „Lobo" die Schilderung unnötiger Tierquälereien (S. 139, 142, 147), und außerdem enthält die Einleitung folgende bedenkliche Stelle: „aber ich hoffe, daß einige eine Lehre, so alt wie die Bibel, herauslesen werden — wir und die Tiere sind eines Stammes" — diese Stelle kann zwar biblisch aufgefaßt werden in dem Sinne, daß wir alle Geschöpfe Gottes sind, aber viel eher dürfte sie darwinistisch genommen werden. Die meisten der Erzählungen können unbeschadet von Kindern gelesen oder Kindern vorgelesen werden. Das Buch aber gehört nur in die Hand von Eltern oder Erziehern. Inhaltlich hoch bedeutsam, ist es trefflich illustriert und ausgestattet. Ein Buch, das keine Bedenken aufsteigen läßt und von dem eben das 30. Tausend erschienen ist, ist E. de Amicis' „Herz" (Basel, Goering. 2,80 Mk., Prachtausgabe 10 Mk.). Das Buch ist eigentlich für italienische Kinder geschrieben, doch wird es vom deutschen Kinde mit demselben Nutzen gelesen werden, selbst wenn ihm die Schilderungen der italienischen Schulverhältnisse etwas fremdartig erscheinen dürften. Es steckt eine bedeutende poetische und sittigende Kraft in dem Werke. Zur Einführung ins Gebiet der allgemeinen Naturwissenschaft kann ich kein besseres Büchlein empfehlen, als das leider noch immer die erste Auflage aufweisende „Das Feenreich der Wissenschaft", von A. Buckley (Altenburg, Geibel. 4,50 Mk.), das in zehn leicht faßlich und anschaulich geschriebenen Vorträgen die Jugend in das Gebiet der wichtigsten Naturvorgänge einführt. Nähere Bekanntschaft mit der heimatlichen Naturwelt vermittelt der neu erschienene, von Schwindrazheim illustrierte Band Dr. Kraepelins „Naturstudien in Wald und Feld" (Leipzig, Teubner. 3,60 Mk.). In sokratischer Weise wird die Jugend in den durch den Titel des Buches gekennzeichneten Naturkreis eingeführt. Die gute Aufnahme des ersten und zweiten Bandes, der „Naturstudien im Hause" 2. Auflage, und der „Naturstudien im Garten", sowie der Name des Verfassers sprechen für dies Werk. Derselbe Verlag bringt dann auch B. Landsbergs „Streifzüge durch Wald und Flur" (2. Aufl. 6 Mk.) als Gabe für den Weihnachtstisch. Der Verfasser ist bestrebt, die Jugend in Monatskreisen in die Natur einzuführen. Mustergültige Zeichnungen nach der

Natur unterstützen den Text. Das lebensvolle Treiben der Insektenwelt wird von Candèze-Marshall in humoristischer Weise in den zwei Büchern „Die Talsperre“ (Tragisch abenteuerliche Geschichte eines Insektenvölkchens) und „Herrn Grillens Taten und Fahrten zu Wasser und zu Lande“ (Leipzig, Seemann Nachf. 4 Mk. und 6 Mk.) zur Darstellung gebracht. Aufs eingehendste wird hiebei das Leben der heimischen Insektenwelt geschildert und durch ergötzliche Illustrationen veranschaulicht. Als auf ein vom christlichen Geiste durchwärmtes Buch sei auf Reinkes „Wanderungen in Gottes Natur“ (Münster, H. Schöningh. 2,50 Mk.) hingewiesen. Es empfiehlt sich vor vielen anderen, weil es die Natur unter einem höheren Gesichtspunkte erfassend darstellt. K. Hoffmanns „Planzen-Atlas“ nach dem Linnéschen System (Stuttgart, Verlag für Naturkunde. 12,50 Mk.) ist in neuer, 3. Aufl. erschienen. Durch 400 farbige Pflanzenbilder und 500 Holzschnitte veranschaulicht das Buch die wichtigsten wildwachsenden Pflanzen Mitteleuropas. Ein eingehender, systematischer Text erläutert die Bildwerke. Das Buch wirkt nicht nur im belehrenden, sondern durch die schön ausgeführten Farbenbilder auch im ästhetischen Sinne erziehend. Fast alle in dieser Gruppe genannten Bücher sind auch für das reifere Alter geeignet, von dem sie nur um so besser verstanden und auf das sie deshalb um so tiefer wirken werden.

Für das reifere Alter kommen von neueren Erscheinungen und Neuauflagen vorzüglich in Betracht: Ohorns „Kaiser Rotbart“ (München, Lehmann. 4 Mk.) und Roth, „Um des Reiches Krone“ (Leipzig, Schmidt & Spring. 6 Mk.). Das letztere Buch bietet im Gange einer historischen Erzählung ein Bild der Zeit Ottos des Großen. In ansprechender, oft auch etwas breitspuriger Art erzählt der Verfasser seine Geschichte. Gute Bilder und vornehme Ausstattung erhöhen den Wert des Buches. Treffliche Bearbeitungen unserer großen Heldensagen in Versen bieten die prachtvoll ausgestatteten zwei Bände: Engelmann, „Das Gudrunlied“ und „Das Nibelungenlied“ (Stuttgart, Neff. à 7 Mk.). Sie sind fürs deutsche Haus und die reife Jugend berechnet. Für diese kommen auch F. W. Webers „Dreizehnlinden“ (Paderborn, Schöningh. 6,80 Mk.) und W. Hauffs „Lichtenstein“, illustriert (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 Mk.) in Betracht. Nicht empfehlen kann ich die vom Hamburger Jugendschriftenausschusse herausgegebene Auswahl von Liliencrons „Gedichten“ (Berlin, Schuster & Löffler. 0,75 Mk.). Gedichte wie „Ich liebe dich“ mit dem Schluß:

„Und fern auf der Heide,
Und stirbst du in Not,
Den Dolch aus der Scheide,
Dir nach in den Tod!“

gehören in kein Buch für die Jugend. Eine bessere, doch etwas einseitige Auswahl weist das schöne Buch Dr. Loewenbergs „Vom goldenen Überfluß“ auf (Leipzig, Voigtländer. 1,60 Mk.). Es ist die schönste und billigste Anthologie neuerer Dichtung.

Zur belehrenden Jugendlektüre gehören O. Ehlers' „Samoa“ (Berlin, Paetel. 1 Mk.) und „Im Osten Asiens (Ebenda. 1,50 Mk.). In frischer und klarer Darstellung ihres Stoffes suchen die schön ausgestatteten und illustrierten Büchlein ihresgleichen. H. Vollmers „Der deutsch-französische

Krieg 1870/71 (I. Teil: Der Krieg mit dem Kaisertum) ist keine gewöhnliche, sondern eine lebensvolle Darstellung der großen Zeit, die in ausführlicher Weise deutsche wie französische Berichte sprechen läßt. Der Standpunkt des Verfassers ist sehr beherzigenswert, „daß Deutschlands Geschichte an sich, ohne ausschmückende oder verschleierte Darstellung, im stande sein muß, Liebe und Begeisterung für das Vaterland in unserer Jugend zu wecken." Dem vornehm ausgestatteten Bande soll noch vor Weihnachten der zweite abschließende Teil folgen. Solche Bücher entsprechen am meisten der Richtung, die ich hier für die Jugendschriftenkritik angedeutet habe. National und christlich soll sie in erster Linie sein, und ästhetisch dazu. Um so besser wird es um die deutsche Jugend stehen.

Josef Stibitz.



# Deutsche Volkskunde und schlesische Weihnachtspiele.

Im vorigen Jahre verlor die philosophische Fakultät der Berliner Universität den alten, hochverdienten Germanisten Karl Weinhold, den bekannten Verfasser großer mittelhochdeutscher Grammatiken und wertvoller kulturhistorischer Werke, wie „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter" und „Altnordisches Leben". In seinen letzten Lebensjahren, als Weinhold anfing, namentlich in sprachwissenschaftlicher Hinsicht hinter den jüngeren Gelehrten seines rüstig sich ausarbeitenden Faches zurückzubleiben, bebaute der Siebziger ein kleines Sonderfeld mit großem Glück: das der deutschen Volkskunde, der er von Jugend an liebevolle Bemühungen zugewandt, und die er, der berufenste Herausgeber der schönen „Zeitschrift für Volkskunde", außerordentlich bereichert hat. „Gewiß gehört keinem Germanisten ein größeres Verdienst um die Begründung der Hausaltertumskunde als Ihnen," durfte Erich Schmidt als Wortführer der Fakultät dem Kollegen beim goldenen Doktorjubiläum zurufen. „In Weinholds Werken," fährt die Adresse fort, „die den literarischen Urkunden und den sachlichen Resten der Vergangenheit, den Geschichtschreibern und den beredten, aber leicht täuschenden Dichtern das entschwundene Dasein abfragen, ist ‚nichts verzierlicht und nichts verkritzelt'." Der Altmeister ist nun dahin, aber Weinholdsche Schüler lehren und zeugen auf deutschen Universitäten, und die Volkskunde ist seither so erstarkt und gewachsen, daß uns um ihre glückliche Weiterentwicklung nicht bange zu sein braucht.

Karl Weinhold war ein Schlesier, und vor nunmehr einem halben Jahrhundert hat er zuerst in seinen „Weihnachtspielen und -Liedern aus Süddeutschland und Schlesien" das Gebiet des deutschen Volksschauspiels für die Wissenschaft erschlossen. Ein Beweis, daß er fruchtbaren Samen ausgestreut hat, ist das umfangreiche Buch, in dem der Breslauer Germanist Friedrich Vogt die

„Schlesischen Weihnachtspiele“ (Leipzig 1901, Druck und Verlag von B. G. Teubner) einer eingehenden Musterung, Sammlung und Erläuterung unterzogen hat.

„Rücksichtslos räumt das moderne Leben mit den alten Volksüberlieferungen auf. Des Volkes Mundarten und Trachten, seine Spiele und Feste, seine phantasievollen Vorstellungen von den Kräften, die in der Natur wirken, und alle die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche, mit denen es von alten Zeiten her in Haus und Hof, von der Wiege bis zum Grabe das tägliche Leben umgeben hat — das alles schwindet von Jahr zu Jahr zusammen unter dem Drucke jener Verhältnisse und Bestrebungen der Neuzeit, die auf einen immer weitergehenden Ausgleich der Bildung wie der Lebensführung der verschiedenen Stände hindrängen. Ein gutes Stück nationaler Eigenart und nationaler Lebenspoesie geht mit diesen Traditionen spurlos zu Grunde, wenn sie nicht wenigstens durch schriftliche Aufzeichnung der Nachwelt überliefert werden. Die Erkenntnis dessen ist jetzt bei allen Kulturvölkern erwacht und über ganz Europa hin hat sie zu der Gründung von Gesellschaften für Volkskunde geführt, in denen Gelehrte und Nichtgelehrte sich vereinigen, um die volkstümlichen Überlieferungen ihres Heimatlandes zu sammeln, das Gesammelte aber zu erforschen und die oft so merkwürdigen Beziehungen aufzudecken, welche auf diesem Gebiete Heimat und Ferne, Vorzeit und Gegenwart verknüpfen.“ Mit solchen Ausführungen begründete Friedrich Vogt im Jahre 1895 die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, die schon auf ein tüchtiges Stück gedeihlicher Arbeit zurücksehen kann. Das vorliegende Buch ist das erste eines geplanten Sammelwerkes, das in einer Reihe selbständiger Bände zunächst die Volksschauspiele, den Volksglauben, die Sitten und Bräuche, die Märchen, Sagen und Volkslieder der Schlesier nach der mündlichen Überlieferung der Gegenwart und nach älteren Aufzeichnungen dem Leser möglichst vollständig und in sachgemäßer Ordnung vorführen soll.

Gewiß wird dieses Unternehmen nicht nur der schlesischen Heimatkunde, sondern auch der germanistischen Wissenschaft dienen, und der vorliegende erste Band darf mit Dank und Freude lebhaft begrüßt werden. Gerade in den Weihnachtspielen hat sich die Volksseele am liebsten und am schönsten ausgesprochen, und nachdem uns K. J. Schröer die deutsch-ungarischen, August Hartmann die oberbayrischen, W. Pailler die oberösterreichischen und tiroler, Anton Schlossar die steirischen Weihnachtspiele vermittelt hat, sind uns nun auch die schlesischen hochwillkommen. Eine reiche Überlieferung stand unverdrossenem Spüreifer hier zu Gebote. Es handelt sich um das spezifisch schlesische Adventspiel, um das Spiel von Christi Geburt und um die Herodesdramen und das Sternsingerspiel, die sämtlich in zahlreichen, nach den heimischen Örtlichkeiten voneinander abweichenden Fassungen vorliegen, die Vogt gewissenhaft aufgezeichnet, gegeneinander abgewogen und in Einklang miteinander gebracht hat. Es spricht eine echt bodenständige, quellfrische Poesie aus diesen schlichten, nicht selten holprichten Texten, in denen Christentum und altgermanisches Heidentum, Dialekt und Schriftdeutsch, Rezitation und Gesang (dem Vogt die Noten beigefügt hat) einander ablösen; auch spätere Kunstdichtung hat, nicht zum Heile, die uralten Texte gestreift, aber das treuherzig Derbe der Volksdichtung herrscht doch durchaus vor. Das gilt besonders von den heiteren Partien, die der lebensfrohe Schlesier auch im ernsten Stoffe nicht entbehren kann. Seltsam ist es, wie schon seit dem Mittelalter Christi alter Nährvater Joseph zum Träger der Komik er-

hoben wird. Im Adventspiel, wo er auch unter dem Namen Rupprich (Rupprecht) auftritt, trägt er einen Pelz mit der Fellseite nach außen, den ein Strohseil umgürtet; auch die Stiefel sind mit Stroh umflochten. In der Hand einen derben Knüppel, auf dem Rücken einen Sack mit Scherben. Sein Gesicht wird häufig geschwärzt. In Warmbrunn hat er auf dem Kopfe eine hohe, spitze Mütze, welche aus einem Reifen und vier Stäben hergestellt wird, die mit Stroh durchflochten werden; im Inneren der Spitze hängt eine kleine Klingel. So werden hier Gestalten und Überlieferungen des alten Volksglaubens ins Christliche übersetzt, während anderwärts, so in den Spielen von den heiligen drei Königen, umgekehrt altchristliche Traditionen aus kirchlichen Bräuchen allmählich in die Anschauungen und in die Ausdrucksweise des Volkes übertragen werden. Einige der besterhaltenen und brauchbarsten Texte hat Vogt für die Aufführung bearbeitet. Das schlesische Adventspiel, das Watzdorfer Weihnachtspiel oder das Große Kristkind, das Johnsbacher Christkindel, das sogen. Schlesische Spiel von Christi Geburt, den Breslauer und Heuscheurer (Reinerzkroner) Herodes, das Friedrichsdorfer Dreikönigspiel u. a. Dem Watzdorfer Spiel sind vier Abbildungen beigegeben.

Ein reicher und geschmackvoller Buchschmuck von M. Wislicenus durchzieht das ganze, vorzüglich ausgestattete Werk, dessen bester Lohn es wäre, wenn es nicht nur den Forscher belehrte und den historisch Gebildeten erfreute, sondern wenn es diese schönen Spiele bei dem Volke wieder mehr in Aufnahme brächte und ihm seine Feste veredeln hülfe. Ein von der Breslauer Gesellschaft für Volkskunde kürzlich angestellter Versuch der Wiedererweckung war von gutem Erfolge gekrönt.

**Dr. Harry Maync.**



**Das Leben Jesu.** In Bildern von Philipp Schumacher. Text von Hofprediger Johannes Keßler. (Berlin, Martin Oldenbourg. Preis 25 Mk.)

Ein herrliches Weihnachtsgeschenk, das hier in einem schönen Querfolioband vor mir liegt, künstlerisch eine der reifsten und würdigsten Leistungen der gläubig-christlichen Kunst der neuesten Zeit, außerdem ein typographisches Meisterwerk. Philipp Schumacher ist eine durchaus einheitliche Natur. In ihm ist keinerlei Zwiespalt zwischen Dogma und religiösem Empfinden. Kindlichen Gemütes nimmt er den biblischen Bericht auf, männlichen Mutes schafft er danach seine Bilder. Er deutelt nicht, er sucht nicht erst Brücken zu schlagen; für ihn ist alles das nicht nötig, denn er hat die Gnade des Glaubens. Darum braucht er auch in der Formgebung kein künstliches Archaisieren. Mit den Mitteln der modernen Technik, in derselben Malweise, in der er jeden neuen Stoff behandeln würde, gibt er diese biblischen Schilderungen. Aus diesen 53 Blättern spricht dieselbe Einheit in Form und Gehalt, wie aus den Werken unserer Alten. Rein künstlerisch genommen, steht Schumacher sehr hoch. Eine feste Persönlichkeit, bringt er die bekannten Vorgänge in durchaus eigenartiger Auffassung. Ein hervorragender Charakteristiker, ist er ein ganz bedeutender Raumkünstler und von blühender Farbengebung. Wie vertieft seine Auffassung ist, zeigt sich darin, daß zu denselben Bildern ein evangelischer und ein katholischer Text (letzterer in der Allgemeinen Verlagsanstalt München) erscheinen konnte. Beide sind durchaus würdig des erhabenen Stoffes. Ich empfehle das Prachtwerk aufs beste.

**K. St.**






## Persönliches und Geschichtliches.

Während früher über den Mangel an Memoiren in Deutschland gegenüber dem Reichtum anderer Länder auf diesem Gebiete häufig und mit Recht geklagt worden, ist darin in den letzten 20 Jahren eine völlige Änderung eingetreten: Lebensbilder, Selbstbiographien, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Staatsmännern, Kriegshelden, Gelehrten, Finanzmännern, Technikern, Künstlern treten von Jahr zu Jahr immer zahlreicher ans Licht, und die kaum übersehbare Fülle des auf diesem Gebiete Dargebotenen erschwert allmählich schon den Überblick.

G. Chr. Lichtenberg, der witzige Satiriker, der vor mehr als 100 Jahren als Professor der Physik in Göttingen gestorben ist, ist dem gebildeten Publikum von heute nur als der geistreiche Erklärer von Hogarths Kupferstichen bekannt; seine satirischen Schriften gegen Lavaters Physiognomik, seine Streitigkeiten mit J. H. Voß, seine kleinen satirischen Schriften sind heute vergessen und nur noch den Literarhistorikern bekannt. Lichtenbergs zahlreiche Aphorismen und Gedankenspäne, seine fragmentarischen Aufzeichnungen und Einfälle über die mannigfachsten Gegenstände verdienten es dagegen durchaus, mehr bekannt zu sein und gelesen zu werden, denn sie enthalten neben manchem Veralteten und Unbedeutenden einen Schatz feiner Bemerkungen, namentlich psychologischer Beobachtungen, und sind Zeugnisse seines originellen, selbständigen Geistes. Als erster hat Ed. Grisebach wieder auf Lichtenbergs Bedeutung nachdrücklich hingewiesen, dann aber hat sich besonders Albert Leitzmann um Lichtenberg durch die Auffindung seines literarischen Nachlasses in Bremen verdient gemacht. Nachdem er zunächst in der Schrift: „Aus Lichtenbergs Nachlaß“ Proben gegeben, hat er dann mit Benutzung dieser Hauptquelle und nach Aufspürung anderer Fundorte gemeinsam mit Karl Schüddekopf eine vollständige Sammlung von **Lichtenbergs Briefen** in zwei Bänden veranstaltet. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Jeder Band 10 Mark.) Briefe von Lichtenberg waren schon in der Ausgabe seiner Schriften von 1844 durch seine Söhne in großer Anzahl mitgeteilt worden, aber

mit vielen Auslassungen und mannigfach verkürzt. Auch sind nicht wenige Briefe, namentlich die an Lichtenbergs Verleger und Freund Dieterich, erst später veröffentlicht worden. In der vorliegenden Ausgabe ist nun alles, was von Lichtenbergs Briefwechsel sich erhalten hat, sorgfältig vereinigt und wirkliche Vollständigkeit erstrebt und erreicht worden. Diese Briefe sind ein wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte und bieten vor allem die feste Grundlage zu einer wissenschaftlich befriedigenden Biographie des geistreichen Satirikers, die wir hoffentlich bald von dem erstgenannten der beiden Herausgeber erhalten werden; bis jetzt ist Grisebachs biographische Skizze in seinen gesammelten Studien über die deutsche Literatur seit 1770 das Beste, was wir über Lichtenberg haben. Es finden sich in diesen Briefen zahlreiche witzige Einfälle und Bemerkungen, und oft kommt der scharfe Humor des Schreibers zum Ausdruck; über die Entstehung und den Zweck der meisten seiner kleinen Schriften finden wir interessante Mitteilungen. Auch Gegenstände allgemeinen Interesses werden berührt; dahin gehört die Schilderung der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark in ihrer Verbannung zu Celle und vor allem Lichtenbergs Briefe über seinen Aufenthalt in England in den Jahren 1774 nnd 1775, die auf die englischen Kulturzustände jener Zeit ein helles Licht werfen und auch charakteristische Züge aus dem Verkehr des Professors mit dem Könige und der königlichen Familie liefern. Daß der Göttinger Professor den Unabhängigkeitskampf der Amerikaner mit Haß und Verachtung behandelt, ist selbstverständlich. Auch zur Kenntnis der damaligen Göttinger Professorenwelt und Gesellschaft enthalten die Briefe vielen Stoff. Aber die meisten sind doch bloß persönlichen Inhalts, andere behandeln rein wissenschaftliche Dinge, und auch an ganz unbedeutenden fehlt es nicht. Ein gewisser Mangel an Gemüt macht sich bei dem Briefschreiber durchweg bemerkbar, am meisten findet sich davon noch in den Briefen an Diterich, namentlich an dessen Frau. Tiefe Gedanken und originelle Reflexionen begegnen uns kaum je; in dieser Beziehung sind diese Briefe mit denen Schillers, Goethes, W. v. Humboldts und Jean Pauls gar nicht zu vergleichen; in dem Ausdruck bewegten innern Lebens stehen sie auch hinter denen Bürgers zurück. Man könnte wohl die Frage aufwerfen, ob vollständige Briefsammlungen von Schriftstellern zweiten und dritten Ranges nicht zu viel des Guten tun, ob es nicht richtiger und zweckmäßiger wäre, nur die bedeutsamsten vollständig, das weniger Wichtige im Auszuge zu geben, vieles auch bloß dem Biographen vorzubehalten. Die Herausgeber haben auch kurze Erläuterungen zu den Briefen nach moderner Art am Schlusse hinzugefügt; zweckmäßiger und bequemer für den Leser und Benutzer würden solche Anmerkungen doch gewiß unter dem Texte stehen, während man jetzt genötigt ist, fortwährend hin und her zu blättern. An Fleiß, Sorgfalt und Genauigkeit haben die Herausgeber nichts zu wünschen übrig gelassen, die äußere Ausstattung des Buches ist würdig und gut.

Das Leben der Tochter eines andern Göttinger Professors, des berühmten Philologen Heyne, schildert aufs eingehendste Ludwig Geiger in dem Buche „Therese Huber, 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 7 Mark). Den meisten unsrer Leser wird Therese Huber ganz fremd oder kaum dem Namen nach bekannt sein, und doch war sie einst eine vielgenannte Persönlichkeit. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in dem steifen Göttingen, dem Sitz der strengen Zunftgelehrten

des 18. Jahrhunderts, die ersten emanzipierten Frauen hervortreten, welche die schrankenlose Freiheit des Individuums proklamieren und skrupellos den Neigungen und der Stimme ihres Herzens Folge geben, so vor allen Karoline Michaelis, die spätere Frau A. W. Schlegels und dann Schellings, Therese Heyne, Sophie Forkel und noch manche andere; sie alle haben erst nach einer von leidenschaftlichen Stürmen erfüllten Lebensperiode das Gleichgewicht und die Ruhe der Seele gewonnen.

Therese Heyne wuchs ohne eigentliche Erziehung auf, ihre Mutter, von der sie, pietätlos genug, die schlimmsten Dinge erzählt, kümmerte sich nicht um sie, und der Vater, der nur seinen gelehrten Arbeiten und seinen zahlreichen akademischen Geschäften lebte, hatte keine Zeit für seine Kinder. So blieb sie ohne alle religiöse Bildung sich selbst überlassen und entwickelte sich dementsprechend. Sie hatte keine Freundinnen, überhaupt keinen Umgang mit andern jungen Mädchen, destoweniger fehlte es der hübschen Professorentochter an zahlreichen Verehrern, denen sie bald mehr, bald weniger freundlich sich erzeigte. Zwanzigjährig verheiratete sie sich mit dem berühmten Reisenden und Naturforscher Georg Forster, ohne wirkliche Neigung, aus Eitelkeit, gelockt von seinem berühmten Namen und um eine Versorgung zu erhalten. So erklärt es sich, daß sie als Forsters Braut von einer heißen Liebe zu dem Göttinger Professor F. L. W. Meyer ergriffen wurde und mit ihm einen leidenschaftlich bewegten Briefwechsel führte. Wie sie selbst sagte, war etwas Unersättliches in ihr; dennoch heiratete sie G. Forster, es fehlte ihr eben an jedem sittlichen Halt. Die Ehe mit Forster war nicht glücklich; die Schuld daran schreibt Geiger ausschließlich Forster zu, sie lag aber unzweifelhaft auf beiden Seiten. Therese folgte ihrem Gatten nach Wilna und dann nach Mainz, wo Forster eine so traurige Rolle als französischgesinnter Klubbist und Anhänger der Revolution gespielt hat. In Mainz lernte sie F. L. Huber kennen und wandte ihm ihre ganze Liebe zu, die Huber erwiderte. Es ist ein Beweis der in diesen Kreisen herrschenden Verwirrung aller sittlichen Begriffe, daß Forster nichts gegen diese Neigung einwendete und, als er nach Frankreich ging, Therese nicht nur Hubers Schutz empfahl, sondern auch mit der Scheidung von ihr ganz einverstanden war, dabei aber in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihr und Huber blieb. Gleich nach Forsters Tode (1794) verheiratete Therese sich mit Huber. Huber war ein angesehener Publizist, Schriftsteller und literarischer Kritiker, über dessen Charakter wegen seines treulosen Verhaltens der Schwägerin Körners gegenüber Schiller sehr ungünstig urteilt. Huber wurde zuletzt Redakteur der von Cotta gegründeten Allgemeinen Zeitung und siedelte mit ihr nach Ulm über, wo er 1804 starb. Die Witwe betrauerte ihn aufs tiefste, wäre aber doch wohl nicht abgeneigt gewesen, eine neue Ehe mit ihrem Jugendgeliebten F. L. W. Meyer einzugehen, wenn dieser nur gewollt hätte. So zog sie denn zu ihrem Schwiegersohn, einem Herrn von Greyerz, nach Günzburg in Bayern. Während ihres dortigen Aufenthalts veröffentlichte sie eine Sammlung der kleinen belletristischen Schriften und Kritiken Hubers, denen sie ein Lebensbild ihres verstorbenen Gatten hinzufügte, und trat dann selbst als Schriftstellerin mit einer Reihe kleiner Romane und Erzählungen hervor, die sie zuerst unter Hubers Namen herausgab. Sie schrieb hauptsächlich, um sich die Mittel für die Erziehung ihres Sohnes zu verschaffen, den sie zu Pestalozzi und zu Fellenberg in Hofwyl gab. Später zog sie nach

Stuttgart, wo sie in nähere Beziehungen zu Cotta trat, 1817 als Rückerts Nachfolgerin die Redaktion des „Morgenblattes" übernahm und bis 1823 führte; das Morgenblatt war damals recht eigentlich das Organ der Opposition gegen die Tendenzen und Anschauungen der Romantiker. Wegen Differenzen mit Cotta legte Therese die Redaktion nieder und schlug ihren Wohnsitz in Augsburg auf, wo sie 1829 gestorben ist. Obgleich in Norddeutschland geboren und aufgewachsen, fühlte sie sich doch ganz heimisch in Süddeutschland, besonders in Schwaben.

Geiger stellt Therese Huber mit Karoline Schlegel zusammen, doch ist sie an Geist, Bildung und Feinheit des Ausdrucks wie an scharfer Medisance mit dieser nicht zu vergleichen. Therese war klug und begabt aber ohne Tiefe der Seele, und vor allem fehlte ihr das Gemüt. Ihre Bildung war ganz französisch, sie hatte den Geist der französischen Aufklärung in sich aufgenommen, es fehlte ihr daher jedes Verständnis für das historisch Gewordene und Überlieferte, sie war völlig Kosmopolitin, ihre politischen Sympathien waren den Franzosen zugewandt, wie sie denn auch eine Bewundererin Napoleons war. Für die Erhebung des deutschen Geistes fehlte ihr jedes Verständnis und ebenso mangelte ihr der Sinn für die volkstümliche, echte Poesie. Daraus erklären sich ihre seltsamen, unbegreiflichen Mißurteile über fast alle deutschen Dichter jener Zeit; so über Heinrich v. Kleist, Arnim, W. Hauff, Platen, Grillparzer; auch Uhland erfährt nur eine kühle Anerkennung, ihren ganzen Groll gegen die neuere Poesie aber läßt sie an Rückert aus, der ihr fürchterlich war und den sie auf jede Weise verspottet; ihre Urteile über seine Person und seine Dichtung sind geradezu unglaublich. Schiller mochte sie auch nicht wegen seines Verhaltens gegen Huber und sprach sich über seine Werke sehr verkehrt aus; Goethe allein zollte sie wirkliche Anerkennung. Ihr Charakter, wie er uns aus ihren Briefen und ihren Lebensschicksalen entgegentritt, ist wenig sympathisch: sie zeigt starkes Selbstbewußtsein und ist nicht frei von Falschheit und Hinterlist, auch sehr zu boshaften Urteilen geneigt, sie beweist wenig Pietät für ihre Familie, geliebt hat sie wohl eigentlich nur Huber, auch ihrem Sohne Viktor Aimé wandte sie große Zuneigung zu. In religiöser Beziehung huldigte sie den Anschauungen der Aufklärung, urteilte über die Reformation geringschätzig und neigte sich in ihren späteren Jahren dem Katholizismus zu. Ihre Erzählungen, von denen Geiger dankenswerte Analysen gibt und die er eingehend charakterisiert, sind Mittelgut, ohne tiefe Auffassung und feste Charakteristik, ohne streng durchgeführten Plan, voll von abenteuerlichen Verwickelungen, die Erfindung ist oft nicht schlecht, die Erzählung meist spannend, die behandelten Stoffe sind oft sittlich nicht unbedenklich. Die Verfasserin hat viel Selbsterlebtes hineinverflochten oder zu Grunde gelegt, die Darstellung ist mittelmäßig. Trotzdem genügten diese Erzählungen dem damaligen Lesepublikum; Thereses Voraussagung, ihre Romane und Erzählungen würden nach zehn Jahren vergessen sein, hat sich vollkommen erfüllt, ihr fehlte eben die eigentlich dichterische Begabung. Zu ihrer Entschuldigung dient, daß sie aus Not zu schreiben begann und dann auf der einmal betretenen Schriftstellerlaufbahn, da sie viel Beifall fand, weiter fortschritt. Es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob eine Frau, wie die eben charakterisierte, eine so ausführliche biographische Darstellung verdiente, wie sie ihr durch L. Geiger zu teil geworden ist? Geigers Buch versucht eine Rettung der oft hart beurteilten Frau auf Grund ihrer Briefe, der Verfasser sucht seine Heldin nach Möglichkeit

von den ihr gemachten Vorwürfen zu entlasten und sie zu entschuldigen, die Schuld an ihren widrigen Lebenserfahrungen auf andere abzuwälzen. Man kann aber nicht sagen, daß ihm das gelungen ist, vielmehr bestätigen seine Auszüge aus Thereses Briefen das ungünstige Urteil über sie. Das reiche Material, das dem Verfasser zur Verfügung stand, hat er nicht vollständig zu überwältigen und zu verarbeiten vermocht; viele Abschnitte hätten kürzer gehalten, nicht weniges von dem hier Mitgeteilten ganz fortbleiben können. Welches Interesse haben z. B. Thereses Ansichten über Politik und die weitläufigen Berichte über die Ehestreitigkeiten zwischen Luise Huber und ihrem Gatten Emil Herder? Auf die Hälfte reduziert, würde das Buch anziehender für den Leser und wirksamer geworden sein. Doch enthält es jedenfalls viele interessante und beachtenswerte Mitteilungen über das Göttinger Gelehrtenleben in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ebenso über die gesellschaftlichen Zustände in Stuttgart im ersten Viertel des 19., auch finden sich zahlreiche Berichte über Theresens Verkehr mit hervorragenden Persönlichkeiten, so Frau v. Staël, König Wilhelm I. von Württemberg, Fellenberg, Cotta, dessen Verhältnis zu Therese aber einseitig dargestellt wird, und vielen anderen. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der Sohn dieser ganz von den Anschauungen der französischen Aufklärung erfüllten Mutter Viktor Aimé Huber einer der konservativsten Politiker geworden ist und zugleich derjenige, welcher der sozialen Frage zuerst in Deutschland seine ernste Aufmerksamkeit zugewandt und an ihre Lösung seine ganze Kraft gesetzt hat. Jedenfalls ist Geigers Buch ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland am Ende des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Friedrich von Gentz, der berühmte politische Agitator und Schriftsteller gegen Napoleon, der spätere literarische Vorkämpfer des starren österreichischen Stabilitätsprinzips, hat bisher noch keine seiner Bedeutung entsprechende Biographie erhalten. Die trefflichen Skizzen von R. v. Mohl und besonders von R. Haym, so geistreich namentlich die letzte ist, können doch eine vollständige Lebensdarstellung des hervorragenden Mannes nicht ersetzen. Außerdem ist seit dem Erscheinen derselben sehr viel neues, wertvolles Material zur Kenntnis von Gentz' Leben und Wirken veröffentlicht worden, so seine vollständigen Tagebücher, viele wichtige Briefe und Denkschriften von ihm u. a. Eugen Guglia in Wien, der sich schon durch seine geistreiche Schrift über Leopold Rankes Leben und Werke sowie ein sehr beachtenswertes Buch über die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution bekannt gemacht, hat unlängst eine Charakterschilderung und Würdigung des berühmten österreichischen Publizisten auf Grund des gesamten Gedruckten und mit Heranziehung einiges Ungedruckten veröffentlicht unter dem Titel: Friedrich von Gentz, eine biographische Studie. (Wiener Verlag. 10 Mk.) Wenn Guglias Buch auch eine erschöpfende Biographie von Gentz nicht überflüssig macht, so ist sie doch, bis eine solche geschrieben wird, ein befriedigender Ersatz. Der Verfasser schildert zunächst Gentz' Persönlichkeit und Charakter und beleuchtet dann, sorgfältig eingehend, die einzelnen Momente der Bildung und des äußern Lebens seines Helden; nach unserer Meinung hätte dieser Abschnitt vorangestellt und dann der erste folgen sollen. Dieser zweite Teil ist besonders lehrreich, es werden darin sehr fein die mannigfachen geistigen Einflüsse, die Gentz erfahren, entwickelt und aufgezeigt. Gentz'

ursprünglich rationalistische, wesentlich durch Kant beeinflußte politische Denkweise ließ auch ihn zuerst die französische Revolution mit Freude begrüßen, doch wurde er bald ihr entschiedener Gegner. Guglia zeigt dann, wie die Anschauungen der historischen Politik des Schweizer Historikers Johannes Müller, Schillers ästhetische Schriften und Adam Müllers romantisch-theosophische Lehren nacheinander auf Gentz' Denkweise bedeutsam eingewirkt haben, wie er aber doch seine rationalistischen Grundanschauungen im wesentlichen festgehalten hat. An diese Ausführungen schließt sich eine eingehende Darlegung seiner schriftstellerischen, agitatorischen Wirksamkeit, die ihren Höhepunkt in der berühmten Vorrede zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts von Europa" 1806 erreicht; so gewaltig und mit so hinreißender Beredsamkeit, schriftstellerischer Kraft und politischem Pathos war bisher noch nie in deutscher Sprache geredet worden, E. M. Arndts Geist der Zeit, dessen erster Band damals gleichzeitig erschien, steht weit dahinter zurück, nur Görres im Rheinischen Merkur kommt manchmal dieser Vorrede nahe, und erreicht hat sie erst wieder in unseren Tagen Heinrich von Treitschke in seinen publizistischen Schriften. Gentz hat seine Agitation gegen Napoleon und dessen erdrückende Weltherrschaftspolitik unermüdet fortgesetzt, sie endete erst mit dem für Österreich so unheilvollen Wiener Frieden von 1809. Von da an wird er hoffnungslos, gibt seine politische Schriftstellertätigkeit auf und wird immer mehr das geschickte Werkzeug der legitimistischen Stabilitätspolitik Metternichs; er hat dadurch seine große und verdienstvolle antinapoleonische Agitation bei dem deutschen Volke völlig in Vergessenheit gebracht. Am Ende seines Lebens neigte sich Gentz unter dem Eindruck der Julirevolution doch wieder, wie Guglia zeigt, liberaleren Ansichten zu. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß Gentz' Einfluß in der österreichischen Staatskanzlei durchaus nicht so groß gewesen sei, wie man damals und später gemeint hat. Auch die Wirkung seiner Schriften auf die praktische Politik und auf seine Zeitgenossen schlägt Guglia nicht eben hoch an, er meint: Gentz habe doch fast niemals den Zweck erreicht, den er dabei im Auge gehabt. Darin können wir ihm doch nicht beistimmen, die Wirkungen eines Autors auf seine Zeit lassen sich nicht so leicht abschätzen, die in einer Schrift niedergelegten Gedanken wirken oft unbemerkt anregend und fruchtbar weiter. Jedenfalls war Gentz einer der hervorragendsten politischen Schriftsteller Deutschlands, und daß er eine außerordentliche Individualität gewesen, erkennt auch Guglia an. Sein klar und anziehend geschriebenes Buch, in dem sich genaue Kenntnis mit ruhigem, überlegtem Urteil verbinden, ist sehr geeignet, Gentz' eigenartige Persönlichkeit der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen.

Auf einen bedeutenden Zeitgenossen von Gentz, der an ganz anderer Stelle und in ganz anderen Verhältnissen erfolgreich wirkte, auf F. A. v. Stägemann, den verdienten Mitarbeiter an der großen innern Reform Preußens unter Stein und Hardenberg, der zu dem Ruhme des Staats- und Finanzmannes auch den des gefeierten patriotischen Dichters gesellte, beziehen sich die Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. von Stägemann, herausgegeben von Franz Rühl, von denen zwei Bände vorliegen (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, jeder Band 10 Mk.), deren erster die Jahre 1806—1815 umfaßt, während der zweite von 1816—1819 reicht. Dem Herausgeber wurde

der im Besitz eines Enkels von Stägemann befindliche Nachlaß desselben zugänglich, er faßte anfangs den Plan, eine Biographie des verdienten Mannes zu schreiben, gab ihn aber auf, da das Material dafür zu unvollständig ist, namentlich zu wenig Briefe von Stägemann selbst vorhanden sind. Er teilt nun in dem vorliegenden Buche eine Auswahl der in irgend einer Weise bemerkenswerten Stücke aus der Korrespondenz Stägemanns mit, denen er mehrfach aus anderen Quellen und Archiven geschöpfte Schriftstücke hinzugefügt. Die vorliegende Sammlung, deren einzelne Bestandteile naturgemäß von sehr verschiedenem Werte sind, ist als Ganzes doch ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der großen innern und äußern Erhebung Preußens in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und der dabei tätigen Männer. Nicht daß wir gerade neue, überraschende Aufschlüsse über die Ereignisse jener Zeit erhalten, obgleich es auch in dieser Beziehung an manchen Berichtigungen nicht fehlt, das Wertvollste an dieser Veröffentlichung ist, daß sie uns einen unmittelbaren Einblick in die Stimmungen und Gedanken, Sorgen und Hoffnungen der Patrioten jener Zeit, vor allem in Ostpreußen, gewähren. Und es sind fast lauter tüchtige und hervorragende Männer, die in diesen Briefen zu uns sprechen; aus ihrer großen Zahl seien hier nur einige hervorgehoben. Da erhalten wir im ersten Bande umfangreiche Briefe von K. G. v. Brinkmann, dem Freunde Schleiermachers und der Rahel, jenem schwedischen Diplomaten, der ganz das deutsche Wesen und die deutsche Sprache in sich aufgenommen hat, von Adam Müller, dem geistreichen Publizisten und romantischen Nationalökonomen, einzelne schöne Briefe von Fichte, E. M. Arndt und dem trefflichen Süvern. Über die schwüle Stimmung im Jahre 1812 und die schweren Anforderungen der durchziehenden Truppen geben die Briefe Theodor von Schöns, des damaligen Regierungspräsidenten in Gumbinnen, sehr beachtenswerte Mitteilungen. Neue Aufschlüsse über die Konvention von Tauroggen erhalten wir nicht, dagegen geben die Briefe des wackern Regierungsrates Schulz aus dem Januar 1813 ein höchst anschauliches und lebendiges Bild von dem Einrücken der Russen und von der damaligen Bewegung der Gemüter; leider starb der treffliche Patriot schon am Ende des Monats. Über die Stimmung in den Rheinlanden und die Stellung der preußischen Beamten dort finden sich in einem Briefe Max von Schenkendorfs vom Oktober 1815 lehrreiche Angaben.

In den Briefen des zweiten Bandes wird besonders die Frage der Verfassung für Preußen und das Verhältnis der neuen Provinzen zum preußischen Staate behandelt. Sehr zahlreich sind die Briefe von Justus Gruner, dem feurigen Patrioten, welcher, der Teilnahme an geheimen politischen Verbindungen verdächtigt, als Gesandter in Bern kaltgestellt wurde, von wo er sich ununterbrochen nach Deutschland zurücksehnte, bis ihn ein früher Tod 1820 hinwegraffte. Sehr merkwürdig und höchst inhaltreich sind die vielen Briefe des Domherrn Friedrich Grafen Spiegel zum Desenberg, der 1823 Erzbischof von Köln wurde; sie sind wichtig für die Beurteilung dieses Kirchenfürsten sowie zur Kenntnis der damaligen Verhältnisse der katholischen Kirche in Westfalen und den Rheinlanden; Spiegel war ein entschiedener Gegner des Ultramontanismus. Nicht wenige Briefe des originellen Politikers und Nationalökonomen J. F. Benzenberg gewähren einen vollen Einblick in die damals in den Rheinlanden herrschende Stimmung. E. M. Arndt bespricht in mehreren Briefen seine Anstellung an der

neugegründeten Universität Bonn, und von dem edlen Patrioten J. A. Eichhorn, dem späteren Kultusminister, lesen wir inhaltreiche Briefe über die innern Verhältnisse Preußens. Am zahlreichsten sind wohl in beiden Bänden die Briefe Theodor v. Schöns, der seit 1809 Regierungspräsident in Gumbinnen war und 1816 Oberpräsident von Westpreußen wurde. Die schweren Lasten, die Litauen für die durchmarschierenden Heere zu tragen hatte, der Rückzug der Franzosen und die Erhebung Preußens 1813, später die Unzufriedenheit Schöns mit den finanziellen Maßregeln der Regierung und sein lebhaftes Interesse für das Zustandekommen der Verfassung bilden deren Inhalt. Schöns kritlige, stets unzufriedene und mäkelnde Art zeigt sich auch hier überall, fast keiner der damals lebenden Staats- und vollends Finanzmänner findet vor seinen Augen Gnade; es ist charakteristisch, daß auch Friedrich der Große nach seinem Urteil wohl ein guter Kopf, aber kein Genie gewesen ist. Wie eine Reihe von Perlen ziehen sich durch beide Bände die Briefe des alten Kriegsrats J. G. Scheffner in Königsberg, des Freundes von Hippel, der seine Ansichten über Menschen, Verhältnisse und Bücher in altväterischer, gemütvoller Weise, aber immer verständig und freimütig ausspricht. Es ist sehr charakteristisch für das damalige patriarchalische Verhältnis zwischen den Untertanen und dem Herrscher, daß sich Scheeffner mit verschiedenen Anliegen und Bitten allgemeiner Art, nie für sich selbst, immer direkt an den König oder den Staatskanzler Hardenberg wendet. Manche seiner Anliegen sind recht seltsam, so wenn er den Staatskanzler bittet, eine verkürzte Übersetzung von Montaignes Essais auf Staatskosten drucken und unter das Volk verteilen zu lassen. Auch das ist bezeichnend für das damalige Verhältnis von König und Untertan, daß Scheeffner stets eine direkte Antwort, meist motivierte Ablehnung, aber immer in freundlicher und wohlwollender Form, erhielt. Wahrhaft ergreifend ist der Brief, welchen der 83jährige Greis an W. v. Humboldt von seinem Sterbebette aus gerichtet hat; er gibt darin seinen Schmerz und Kummer über die unseligen Karlsbader Beschlüsse von 1819 und seiner Sorge über deren Folgen lebhaften Ausdruck. Der Herausgeber hat jedem Bande umfangreiche Einleitungen vorausgeschickt, in denen er dankenswerte biographische Skizzen von den wichtigsten Korrespondenten sowie auch manches andere zum Verständnis der Briefe Dienliche bietet, so im zweiten Bande eine längere Auseinandersetzung über den Gang der preußischen Verfassungsfrage; außerdem sind den einzelnen Briefen erläuternde Anmerkungen hinzugefügt. Rühl ist ein Bewunderer und Verehrer Schöns, doch macht sich das nur selten störend bemerkbar. Wir sehen dem dritten Bande dieser wichtigen Briefsammlung mit lebhafter Erwartung entgegen, möge er nicht allzulange uns vorenthalten bleiben.

Mit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beschäftigen sich auch die Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen François Gabriel de Bray, die unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule“ (Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 5 Mk.) erschienen sind. Graf Bray war 1765 zu Rouen geboren, wurde 1783 Johanniterritter in Malta, trat dann 1800 nach mannigfachen Wechselfällen in bayrische Dienste, wurde 1801 Gesandter in Berlin, war dann in derselben Stellung bis 1812 in Petersburg tätig und zuletzt, nachdem er noch verschiedene Gesandtschaftsposten bekleidet hatte, von 1827 bis zu seinem Tode 1832 bayrischer Gesandter in Wien. Schon aus diesem Lebensgange ersieht man, daß es ein kosmopolitischer Rheinbundsdiplomat

ist, dessen Aufzeichnungen uns hier geboten werden; von deutschem Patriotismus, von nationaler Gesinnung ist da keine Rede. Brays Aufzeichnungen zerfallen in drei Gruppen; sie beziehen sich teils auf die Verhältnisse in Malta, wobei die traurige sittliche Versunkenheit der Ordensritter offen geschildert wird, sowie auch die Bemühungen Brays, die Restituierung der Besitzungen des Ordens zu erlangen, teils enthalten sie umfangreiche Mitteilungen über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Petersburg unter Paul I., endlich bestehen sie in Briefen Brays aus Berlin während des für Preußen so unglücklichen Krieges von 1806. Den wertvollsten Bestandteil des Buches bildet die Denkschrift Brays über seinen Aufenthalt in Petersburg während der Jahre 1799 und 1800. Sie ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Rußlands in jener Zeit; Bray gibt darin eine sehr ausführliche Schilderung der Persönlichkeit, des Charakters, der Regierungsweise Pauls I., seiner Minister und Günstlinge, der kaiserlichen Familie; der Großfürst Konstantin erscheint dabei in sehr ungünstigem Lichte. An dieses umfangreiche Memorial Brays schließen sich die in seinem Nachlaß erhaltenen beachtenswerten Berichte des bayrischen Geschäftsträgers Olry aus den Jahren 1805 und 1806 über die Zustände in Petersburg nach der Rückkehr Kaiser Alexanders I. vom unglücklichen Kriege des Jahres 1805, über die unzufriedene Stimmung der höhern Gesellschaft, den Kampf der englischen und französischen Partei in Alexanders I. Umgebung und des Kaisers Stellung zwischen ihnen, sowie die Haltung seiner Minister. 1803 reiste Bray in seine Heimat. Napoleon war damals gerade in Amiens, und Bray hatte eine längere Unterredung mit ihm, in der er dem Konsul die Interessen Bayerns ans Herz legte. Napoleon wünschte den Anschluß Bayerns an Frankreich und sprach sich eingehend über die politischen Verhältnisse Europas aus. Bray hat über diese Unterredung, sowie über die damaligen innern und äußern Verhältnisse Frankreichs, die Stimmung der Bevölkerung und Napoleons Regierungsweise eine sehr lehrreiche, hier mitgeteilte Denkschrift verfaßt. Die Briefe Brays aus Berlin geben recht anschauliche Stimmungsbilder, wenn sie auch keine neuen Aufschlüsse gewähren; sehr interessant und höchst charakteristisch für Napoleons brutalen Übermut ist dagegen Brays Bericht an den König von Bayern über seine Unterredung mit dem Kaiser zu Bromberg am 20. Juli 1807. Napoleon sprach sich dem bayrischen Gesandten gegenüber höchst geringschätzig über den König Friedrich Wilhelm III. aus, höher schätzte er die Königin Luise, tat sich aber etwas darauf zu gute, ihren Bitten widerstanden zu haben. Die preußische Nation nannte der Kaiser feig und eitel und äußerte sich entschlossen, sie in jeder Weise zu demütigen. Wie verkehrt und falsch sein Urteil über die Preußen gewesen, hat der korsische Imperator sechs Jahre nachher zu seinem Schrecken erfahren. Wenn auch Graf Bray, wie schon bemerkt, ein echter Diplomat des größten Rheinbundstaates war und von ihm deutsch=nationale Gesinnung nicht erwartet werden kann, so war er doch ein kluger, verhältnismäßig ruhig urteilender, weltkundiger Mann, dessen ursprünglich französisch niedergeschriebene Briefe und Denkschriften es vollkommen verdienten, veröffentlicht zu werden.

Während die bisher besprochenen Biographien und Briefe in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zurückreichen, beziehen sich die folgenden auf Persönlichkeiten der letzten 50 Jahre. Da sind an erster Stelle die Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Frhrn. Otto von Man=

teuffel, herausgegeben von Heinrich v. Poschinger (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, jeder Band 10 Mk.), die in drei Bänden die Zeit von 1850—1857 umfassen. Der Titel ist irreführend. Was uns in dem Werke geboten wird, sind nicht von Manteuffel verfaßte Memoiren oder biographische Aufzeichnungen, sondern es ist eine Sammlung von Briefen von und an Manteuffel, sowie von zahlreichen Berichten, Denkschriften und Aktenstücken, die vom Herausgeber durch einen erläuternden Text verbunden werden. Auch nicht wenige Auszüge aus Manteuffels Kammerreden werden hier mitgeteilt, die um so dankenswerter sind, als nicht so leicht jemand die stenographischen Berichte der Landtagsverhandlungen oder die preußischen Zeitungen jener Zeit nachlesen wird. Da Poschingers Werk in der Presse schon vielfach besprochen worden ist, auch zahlreiche Auszüge aus ihm abgedruckt sind, so können wir uns hier auf einige kurze Andeutungen beschränken. Als Minister des Innern von 1848—1850 hat sich Manteuffel wirkliche Verdienste um die Wiederherstellung der königlichen Autorität im Lande erworben. Dagegen war seine Haltung als Minister des Auswärtigen von Anfang an schwach und unbefriedigend. Wie konnte das auch anders sein, da er, früher als Direktor im Ministerium des Innern tätig, ohne alle diplomatische Vorbildung und ohne jede Erfahrung das damals so schwierige Ministerium des Auswärtigen übernahm. Manteuffel war ein tüchtiger altpreußischer Beamter von engem Gesichtskreis, ohne alles Verständnis für den deutschen Einheitsgedanken und die nationalen Wünsche und Bedürfnisse, in denen er nur revolutionäre Bestrebungen sah. Vielleicht war ein Nachgeben Preußens bei der damaligen Weltlage notwendig, aber eine solche Demütigung, wie die preußische Regierung sie zu Olmütz auf sich nahm, sowie das schwächliche Verhalten Manteuffels dem brüsken Benehmen des Fürsten Schwarzenberg gegenüber sind ein Beweis seiner diplomatischen Ungeschicktheit wie seines Mangels an Gefühl für die Erniedrigung Preußens. Ebenso ist der traurige Ausgang des Neuenburger Handels ein Beweis für Manteuffels diplomatisches Ungeschick, ein gewandterer Staatsmann hätte jedenfalls einen weniger demütigenden Ausweg zu finden gewußt; allerdings trägt die Schwäche des Königs in dieser Sache die Hauptschuld. Manteuffel war der Ausführer des königlichen Willens, darin sah er seine Aufgabe, und es ist allerdings höchst zweifelhaft, ob damals ein anderer selbständigerer und tatkräftigerer Minister möglich gewesen wäre. Das zeigt Radowitz' Schicksal, den der König im Augenblicke der Entscheidung fallen ließ. Friedrich Wilhelms IV. sprunghafte, von Impulsen des Augenblickes bestimmte Natur, seine persönliche, oft inkonsequente Haltung in der Politik, sein Eingreifen in Fragen des Details der Verwaltung nicht nur, sondern auch der parlamentarischen Taktik, wie es uns in Poschingers Buch häufig entgegentritt, mußten jedem Minister die Leitung der Geschäfte äußerst schwer machen; dazu kamen dann die oft bestimmenden Einflüsse der Umgebung des Königs, besonders des Generals Gerlach u. a., die Übergriffe Hinckeldeys u. s. w. Die trotz mancher Schwankungen doch stets festgehaltene Politik während des Krimkrieges Rußland gegenüber ist nicht zum wenigsten die Folge von Bismarcks Ratschlägen. Die Zurückhaltung des Prinzen von Preußen, sowie seine teilweise Nichtinformation über die politischen Vorgänge, desgleichen seine häufige Unzufriedenheit mit Manteuffels Verhalten kommen in seinen zahlreichen, hier veröffentlichten Briefen zu deutlichem Ausdruck. Manteuffels Rücktritt unter der Regentschaft des Prinzen

erfolgte übrigens keineswegs in so rücksichtsloser Weise, wie oft angenommen ist, vielmehr erkannte der Prinz seine Verdienste voll an und suchte ihn zu bewegen, sein Amt zunächst weiterzuführen. Von Einzelheiten sei hier beispielsweise der groteske Versuch Manteuffels in den ersten Jahren seiner Amtsführung hervorgehoben, sich über die Stimmung der Berliner Bevölkerung durch Besuch von Bierlokalen — natürlich incognito — zu unterrichten und zugleich sich populär zu machen, ein wahres Lustspielmotiv. Es finden sich in dem vorliegenden Buche selbstverständlich zahlreiche wertvolle Briefe und Schriftstücke: dahin gehören vor allem die Handschreiben und Billette des Königs, ferner Schreiben des Generals Gerlach, M. Niebuhrs. Bemerkenswert sind die Berichte und Denkschriften des Geh. Legationsrats Küpfer, die von politischer Einsicht und richtigem Urteil zeugen. Die Berichte von Manteuffels Preßreferenten Ryno Quehl enthalten dagegen zwar auch manches Interessante, sind aber einseitig und von Parteitendenzen beeinflußt. Manteuffel geriet übrigens dieses Quehl wegen mit der Kreuzzeitung in heftigen Konflikt, in welchem er sich anfangs mit ihm identifizierte, zuletzt aber seinen Schützling doch fallen lassen mußte. Poschingers Werk ist für die Kenntnis der zweiten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms IV. von großer Bedeutung, mag man auch an der Art der Veröffentlichung im einzelnen manches aussetzen.

In vieler Beziehung noch wichtiger, weil einen noch unmittelbareren Einblick in die preußische Politik der fünfziger Jahre gewährend, ist eine zweite, sich an das besprochene Werk Poschingers anschließende Veröffentlichung, „Preußens auswärtige Politik von 1850—1858“ (Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Jeder Band 12 Mk. 50 Pf.), von der bisher zwei starke Bände erschienen sind, die bis 1854 reichen. Wir finden darin wieder eine große Anzahl von Schreiben des Königs, besonders charakteristisch sind die Briefe von Fritz an Nix, d. h. von König Friedrich Wilhelm IV. an den Zaren Nikolaus I., an denen man so recht sehen kann, wie des Königs Gemüt und verwandtschaftliche Neigungen in seiner Politik mitsprachen. Auch der Prinz von Preußen ist wieder mit mehreren Briefen vertreten. Ferner werden viele Berichte von preußischen Gesandten an Manteuffel abgedruckt, unter denen als besonders inhaltreich und charakteristisch die vom Grafen Hatzfeldt in Paris und von Bunsen aus London hervorzuheben sind. Endlich erhalten wir auch nicht wenig Briefe von General Gerlach, dem Kabinettsrat Niebuhr und dem General Grafen v. d. Groeben an Manteuffel. Die Fragen, die erörtert werden, sind hauptsächlich das Verhältnis zu Österreich und Preußens Stellung in Deutschland, die Anerkennung Napoleons III. als Kaiser, die Haltung Preußens im orientalischen Kriege zwischen den Westmächten, Österreich und Rußland. Dem Geschichtsschreiber Preußens in dieser Epoche wird in diesen Bänden ein reiches Material geboten.

Sind Manteuffels Denkwürdigkeiten im wesentlichen eine Sammlung von Briefen, Berichten und politischen Schriftstücken, so tragen Robert v. Mohls Lebenserinnerungen 1799—1875 (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde. 10 Mk.) einen ganz anderen Charakter. Robert v. Mohl, der berühmte Staatsrechtslehrer und Politiker, entstammte einer angesehenen altwürttembergischen Beamtenfamilie, zu seinen Vorfahren väterlicherseits zählte er den durch seinen unbeugsamen Rechtssinn und sein politisches Märtyrertum bekannten Johann Jakob Moser. Es ist wohl nur selten vorgekommen, daß drei

Brüder einer Familie gleichzeitig hervorragende Gelehrte in verschiedenen Fächern gewesen sind wie die Brüder Mohl. Roberts zweiter Bruder, Julius, hat sich als Orientalist einen großen Namen gemacht und ist in Paris, wo er ganz einheimisch geworden war, gestorben. Der dritte Bruder, Hugo, war berühmter Botaniker und verbrachte sein Leben als Professor in Tübingen. Auch der vierte Bruder, Moritz, war kein unbegabter Mann, besaß gründliche nationalökonomische Kenntnisse, kam aber wegen seiner Schrullen nie zur rechten Geltung und machte sich durch seinen wütenden Preußenhaß weithin bekannt. Robert v. Mohl wuchs in günstigen äußern Verhältnissen auf; er hat uns seine Jugend, das Leben im elterlichen Hause, seine Universitätsjahre in Tübingen und Heidelberg, das Studentenleben wie seine Lehrer anschaulich und in behaglicher Ausführlichkeit geschildert. Wir lernen das alte Tübingen in seiner lebensvollen Darstellung auf das genaueste kennen. Mohl hatte sich schon früh mehrere fremde Sprachen, besonders das Französische und Englische angeeignet, er machte dann nach Vollendung seiner Studien Bildungsreisen nach Göttingen und besonders nach Paris. Dadurch gewann er einen weiteren Gesichtskreis und eine größere Weltkenntnis, als die allermeisten seiner Landsleute sie damals besaßen. Schon 1824 wurde er Professor des Staatsrechts in Tübingen und blieb in dieser Stellung bis 1845. Mohl schildert in seinen Erinnerungen das damalige Universitätsleben, seine Kollegen in den verschiedenen Fakultäten und das gesellige Leben in Tübingen ausführlich und lebendig. Er war ein Gegner der altwürttembergischen Partei und urteilt sehr scharf und ungünstig über ihre Vertreter an der Universität. Überhaupt sind seine Urteile über Personen meist herbe und rücksichtslos; das Verständnis und Eingehen auf anders geartete Individualitäten mangelt ihm, er wird daher oft, ohne es zu wollen, einseitig und ungerecht. Das Stärkste darin ist wohl sein Urteil über Uhland, über dessen Persönlichkeit er sehr abfällig sich äußert und dessen Entfernung vom Lehramte er als keinen großen Verlust für die Universität bezeichnet! Auch über Fr. Vischer und den edlen Paul Pfizer urteilt Mohl höchst einseitig. Im übrigen sind die von ihm gezeichneten Charakterbilder vieler Professoren gewiß vielfach richtig und zutreffend. Auch von seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit gibt der Verfasser sehr eingehenden Bericht. Durch einen, wie er selbst später einräumt, unüberlegten Schritt geriet Mohl in Opposition zur Regierung, wurde infolgedessen in ein Verwaltungsamt versetzt und sah sich dadurch veranlaßt, seinen Abschied aus dem Staatsdienste zu nehmen. 1847 nach Heidelberg berufen, wirkte er hier bis 1861 an der Universität. Über seine berühmten Heidelberger Kollegen Mittermaier, Vangerow, Renaud u. a. urteilte er nicht weniger scharf und rückhaltslos als früher über seine Tübinger Amtsgenossen. Hatte er schon bisher an der Politik lebhaften Anteil genommen, so wurde er durch seine Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung 1848 und seine bald darauf erfolgte Ernennung zum Reichsjustizminister veranlaßt, aktiv in sie einzugreifen. Mohls Mitteilungen über die Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments, über die einzelnen Klubs, seine Ministertätigkeit und seine Stellung zu den wichtigsten Fragen der Zeit bilden einen der inhaltreichsten und belehrendsten Abschnitte des Buches. Er hatte damals den Höhepunkt seines Lebens erreicht, und wenn, was er berichtet, auch nicht gerade viel Neues enthält, so folgt man doch gern den Schilderungen eines so klugen und scharfblickenden Teilnehmers an den Ereignissen jener

Zeit, ihrer Hoffnungen und Enttäuschungen. Auch Mohl war ein bewundernder Anhänger Heinrich v. Gagerns; man staunt immer wieder darüber, wie dieser im Grunde so wenig staatsmännisch beanlagte Mann die Zeitgenossen derartig bezaubert und über seine Fähigkeiten getäuscht hat. Nach dem Scheitern aller nationalen Hoffnungen kehrte Mohl zu seiner Professur nach Heidelberg zurück und wurde bald in die erste badische Kammer berufen, deren mehrjähriger Präsident er war. Mehrfache Reisen in Deutschland, Italien und nach Paris, über die er ausführlich berichtet, boten ihm Erholung und belehrende Einblicke in die politischen Zustände der von ihm besuchten Länder. 1861 wurde er zum badischen Gesandten am Bundestage ernannt und blieb in dieser Stellung bis zur Auflösung des Bundes am 26. Juli 1866. Die Schilderungen seiner Kollegen am Bundestage sind wieder höchst interessant, ebenso, was er über die Art der Verhandlung beim Bundestage berichtet. Mohl nahm an der entscheidenden Sitzung des Bundestages am 14. Juni 1866 teil und stimmte gegen Preußen. Wie er dieses sein Votum, das seinen früheren politischen Überzeugungen völlig widersprach, nachträglich zu entschuldigen und zu begründen versucht, beweist doch nur, daß er ein kluger Politiker und ausgezeichneter Staatsrechtslehrer, aber kein weitblickender Staatsmann war: das lehrt auch sein Urteil über Bismarcks Politik bis 1866. Von 1867—1871 war Mohl badischer Gesandter in München, also gerade in einer sehr bewegten und für Bayerns Zukunft höchst bedeutsamen Zeit. Was er über König Ludwig II. und die königliche Familie, die Minister, unter denen er dem Fürsten Hohenlohe warme Anerkennung zollt, während er über die Haltung und Politik von dessen Nachfolger, dem Grafen Otto Bray, höchst abfällig urteilt, über Döllinger und andere hervorragende Gelehrte, über die Stimmung der Bevölkerung in München, sowie über seinen Aufenthalt in der bayrischen Residenz anschaulich und lebendig berichtet, liest man mit größtem Interesse, an scharfen Urteilen fehlt es selbstverständlich auch hier nicht. Zum Präsidenten der Oberrechnungskammer in Karlsruhe ernannt, nahm Mohl noch in den letzten Jahren seines Lebens, 1874 und 1875, als Abgeordneter an den Verhandlungen des deutschen Reichstages teil. Auch da erfahren wir manches Anziehende, so über Bismarck als Redner, über die Parteien. Heinrich v. Treitschke stellt Mohl als Reichstagsredner sehr hoch; er ist einer der wenigen, denen er uneingeschränkte Anerkennung zu teil werden läßt. Mohl starb während seiner parlamentarischen Tätigkeit 1875 in Berlin. Robert v. Mohl war nicht nur der hervorragendste Staatsrechtslehrer seiner Zeit, durch seine zahlreichen schriftstellerischen Leistungen, von denen hier nur die bedeutendsten, seine umfassende „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" und seine „Politik", genannt sein mögen, wie durch seinen festen Charakter und seine nationale Gesinnung hat er sich das Recht auf ein dauerndes Gedächtnis bei der Nachwelt erworben. Seine Lebenserinnerungen sind trotz mancher Breite und Einseitigkeit eines der inhaltreichsten und bedeutendsten deutschen Memoirenwerke der letzten Jahrzehnte. Äußerlich ist das Buch sehr gut ausgestattet und mit 13 Bildnissen geziert.

Ein süddeutscher Zeitgenosse Mohls, aber in ganz anderer Stellung wirkend und ein Mann von völlig verschiedenen nationalen und politischen Anschauungen war der bayrische Gesandte und Minister Graf Otto v. Bray-Steinburg, der Sohn jenes französischen Emigranten und späteren bayrischen Diplomaten, dessen Denkwürdigkeiten wir oben besprochen haben. Graf Otto Brays Denkwürdig-

keiten aus seinem Leben sind wahrscheinlich durch ein Glied der Familie, mit einem Vorwort von Prof. K. Th. v. Heigel, (Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 4 Mk.) unlängst veröffentlicht worden. Graf Bray war im Jahre 1807 geboren und bekleidete schon früh verschiedene diplomatische Ämter. In dem vorliegenden Buche werden uns ebensowenig wie in dem über den Vater zusammenhängende Lebenserinnerungen oder eine vollständige Biographie geboten; wir erhalten vielmehr nur einzelne Aufzeichnungen und Briefe über wichtige Ereignisse, an denen Graf Bray aktiv teilgenommen hat. Graf Bray ist dreimal bayrischer Minister gewesen, aber immer nur kurze Zeit. Das erste Mal wurde er von König Ludwig I. nach dem Sturze des Ministeriums Abel, als Lola Montez ihre verhängnisvolle Herrschaft über den König ausübte, 1846 zum Minister des Auswärtigen ernannt, konnte sich aber nicht lange behaupten. Darauf wurde er 1848 Märzminister, trat jedoch bald wieder zurück und wurde nun bayrischer Gesandter in Petersburg und dann in Berlin, endlich 1860 in Wien. Über den Kaiser Nikolaus I. und seine Minister und Diplomaten hat Graf Bray 1852 eine sehr interessante, die einzelnen Personen genau charakterisierende Denkschrift verfaßt, die hier mitgeteilt wird; auch über seine Unterredung mit König Oskar von Schweden im Jahre 1853 und dessen Pläne und Absichten erhalten wir einen beachtenswerten Bericht. Von großem geschichtlichen Interesse sind seine Aufzeichnungen über die Friedensverhandlungen zwischen Bayern und Preußen in Berlin 1866; wir erkennen da wieder so recht die diplomatische Meisterschaft des Grafen Bismarck, mit der dieser zuerst sehr schwere und hohe Forderungen an Bayern stellte, um dessen Vertreter allmählich zu dem zu bringen, woran ihm hauptsächlich lag, dem militärischen Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen für den Kriegsfall; zugleich ersehen wir aber auch, wie es dem großen Staatsmann nur mit Mühe gelang, den König für seine schonende Behandlung Bayerns zu gewinnen. Den Hauptteil und zugleich den wichtigsten Abschnitt des Buches aber bilden die Verhandlungen über den Eintritt Bayerns in das neuzugründende Deutsche Reich. Da erhalten wir zunächst das nur wenig bekannt gewordene amtliche Protokoll über die Besprechungen des Ministers Delbrück mit dem gesamten bayrischen Staatsministerium in München am 22.—26. September 1870, bei denen die bayrische Regierung sich nur zu sehr wenigen Zugeständnissen im Interesse der künftigen Einheit verstand. Weit wichtiger aber sind die Berichte und Korrespondenzen Graf Brays aus Versailles vom 24. Oktober bis zum 25. November über den Beitritt Bayerns zum Norddeutschen Bunde und über die Kaiserfrage, ebenso des Ministers Korrespondenz mit seinem Stellvertreter in München und mit dem Kabinettsekretär Eisenhart. Man sieht daraus so recht deutlich, welch zäher Partikularist Graf Bray war und wie schwer er sich in die Notwendigkeit der Einordnung Bayerns in das größere Ganze fügte. Allerdings war seine Haltung durch König Ludwigs II. eigenartigen Charakter bedingt und nicht wenig erschwert; der König wollte, wie es hier treffend heißt, die Einheit, verweigerte aber die Opfer dafür und verlangte immer wieder eine territoriale Vergrößerung Bayerns. Es drängt sich dem Leser fortwährend der Gedanke auf, wie ganz anders Brays Vorgänger, der national gesinnte Fürst Hohenlohe, die Dinge behandelt hätte; wahrhaft nationale Gesinnung fehlte eben Graf Bray, er sah in allen der Reichseinheit gemachten Zugeständnissen schwere Opfer Bayerns. Wie in der Vorrede zum vorliegenden Buche gesagt werden kann: „jeder verständige

deutsche Patriot werde diesen Abschnitt über Brays Haltung mit ungeteiltem Beifall lesen", verstehen wir nicht; der Patriot wird vielmehr geneigt sein, R. v. Mohls herbem Urteil über den Staatsmann Bray durchaus beizustimmen. Von nicht geringem Interesse sind die Stimmungsbilder, welche Graf Bray in seinen an die Familie gerichteten Briefen über seine Reise durch Frankreich und seinen Aufenthalt in Versailles gibt. Auch was über die Stimmung in München während der Verhandlungen berichtet wird, ist sehr lehrreich. Bismarck zeigt sich bei den Versailler Verhandlungen mit den bayrischen Vertretern ebenso maßvoll und bis zur äußersten Grenze entgegenkommend wie staatsmännisch überlegen. Graf Bray kehrte 1871 als bayrischer Gesandter nach Wien zurück, trat 1887 in den Ruhestand und starb 1899 im hohen Greisenalter. Geschichtlich wertvoll sind die hier veröffentlichten Denkwürdigkeiten jedenfalls, und man wünscht nur, daß noch mehr aus den Aufzeichnungen des Grafen mitgeteilt wäre.

Eine sehr erfreuliche literarische Erscheinung ist das Buch: Moltke in seinen Briefen, 2 Teile in einem Bande (Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 5 Mk.). Moltkes in seinen gesammelten Werken veröffentlichte Briefe an seine Eltern und Brüder, sowie die besonders erschienene Ausgabe der Briefe an seine Braut und Gattin haben schon des hohen Preises wegen nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise Verbreitung finden können. Und doch ist es lebhaft zu wünschen, daß der große Feldherr auch in seiner edlen hohen menschlichen Erscheinung dem deutschen Volke näher gebracht würde. Da war es denn ein sehr glücklicher Gedanke, eine Auswahl seiner schönsten und charakteristischsten Briefe in einem billigen Volksbuche zu vereinigen, denn Briefe an die nächsten Angehörigen gewähren doch immer den besten und unmittelbarsten Einblick in das Gemüt und die Seele großer Männer. Moltkes Briefe an seine Mutter, seine Brüder und vor allem an seine Braut und Gattin, an der er mit so inniger Liebe hing, zeigen uns sein Wesen, sein äußeres und inneres Leben in hellem Lichte. Wir sehen mit Bewunderung und nicht ohne Ergriffenheit, wie er sich aus engen und beschränkten Verhältnissen allein durch die eigene Tüchtigkeit, Begabung und Energie zu der höchsten Stellung emporgearbeitet. Von seinen großen Taten spricht er fast nie, der große Feldherr war auch der bescheidenste Mann. Es würde einen eigenen Reiz haben, Moltkes Briefe mit denen Bismarcks zu vergleichen; von den genialen Gedankenblitzen, dem wundervollen Humor, der dichterischen Phantasie des großen Kanzlers findet sich in jenen nichts, sie sind klar, anschaulich, ernst, bisweilen nicht ohne Ironie, es spricht sich in ihnen oft ein tiefes Gemüt aus; die Form ist klassisch, der Ausdruck immer dem Gedanken vollkommen entsprechend, nie begegnet man einer gesuchten Redewendung, geschweige denn einer Phrase. Vorausgeschickt ist der vorliegenden Auswahl ein verehrungsvoll gezeichnetes Charakterbild des Feldmarschalls von Generalmajor Paul v. Schmidt, das alles zum Verständnis der Briefe Nötige bietet. Möge diese mit zahlreichen Bildnissen, Abbildungen und Kartenskizzen ausgestattete Volksausgabe von Moltkes Briefen weite Verbreitung finden, möge namentlich die Jugend sich an dem schlichten Bilde dieses großen Mannes erheben und begeistern. Das wünschen wir aufrichtig.

Eine Auswahl von Briefen eines andern Helden aus der großen Zeit Deutschlands wird uns in dem Buche von Gerhard Zernin: August von Goeben (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 6 Mk.) dargeboten. Unter

den Führern des preußischen Heeres in den Jahren 1864—1871 war Goeben bekanntlich einer der hevorragendsten, Fürst Bismarck schätzte ihn vor andern hoch. Durch seinen kühnen Übergang nach Alsen 1864, durch seine ausgezeichneten Leistungen im Mainfeldzuge von 1866, namentlich in dem Treffen bei Kissingen, endlich durch seine glänzenden Taten im Kriege gegen Frankrich, besonders durch den Sieg von St. Quentin über General Faidherbe hat er seinem Namen ein unvergängliches Gedächtnis in der neuern Kriegsgeschichte und im deutschen Heere gesichert. Man sah in dem genialen, schweigsamen General allgemein den berufenen Feldherrn in einem künftigen Kriege, doch ein allzufrüher Tod hat noch in rüstigem Alter den Helden 1880 hinweggerafft. Goeben war nicht nur einer der ausgezeichnetsten Heerführer, er war auch ein ungewöhnlicher Mensch von ebenso scharfem Verstand wie tiefem Gemüte und hohem Adel der Gesinnung, er verband blitzschnelle Auffassung der Dinge, scharf eindringendes Urteil, strenge Pflichterfüllung im Dienste mit seltener Herzensgüte, tapfer, streng und milde zugleich, war er so recht das Bild eines echten deutschen Helden; meist ernst und verschlossen, war er in engem Familienkreise heiter und unterhaltend. Auch Goeben, der geborene Hannoveraner, der mit ganzer Seele Preuße geworden war, hat in seiner Jugend viel Schweres durchgemacht, namentlich in Spanien, wo er als Offizier unter den Carlisten focht. Zernin hat schon früher ein ausführliches Werk über Goeben veröffentlicht, dessen Hauptinhalt des Generals Briefe an seine Gattin Marianne aus den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 bilden. Goeben hing mit der innigsten Liebe an seiner Frau, er teilte ihr alle seine Erlebnisse und alle Ereignisse während des Krieges mit, diese Briefe haben daher einen nicht geringen geschichtlichen Wert. Sie sind mit wunderbarer Anschaulichkeit, Gegenständlichkeit und Klarheit geschrieben, in der Form von klassischer Vollendung, was um so bewundernswürdiger ist, als sie in der Unruhe des Lagerlebens, kurz vor oder gleich nach heftigen Kämpfen abgefaßt sind. Die anziehendsten und inhaltreichsten von ihnen teilt Zernin nun in dem vorliegenden, auf weitere Verbreitung rechnenden Buche mit. Zu bedauern ist, daß sich nicht mehr Briefe Goebens aus seiner Jugendzeit und an andere Personen erhalten haben. Der Tod der Gattin bald nach dem siegreichen Feldzuge 1871 durchschnitt, wie er selbst sagt, ihm den Lebensnerv, er hat den Schmerz über diesen Verlust nie verwunden, wenn er ihn auch mit der ihm eigenen eisernen Willenskraft tief in sich verschloß. Der Herausgeber hat den ausgewählten Briefen ein Lebens- und Charakterbild des Generals vorausgeschickt, das auch einige seltsame Eigenheiten Goebens nicht unerwähnt läßt. Möge Zernins Buch dazu beitragen, Goeben die gebührende Anerkennung und die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu erhalten und zu gewinnen.

Von den Bildern großer Kriegshelden wenden wir uns wieder zu den stilleren Kämpfen eines Parlamentariers und Publizisten: August Luthardt, der Bruder des berühmten Leipziger Theologen, hat sein Leben und seine politische Tätigkeit unter dem Titel: Mein Werden und Wirken im öffentlichen Leben (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 3 Mk.) beschrieben. Es ist zunächst das Lebensbild eines süddeutschen, speziell bayrischen Regierungsbeamten und Politikers, das uns in diesem Buche vorgeführt wird. Nach einer anziehenden Schilderung seines Jugendlebens und seiner Universitätsstudien, wobei Puchta, Vangerow, Stahl, Schelling eingehend charakterisiert

werden, gibt uns der Verfasser eine Darstellung seiner Beamtenlaufbahn, in der er bis zum Regierungsdirektor emporstieg. Doch das Hauptinteresse an Luthardts öffentlichem Wirken liegt darin, daß er der Begründer einer konservativen Partei in Bayern geworden ist und als ihr Organ die „Süddeutsche Reichspost" ins Leben gerufen hat. Während bis dahin nur zwei Parteien, die Ultramontanen und die Fortschrittspartei, d. h. die vereinigten Liberalen, in Bayern sich gegenüber gestanden hatten, trat 1872, durch die Opposition gegen die ersten Falkschen Kirchengesetze hervorgerufen, zwischen sie die kleine konservative Partei. Es ist charakteristisch für sie, daß kirchliche Beweggründe die Veranlassung zu ihrer Gründung gaben, wie denn Luthardt eine eifrige Tätigkeit auf den Generalsynoden entwickelt hat. Unter großen Schwierigkeiten, von den Regierungen nicht nur nicht unterstützt, sondern mit Mißtrauen angesehen, begann die Partei ihren Kampf gegen den Liberalismus auf kirchlichem und politischem Gebiet. Luthardt ist dann in der bayrischen Kammer als Abgeordneter vielfach, aber nicht eben mit viel Erfolg tätig gewesen. Sehr interessant ist der Abschnitt vor der Königskatastrophe, in dem die Beklemmung und gedrückte Stimmung in München unmittelbar vor dem tragischen Untergange König Ludwigs II. geschildert wird. Luthardts Selbstbiographie läßt uns in das von dem Norden vielfach verschiedene Beamten- und Abgeordnetenleben Süddeutschlands hineinschauen; der Verfasser erscheint als ein charaktervoller, überzeugungstreuer, gut patriotisch gesinnter Mann. Das Buch ist etwas weitschweifig geschrieben; viele Reflexionen und mit der eigentlichen Biographie nur in losem Zusammenhange stehende Betrachtungen hätten ohne Schaden gekürzt oder ganz fortgelassen und dadurch der Umfang des Buches bedeutend verringert werden können.

Ein stilles Professoren- und Gelehrtenleben, das nur vorübergehend in die politische Bewegung der Zeit hineingezogen wurde, führen uns Karl Hegels Erinnerungen (Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 5 M.) vor. Der Verfasser, einer der größten Kenner des italienischen und deutschen Städtewesens, der hochverdiente Leiter der Ausgabe der deutschen Städtechroniken, von denen er selbst einen nicht geringen Teil bearbeitet hat, ist bald nach Veröffentlichung dieses Buches in hohem Greisenalter aus dem Leben geschieden. Er war bekanntlich ein Sohn des großen Philosophen und schildert den Vater und das Leben im elterlichen Hause sehr anschaulich. Karl Hegel studierte anfangs Theologie und Philosophie in Heidelberg, wurde aber für die Geschichte durch den Historiker F. Ch. Schlosser und den ihm nahe befreundeten Gervinus gewonnen; nicht Fr. v. Raumer oder L. Ranke haben ihn dazu bestimmt, obgleich er später ein Meister kritischer Forschung war. Nachdem er zusammen mit Gervinus eine längere Reise durch Italien gemacht, die zugleich historischen Forschungen gewidmet war, wurde er zuerst Gymnasiallehrer in Berlin und darauf 1841 Professor der Geschichte in Rostock, wo er bis 1856 wirkte. Was Hegel über eine nach Kopenhagen 1843 unternommene Reise berichtet, ist sehr lehrreich für die damaligen noch ungetrübten Beziehungen zwischen den dänischen und deutschen Gelehrten, es wurde überall deutsch gesprochen und deutsche Wissenschaft hoch geschätzt, die Dänen wünschten nur in Deutschland anerkannt zu werden. Von dem damaligen Zustande der Universität Rostock, seinen Kollegen und dem geselligen Leben gibt Hegel eine lebendige Darstellung. In Rostock schrieb er seine epochemachende Geschichte der italienischen Städteverfassung, die 1847 erschien und ihm mit einem Schlage eine

angesehene Stellung unter den deutschen Historikern erwarb; Hegel bewies darin durch die gründlichsten Forschungen, daß das Städtewesen in Italien auf deutscher Grundlage beruhe und nicht, wie man bisher angenommen, aus der römischen Zeit stamme. Das Jahr 1848 veranlaßte auch Hegel zu vorübergehender Teilnahme am politischen Leben. Er verkannte nicht die großen Schattenseiten der Adelsherrschaft in Mecklenburg, die schroffe Haltung derselben gegen das Bürgertum und den auf dem Bauernstande liegenden Druck, aber die auch in Mecklenburg seit den Märztagen mit immer schrankenloseren Forderungen hervortretenden Demokraten und Demagogen, ihre Bestrebungen, alles Bestehende umzuwerfen und die unbeschränkte Volkssouveränität zur Herrschaft zu bringen, stießen ihn durchaus zurück. Er hat den 20. März 1848 in Berlin miterlebt und die tiefe Demütigung des Königs durch das Volk mit angesehen, der furchtbare Eindruck dieses Erlebnisses bestärkte ihn noch in seinen konservativen Überzeugungen. So ließ er sich denn bewegen, die Leitung eines gegen die Bestrebungen der Demokratie kämpfenden, gemäßigt konstitutionellen Organs zu übernehmen, und wurde bald einer der bestgehaßten und angefeindetsten Männer im Lande. Auch in das Erfurter Parlament von 1850 wurde er gewählt, er schildert uns lebhaft den Eindruck der Reden Häussers, Stahls und Bismarcks; merkwürdig, wie auch er von der Persönlichkeit Gagerns bezaubert wurde. Nach dem Mißlingen dieses letzten Versuchs, wenigstens eine Einigung Norddeutschlands unter Preußens Führung herbeizuführen, wandte sich Hegel wieder ganz den wissenschaftlichen Arbeiten zu. 1856 wurde er als Professor nach Erlangen berufen und hat hier bis an sein Lebensende gewirkt. Leider brechen seine Erinnerungen schon mit dem Jahre 1859 ab, alles Folgende sind nur kurze, aphoristische Notizen. Dieses frühe Abbrechen ist sehr zu bedauern, denn gerade über seine Erlanger Tätigkeit und Erlebnisse, über die Zustände in Bayern, über seine Beziehungen zu König Max II. und vieles andere hätte man gern Ausführliches von ihm erfahren, man würde dafür die Schilderung seiner früheren Reisen unbedenklich hingegeben haben. Aus den späteren kurzen Aufzeichnungen ist die Mitteilung über die Vernichtung der berühmten Straßburger Stadtbibliothek hervorzuheben, an der darnach niemand als der Bibliothekar selbst die Schuld trägt. Hegels Name wird in der deutschen Geschichtswissenschaft fortleben und die von ihm einfach und anspruchslos geschriebenen Erinnerungen sind ein dankenswerter Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte.

Ein anderer Professor, der ein Jahrzehnt lang gleichzeitig mit Hegel an der Universität Rostock wirkte, dessen Leben sich aber dann ganz der Politik zuwandte, Julius Wiggers hat ebenfalls eine Selbstbiographie unter dem Titel: Aus meinem Leben (Leipzig, C. L. Hirschfeld. 7 M.) veröffentlicht, die aber einen ganz andern Charakter hat als Hegels Erinnerungen. Wiggers war in Rostock geboren, wo sein Vater Professor der Theologie war; er erhielt seine Schulbildung in Schulpforta und studierte dann Theologie in Rostock, Berlin und Bonn. Von dem Leben in seinem Elternhause, seinen Lehrern in Schulpforta, in Rostock und Berlin gibt Wiggers ausführliche Schilderungen. Er wurde darauf Dozent und später Professor der Theologie in Rostock. Bei seinen zwar positiven, aber kirchlichliberalen Anschauungen geriet er bald in Streit mit den Vertretern der strengkirchlichen Richtung in Rostock, wie Krabbe und Hofmann, machte sich übrigens durch zahlreiche verdienstliche theologische

Schriften bekannt. Im Jahre 1848 wurde er, wohl mit bestimmt durch seinen Bruder Moritz, in die politische Bewegung hineingezogen, nahm als Abgeordneter an der konstituierenden Versammlung in Schwerin teil und war eifrig für das Zustandekommen des neuen Staatsgrundgesetzes tätig. Als dann aber die Reaktion eintrat und die alten Zustände wieder hergestellt wurden, wurde Wiggers 1852 seiner Professur entsetzt und bald darauf 1853 in den berüchtigten Rostocker Hochverratsprozeß verwickelt. Er mußte $3^2/_3$ Jahre in strenger Untersuchungshaft verbringen, wurde aber endlich, da ihm nichts Strafwürdiges nachgewiesen werden konnte, entlassen, aber seine Pension ihm entzogen. Wiggers hat später das schwere Schicksal, das ihn damals getroffen, ausführlich geschildert und die unerhörten Eingriffe des Ministers in den Prozeß und die vielen Willkürlichkeiten in demselben hell beleuchtet. Man muß, wenn man auch auf einem ganz andern politischen Standpunkt als Wiggers steht, doch das damalige Verfahren gegen ihn aufs schärfste verurteilen. Nichts hat die Verbreitung konservativer Anschauungen im Volke so sehr gehemmt, wie der rücksichtslose Gebrauch, den in der Zeit der Reaktion die Regierungen von ihrer Macht sich gestatteten, sowie die gehässige und brutale Verfolgung unbescholtener liberaler und demokratischer Männer, nichts dem monarchischen Prinzip mehr geschadet. Wiggers lebte seitdem als Privatgelehrter in Rostock und war fortan mit Schrift und Wort unermüdlich in der Beleuchtung der inneren Verhältnisse Mecklenburgs und der Forderung einer konstitutionellen Verfassung für sein Heimatland tätig. Als Mitglied des norddeutschen und später des deutschen Reichstages hat er immer wieder Anträge auf Herstellung einer solchen Verfassung in Mecklenburg gestellt, freilich ohne Erfolg. Die Darstellung dieser seiner Bestrebungen nimmt den größten Raum im Buche ein und die stete Behandlung desselben Gegenstandes wirkt zuletzt ermüdend. Wiggers ist eben eine zähe niederdeutsche Natur, die an dem, was sie als recht erkannt hat, unerschütterlich festhält und unermüdet dafür eintritt. Seine Charakterfestigkeit wird auch dem Anhänger ganz anderer politischer Anschauungen Achtung abnötigen, mag auch sein steter Kampf um das eine Ziel einseitig erscheinen. Aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Reichstagsabgeordneter berichtet Wiggers nebenbei manches Interessante. Die Darstellung des Buches ist oft etwas trocken und aktenmäßig, was uns geboten wird, sind häufig mehr Aufzählungen von Schriften und Tatsachen als zusammenhängende Erzählung, auch hätte manches wohl kürzer gefaßt werden können. Mit dem Jahre 1886 schließen Wiggers' Aufzeichnungen, die für die Zustände Mecklenburgs während der letzten fünfzig Jahre und die liberalen Bestrebungen in Deutschland vor 1870 wertvolles Material enthalten. Beim Lesen des Buches mutet es uns oft an, als läge ein Jahrhundert zwischen dem darin Berichteten und der Gegenwart. **H. D.**



# Die Sinnesorgane der Pflanze.

Wohl mancher Leser wird fragen: Was soll denn das für einen Sinn haben, von Sinnesorganen der Pflanzen zu sprechen? Wir sind eben alle noch von dem Glaubenssatze Linnés, des Altmeisters naturgeschichtlichen Wissens, befangen, der da lautete: „Die Pflanze wächst und lebt, das Tier wächst, lebt und fühlt.“ Die Wissenschaft hat diesen Standpunkt schon lange aufgegeben. Und auch dem Laien verrät gar manche Erscheinung im Organismenleben, daß es nicht angeht, das Sinnesleben der Pflanze einfach zu verneinen. Wir sehen all die Blumen unseres Gartens ihre Blüten dem Lichte erschließen und am Abende verhüllen. Auch die Blumen gehen schlafen. Andere Pflanzen wieder entziehen sich dem vollen Sonnenlichte, wenden sich von den sengenden Sonnenstrahlen ab. Wer frühen Morgens, ehe noch das Sonnenlicht zu voller Geltung gekommen ist, über die Waldwiese dahinwandert, dem erscheint der Gräserteppich so üppig grün, so voll und dicht, wenn aber die Sonne immer höher gestiegen, ganz mattgrün und weit lockerer mit Gräsern besetzt. Es haben eben alle die Gräser der Wiese, solange sie nicht das volle Sonnenlicht traf, ihre Spreiten weit auseinandergefaltet und das dunkle Grün der Oberseite gezeigt, sowie aber das grelle Sonnenlicht immer senkrechter auffiel, die Blätter zusammengefaltet und das minder lebhafte Grün der Unterseite zur Schau gestellt. Wie poetisch schön spielt sich im stillen Weiher, im klaren See das Auf- und Untertauchen der gelben Mummelblume, der weißen Seerose ab, die am Morgen, wenn die Sonne am Horizonte erscheint, der emporsteigenden Sonne den aus dem Wasser emporgehobenen Blütenkelch erschließt, am Abend aber mit der untergehenden Sonne die Blüte wieder schließt und unter Wasser taucht. Und umgekehrt bleibt die Blüte der ägyptischen Lotosblume tagsüber geschlossen und öffnet sich erst dem bleichen Mondlichte. Der Sauerklee, der, sobald er von direktem Sonnenlichte getroffen wird, seine Blättchen herabschlägt; strauchige, dornenreiche Mimosen Brasiliens und Mexikos, welche in ihrer Heimat ihre Blättchen erst gegen Abend horizontal ausbreiten, wenn aber die emporgestiegene Sonne ihre Strahlen einfallen läßt, die Blättchen zusammenklappen und die versteckten Dornen sehen lassen, sind neben vielen anderen lebhafte Beweise für die Tatsache, daß Sinnesempfindungen auch der Pflanze nicht fehlen.

Und trotzdem hat man erst in neuester Zeit direkt von Sinnen und Sinnesorganen der Pflanzen zu sprechen begonnen. Vor sechs Jahren etwa hat Noll in einem Vortrage über das Sinnesleben der Pflanzen gesprochen, die verschiedenen Sinnesempfindungen, auf die wir bei den Pflanzen stoßen, charakterisiert und betont, daß den Pflanzen eigentlich nur der Gehörsinn fehlt, während sie vor den Tieren einen sehr vollkommen entwickelten Sinn für die Wahrnehmung der Schwere voraus haben.

Was für anatomische Einrichtungen die Pflanzen zur Aufnahme der Lichtreize, der Schwerkrafteinwirkungen besitzt, wird man wohl kaum nachweisen können. Wohl aber hat uns Haberlandt in seinem Buche: „Sinnesorgane im Pflanzenreich“ den anatomischen Bau einer ganzen Reihe von Organen zum Aufnehmen mechanischer Reize beschrieben.

Als eigentliche Sinnesorgane finden wir bei den Pflanzen Fühltüpfel, so z. B. an den Ranken der Kürbispflanzen, dann Fühlpapillen, weiter Fühlhaare und kräftigere, aus zahlreichen Zellen bestehende Fühlborsten.

Betrachten wir einmal ein Köpfchen der allbekannten Kornblume, deren Blüten am Rande des Köpfchens unfruchtbar, in der Scheibe aber fruchtbar sind. Die fünf Staubgefäße bilden mit ihren Staubbeuteln eine Röhre, während die Staubfäden im nicht berührten Zustande im Bogen nach außen gewölbt sind. Ahmen wir nun den Vorgang beim Blütenbesuche eines Insektes nach und führen ein steifes Haar in die Kronenröhre ein, so richten sich sofort die Staubfäden gerade in die Höhe, verkürzen sich dabei sehr stark und ziehen deshalb die von den Staubbeuteln gebildete Röhre herab, wodurch der mit dem Blütenstaub bedeckte Griffel zum Vorschein kommt. Betrachtet man diese reizbaren Staubfäden näher, so findet man an bestimmten Stellen Fühlhaare und Fühlpapillen als kleine Emporwölbungen der Zellen.

Ein näherer Vergleich dieser pflanzlichen Sinnesorgane für mechanische Reize mit den tierischen Tastorganen zeigt überraschende Übereinstimmung. Die Fühltüpfel mancher Pflanzen erinnern lebhaft an die Hautsinneszellen der Tastwärzchen und Tastfüßchen einiger Stachelhäuter und die Porenkanäle in der Lederhaut der reizbaren Rückenhaare verschiedener Ringelwürmer. Die Fühlpapillen der Berberitze sind vergleichbar mit Membrankanälen an den Fühlern der Rosenkäfer und anderer Insekten. Die Fühlhaare und Fühlborsten der Pflanzen sind im wesentlichen nach denselben Prinzipien gebaut, wie die Tasthaare und Tastborsten der Insekten. In der menschlichen Haut sind es die Meißnerschen Tastkörperchen, welche als die Organe zur Aufnahme der Druckreize anzusehen sind; wie bei diesen sind auch bei den reizaufnehmenden Zellpolstern am Grunde der Fühlhaare mancher Pflanzen die Sinneszellen abgeflacht und in einer Reihe etagenförmig übereinanderliegend.

Die Bauprinzipien der tierischen und pflanzlichen Sinnesorgane für mechanische Reize zeigen also eine sehr weitgehende Ähnlichkeit. Die vollkommener gebauten Sinnesorgane der Pflanzen stehen denen der Tiere kaum nach, ja sie mögen sie oft übertreffen. Wie es Tiere gibt, die, wie z. B. die Schwämme, die Freiheit der Bewegung nicht haben, sondern festsitzend an ihren Standplatz gefesselt sind, während pflanzliche Organismen in gewissen Entwicklungsstadien, wie z. B. die Schwärmsporen gewisser Algen, frei herumschwärmen und für kleine Tierwesen gehalten werden könnten, so gibt es Pflanzen, deren Einrichtungen für sinnliche Empfindungen vollkommener sind, als die mancher Tiere.

Kann es z. B. in der Tierwelt ein vollkommener gebautes Tastorgan geben, als die Fühlborsten der Venus-Fliegenfalle, einer sogenannten insektenfressenden Pflanze? Diese in einem beschränkten Landstriche des östlichen Nordamerikas am Rande der Torfmoore wild wachsende Pflanze zeigt die Blätter in einer Rosette um den blütentragenden Schaft gruppiert, wobei die meisten ganz oder teilweise mit der Rückseite dem Moorboden aufliegen. Jedes einzelne Blatt besteht aus einem flachen, spatelförmigen Blattstiele, der vorne plötzlich abgestutzt und auf die Mittelrippe reduziert ist, und der rundlichen Blattspreite. Diese ist durch den Mittelnerv in zwei gleich große, wie die Blätter eines halb offenen Buches zueinander geneigte Hälften geteilt und am Rande jederseits mit 12—20 langen, spitzen Zähnen versehen. Auf der Mitte jeder Blatthälfte be-

finden sich je drei sehr steife und spitze Stacheln, kürzer als die Zähne des Randes und schief von der Blattfläche abstehend. In diesen aus langgestreckten Zellen zusammengesetzten Stacheln befindet sich das Protoplasma in stetem, ziemlich lebhaftem Kreislaufe. Während nun Stoß, Druck und Erschütterung der ganzen Pflanze durch Wind oder Regentropfen an den Blattspreiten keine ersichtliche Veränderung hervorrufen, klappen die beiden Blatthälften, wenn einer der sechs Stacheln von einem anfliegenden Insekte berührt wird, sofort zusammen, die spitzen Randzähne greifen ineinander ein und das Tier ist eingeschlossen. Doch gewiß ein sehr feinfühliges Tastorgan!

Dr. Friedrich Knauer.



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Die Überlegenheit der Weißen über die anderen Rassen.

Weder der Vorrang der Intelligenz, noch der Kultur, noch der Moral machen, wie Georg Schiele in einer Artikelserie der „Grenzboten" („Von einer Weltreise") ausführt, die Weißen über die farbigen Rassen überlegen, sondern allein die viel größere Willenskraft. „Der Neger ist nicht dümmer als der Weiße. Man setze einen Negerknaben in eine deutsche Knabenklasse, so wird er Rechnen und Schreiben und fremde Sprachen mindestens ebenso schnell lernen wie die deutschen Kinder. Die Inder und die Chinesen sind erst recht, auch ohne unsere Schule, klüger als die Weißen." Ein vornehmer Inder, ein gelehrter Chinese hat viel mehr Kultur als wir Europäer. „Ihre Kultur ist nicht nur viel älter als die unsrige, die der vornehmen Inder ist auch viel tiefer und feiner." Wir gelten diesen noch als ziemlich rohe Barbaren. Und hinsichtlich der Moral der „Tropeneuropäer" meint Schiele, daß diese Leute gar nicht moralisch sein wollen: „Sie fühlen sich dort als aller moralischen Fesseln ledig und frei und meiden nur, was ihre Vorrangstellung beeinträchtigen könnte."

Aber der Weiße ist stets Herr seines Willens, seines Mutes. Der Farbige hat nur Mut, wenn sein Affekt es ihm erlaubt, der Weiße hat kaltblütigen Mut, er hat die „Ruhe des Mutes", die dem Farbigen gänzlich abgeht. Er weiß, was er will, und will es ausdauernd. Die wildesten und gefährlichsten Menschen sind nie Farbige, sondern verwilderte Weiße. Man erzählt von den gefährlichsten chinesischen Seeräuberhorden, daß ihre Anführer Weiße gewesen seien. So ist die Beherrschung der farbigen Rassen für den Weißen nur allzuleicht.

Das Dreihundertmillionen-Reich Indien halten vielleicht hunderttausend weiße Soldaten in Zaum. In manchen europäischen und amerikanischen Großstädten gebietet es die Vorsicht, nachts mit dem Revolver auszugehen. In den

afrikanischen und asiatischen Küstenstädten würde der ausgelacht werden, der mit der Waffe ginge. Für gewöhnlich werden zur Herrschaft über die Eingeborenen von den weißen Machthabern „nur die Faust, der Stock und etwa der Stiefel gebraucht, auch der Kiboko, der Stock aus Nilpferdhaut".

Der Verfasser erläutert das an einigen recht drastischen Erlebnissen. „Ich erinnere mich", so berichtet er, „an eine Nacht in einem kleinen afrikanischen Hafen, wo es nur wenig Europäer gab. Einer war bis spät in die Nacht an Bord geblieben und hatte sich schwer betrunken. Am Fallreep lag sein Boot, mit acht Negern bemannt, die sich schwatzend die langen Stunden vertrieben. Schließlich verluden wir ihn mit sehr viel Schwierigkeit in sein Boot, und als er taumelnd sich am Ruder niedergelassen hatte, gab er das Zeichen zum Losfahren, indem er mit seinem Stiefel die vor ihm sitzenden Neger in den Nacken trat. Die treuen Kerle hatten ihn noch zwanzig Minuten lang durch die dunkle Nacht an Land zu rudern. — Auf der Reise von Singapore nach Hongkong hatten wir dreihundert chinesische Deckpassagiere, während wir an Bord, Schiffsleute und Passagiere, höchstens dreißig Weiße waren. Diese Chinesen wurden auf dem Vorderschiff von den Matrosen herab bis zum Schiffsjungen mit dem Tauende geprügelt und hinten von den Schiffsoffizieren, obwohl sie teures Geld für die Überfahrt bezahlen mußten. Sie lagen so eng an Deck, daß sie immer über die ihrem Aufenthalt gezogenen Grenzen überquollen. Eine einfache Leine sperrte sie ein und wurde natürlich oft genug von der eingeengten Menschenmasse nicht respektiert. Das gab immer neue Gelegenheiten zu Handgreiflichkeiten. Wollte man durch sie hindurch gehen, so schob man die Liegenden mit dem Stiefel beiseite, und nachts trat man darauf . . . Sie konnten jeden Augenblick das Schiff in die Hand bekommen, indem sie vorn und hinten die Weißen einsperrten und mittschiffs die sechs bis acht Mann überwältigten. Es ist das auch schon einmal vorgekommen vor einigen Jahren." Da kamen aber seeräubernde Chinesen auf einigen Dutzend Segelschiffen an Bord, mit denen die chinesischen Passagiere gemeinschaftliche Sache machten. Auf der vorhin geschilderten Reise gab's auch einen furchtbaren Sturm, einen drei Tage währenden Taifun. „Damit die dreihundert Chinesen nicht über Bord gespült wurden, mußten sie in die Kohlenbunker, wo sie in stockfinsterer Nacht ohne Essen und Trinken, beständig über- und durcheinander geschüttelt, alle Katastrophen der Seekrankheit zu erleben hatten. Am Tage nach dem Sturm, als die See noch unruhig, aber die Lage doch nicht mehr gefährlich war, wurde an der Luke, die in die Kohlenbunker führte, eine Bohle gelüftet. Eine Galerie von Köpfen garnierte beständig diese Öffnung, um frische Luft zu schöpfen. Über der Luke stand ein Matrose mit einem Knüppel, um den, der hinausklettern wollte, auf die Nase zu schlagen. Schließlich durften sie alle wieder ans Tageslicht, schwarz wie die Neger von den Kohlen gefärbt, froh, daß sie ihr Leben noch hatten. Einer allerdings kam sterbend heraus." — In Singapore leben hoch gerechnet 1000 Europäer unter 50—100000 Chinesen und Malayen. „Sie haben ihre Häuser zum Teil weit vor der Stadt im Walde. Dort wohnen die Damen tagsüber allein mit einer farbigen Dienerschaft von vielleicht zwölf Köpfen, und nicht nur tags, sondern auch nachts allein, wenn sich der Gatte aus dem Klub nicht rechtzeitig nach Hause findet. Einmal gab es in Singapore eine kleine Revolte, weil die nackten Kuli, die als Pferdchen und Kutscher zugleich die zweirädrigen Wagen ziehen, von der Polizei gezwungen

wurden, sich eine Droschkennummer und eine Jacke, beides in einem Gegenstand vereint, umzuhängen. Einige Tage ging man mit dem Revolver durch die Stadt. Dann aber wurden wieder Faust und Stock die einzige Waffe. Auch eine Mehrzahl von Chinesen greift einen Weißen so leicht nicht an, es sei denn, daß er hilflos betrunken ist. Ein Herr hat sich im Klub verspätet. Spät in der Nacht verläßt er erst das Haus und setzt sich in so eine kleine Kulikutsche. Ohne zu fragen, läuft der Kuli los. Der Herr wird schon sagen, wenn der Weg nicht der rechte ist. Aber der Herr schläft ein. Der Kuli läuft immer gerade aus, bis er alle Häuser hinter sich hat, bis die Gasbeleuchtung aufhört, und der Weg sich teilt. Hier sieht er sich nach seinem Herrn um, zu fragen, wohin er sich wenden soll, und sieht, daß der Herr eingeschlafen ist. Da er nun weiß, daß es gefährlich ist, einen betrunkenen Deutschen zu wecken, so senkt er die Gabel seines Cabs auf den Boden, setzt sich hinzu und schläft auch. Die aufgehende Sonne weckt dann die beiden."

Nicht aus Mut, sondern aus Mangel an Energie, aus blindem Vertrauen in seinen Herrn ist der Neger gelegentlich fähig, die Gefahr zu mißachten. Er folgt dem Weißen auch gegen zwanzigfache Übermacht. Ist der aber gefallen, so wird er wieder eine Beute von Angst und Unbesonnenheit.

Eine Ausnahme machen vielleicht nur die Mohammedaner, denen der religiöse Fanatismus den Mangel an bewußter Energie ersetzt. Daher stehen in den alten Feudalstaaten an den Küsten des Indischen Ozeans Araber oder deren Abkömmlinge an der Spitze und beherrschen das einheimische Volk der Neger, Inder oder Malaien. In Afrika sind die kräftigsten Völker mohammedanisch, „entweder weil gerade diese Völker für den Mohammedanismus reif waren, oder weil eben diese Religion ihnen Kraft gibt". Aber ohne diesen Affekt des religiösen Fanatismus ist auch der Mohammedaner faul, schlaff und tatenlos. Man sieht's an den heutigen Türken, „was dieser Affekt nicht kann, nämlich nicht den verständig nachdenkenden Einzelwillen ersetzen. Der nüchterne Einzelwille, das ist die Kraft der europäischen Kultur. Aus Hunderttausenden von solchen Willen besteht der endlose Tatendurst eines Volkes, das sich in Unternehmungen und Erfindungen nicht genugtun kann, aus ihnen folgt die unerschöpfliche Flut neuer fruchtbarer Gedanken. Dem Orientalen sind die Ruhelosigkeit des Europäers, die beständige Unzufriedenheit mit seiner Lage, seine zahllosen Bedürfnisse und Wünsche, die Arbeitslust und die Erwerbslust und die Ausdauer seines Willens, die auch vor den langwierigsten Schwierigkeiten nicht müde wird, einfach unheimlich. Er hat nicht den rastlosen Willen des Europäers, fühlt das und fühlt sich unterliegend."

Da nun dieses Herrentum unter den Farbigen für jeden Weißen etwas Berauschendes an sich hat, so ist es, führt Schiele weiter aus, sehr erklärlich, daß schon „jeden siebzehnjährigen Kaufmannslehrling, der vielleicht bisher nur gehorcht und nie befohlen hat", das Hochgefühl überkommt von dem Vorrecht des Blutes und der Abstammung gegenüber der geringwertigeren Rasse. Und „wenn das Herrengefühl einen Europäer allzusehr berauscht und ihn zu Taten hinreißt, die nicht zu billigen sind, so nennt man das Tropenkoller. Der Tropenkoller hat nichts zu tun mit krankmachenden Wirkungen des Klimas, Sonnenstich und ähnlichen physisch entstandenen Zuständen der Unzurechnungsfähigkeit, sondern ist eine Art Cäsarenwahnsinn, der katastrophenartige Ausbruch eines starken

Willens, der keine Schranken mehr sieht. Es muß ja auf manche, zumal junge Gemüter demoralisierend einwirken, wenn sie menschliche Wesen unter sich sehen, die durch ihre Schwäche zur Knechtung immer wieder auffordern". Wie sehr der Neger z. B. selbst schuld ist an dem Hochmut der Weißen, beweist der Verfasser durch folgendes kleine Erlebnis:

Auf der Reise um Afrika waren als Passagiere ein paar Dutzend Neger an Bord. Viele von ihnen erkrankten, der eine an Bauchwassersucht, und mußte von Schiele mehrere Male operiert werden. Nach der Operation sollte immer einer seiner Landsleute ihn pflegen. „Als das", erzählt der Verfasser, „zum erstenmal geschehen sollte, hatte ich den Führer der Neger, einen Araber, beauftragt, einen Mann zu stellen. Er antwortete aber: Doktor, du mußt das selbst tun, die Abessinier wollen nicht, sie sind Hunde. Ich ließ also die Landsleute des Operierten antreten und fragte, wer den Kranken pflegen wollte. Sie erklärten alle: Ich nicht, ich nicht, wir sind alle selber krank. Es blieb also nur übrig, einen auszuwählen, und zwar nahm ich, um ihnen nicht zu viel zuzumuten, täglich einen andern, den ich folgendermaßen in seine Pflichten einweihte. Erst bekam er vor versammelter Front zwei Ohrfeigen, dann wurde er vor das Lager des Kranken geführt und erhielt in dessen Gegenwart wieder zwei Ohrfeigen, und da er nach einigen Stunden gewöhnlich ausgerissen war, so holte ich ihn zurück und gab ihm nochmals zwei. Diese Verständigung hatte auch den Vorteil, daß ich keine Dolmetscherhilfe brauchte. Noch nach vielen Tagen war diese Einrichtung unentbehrlich. Jeder wußte, was er zu tun hatte, wenn ich ihn morgens aufsuchte. Aber keiner übernahm das Amt ohne feierliche Einführung. Erst nach sechs wirklichen Ohrfeigen, die sie ohne bedeutende Gegenwehr annahmen, waren sie der Überzeugung, daß der Bana Doktor es auch diesesmal wieder ernst meine."

Aus dieser und zahlreichen anderen Beobachtungen kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die Neger keineswegs dem Weißen gleich zu achten seien. „Sie verhalten sich zu ihm, wie ein fünfzehnjähriger Knabe zu einem Erwachsenen." Wie jener aber auch nicht alle Rechte dieses hat, vielmehr unter dessen elterlicher Gewalt steht, so sei auch eine gewisse Hörigkeit des Negers nicht nur berechtigt, sondern notwendig. Sei es doch noch nicht hundert Jahre her, daß von unserm Landvolk Zwangsgesindedienst und Fronden verlangt wurden, wie wolle man da bei dem Neger, der doch noch lange nicht auf der Stufe der freien Willensbestimmung stehe, wie unser deutscher Bauer vor hundert Jahren, einen gewissen Arbeitszwang abschaffen? Wenn der Neger eine Mark an einem Tage verdient, ist er bei seiner Bedürfnislosigkeit für eine ganze Woche versorgt, er kann also acht Tage lang faullenzen. Arbeitet er wirklich mehr, so gibt er das überflüssige Geld in Putz aus oder, was schlimmer ist, in Schnaps. Daher der lukrative Schnapshandel, er bringt wieder ein, was an Arbeitslöhnen zu viel ausgegeben ist. Der Schnaps ist die unvermeidliche Folge eines freien Arbeitsverhältnisses bei hohen Löhnen für den Neger. „Wenn aus unsern Kolonien mehr werden soll, als ein wildes Stückchen Afrika, worin einige Kaufleute Küstenhandel treiben, wenn aus ihnen Kulturländer werden sollen, wie Indien und China, so heißt es arbeiten." Zur Arbeit kann der Neger aber nur wie der Schuljunge gezwungen werden, ohne einen solchen Zwang, ohne Arbeitsverfassung, die zugleich eine Schutzverfassung für die Farbigen wäre, fürchtet Schiele,

werden die Segnungen unserer christlichen Kultur und auch der Christenlehre überhaupt für den Neger unfruchtbar bleiben.

Übrigens dürfte auch die weitere Beobachtung Schieles von Interesse sein, daß der Nordeuropäer den meisten Tropenbewohnern an Körperkraft überlegen sei. Zum Ersatz von zwei deutschen Arbeitern braucht man mindestens drei schwarze. „Herkulische" Neger hat Schiele auf seiner Reise nicht gesehen. Als er einmal auf einen aufmerksam gemacht wurde, der wirklich unter seinen Kameraden an Kraft und Schönheit auffiel, und er ihn neben den stattlichen deutschen Ingenieur des Schiffes stellte, verschwand der Neger völlig neben dem starken Germanen. Die schwarze Farbe und das lebhafte Muskelspiel des nackten Körpers lassen die Neger kräftiger erscheinen, als sie sind. Dagegen scheinen sie meist schöner als die Kultureuropäer, weil, wie Schiele bemerkt, die Sterblichkeit unter ihnen größer ist, die Küstenbevölkerung sich infolgedessen durch fortwährende Zuwanderung verstärkt, mithin mehr junge Leute unter ihnen zu sehen sind als unter den Europäern, „Körperschönheit gehört aber nur der Jugend. Man würde auch bei den Deutschen mehr Körperschönheit sehen, wenn nicht der Biergenuß bei der großen Mehrzahl von unsern Landsleuten das Ebenmaß verdürbe."



# Deportation und Relegation in Frankreich.

Wenn unliebsame Vorgänge in den Straßen von Paris daran erinnern, wie groß die Zahl der gemeingefährlichen Existenzen in der Hauptstadt ist, pflegt die öffentliche Meinung erregt zu fragen, wozu man denn die gewaltigen Summen für die Strafkolonien in Guayana und Neu-Kaledonien ausgebe, wenn diese nicht zur Unterbringung all der „Abfälle der Menschheit", wie man drüben sagt, benützt werden. Das ist dann regelmäßig die Veranlassung zur Erörterung einer der schwierigsten und zugleich herzbewegendsten Fragen, bei deren Lösung der selbstsüchtigste Erhaltungstrieb und das edelste menschliche Mitleid in heftigen und nie auszugleichenden Gegensatz geraten. Als kürzlich wilde Straßenkämpfe solchen lichtscheuen Gesindels stattgefunden hatten, stellten die Zeitungen fest, daß das Gesetz, nach dessen Anwendung man rief, das sogen. „Gesetz über die Relegation der Rückfälligen" vom 27. Mai 1885 durchaus nicht in Vergessenheit geraten sei. Wenn man 1886 eine Zahl von 1610, im folgenden Jahre sogar 1934 Rückfällige verschickt habe, diese Zahl aber allmählich in regelmäßigem Fortschritt bis auf 632 im Jahre 1900 zurückgegangen sei, so liege das einzig und allein daran, daß die Verbrecher allmählich immer besser gelernt hätten, mit diesem unbequemen Gesetz zu leben. Sie wüßten jetzt ganz genau, innerhalb welcher Grenzen ihre Rückfälligkeit sich halten müsse, um statt nach den gefürchteten Strafkolonien in die sauberen, gut gehaltenen und von trauten Genossen bewohnten „Logierhäuser des Staates", auch Gefängnisse genannt, zu führen, und richteten sich danach. Da nun schon lange nach einer Änderung



des Strafsystems gerufen wird, so ergreift eine der Autoritäten auf diesem Gebiete, Paul Mimande, in den Septemberheften der „Revue Bleue“ das Wort.

Die erwähnte „Relegation der Rückfälligen“, die 1885 eingeführt wurde, ist wohl zu unterscheiden von der „Transportation“ genannten Verschickung der Verbrecher. Sie ist weit älter und aus humanitären Erwägungen entsprungen. Das Strafgesetzbuch Napoleons I. kannte als Zweck aller Strafen nur die Abschreckung: Halseisen, Brandmarkung, Pranger, Gefängnis wurden angewendet; in besonderen Fällen drohte das Bagno, der Erbe und Nachfolger der Galeerenstrafe; das Festschmieden an einen anderen Verbrecher oder an eine nachzuschleppende eiserne Kugel, Prügelstrafe mit grausamen Werkzeugen, wurde als Steigerung verhängt. Die Wirkung war furchtbar, aber das Gegenteil von dem Erwarteten. Abgesehen von der kleinen Zahl, die auf Lebenszeit festgehalten wurde, diente dies Prinzip nur dazu, eine von Jahr zu Jahr anwachsende Horde von menschlichen Wesen zu schaffen, in denen jedes menschliche Gefühl erstorben war. Schon 1827 war der Zustand nicht mehr erträglich. Dennoch schreckte man noch 1847 vor der von Duchâtel vorgeschlagenen Verschickung zurück, und zwar hauptsächlich, weil man die Kosten scheute. Im Jahre 1850 sprach Louis Napoleon das fördernde Wort: „Es scheint mir möglich, die Zuchthausstrafe wirksamer, sittlicher, billiger für den Staat und menschlicher zu gestalten, indem man sie für die Ausbreitung der französischen Zivilisation verwendet.“ In Verfolg dieses neuen Strafgrundsatzes verschickte man bereits 1852 zehntausend Sträflinge nach Guayana und gab am 30. Mai 1854 das Gesetz, das mit unwesentlichen Abänderungen bis heute gültig geblieben ist. Wie sich das Leben eines Sträflings danach gestaltet, schildert Paul Mimande an der Hand zahlreicher Dokumente und einer reichen Erfahrung, die er auf jahrelangen Reisen in den Strafkolonien gesammelt hat, und begleitet sie mit Bemerkungen, die einen wertvollen Beitrag zur Frage der Vererbungstheorie bilden.

Allerdings finden sich alle Stände unter den Sträflingen vertreten. „Eins der ersten Individuen, die ich traf, war ein Herr von X., mit dem ich mich im vergangenen Winter noch bei einem Hochzeitsdiner getroffen hatte. Ich habe eine Persönlichkeit von königlichem Blut getroffen, den Neffen eines berühmten Künstlers, den Sohn eines hohen Beamten, einen ehemaligen Generalkonsul, Offiziere, Priester, Literaten, Mediziner, Bankiers, Advokaten, Notare — sehr viel Notare! — u. s. f.“ „Aber“, fügt er hinzu, „unter 12000 Akten, die ich durchgesehen habe, waren noch nicht 200 Vertreter der drei höheren Stände: Adel, Geistlichkeit und dritter Stand.“ Die übrigen waren Proletarier. Sollten nun wirklich nur die letzteren „mit dem Keim zu allen Lastern“, die anderen „mit dem Keim aller Tugenden“ geboren werden? Mimande folgert aus den ihm bekannten Verbrechergeschichten, daß es vielmehr nur der Umgebung zuzuschreiben sei, wenn in den einen die guten, in den andern die schlechten Anlagen überwiegend zur Entwicklung gelangen.

Je nach der Schwere ihrer Vergehen werden die Ankömmlinge einer der beiden Klassen zugeteilt, die mit der Hölle und dem Fegfeuer zu vergleichen sind. Alle tragen die gleiche Kleidung und vertauschen ihren Namen mit einer Nummer. In der dritten Klasse schlafen die Sträflinge allein, können die Verschärfung der „einfachen Schnalle“ erhalten, die ihnen das Liegen auf nur einer Seite erlaubt, werden in den Arbeitspausen einzeln eingesperrt, haben bei der Arbeit und

den gemeinsamen Mahlzeiten zu schweigen. Auch die Schwierigkeit der Arbeiten wird nach der Schwere des Verbrechens abgestuft. Wer sich als „unverbesserlich" erweist, wird einer besonderen Abteilung zugewiesen, wo er nicht unter sechs Monaten zu verbleiben hat. Hier schläft er auf einer steinernen Unterlage mit der „doppelten Schnalle", die ihm nur erlaubt, auf dem Rücken zu liegen. Beim geringsten Vergehen kommt er in den „Strafsaal". Hier wandern die Sträflinge im Gänsemarsch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen schweigend im Kreise. Alle halben Stunden tritt ein viertelstündiges Ausruhen ein. Während einiger dieser Pausen wird Nahrung eingenommen. Die zweite Klasse, das Fegefeuer, enthält die mit geringerer Strafe belegten, ferner aber die, welche durch gute Führung aus der dritten aufgestiegen sind, und endlich auch die, welche wieder aus der ersten zurückverwiesen worden sind, die allen als Belohnung winkt. Sie werden, sei es im Staatsauftrage, sei es für Private, zu kolonisatorischen Arbeiten verwendet: Urbarmachung des Landes, Wegebau, Kanalanlagen u. s. f.

Darin besteht ganz unstreitig der Vorzug dieses Systems, daß der Sträfling von vornherein weiß, er vermag sein Los zu bessern, ja schließlich sich zu einer Lage hinaufzuarbeiten, die kurzsichtigen Beurteilern Veranlassung gegeben hat, von einer Prämiierung des Lasters zu sprechen. Nun findet aber ein Aufrücken in der Klasse überhaupt nur statt, wenn ein Teil der Strafe verbüßt ist, die Hälfte bei Verurteilungen unter zwanzig Jahr, bei längeren jedoch zehn Jahre. Eine einzige etwas schwerere Übertretung der Gefängnisvorschriften zieht die sofortige Zurückversetzung in die niedere Klasse nach sich. „So ergibt sich, daß das Aufsteigen zur ersten Klasse eine Kette von sehr langen und außerordentlich beharrlichen Anstrengungen darstellt. Was hat man nicht alles überwinden müssen! Schlechte Beispiele, Entmutigung, Angebereien, Schikanen und Spott. Jahre und Jahre hat man eine solche Arbeitstreue, einen so vollkommenen Gehorsam beweisen müssen, daß niemals selbst die übertriebene Strenge und übellaunige Abneigung eines Wärters Grund oder Vorwand zu einem schlechten Vermerk hat finden können." Wer nun so sich die Zugehörigkeit zur ersten Klasse durch seine Führung errungen hat, die ohne einen Wandel des gesamten Innenlebens kaum denkbar ist, hat mancherlei Aussichten: Begnadigung, bedingungsweise Freilassung, Strafminderung und endlich die „assignation" und „mise en concession". Letztere nicht ohne weiteres verständlichen Ausdrücke bedeuten folgendes. Ein assigné wird gegen eine Kaution einem freien Kolonisten als Arbeiter überlassen. Wohnung, Nahrung und Arzt hat er frei und von seinem Lohn behält er drei Fünftel. In dieser Stellung soll er die Kenntnisse erwerben, die ihm zu der „mise en concession" notwendig sind. Hat er sich nämlich in jeder Beziehung tadellos geführt, so erhält er ein kleines Landgut von 3 bis 10 ha mit einem Häuschen. Die Verwaltung liefert ihm auf Abzahlung einiges Ackergerät, Bettzeug und Kleidung, sechs Monate lang eine Ration Lebensmittel, ein Jahr lang freie ärztliche Behandlung. Dafür bezahlt er eine jährliche Abgabe von 10—20 Fr. für den Hektar, was, wie Mimande sagt, übertrieben erscheint in einem Lande, wo der Hektar selten mehr als 20 bis 40 Fr. wert ist. Die Ablösung dieser Abgabe durch ein Kapital ist gestattet. Die Zurückversetzung in eine niedere Klasse schwebt immer über seinem Haupte, bis er etwa begnadigt wird.

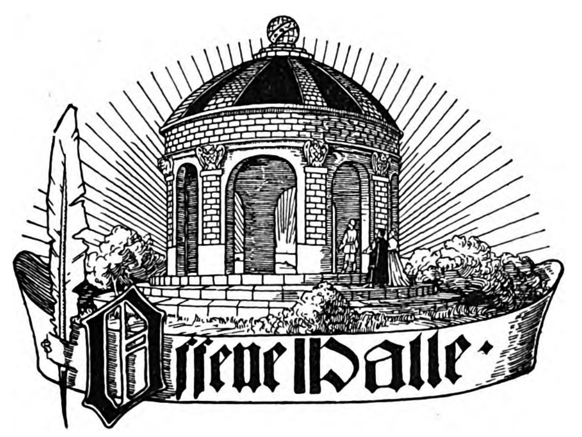
So ist der Sträfling allmählich wieder in seine Menschenrechte eingetreten. Er darf sogar heiraten. Diese Erlaubnis ist der umstrittenste Punkt des ganzen Systems. Die Anhänger der Vererbungslehre verwerfen diese Einrichtung natürlich vollkommen. Lehrreich, was die Erfahrung jener Theorie antwortet, die da behauptet, von Verbrechern könnten nur Verbrecher gezeugt werden.

Denn selbstverständlich heiraten die Verbrecher nur Verbrecherinnen, außerordentliche Fälle ausgenommen, die ja wohl denkbar sind, aber von Mimande überhaupt nicht erwähnt werden. Dem Heiratskandidaten werden die heiratsfähigen Mädchen vorgeführt. „Sie sind meistens ziemlich jung und kräftig. Unter ihnen viele Bäuerinnen und Dienstboten, die wegen Kindsmordes verurteilt wurden.“ Eine barmherzige Schwester und ein Aufseher sind anwesend. Der Sträfling trifft seine Wahl durch eine Handbewegung. Die Schwester stellt unter vier Augen die Willigkeit der Erwählten fest. Mimande erzählt hier mancherlei Herzbewegendes. Von einer solchen Kindesmörderin sagt die barmherzige Schwester: „Nennen Sie sie eine Bedauernswerte, die in rasender Verzweiflung einen Augenblick den Verstand verloren hat. Ich bin sicher — und in den zwanzig Jahren, die ich unter diesen unglücklichen Kreaturen lebe, habe ich etwas Erfahrung erworben —, daß der Tag der wahren Reue der sein wird, wo diese Amélie wieder Mutter wird. Wenn sie dies Kind auf den Armen wiegt, wird sie über das kleine Wesen, das sie einst getötet hat, schmerzliche, wohltätige und sühnende Tränen vergießen.“

Und die Kinder? „Seit mehr als zwanzig Jahren hat man auf Neu-Kaledonien eine Landwirtschaftsschule für Knaben und eine Arbeiterinnenschule für Mädchen. Erfolg: nicht ein einziges Kind solcher Herkunft — nicht ein einziges, man merke sich das genau! — ist Gegenstand einer Verurteilung, ja nicht einmal einer Übertretung gewesen.“ Das ist allerdings eine Erscheinung, die Mimande mit vollem Recht dreimal unterstreicht. Er geht so weit, zu behaupten, daß damit die Frage des moralischen Atavismus gelöst sei. Vom Milieu, in das man den Menschen bringe, hänge alles ab.

Man begreift nach diesen Ausführungen, daß Mimande für Beibehaltung der Deportation ist und nichts von ihrer Unterdrückung wissen will, die aus verschiedenen Gründen gewünscht wird. Diese Gründe hier anzuführen, liegt außerhalb des Rahmens unserer Mitteilung. Nur eine lehrreiche Erfahrung mag noch Platz finden, die jedes kolonisierende Volk interessiert. Vor einigen Jahren faßte man den Plan, Neu-Kaledonien, das seines Klimas wegen ein wahres Paradies sein soll, mit freien Menschen zu kolonisieren. Eine große Anlage wurde dort vorbereitet, ein ganzes Dorf gebaut, und die freien Ansiedler unter Führung eines Herrn Cook trafen ein. Herrn Cooks erste Sorge war, zu beantragen, daß die Niederlassung Cookville zu benennen sei. Dann bat er um Überlassung von — Sträflingen als Feldarbeitern! Nach einem Halbjahr stand Cookville verödet, und seine ehemaligen Bewohner, die freien Kolonisatoren, trieben sich beschäftigungslos auf Neu-Kaledonien herum. M.






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

# Unmoderne Gedanken über Politik und Moral.

Der Artikel, den Herr Dr. Maurenbrecher im Juliheft des Türmers veröffentlicht hat, beleuchtet die Frage der Sittlichkeit in der Politik mit einem sehr hellen, für manche Augen sogar etwas grellen Licht. Es verlohnt sich, die einzelnen Strahlen dieses Lichtes noch einmal zu sammeln und sich in diesem Licht dann Rechenschaft zu geben, vor welchem Resultat wir heute stehen und wie wir uns mit ihm abfinden wollen.

Als sittliche Triebfeder in der Politik bezeichnet Herr Dr. M. „das Verantwortlichkeitsgefühl, für eine Gemeinschaft von Menschen zu arbeiten", und zwar versteht er unter dieser Gemeinschaft von Menschen hauptsächlich „die zukünftige Generation". Diese Arbeit ist eine sittliche und zwar kann politische Arbeit nur in dieser Hinsicht sittlich sein. Mit welchen Mitteln diese Arbeit geleistet wird, kommt für die Frage nach der Sittlichkeit derselben gar nicht in Betracht. „Sind nur die Motive des Politikers sittlich in der vorhin bezeichneten Art, so können die Handlungen sein wie sie wollen, niemand hat das Recht, ihnen einen unsittlichen Makel anzuheften." Dr. M. geht hierin konsequenterweise bis zum äußersten: „Sittlich betrachtet ist diese Form politischer Arbeit (nämlich das „Bombenwerfen" oder das „Attentat") ebenso erlaubt wie jede andere, sobald ehrlicher Glaube an die Zukunft einer Gemeinschaft der treibende Beweggrund der Handlung ist."

Diese Grundsätze bedeuten nun aber gar nichts anderes, als daß der bisher vielgeschmähte Satz: „der Zweck heiligt die Mittel" zum obersten sittlichen Grundsatz im politischen Leben gemacht wird. Ist der Zweck nur ein Ideal, in unserem Fall „die rechtlichen Lebensbedingungen zu schaffen, unter denen unsere Kinder und Enkel ihr Dasein verbringen müssen", so kann man Mittel gebrauchen, welche man will; dabei handelt man vielleicht

nicht sittlich nach dem Sittengesetz, an das manche Menschen bisher geglaubt haben, aber das Motiv ist ja ein sittliches und darauf allein kommt es an.

Warum sich Herr Dr. M. dagegen wehrt, wenn man dieses sein sittliches Hauptprinzip „christlichen Machiavellismus" nennt, ist nicht recht erfindlich, es müßte denn sein, daß in ihm doch noch ein Rest des veralteten Bewußtseins steckt, daß Machiavellismus sich mit den gewöhnlichen sittlichen Anschauungen nicht deckt. Der Name erscheint uns höchstens deshalb nicht passend, weil bei dieser Ansicht von Sittlichkeit absolut nicht von „Christlichem" die Rede sein kann.

Und damit kommen wir zum springenden Punkt. Herr Dr. M. nennt die politische Arbeit in seinem Sinne sittlich; gut, aber unseres Erachtens wäre vieles klarer geworden, wenn er ohne weiteres ausgesprochen hätte, daß diese seine Sittlichkeit sich absolut nicht deckt mit der christlichen Sittlichkeit, mit derjenigen, die für uns allerdings nicht ein „statutarisches Sittengesetz" ist, kein „Katalog von zehn oder mehr Geboten", sondern eine Gesinnung, ein „guter Wille" (wie für Herrn Dr. M.), der aber dem Menschen in seinen Handlungen nicht ganz freien Spielraum läßt, sondern eine Gesinnung, die lebendig wird und werden muß in seinen Handlungen. Christlicher Sittlichkeit widerspricht es durchaus, Motiv und Handlung zu trennen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", sagt Jesus einmal und bezeichnet damit die Tat als das Entscheidende für die sittliche Beurteilung, allerdings nur die Tat, die gereift ist aus einer rechten Gesinnung heraus. Und wenn man das, was wir unter christlicher Sittlichkeit verstehen, am kürzesten formulieren wollte, so geschieht das vielleicht am besten mit dem, was Jesus selbst als das oberste Gebot bezeichnet hat: „du sollst Gott lieben und deinen Nächsten als dich selbst." Daß das kein „Gebot" ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist für jeden Einsichtigen klar, denn Liebe läßt sich nicht befehlen; also auch hier wird der Nachdruck auf die Gesinnung gelegt. Trotzdem wird Herr Dr. M. ohne weiteres zugeben, daß seine sittliche Anschauung, die sich auf sittliche Motive beschränkt, mit der sittlichen Gesinnung Jesu nichts zu tun hat. Es erscheint deshalb etwas gewagt, wenn Herr Dr. M. Jesus selbst gewissermaßen als Gegenzeugen gegen Herrn Prof. Foerster anführt. Sollte nicht eine Verkennung vorliegen, wenn Herr Dr. M. dem Herrn Prof. F. „Utilitarismus" vorwirft? Es liegt doch auf der Hand, daß mit dem Ausdruck „Heiligsprechung des individuellen Lebens" nicht gesagt sein soll, daß das eigene individuelle Leben heilig gesprochen werden soll, sondern das Leben des Nächsten. Dann wird sich aber auch kaum behaupten lassen, daß „das Christentum des Neuen Testamentes von dieser Heiligsprechung nichts gewußt habe". Kein Mensch wird jemals behaupten, daß die Aufopferung der eigenen Persönlichkeit an sich der christlichen Sittlichkeit widerspreche; aber ebensowenig kann gesagt werden, daß jede Aufopferung des Lebens schon sittlich sei; wenigstens tragen wohl viele Menschen Bedenken, einen Bombenwerfer schon deshalb sittlich zu nennen, weil er bei seiner Tat sein Leben aufs Spiel setzt; jedenfalls vom Standpunkt der christlichen Sittlichkeit aus ist der Mann zu verurteilen, weil er das Leben des „Nächsten" vernichtet.

Manche werden noch nicht damit zufrieden sein, wenn wir in diesem Punkt — Trennung von Motiv und Handlung — einen Gegensatz zwischen christlicher Sittlichkeit und der sittlichen Anschauung, die Herr Dr. M. vertritt, finden. Viele greifen vielleicht die Sittlichkeit des Motivs, das Dr. M. als spezifisch politisches

bezeichnet, an. Für ihn gibt es ja nur ein sittliches Motiv in der Politik: das Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft der Kinder, überhaupt der zukünftigen Generation. Nicht wenige werden geneigt sein, vom Standpunkt des Christentums aus die Sittlichkeit dieses Motivs in Zweifel zu ziehen, zum mindesten es nicht als das einzige und oberste anerkennen.

Klar geht jedenfalls aus den Ausführungen des Herrn Dr. M. hervor, daß das, was er Sittlichkeit in der Politik nennt, nichts mit der christlichen Sittlichkeit zu tun hat.

Es ist daher nicht immer so, wie Freiherr von Grotthuß einmal im „Türmer" ausgesprochen hat: „Der Konflikt zwischen Politik und Moral ist kein anderer als der zwischen dem göttlichen Sittengesetz und unsern unzureichenden Kräften, es zu verwirklichen." Denn bei der Politik handelt es sich nicht um ein Nicht-Können aus menschlicher Schwachheit, sondern aus der praktischen Unmöglichkeit heraus, in der Politik nach dem göttlichen Sittengesetz zu handeln.*) Und darin liegt die eigentliche Schwierigkeit, das ist der Punkt, den man ruhig ins Auge fassen muß.

Was hat denn Herrn Dr. M. und mit ihm Naumann und viele andere dazu gebracht, so rücksichtslos in der Politik für die Trennung von der christlichen Sittlichkeit zu sprechen? Die Erkenntnis, daß „der Charakter des politischen Lebens ein Kampf um die Macht ist und bleibt, in dem das Individuum seine Kräfte opfert und andere Individuen beiseite schiebt, die ihm im Machtkampfe entgegenstehen". Es kommt alles darauf an, ob man zugeben muß, daß in der Politik und im Staatsleben der Darwinsche Kampf ums Dasein tatsächlich in Kraft ist. Und der Wahrheitsbeweis ist leicht anzutreten. Herr Dr. M. sagt: Die ganze Völkergeschichte hat nicht nach diesen Sätzen (nämlich nach dem christlichen Sittengesetz) gehandelt. Fast alle Staaten, die heute bestehen, sind durch Krieg entstanden u. s. w. Große Staatsmänner haben dasselbe offen ausgesprochen, von Macchiavelli bis Bismarck und Bülow, die es oft genug betont haben, daß die Interessen in der Politik maßgebend seien, nicht die Moral. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß im Staatsleben manchmal die sittlichen Vorschriften des Christentums zur Geltung gelangen können, noch weniger, daß sie von großen und kleinen Politikern häufig in den Mund genommen werden, aber doch nur so lange, als es der Kampf um die Macht erlaubt. Man müßte wissentlich die Augen verschließen, wenn man nicht unumwunden zugäbe, daß nicht nur in der Politik, sondern gar oft auch im Geschäftsleben rücksichtslos das Recht des Stärkeren zur Geltung kommt. Mit einem gewissen überlegenen Humor weisen die „Realpolitiker" die Idealisten, welche die christliche Sittlichkeit im Staatsleben vertreten sehen wollen, auf die tatsächlichen Lebensverhältnisse hin. Sie sagen: Versucht heute ein Kaufmann oder eine große Fabrik sich strikte nach den Geboten der christlichen Moral zu richten, d. h. das Wohl seines Nächsten, also auch seines Konkurrenten ebenso im Auge zu haben wie sein eigenes, so wäre er in kurzem ruiniert oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, er wäre bald hinter vielen anderen zurückgeblieben, die diese Gebote nicht als bindend anerkennen. Und versuchte das deutsche Volk dasselbe, so wäre

*) Diese „praktische Unmöglichkeit" ist eben eine Folge der menschlichen Schwachheit, unzureichender Kräfte (richtiger Kraftentfaltung), das göttliche Sittengesetz zu verwirklichen.
D. H.



es schnell so von den andern Völkern überflügelt, daß es zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsänke.

Also haben wir hier bei Dr. M. den Versuch, in diese tatsächlichen Verhältnisse ein sittliches Gesetz für das Handeln einzuführen, erwachsen aus diesen Lebensverhältnissen des Staates und Geschäftes heraus. Nur ist dieses Gesetz ein anderes als das christliche Sittengesetz.

Das Resultat ist also: wir stehen vor einem Bankerott der christlichen Sittlichkeit, soweit sie in der Politik und im Geschäftsleben zur Geltung kommen sollte, oder, weil Bankerott ein ehemaliges Besitzen voraussetzt: wir erkennen heutzutage, daß die christliche Sittlichkeit in der Politik niemals geherrscht hat und es zur Zeit so wenig tut wie irgend je, und zwar, weil die christliche Sittlichkeit den Lebensgesetzen, die jetzt im Staate herrschen, direkt widerspricht.

Man kann sagen, daß dies gar nichts Neues ist. Doch ist jedenfalls diese Erkenntnis in ihrer ganzen Tragweite noch nicht ins Volksbewußtsein eingedrungen und wird in christlichen Kreisen, wo man wenigstens an der Phrase von den „christlichen Staaten" festhält, noch nicht einmal geahnt. Das hat sich deutlich gezeigt bei den Armenierunruhen und beim Burenkrieg. In diesen Kreisen versucht man immer wieder, dieser Erkenntnis die scharfe Spitze abzubrechen, indem man darauf hinweist, daß in unseren Staatswesen doch auch die christliche Sittlichkeit eine Rolle spielt, daß also das Urteil zum mindesten recht übertrieben sei. Nur wolle man beachten, daß auch wir nichts anders behauptet haben, als daß der Politik in praxi die unbedingte Superiorität über die christliche Sittlichkeit eingeräumt wird. Einstweilen freilich wird der rücksichtslose Kampf ums Dasein in der inneren Politik wenigstens und im Geschäft durch die Gesetze, die noch altmodisch genug sind, das Leben jedes einzelnen heilig zu sprechen, eingeschränkt. Die sittliche Berechtigung dazu fehlt ihnen freilich nach der neuen Anschauung; denn wenn einer aus dem allein sittlichen Motiv heraus handelt, aus einem guten Willen (der sich allerdings niemals auf alle erstreckt), der dürfte kaum mit sittlicher Berechtigung gestraft werden. Vielleicht wird die wachsende bessere Erkenntnis über das, was sittlich ist, auch hierin Wandel schaffen, so daß dann der Kampf ums Dasein in schärferer Gestalt auftreten kann, als es bisher möglich war. Herr Dr. M. wird sich zwar gegen die Konsequenz seiner Anschauung verwahren, wie er sich gegen die Behauptung verwahrt hat, daß er „die Dämonen im menschlichen Innern losbinden wolle". Er sagt dagegen: „Wir wollen andere und uns selbst binden an den Gedanken der Gemeinschaft, d. h. an das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der zukünftigen Generation." Gut. Aber diese eine sittliche Sorge erlaubt, wie er selbst zugesteht, dem Bombenwerfer, das Leben seiner politischen Gegner rücksichtslos zu opfern, sie erlaubt dem Hausbesitzer rücksichtslos den Mietpreis zu steigern, dem Kaufmann (natürlich in feiner Weise) zu betrügen, wenn sie nur alle zum Motiv ihrer Taten die Sorge um die zukünftige Generation haben. Heißt man das nicht, die Dämonen im menschlichen Innern losbinden gegen die Mitlebenden zugunsten der zukünftigen Generation?

Für diejenigen, die trotz der oben angeführten Tatsachen die christliche Sittlichkeit auch für die Politik als verbindlich anerkannt wissen möchten, erhebt sich nun die gewichtige Frage: Muß es so bleiben, wie es jetzt tatsäch-



lich ist, daß die christliche Moral in der Politik, im Geschäft, ja auch in der Familie (die Herr Dr. M. auch noch anfügt), je nach Bedürfnis ausgeschaltet werden muß, oder ist die Möglichkeit vorhanden, daß es in irgend einer Zukunft anders werden kann?

Wenn man diese Frage beantworten will (soweit man das überhaupt kann), so ist es von großer Wichtigkeit, ob Jesus selbst sich klar darüber war, daß die sittlichen Gebote, die er aufstellte, mit den Lebensgesetzen der Staaten in Widerspruch ständen. Fehlte ihm diese Erkenntnis, so wären seine sittlichen Vorschriften heute, wo wir die tatsächlichen Verhältnisse kennen, einfach unbrauchbar. Nun ist dem aber nicht so: Mark. 10, 42 ff. heißt es: „Ihr wisset, daß die als Herrscher der Völker gelten, sie unterjochen und ihre Großen sie vergewaltigen. Nicht so soll es bei euch sein: sondern wer groß werden will unter euch, der soll euer Diener sein . . .“ Über die Tragweite dieses Ausspruches schreibt z. B. Harnack (Wesen des Chr., 4. Aufl., S. 68): Jesus kehrt ohne Vorbehalt das übliche Schema um: Groß sein und an der Spitze stehen, das bedeutet dienen; seine Jünger sollen nicht herrschen wollen, sondern sich jedermann gegenüber zu Knechten machen. Sodann aber beachten Sie, wie er die Machthaber, d. h. Obrigkeit, wie sie damals war, beurteilt. Ihre Funktionen beruhen auf Gewalt und eben deshalb fallen sie für Jesus außerhalb einer sittlichen Beurteilung, ja stehen derselben prinzipiell gegenüber.

Wir haben also bei Jesus die klare Erkenntnis des Widerspruchs, in dem seine Lehre zum Staat und den „Machthabern“, deren Funktionen auf Gewalt beruhen, steht. Nun kann man ihn höchstens unter die Utopisten rechnen; er habe eben, wie so manche andere, ein Ideal gehabt, das sich in dieser Welt nicht verwirklichen ließe. Aber man darf auch nicht behaupten, daß er sich über die Tragweite dieser Utopie nicht im klaren war. Jedenfalls kann von einer zeitgeschichtlichen Bedingtheit dieses Ideals (insofern nämlich die damaligen Zeitverhältnisse die Verwirklichung als möglich hätten erscheinen lassen), nicht die Rede sein, denn es war damals mindestens ebenso unmöglich wie heute.

Die Beurteilung, die Jesus jedem Staatswesen, „dessen Funktionen auf Gewalt beruhen,“ zu teil werden läßt, und der neue Weg, den er gewiesen hat, ist so klar, als man nur wünschen kann, und ebenso ruhig und nüchtern. Beides ist für diejenigen, die an seinem Ideal auch heute noch festhalten wollen, gleich wichtig. Beides war im Urchristentum lebendig. Das Verhalten des römischen Staates gegen die ersten Christen zeigt das deutlich. Später, als das Christentum im Imperium Romanum Staatsreligion geworden war, als auch seine Funktionen zum Teil auf Gewalt ruhten, als die christlichen Herrscher dasselbe taten, was vorher die heidnischen, als sie Politik trieben wie die andern, da ging das Bewußtsein davon, welchen Weg Jesus gewiesen hatte, verloren. Das Ideal freilich blieb noch: die civitas dei Augustins und der Päpste ist aber nur ein Schattenbild von dem, was Jesus einst gewollt: das Äußere, Herrschaft Gottes auf Erden, war geblieben, das Innere, der Weg zur Verwirklichung, war verloren. Deshalb mußte auch jeder Versuch, die civitas dei zu verwirklichen, scheitern.

Gewöhnlich ziehen die Historiker daraus den Schluß, daß es sich im Lauf der Geschichte und durch die Geschichte deutlich gezeigt habe, daß Jesu Ideal eine Utopie sei. Im Völkerleben herrsche nun einmal der Kampf ums Dasein,

da sei kein Raum für ein solches, sich um die tatsächlichen Verhältnisse gar nicht kümmerndes Ideal. Nur beachtet man dabei gewöhnlich nicht, daß Jesus sich über die erstere Tatsache klar war („so ist es bei den Machthabern"), und daß er zur Erreichung seines Zieles einen vollständig anderen Weg gewiesen hat, als derjenige ist, der dann später eingeschlagen worden ist. Also kann die Geschichte höchstens das Gericht über den falschen Weg sein, nicht aber über Jesu Ideal.

Daß es auch heute noch nicht die Macht verloren hat, zeigt der Versuch, der hin und wieder gemacht wird, es zu verwirklichen, und andererseits das Interesse, welches der Frage nach der Sittlichkeit in der Politik entgegengebracht wird, und der Umstand, daß man den jetzigen Zwiespalt schwer empfindet. Man ist freilich gleich bei der Hand, derartige Versuche als die Experimente politischer Kinder abzutun. Und doch hat ein Mann die zivilisierte Welt ziemlich in Aufregung versetzt: Tolstoi. Niemand wird leugnen können, daß sein Protest gegen so manche Erscheinungen unseres zivilisierten Lebens berechtigt ist. Ebensowenig wird man seiner Energie die Achtung versagen können, mit welcher er sein Ideal in die Wirklichkeit umsetzen will. Aber es heißt auch hier: Er ist ein Phantast, ein Utopist κατ' ἐξοχήν. Weltfriede, Feindschaft gegen die moderne Kultur, Verurteilung sämtlicher Justiz, Rückkehr zu Urzuständen u. s. w., lauter utopische Forderungen und Ideale! Man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß die von Tolstoi entfachte Bewegung mit seinem Tod erlöschen wird, wenigstens soweit es sich um die theoretische Bekämpfung von Mißständen durch zur Zeit unmögliche Ideale handelt. Das wird vergehen, weil Tolstoi nicht nur den nüchternen, rein praktischen Weg Jesu eingeschlagen hat: „so soll es bei euch nicht sein." Jesu will der einen Wirklichkeit, die in der Welt herrscht, einfach eine andere entgegensetzen, die das direkte Gegenteil der ersteren, und doch ebenso praktisch ist. Das wird dann einen Kampf zwischen beiden Wirklichkeiten geben, in dem die stärkere siegen wird. Aber der Sieg wird nicht durch Theorien, sondern einfach durch ein anderes Sein oder durch ein Anderssein der Menschen errungen werden. Dazu gehört freilich von seiten der Menschen, die diesen Weg gehen wollen, die stärkste persönliche Aufopferung. Und hier wird die Wirkung des praktischen Beispieles, das Tolstoi gegeben hat, nicht mit seinem Leben aufhören.

Wenige sind es, die bisher diesen Weg wandeln. Ob es wenige bleiben? Jedenfalls stehen wir noch an der Schwelle des Christentums, solange der in der Welt herrschende Kampf ums Dasein durch den Willen der Menschen sich immer rücksichtsloser gestaltet, solange hier nicht eine Umkehr des Willens eingetreten ist.

Freilich erscheint das zur Zeit als die vollendetste Utopie. Viele werden nie glauben, daß auf diesem Wege eine Änderung des „Naturgesetzes", des „Kampfes ums Dasein", möglich sein könne. Das Ideal weist freilich in weite, weite Fernen; aber es gibt doch Leute, die dieses Ideal für sich schon verwirklicht haben. Und das gibt Hoffnung für die Zukunft. **K. L. in M.**



# Erdkatastrophen und göttliche Strafgerichte.

(Zu dem Artikel „Vulkanische Katastrophen" im Julihefte des „Türmers", IV. Jhrg.)

Nicht darüber will ich mit dem Herrn Verfasser des Artikels mich auseinandersetzen, ob die grausigen Vorgänge auf den Antillen als göttliches Strafgericht aufzufassen seien, sondern über den Untergang von Sodoma und Gomorrha, den der Autor mit der Katastrophe auf Martinique in Parallele stellt. Die psychologische Analyse des biblischen Textes, die Carus Sterne so ergiebig findet, ist nämlich meines Erachtens unhaltbar. Sie steht mit den Ergebnissen der exakten Forschung wie mit dem Texte der Bibel in Widerspruch.

Das „Tote Meer" hat diesen Namen erst in römischer Zeit erhalten; in der Heil. Schrift heißt es gewöhnlich „Salzmeer". Zwar ist nicht alles richtig, was fromme oder dichterische Übertreibung vom „Toten See" erzählt, aber auch die wissenschaftlich festgestellten Tatsachen müssen das höchste Interesse erregen. Besonders auffallend sind die tiefe Lage und der große Salzgehalt dieses Sees. Durch die genau ausgeführten Messungen des nordamerikanischen Leutnants Lynch ist festgestellt, daß der Spiegel des Toten Meeres bei mittlerem Wasserstande 394 m unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Das Wasser des Sees ist eine vollständig gesättigte Salzsole, welche 25 Prozent fester Bestandteile enthält und ein spezifisches Gewicht von 1,166 aufweist, so daß der menschliche Körper im Toten Meere nicht mehr einsinkt. Die salzigen Bestandteile des Wassers sind vorzugsweise Chlorverbindungen, wie auch im gewöhnlichen Meerwasser, nur viel konzentrierter als in diesem; daher äußert das Wasser eine überaus zerstörende Wirkung auf alles organische Leben, sowie auf die Metalle. Keine Pflanze kann gedeihen, soweit der Wellenschlag des Toten Meeres reicht, und kein Fisch lebt in seinem Becken; diejenigen Fische, welche der Jordan hineinflößt, schwimmen sehr bald getötet auf der Oberfläche. Daß auch kein Vogel hinüberfliegen könne, ist eine ebenso alte Fabel, als daß der See erstickende Schwefeldünste aushauche; beide Vorkommnisse sind zufälliger Natur, insofern mitunter die Hitze und der gesteigerte Wasserdunst den Vögeln das Fliegen erschwert, und insofern an der Stelle, welche die europäischen Pilger gewöhnlich zuerst betreten, eine Quelle rinnt, aus welcher Schwefelwasserstoff frei wird. Häufig schwimmen große und kleine Asphaltklumpen im Wasser, die wahrscheinlich aus einem Lager auf dem Seeboden stammen. Wohin die Wirkung des Salzwassers sich nicht erstreckt, und wo demnach sich keine Salzkruste ablagern kann, da zeigen auch die Ufer des Toten Meeres üppige Vegetation, und fröhlicher Vogelsang belebt die blühenden Gesträuche. Freilich ist diese Zierde auf wenige Stellen beschränkt, weil der See zum größten Teil durch steil aufsteigende und dicht ans Ufer herantretende Felswände eingeschlossen ist. Diese gehören zu einem 700—800 m hohen Tafellande, in welches die Jordanspalte eingerissen ist, und das selbst durch eine Reihe von tiefen, nach dem See hin geöffneten Schluchten oder Wadis zerrissen ist. Durch diese Gebirgsbildung ist auch die Gestalt des Sees bedingt. Er bildet ein 76 km langes und durchschnittlich 12 km breites Oval, das im Süden durch eine von Osten eintretende Halbinsel, el Lisan (die Zunge) genannt, bis auf 3,5 km verengert und so in zwei un-

gleiche Hälften geteilt ist. Das nördliche Becken von 50 km Länge ist durchschnittlich 329 m, an einer Stelle 399 m tief, und der aus Sand bestehende Boden des Sees bildet demnach (394 + 329 = 723 m) die tiefste bekannte Stelle auf dem Erdboden. Dagegen ist das südliche Becken von 15 km Länge und 15 km Breite nirgends über 3,5 m, an vielen Stellen kaum 2 m tief und bildet so eine seichte Lagune, die sogar im südlichen Drittel quer durchritten werden konnte. Diese auffallende Verschiedenheit hängt offenbar mit der Entstehung des Sees zusammen: das nördliche Becken hat einen vorgeschichtlichen, das südliche einen geschichtlichen Ursprung. Man kann noch oft sagen hören, die Heil. Schrift lehre, daß das Tote Meer die Stelle der gottlosen Städte Sodom, Gomorrha, Adama und Seboim (Deut. 29, 23) einnehme, welche nach Gen. 19, 24 von Gott durch Feuer vertilgt wurden. Wie man sich nun auch die Möglichkeit denken mag, daß in einer Talspalte von 700 m Tiefe unter dem Meeresspiegel Städte gelegen seien, oder daß der Jordan aus dieser Tiefe herauf das Rote Meer erreicht habe, so ist es doch *sicher, daß die heilige Schrift die Lage der fraglichen Städte, welche mit dem Gen. 13, 10 zuerst genannten Segor eine Pentapolis bildeten* (Weish. 10, 6), *nicht an die Stelle des toten Sees verlegt.* Nur die Phantasie gutmütiger Pilger konnte unter tropischer Sonnenglut sich einbilden, noch die Trümmer der zerstörten Städte unter dem Wasserspiegel aufragen zu sehen. *Im Neuen Testament ist bestimmt gesagt, daß Sodom und Gomorrha in Asche gelegt, nicht daß sie in einen See verwandelt seien* (2. Petr. 2, 6).

Mit der psychologischen Analyse Sternes läßt sich also nicht operieren; sie verstößt gegen die tatsächlichen Verhältnisse und gegen den Wortlaut der Bibel.

Von dem in Rede stehenden Tale sagt Gen. 14, 10 gelegentlich, es habe viele Asphaltquellen gehabt; der Boden war also mit brennbaren Stoffen geschwängert. Als nun Feuer vom Himmel fiel und die Städte zerstörte, geriet auch die dazwischen liegende petrolhaltige Niederung in Brand, so daß Abraham, als er Sodom und Gomorrha und die (südlich gelegene) Niederung überschaute, „einen Rauch aus der Erde aufsteigen sah, wie Rauch aus einem Ofen“ (Gen. 19, 28). Ein mit diesen Vorgängen verbundenes tektonisches Erdbeben kann recht wohl Ursache gewesen sein, daß der Boden des Waldtales tiefer gelegt wurde, und daß nun der Salzsee sich über die ausgebrannte Fläche nach Süden hin erweiterte. Da freilich die Heilige Schrift dies nicht ausdrücklich sagt, so bleibt nicht ausgeschlossen, daß eine ähnliche Katastrophe zu späterer Zeit, während die Israeliten in Ägypten lebten, eintrat. *Jedenfalls ist das seichte südliche Becken des Toten Sees das ehemalige Tal Siddim, und so ist die Angabe Gen. 14, 3 als richtig zu verstehen: zu Moses Zeiten war das Tal, in welchem sich zu Abrahams Zeiten Kriegerscharen sammelten, Salzsee.* Die Lage der fünf Städte muß demnach auf den Ufern rings um die südliche Lagune herum gesucht werden. Geleitet von dem noch heute fortlebenden Namen Usdum, hat der französische Gelehrte de Saulcy unbedenklich die Reste zyklopischer Mauern und rechtwinkliger Bauwerke, die sich auf dem südwestlichen Ufer des Toten Sees finden, als die Ruinen derselben Stadt erklärt, in welcher einst unzüchtige Greuel verübt wurden.

Nun zur prinzipiellen Frage: Ist es angängig, in dem Untergange von Sodoma und Gomorrha ein göttliches Strafgericht zu erblicken, und kann man ein solches auch bei anderen derartigen Katastrophen annehmen, ohne sich mit sicheren Ergebnissen der Naturforschung in Widerspruch zu setzen? Sicherlich wäre es eine viel zu weit gehende, unhaltbare Behauptung, wollte man alle Erdkatastrophen, bei denen eine Anzahl von Menschenleben zu Grunde geht, als göttliche Strafgerichte hinstellen. Aber ebenso unhaltbar ist meines Erachtens auch das andere Extrem, wonach gar kein göttliches Strafgericht in Form einer Erdkatastrophe auftreten könnte. Die Ausführungen Sternes laufen auf dieses letztere Extrem hinaus. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen und dahin gehen: Gott benützt einzelne Naturereignisse, um ein Strafgericht an der Menschheit zu vollziehen. Ich sage „Naturereignisse", weil ich entschieden kein unmittelbar persönliches Eingreifen Gottes annehme; diesen Standpunkt habe ich auch vertreten in meiner Schrift: „Der Weltuntergang nach Bibel und Astronomie" (Preis 30 Pfg.); es entspricht sicherlich der Idee von der Größe Gottes mehr, wenn man annimmt, eine von ihm gewollte Wirkung sei durch die von Ewigkeit in seinem Geiste konzipierten Naturgesetze zur bestimmten Zeit ausgeführt worden, als wenn man ein persönliches Eingreifen Gottes statuieren will. Die Wirkung kann man dennoch direkt auf Gott zurückführen. In diesem Sinne sind so manche Stellen der Heiligen Schrift aufzufassen, wie z. B. Ps. 59 V. 4 u. 5: „Du hast die Erde bewegt und erschüttert; heile ihre Brüche, denn sie ward bewegt .... Du gabst denen, die dich fürchten, ein Zeichen, damit sie fliehen vor dem Angesichte des Bogens." David scheint hier keineswegs bildlich gesprochen zu haben, oder sollte dies doch der Fall sein, so ist sein Bild dem Phänomen des Erdbebens entlehnt.

Ob nun eine einzelne Katastrophe als göttliches Strafgericht aufzufassen sei, kann uns eigentlich nur Gott sagen. Wenn aber die Bibel Gottes Wort ist, und es ist darin ausdrücklich ein Ereignis als Strafgericht Gottes bezeichnet, so gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder ist die Katastrophe wirklich als ein Gottesgericht aufzufassen, oder ich muß der Bibel den Charakter einer Offenbarung Gottes absprechen. Nun heißt es Gen. 19, 24 u. 25: „Also regnete der Herr über Sodoma und Gomorrha Schwefel und Feuer vom Herrn vom Himmel herab und zerstörte die Städte und die ganze Umgegend, alle Bewohner der Städte und alles, was grünte im Lande."

Der Standpunkt Sternes, den er im Juli-Heft einnimmt, ist also ein rationalistischer; ich werde und will den Herrn Autor nicht zu meiner Anschauung bekehren, wohl aber dürfte es für viele Türmerleser interessant gewesen sein, auch den gegenteiligen Standpunkt verteidigt zu sehen.

Nochmals sei betont, daß ich nicht wage, die Eruption auf Martinique als göttliches Strafgericht zu bezeichnen, obwohl manche Gründe dafür zu sprechen scheinen. Nur auf einen Punkt sei erlaubt hinzuweisen, der zwischen dem Untergang von Sodoma und Gomorrha und dem Untergang von St. Pierre eine auffallende natürliche Ähnlichkeit aufweist, nämlich auf die Erscheinung des Massensterbens. Prof. Dr. Sigmund Günther schreibt hierüber in einem Artikel über „Die großen Naturereignisse in Mittelamerika", Nr. 359 des „Fränk. Kuriers", wie folgt: „Eine einzige Seite der Antillen-Eruption trägt allerdings das Gepräge des Ungewöhnlichen und Abnormen: das ist die Todesart der Einwohner

von St. Pierre. Von einem solchen Massensterben ist in der Geschichte der Vulkanologie noch niemals die Rede gewesen, und mit so großer Mannigfaltigkeit auch immer die Sichel des Todes mähte, so konnte man sich im einzelnen Falle doch nur zu leicht vorstellen, welches Ende die Getöteten gefunden hatten. Das Schauerliche der Antillen-Katastrophe liegt nicht zum wenigsten darin, daß mit einem jähen Schlage alles Lebendige vernichtet worden war. Was wir von den Wirkungen wissen, welche die vulkanischen Auswürflinge und die — wahrscheinlich nicht besonders heftigen — Zuckungen des Bodens hervorzubringen vermögen, das reicht zum Begreifen solch scheinbar aller Regeln spottender Tatsachen nicht hin. Einstweilen bleibt nur übrig, an eine Entbindung giftiger Gase zu denken, die überaus rasch eingetreten sein muß, so rasch, daß an Flucht oder Gegenmaßregeln gar nicht gedacht werden konnte. Daß die Dämpfe, welche ein tätiger Vulkan ausstößt, mit allen möglichen Gasen, auch mit irrespirablen (zum Einatmen untauglichen) durchsetzt sind, ist wohl bekannt, aber noch niemals hatten seit Menschengedenken diese dem organischen Leben Gefahr drohenden Beimengungen so sehr das Übergewicht erlangt. Hier bleibt der Wissenschaft noch eine wichtige Aufklärung zu schaffen übrig."

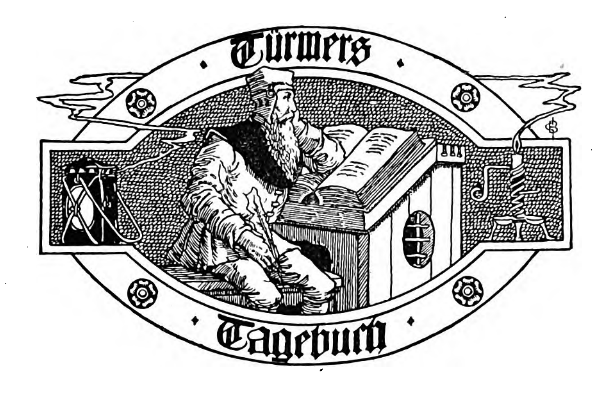
Was schließlich die moralischen Wirkungen großer Erdkatastrophen betrifft, deren Kurs Sterne noch unter Null schätzt, so dürfte auch hier eine gegenteilige Ansicht mit gleichem Recht zum Ausdrucke kommen.

A. v. Humboldt schildert in seiner „Reise in die Äquinoktialgegenden" die Eindrücke des Erdbebens von Caracas (1812) wie folgt: „Da geschah auch hier, was in der Provinz Quito nach dem furchtbaren Erdbeben vom 4. Febr. 1797 vorgekommen war: viele Personen, die seit langen Jahren nicht daran gedacht hatten, den Segen der Kirche für ihre Verbindung zu suchen, schlossen den Bund der Ehe; Kinder fanden ihre Eltern, von denen sie bis jetzt verleugnet worden; Leute, die niemand eines Betruges beschuldigt hatte, gelobten Ersatz zu leisten; Familien, die lange in Feindschaft gelebt, versöhnten sich im Gefühl des allgemeinen Unglücks. Wenn dieses Gefühl auf die einen versittlichend wirkte und das Herz für das Mitleid aufschloß, wirkte es in anderen das Gegenteil, sie wurden noch hartherziger und unmenschlicher."

Elbersroth bei Feuchtwangen.

**Ludwig Heumann**, Pfarrer.






## Berliner Kultur und Menschentum.

Die Berliner Kritik hat ihren Kritiker gefunden. Und zwar ist dieser Kritiker — ein Dichter, einer von denen, die in Berlin und durch Berlin, also auch in engster Berührung mit der Berliner Kritik, zu Ruhm und Erfolg gelangt sind. Hermann Sudermann ist unter sie getreten und hält fürchterliche Musterung. Er veröffentlicht soeben im „Berliner Tageblatt“ eine Reihe von Aufsätzen über die „Verrohung der Theaterkritik“, die das Schonungsloseste, aber auch Eindruckvollste sind, was über dieses höchst zeitgemäße Thema gesagt worden ist. Nicht durch die Schärfe des Tones wirkt die Abrechnung so stark, sondern durch die nackte Brutalität der Tatsachen. Wie der Hecht in den Karpfenteich, so sind diese Auseinandersetzungen in die literarischen Gewässer der Reichshauptstadt gefahren. Große Aufregung im Teiche.

Man könnte einwenden, es handle sich hier um einen Kampf pro domo. Dieser Einwand muß aber angesichts der von Sudermann dargebotenen Proben verstummen. Einer solchen „Kritik“ gegenüber erscheint es völlig gleichgültig, ob sie sich mit Werken von Goethe oder Friedrich Wilhelm Schulze beschäftigt. Denn es handelt sich hier nicht mehr um Kritik, sondern zum Teil um ganz gewöhnliche Beschimpfungen, ja sogar gerichtlich strafbare Injurien und Verleumdungen.

Die glänzendsten dieser Leistungen kann ich hier nicht wiedergeben, es wird einem schlecht dabei. Und doch haben sie zum Teil in Blättern gestanden, die sich viel auf ihre „Vornehmheit“ zugute tun. Nur eine Probe, die aber für den ganzen Geist dieser von Sudermann gegeißelten „Kritik“ bezeichnend ist. In der Neuen Deutschen Rundschau, Jahrgang 1901, S. 435 steht bei Besprechung eines Hirschfeldschen Stückes, in dem ein Theaterkritiker handelnd auftritt, folgendes geschrieben:

„Hart schilt den Kritiker in der Komödie gehässig. Er ist es nicht. Er mag es ruhig sein. Bloß wünsch' ich ihm: er sei nicht versteckt gehässig; er

sei nicht sittlich gehässig; er sei nicht nazarenisch gehässig; er sei vielmehr ganz frech gehässig."

„Es ist hohe Zeit," so mahnt Sudermann, „daß alle ehrliebenden Elemente des Publikums, daß vor allem der vornehm gebliebene Teil der Presse, sowie der, welcher wieder zu sauberen Formen zurückzukehren wünscht, sich zu gemeinsamem Widerstande zusammentun, um diesen Gesellen, die unter dem Vorwande, der Kunst zu dienen, das künstlerische Schaffen in einem Sumpf von Schmähung zu ersäufen trachten, ein für allemal ihr mörderisches Handwerk zu legen!"

Ja, — aber wie? So im einzelnen läßt sich das Übel nicht bekämpfen. Da müssen wir schon tiefer zurückgreifen — in den Boden, dem es entsprossen ist. Es ist die allgemeine Verrohung und Versumpfung eines Literaten- und Artistentums, das sich dem Religiösen, Natürlichen und Rein-Menschlichen entfremdet und in der Überschätzung artistischer und äußerlicher Werte alle Ehrfurcht vor den sittlichen und menschlichen verloren hat. Was anders kann da das Ende der Entwicklung sein, wenn nicht die Souveränität des eignen kleinen Ich, das um jeden Preis als vermeintliche „Persönlichkeit" herausgestellt werden muß. Nur immer neue, überraschende Stellungen vor dem Spiegel finden — was verschlägt's, wenn es auf Kosten der Wahrheit, des Anstands und der Gerechtigkeit geschieht! Tut man's doch im Namen der alleinseligmachenden „Kunst" und mit dem Rechte der „freien Persönlichkeit".

Es ist über diese Auswüchse in letzter Zeit manches Gute und Wahre gesagt worden. Am gründlichsten und wärmsten hat sich wohl Fritz Lienhard mit ihnen auseinandergesetzt, wie sich das aus seinem Kampfe um eine „Heimatkunst" und gegen die „Vorherrschaft Berlins" von selbst ergab. Das so betitelte Schriftchen erscheint soeben in zweiter vermehrter Auflage (Berlin, Georg Heinrich Meyer). Es ist, wie auch die Sudermannschen Aufsätze beweisen, heute mindestens ebenso zeitgemäß wie bei seinem ersten Erscheinen.

„Kampf" ist wohl nicht das richtige Wort für Lienhards Stellung zur Vorherrschaft Berlins. Er will auch Berlin gewähren lassen, nur dem spezifisch Berliner Geiste einen anderen gegenüberstellen und das womöglich in Berlin selb

„Es ist gar kein Zweifel, daß unsere größeren liberalen Blätter Berlins (‚Berliner Tageblatt', ‚Börsen-Courier' u. s. w.) für Kunst und Literatur sehr viel Raum und Interesse haben. Und es ist gar kein Zweifel, daß unser viel genanntes und viel gescholtenes ‚Börsenviertel' den größten Prozentsatz zu den Erstaufführungen Berliner Theater stellt. Presse, Premierenpublikum, Theaterdirektoren — sie gehören in ihrer überwiegenden Mehrheit, ja fast ausschließlich denselben Kreisen an, sowohl in politischer als auch künstlerischer und, wenn man will, ‚religiöser' Hinsicht. Poesie ist keine Parteisache; aber die Weltanschauung spiegelt sich auch in der Poesie wieder. Es ist ein nervöser Liberalismus, der in unserer heutigen Poesie den Grundton gibt, sogar ein Materialismus. In Berlin zumal herrscht der Liberalismus jeder Art,

offen für jede pikante und interessante Neuerung, hier gelassen-naturalistisch, dort liberal-bürgerlich, dort pikant-modern — die gesamten Theater und die Mehrheit der Presse schwimmen in diesem Geist des Fortschritts, der nur vom leblosen Konservatismus der finanziell gleichfalls liberalisierenden Hofbühne unterbrochen wird. Wie Berlin politisch liberal und demokratisch ist, so ist es auch künstlerisch-literarisch dem Zeitgeist weit geöffnet, das hängt handgreiflich miteinander zusammen; für jeden ‚Neutöner' ist man hier empfänglich, jede drollige und krankhafte Sonderart notieren Redakteur und Reporter regsam, für jeden närrischen Ismus ist man unparteiischer Kritiker — und nur gegen ‚intolerante' Charakterköpfe macht man einstimmig Front oder schweigt sie tot. Ein literarischer, weitdeutscher Bismarck würde vermutlich im partikularistischen Durchschnitts-Berlin nicht mehr Freude finden als der gehaßte politische Bismarck.

„Nun, wie dem auch sei, lassen auch wir diese geistig wenigstens regsamen Gruppen sich betätigen und ausleben, wie sie ihre Natur drängt. Eine andere Frage ist aber diese: sind die nationalen, aus dem Reich zusammengeströmten Bestandteile der Berliner Bevölkerung in Presse, Literatur, Theater genügend vertreten? Besitzen sie zum Beispiel ein Theater, das ihnen etwas zu sagen hat, das ihrem Geiste eine ganz besondere, der deutschen Volksseele — nicht bloß dem Berliner Publikum — entsprechende Kunst bietet? Haben Sie die Organe, Zeitung, Zeitschrift, Vorträge, Einfluß mit einem Wort, den eine jung-moderne und doch weitherzig-deutsche ‚Heimatkunst' im Reich und in Berlin beanspruchen kann?

„Ich weiß, daß einige vortreffliche Männer und Idealisten älterer Generation kleine Gemeinden um sich sammelten, daß überhaupt über Berlin hin manche stille Insel zu finden ist, die von den Moderichtungen nicht blindlings unterjocht wurde, ohne sich gleichwohl den Anregungen des Tages zu verschließen. Aber diese ‚Stillen im Lande', diese älteren Idealisten sind auf die jüngeren Kämpfer, die in der Front stehen, auf unsere Altersgenossen ohne Einfluß. Ich meine daher, es muß Belial mit Beelzebub vertrieben, das heißt: der ‚Feind' mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden. Jüngere deutsche Künstler und Dichter, mit dem ganzen Arsenal moderner Bildung ausgerüstet, müßten den herrschenden Naturalisten oder Lustspiel-Fabrikanten mindestens gleichberechtigt an die Seite treten. Sie müssen verlangen und durchsetzen, daß sie ebenso zu Wort kommen, in Presse und Theater! Und geht das nicht in den jetzt führenden und sich ablehnend verhaltenden Theatern, so wären wohl noch Leute in Berlin zu finden, die den schon vorhandenen und an sich ja berechtigten, weil die Anschauungen bestimmter Gruppen vertretenden Theatern ihr eigenes Theater an die Seite setzten."

Wenn der literarische Geist Berlins noch wirklich „liberal" wäre! Aber er ist nur liberal gegen sich selbst, sonst beschränkt und intolerant. Man versenke sich in folgendes Stimmungsbild, das Karl Strecker kürzlich in der

„Täglichen Rundschau" von dem Publikum einer Berliner Premiere entworfen hat:

„Vor nunmehr 40 Jahren klagte Gustav Freytag in seiner ‚Technik des Dramas', daß die höchste Gattung der Komödie bei uns überhaupt noch nicht auf der Bühne lebendig geworden, daß unser Volk für die Art des Aristophanes, für die politische Komödie noch nicht reif sei. Heute, in dem aufgeklärten neuen Jahrhundert, in dem aufgeklärten Berlin, steht das aufgeklärte ‚Kunstpublikum' des Deutschen Theaters noch auf derselben unsäglich niedrigen Stufe wie vor 40 Jahren ... Da hat einer unserer wirklich humorbegabten Bühnenschriftsteller — ach, sie sind wahrlich nicht dick gesät — Max Dreyer hat es gewagt, einmal einen kleinen Fühler auszustrecken, ob man wohl schon mit einer politischen Komödie kommen dürfe, ob diese Zuseher reif seien, mit unbefangenem Auge zu schauen. Nein, sie waren es nicht. Dreyer läßt im heimatlichen Obotritenlande zur Zeit einer Stichwahl zwischen dem konservativen und dem liberalen Reichstagskandidaten die Agenten beider Parteien unlauteren Stimmenfang treiben. Der Scherz des Stückchens besteht darin, daß Mutter Iben, die Krugwirtin, geriebener und skrupelloser als alle Parteiagenten, von rechts und links runde Sümmchen für ihre sieben wahlberechtigten Söhne einstreicht, ohne daß schließlich auch nur einer von ihnen zur Wahlurne geht. Ob dieses Stoffes war die Stimmung im Zuschauerraum von dem Augenblick an verschnupft, da auch der liberale Manager Bestechungsversuche macht. In das Klatschen mischte sich zum Schluß entrüstetes Zischen und später konnte man die vorgeblich klügsten Köpfe geschüttelt sehen. Weshalb? Weil der Dichter es einmal wagte, Licht und Schatten auf Freund und Feind gleich zu verteilen! Weil er so dreist war, die Welt mit dem heiteren Auge des Humoristen, anstatt durch die Parteibrille zu betrachten. Himmelkreuzdonnerwetter! so tief stecken wir mit unserer gesegneten nordischen Kultur noch im Qualm und Dunst der Niederungen, daß der religiöse oder politische Freidenker es nicht wagen darf, komische oder schlechte Freidenker zu schildern? Ein alberner Bezirksvereinsvorsitzender oder eine Gestalt wie Flauberts lächerlicher Atheist, der Apotheker in ‚Madame Bovary' würde bei uns auf der Bühne des Deutschen Theaters unmöglich sein, weil man fürchtet, es könne der Sache schaden! Wie hoch steht da Frankreichs Kultur über der unseren! ... Ihr Kannibalen, laßt euch doch endlich einmal im Theater von dem Humoristen über den Alltag hinausheben. Wollt ihr denn immer und ewig in dieser Befangenheit des politischen Kellerwurms weiterleben? Aristophanes war nur möglich, weil seine Athener weitherzig genug waren und geläuterten Geschmacks und freien Geistes, um auch über politische Freunde einmal herzlich lachen zu können. Ihr Berliner aber wollt das ausgedroschene Stroh eures Parteiblatt-Redakteurs, das euch jeden Morgen in den Mund gestopft wird, ihr wollt es auch des Abends noch im Theater wiederkäuen! Kommt euch denn wirklich nimmer die Sehnsucht, einmal für Augenblicke euere Weltauslegung, euer bißchen Humor, eueren Geist aus diesem

engen Blockschluß zu befreien, die Maulwurfperspektive mit einem Blick von der Höhe zu vertauschen? Wollt ihr wirklich immer und ewig verlangen, daß ein Dichter oder Theaterdirektor mit jedem Wort oder jeder Tat der vorgeführten Gestalten ihre Übereinstimmung bekennen müssen, oder ihnen gar einen Zettel aufkleben mit ihrem eigenen politischen oder religiösen Bekenntnis? So wäret ihr denn wirklich rettungslos unfähig, eine Dichtung oder eine Humoreske unbefangen zu genießen? Jede summende Biene paßt besser in diese Welt, sie fragt nicht, ob die Blume, deren Honig sie nimmt, rechts oder links von dem Wege blüht, den sie gekommen ist."

Und zum Schluß:

„Diese Herrchen und Dämchen mit dem Opernglas, die ihre Kenntnis des Bauern durch Vermittlung der Markthalle, ihre Kenntnis des Fischers aus Ostender Julitagen, des Älpners aus einer Bahnfahrt über den Brenner geschöpft haben, werden einer ursprünglichen humoristischen Volksdichtung immer so lange mit blödem, verständnislosem Lächeln gegenüberstehen, bis etwa der Dichter in die Mode gekommen ist. Das ist keineswegs schlechter Wille. Nein, sie können nicht anders, die armen Preziösen, weil ihnen jede Ursprünglichkeit, jedes Verständnis für das Naive fehlt. Eine parfümierte Bonbonnière o ja, aber ein frischer, rotbäckiger Apfel — im Theater!: fi donc. Sie haben kein Auge für das Schlichte, gesund Sittliche. Wenn das ‚Käthchen von Heilbronn' heute ihren ersten Geburtstag feierte und als ‚Novität' am Lessing-Theater oder in der Schumannstraße vor jener Zuschauermenge herauskäme, das schlichte, naive, tiefe Empfinden dieses Volkskindes würde rettungslos ausgelacht und niedergezischt werden. Das ist die literarische Höhe der gegenwärtigen Berliner Kultur."

So ist es: die Ursprünglichkeit, das Verständnis für das Natürliche fehlt. Wie aber soll da große Kunst wachsen und reifen? Nicht aus Überkultur und Artistentum, nur aus freiem, freudigem Menschentum heraus kann sie gedeihen. Das ist auch Lienhards letztes Wort:

„Der hienieden wirkende Geist der Kraft und Freude ist über die ganze Welt hin ewig ein und dieselbe Substanz, wie es nur ein Licht gibt. Was soll also die im Literatentum übliche Überschätzung der Form als solcher und Überschätzung der Kunst als solcher? Die Kräfte einer Zeit drängen sich mitunter nach einer ganz anderen Seite hin oder bleiben überhaupt im verborgenen, und die Formen der Kunst bleiben dann so lange saftlos: die Kräfte aber sind die Hauptsache, nicht die Kunst als Amt und Übung. Suchen wir nach jenen Poeten, die uns Kräfte und starkes Menschentum spenden: so lange aber sind mir starke Prosaiker lieber als ein Schock ärmlicher Rhythmiker, und mit jedem tüchtigen, seelisch reichen Bauern, ja mit jedem unverdorbenen Kinde sitz' ich lieber zusammen oder halte lieber mit jeder hohen Sommernacht stille Zwiesprache, als daß ich mich mit solcher ausgeblasenen Literatur befasse. Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Literat sein.

„Was ist es denn, was wir an Homer oder Shakespeare oder Nibelungenlied so lieben, was ist es, was so manches Märchen oder Mythe oder Volkslied zäh und fest haften ließ durch Geschlechter? Nicht die Form, die wechselt ja ewig, aber das ungebrochene und darum wunderbar reich das All widerspiegelnde bedeutsame Menschentum darunter. ‚Je nach der Bedeutung des Menschen wird auch die Bedeutsamkeit seiner Mythe sein‘ (Ruskin). ‚Aus dem deutschen Märchen‘, sagt der verschollene Bogumil Goltz, ‚ersieht man, welche schönen und heiligen Gemütseigenschaften am deutschen Volke gefährdet und zugrunde gerichtet sind. Was könnten nicht nur unsere Dichter, sondern auch unsere Moralphilosophen, Psychologen und Theologen aus dem deutschen Volksmärchen lernen, wenn sie nicht über dem vielen, welches sie gelernt, das eine verlernt hätten: das Verstehen der Gewissens- und Herzensstimme, die eben in hochkultivierten Zeiten so berechtigt sind als Wissenschaft und Schulvernünftigkeit.‘ Und darin trifft's der Mann auf den Kopf: die Gewissens- und Herzensstimme, die den Kern des Menschentums bedeutet, was gilt die in einer alexandrinischen, nervösen, mit Farben, Linien und Worten spielenden Zeit? Shakespeare kann nur verstanden werden in seinen guten und bösen (denn Shakespeare war von dem Mißbrauch des Wortes ‚alles verstehen heißt alles verzeihen‘ einer skeptischen Gegenwart so wenig angekränkelt wie jemals irgend ein bedeutender, königlicher Vollmensch!), Shakespeare, sage ich, kann in seinen guten und bösen, wilden und zarten, stolzen und drolligen Gestalten, kurz, in seinem ganzen Reichtum nur verstanden werden, wenn man das Märchen versteht, dessen böse Stiefmutter und Sneewittchen oder Aschenbrödel oder Dornröschen ohne weiteres Verwandte sind der süßen Gestalten einer Ophelia, Desdemona, Kordelia oder der harten Goneril und Regan. Shakespeare, der ‚Dichter des Gewissens‘, ist auch Dichter des Herzens; er wertet, urteilt und liebt; und schließt das den feinsten psychologischen und künstlerischen Verstand etwas aus? Die Decadence des erbärmlichen Fin de siècle muß von dieser Seite aus beleuchtet werden: von der Seite hohen und herzlichen, in tiefstem Sinne wertvollen Menschentums; rein künstlerisch oder gar nur technisch ist ihr nicht beizukommen, denn da wuchert sie üppig. Ihr Menschentum ist dürftig — das ist das Letzte und Entscheidende, was man wider sie sagen kann.“






# Die Tonkunst.

**Eine Rhapsodie von J. G. Herder.**

Die du droben den Reihen der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig=jungem, schwebendem Jubeltanz
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron;
Und tief hienieden im Erdental
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahnung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:
Ewige Harmonie!
Kling in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling in meine Seele.
Sie fühlt dich, sie will, sie wird dich fühlen.
Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ozean
Der Allvollkommenheit.
Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf entquollest du. Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottes=Gefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderin.
Wenn einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor
Und seiner Fesseln sanft sich windet los,
Zu Hilfe komm ihm dann du heil'ger Strom,
Von Tönen andrer Welt,
Umström ihn ganz und trag ihn sanft hinüber.



# Musik und Leben.

**Briefe an ein musikalisches Haus.**

Von

**Dr. Karl Storck.**

## Eine musikalische Hausbibliothek.

Liebe Freunde!

Ich bitte Euch zunächst um Gehör für eine kleine Szene aus einem bürgerlichen Lust- und Trauerspiel. Schauplatz: Das sogenannte musikalische Haus. Zeit: Fast alle Tage. —

„Bitte, spielen Sie uns etwas," redet die freundliche Hausfrau den Gast an.

„O ja, bitte, bitte! etwas recht Schönes! Ein Lied! Nein, einen Walzer! — Ach wo, eine Ouvertüre!" schwirren die Stimmen nun von allen Seiten auf ihn ein.

Dann kommen die „Kenner".

„Sie können doch die As-dur-Sonate von Beethoven, wissen Sie, die mit dem Trauermarsch. Die habe ich kürzlich von Ansorge gehört. Herrlich sage ich Ihnen, einfach herrlich! Die müssen Sie uns spielen." — „Über Chopin geht doch nichts," meint eine dunkeläugige Polin. „Es sollte mich doch wundern, ob Sie, gestrenger Kritikus, eine Masurka wirklich richtig herausbekämen." — „Ach, der göttliche Mozart! und erst die Opern!" versichert ein älterer Herr. „Nein, lassen Sie mich mit den Neueren in Ruhe. Wer hat noch solch eine Arie komponiert, wie die Taminos: ‚Dein Bildnis ist bezaubernd schön'." Und er versucht leise zu singen; da er zu hoch anstimmt, kommt er nur bis zum zweiten Ton. Der Hustenanfall hindert ihn aber nicht, mich zu fragen: „Nicht wahr, Sie kennen diese göttliche Arie und werden sie singen?" — Eine junge Dame versichert, „Erik Meyer-Helmund sei reizend"; ein Baß ruft „Archibald Douglas", ein Tenor „Nöck". Feierlich und streng fragt eine Blondine: „Spielen Sie Brahms?" Einer, der recht klassisch tun will, versichert: „Am liebsten höre ich die Kreutzer-Sonate. Spielen Sie sie doch."

Hier komme ich zu Wort, denn alles ist bei dem bekannten „Titel" still geworden: „Ich würde Ihnen sehr gern den Genuß verschaffen, aber dazu gehören ihrer zwei. Ist vielleicht ein Geiger anwesend?" Da sich niemand meldet, fahre ich fort: „Ich spiele sehr gern, singe auch ebenso gern ein Lied!"

„Na also!" meint erleichtert der „Klassische", dem es offenbar recht neu war, daß zur Kreutzer-Sonate zwei gehören, obwohl er es auch aus Tolstois Roman wissen könnte. Aber davon hat er wahrscheinlich auch nur den Titel im Schaufenster gelesen.

Und die freundliche Hausfrau bittet, froh, ihren Gästen noch etwas bieten zu können, mit doppelter Freundlichkeit: „In den Salon, meine Herrschaften, ich bitte in den Salon!“

Es ist ja auf die Art auch so bequem: während dort musiziert wird, kann im Eßzimmer abgeräumt werden. Es brennen schon die Kerzen am Klavier, auf dem etwa zwanzig Nippes und Photographierahmen stehen, die nachher während des Spiels mit den beiden Glastellerchen an den Kerzen um die Wette klirren werden. Nun eilt der Sohn des Hauses vor, schlägt das Klavier auf, rückt den Sessel zurecht, und nun — komme ich mit meiner Frage, vor der mir selber schon gruselt: „Ich muß Sie aber noch um etwas Notenmaterial bemühn; ich spiele nicht auswendig. Es sind doch Noten da?“

„Aber gewiß; Else, komm, bitte, einmal her. Der Herr Doktor braucht Noten; das schlägt ja in dein Revier.“

„Sie spielen also nicht auswendig?“ wendet sich die Hausfrau an mich, während Sohn und Tochter sich ums Herbeischaffen der Noten bemühn.

„Nein, gnädige Frau. So gut wie gar nicht.“

„Aber die Künstler in den Konzerten spielen doch immer auswendig,“ wirft Elses Bräutigam etwas vorwurfsvoll ein. Er ist offenbar böse, daß man ihm die Geliebte, wenn auch nur auf Augenblicke, entzogen hat.

„Ich weiß nicht,“ gebe ich zurück, „ob ich auf den Ehrennamen eines Künstlers Anspruch erheben darf, jedenfalls bin ich nicht Konzertvirtuose. Ich habe gar keine Zeit, einzelne Werke auswendig zu lernen, da es für mich gar nicht darauf ankommt, ein verhältnismäßig beschränktes Repertoire immer gebrauchsfertig zu haben, sondern einen möglichst großen Teil der gesamten Musikliteratur kennen zu lernen.“

Man macht ungläubige Gesichter, meint auch, das sei aber recht unbequem fürs Vorspielen. Ich begegne eben fast überall der zum Teil auch von den Lehrern verschuldeten Überschätzung des Auswendigspielens, dessen geringe Vorzüge allein durch den nötigen Aufwand an Zeit, die doch künstlerisch verloren ist, aufgewogen werden. Ihr wißt, liebe Freunde, wie ich diese Mode — denn mehr ist es nicht — hasse. Wie viel könnte man in dieser Zeit kennen lernen; wie viel bloße Mechanik kommt durch das häufige Wiederholen desselben Stückes in die Kunstübung.

Aber das Vorspielen!

Ja, darin liegt ja gerade der Fehler, daß bei der Musik so viel ans Vorspielen gedacht wird. Das ist schon keine lautere Kunstübung mehr, wenn sie darum betrieben wird, um sie vor andern zu zeigen. Und nun gar um dieses Glänzens vor andern willen eine so schädliche Einschränkung, wie sie das Auswendiglernen nach sich zieht. Ich spreche natürlich immer vom „Hausmusiker“, vom nicht berufsmäßigen Spieler. Denn bei dem verschlägt es nicht, wenn er ein Fünftel der vielen Zeit, die er seiner Kunst widmet, aufs Auswendiglernen verwendet. Man verlangt ja auch vom berufsmäßigen Deklamator oder Schau-

spieler, daß er seine Rollen auswendig lernt. Fällt es aber jemandem ein, an den Literaturfreund oder den Literaturprofessor ein solches Ansinnen zu stellen? —

Doch ich komme in unserer Gesellschaft gar nicht dazu, diesen Gesichtspunkt klarzustellen, denn inzwischen naht Fräulein Else mit ihrem diensteifrigen Bruder. Sie hält einige Hefte in der Hand, er eine ganze Zahl von Bänden und losen Blättern.

„Nun wohl, hier ist ja eine Fülle Stoff!"

Fräulein Else hilft suchen, aber nicht lang, denn ‚Er' hat wenig Geduld. Eine Anzahl Bände hat sie gleich ausgesondert: Klavierschulen, Etüden, Sonatinen, etliche Liedbearbeitungen — alles Sachen aus ihren ersten ‚Lehrjahren'. Nun kommen Chopins ‚Nocturnos', broschiert, die ersten Seiten bloß aufgeschnitten; da hatte sie offenbar genug gehabt. Ich lege das Heft besonders. Das wäre ja etwas, aber ich kann doch nicht gleich mit einem Nachtgesang beginnen. Die losen Bogen und Blätter räumt der mir helfende Bruder gleich weg: ‚Das ist alles Quark.' Ich blättere darin herum. In der Tat Quark. Stücke, die einmal kurze Zeit Mode waren. Aber für das dafür aufgewendete Geld könnte eine ganze Reihe Bände dastehen, die das beste unserer Musikliteratur enthalten. Schließlich bleibt mir ein Album Liederbearbeitungen und ein Band Opernpotpourris übrig.

Natürlich habe ich dafür sehr wenig Lust. Die Lieder allenfalls. Aber die Aufputzerei im Salonstil ist widerwärtig. Und diese Zusammenflickerei einander widerstrebender Stücke eines schönen Ganzen zu einem Zerrbild desselben, wofür man den appetitlichen Namen ‚Potpourri' erfunden hat — brr. Was ist da zu tun? Ich habe keine Lust, den Hörern vergeht sie schnell. Eine Gelegenheit, bei der sich einige schöne künstlerische Stunden hätten entwickeln können — denn es sind noch verschiedene musikalische Kräfte im Kreise — geht verloren. Bald sind die Spaßmacher mit Couplets oder höhere Töchter mit sentimentalen Schmarren obenan. Die Musik ist zu dem mehr oder weniger angenehmen Geräusch geworden, das eigentlich nur dazu taugt, das andere Geräusch der Unterhaltungsgespräche zu verdecken.

Und warum das alles?

Weil keine musikalische Bücherei im Hause ist. Wohlverstanden, in einem Hause, in dem ein Instrument steht, in dem musiziert wird.

Ihr wißt es, liebe Freunde, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es eine seltene Ausnahme ist, wenn man in einem Durchschnitts-Bürgerhause, das sich musikliebend nennt, eine einigermaßen ausreichende und vernünftige Auswahl von Musikalien vorfindet. Die Ursachen dieser Erscheinung will ich nicht ausführlicher untersuchen. Nur einige Worte. Einerseits kauft man zu wenig, vor allem aber kauft man nicht das Richtige. Man hält es jahrelang, fast so lang, wie man Unterricht nimmt, mit den Musikalien, wie mit Schulbüchern. Man kauft das und nur das, was man ‚in der Stunde' braucht. So kauft man sich zum Beispiel eine einzelne Sonate Mozarts oder Beethovens, statt

gleich sämtliche. Dann ist man tatsächlich zu genügsam und von einem falschen Geist erfüllt. Was soll uns das helfen, wenn wir immer dasselbe Stück spielen? Da muß ja die Musik zu dem bloßen Sinnenkitzel herabsinken, der sie für die große Zahl der Menschen auch nur ist. Würde es denn ein vernünftiger Mensch aushalten, wenn ihm alle Tage dasselbe Gedicht — und sei es das schönste — laut vorgelesen würde? Der Spieler sollte nicht immer nur an sein augenblickliches Bedürfnis denken, nicht nur für die gegenwärtige Stufe seines Könnens sorgen. Man kauft sich auch nicht erst Einzelausgaben der Werke Schillers und Goethes, sondern die gesammelten Werke.

Dann aber wird gerade bei Musikalien viel Geld in unverantwortlicher Weise verschleudert. Alle paar Wochen kommt ein Klavierstück oder Lied auf, das plötzlich „beliebt" wird. Es ist natürlich ein sinnfälliger, äußerlicher, im Grunde wertloser Schmarren. Aber man hat sich das Blatt gekauft. Es kostet „nur" eine Mark. Vielleicht vier Notenseiten. Man hätte für denselben Preis über hundert Seiten von Mozart oder Beethoven haben können. Jenes Lied ist einem nach vierzehn Tagen zuwider; hier hätte man sich einen Schatz fürs Leben gewonnen.

Die Deutschen sind im allgemeinen säumige Bücherkäufer, ich weiß es; aber zu Weihnachten machen sie viel wieder gut, und die schöne Überzeugung, daß ein Buch immer ein angebrachtes Geschenk sei, ist durch allen Materialismus nicht zu untergraben gewesen. Ich bedaure aufs lebhafteste, daß diese schöne Sitte nicht in höherem Maße der Musik zugute kommt. Das Schenken von Musikalien hätte im allgemeinen viel mehr praktischen Wert und käme in weit höherem Maße dem ganzen Hause zugute. Denn einiges wäre sicher in jedem Band, das die im Hause ausübenden Musiker bemeistern können, anderes wäre dann eben für musikalische Gäste da. Wie viele genußreiche Stunden würden durch einige Liederbände selbst in ein solches Haus kommen, in dem keiner singen kann. Denn gelegentlich ist unter den Gästen ein Sänger, der nur deshalb für gewöhnlich nichts darbieten kann, weil eben keine Noten da sind. —

Wir haben über diese Verhältnisse oft gesprochen, liebe Freunde, und Ihr meintet dann immer, es sei auch zu schwierig, eine rechte Auswahl zu treffen und das festzustellen, was den Grundstock einer musikalischen Hausbibliothek ausmache. Für die Literatur sei durch die Klassikerausgaben eine Handhabe geboten, und damit sei dann wenigstens das Wichtigste vom Alten gegeben. Für die Musik fehle etwas Ähnliches ganz. Das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. So gleich handgerecht zurechtgemacht ist die musikalische Hausbibliothek nicht. Aber aus den bekannten, in ihrer Art einzigen „Editionen" von Breitkopf und Härtel, Litolff, Peters und Steingräber, wozu neuerdings noch die Universal-Edition kommt, läßt sich mit geringer Mühe und nicht großen Kosten wenigstens das Wichtigste zusammenstellen.

Ich will hier den kurzen Umriß einer solchen Bibliothek geben und beschränke mich dabei auf Klavier und das einstimmige Lied mit Klavierbegleitung.

Denn das sind die wichtigsten Gruppen, zugleich diejenigen, wobei zuerst ein zufällig anwesender Musikfreund sein Können in den Dienst der Hauskunst stellen kann. Denn der beste Geiger nutzt einen nichts, wenn er sein Instrument nicht bei sich hat. Ein Klavier aber steht in jedem musikalischen Hause und in sehr vielen weniger musikalischen prangt es wenigstens als Möbel. Seine Stimme hat man auch immer bei sich, wenn man sie nicht — bei Dilettanten ist das sehr häufig — gerade unterwegs verloren hat und „stockheiser" ist. In dieser Liste findet dann sicher ein jeder einzelne Werke, mit denen er jedem Hause eine angenehme Weihnachtsgabe bieten kann.

Das Studium der ältesten Klaviermusik ist nicht nur von dem Interesse, das alle Anfänge jeder Kunst bieten, sondern birgt auch sehr viel Schönes und Anmutiges, das auch dem heutigen Spieler Freude macht. Die beiden Sammlungen „Alte Meister" von Pauer (Breitkopf & Härtel) und „Klaviermusik aus alter Zeit" (Litolff) enthalten hier das Wichtigste in neuzeitlicher Bearbeitung. Aber so recht beginnt die Hausmusik doch erst mit dem großen Johann Sebastian Bach, dessen Klavierwerke man sich nach und nach in der bei Peters erschienenen Gesamtausgabe ins Haus holen müßte. Da erhebt sich nun das erste Schütteln des Kopfes. „Ja, gewiß, das ist sehr schön, alles ist bedeutend, groß, aber so schwer und so ungewohnt." Ihr müßt euch eben daran gewöhnen. Das ist gar nicht so schwer, und wenn eine Arbeit sich lohnt, ist es diese. Natürlich darf man Schumanns Vorschrift, das „wohltemperierte Klavier" müsse des Musikers tägliches Brot sein, nicht zu wörtlich fassen. Ein Jugendalbum ist dieses Werk nicht, und auch der in neuerer Musik wohlgeübte Musiker kann vor den Fugen zurückschrecken. Man muß sich zu Bach hinarbeiten, gewissermaßen erst auf kleineren Hügeln sich trainieren, bevor man den ragenden Gipfel zu gewinnen sucht. Man fange also mit den kleinen Präludien, Phantasien, Inventionen und französischen Suiten an. Jeder wird überrascht sein, welch reizende, köstliche, liebliche, anmutige und leichte Stücke in den Werken dieses gefürchteten Meisters stehen. Daran reiht sich eine Auswahl der Sonaten Haydns, dessen sonnige Frohnatur wie ein gesundes Lichtbad wirkt. Dann von Mozart sämtliche Sonaten und außerdem die Variationen. An Mozart versündigt sich viel die Schulfuchserei; es geht manchem mit ihm wie mit den Klassikern, die einem auch oft durch die Schule mehr verleidet, als vertraut werden. Aber gerade der reifere Spieler wird an dieser wunderbaren Formvollendung, die doch nie um ihrer selbst willen da ist, sondern nur die schönste Aussprache schöner Empfindungen ist, sein Entzücken haben. Von Beethoven muß man natürlich sämtliche Sonaten haben; sie bilden den Gipfel der Klaviermusik für den heutigen Menschen, da sie ihm mehr von seinen Leiden und Freuden sagen, als Bach. Außerdem bietet der Gewaltige auch noch leichtere Gaben: die Sonatinen, die Variationen und manche kleinere Stücke. Ungemein ergiebig ist Schubert, der ja noch lange nicht genug im Hause heimisch geworden ist. Von ihm ist schlechthin alles willkommen. Die

Blumensträuße der Tänze, die melodienreichen Sonaten, die duftigen Impromptus, die köstlichen Moments, die gewaltigen Phantasiesonaten. Auch Schumann (Edition Steingräber) und Chopin (Edition Breitkopf und Härtel) gehören ganz ins Haus. Man muß sich dann aber aus den verschiedenen Bänden das heraussuchen, was man bemeistern kann. Schumanns Lyrik enthält so viel und vielerlei, daß fast jede Stimmung ihren Ausdruck findet. Freunden vornehmer Salonmusik empfehle ich Stephen Heller. Theodor Kirchner und Adolf Jensen sind feine Hauspoeten. Von Joachim Raff sollten wir eine gute Auswahl bekommen; bei keinem zweiten Komponisten ist das klare Gold so mit wertlosem Kiesel vermischt, wie bei ihm. Für die Jugend sind Reineckes Werke ein köstliches Gut. Die Norweger Grieg, Kjerulf und Sinding sind uns stammverwandt. Über Liszt und Brahms sage ich nichts; wer sich an diese beiden wagen kann, weiß allein Bescheid. —

Für das einstimmige Lied müßte man zunächst eine größere Anthologie haben. Von den vorhandenen Sammlungen sind die besten die Heinrich Reimanns: „Das deutsche Lied", „Das deutsche geistliche Lied" und das „internationale Volksliederbuch" (sämtlich bei Simrock in Berlin). Leider sind die Bände für einen solchen Zweck unsinnig teuer; doch kann man sie einzeln haben. (Zusammen 13 Bände zu je 3 Mk.) Eine besondere Pflege verdient das „deutsche Volkslied". Wer sich die sieben Hefte der von Brahms bearbeiteten anschaffen kann, sollte sich diesen Jungbrunnen nicht entgehen lassen. (Berlin, Simrock, 7 Bde. je 4 Mk.)

Im Mittelpunkt aber steht hier Franz Schubert, der unvergleichliche Meister des deutschen Liedes. Seine sämtlichen Lieder liegen jetzt in zwölf Bänden der Volksausgabe Breitkopf und Härtel vor. Man sollte keine andere mehr kaufen. Schubert ist so unsagbar reich, offenbart auf jeder Seite so viel Neues und Schönes, daß man mit seinen Liedern nur Goethes Gedichte vergleichen kann. Wer wird sich da mit einer Auswahl begnügen? Die zwölf Bände, die übrigens einzeln käuflich sind, enthalten 593 Lieder und kosten 36 Mark. Das einzelne Lied stellt sich also auf sechs Pfennige. Wie manche Mark wird für ein wertloses, modisches Gedudel angewendet. — Auch Schumann gehört ganz ins Haus. Die vier Bände kosten bei Breitkopf 8 Mark. Mit besonderem Nachdruck weise ich dann auf Karl Loewe hin, den Meister der Ballade. Warum ich dieser so dringend den Eingang ins Haus wünsche, habe ich schon früher ausgeführt. Die Gesamtausgabe (17 Bände bei Br. & H.) enthält ja manches Minderwertige, aber die Auswahl-Sammlungen sind dafür auch durchweg zu knapp; darum rate ich doch zu jener.

Die Neueren kommen einen meistens unverhältnismäßig teurer zu stehen. Zu Robert Franz und Johannes Brahms arbeite man sich langsam hinan; sie sind nicht leicht zu erobern, und Übereilung brächte hier mehr Schaden als Gewinn. Von den Neuesten der größte ist Hugo Wolf, mit dem sich jeder Sänger unbedingt beschäftigen müßte. Man beginne mit den Mörikeliedern,

schließe die von Eichendorff und Goethe an; danach kann man an alle gehen. Aus der Fülle der jährlich erscheinenden Liederhefte eine Auswahl zu geben, würde den mir zur Verfügung stehenden Raum zehnfach überschreiten. Ich nenne also nur die Meister, aus deren Schöpfungen man auswählen möge: Peter Cornelius (die Weihnachtslieder); Richard Strauß, Sigmund von Hausegger, Bungert, Martin Plüddemann, Hans Sommer, Arnold Mendelssohn, Arthur Schnabel, Robert Kahn, Felix Weingartner, Max Reger und Robert Fuchs. Ein eigenartiges und hübsches Heft ist mir gerade dieser Tage ins Haus gekommen. H. Bischoff hat zu 25 älteren Texten neue Weisen gesetzt, durchweg leichte, echt volkstümliche Stücke, dabei von eigenartiger Schönheit und sehr charakteristisch. Das schöne Heft verdient warme Empfehlung. (Leipzig, Lauterbach & Kuhn, 3 Mk. 50 Pf.) — Aufs wärmste empfehle ich auch zum Weihnachtsgeschenk die Sammlung von Kinderliedern, die Friederike Merck im Verlag von B. Schotts Söhne zu Mainz unter dem Titel „Unser Liederbuch" veröffentlicht hat (5 Mk.). Fritz Volbach hat die Lieder für Kinderstimmen gesetzt, Ludwig von Zumbusch das Ganze in ein wundervolles Bildergewand gekleidet, so daß hier ein Idealbuch für die Kleinen vorliegt.

Ungemein wertvoll und unerschöpflich an anregendem Genuß ist der Besitz einer Reihe von Klavierauszügen. Doch nehme man grundsätzlich nur solche mit Text. Hier brauche ich nur kurz aufzuzählen: Mozart, Entführung, Figaro, Don Juan, Zauberflöte; Beethoven, Fidelio; Weber, Freischütz, Oberon, Euryanthe; Lortzing, Die beiden Schützen, Wildschütz, Zar, Undine; Marschner, Hans Heiling; Verdi, Rigoletto, Troubadour, Falstaff; Bizet, Carmen; Cornelius, Barbier. Von Richard Wagner alles, mit Ausnahme vielleicht des „Rienzi". Die Klavierauszüge von „Ring" und „Parsifal" liegen jetzt in neuer, gut spielbarer Bearbeitung von Klindworth vor. In Anbetracht der schönen Ausstattung sind sie sehr billig. (Mainz, Schotts Söhne.) Diese kleine Auswahl kann man leicht vermehren. Man hat auf diese Weise Gelegenheit, die reichen Musikschätze kennen zu lernen, die in den vom Repertoire längst verschwundenen Opern enthalten sind. Das Gebiet ist schier unerschöpflich. —

Das wäre also „im Grundriß" eine musikalische Hausbibliothek. Es ist schon reichlich viel und doch nur ein winziger Bruchteil der ganzen Musikliteratur.

Nun hege ich nur den einen Wunsch, daß der Weihnachtsmann sich einmal als recht musikalisch bewähren möchte. Es ist ja gewiß recht, daß wir ihn mit den alten lieben Liedern begrüßen, aber er soll uns dafür recht viele „schöne newe Liedlein" bringen, wie es schon auf den „fliegenden Blättern" der alten Zeit empfehlend heißt. Denn darüber dürfen wir uns nicht im Zweifel sein: Vorbedingung für eine gesunde Musikpflege im Hause ist eine gute musikalische Bibliothek.



# Frau Musika.

Ich stimme Plato völlig bei: es gibt nichts, was auf empfängliche und weiche Gemüter so einwirkt, wie die wechselnden Töne der Musik. Es ist kaum zu sagen, welche Macht sie nach beiden Richtungen hin ausübt. Denn das erschlaffte Gemüt weckt sie zu neuem Leben, das erregte beruhigt sie. Sie sänftigt den Geist und regt ihn zum Höchsten an. Cicero. Von den Gesetzen II, 15.

* * *

Selbst die Worte der heiligen Schrift stimmen unser Gemüt wirksamer zu warmer inniger Andacht, wenn sie gesungen werden, als wenn man sie ohne Gesang vortragen hört. Überhaupt müssen alle Gefühle unseres Herzens in ihrer Verschiedenartigkeit mit bestimmten Wendungen der Musik und des Gesanges in einer geheimnisvollen und unerklärlichen Verbindung stehn, so daß jene durch diese Tonweisen in unserer Seele wachgerufen werden.

Augustinus. Bekenntnisse X, 33.



# Weihnachtslieder.

Der Türmer hat sein Lied schon geblasen:
ich wachte darüber auf! „Gelobet seist du,
Jesu Christ!“ Ich habe diese Zeit des Jahres
gar lieb, die Lieder, die man singt.

Goethe an Kestner 1772 am Christtag früh.

Der junge Goethe hat sie sehr lieb, die Lieder, die man zur Weihnacht singt. Sie rufen ihm, wie es vorher in dem angezogenen Briefe heißt, „angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurück“. Ich glaube, wie Goethe geht es einem jeden Deutschen; auch wenn er den Glauben an das Christkind längst verloren hat, die Lieder, die man in diesen Tagen singt, hat er lieb.

Nie sonst wird im deutschen Hause so viel gesungen, wie in diesen Tagen. Und das scheint immer so gewesen zu sein. Auf keines der andern kirchlichen Feste gibt es von alters her so viele Lieder, wie auf Weihnachten. Allerdings habe ich dabei Deutschland im Auge. In der altchristlichen Hymnologie ist die Geburt des Herrn nur wenig gefeiert worden. Der ambrosianische Hymnus „veni redemptor gentium“, den Luther in seinem „Nun komm, der Heiden Heiland“ nachgedichtet hat, und zwei Hymnen des Aurelius Prudentius und des Coelius Sedulius sind alles, was wir bis ins 5. Jahrhundert vorfinden. Des letzteren „a solis ortus cardine“ ist auch von Luther frei umgedichtet worden: „Christum wir sollen loben schon (schön)“.

Später entstehen dann viele Lieder, die einen mehr volkstümlichen Charakter haben und auch gleich vom deutschen Volksliede aufgenommen werden (Dies est laetitiae; Puer natus in Bethlehem; Resonet in laudibus; Quem pastores laudavere). Zum eigentlichen Volksfeste ist Weihnachten aber nur in germanischen

Landen geworden. Hier fiel es ja auch der Zeit nach mit dem alten Julfeste zusammen, dieser freudigsten und heiligsten Zeit altgermanischen Lebens. Der freudigsten, denn nun war Wintersonnenwende. Die Sonne kam wieder, die lichtlose, die schreckliche kalte Zeit mußte nun wieder weichen. Die heiligste Zeit, denn nun war Geburtsfest der Sonne, des heiligen, lebenspendenden Lichts. Wie sollte der Germane nun das Christfest nicht besonders lieb gewinnen, das seinem seelischen Leben die Geburt des Lichtes brachte, wie das einstige Julfest dem körperlichen. Und dazu nun das Familienhafte, das jedem Geburtsfeste eigen ist; dazu der Umstand, daß gerade der Germane für das Mitfühlen der Tierwelt besonderes Verständnis besaß.

Die Kirche sah das auch ein, und während sie sonst den deutschen geistlichen Liedgesang nur bei außerkirchlichen Gelegenheiten zuließ, durfte das Volk gerade beim Weihnachtsfest auch in der Kirche singen. Zumal sich sehr früh die dramatische Darstellung der Vorgänge bei Christi Geburt in der Kirche einbürgerte. Weinhold hat die älteste uns erhaltene dieser Dramatisierungen für das 9. Jahrhundert nachgewiesen. Bereits 1162 klagt der Chorherr Gerhoh von Reichersberg, daß die Kirchen besonders zu Weihnachten mit mimischen Darstellungen erfüllt würden.

Bei diesen Feiern hatte das Volk nun reichlich Gelegenheit, Lieder zu singen. Und zwar Wiegenlieder. Denn der deutschen Vorstellung ging der Begriff der Krippe nicht ein. Das Kind gehörte in eine Wiege, an der die Mutter saß und sang:

„Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner sein
Im Himmelreich,
Du reine Magd Maria!“

Und Joseph entgegnet:

„Gerne, liebe Muhme mein,
Ich will dir wiegen dein Kindelein“ u. s. w.

Das „Kindelwiegen“ wird zur allgemein beliebten Sitte. Hat man doch in allem Ernst den Namen Weihnachten von „Wiegenachten“ hergeleitet. Es kam bei diesen dramatischen Feiern früh zu Mißbräuchen, und bald wurden sie bekämpft. Luther allerdings dachte nicht so streng; ihm war alles, was volkstümlichen Ursprungs war, zu wertvoll, und so findet sich auch in seinem herrlichen Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ der kosende Wiegelaut „Susaninne“. Übrigens mußte noch 1739 der König von Preußen ein Rundschreiben erlassen, daß am Nachmittag vor Weihnachten die Kirchen zu schließen seien wegen der vielerlei „Alfanzereien“, die sonst getrieben würden. In Volksbrauch und Volkslied hat sich aber die alte Sitte erhalten. —

Eines der ältesten Lieder ist Spervogels ins 12. Jahrhundert reichende kraftvolle Strophe:

Er ist gewaltig und stark,
Der Weihnacht geboren ward:
Das ist der heilige Christ.
Ihn lobet alles, was da ist,
Bis auf den Teufel alleine.
Um seinen finstern Übermut
Ward ihm die Hölle zuteile.

Gilt hier noch der Preis ausschließlich dem Geborenen, so lag es für den Marienkultus des späteren Mittelalters nahe, den Nachdruck des Lobes auf die Gebärerin zu übertragen. Aber dieses Lob der Mutter liegt doch auch im deutschen Volkscharakter. Die Liederdichter der Reformation haben dann wieder das Christkind in den Mittelpunkt gestellt. Ein bezeichnendes Beispiel bietet das bekannte Lied: „Es ist ein Ros entsprungen“. Während in der älteren katholischen Fassung die zweite Strophe lautet: „Das Röslein, das ich meine, Davon Jesaias sagt, Ist Maria, die reine, Die uns das Blümlein hat bracht“, hat der lutherische Kapellmeister Michael Prätorius die zwei letzten Verse dahin umgewandelt: „Hat uns gebracht alleine Marie, die reine Magd“.

Das sind überhaupt die drei Stufen in der Geschichte des Weihnachtsliedes. Die älteste des Mittelalters kann man als die des Volksliedes bezeichnen. Der Charakter ist hier nicht so ausgesprochen kirchlich oder dogmatisch und liturgisch, wie nachher im protestantischen Kirchenliede. Für dieses schufen die wichtigsten Weihnachtslieder Luther, Nikolaus Hermann („Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich“), Paul Gerhardt (sieben Lieder, darunter: „Wir singen dir Immanuel“; „Fröhlich soll mein Herze springen“; „Ich steh' an deiner Krippe hier“) und Gellert, der zum Weihnachtsfest sein schönstes Lied gesungen hat:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht.“

In der neueren Zeit verliert sich dann der kirchliche Charakter des Gemeindegesangs immer mehr. An seine Stelle tritt der lyrische Erguß des persönlichen Empfindens. Die schönsten derartigen Weihnachts-Lieder stammen von Angelus Silesius, E. M. Arndt, Max v. Schenkendorf, Novalis, Eichendorff, Rückert, G. Schwab, K. J. Ph. Spitta, Peter Cornelius und W. Wackernagel.

Am volkstümlichsten sind aber zwei Lieder geworden, die nicht von berühmten Dichtern stammen. Aus seliger Dankbarkeit sang Johannes Falk in Weimar († 1826) für seine aus dem Elend geretteten Pflegekinder: „O du fröhliche, o du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit“. Und ein katholischer Dorfpfarrer im Salzburgischen, Joseph Mohr, dichtete, der Dorfschulmeister Franz Gruber sang das wundervolle Lied an die „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Mögen denn wieder die Weihnachtslieder erklingen, Freude und Friede in die Herzen bringen, auf daß uns allen werde, wie in dem Liede:

„Christkindchen, komm,
Mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'.
Papa soll ich? „Noch nicht!“
Mama soll ich? „Noch nicht!“ —
Wie uns da zumute war,
Als wir Kinder kamen,
Sahen was das Weihnachtskind
Uns bescheret! Amen!“

**K. St.**



# Zu unserer Notenbeilage.

Der Aufsatz „Weihnachtslieder" enthält alles zur Erklärung Nötige für Text und Melodie, zumal die Quellen ja bei jedem einzelnen Liede angegeben sind. Ein Wort nur zur Bearbeitung. Diese strebt an, die alten Melodien, ohne sie anzutasten, für uns Heutige zu gewinnen. Die Begleitung ist deshalb reicher und „moderner" gehalten, als es gewöhnlich geschieht. Die Rechtfertigung dieses Beginnens liegt für mein Gefühl in meiner Absicht, so köstliche Lieder für uns zu retten, die sonst verloren gehn. Ob die Absicht gelungen ist, das mögen die Leser beurteilen, wenn sie die Lieder singen.



# Die Geburt des Lichts.

## Zu unserer Kunstbeilage.

„Die Geburt des Lichts", so müßte man das berühmte Gemälde Antonio Allegris aus Correggio (1494—1534) nennen, wollte man seinen gedanklichen Gehalt in Verbindung mit der malerischen Lösung der Aufgabe kennzeichnen. Denn die gewöhnliche Bezeichnung: „Die heilige Nacht" erinnert nur an den Vorgang; die mehr in der Malergeschichte gebräuchliche Benennung „Die Nacht" dagegen denkt nur an die hervorragende malerische Kunst, mit der das Dunkel zauberisch erhellt ist. In dieser Kunst des Helldunkels, der Belebung der Raumbehandlung durch das Licht steht Correggio in seinem Vaterlande einzig da, und man hatte ein Recht, ihn kurzweg mit dem Namen seiner Vaterstadt zu bezeichnen, da er mit keiner Schule, keiner Richtung zusammenhing. Vermöge dieser Kunst war er wie kein anderer berufen, das Problem, vom Christkinde alles Licht ausgehen zu lassen, zu lösen. Der Gedanke selbst war älter. In unserer deutschen Kunst herrscht er von Anfang an. Aber auch in Italien hat bereits Jacopo Avanzi in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dadurch, daß Joseph mit der Hand vor den Augen nach dem Kinde schaut, angedeutet, daß alles Licht von diesem ausgeht. Und so ist es dann bei Gentile da Fabriano und Fra Angelico da Fiesole. Am schönsten aber ist dieses Bild Correggios. Das Christkind leuchtet wie eine Flamme, überstrahlt zumeist die beseligte Mutter, blendet die herbeieilende Magd und die Hirten, leuchtet hinauf zu den vom Himmel herabschwebenden Engeln, gibt noch dem bescheiden im Hintergrunde stehenden Joseph einen lichten Schein, schimmert sogar über das brave Eselein hin, das seinen Schöpfer ehrt. — Wir haben in unserer Kunstbeilage mit Rücksicht auf die Kleinheit der Bildfläche nur einen Ausschnitt aus dem Werke gegeben, den wichtigsten allerdings. Da mag dann der Beschauer im Antlitz Marias sehen, wie Correggio auch in einem Geistigen Meister ist. Nämlich nicht durch die absolute Schönheit der Formen, sondern durch ihre Beseelung das höchste innere Glück auszudrücken.



# Briefe.

**E. B., K. — E. D., B. — J. W. geb. St., C. — J. M., B. — P. S., Z. — W. C. G., B. — J. S., D.-R. — M. v. B., F. a. O. — A. K., H. (Ago). — R. Bl., H. — E. L., D.-A.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**J. E., B. — Türmerleser in Gleiwitz, Plauen, Hameln. — Berliner Abonn.** Besten Dank für die Zeitungsblätter. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, sie zu berücksichtigen. Freundliche Grüße.

**Dr. Eugen Schwetschke,** Berlin W. 30, Luitpoldstr. 14. Wir teilen gern unsern Lesern mit, daß Sie, mit Abfassung einer Lebensgeschichte Ihres Vaters, Gustav Schwetschke in Halle a. S. (1804—1881), beschäftigt, alle Besitzer handschriftlicher oder sonstiger Erinnerungsstücke von ihm, besonders etwaiger Stammbuchblätter, Briefe, Widmungen u. s. w., um gütige Benachrichtigung bitten; ebenso bei Vorhandensein etwaiger Aufzeichnungen oder persönlicher Erinnerungen über ihn.

**A. K., D.-B.** Ihrem Wunsche werden wir im nächsten Hefte nachkommen.

**L. v. B., C. a. H.** Wir haben Ihrem freundlichen Schreiben gegenüber gar keinen Grund zur Ironie. Schon Ihre von innigstem Mitgefühl erfüllte Anrede zeugt von lyrischem Empfinden. Es ist in der Tat manchmal schlimm. Ihr Gedicht wirkt aber nicht derartig, denn es liegt Stimmung darin, und wäre diese etwas einheitlicher gefaßt und schärfer ausgedrückt, hätten wir die zwei Strophen gern gedruckt.

**E. Sch., J.** Besten Dank für die frdl. Anerkennung der „Hausmusik". Ihren Wunsch, daß bei Besprechungen von Büchern der Kaufpreis angegeben wird, erfüllen wir gern, soweit es in unsern Kräften steht. Oft unterlassen es nämlich die Verleger, uns diesen Preis mitzuteilen.

**S. R., Gr. L.** Gustav Schwab, Fr. Stoll und viele andere haben die schönsten Sagen des klassischen Altertums für die Jugend erzählt. Niebuhrs „Heroengeschichten" stehen in jeder billigen Bibliothek. Über Napoleon, bei dem wir uns nicht für den Ausdruck „Held" entschließen können, raten wir Ihnen, da Sie ein „kurzes Buch" wünschen, zu der wenigstens nicht allzulangen Biographie von Laurent, deutsch Leipzig, 1851.

**M. T., Berlin.** Wir teilen aus Ihrem interessanten Schreiben zu dem im Augustheft erschienenen Artikel Eugen Kalkschmidts „Vom Schaffen des Schauspielers" gern die Stelle mit, in der Sie zeigen, daß unser Mitarbeiter mit seiner weniger hohen Einschätzung der Schauspielkunst eines Joseph Kainz durchaus nicht allein steht. „E. Kalkschmidt sagt, die Kainzsche Kunst sei auch zu ihren besten Stunden nichts anderes als eine Kunst temperamentvoller Rhetorik. Kainz ‚rede, aber er sei nicht; was er rede'. In gleichem Sinne hat sich schon im Jahre 1887 ‚Kühnold Wahr' in seiner Broschüre ‚Joseph Kainz, Kritische Blitze eines forschenden Zuschauers' ausgesprochen, und bereits vor ihm schrieb Konrad Alberti: ‚Kainz spielt seine Rollen, anstatt sie zu durchleben.' Die eben zitierten Aussprüche treffen den Kern der Sache. Joseph Kainz besitzt von Natur aus nicht jene tiefen Begriffe, jenes Gefühl für menschliche Größe, aus denen heraus die Werke eines Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel 2c. geboren wurden, und diese Oberflächlichkeit des Empfindungslebens ist es, die Kainz in erster Linie ungeeignet macht zum Ideal-Tragöden, ganz abgesehen davon, daß er, wie selbst sein begeistertster Anhänger, Ferdinand Gregori gestehen muß, nur Individualistiker — welches Wort im Gregorischen Sinne den subjektiv schaffenden Künstler bezeichnet — und nicht Charakteristiker ist, er mithin also die zweite Forderung, die wir an einen großen Schauspieler unbedingt stellen müssen, nämlich die Fähigkeit, der Selbstentäußerung zugunsten eines fremden, mit höchster Objektivität vom Dichter geschilderten Charakters, ebenfalls nicht zu erfüllen im stande ist. Was will nun aber zwei so gewichtigen Mängeln gegenüber eine Kunst der Rhetorik, und mag dieselbe noch so glänzend sein, bedeuten? Freilich soll der Schauspieler seine Reden mit Meisterschaft zu gliedern verstehen. Eine gute Rhetorik ist also für ihn nicht nur erstrebenswert, sondern unerläßlich. Indessen ist nicht sie es, welche seiner Kunst die eigentliche Weihe gibt: den höchsten Wert erhält der Künstler als solcher immer erst durch den Vollbesitz jener oben angedeuteten Vorzüge, welche dem Nur-Rhetoriker Kainz eben fehlen."

**Paul Gerhardt-Denkmal.** Zum 300. Geburtstag Paul Gerhardts (12. März 1607) soll dem Sänger von „Befiehl du deine Wege", „Wie soll ich dich empfangen", „Nun laßt uns gehn und treten", „Wach auf, mein Herz, und singe", „Nun ruhen alle Wälder" und so vieler anderer unserer schönsten Kirchenlieder in der Stadt Lübben in der Lausitz, wo er

die letzten Jahre seines Lebens gewirkt und unter dem Altare der Hauptkirche seine Ruhestätte gefunden hat, auf dem Marktplatze vor der Kirche ein Denkmal errichtet werden. Zur Entgegennahme von Geldbeiträgen ist die Firma F. W. Krause & Co., Bankgeschäft in Berlin W., Leipzigerstraße 45, sowie jedes Komitee-Mitglied gern bereit. Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören an: v. Manteuffel, Landesdirektor, Vorsitzender, Berlin W., Matthäikirchstraße 20/21, D. Braun, Generalsuperintendent, stellvertretender Vorsitzender, Berlin W., Matthäikirchstraße 22, v. Krause, Bankier, Schatzmeister, Berlin W., Wilhelmstraße 66, Pfeiffer, Vize-Generalsuperintendent, Lübben i. L., Meyer, Landesrat, Schriftführer, Berlin W., Matthäikirchstraße 19.

**E. S., K.** Ihr Gedicht „Erhörung" zeugt von echtem Empfinden und ist innig im Ausdruck. Aber das Mißverhältnis zwischen Umfang und dichterischem Inhalt macht die Veröffentlichung im T. unmöglich.

**Hausmusik.** Für die vielen freundlichen Worte, die dem Leiter dieser neuen Abteilung aus dem Leserkreise zugehen, sagt er an dieser Stelle herzlichen Dank. Sie sind ihm eine Aufmunterung, dem gesteckten Ziele, der Hausmusik alles das aus dem musikalischen Leben der Gegenwart und Vergangenheit zuzuführen, was für das Haus von Wichtigkeit ist, kräftig zuzustreben.

**H. S., F.** Das genannte Buch Hauseggers über die Großmeister unserer Musik kann ich Ihnen gern empfehlen. Biographien über unsere Tonlehrer gibt es viele, und zwar von den schmächtigen Reklamheftchen bis zu den großen Werken. Diese grundlegenden Arbeiten sind über Bach: Spitta; Haydn: Pohl; Mozart: John; Beethoven: Marx; Weber: Jähns; Wagner: für das Biographische Glasenapp, für die Gesamtwürdigung der Persönlichkeit: Chamberlain. Über Brahms und Schubert besitzen wir noch keine abschließenden Biographien; ich empfehle Ihnen die in der Sammlung „Berühmte Musiker" erschienenen Bände von Reimann und Heuberger.

**J. St., C.** So heikel die Sache ist, so erkläre ich mich doch gern bereit, Ihnen bei Ihrem Klavierkauf mit meinem Rat zur Seite zu stehn.

**E. K., B.** Eine Musikgeschichte fürs Haus, wie Sie sie nachgewiesen wünschen, fehlt leider noch. Vielleicht genügt Ihnen für Ihre Zwecke Köstlins viel verbreitete „Geschichte der Musik".

**S.** Herzlichen Dank für Ihren lustigen und doch auch ernsten Brief. Die Bildfläche unserer Beilagen läßt sich leider nicht vergrößern aus dem einfachen Grunde, weil die Blattgröße eine umfänglichere Bildfläche nicht zuläßt. Daß Ihnen die Hausmusik so gut gefällt, freut uns sehr. Wir hoffen, daß sie dem gesteckten Ideal immer näher kommen wird. Also machen Sie, bitte, Ihr Wort „Auf Wiedersehen" wenigstens brieflich bald wahr. Auch dem T. kann eine frohe halbe Stunde nicht schaden.

**E. A. in D., W. L. in P., F. F. in R., C. M. in W., J. K. in H.** Wie sich die Meinung verbreiten konnte, das Türmer-Jahrbuch enthalte Abdrücke aus dem Türmer, ist uns unverständlich. Wir erklären wiederholt, daß sowohl der kürzlich erschienene, wie der im vorigen Jahre herausgegebene Band nur Originalbeiträge aufweisen. Der Verlag.

## Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen ꝛc. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstr. 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** ꝛc.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

---

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

B. Vautier pinx.

Photogravure Bruckmann



GUTEN MORGEN, MEIN LIEBLING.




V. Jahrg. Januar 1903. Heft 4.

# In der Neujahrsnacht.

## Eine stille Betrachtung von Erwin Gros.

Gleichmütig kommen und gehen die Stunden, gleichmütig lassen wir sie kommen und gehen und achten des meist so wenig, wie wir der Tropfen achten, die beim Tauwetter vom Dach fallen und, kaum zum Leben geboren, in der Rinne sterben. Wenn aber ein Jahr sich zum Sterben anschickt, wenn um Mitternacht nach den zwölf gewichtigen Schlägen alle Glocken ihre Stimmen erheben, brodelt bei den brausenden Klängen ein Wirbel von verborgenen Gedanken und Gefühlen aus der Tiefe herauf. Unsere Seele wird ein sturmerregter See.

Einst habe ich's gemacht wie die vielen: Was wollt ihr, ihr ernsten Gedanken, ihr starken Gefühle, hinab in die Tiefe des Vergessens!" In tollender Lust wurden alle Segel gehißt, um über den Strudel hinweg und zurückzugelangen in die glatte Ruhe des Alltags.

Ein ernster Mann gibt ernsten Gästen Herberge.

Die Glocken drüben im Turm schweigen jetzt eine Weile. Aber aus weiter Ferne, vom Nachbardorfe her, klingt derselbe Ton, nur gedämpft. Was eben dröhnend die Luft erfüllte, umschwebt mich jetzt leise. Es ist, als kehrten





die verklungenen Klänge zu mir zurück. — Die verklungenen Klänge! Die Vergangenheit wird wach, ich starre in ein paar unbewegliche, dunkle Augen. Mich ergreift ein Gefühl, wie wenn ich vor einer alten Chronik oder einem alten Kirchenbuch sitze, und sehe hinter den vielen, vielen Namen immer dasselbe Zeichen, — das Kreuz. Es bedeutet, sie sind gewesen. Das ferne Summen der Glocken umtönt mich wie ein Lied aus der geheimnisvollen anderen Welt.

„Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten.
Und was wir vollendet, und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdischer Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die irdischen Ziele, —
Drum ehret und opfert, — denn unser sind viele!“ (Konr. Ferd. Meyer.)

In uns lebt ein Stück Vergangenheit. Die Sprache, die wir sprechen, — unsere Altvordern haben sie geprägt, jener Gedanken haben noch Gewalt über uns, auf ihren Sitten beruhen die unseren, unsere Arbeit ist eine Ernte und eine Fortsetzung ihrer Mühen.

Wenn wir doch die Augen Gottes haben könnten, die lange Reihe der Gewesenen zu überschauen und den Tropfen zu erkennen, den jeder von ihnen in den Brunnen getragen hat, aus dessen Reichtum wir heute schöpfen, — dann allein könnten wir recht ermessen, welche Fülle von Dankbarkeit unser Herz umschließen muß. Wir wissen nur, was von den Gewesenen die uns gegeben haben, mit denen wir einst ein Stück Wegs gegangen sind. Und auch das vergessen wir so oft. Jetzt aber gedenken wir ihrer und treten im Geist an manchen Grabhügel.

Unser Dank gegen die Gewesenen wird von selbst Dank gegen den, von dem die Kirche seit Jahrhunderten singt: „Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit.“ Dunkler freilich als die dunkelste Vergangenheit sind oft seine Wege. Durch Sterben und Verderben, durch Kampf und Streit, durch Weinen und Schreien geht Gott in so ruhiger Majestät, daß unser Herz sich ängstlich zusammenkrampft, und unsere Gedanken sich verwirren. — Dennoch will ich ihm trauen.

Dies Dennoch ist nicht leicht. Mancher schüttelt den Kopf. — Aber ist's mit der Weltregierung Gottes nicht ungefähr so, wie mit den tausend und aber tausend Telephondrähten einer großen Stadt? Sie scheinen ein unent-

wirrbares Durcheinander, und doch sind alle planvoll gelegt und laufen an **einer** Stelle zusammen; von **einer** Stelle aus wird alles verstanden. Von dieser Stelle aus begreift man den wohldurchdachten Plan der ganzen Anlage, wenn auch das schauende Auge Richtung und Ziel der einzelnen Leitungen nicht verfolgen kann. So verstehe ich den Grundgedanken aller verschlungenen Leitungen Gottes nur von **einer** Stelle aus, von **Jesus Christus** aus. Wen er lehrt, anzuheben: „Vater unser in dem Himmel", — für den steht am Ende aller Menschheitsleitung und an allen Stationen des eignen Weges: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit." —

Die Töne aus der Ferne verschweben und schweigen. Nun heben unsere Glocken ihren mächtigen Chor wieder an; als **Stimmen der Gegenwart** setzen sie lauter die Mahnung fort: Du hast eine große Dankesschuld abzutragen. Vergiß es nicht! —

Wer nur seinem Behagen lebt, wer nur an den eignen Besitz und Gewinn denkt, wer von allen Seiten mit seinem lieben Ich umgeben ist, der ist dem Manne gleich, der von überall her empfangen hat und empfängt, aber nichts wieder und weiter geben will. Armseliges Leben! Was das Leben reich macht, ist nicht das Nehmen, sondern das Geben.

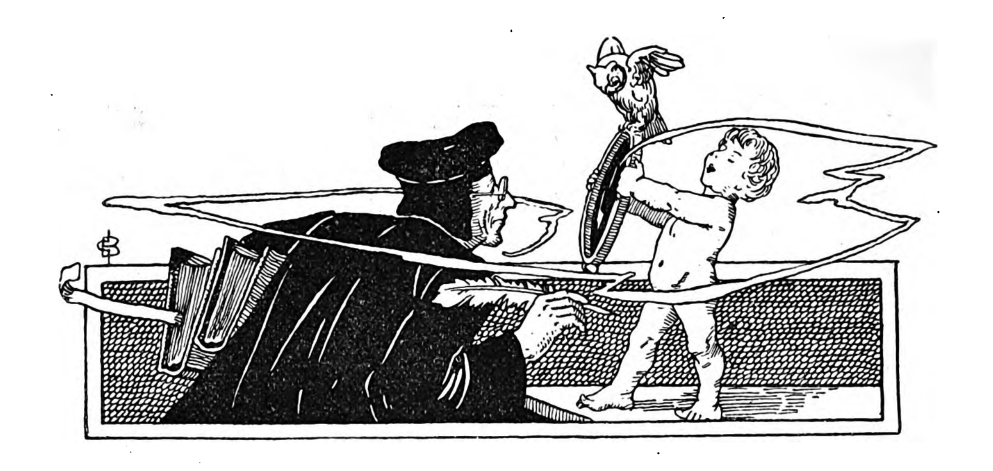
„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn," —

ob's auch ein Großer gesprochen, es gilt im letzten Grund auch von uns Kleinen. Unser Leben wird fortwirken im Guten, wie im Bösen. Wollen wir nicht so leben, daß unser Sterben wirklich ein schwerer **Verlust** ist für alle, die uns kannten?

Wenn einst unsere Grabschrift unleserlich geworden ist und die Wellenringe, die unser Leben auf dem Meer der Menschheit erzeugte, für Menschenaugen verschwunden sind, — vor Gott liegt unser Leben mit seinen Wirkungen in Ewigkeit klar und deutlich da. Er mißt uns nicht nach dem Maß der Gaben, sondern nach dem Maß des Guten, das wir durch unsere Gaben schafften. Denn er selbst ist das Maß aller Dinge und unser Maß. Inwieweit Gott und seine Liebe das Leben unseres Lebens war, das läßt unsere Wagschale gewichtig erscheinen oder emporschnellen im Gericht der Ewigkeit.

**Ich will dankbar sein, Vertrauen haben, Liebe üben.**





# Stephan Remarx.

Von

## James Adderley.

### 1. Stephan.

Stephan Remarx war der Sohn des verstorbenen Lord Remarx von Balustrade Abbey in der Grafschaft Surrey. Früh war der Knabe verwaist. Sein älterer Bruder, der Erbe von Gut und Titel des Vaters, war dahin gefahren, wo die Bösen weiter sündigen, und die Müden keine Ruhe finden. Die Spielwut hatte ihn zu Grunde gerichtet. Sein Gut hatte er durchgebracht; seine Frau hatte ihn verlassen; seine Söhne waren ausgewandert, der älteste nach Manitoba, der zweite nach Madras, während von dem dritten kein Mensch wußte, wo er sich herumtrieb. Das letzte von ihm bekannte Heldenstück war, daß er aus Eton „gegangen worden" war, weil er die Frau eines Lehrers auf dem Kirchwege mit der Schleuder geschossen hatte. Lord Remarx war meist in Monte Carlo und kam nur gelegentlich nach London, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen, oder um im Herrenhause seine Stimme abzugeben, wenn irgend ein entfernter Verwandter einen Antrag gestellt hatte. Aber nie betrat er die elegante Kirche zu St. Markus und den heiligen Engeln in Chelsea, an der sein Bruder Pfarrer war, und das war zu natürlich, da die beiden Brüder keinen Zug miteinander gemein hatten.

Schon als Knaben waren sie nie eines Sinnes gewesen. Während Stephan las, nahm sein Bruder Vogelnester aus. Sonntagnachmittags, wenn der ältere Bruder auf dem Heuboden rauchte, saß Stephan gern

im Garten bei der Mutter und ließ sich von ihr nach ihrer alten Mode den Katechismus auslegen.

„Wer sind meine Herren?“ fragte da einmal der Knabe.

„Nun, mein Junge,“ antwortete die Gräfin, „viele hast du nicht; dieses Wort im Katechismus ist eigentlich nur für geringe Leute da. Du gehörst ja selbst zu den ‚Herren‘, und die geringen Leute müssen also zu dir ehrerbietig aufsehen.“

„Ach so —“ sagte Stephan, wenn auch seiner Mutter Auskunft ihm nicht ganz einleuchtete.

Bald starben seine Eltern, und er war viel sich selbst überlassen, da sein alter Oheim und Vormund, der Marquis von St. Alphegius, dem Grundsatze huldigte, je mehr man sich um einen Jungen kümmere, desto schlechter müsse er unfehlbar ausschlagen. Wenn es mit diesem Grundsatze seine Richtigkeit hatte, so hätte Stephans älterer Bruder, falls der Marquis sich irgendwie um ihn gekümmert hätte, ein wahrer Ausbund von Schlechtigkeit werden müssen. Denn schon so ging es mit ihm reißend abwärts. Mit 21 Jahren heiratete er eine Sängerin aus einem Tingeltangel; mit 24 Jahren wäre er in Bordeaux fast ins Gefängnis gekommen, weil er ein Paar kostbare Manschettenknöpfe gestohlen hatte; und mit 26 Jahren hatte er sein Geld so gründlich durchgebracht, daß Ihre Herrlichkeit meinte, es wäre nichts mehr los mit ihm und nach ihrem Tingeltangel zurückkehrte, in dem sie noch Abend für Abend tanzt und singt.

Stephan ging während dessen still seines Weges. In Eton war er als „riesiger Streber“ bekannt — zu deutsch: er versuchte, seinen Homer ohne Schlüssel zu übersetzen und wenigstens etwas in die Kenntnisse einzubringen, die eine höhere Schule der Theorie nach ihren Zöglingen vermittelt. Beim Criquet stand er aber auch seinen Mann; und er würde zu den „Elfen“ gehört haben, wenn er nicht törichterweise darauf versessen gewesen wäre, im Sommersemester eine Preisarbeit zu machen. Zum Teil lag es auch daran, daß er sich den Fuß verstaucht hatte, als er am 4. Juni (dem Tage, an dem alljährlich in der Etoner Schule eine Bootprozession stattfindet) den betrunkenen Bootshauptmann nach Hause trug. Der ganz besondere Reiz von wahrer, vornehmer Ehrenhaftigkeit, der ihn sein Leben lang so anziehend gemacht hat, war das Resultat seines Schullebens.

Noch mehr aber sagte die in Oxford wehende Luft Stephan Remarx zu. Er machte hier die Bekanntschaft mehrerer innerlich hochstehender, wenn auch gesellschaftlich unter ihm stehender Männer. In

Eton waren sie nicht gewesen; aber sie waren bei alledem Gentlemen vom reinsten Wasser. Sie waren emsig hinter den Büchern, wußten aber auch das Ruder zu führen und waren auf ihre Weise fröhlich und guter Dinge. Freilich — kneipen taten sie nicht. Knallerbsen legten sie dem Dechanten nicht unter die Nase; die Kirchenfenster warfen sie nicht ein, und den Pförtner hielten sie nicht unter die Fontäne. Und doch waren sie gerade so fein wie die beiden Söhne des Herzogs von Lundy oder der junge Marquis von Lindisfarne, die alle die eben genannten Dinge an jedem Semesterschlusse verübten. Bei seinen Lehrern und den älteren Studenten war Stephan sehr beliebt. Er war eng befreundet mit Friedrich Hope, dessen theologische Vorlesungen damals in Oxford so tiefen Eindruck machten. Aber nicht allein seine Vorlesungen eröffneten Stephan einen Blick in das Innere dieses großen Gottesmannes. Noch mehr taten dies die stillen Abendunterredungen in Hopes Studierzimmer. Während er da vorm Kaminfeuer stundenlang Hopes Gedanken über religiöse und soziale Fragen in sich einsog, entstand allmählich vor Stephans geistigem Auge ein Ideal, von dessen Verwirklichung die folgenden Blätter erzählen sollen.

Als in späteren Tagen Stephan ein viel besprochener Mann geworden war, pflegte er zu den jungen Leuten, die ihn besuchten und sich mit ihm befragten, zu sagen: „Nie würde ich getan haben, was ich getan habe, oder geworden sein, was ich geworden bin, wenn ich nicht Friedrich Hope gehabt hätte. Der hat mir die Augen geöffnet; der hat mich darüber nachdenken heißen, ob es wirklich Gottes Wille sei, daß Tausende von Menschen in Elend und übermenschlicher Arbeit leben, während andere ihr Leben in Luxus und Trägheit verbringen und von der Arbeit ihrer Mitmenschen zehren. Er hat meinen Blick auf die jungen, reichen Studenten gerichtet, die ihre herrliche Zeit in Oxford vergeuden, um die andere, denen nichts als das Geld zum Studium fehlt, gern ihr Augenlicht hingeben würden. Und dann hat er mich auf den einen wahren Befreier hingewiesen, den einen Weg aus der Finsternis zum Lichte — Christum.

## 2. Haxton.

Stephan ward vom Bischof von London ordiniert und erhielt die Stelle eines Kooperators bei dem hochwürdigen Doktor der Theologie David Bloose, dem Pastor an der St. Tituskirche in Haxton.*)

*) Haxton ein Stadtteil im Osten von London. Das „East End“ von London ist der Stadtteil der Arbeiter und der Armen.

Dr. Bloose hatte zu seiner Zeit etwas zu bedeuten gehabt; aber seine Zeit war nun gewesen. Im Wettrudern hatte er 1854 gewonnen; ein Preisstipendium war ihm zuerkannt worden; eine Aristophaneische Komödie hatte er herausgegeben, und gegen all die verschiedenen theologischen Popanze des Jahrhunderts, die „Essays" und „Reviews", den „Ecce Homo", „Robert Elsmere" und „Lux Mundi" hatte er eine gesunde Opposition aufrecht erhalten. Er hatte einen festen Glauben an sich selbst, schrieb hin und wieder Pamphlete, die er seinen Freunden und seinem Hausmädchen schenkte, und war Mitglied des Nationalklubs. Seine dankbare Fakultät hätte kaum weniger tun können, als sie tat, indem sie diesem ihrem ausgezeichneten Sohne die Pfarre zu St. Titus zuwies, den fettesten Bissen, den sie zu vergeben hatte, mit einer Jahreseinnahme von 700 £ (14000 Mk.). Und so vertauschte Dr. Bloose bereitwilligst seine Landpfarre in Slumberside mit dem mannigfache Ansprüche stellenden Arbeitsfelde in Haxton. Daß er sich mit irgend welcher Vermehrung seiner Arbeit aufregen oder gar das Leben schwer machen sollte, kam ihm allerdings nicht in den Sinn. Hatte er denn nicht auch schon genug zu tun? Vier Stunden täglich brachte er mit Bücherschreiben und Korrigieren zu; zwei gehörten auf ärztlichen Befehl seinem Sofa, vier körperlicher Bewegung; zwei waren der Unterhaltungslektüre gewidmet, drei den Mahlzeiten und die übrige Zeit dem Schlafe. Was konnte er mehr tun? Als Stephan ordiniert wurde, war Dr. Bloose seit zwanzig Jahren Pastor von St. Titus. Während dieser Zeit hatte er gegen 2000 Predigten gepredigt und in ihnen so ziemlich jede moderne Ketzerei bekämpft vom Agnosticismus bis zur Theosophie — zur Erbauung des Kirchendieners, der beiden Schließer und fünfzehn alter Männer und fünfzehn alter Frauen, die durch ein Vermächtnis einer 1764 verstorbenen Dame, Alice Daw, jeden Sonntagmorgen drei Pence (30 Pf.) und ein Brot und Weihnachten das Doppelte erhielten.

Die Kranken besuchte Dr. Bloose nicht, weil er in Gefahr war, ohnmächtig zu werden, sobald er sich in einem Raume befand, der weniger als vierzehn Fuß hoch war. Jede Berührung mit seinen Pfarrkindern vermied er — aus Furcht, etwas Lebendiges mitzunehmen. Einst sah er während einer Predigt etwas, was er im ersten Augenblicke für ein protestantisches Wunder zu halten geneigt war: einer der Tintenklexe auf seinem Manuskripte fing an, sich wie auf Beinen quer über die Seite zu bewegen. Plötzlich entdeckte er, daß es kein Klex sei, sondern eines jener Wunder des Weltalls, die das Glück ihres Daseins

mehr der Sorglosigkeit des Menschen als der Sorgfalt des Schöpfers verdanken. Leichenblaß wurde da der gute Doktor; und obgleich er gerade mitten darin war, seine kleine Herde von der Torheit des Pantheismus zu überzeugen, floh er die Kanzelstufen hinunter, faßte die Flügel seines Talars und stürzte durch die Sakristei in das Pfarrhaus, so daß er fast seine Frau umrannte, die gerade ein künstliches rosa Gelée in das Eßzimmer trug, an dem sie den ganzen Morgen herumgespielt hatte.

Frau Blooses Erscheinung war nicht gerade einnehmend. Als Sechswochenpflegerin hätte sie vielleicht noch eben durchgehen können; die Höhe, auf der Dr. Blooses Gattin hätte stehen sollen, nahm sie nicht ein. In die Feinheiten von ihres Mannes Predigten vermochte sie nicht einzudringen. Und es war ihr auch einerlei, ob die Evolutionstheorie sich mit dem Christentum oder Darwin sich mit Moses vereinigen ließe. Aber sie verstand auch nicht einmal, einen Frauenverein zu dirigieren, noch ihre Dienstboten zu halten. Dreiunddreißig Köchinnen waren in den zwanzig Jahren gekommen und gegangen, und nun besorgte sie ihre Küche selbst. Der Doktor und das Essen litten darunter, während sie wohl zu der Kirchenschließerin sagte: „Nichts geht doch über Ruhe im Hause!“ In Bezug auf ihre Erscheinung äußerte einmal jemand, sie sähe aus, als wäre sie erst kürzlich rückwärts durch eine Hecke gezogen worden; von den Freuden der Welt hatte die arme Frau Bloose wenig geschmeckt. Deshalb geriet die gute Frau außer sich vor Entzücken, als ihr Mann ihr von dem neuen Kooperator, Stephan Remarx, erzählte.

„Also der Sohn eines leibhaftigen Lords soll bei uns wohnen! Da muß ich die neuen blauen Gardinen im Schlafzimmer Seiner Herrlichkeit aufhängen, und wir müssen um achte statt um eins zu Mittag essen.“

„Nein, liebe Frau,“ sagte Dr. Bloose, „wir wollen keine derartigen Änderungen machen, weil Herr Remarx fürs Einfache sein soll und gewiß am liebsten sieht, daß wir ganz bei unseren Gewohnheiten bleiben. Nur könnten vielleicht, während er bei uns ist, Posy und Bob im Kinderzimmer essen, und wir könnten öfter ein reines Tischtuch nehmen. Ich sehe so viele Senfflecke auf diesem, und du scheinst ganz vergessen zu haben, daß Bob vor drei Wochen an dem nördlichen Ende die Saucière umgestoßen hat. Im übrigen, liebes Kind, wollen wir unsere einfache Lebensweise beibehalten, wenn wir auch den Hochedlen Herrn Remarx als Hausgenossen bekommen.“

So kam denn der „Hochedle Herr Remarx“. Er hätte wohl kaum eine Pfarrei ausfindig machen können, die weniger nach seinem Geschmack gewesen wäre als die an der Tituskirche in Haxton. Ganz erfüllt mit sozialer Begeisterung kam er von Oxford. Er hatte Nationalökonomie studiert, beherrschte die ganze sozialistische Tagesliteratur und verschlang seine „Daily Chronicle“. Das Puseyhaus hatte er besucht, die Schriften beider Booth gelesen und sich ein ganz anderes Bild von der Tätigkeit eines Pfarrers in Eastlondon zurechtgelegt, als er es in der Titusgemeinde fand. Er dachte nicht anders, als daß täglich eine wissensdurstige Menge von Atheisten, Agnostikern, Sekularisten, Materialisten und Theosophen, nach Belehrung dürstend, den Doktor umringen würde, während seine Frau an die „Proletarier“ Suppe und Brot austeilte. Er hatte gehofft, den Doktor in allen sozialen Tagesfragen zu Hause, ja in ständigem Gedankenaustausche mit den Leitern der „Union“ (der sozialen Partei in England) zu finden. Er sollte sich bitter getäuscht fühlen. Religiöse Tagesfragen allerdings behandelte Dr. Bloose, aber nur in Büchern und Broschüren, die niemand las, oder in Predigten, die niemand hörte. Nie in seinem Leben hatte er mit einem Atheisten des Eastend persönlich gesprochen. Jede erziehliche Bemühung mißbilligte er geradezu. Alle „Kostschulen“ waren in seinen Augen besondere Werkstätten des Teufels, die „Universitätsniederlassungen“ mißlungene Versuche, die pfarramtliche Tätigkeit zu verdrängen, General Booth war ein Heuchler; die Proletarier sollte man in Ruhe verhungern lassen; die Arbeiterbewegung war nichts weiter als Revolution und sollte von der Regierung unterdrückt werden.

Einige Tage nach seinem Einzuge in Haxton geriet Stephan in einen Disput mit dem Doktor.

„Sie kommen gewiß oft mit Tom Mann und Ben Tillett zusammen,“ meinte Stephan.

„Wer ist das?“ fragte Frau Bloose unschuldig.

„Liebes Kind,“ sagte der Doktor, indem er seine Frau tadelnd anblickte, „iß du nur weiter.“ Dann fuhr er, zu Stephan gewandt, fort: „Herr Remarx, die von Ihnen genannten Herrn kenne ich nicht und wünsche ich nicht zu kennen; ich würde eher einem Zuchthäusler Platz an meinem Tische gewähren als ihnen.“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte Stephan, „es sollen höchst angenehme Leute sein; und die soziale Frage läßt sich doch gewiß nicht leichter studieren, als durch möglichst genaue Information über das, was die leitenden Männer in der Arbeiterpartei denken und sagen.“

„Ich habe aber keine Sehnsucht, mich mit der Arbeiterpartei bekannt zu machen," entgegnete der Doktor, „Adam Smith, Mill und Ricardo habe ich studiert, und ich bin überzeugt, daß die von revolutionärer Seite angestellten modernen Versuche, die Löhne künstlich zu steigern und das Kapital aus dem Lande zu bringen, zu grauenvollen Zuständen führen und England schließlich ruinieren müssen."

„Aber wenn das wirklich Ihre Meinung ist, Herr Doktor," sagte Stephan, „so müßten Sie doch etwas dazu tun, dies furchtbare Unglück abzuwenden; und wäre es da nicht ein guter Anfang, erst einmal zu untersuchen, was die ‚revolutionäre Partei', wie Sie sie nennen, eigentlich im Sinne hat? Ich glaube, wenn Sie einige von diesen blutdürstigen Leuten näher kennten, würden Sie sie ganz harmlos und vernünftig finden."

„Herr Remarx," sagte der Doktor beinah strenge, „meiner Ansicht nach liegen diese Fragen ganz außerhalb der Pflichtsphäre eines Geistlichen. Ich habe andere Dinge zu tun, als mich mit ihnen zu befassen."

„Aber, Herr Doktor, nicht wahr, als Pastor an der Titusgemeinde haben Sie es vorzugsweise mit der arbeitenden Klasse zu tun, die diese Frage außerordentlich nahe angeht. Für sie handelt es sich ums tägliche Brot — vielleicht um Leben oder langsamen Tod."

Der Doktor sah seinen Kooperator mitleidig und überlegen an und sagte: „Mein lieber junger Mann, wenn Sie diese Sachen in Büchern studiert hätten wie ich, statt blindlings auf das zu hören, was unwissende Leute sagen, so würden Sie wissen, daß diese Leute ebensogut sich gegen die Uhr aufwerfen könnten und versuchen, daß die Zeit rückwärts ginge, als daß sie gegen die Gesetze der Nationalökonomie zu Felde ziehen. Wenn sie verhungern müssen, so werden sie auch verhungern."

„Und meinen Sie wirklich," fragte Stephan, „daß die weitere Durchführung unseres jetzigen industriellen Systems viele Armen dem Hungertode entgegen führt?"

„Das könnte wohl so kommen," sagte der Doktor, während er sich behäbig seinen Teller zum zweitenmal mit Braten füllte.

„Und als ein Prediger Christi, der Mitleid hatte mit einem hungernden Volke, halten Sie es für außer Ihrer Pflichtsphäre liegend, sich mit den Maßregeln zu befassen, die zur Abwehr dieser entsetzlichen Katastrophe geplant werden?"

Der Pfarrer räusperte sich, und seine Frau, die alle drei Jahre einmal Takt bewies, fing an, vom Wetter zu sprechen. Aber die gute

Dame verfügte über keine bedeutende Unterhaltungsgabe, selbst nicht wenn sie ihr Lieblingsthema vorhatte, und schließlich schwieg sie.

Und Stephan setzte ruhig die Unterhaltung fort. „Mich dünkt," begann er, „daß wir, Priester und Diakone —"

„Priester!" unterbrach ihn Frau Bloose entsetzt. „Meint der ehrwürdige Herr Remarx dich damit, lieber Mann? Du hast mir doch oft gesagt, David, daß es in der protestantischen Kirche keine Priester gibt."

„Ganz recht, Liebste," bestätigte der Doktor und griff erleichtert das neue Thema auf. „Herr Remarx ist ohne Zweifel in den Irrtum gefallen, dem man bei jüngeren Theologen so häufig begegnet: als ob das Wort Priester in unserm Allgemeinen Gebetbuche eine Übersetzung des lateinischen sacerdos wäre. Ich, der ich die Sache gründlich studiert habe, weiß natürlich, daß es eine Übersetzung des Wortes presbyter ist, was etwas ganz anderes bedeutet: der Unterschied ist wirklich *sehr* groß."

„Und doch ändert er nichts an dem, was ich sagen wollte," erwiderte unbeirrt der jüngere Geistliche. „Setzen wir also Presbyter, wenn Ihnen das lieber ist. Ich wollte also sagen, daß wir Presbyter und Diakone meiner Meinung nach diese sozialen Fragen gründlich studieren sollten, nicht nur aus Büchern, sondern auch durch persönliche Berührung mit den Armen selbst (der Doktor schüttelte sich unwillkürlich); dann würden wir ihnen wirksamer helfen können."

„Unser Amt", sagte der Doktor, „ist einzig und allein, das Evangelium zu predigen, und da darf ich zu meiner Genugtuung sagen, daß ich das zwanzig Jahre an diesem Orte getan habe."

„Aber," warf der unerschütterliche Stephan ein, „was heißt Evangelium? Frohe Botschaft, nicht wahr? Und müßte nicht wirklich *das* auch eine frohe Botschaft für diese Leute sein, daß es einen Weg aus ihrem Elend gebe?"

„Es ist doch nicht Ihr Ernst," sagte Dr. Bloose, „daß wir auf die Kanzel steigen und Sozialreform predigen sollen? *Das* verstehen Sie doch nicht unter Evangelium predigen."

„Wenn auch nicht gerade das," sagte Stephan, „aber ich glaube, es würde mehr im Geiste des Evangeliums unseres Herrn sein, wenn wir von der Kanzel herab den Leuten sagten, daß, wenn sie genügende Nahrung, anständige Kleidung, gesunde Wohnung und die Möglichkeit, sich empor zu arbeiten, erstreben, sie nur zu *haben* wünschen, was ihr himmlischer Vater ihnen zu *geben* wünscht; und daß, soweit

ihnen dies fehlt, die Selbstsucht der Menschen Schuld daran ist, die nicht wollen, daß Gottes Wille auf Erden geschehe, wie es im Himmel geschieht."

„So meinen Sie also," fragte der Doktor einigermaßen aus der Fassung gebracht, wenn auch nicht im geringsten überzeugt, „daß Sie den Leuten Unzufriedenheit predigen wollen?"

„Ich glaube," antwortete Stephan, „daß es eine göttliche Unzufriedenheit gibt, die zu predigen bisweilen unsere Pflicht sein mag. Ich gestehe allerdings, daß ich sie lieber im Westend als im Eastend predigen möchte. Ich möchte die Reichen unzufrieden machen. Möge Gott mir Gelegenheit und Mut hiezu geben, ehe ich sterbe."

„Junger Mann, Sie haben wunderliche Ideen," sagte der Pfarrer, indem er bedächtig mit dem Käsemesser auf seinem Teller trommelte; „wirklich sehr wunderliche Ideen. Woher haben Sie die?"

„Ich habe die Propheten und das Evangelium gelesen," antwortete Stephan, während er sinnend auf die Menschenmenge draußen blickte, „und ich habe gedacht — weiter nichts."

## 3. Ein Vortrag.

Wir dürfen nicht glauben, daß der alte und der junge Pfarrer immer miteinander disputierten, oder daß sie gar in ernstlicher Fehde gelebt hätten. Des Doktors Grundsatz war: Leben und leben lassen. Er ging seinen Weg und ließ Stephan den seinen gehen. Nur sonntags kam es wohl vor, daß er Ausstellungen an der Predigt seines jungen Gehilfen zu machen hatte. So z. B. hatte Stephan einmal die alten Almosenempfänger dadurch außer sich gebracht, daß er zu ihnen sagte: „Wenn ihr zur Kirche kommt eurer Almosen wegen, so ist dies eine Beleidigung des heiligen Gottes und wohl ein gewisserer Weg ins höllische Feuer, als manchen Mannes ehrlicher Unglaube." Ein andermal hatte er die Kirchenvorsteher durch folgende Worte beleidigt: „Der behäbige Pharisäer, der in schwarzem Tuch und gelben Glacés durch die Kirche stolziert und die Kinder ohrfeigt, während er singt: ‚Fels des Heils', ist mißfälliger in Gottes Augen als die arme Straßendirne."

In der Regel jedoch war Stephan sich selbst überlassen, nach Gefallen zu denken und zu lesen und zu wachen und zu warten. Nach einem Monate hatte er mehr Entdeckungen in der St. Titusgemeinde gemacht als der Doktor in zwanzig Jahren. Zuvörderst fand er her-

aus, daß der Sekularismus in ihr streitend tätig war. Während der Pfarrer im schwarzen Talar seine dreißig Zuhörer in der Kirche mit den „Wundern der Schöpfung" einschläferte, unterhielt fünfzig Schritt weiter auf der Straße Mark Smasham eine Menge von 400 Menschen über „die Widersprüche in der Genesis", oder „die Märchen des Moses"; und während die Bibelstundenhalterin sich schmeichelte, daß ihre Dienstagabendschule mit vierzehn Mitgliedern die weibliche Jugend Hartons auf den Pfad des Guten führte, gründete „Frau Lucie Grafton, die friedliche Anarchistin", einen „Bürgerinnenverein", der nach vierzehn Tagen 250 Mitglieder zählte. Während die Frau des Kirchendieners in dem unbenutzten Kohlenkeller der Kirche ein Lesezimmer für Arbeiter einrichtete, in das ihr Mann mit drei seiner Kumpanen sich zum Whistspiel zu flüchten pflegte, wenn sie keine Lust hatten, in den „Royal Standard" zu gehen, eröffneten die „Hartoner Fortschrittler" einen Klub, in dem an jedem Abend der Woche mehrere Hunderte aus des Doktors Herde es sich wohl sein ließen. Über diesen Zuständen wäre wohl jedem der Mut entfallen, der weniger Christ war als Stephan Remarx. Seine geliebte Englische Kirche so an die zweite Stelle gerückt zu sehen, war allerdings niederdrückend; aber er behielt den Kopf oben und begann mannhaft für seinen Herrn zu streiten. Ein Gedanke vor allem hielt ihn hoch. Aus persönlicher Erfahrung wußte er, daß eine Gemeinde wie St. Titus eine Ausnahme von der Regel wäre. Er wußte, daß in anderen Teilen Ostlondons treue Glieder der Kirche das Werk der Sozialreform auf ihre Fahne geschrieben hatten. Mit den Arbeitern der verschiedenen Universitätsniederlassungen und -missionen war er persönlich befreundet. Er kannte ihre Arbeit, und er wußte auch um die stille, von Gott gesegnete Arbeit manches Geistlichen. Überdies wußte er, daß er für das Rechte kämpfte. Mit unüberwindlicher Überzeugung glaubte er, daß seine armen Männer und Frauen nichts ersehnten, als was er ihnen zu geben hätte; daß sie trotz ihrer jetzigen Gleichgültigkeit eines Tages das Bedürfnis fühlen würden nach der Kraft eines lebendigen und starken Heilands und nach der Herrschaft eines die Freiheit liebenden Königs. Dabei hatte er eine besondere Arbeitsmethode. Er nahm sein „Gebetbuch" zur Hand und suchte sich den Begriff „Englische Kirche" festzustellen. Folgende Erwägungen pflegte er dann zu machen: Die Kirche scheint mir gar nicht so exklusiv zu sein, wie ich es früher geglaubt habe; sie heißt mich allen, Männern, Weibern und Kindern, sagen, daß, wofern sie getauft sind, sie Christo angehören; sie scheint

sich selbst als eine große, fast das ganze Volk umschließende Vereinigung anzusehen, die durch das feste Gelübde verbunden ist, für Christum und das Recht zu kämpfen. Wenn ich mich nun in dieser Gemeinde umsehe, so finde ich nur wenige, bei denen es den Anschein hat, als ob sie dies zu tun versuchten. Ja, nur einer oder zwei von denen, die zur Kirche kommen, scheinen diesen Weg eingeschlagen zu haben. Wenn ich mich nun andererseits draußen unter den „Fortschrittlern" oder selbst unter den „Sekularisten" umsehe, so finde ich eine Menge Leute, die nach etwas streben, das der Wahrheit weit näher kommt. Sie sagen, daß sie die Welt verbessern möchten; daß sie Gerechtigkeit für alle verlangen; daß sie Selbstsucht hassen und Selbsthingabe verehren. Und das ist nicht leere Rede. Sie wollen wirklich, daß jedem die Möglichkeit gegeben wird, seine Anlagen zu entwickeln, zu denken, zu lesen, die Freude der Erholung, eines behaglichen Heims kennen zu lernen; sie sagen, sie bewunderten Christum und wünschten alle, ihm ähnlich zu sehen. Genau so sprach wenigstens der Mann, der neulich abends im Klub seinen Vortrag hielt. Und durch den allgemeinen Beifall bekannten sich alle zu ihm. Als sie dann mich, den Pastor, sahen, fingen sie an zu lachen. Warum? Nicht etwa, weil ich Christo ähnlich gesehen hätte. Wenn sie das gefunden hätten, würden sie applaudiert haben. Nein, sie lachten, weil sie fanden, daß ich ihm *nicht* ähnlich sähe. Es war mir, als ob ich sie sagen hörte: „Sieh, da ist der Pfarrer; schade, daß er seinem Meister nicht ähnlich sieht."

Ich weiß nun, wie ich es versuchen will. Ich muß mir einen Platz im sozialen Leben dieses Orts erobern. Ich muß Mitglied dieser Vereine werden, muß unter ihnen aus und ein gehen. Ich muß sie zu dem Glauben zu führen suchen, daß *sie* die Kirche sind. Ich muß ihnen zeigen, daß, soweit es sich um ihre *Ideale* handelt, an diesen nichts auszusetzen ist, da es die Ideale Christi sind.

Dann müssen sie ihn aber auch besser kennen lernen. Aber wie können sie ihn kennen lernen, wenn nicht ich, sein Diener, ihnen zeige, was er ist? Zu was anderem bin ich denn da, als die Menschen zu Christo zu führen?

Drei Jahre verlebte Stephan in Harton, und es gelang ihm in der Tat, „sich einen Platz im sozialen Leben des Ortes zu erobern". Er war eine durchaus populäre Persönlichkeit. Die alte Kirche war voll, wenn es hieß, daß der Kooperator predige, und allmählich räumte der Doktor ihm das Feld ganz ein. Ein netter Arzt entdeckte, daß „drei Wochen in Brighton" hin und wieder nötig seien, um das Leben

des Pfarrers zu erhalten. Jedenfalls waren sie dem Leben in der Gemeinde ersprießlich; denn nun hieß es immer: „Herr Remarx predigt"; und das bedeutete eine volle Kirche und aufmerksame Zuhörer. Sonntagnachmittags ging er dann noch auf die Straße und predigte, wenn Mark Smasham zu Ende war. Es galt bald als ausgemacht, daß Marks Versammlungen nicht mehr so besucht waren wie ehedem. „Wir hören Herrn Remarx gern," sagten die Leute wohl, „man nimmt da immer etwas mit nach Hause." Oft auch bestieg der junge Pastor das Katheder im Fortschrittlerklub; aber nie sprach er über eine soziale Frage, ohne auf Christum zurück zu führen. So merkten seine Zuhörer denn bald heraus, wie seine Vorträge sich wesentlich unterschieden von allem, was sie gewohnt waren; immer bekamen sie den Eindruck, daß wenigstens *seiner* Meinung nach den Massen mehr fehlte als Verbesserung ihrer materiellen Lage.

So tief ging der Einfluß, den Stephan auf das Denken und Leben im Orte übte, daß die Sekularisten ernstlich Schritte tun mußten, um ihm entgegenzuwirken. So mußte denn einer ihrer Parteiführer im „Bürgerinnenverein" reden, der „zu diesem Zwecke allein" für alle Reformen beider Geschlechter geöffnet war. Da dieser Vortrag großen Eindruck auf Stephan machte, vielleicht mehr als auf alle anderen Zuhörer zusammen, so mag hier ein Auszug daraus folgen.

Als Thema war angekündigt worden: „Warum können wir keine Christen werden?" Der Redner zeichnete in kräftigen Zügen Zweck und Ziel aller Sozialreformer. „Eine soziale Frage *ist* da," sagte er; „niemand als ein Tor kann seine Augen gegen das, was um ihn her vorgeht, gänzlich verschließen. Tatsachen, gräßliche Tatsachen starren uns nackt entgegen. Da ist die entsetzliche Tatsache, daß sich einige wenige Menschen im Reichtum wälzen, nicht wissen, was sie damit anfangen sollen — dicht an dicht mit Hunderten und Tausenden von solchen, die so arm sind, daß an ein menschenwürdiges Dasein für sie nicht zu denken ist. Ich denke jetzt nicht nur an den Teil des Gemeinwesens, den man Proletariat nennt, sondern an die große Zahl von ehrenhaften, tüchtigen Männern und Frauen, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden. In diesem unserm Ostend sind wir von Leuten umgeben, die aus Mangel an Nahrung langsam dahinsterben; denen die nötigsten Dinge fehlen; deren Leben ein ständiges Jagen nach Arbeit ist, die sie nur selten finden; die gar nicht mehr an Vergnügen, Studium oder irgend eine andere Form menschlicher Freude denken. Ich meine alle die, Männer und Frauen, junge Burschen und

Mädchen, die, wenn sie nur Arbeit finden, sie in solcher Form annehmen, daß sie sich kaum von Sklaven unterscheiden. Meine Damen und Herren," fuhr der Redner fort, „nur der leichtlebige Stutzer, dessen Schneiderrechnungen stets vom Herrn Vater beglichen werden, falls er einmal mit seinem Taschengelde nicht reicht; oder der populäre Advokat, dem es nie an Prozessen fehlt; oder der elegante Arzt, dessen Patienten Legion, und dessen Taxe zwei Guineen (40 Mk.) beträgt; oder der Geldfürst und mehrfache Millionär — nur diese werden sich unterstehen, die Augen zu schließen und zu behaupten: ‚Es gibt keine soziale Frage.' Ich brauche keine Zeit zu verlieren, ihr Dasein zu beweisen. Selbst die Pastoren glauben daran. (Hier zwinkerte er mit den Augen, und die Zuhörer lachten.)

„Es handelt sich also nur noch um die Frage: ‚Gibt es kein Heilmittel?' Nun, ich gehöre nicht zu den Extremen und Optimisten und verlange nicht, daß in *einem* Tage alles besser werde; aber ich meine durchaus, daß wir die Umrisse dessen, was geschehen muß, zeichnen müssen, damit unsere Kindeskinder einst bessere Tage sehen.

„Wir glauben, daß das Parlament viel für uns tun kann. Einige unserer Gesetze bedürfen der Abänderung. Wir müssen mehr Gesetze zum Wohle der Arbeiter haben. Zu lange haben der Kapitalist und der Gutsherr alles nach *ihrem* Wunsche gehabt. Ja, die Demokratie wird selbst für sich sorgen. Die Erziehung wird uns lehren, worauf wir ein Recht haben; die Wissenschaft uns zeigen, was wir sind und was wir sein sollen. Und wir wollen uns in unseren sozialen Bemühungen von allen helfen lassen, die fürs allgemeine Beste mitwirken wollen. Das führt mich nun zu meinem Thema: ‚Warum können wir keine Christen werden?'

„Es ist uns wohl bekannt, daß seit kurzem unter uns von einem Prediger der anerkannten Kirche der Versuch gemacht wird, die Leute davon zu überzeugen, daß das Christentum das wahre Heilmittel für all unser soziales Elend sei. Da beeile ich mich zu sagen, daß ich diesen verehrten Herrn, soweit er uns bei der Lösung unseres sozialen Problems behilflich sein will, als Bruder herzlich willkommen heiße; aber in Bezug auf sein Heilmittel muß ich sagen, daß ich nicht daran glaube.

„Ich habe Sie heute hierher eingeladen, um Ihnen die Gründe darzulegen, weshalb ich nicht an das Christentum glaube als an ein Reformmittel bei der jetzigen Komplikation. Verstehen Sie mich recht: ich habe durchaus nicht im Sinne, heute abend die Tatsache zu be-

streiten, daß das Christentum einen gewissen Einfluß auf die Welt gehabt hat — wenn ich Ihnen auch jederzeit würde beweisen können, daß die Zivilisation mehr zuwege gebracht hat. Ich leugne nicht, daß es einst einen merkwürdigen Mann, namens Christus, gegeben hat, der einige neue Dinge sagte, um die sich jetzt niemand kümmert. Aber ich glaube nicht, daß wir der Lösung der sozialen Frage auch nur um ein Haar breit näher rücken würden, wenn wir Christen würden. Meine Gründe sind diese: Erstens sind wir in der schwierigen Lage, daß wir nicht einmal genau wissen, was das Christentum ist. Soll das Christentum Christi die Welt verbessern, oder sollen wir das Christentum des Mittelalters dazu benutzen? Oder das Christentum des Herrn Spurgeon? Oder das des Herrn Moody? Oder das des Dr. Pusey? Oder das des Dr. Bloose? Oder hat jener neue Lehrer, der seit kurzem in unserer Mitte lebt, eine neue Form des Christentums entdeckt, die er allein kennt? Gesetzt, wir alle folgten ihm und würden Christen nach seinem Evangelium — wer steht uns dafür, daß uns nicht der Bischof von London auf den Hals kommt und sagt: ‚Das ist gar kein Christentum, ihr habt euch etwas ganz Verkehrtes angeeignet?‘

„Aber wenn nun auch das Christentum, das uns jetzt angeboten wird, das reine Christentum Christi wäre, so komme ich unserm Freunde sofort mit der Bitte, uns zu zeigen, wie es geübt wird. Vergeblich sehe ich mich nach einem Christo ähnlichen Christen um. Wir Ostlondoner gelten nun einmal für unchristlich; ich will also nicht erwarten, hier zu finden, was ich suche. Aber ich will mir einmal die Kirchen im Westend und die Universitäten ansehen, die etwas zu besitzen meinen, das sie so freundlich sind, uns auch schicken zu wollen. Warum sonst sollten sie mit großen Kosten ihre Missionen und Niederlassungen gründen? Aber wo ist die Einfachheit und Armut, wo der Haß gegen Betrug und Heuchelei, wo die Liebe zu dem Elenden, die man doch finden müßte bei den Nachfolgern des Zimmermannes von Nazareth?

„Ich fordere unsern Freund auf, mir aus den vornehmen Gemeinden des Westens oder aus den Universitätskreisen von Oxford und Cambridge (woher seine Missionen kommen) einen Mann oder eine Frau, sage: einen einzigen Mann oder eine einzige Frau zu zeigen, die im ganzen so leben, wie Christus gelebt hat, oder die wenigstens versuchen, das eine oder das andere von den Geboten ihres Meisters, die ich auf Wunsch herzählen werde, in die Tat umzusetzen. Wo z. B. ist der Mann, der Hab und Gut dem Christentume geopfert hätte? Wo ist der Mann, der Vater und Mutter und Haus und Hof ver-

lassen hätte um dessentwillen, was Christus das Reich Gottes nennt? Nein, Freunde, wir können keine Christen sein!

„Aber vielleicht wird mein Gegner einwerfen, was ich in der Tat neulich einen Bischof sagen hörte: ‚Du hast kein Recht, das Christentum nach den Mängeln der Christen zu beurteilen. Zeige mir Mängel am Christentum selbst.‘

„Gut, auch das zu zeigen bin ich bereit. Zuerst, Freunde, lassen Sie uns ins Auge fassen, was eigentlich das Christentum meint vollbringen zu können. Jene Christlich-Sozialen prophezeien uns, daß unsere sozialreformatorischen Pläne scheitern werden, weil wir nicht die moralische Reformation ins Auge fassen, die jeder Änderung der Umstände vorhergehen muß. Mit einem Worte: wir sollen warten, bis ein Mensch fromm wird, ehe wir seine Verhältnisse bessern. Ich persönlich bin nun der Meinung, daß es besser wäre, die Sache umzukehren. Geben wir jemand ein ordentliches Heim, Zeit zur Erholung und einen angemessenen Lohn: vielleicht wird er dann fromm werden. Wir wollen jedoch den Grundsatz der Christen näher prüfeu. Sie sagen tatsächlich: Überlaßt uns erst einmal die Leute, damit wir sie fromm machen; wenn sie nicht fromm sind, so helfen all eure sozialen Reformen doch nichts. Nun muß ich sagen: ehe wir die Leute der Obhut der zärtlichen Mutter Kirche übergeben, möchte ich doch mich umsehen nach einer Garantie dafür, daß sie voraussichtlich ihr Versprechen halten wird. Da sehe ich dann in die geschichtliche Vergangenheit, und ich finde nicht, daß die Welt am besten gefahren ist zu der Zeit, da sie unter dem Szepter der Kirche stand. Und sehe ich in die Tagesgeschichte, wo find' ich da irgend etwas von Reformen, die wir der Kirche verdanken? Nirgends. Wie oft dagegen hat die Kirche sie bekämpft! Was für Reformen haben die Herren Bischöfe je vorgeschlagen? Ich könnte hinzufügen: Welche haben sie nicht bekämpft? Ich gebe zu, daß einzelne Christen, wie Lord Shaftesbury, ein gut Teil sozialer Arbeit geleistet haben; aber Shaftesbury war nicht die Kirche.

„Kurzum, Freunde, das Christentum hat die Gelegenheit verpaßt. Wir haben es eine Zeit lang frei schalten lassen; aber es hat nichts zuwege gebracht. Dank ihm, sind einige von uns knapp mit heiler Haut davongekommen. Ist es uns nun zu verdenken, daß wir jetzt rechtsumkehrt machen und sagen: Punktum, Freunde, ihr habt die Gelegenheit gehabt, und ihr habt gezeigt, daß euer System ein trügerisches Blendwerk ist. Von nun an halten wir uns andere Helfer: den Staat, die Stimme des Volkes, die Entdeckungen der Wissenschaft.

Das sind unsere Leitsterne. Wir brauchen euch nicht! Lassen Sie sich nicht fangen, meine Damen und Herren, durch die hohlen Phrasen jener sogenannten Christlich-Sozialen, die von Christo reden, dem armen Arbeiter, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, während sie, die seine Jünger sein wollen, noch nie anders als in einem weichen Bette geschlafen haben. Sie mögen einmal leben, wie er gelebt hat; vielleicht hören wir dann auf sie. Aber selbst dann muß das Christentum, das sie für uns wollen, etwas ganz anderes sein, als das Christentum der Vergangenheit — wenn es das Problem lösen soll."

„Er hat sehr recht und sehr unrecht," dachte Stephan, als er nach Hause ging. „Wie wäre es, wenn schließlich unsere Missionen die Sache am verkehrten Orte anfaßten? Sollten wir nach dem Westende gehen? Aber will nicht unser Herr, daß wir den Armen predigen? Wie können wir ihn aber predigen, wenn wir ihn nicht besser kennen? Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht beide in die Grube fallen?"

## 4. Auf, nach dem Westen!

Der Marquis von St. Alphegius besaß keine persönlichen Reize. Er war häßlich, mürrisch und mit einem losen Mundwerke begabt. Dazu war er ein Tory von der alten Schule und bekam einen Schlaganfall, als er hörte, daß eine konservative Regierung dem Volke freie Schulbildung gewährt hatte. Er erholte sich wieder, aber von da ab las er keine Zeitung mehr und ging nicht wieder ins Herrenhaus. Seine Sprache war immer unparlamentarisch gewesen; nun wurde es sein ganzes Leben. Unter uns gesagt: die Nation hatte wohl wenig verloren, als dieser erbliche Gesetzesmacher aufhörte, die roten Lederkissen im Oberhause zu drücken. Seine Herrlichkeit hatte übrigens noch anderen Besitz, als da sind: eine hübsche Frau, die dreißig Jahre jünger war als er selbst, und ein prächtiges Haus am Chelseasquare in London. Die Marquise nahm eine leitende Stellung in ihrem Kreise ein. Aber dieser Kreis war eng. Sie hatte eine Schar von Auserwählten, und nur diesen öffneten sich die Tore ihres Hauses.

Es war eine interessante Gesellschaft: man sah dort einen weitkirchlichen Dechanten, einen hochkirchlichen Kanonikus, den Sekretär eines strengkirchlichen Waisenhauses und den Direktor des Großen Theaters; und von Damen die Leiterin der weiblichen Missionsniederlassung in Wapping, die Sekretärin des Frauenbundes, die Herzogin

von Lundy und Dr. Franziska Dean. Außer diesen Sternen erster Größe gab es auch Sterne zweiter Größe. Meistens waren das Herren und Damen mit Steckenpferden. Ein Steckenpferd gehörte für Ihre Herrlichkeit nun einmal dazu. Sie konnte stundenlang nachmittags auf dem Sofa zubringen und den neuesten Ideen des neuesten Steckenpferdreiters lauschen, und zwischendurch bemerkte sie dann: „Nein, wie interessant! Ich muß Sie mit dem Dechanten bekannt machen; der wird von Ihrer Idee ganz hingerissen sein!"

Mit Unrecht, wenn es sich auch entschuldigen ließ, rechnete die Marquise ihren Neffen unter dies ihr merkwürdiges Heer von Originalitäten. „Meinen Neffen Stephan Remarx müßten Sie kennen! Ganz außergewöhnlich klug ist der und hat solch originelle Ideen, wenn ich auch gestehen muß, daß er ganz polizeiwidrige Beinkleider trägt. Ich wollte, er ginge zu Alfys Schneider in der Conduitstraße."

Trotz seines Anzugs liebte die Marquise ihren Neffen aufrichtig mit all der Liebe, über die eine oberflächliche Natur verfügt. Mit dem Instinkt, den ihre Stellung in der Gesellschaft ihr anerzogen hatte, sah sie, daß er wahrscheinlich Furore machen würde, wenn sie ihn mit Vorsicht in ihren Kreis einführte. Die Gelegenheit hiezu bot sich, als die bedeutende Pfarre von St. Markus und den Heiligen Engeln durch den Tod des Dr. Oldskin vakant wurde. Die Besetzung war in den Händen des Marquis von St. Alphegius, da der Gemeindebezirk fast gleichbedeutend mit seinem Besitze in Chelsea war.

„Liebster Alfy," sagte die Marquise beim Frühstück zu ihrem Gemahl, „darf ich mal etwas sagen, wenn du mit deinem Schinken fertig bist?"

„Nur zu," sagte der ehrwürdige Pair.

„Hast du schon jemand für die Markuskirche im Auge, Alfy?"

Ihre Herrlichkeit wußte ihn zu nehmen. Sie machte es immer so, daß er denken mußte, *er* führe das Regiment, nicht sie.

„Ja," sagte der Marquis und legte die Hand auf einen Haufen Briefe. „Ich habe bereits 220 Bewerbungen für die Stelle; jeder meint, sie unbedingt nötig zu haben. *Ein* Bursche zeichnet sich vor den anderen durch Offenheit aus. Er schreibt, er könnte seine Rechnungen nicht bezahlen, seine Frau wäre für Lebenszeit gelähmt, und sein ältester Junge hätte Schulden gemacht; so sollte ich ihm aus seinen Nöten helfen und ihm die Markuspfarre geben. Auf Ehre, ich hätte wohl Lust, es zu tun, wenn auch nur, weil er aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Einer ist noch da, der mir gefällt. Er schreibt,

er ginge durch Dick und Dünn mit den Tories, und meint, der Primelbund*) wäre viel zu demokratisch, und er hätte nachgewiesen, daß das Babylon der Offenbarung eine Weissagung auf den Londoner Grafschaftsrat sei." — Der Marquis hielt inne, um ein Stück Brot mit Leberpastete zu verschlingen, und die Marquise fing nun an, ihre Karten zu mischen.

„Hast du in Verbindung mit der Stelle noch gar nicht an Stephan gedacht?"

„Kann ich nicht behaupten," sagte Se. Herrlichkeit. „Aber er hat ja auch sein Schäfchen im Trocknen, da brauche ich mich nicht weiter um ihn zu scheren."

Dann spielte Ihre Herrlichkeit ihre Trümpfe aus. Sie setzte auseinander, wie die Ehre der Familie es verlange, daß Stephan „Rektor" würde; daß ein „Hochgeborener" unmöglich Pastor im Armenviertel sein könne; daß niemand wüßte, inwieweit das Gerücht recht hätte, daß er hochkirchlich gesinnt sei; daß kein wirklicher Beweis dafür vorläge, daß er ein Radikaler oder Sozialist sei. Diese letzten Worte blieben der Marquise fast im Halse stecken. Denn erst vor drei Tagen hatte Stephan ihr tatsächlich geraten, die „Fabian Essays" zu lesen, und ihr beschrieben, wie er in einer Fortschrittlerversammlung in Clerkenwell geredet habe.

„Meinetwegen," sagte der Marquis mit einer Gleichgültigkeit, die kaum zu dem heiligen Amte paßte, einen geistlichen Vater für zwölftausend Seelen zu wählen, „meinetwegen; mir ist's egal, wer das Geld kriegt; mir sind alle Pfaffen gleich zuwider." Was er weiter sagte, war so häßlich, daß wir es lieber nicht wiederholen wollen.

„Ich darf also an Stephan schreiben?" fragte die Marquise.

„Alles, was dir dein Scharfsinn eingibt." Diese eleganten Worte entschieden über die geistliche Versorgung seiner zwölftausend Gemeindeglieder, und triumphierend zog die Marquise sich in ihr Boudoir zurück, um folgenden Brief zu schreiben, der charakteristisch ist, hinsichtlich des Inhalts wie des Stils:

„Mein lieber, guter Steffen!

Ich schreibe Dir heute mit großem Vergnügen, um Dir zu sagen, daß der alte Marquis Dir die Pfarre zu St. Markus anbietet. Natürlich nimmst Du sie. Sie ist viel besser als deine jetzige. Sie bringt

*) Der Primelbund (Primroseleague) ist ein von Lord Churchill 1884 gestifteter konservativer Bund, der zu Ehren Lord Beaconsfields die Primel als Abzeichen trägt.

800 £ jährlich, und das Haus ist gut. Oldskins Sachen sind natürlich schlecht — er hatte einen fürchterlichen Geschmack —; aber Maples wird schon alles fein machen. Ich würde in Deiner Stelle eine himmelblaue Tapete in den Salon nehmen und auf der Treppe neues Linoleum legen lassen. Du mußt vier Hilfsgeistliche haben. Ich denke mir, der Bischof hat einen Fonds, aus dem sie bezahlt werden. Die müssen dann die kleinen Plackereien übernehmen. Die Sonntagspredigt mußt Du Dir natürlich reservieren. Nein, wie köstlich, wenn Du alles im Sturm eroberst! Ich würde in Deiner Stelle einen kurzen Gottesdienst ½12 halten — erst etwas Liturgie und dann eine pikante Predigt mit allen möglichen guten Ratschlägen für unsere schwachen Seiten. So was mag die liebe Herzogin v. Lundy so gern, weißt Du, und ich auch; und um ¼ nach 12 könnten wir in den Park gehen und Punkt 2 unsere Frühstücksgesellschaft anfangen, was ich so wichtig finde. Nun will ich nichts mehr schreiben, um Dich nicht zu langweilen. Du sagst also bestimmt Ja! Wenn Du noch vorher kommen willst — auf morgen ½5 habe ich Chevalier la Trobe zum Tee eingeladen. Der hat eine neue Idee über einen psychologischen Kongreß. Also komme, und wir wollen alles besprechen. Ich glaube, nach den Gräbern muß auch gesehen werden.

Deine Dich liebende

Tante Alf.

P. S. Ich glaube, die Kirchstühle bringen auch noch 200 £ auf; aber ich weiß es nicht sicher."

So kam es, daß Stephan „Rektor" an St. Markus wurde.

## 5. Der Dockarbeiter.

Es war am „Singsangabend" im „Tee—to—Tum" in Wapping. Ein „Tee—to—Tum" ist, kurz gesagt, ein Arbeiterklub ohne Alkohol, ein Restaurant ohne schlechten Kaffee oder ein Teeladen ohne Teestaub. Du kannst gewiß darauf rechnen, daß du auf deine Kosten kommst, wenn du in einen Tee—to—Tum gehst. An jenem Abend freilich war die Musik nicht gerade erster Güte. Die Künstler allerdings waren allererster Sorte — Grafen und Herzoginnen fehlten nicht —; aber sie hatten ein etwas schnurriges Programm ausgebrütet. Die Harfenlieder waren nicht gerade schlecht, fein aber auch nicht, und der von Lady Blanka Bonzer getanzte Ländler wirkte, gelinde gesagt, etwas eigentümlich, während die komischen Lieder, die Se. Hochwohlgeboren Herr

Arthur Jones sich zu lesen herabließ, merkwürdigerweise dieselben waren, die „der unnachahmliche Gottfried Crump“ gestern abend im „Paragon“ gesungen hatte. (Die Jungen im Hintergrunde behaupteten das wenigstens.) Wenn du nun in jener Nacht um 12 Uhr in den Wellingtonklub gegangen wärest und die hier bei Champagner und Austern versammelten Damen und Herren gefragt hättest, wie sie den ersten Teil des Abends verbracht hätten, so würden sie dir zweifellos geantwortet haben, sie hätten „die Massen gehoben“! Sancta simplicitas! Ja, sie meinten es wirklich gut.

„Es ist so gut für die ungebildeten Leute, mit unsereinem in Berührung zu kommen,“ hatte die Herzogin von Lundy kürzlich zu Lady Blanka gesagt; „versuchen Sie es doch einmal, ein Konzert für sie in Wapping zu arrangieren. Sie können es so leicht, wenn das Pferderennen in Ascott vorüber ist. Nur ziehen Sie ein altes Kleid an, Liebste; Sie möchten etwas auffangen.“ So war denn das Konzert zustande gekommen. Und es hatte ein wichtiges Resultat. Es brachte zwei Männer einander nahe, die sich bisher nur oberflächlich gekannt hatten: Paul Durnford und Johann Oxenham. Sie saßen mit im Konzertsaal und ließen sich „heben“, wie die Damen den Prozeß zu nennen beliebten.

Paul Durnford war einer von Stephans Studiengenossen in Oxford. Sein Vater war Tischler in Dorsetshire, und Paul hatte sich durch saure Arbeit seinen Weg bahnen müssen. Er hatte zahlreiche Stipendien genommen und genug verdient, um in Oxford bleiben zu können, bis er die Prüfung in neuerer Geschichte mit I bestand. Zur Zeit des Konzerts in Wapping weilte er in Eastlondon in einer der Universitätsansiedelungen, um „das Volk“ kennen zu lernen. Er hatte das Glück gehabt, zum Oberbibliothekar an einer öffentlichen Bibliothek ernannt zu werden, die damals gerade im Ostende gebaut wurde, und er befand sich in der angenehmen Lage, eine Menge nützlicher Arbeit und ein hinreichendes Einkommen in Aussicht zu haben.

Sein Nachbar im Konzertsaale war ein Dockarbeiter. Johann Oxenham war einer von den Anführern im großen Dockstrike und stand in dem Rufe, sehr „fortgeschritten“ zu sein. Ganz zufällig war er heute in das „Tee—to—Tum“ gekommen und hatte neben Paul Platz genommen.

„Dieser Klimbim wird die soziale Frage nicht lösen, nicht wahr?“ sagte Oxenham ohne Umschweif zu seinem Nachbar. Sie hatten einmal während des Strikes einander getroffen, als Paul Krämermarken unter die Frauen der Dockarbeiter verteilte.

„Ich glaube es auch nicht,“ sagte Paul, als Lady Blanka bei dem letzten Verse von „Tarara—bum—di—ai“ angekommen war.

„Wie dumm doch die Menschen sind, die an diese Aristokraten glauben,“ sagte Oxenham; „es ist nichts als Chloroform, Chloroform ist es.“

„Chloroform? Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Durnford.

„Das will ich sagen: diese Clique ist in Todesangst vor uns Arbeitern. Diese Lady Blanka da und diese Isabel, ihre Mutter, die Herzogin, sind Damen vom Primelbunde. Nun meinen sie, für die Konzerte und Teeabende, die sie uns veranstalten, sollen wir uns still verhalten, wenn sie ihre Festlichkeiten im Westende geben. Es ist Chloroform, das uns im Schlafe erhalten soll — weiter nichts. — Aber es ist zu spät,“ fuhr der Strikeführer fort, während er halb aufsprang, und seine Augen glühten, als wollte er das Podium stürmen; „es ist zu spät. Wenn sie wollten, daß es hülfe, hätten sie es längst versuchen sollen — vor der Schulgeschichte, und ehe wir das Stimmrecht bekamen. Ihre Suppenzettel haben wir nicht nötig. Ich hasse diese Missionare und Stationen aus dem Westende. Missionsstationen! In dem Worte liegt ja, daß wir Wilde sind.“

„Auf dem Wege nach Kent, da floß sein Blut,“ schmetterte eben Lady Blanka hervor, indem sie ihre hochadligen Lippen bezaubernd kräuselte, und nahm dann unter stürmischem Applaus ihren Platz wieder ein.

„Ich halte es nicht länger hier aus,“ sagte Oxenham; „kommen Sie heraus, Herr Durnford, damit wir etwas spazieren gehen. Die Luft hier erstickt mich.“

Schweigend gingen sie miteinander die Straße hinunter. „Meinen Sie nicht,“ fragte Paul schließlich, „daß Sie uns etwas hart beurteilen?“

„Uns?“ fragte Oxenham, offenbar unangenehm berührt; „Sie stellen sich doch nicht mit jener Horde auf eine Linie?“

„Nun, genau genommen nicht,“ antwortete Paul; „aber immerhin bin ich ein studierter Mann und gehöre zu denen, die ihr bescheiden Teil dazu beitragen möchten, die soziale Frage zu lösen, und ich bin auch ein Mitglied jener Missionsstationen, über die Sie gerade eben so abfällig urteilten.“

Oxenham maß Paul mit den Blicken und sagte dann mit einem Ernste, den sein Begleiter bisher nicht an ihm bemerkt hatte: „Herr Durnford, Sie sind so verschieden von jener geschminkten Tänzerin wie der Vollmond da von einem Suppenteller.“

Paul schwieg, und sein Begleiter fuhr fort: „Ich beschäftige mich schon Jahre lang mit diesen sozialen Fragen. Die Ungerechtigkeit unseres sozialen Systems kann ich fühlen wie nur einer. Ich habe beide Seiten kennen gelernt. Als Kind habe ich auf dem Gute eines reichen Lords gelebt. Mein Vater war Gärtner bei ihm. Ich wurde zu allerlei Kleinigkeiten im Hause benutzt, und ich weiß, wie solch vornehme Leute leben. Allein ihre Eßeinrichtungen hätten mich zum Sozialdemokraten machen müssen: Viermal täglich wurde großartig aufgetischt für Se. Herrlichkeit und seine Familie, während wir armen Dockarbeiter, aus denen er sein Geld zieht — denn, wissen Sie, er hat eine Menge Aktien von Werften und Schiffen — während die armen Dockarbeiter buchstäblich vor Hunger hinsterben. Und der Lord sprach von den Dockarbeitern eigentlich nur als von der ‚faulen, betrunkenen Bande', dabei, Herr Durnford, habe ich des Lords eigene Söhne betrunken gesehen; ich habe sie bis vier Uhr morgens um Geld Karten spielen sehen; ich habe erlebt, daß sie bis Mittag sich im Bette wälzten. Aber nie in ihrem Leben habe ich sie eine Stunde arbeiten sehen zum Wohle der Menschheit."

„Darf ich jetzt einmal ums Wort bitten?" fragte nun Paul, der fand, daß etwas Widerspruch nicht schaden könnte. „Ich kann auch aus Erfahrung reden: ich bin auch ein armer Mann, der Sohn eines Tischlers."

„Alle Achtung," sagte Oxenham und zog seinen Hut — nicht ironisch, sondern völlig im Ernst.

Paul fuhr fort: „Ich habe viele gute und freundliche reiche Leute in meinem Leben kennen gelernt. Ist es bei der Behandlung von sozialen Problemen nicht richtiger, Personen beiseite zu lassen und sich an Grundsätze zu halten? Gute und schlechte Menschen gibt es auf beiden Seiten. Ich kann den Beweis liefern, daß es betrunkene Dockarbeiter gibt und solche, die aller Ehren wert sind, gerade so, wie es wüste Grafensöhne gibt und auch einige sehr gute. Wir müssen das System anfassen, nicht die Personen, die ihm zum Opfer fallen."

„Ganz recht, Herr Durnford, mein Kopf war mir nur eben heiß geworden. Sehen Sie diese jungen Barone, die ich als Junge gekannt habe, haben mich auf den sozialen Kriegspfad gebracht, und ich kann sie nicht vergessen."

„Doch vergessen Sie sie jetzt," sagte Paul, „und lassen Sie uns der Sache auf den Grund gehen. Sollten Sie nicht auch meinen, daß Sympathie unter den verschiedenen Klassen vorhanden sein muß,

ehe all dies Buschholz von Ungerechtigkeit und Ungleichheit weggeräumt werden kann? Nun haben gerade jene Missionsstationen und sozialen Zusammenkünfte viel dazu getan, diese Sympathie zu pflegen. Lady Blanka Breeze hat vielleicht eine unfeine, laute Art, ihre Sympathie zu zeigen; aber ich glaube doch, daß sie es gut meint."

„Sprechen Sie nicht von diesem Frauenzimmer mit mir," brummte Johann. „Sie sagten ja gerade, wir wollten Personen aus dem Spiele lassen; und wenn ich nur an die Person Ihrer Herrlichkeit denke, so wird mir schon übel. In Bezug auf die Stationen mag ich mich ja geirrt haben. Wenn all diese Menschenfreunde wären wie Sie, so sollte es mir schon recht sein. Ihre Sympathie ist echt, weil Sie selbst arm sind. Nie kann einer mit einem andern sympathisieren, wenn er nicht selbst seine Leiden gekostet hat. So habe ich darum den Strike anführen können, weil ich selbst oft hungrig gewesen bin."

„Oxenham," sagte Durnford ernst, „mit Ihren letzten Worten haben Sie das berührt, was ich für den eigentlichen Schlüssel der sozialen Frage halte."

„Wieso?"

„So: wenn Sie davon sprechen, daß man gelitten haben muß, wo man helfen will, so leiten Sie selbst mich zum Christentum hin, zu der Religion, die sich auf einen gründet, dessen ganzes Leben ein Mit-Leiden war."

„Sind Sie ein Christ?" fragte der Dockarbeiter. „Ich meine: ein wirklicher Christ — nicht einer von der scheinheiligen Sorte, von der es auf Erden wimmelt?"

„Ich versuche, einer zu sein," sagte Paul einfach.

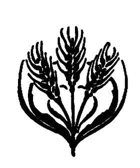
„Aber hilft Ihnen Ihre Religiom auch nur im geringsten bei Ihren sozialen Bestrebungen?" fragte Oxenham. „Sie kommt mir immer so unpraktisch vor. Die Pastoren sprechen immer nur vom Himmel und was daran hängt. Ich nenne sie Himmelslotsen."

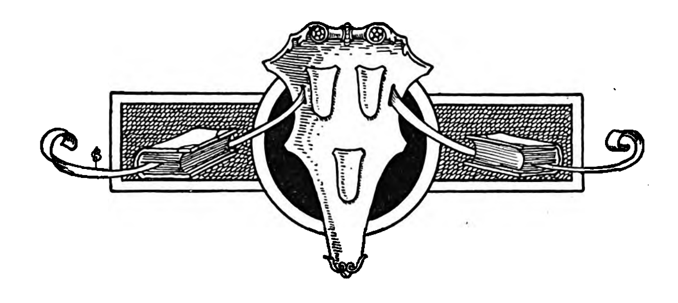
„Kennen Sie Herrn Remarx?" fragte Paul plötzlich.

„Nein," antwortete Johann.

„Ich möchte, Sie lernten ihn kennen," sagte Durnford. „Sie müssen nächsten Sonntag mit mir ihn predigen hören."

(Fortsetzung folgt.)





# Aristokratisch und subaltern.

Von

## M. Diers.

Durch unsre Kulturwelt läuft eine messerscharfe Grenzscheide, die trennt das Heer der Menschheit in zwei gesonderte Haufen und trennt es weit entscheidender und nachdrücklicher als irgend eine andre Unterscheidungslinie.

Es kann Freundschaft bestehen zwischen dem Reichen und dem Armen, zwischen dem Starken und dem Schwachen, dem Klugen und dem Unbegabten. Das Herz schwingt sich über alle diese Schranken hinweg. Nicht aber über die, welche den Aristokraten vom Subalternen trennt.

Das Merkmal, das den Menschen für die eine oder die andere Kategorie abstempelt, haftet nicht an äußeren Verhältnissen. Häufig allerdings werden wir der naturgemäßen Erscheinung begegnen, in der sich äußere und innere Aristokratie, äußeres und inneres Subalternentum deckt. Denn das Leben erzieht sich seine Menschen.

Wer das durch Generationen reingehaltene Bewußtsein eines edlen Namens, eines ehrenvollen Geschlechts in sich trägt, oder wem Ideale eines höheren, befreiten Menschentums schon aus der Zeit seiner Voreltern vorleuchten, dem ward gleichsam die Verpflichtung zu aristokratischer Gesinnung ins Blut gemischt — angeboren.

Und wer vom Vater und Großvater her nur das Wandern im Tale kennt, das scheue Bücken vor dem jeweiligen Machthaber, die Angst um die kümmerliche Existenz, wer es von früh an unter Mitgenossen gleichen Joches lernte, daß nur der nicht getreten wird, der selber tritt — dem ward die Anwartschaft auf das Subalternentum schon in die Wiege gelegt.

Daher geschieht es, daß die äußeren Verhältnisse oft die innere Gestaltung leiten, doch nimmermehr sind sie die alleinherrschenden. Ja, sie stehen damit nicht einmal in einem ursächlichen Zusammenhange. Sie erleichtern nur auf der einen Seite — sie hängen Gewichte an auf der andern.

Gewiß: es ist ein jeder von uns ein geborener Aristokrat oder ein geborener Subalterner. Aber die wahre Geburtsaristokratie hängt nicht am Namen,

nicht am Stande. Der Bauer hinter seinem Pfluge, der Schuster auf seinem Schemel kann ein Aristokrat sein.

Und der Träger edlen, alten Namens ist erst dann ein Aristokrat, wenn er ehrlich und stolz genug ist, seine Geistesverwandten nicht nur unter seinen Standesgenossen zu suchen. Wenn er die Aristokratie anerkennt, auch wo sie in schlichtestem Gewande vor ihn tritt.

Ein Subalterner hingegen kann in Glanz und Reichtum bis in die höchsten Stellen gelangen. Aber er und sein Geschlecht schleppt die Kette des Subalternen nach sich. Denn es gibt keine erworbene Aristokratie, keine durch Geld erkaufte. Es gibt nur eine angeborene.

Woran erkennt man nun den Aristokraten und den Subalternen?

Die beste Antwort ist: An allem! An Blick und Haltung, an Wort und Handlung. An seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Interessen und den Richtungen seines Strebens. Der Aristokrat hat die Überlegenheit des Geistes und Gemütes. Er hascht nicht nach den Brocken von besser gedeckten Tischen. Er kraftmeiert nicht vor Freunden oder Niederen und katzbuckelt nicht vor Höheren. Er verschluckt nicht aus Gewinnsucht oder Feigheit seine eigene Persönlichkeit. Er hat Willen und Klarheit und Takt. Es kann vorkommen, daß ein Aristokrat rücksichtslos ist, aber taktlos ist er nie. Er hat die prachtvolle vornehme Bescheidenheit, sich ganz einfach und selbstverständlich größeren Geistern unterzuordnen. Seinen Platz auf der Welt zu kennen.

Ein Subalterner kann das alles nicht. Ich sage nicht: Er will es nicht. O nein, er möchte wohl gar zu gern manchmal recht großartig, innerlich überlegen, klar und ruhig, voll Selbsterkenntnis und Selbststolz sein. Er hat hin und wieder ein wahres Fieber nach all diesem, er macht Anläufe, erringt scheinbare Siege — und fällt immer wieder zurück. Er *kann* einfach nicht. Er kann nicht davon abstehn, sich von den durch blinden Zufall Höhergestellten imponieren zu lassen, eine Art hündischen, schielenden Interesses an den Äußerlichkeiten ihres Daseins zu nehmen. Er kann es nicht lassen, den Gleich- und Niederstehenden prahlend mit jedem Vorteil, den er vor ihnen voraus hat, unter die Nase zu fahren. Er kann sich nie und nirgends selbst behaupten oder durchsetzen, wo materielle Interessen dem entgegenstehen. Ja, er kann es gar nicht einmal so recht begreifen, wie man um einer Überzeugung willen sich selbst einen Schaden zuziehn kann. Aber wo er sich nicht aus Geschäfts- oder Gewohnheitsrücksichten duckt, versteht er wiederum nicht, wie er etwa auch nur im kleinsten Punkt auf sein gutes Recht verzichten soll. Aus diesem letzteren Holze schnitzt man die Haustyrannen, die Parvenus beiderlei Geschlechtes, die eine Pein für ihre Umgebung sind. Ein Subalterner ist auch eingebildet, weil ihm jede klare Wertschätzung für eigene und fremde Leistungen fehlt.

Unter der Menschheit schleicht ein Feind herum, bohrt sich in die Herzen, vergiftet Luft und Sonne und das tägliche Brot. Entblättert die Freuden des Lebens und verschärft hundertfach ein jegliches Leid. Aber dieser Feind lebt nur im Lager des Subalternentums. Es ist der Neid.

„Nur wenig Menschenherzen ist es eingepflanzt,
Den Freund, umlacht von Segen, ohne Neid zu schaun."

In Leiden, unter Entbehrungen, im dunklen Tal andere sehen zu können, die im Glanze leben, bevorzugt und gefeiert, und ohne Verbitterung dabei sein — neidlos, das kann nur der, dem die innere Vornehmheit eigen ist. Der in sich das starke, freie Vertrauen zu sich selber hat, die stolze Kraft, sich unabhängig zu machen von äußeren Geschehnissen.

Da, wo der Subalterne, auch bei den glänzendsten Erfolgen, in die Menge schielt, ob sie's auch sieht, ob sie auch staunt — und neidet, da pflückt der Aristokrat die Früchte seines Tuns in ruhiger Gelassenheit, gleichviel ob Beifall, ob Verdammung ihn umbraust, und läßt die tauben Nüsse hängen, seien sie auch noch so schillernd übergoldet.

Darum ist keine Grenze so scharf, wie die zwischen dem Aristokraten und dem Subalternen. Es kann bei ungewöhnlicher Naivität geschehen, daß sie sich übereinander täuschen. Doch nie auf lange. Auf beiden Seiten ist die Farbe zu echt.

— — Wie ist es nun mit dem Wort aus der Bergpredigt, das so unendlich viel mißverstanden und mißbraucht ist: „Wer dich auf die eine Backe schlägt, dem reiche auch die andere dar"? Was spricht daraus? Sklavische Ergebung, lächerliche Kraftlosigkeit?

O nimmermehr. Nur der echte Geistesaristokrat konnte so sprechen. Es ist die souveräne Milde der höchsten inneren Aristokratie, aus der dies Wort geboren ward. Wer wieder schlägt und wieder schimpft, wer sich über jede grobe, unwürdige Beleidigung aufregt und aufbäumt, der ist ein waschechter, ein rettungsloser Subalterner. Der Aristokrat — lächelt. „Hier — ich gebe euch noch mehr Angriffspunkte, nützt sie aus!" Es berührt ihn nicht. Sein Lächeln ist nicht die angestrengte Grimasse dessen, der sich an den Buchstaben klammert und Frieden möchte um jeden Preis, sogar um den Preis seines Selbst. Ein solcher ist allerdings eine lächerliche Figur.

Der Aristokrat zwingt sich dies Lächeln nicht ab. Es ist auch nicht Resignation. Es ist einfach der Ausdruck seines inneren Souveränitätsgefühls.

Denn nicht die Ereignisse beherrschen ihn — er beherrscht das Leben in allen seinen Gestaltungen.





# Triumph.

Von

## Kazimierz Przerwa-Tetmajer.

Vor mir lag der Wald, der riesengroße, unbegrenzte.

Himmelhoch türmten sich die Berge auf, waldbedeckt, durchtobt vom Brausen strömender Wasserfälle, tückische verräterische Schluchten in ihrem Schoße bergend, voll steiler Abhänge und grauenhafter Schlünde, in deren Tiefen der Tod zu hausen schien.

Diesen Wald und diese Berge durchbrachen meine Leute und meine Maschinen. Hundert Äxte hoben sich, die Bäume zu fällen, und diese hundert Äxte hob eine einzige Hand, die meine. In den pfauchenden, keuchenden Maschinen dröhnte mein Wille, pulsierte mein Gedanke. Hunderte von Menschen fühlten, handelten und lebten durch mich. Mein Leben, mein Wille lag in diesen Dynamitminen, welche das Gestein sprengten und Felsentore eröffneten. Wenn auf die hohe, majestätische Tanne, diese stolze Tanne, die bisher nur den Wind gekannt und die Krallen des Adlers, der auf ihren Ästen sich gewiegt, wenn auf ihren Gipfel mein Blick fiel: dann erbebte sie, und sie neigte sich, die stolze, zur Erde. Riesenstämmige, uralte Buchen ließen traurig ihre Arme hängen und erwarteten den Tod. Machte ich Halt an den Bächen, so hörten sie auf zu rauschen, bevor sie sich in den zu ihren Füßen aufgerissenen Abgrund stürzten. Der Sturm, dem ich die Bäume raubte, durch die er wild und schrecklich geheult, den Ruhm der Wildnis verkündend, oder an die er sich im stillen Schlafe geschmiegt wie ein Luchs, gesättigt von seiner Beute, schlug wütend an mein Gesicht, da er sich bestohlen und verkürzt fühlte. Die Hirsche, denen ich den Wald entriß, senkten bei meinem Anblick ihr Geweih und kündeten Unheil in ihrem Schrei. Denn in die Urwildnis, in die ewigliche Wildnis, habe ich Verwirrung, Drangsal, Angst und vernichtenden Tod hineingetragen.

Aber dort! . . .

Dorthin trug ich Leben! Dort, über den Bergen, sollte mit dem Pfiff der Lokomotive und dem Rasseln der Räder Licht, Brot und neues, frisches, strahlendes Leben sich ergießen. Mit dem Pfiff der Lokomotive und dem Rasseln der Räder sollte dorthin die Kultur sich ergießen, ein bisher unbekannter Wohlstand, eine neue Epoche, eine Wiedergeburt der verfallenen und mit Fäulnis sich bedeckenden Stätten. Mir schien, als trüge ich Göttliches in mir, als habe Gott selbst mich zu dem Weg gesegnet und seine Hände über mich gebreitet, die mächtigen, heiligen. Mit dem dröhnenden Ruf: Leben! Leben! . . . stürmte ich vorwärts, drang durch Eisschollen, Wälder, Strauchwerk, über Flüsse, Schluchten und Abgründe, zerschlug und zermalmte Felsen, Adler, Wölfe und Hirsche verscheuchend, und Hunderte von Händen erhoben die Äxte durch meine Hand, in den dröhnenden und pulsierenden Maschinen dröhnte mein Wille, pulsierte mein Gedanke.

So ging ich vorwärts! vorwärts! vorwärts!

Wir waren schon tief in den Urwald gedrungen. Rot flammten unsere Feuer in der Nacht und jagten Rauchwolken in die Lüfte; dumpfe Kunde von uns mußte schon über die Berge und den Wald gedrungen sein, denn zuweilen stahlen sich erschrockene und erstaunte Gesichter bis zu uns heran und sahen aus Dickicht und Gestrüpp unserer Arbeit zu. Waldteufel nannten sie meine Leute.

Und ich war voll Glückes! Rings um mich hatte ich die wilde, ausgelassene, ursprüngliche Natur, vor mir das schöne, große, heilige Ziel!

In diesem Leben physischen Wirkens fehlte mir die Zeit zum Zweifel, die Zeit zum Wanken, die Zeit, mir den Gedanken mit der fürchterlichsten aller Fragen zu vergiften: „Wozu?" Denn fürwahr, fürwahr; wozu kam ich her? Wozu baute ich diese Bahn? Und wird das Gute, das ich hintrage, nicht Böses hervorrufen, das noch vielleicht mächtiger sein wird als das bisherige Böse? Allerdings — aber danach fragte ich nicht. Der gleichmäßige Schlag der Äxte und ihr lautes Echo scheuchten von mir jede Reflexion, jeden kritischen Gedanken; ich fühlte, daß ich schaffe, daß ich schaffe, strebe, daß die Arbeit an und für sich ein Ziel sein kann, ein Glück, eine Berauschung, wie jegliche Lust, die man nur der Lust halber sucht, wie eine Gymnastik des Geistes mit schweren Büchern, tiefsinnigen, verwickelten. Der Mensch ist übrigens einem Kinde ähnlich, das hüpft und jagt, da es die jungen Kräfte dazu drängen, ohne zu denken, warum es das tut. So ist auch die Tat jenen Menschen nötig, welche zu ihr fähig sind, welche für sie genug Stärke, Mut und Energie in sich haben.

Als ich den Plan meines Baues ausarbeitete, war mir, als könnte ich's nicht aushalten im dumpfen Zimmer, über den Tisch gebeugt, über Landkarten, den Zirkel in der Hand. In meiner Phantasie sah ich das, was ich jetzt sehe, ich tauchte unter in dem Wald, ich vertiefte mich im Abgrund des ursprünglichen Urdaseins, und oft, beim Ziehen der Linien, sprang ich vom Tische auf mit in die Höhe gereckten Armen, mit wogender Brust, mit verhaltenem Schrei auf dem Munde, ich, der Urmensch, dessen Seele sich nach ihrer Heimat, nach

ihrem Vaterhause sehnte! Nur, daß ich nicht dort hinging, nur dort zu leben: ich hatte ein Ziel, ging mit einem Gedanken, mit einem Willen, mit einem Vorhaben hin, ich, der ich von der Zivilisation entfernt war um ganze Schichten, um Zehntausende von Jahren von meinem Ich von vor Zehntausenden von Jahren.

Langsam und mit Widerstreben wich vor uns die Wildnis. Oft, wenn ich hinabblickte in die Schluchten, die verschüttet waren mit Schutt, mit zertrümmerten Tannen und Buchenstämmen, mit aus der Erde gerissenen Wurzeln, schien mir die überwältigte Wildnis auf mich irgend eine Strafe, eine Rache heraufzubeschwören, und diese in die Höhe ragenden Äste und Wurzeln dünkten mir ähnlich den verzweifelnd gen Himmel gekrümmten Armen irgend welcher Titanen und Giganten, die ein übermütiger Gott zerbrochen und zertrümmert. Und dort in der Höhe war doch irgend eine Nemesis, irgend ein Fatum, das höher ist als Götter und Menschen.

Und zuweilen überkam mich Furcht.

Denn was konnten auch diese Wildnis, diese urewiglichen Bäume und unbeweglichen Felsen irgend ein Licht, irgend welche Menschen, irgend ein Leben, irgend ein menschliches Ziel angehen? Welchen Zusammenhang hat denn die kalte, unerschütterliche und gleichgültige Natur mit der Existenz des Menschen, was ist Gemeinsames zwischen ihr und ihm? So wie die Sterne am Himmel, so wissen auch die Bäume auf der Erde nichts von Menschen. Physisch gemeinsam ist nur eine riesige Materie, ein gemeinsamer Uranfang, eine Urexistenz, ein gemeinsamer Grundstoff, auf die sich alles zurückführen, aus denen alles sich ableiten läßt — aber davon abgesehen

„sind wir ein Kahn auf wilder Woge,
denn es gibt keine Liebe in der Natur . . .“

Wo es keine Liebe gibt, gibt's auch keinen Haß, Haß aber wäre das einzige Gefühl, welches zwischen Menschen und Natur bestehen könnte, wenn überhaupt eines zu bestehen vermöchte. Dort in der Höhe über der Erde

„dringt die ewige fürchterliche Gleichgültigkeit des Bestehens hervor aus dem Abgrund der Sterne“;

hier unten, tief auf Erden, wo der Kampf wütet, hier wäre Haß und Gegensatz.

Am Abend entschlief ich ermüdet wie ein Stein, oft aber früh, wenn Wolken den Horizont bedeckten, wenn Heidekraut und Himbeer, von der Cembrafichte, die sie umschlangen, traurig und im Nebel verschwimmend herniederhingen, wenn der Tau herabtroff von den Bäumen, oder wenn es regnete und Haufen gefällter Bäume, geschnittener Trame und Bretter im Wasser glänzten und mit durchdringendem harzigen Duft die Luft erfüllten: dann überfiel mich eine geheime Angst.

Da drängte es mich, die Arme auszustrecken und dieser Wildnis zuzurufen: Verstehe doch, daß ich, Mensch, so handeln muß! Verstehe doch, daß

ich nicht wider dich gehe um nichts, nicht um des bloßen Kampfes und Sieges willen, sondern daß eine höhere Macht mich leitet, der Geist, den weder du noch ich begreifen, den Gott dem Menschen einhauchte, sich selbst nur die Sichtbarkeit und den Begriff dieses Geistes vorbehaltend. Gott hat dich dazu verurteilt, daß du uns den Weg verstellst, daß wir den Weg durch dich uns bahnen müssen — du mußt weichen, mußt erliegen, du bist eine blinde, willenlose Macht, wie eine Herde Büffel, mußt besiegt werden durch den Menschengeist. Warum stürzest du jetzt nicht Blöcke auf uns herab von deinen felsigen Rücken, warum ertränkst du uns nicht in einer Überflutung, warum lässest du uns nicht auseinanderfegen von einer Herde wilder Blitze?! Starr bist du, gedankenlos, willenlos, eine Herde Büffel, die ein einziger Hirte mit der Peitsche treibt und die dorthin schreitet, wo er es befiehlt.

Aber zuweilen schien es mir, daß aus dieser Wildnis eine Stimme dringe, daß ein Geist der Natur, ein furchtbarer, riesengroßer, sich gegen mich erhebe, mir Aug' ins Auge blicke, emporsteigend aus den Hohlwegen hinter den Waldkämmen, so daß ich bis an die Brust ihn sehen konnte. Er blickt auf mich und ängstigt mich mit seinen Augen, die einer Hagelwolke gleichen, dem Blitzstrahl einer furchtbaren Granate, und seinen Schultern, breit wie Felsenwände; aber er erhebt die Hände nicht gegen mich, die ich nicht sehe hinter dem bewachsenen Höhenrücken. Und ich glaube ihn lächeln zu sehen mit der ruhigen Ironie eines ungeheuerlichen Götzen. Also du wirst nicht mit dem Blitze auf mich losschlagen, wirst mich nicht in den Abgrund stürzen, sondern wirst mich von einer Natter beißen lassen, die auf der Erde schleicht und die ich mit dem Stiefel zertreten kann, oder auch von einem Skorpion, der vor mir flieht? Und dieser fürchterliche Geist lächelte, bis an die Brust hinter dem Hügel verborgen, und später verbarg er sich ganz, um sich auf das Wassermoos zu legen und seinen Bart zu breiten über Heidekraut und wilde Himbeeren.

Ich weiß nicht, wie lange wir schon in der Wildnis waren, denn ich habe die Rechnung der Tage und Nächte ganz verloren. Aber sicher waren schon zwei Monate vergangen. Anfangs begegneten wir noch Hirten und Hegern; später niemandem mehr, außer den von Zeit zu Zeit im Gestrüpp erscheinenden Bewohnern von der anderen Seite des Waldes.

Indes, eines Tages, bei Sonnenuntergang, als wir unsere Arbeit beendet hatten und unsere Nachtlager richteten, drang Hundegebell an unser Ohr.

Lächelnd sahen wir einander an, und unwillkürlich entschlüpfte einem und dem anderen Munde der freudige Ruf: Ah! ah! Denn wir waren schon ganz verwildert in unserer Einsamkeit und menschlicher Ansiedlungen und ihrer Bewohner völlig entwöhnt. Zum ersten Male vielleicht seit vielen Wochen betrachteten wir uns: wir waren beinahe schwarz von Rauch, Pech, Wind und Sonne, unsere Kleider zerfetzt, das Kinn bewachsen, und glichen eher einer Räuberbande als Menschen aus der zivilisierten Welt.

Der Hund schlug an: an seiner Stimme erkannte ich, daß es ein Jagdhund war und daß er uns spürte. In Kürze raschelte es im Buschwerk und bald guckte er daraus hervor, laut bellend. Und dann — ganz wie in einem romantischen Märchen — zeigte sich im Gestrüpp der Kopf eines Rehes, und mit einem verkappten Falken auf einer Stange irgend eine verzauberte Prinzessin oder eine Waldnymphe, etwas, wovon man sagt: „Nein, du bist gar nicht, du bist nur ein einzig Wunder . . .“

Und es begann der Wald zu rauschen, so sonderlich, so seltsam. Es war, als flösse eine milde, süße Melodie über die Zweige, weiter und weiter, und verschwinde und entschwebe im Dunkel.

„Hier bin ich, der verzauberte Wald — die grundlose Wildnis . . .“ rauschte es in den Buchen und Tannen.

„Die Wildnis, die noch nie ein Mensch betreten, der Urwald, der harzige . . .

„Komm und versinke, tauche unter in mir, im kühlen Born, wie im duftigen Quell inmitten des Gartens . . .

„Wie im duftigen Quell, der umwachsen ist von Lilien und Tulpen mit roten Blättern . . .

„Komm, es rausche das Wasser über deinen Nacken, und sternengleich mögen die Tropfen in deine Augen träufeln . . .“

Das währte gewiß eine Sekunde; als ich wieder aufsah, war die Erscheinung verschwunden.

* * *

Diesmal ging ich nicht zum Feuer wie gewöhnlich, zum gemeinsamen Abendmahl mit den Arbeitern. Ich verschloß mich in meinem Zelte und warf mich auf mein Lager. Während zweier Monate hatte ich kein Weib gesehen, hatte sie vergessen, mich ihrer entwöhnt.

In dieser Wildnis, im fortwährenden Kampfe, in unausgesetzter Anstrengung, mit den Ideen, die mein Hirn beherrschten, hatte ich tatsächlich keine Zeit gehabt, an ein Weib zu denken. Nichts führte es mir in den Sinn, nichts erinnerte daran. Solch ein Grauen lag in der Welt, in die wir drangen, solch ein Ernst in unserer Arbeit, daß keiner von uns fröhliche oder ausgelassene Lieder sang, keiner von Übermut und Rosenstunden sprach. Die harte Mühe und die Majestät der Natur wandelten uns in irgend welche Geister mit eisernen Muskeln und eisernem Willen. Die menschlichen, alltäglichen Instinkte und Leidenschaften fielen von uns ab, wie vom Baum die welken Blätter, die der Frost zusammengezogen. Es war mir so gut, so frei, ich hatte ein so klares, frisches, überaus fruchtbares Denken, ich hatte so viel ruhige, sichere, nicht fiebernde, gesunde Energie . . .

Wer war sie, jenes Weib? Woher kam sie in diesen Wald? Wozu kam sie?

Mein ruhiger, junger Schlaf war dahin.

Ich fühlte mich wie vergiftet. Ich wälzte mich auf dem Lager und konnte nicht, wollte nicht einschlafen. Die unsichtbare, nebelhafte Schattengestalt eines Weibes begann plastische Formen anzunehmen, sichtbar und wahr zu werden. Das Gesicht, das eine Sekunde nur gewährt und mir vor den Augen geschwebt hatte, begann Gestalt anzunehmen. Ich sah schon den Leib eines Weibes, fühlte ihn, erkannte ihn, gedachte seiner.

Also ja! Vielleicht ist sie irgend ein Mädchen aus dem Walde, die Tochter irgend eines Menschenfeindes oder Försters, warum soll ich sie nicht nehmen, nicht z. B. heiraten? Wenn sie mich nur mag. Dann werden wir zusammen arbeiten, sie wird mir helfen bei der Ausführung meines Werkes, wir werden gemeinsam diese Bahn ausbauen, werden Licht und Brot bringen in die Täler hinter dem Walde. Zusammen — Hand in Hand, Seel' an Seele . . .

Hahaha! Ein lautes, wüstes Lachen überkam mich. Eine ewigliche Lüge, ein ewiglicher Trug, den die Weiber vom Manne verlangen, den die Männer sich selber vorspiegeln.

Ich bin jung, noch keine dreißig alt, seit zwei Monaten habe ich kein Weib gesehen, esse und trinke gut, bin gesund und begehre ihrer Umarmungen, ihrer Lippen, nicht aber ihrer Seele und gemeinsamer Arbeit. Gemeinsamer Arbeit für das Ideal . . . Hahaha! Ich lachte wieder. Eine lächerliche, possierliche Phrase. Wäre sie hier bei mir und hätte sie eine haarige Warze am Arme, sicherlich würde ich morgen früh nicht mehr an die Verwandtschaft der Seelen und an gemeinsame Arbeit für das Ideal denken. Lug und Trug! Die Väter unserer Seelen wußten es gut, was sie darüber zu denken hatten.

Aber wenn sie schön ist, schön im ganzen, wie eine Florentinische Venus . . .

Eigentlich, was gehen mich denn die Leute von jenseits des Waldes an? Ich lebe so kurz und nur einmal . . .

Ich sprang vom Lager auf und goß mir einen Kübel kalten Wassers über den Kopf. Später, mit fieberhafter Hast, tauchte ich ihn ganz ins Wasser. Dann erfaßte mich ein Gelächter darüber, daß mein moralischer Eindruck solch ein physisches Resultat gehabt, es wurde mir die absonderliche Lächerlichkeit der physischen Funktionen klar, die durch moralische Antriebe erweckt werden, ich trocknete den Kopf, zündete eine Zigarre an und ging vor das Zelt hinaus, ins Freie.

Stille umgab mich und Nacht. Über den Bäumen leuchteten die Sterne an einem klaren, heiteren, tiefblauen Himmel. Als ich noch Kind war, habe ich viele solche Nächte irgendwo in den Bergen verbracht.

Es war Nacht, eine sternenvolle Nacht . . .

„Komm," flüsterte der Wald. „Da bin ich, der verzauberte Wald, die grundlose Wildnis . . .

„Ein Quell ist in mir, ein wonniger Quell, von Lilien und Tulpen mit roten Blättern umwachsen . . .

„Komm, es rausche das Wasser über deinen Nacken, den Sternen gleich sollen Tropfen in deine Augen träufeln, wenn du deinen Kopf im Borne kühlst, wenn du dein Herz ins Wasser tauchst, das Lilien und rotblühende Tulpen umwachsen . . ."

Schöne! Schöne! ich begehre dich, ich will dich, suche dich! . . . so rief ich den Wald an, die Stille, die Finsternis und die über die Wildnis gesäten Sterne.

* * *

Am nächsten Morgen stand ich spät und mit schwerem Kopfe auf. Zum ersten Male hatte ich meine Untergebenen nicht geweckt. Der alte Simon, mein erster Gehilfe und Spezialist im Anlegen der Dynamitminen, näherte sich mir, blickte mich besorgt an und fragte, die Mütze ziehend:

„Sind Herr Ingenieur vielleicht unwohl?"

„Nein. Ich habe bloß ein wenig verschlafen."

„Herr Ingenieur hatten auch einen unruhigen Schlaf. Ich habe ein bißchen beim Zelte gehorcht. Wir haben uns ja immer schon um vier Uhr begrüßt, und jetzt wird es bald achte sein."

„Ich habe verschlafen. Ich habe mich spät niedergelegt. Aber die Arbeit, schreitet sie vor?"

„Jawohl . . . Doch, hier links, wenn man sich nur etwas hinabwendet und übers Wasser kommt, ist eine menschliche Behausung."

Ich erbebte, bemühte mich aber, meine Erregung nicht zu verraten.

„Wer wohnt denn dort?"

„Der königliche Förster."

„Allein?"

„Nein, es ist eine kleine Ansiedlung. Knechte, Kühe, Pferde. Eine gewöhnliche Wirtschaft."

„Und ist jemand im Hause?"

„Er ist jetzt nicht da, er ist in die Hauptstadt gefahren. Nur die Frau ist zu Hause."

„Woher wißt Ihr denn das alles?"

„Es ist bloß zwei Kilometer von hier. Unsere Leute, die das Holz driften, waren schon dort."

Ich reichte Simon eine Zigarre und wollte weggehen; da sagte der Alte noch zu mir:

„Ihnen, Herr Ingenieur, würde es gut tun, wenigstens diese paar Tage, die wir hier noch arbeiten werden, nicht in dem Zelte, sondern in einem anständigen Hause zu schlafen. Denn eine Krankheit ist leicht geholt."

„Aber wir bleiben doch nicht mehr lange hier. Wir müssen den Fluß übersetzen und uns drüben für eine Zeitlang niederlassen."

„Aber bis dahin."

Ich ging fort. Sie ist also gewiß die Tochter des königlichen Försters.

Ich schaute auf die Arbeit, ohne sie zu sehen; bloß durch eine mechanische Ausübung verbarg ich vor den Leuten meine Geistesabwesenheit.

* * *

Ich floh in mein Zelt und gab vor, ich hätte Briefe zu schreiben. Eigentlich wollte ich Mut fassen, um ins Försterhaus zu gehen. Ich begann mich anzukleiden, suchte den Spiegel heraus und war bis zur Hälfte fertig; dann zog ich die Kleider wieder aus, nein, riß sie mit Furie herab; später begann ich abermals mich anzukleiden, langsam, systematisch; die Lippen verbeißend, band ich die Krawatte ganz ruhig, aber in meinen Händen drückte ich sie so, als wollte ich sie erwürgen. Endlich war ich fertig. Ich steckte den Revolver in die Tasche, nahm die Gerte in die Hand, ließ mir das Pferd vorführen und ritt gerade in die entgegengesetzte Richtung des Försterhauses, um dann in großem Bogen dahin umzukehren. Doch ich ritt weiter und weiter. Der Wald zog mich an: ein Anziehen, wie es eigen ist der Finsternis, der Wassertiefe, den Bergen und dem Wald — man versinkt in etwas Grundlosem, deshalb weil es grundlos ist.

Weiter ritt ich und weiter, über Gesträuch, über Moos, über Heidekraut und wilde Himbeeren. Es drang zu mir weder der Schlag der Äxte noch der der Keilhauen. Einmal nur hörte ich ein Getöse: jetzt hat die Mine den Fels gesprengt. Über den Fluß werden wir eine provisorische Brücke spannen und am rechten Ufer einen Tunnel bauen.

Ich ritt weiter.

Ich hatte meine besten Kleider angelegt, ein Beinkleid aus Elenleder, Lackstiefel, und eine schöne, sezessionistische Krawatte mit einer Perle. Wozu ritt ich denn so ausgeschmückt in die Wildnis, wo mich bis nun nur Eichhörnchen, Marder, wilde Katzen und Steindrossel angeschaut hatten? Ich kehrte um und ritt in das tiefe Tal hinab. Ein Waldweg öffnete sich, grün und weich. In halsbrecherischem Galopp jagte ich den Berg hinunter; plötzlich eine leichte Erhöhung, und hinter ihr, einige hundert Schritte weit, ein Haus und Wirtschaftsgebäude.

Das Försterhaus.

Das Herz begann mir zu schlagen, und ich wurde sehr verlegen, denn was werde ich sagen und wozu komme ich? Daß ich mich nach Menschen sehne? Was kann das sie kümmern? Ich wünsche einige Tage in ihrem Hause zu wohnen? Sie kann mich so empfangen, daß es mir nicht durch die Kehle durchgeht. Ich werde sagen, mein Zweck ist eine Warnung, da wir großes Getöse verursachen werden, wenn wir die Felsen sprengen — und — weil ich eine Frau gesehen habe . . .

Ich dachte schon an nichts und ritt weiter. Das Pferd, dem die Unebenheiten im Walde bereits langweilig geworden, raste jetzt auf dem weichen Moose wie ein Sturm. Die Jagdhunde hinter dem Zaune gaben Laut. Bald

pfiff jedoch jemand und hieß sie ruhig sein. Ich ritt beim Tore vor. Ein Knecht kam von innen.

„Wer ist's?"

„Ein königlicher Ingenieur."

Er zog die Mütze.

„Was befiehlt der Herr?"

„Ist jemand im Hause?"

„Die Frau."

„Und das Fräulein?" wollte ich fragen, und es wurde mir riesig bange.

Ich nahm eine Visitkarte, ließ mich anmelden und ritt in den Hof ein.

Nach einer Weile kam der Knecht mit der Antwort zurück, daß die Frau im Garten sei und dorthin bitten lasse.

Ärgerlich und enttäuscht übergab ich mein Pferd und folgte einem Burschen, der herauskam, mich zu führen; ich werde der Alten sagen, daß ich sprengen lasse, und übrigens mag sie der Teufel holen!

Ich bleibe eine Minute, sage ihr das und reite ab.

Ich werde sogar nicht nach der Tochter fragen, was liegt mir daran!

Über eine Hausflur kamen wir in den Garten. Und wieder wie in einem romantischen Märchen: auf einem Aste ein gezähmter Falke, und zu ihren Füßen ein Reh und ein Jagdhund, und auf einer Rasenbank mit einem Buche in der Hand, sie, die nicht ist, die nur ein einzig Wunder ist . . .

„Sie und mein Mann sind Kollegen, denn Sie beide dienen dem König," sagte sie, sich erhebend und die Hand mir entgegenstreckend, „ich empfange Sie also, trotzdem mein Mann nicht zu Hause ist. Bitte, nehmen Sie Platz. Sie bauen in der Gegend eine Bahn, nicht wahr?"

Es gab kein: „Was führt Sie her", u. s. w.

Ich setzte mich, und wir plauderten — ich weiß nicht wovon.

Wenn sie sprach, schien eine Blume nach der anderen aufzublühen. Indes waren ihre großen, dunkelsaphirnen Augen über mein Gesicht geglitten und sprachen eine vom Munde ganz unabhängige Sprache.

Sie fragten.

Sie fragten mich um viele geheimste, verborgenste, am wenigsten auszusprechende Dinge. Sie fragten immerzu, hartnäckig, befehlend. Ich mußte irgend eine Prüfung bestehen, die mich verwirrte und reizte und mir zugleich eine unsagbare Wonne bereitete. „Ich werde dir alles, alles beantworten," sagten ihr ebenfalls meine Augen, „weil ich dich liebe! . . ."

Und ihre Augen, als sie mich ausgeforscht und die Prüfung beendet hatten, begannen zu tönen und zu klingen:

„Siehe, da ist der verzauberte Wald, die Wildnis, die nie ein Mensch betreten, der Urwald, der harzige . . .

„Komm und tauche unter in mir, versenke dich wie in einen kühlen Born, wie in einen duftenden Quell, inmitten eines Gartens . . .

„Komm, es sollen den Sternen gleich die Tropfen dir in die Augen träufeln, wie Tropfen jenes Wassers, das umwachsen ist von Lilien und Tulpen mit roten Blättern . . .“

Später bot sie mir ein Frühstück im Zimmer. Hier gab es viele Gewehre, Pfeifen, Wildköpfe, Bärenfelle und ausgestopfte Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

An der Wand das Bildnis eines Greises.

„Mein Mann!“ deutete sie mit der Hand auf das Porträt.

Unwillkürlich entschlüpfte mir:

„Ihr Mann?!“

Sie lächelte und erwiderte:

„Jawohl, Herr Ingenieur.“

Als ich von ihr Abschied nahm, drückte sie mir fest die Hand und sagte:

„Ich hoffe, Sie werden mich oft besuchen. Mein Mann ist für lange Wochen in die Residenz gereist und ich langweile mich fürchterlich so ganz allein. Ich lade Sie auf morgen mittag zum Speisen.“

„Vielen Dank, aber zu Mittag kann ich nicht kommen; ich bin beschäftigt.“

„Also zum Abendessen.“

Mir war's so lieber.

Ich küßte ihr die Hand. Eine Ewigkeit hätte ich sie so küssen mögen. Ich bestieg das Pferd und ritt die Anhöhe hinan. Ich wendete mich um. Sie stand im Garten.

Bevor ich noch den Hut lüftete, winkte sie mir mit einem Tuch.

Ohne mir selbst bewußt zu sein, was ich tat, sandte ich ihr mit der Hand einen Kuß. Sie wandte sich rasch um.

Da gab ich dem Pferde die Sporen und mit dem Rufe: „Ich jage mir eine Kugel durch den Kopf!“ stürzte ich wie ein Wahnsinniger in mein Zelt.

Am nächsten Tage arbeitete ich schon um vier Uhr früh wie ein gewöhnlicher Taglöhner mit der Keilhaue. Ich sagte, daß ich mich ein bißchen unwohl fühle und die Verkühlung vertreiben wolle.

Der Abend kam, und ich arbeitete noch immer. Ich erklärte, wenn sich Freiwillige gegen besondere Entlohnung melden, würden wir bei Fackelschein in der Nacht weiterhauen, denn ich hätte Angst, daß Regen kommen, daß Wasser uns die Arbeiten überschwemmen und mit Morast verschütten könnte. Es fanden sich mehrere Freiwillige. Erschöpft, müde und kraftlos fiel ich am Morgen wie ein Stück Holz auf mein Feldbett im Zelte.

Als ich erwachte, meldete mir ein Arbeiter, daß ein Mann mit einem Briefe da sei.

Das Herz schlug in mir wie ein Hammer. Sie versagt mir ihr Haus, was ich auch wohl begriff.

„Gib her den Brief und fertige den Mann ab.“

„Er sagt, daß er auf Antwort wartet."

„Gib den Brief."

„Warum kamen Sie nicht gestern abend? Und teilen Sie mir auch, bitte, mit, wann Sie kommen. Sie sehen mir danach aus, daß Sie Creme lieben, und es gab auch Creme. Da Sie nicht kamen, haben sie Remus, Zagraj und Polot gefressen. Das heißt, Polot nur insofern, als er seinen Schnabel und seine Krallen darein tauchte. Sie war sehr gut; bitte es zu bedauern und auf eine zweite zu kommen.

Auf Wiedersehen!

Myrta X . . ."

Ich schrieb: „Ich habe Augst!", gab dem Überbringer einen Dukaten, jagte den Arbeiter zum Zelte hinaus und küßte den Brief, jedes Wort, jeden Strich. Später griff ich wieder zur Keilhaue.

Gegen Mittag kam ein zweiter Brief: „Das Erbarmen ist dazu da, damit es Sünden geben kann. Ich erwarte Sie abends."

Ich bereitete eigenhändig eine Dynamitmine, indem ich Simon unter irgend einem Vorwand wegschickte. Ein fürchterliches Getöse, das die Luft zerriß, die Menschen zu Boden stürzte und die ganze Wildnis erzittern ließ . . .

Das war der Siegesschrei meines Triumphes, eine „Mine à la crême de café" . . .

Hurra! ! !

* * *

Und so gingen wir im Walde umher, als lebten wir nicht auf der Erde.

Das Zauberreich öffnete vor uns seine Tore. Das, wovon ein junger Mensch träumen und schwärmen kann, das, wonach sich Millionen, Milliarden sehnen, was Milliarden begehren und was ihnen nie gegeben ist: das hatte sich mir verwirklicht.

Wir gingen im Walde umher, als lebten wir nicht auf der Erde.

Es war ein blauer Quell, ein helllichter, von Lilien und Tulpen mit roten Blüten umwachsen. Myrta selbst hatte sie dort im Frühling gepflanzt. Sie blühten und spiegelten sich im Wasser wieder. Dorthin war unser allerliebster Ausflug.

Dort lag ich einmal, als sie wegging, um dem Gesinde das Vesperbrot zu geben, das Gesicht zur Erde gewendet, und schaute ins Wasser und die darin sich widerspiegelnden Blumen und Baumgipfel. Ich dachte an sie, wie schön sie ist. Plötzlich fühlte ich zwei Hände über meinen Augen.

„Wer?" fragte eine verstellte Stimme. Ich weiß nicht, weshalb ich zur Antwort gab:

„Die Frau."

Ein Augenblick Schweigen, und die natürliche Stimme Myrtas antwortete:

„Ich bin keine Frau."

Ich wendete den Kopf und blickte ihr scharf in die Augen. Ganz rosig sah sie aus in ihrem Erröten.

„Ich bin keine Frau," wiederholte sie.

Natürlich stellte ich keine Frage.

„Ich heiratete meinen Mann," fuhr sie fort, „ich war ein armes Mädchen und man hat mich ihm gegeben. Ich war damals achtzehn, er beinahe siebzig Jahre alt. Vier Jahre sind es her."

Dadurch ermutigt, fragte ich:

„Geht es Ihnen gut?"

Sie schwieg eine Weile und antwortete dann:

„Er ist sehr gut mit mir und ich hab' ein gesichertes Dasein — —"

... Mir schien, als senkten Lilien und Tulpen ihre Köpfchen ...

„Aber," fuhr sie fort, „ich bin eher seine Tochter als seine Frau. Wir haben doch keine Kinder."

... Es schien mir, als senkten Lilien und Tulpen ihre Köpfchen von neuem ...

„Sie haben keine Kinder," wiederholte ich mechanisch.

„Es ist traurig, keine Kinder zu haben," seufzte sie.

Ich ergriff ihre Hände, führte sie an meine Lippen und begann, sie leidenschaftlich, heiß, besinnungslos zu küssen. Ich fühlte mich im Rechte, im vollen, gänzlichen Rechte. Sie wehrte mir ihre Hände nicht. Unbeweglich lagen sie an meinem Munde.

„Du Meine, du Meine," flüsterte ich.

Sie antwortete nicht.

Der Hund Zagraj und das junge Böcklein Remus schauten wie erstaunt auf uns, dann bellte der Hund auf, das Reh streckte ihm das Geweih entgegen, der Hund begann mit eingezogenem Schweife zum Halsbrechen in die Runde zu jagen, Bächlein und kleine Gräben überspringend, der Bock jagte ihm nach.

Sie lachte auf.

„Myrta," sagte ich, der über mir Knieenden in die Augen blickend.

„Nicht wahr, wie schön," sagte sie.

„Myrta," wiederholte ich.

Sie sah mich an, und ihre Augen schienen tief in den meinen zu lesen.

„Ja," lächelte sie, „das Erbarmen ist dazu da, damit Sünden verziehen werden."

All ihre Worte dünkten mir zauberhaft, ungewöhnlich, außerordentlich und nie gehört.

* * *

Unsere Arbeiten am linken Ufer waren schon dem Ende nahe. Eines Abends kam der alte Simon zu mir, um in der Angelegenheit der provisorischen Brücke zu sprechen, welche im Laufe des nächsten Tages fertig sein konnte.

Wie? Morgen also sollte ich diesen Ort verlassen?!

Ich begann, tausend Ursachen herauszufinden, wegen welcher wir noch bleiben müßten. Nochmals ging ich die bereits vollendeten Arbeiten ab und fand dabei viel Ungenauigkeit heraus, vieles, was zu verbessern war. Der alte Simon schüttelte den Kopf und sah mich verwundert an. Zuletzt runzelte er die Brauen und sagte strenge:

„Herr, man muß vorwärts gehen, oder die Arbeit einem anderen übergeben!"

Und unter seinen halbgeschlossenen Lidern sah er auf mich.

Das Blut schlug mir ins Gesicht, Scham erfaßte mich. Der Alte wußte natürlich ganz genau, weshalb ich mich jetzt anders kleide und wohin ich an den Abenden reite. Er sagte mir nichts, denn das wagte er nicht, übrigens ging auch die Arbeit ihre Wege; aber jetzt warf er mir ganz offen ins Gesicht: „Man muß vorwärts gehen, oder die Arbeit einem anderen übergeben!"

Verlegen stand ich vor ihm, und er vor mir, hochaufgerichtet in seiner ganzen Größe. Mit seinen über der Brust aufgequollenen Muskeln sah er einem Felsblock ähnlich; sein ergrauendes Haar fiel ihm bis auf die Schulter herab, der graue gestutzte Schnurrbart dem Munde zu.

Ich fühlte, daß es hier kein Spiel mit verdeckten Karten gäbe.

„Was tätet Ihr an meiner Stelle?" fragte ich.

Ich dachte, er wird mir etwas von Sünde, von fremdem Eigentum, vom alten abwesenden Manne, vom sechsten Gebote und vom Gewissen zur Antwort geben, aber er erwiderte nur:

„Ich ginge entweder vorwärts, oder ich übergäbe die Arbeit einem anderen."

„Und Ihr, würdet Ihr vorwärts gehen?"

„Wenn ich mir am Anfang vorgenommen hätte, zu gehen, so würde ich gehen!"

„Und wenn Ihr nicht gehen könntet?"

„Es gibt kein Muß, wo ein Wille ist."

„Zuweilen genügt der Wille nicht."

„Es gibt keinen solchen Willen, der nicht genügt, außer einen solchen, der gar nicht ist."

„Morgen werden wir jenseits des Flusses nächtigen!"

Er streckte mir seine alte, harte Hand entgegen, schüttelte fest die meine und ging weg, seine Pfeife im Mund.

* * *

Morgen werden wir jenseits des Flusses nächtigen . . .

Das heißt — —

Ich drückte mir die Fäuste in die Augen und fiel mit der Stirne auf die Tischkante.

Das heißt, sich von Myrta trennen, alles verlassen, sie, den verzauberten Garten, die verzauberte Quelle im Walde, von Lilien und Tulpen mit roten Blüten umwachsen, die sie im Frühling gepflanzt.

Sie war nicht mein, und ich gehörte ihr ganz, mit Leib und Seele, ihr ganz ergeben, geopfert, völlig in ihr verloren.

An diesem Abend ging ich zu Fuß zu ihr.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie mich auf der Schwelle.

„Ich komme, mich zu verabschieden; morgen siedeln wir auf die andere Seite des Flusses über.“

„Warum?“

„Wir sind fertig mit den Arbeiten hier.“

Sie sah mich fragend an.

„Wie? Sie ziehen hinüber?“

„Jawohl. Ich muß.“

„Es gibt kein Muß, dort, wo ein Wille ist.“

Verwundert blickte ich auf sie.

„Vor einer Weile habe ich dieselben Worte von meinem Mineur gehört.“

„Sehen Sie!“

„Ja, er hat mir's aber deshalb gesagt, weil ich mit dem Bau der Brücke zögerte.“

„Und Sie werden den Bau beginnen?“

„Gewiß.“

„Und Sie ziehen hinüber?“

„Ja.“

Ihre Augen — zum ersten Male — funkelten auf, wie wenn sich Pulver in ihnen entzündet hätte.

„Und wenn ich ...“ sie hielt inne; Röte überflutete sie.

„Myrta,“ sagte ich mit gedämpfter Stimme, sie bei den Händen ergreifend, „Myrta, du weißt doch, daß ich dort hinüber muß, du weißt, warum ich den Ort verlasse. Dort sind ja Tausende, Millionen Menschen, die auf Licht und Brot warten. Und das werde ich ihnen geben.“

„Gott!“ rief sie aus, die Stirne runzelnd und die Arme erhebend. „Ist denn eine einzige Stunde Glückes nicht mehr wert, als alle diese Ideale, die du zu erreichen wünschest?! Machst du es nicht, machen's andere.“

„Aber ich will es machen.“

Sie maß mich mit ihrem Blick.

„Du wirst vielleicht sagen, daß die Liebe zur Sache, die Idee dich führt, ich aber sage dir, daß es Hochmut ist und Ehrgeiz.“

Sie hatte dabei einen solchen Ausdruck in ihren Augen und um den Mund, daß ich nicht widersprechen konnte, denn gibt es wohl eine lächerlichere Lage, als die eines Menschen, der beweisen will, tugendhafter zu sein, als man ihn hält?

„Bleibe hier. Ich will, daß du bleibst — — ich — — ich bitte ...“

Zum ersten Male neigte sich ihr Haupt zu mir; zum erstenmal glich ihre Stimme dem lieblichen Rot des tagenden Morgens.

Sie neigte sich noch näher zu mir; ich spürte die Wärme ihrer Lippen.

Dann wich sie sanft und ermattet zurück und streckte mir die Hand entgegen; leise sagte sie:

„Also zum letztenmal?“

„Ich komme morgen, mich zu verabschieden.“

„Wann?“

„Früh. Bei Tagesanbruch.“

* * *

Es war eine Morgendämmerung, ruhig, grau, wie die von Lilien und Tulpen umwachsene Quelle im Garten zur Abendstunde. Ich erwartete sie.

Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Ich fühlte, daß ich dieses Weib liebte bis zum Wahnsinn, bis zur Raserei, daß ich nach ihr lechzte wie ein Gefangener nach Luft, wie ein Hungriger nach Brot, wie ein Wanderer nach Wasser. Das waren nicht mehr meine achtundzwanzig Jahre, nicht mehr die Sommerhitze, nicht die ganzen Monate, fern von einem Weibe verbracht: das war Liebe. Ich liebte sie, so wie man liebt, wenn man liebt.

Aber dort wartete meiner die Brücke, warteten der Bahnbau und die Menschen jenseits des Waldes, die hungrigen, dürftigen, unwissenden. Ich fühlte, ohne dieses Weib werde ich nicht leben können, solange ich am Leben bin oder sie. Eines von uns muß weichen: entweder ich mit meiner Liebe, oder sie mit diesem Zauber, der mir Hände und Füße gefesselt hält.

Wenn es sich so unglücklich fügt, daß ein Weib einem Manne sich in den Weg stellt und ihn stört in der Vollbringung eines Werkes, welches sein Ziel und seine Aufgabe ist, wenn es sich so unglücklich fügt: dann brechen Millionen Männer zusammen und stürzen in den Abgrund, dem Todesengel verfallen, Tausende, Millionen Männer ... Wenn es sich so unglücklich fügt, daß das Weib, statt eines Windes, der die Segel treibt, zum verborgenen Riffe wird, oder zur Sandbank; statt eines leitenden Sternes zum Sturmwahn der Verwirrung, statt eines erfrischenden Quelles ein die Kräfte raubendes Opium: dann werden Tausende, Millionen Männer, welche vorwärts gehen sollten, zermalmt und zerschmettert, wo doch sie das Weib zermalmen sollten und zerschmettern; sie gehen zu Grunde, wo das Weib geopfert werden sollte. Wenn man die Kraft nicht hat, sie zu verlassen, solange sie lebt, und wenn man fühlt, man hat die Kraft, weiter zu streben, wenn sie aufhört zu leben: dann sollte sie aufhören zu leben.

Vom Charakter, von der Bedeutung und vom Werte der Tat zeugen die Umstände.

Wenn mir Myrta nicht als Hindernis auf meinem Wege stehen bleibt: so ist's gut, gut für sie. Aber wenn sie's tut — wehe ihr!

So ist es: wehe ihr! Ich werde mich nicht brechen lassen und nicht beugen, weder durch sie, noch durch meine Leidenschaft, wenn es sich so unglücklich fügt, daß sie sich mir in den Weg stellt wie eine böse Bestimmung.

Ich werde nicht einer sein aus der Zahl jener, die, den Wahnsinn im Auge, verzweifelt ihrem zu nichts gewordenen Werke in den Abgrund nachblicken, in den es gestürzt, wenn mir das Los nicht bestimmt ist, daß ein Weib an mir gleichgültig vorbeigehe, oder mir die Hand reiche zur gemeinsamen Arbeit.

Ich werde nicht ein Spiel des Schicksales sein, nicht ein Rad, welches dorthin rollt, wohin man es stößt.

Und sollte ich auch etwas Gräßliches tun: ich reiße mich los und werde vorwärts schreiten.

Es war eine ruhige, graue Dämmerung, die Sonne begann erst, sich hervorzuheben aus dem Erdenrande. Da stand sie plötzlich und unverhofft vor mir. Sie hatte kein Kleid an, nur einen über ihr Linnenzeug geworfenen weichen, losen Mantel. Unter dem feuchten Überwurfe zeichnete sich ihr Körper ab wie eine Gipsfigur.

Sie ging an mir vorbei, mir das einzige Wort zuwerfend:

„Du gehst?"

„Ich werde gehen," war meine Antwort.

„Sei am Abend am Felsabhang beim Muttergottesbild."

Und sie ging weiter, ohne umzublicken, eine wunderbare Statue, deren jede Bewegung mir die Sinne raubte.

* * *

Es folgte ein fürchterlich heißer, dunstiger, erstickender Tag. Der Schweiß rann von den Arbeitern, die die provisorische Brücke bauten. Mir stieg das Blut zu Kopf, und Hitze verbrannte mir Lippen und Augen.

Was wird an diesem Abend, am heutigen Abend sein? . . .

Sei es was immer: ich gehe weiter!

Das Spannen einer Brücke, das ist gar nichts, zurück kann man auch um tausend Meilen, aber diesem Weibe erliegen, das nichts begreifen kann als sich, und von ihm sich fesseln lassen: das hieße, sich lossagen vom eigenen Ich.

Sie trägt keine Schuld. Man hat sie nichts gelehrt, ihr nichts gesagt — sie denkt an nichts und empfindet nichts; aber sie ist schön, schön bis zum Wahnsinn, bis zum Tode . . .

Und wenn ich sie töten müßte: ich entreiße mich ihrer Umarmung!

Und wenn ich sie töten müßte! . . . Gott richte. Nach meinem Urteil ist mein Leben viel mehr wert als zehn Leben wie das ihre.

Sie blüht im Walde wie ein blauer Enzian in der Waldeinsamkeit, wo nur Wind und Regen vorbeigehen, sie gleicht einer Palme in der Wüste, aufgewachsen auf einem Stück Erde, das zu klein ist für eine Oase. Mir den Weg zu hindern, hat sie kein Recht.

Wenn ich fühlen werde, daß sie mich bezaubert, daß ich untergehe: dann werde ich sie töten wie ein schädliches Tier!

Auf den drückend heißen, erstickenden Tag folgte ein ebensolcher Abend. Es war, als zerspränge die Erde von der Hitze, als vertrockneten die Bäume, als welkten die Waldkräuter.

Das Wasser schien wie ermüdet in seinem Bett.

Ich ging zu der von ihr bezeichneten Stelle.

Es war ein Felsabhang am Flusse, hoch und steil, wo einstens jemand an einer alten Tanne ein Marterbild gestiftet. Das Bild war nicht mehr zu erkennen. Hier waren wir zuweilen hergekommen, ich und Myrta.

Ich setzte mich auf den Stein, unter mir tobte der brausende Bergstrom. Den Kopf auf die Hände gestützt, schloß ich die Augen.

Es könnte so gut sein, so gut, so gut . . .

Wir könnten so glücklich sein . . .

Wir könnten zu diesem Stein herkommen, von ewiger Liebe zu sprechen, könnten bis in den Tod uns lieben . . .

Was treibt mich dort vorwärts in die Welt?! . . .

Myrta wird nicht ihren Mann verlassen, wird nicht mit mir gehen. Sich zu diesem Leben verdammen, das ich führen muß, hieße den Degen auf seinem eigenen Grabe zerbrechen. Schluß . . .

Und es könnte so gut sein, so gut, so gut . . .

Sie berührte meine Schulter mit der Hand: ich erwachte aus meinen Gedanken.

„Wirst du fortgehen?" fragte sie.

„Die Brücke ist fertig. Morgen zieh' ich hinüber."

„Und wirst nicht zurückkehren?"

„Nein."

„Warum?"

„Ich habe Angst."

„Vor mir?"

„Eher vor mir."

„Du meinst, daß ich nicht mit dir gehen werde, nicht wahr?"

„Ja, du wirst nicht wollen mit mir gehen."

„Also bleibe hier! bleibe! bleibe!"

Ihre Stimme ging über in ein Flüstern, sie kniete vor mir nieder und sprach zu mir, Mund an Mund.

„Und dort?" Ich wies mit der Hand in die Weite.

„Dort?!" Sie sprang nach rückwärts. „Dort?! Dort, was geht das dich an! Sind dir denn die Menschen, die du nie gesehen, lieber als ich? Glaubst du dort glücklicher zu sein als bei mir? Wozu gehst du hin? Wenn du nicht gehst, so gehen andere, einer, zwei, zehn andere! Kannst denn nur du allein Bahnen bauen? Ich aber, ich will nur dich Einen lieben! Verstehst du, hörst du?! Dich, nur dich Einen! Ich will nicht, daß du von mir gehst! Du mußt bleiben! Mußt! Und wirst bleiben!

„Hier im nahen Städtchen," flüsterte sie, die erhobene Stimme wieder dämpfend, „wirst du dich ansiedeln. Ich werde auf dem Pferde zu dir eilen. Hast du meine schwarze Stute mit dem Pfeil auf der Stirne gesehen? Wie ein Wind wird sie mich zu dir tragen. Jeden Tag werde ich bei dir sein, wenn du wünschest. Ich werde meinen Mann nicht betrügen, werde ihm alles sagen. Er ist verständig und gut."

„Also sage ihm, daß du ihn nicht liebst, daß du mich liebst, daß du leben willst — und komm mit mir — dorthin!"

„Dorthin! Nein, nein, ich habe Angst! Ich gehe nicht von hier, um nichts, um nichts! Dort, wer kann wissen, was dort wartet, lauert? Wer kann wissen, was dort droht? Und hier, schau! Der Wald, der stille, große, ewigliche Hochwald, voll von Düften, voll wilder Blumen, Hirsche und Rehe. Schau — ist's hier nicht schön? Spürst du nicht den Duft des Harzes und des wilden Weißdorn? Schau, wie die Farrenkräuter sich zu dir neigen, sieh ihre großen geschwungenen Blätter. Höre, wie der Wald dir zurauscht ... Auch er will dich zurückhalten, denn er hat mich lieb, mein alter, großer, ewiglicher Wald ...

„Höre, wie er über mir rauscht. Er liebt mich um meiner Schönheit und meiner Jugend willen ... Er weiß, daß ich seine Königin bin, ein Kind des Waldes, die Tochter der ewiglichen Wildnis. Er liebt mich und will nicht mein Unglück! ...

„Du wirst dich hier ansiedeln, nicht wahr? Du wirst mich nicht verlassen?! Du wirst mich und den Wald nicht verlassen?"

Sie sank in die Kniee vor mir und faltete die Hände. Ich verbarg die Augen in die meinen und schob sie leicht von mir. Im selben Augenblick zerriß ein Blitz den Himmel und in der Ferne grollte der Donner.

Es war, als habe dieser Blitz Myrtas Herz gestreift. Sie sprang vom Boden auf und rief:

„Mit Blitzen werde ich deine Brücke anzünden! Ich wollte, daß das Gewitter komme, und siehe, es ist da! Eine Waldzauberin bin ich und habe das Gewitter angezogen mit der ganzen Macht meines Herzens. Ich habe zu den Elementen gebetet, ich Heidin und wildes Mädchen! Mit Blitzen werde ich deine Brücke anzünden! Ich werde eine Überschwemmung rufen, so groß, daß deine Arbeit zu nichte wird! Deine eisernen Schienen werden sich herabwälzen mit der Woge, wie vom Holzplatz weggespülte Späne! Schau! Horch!"

Das Gewitter kam wirklich. Mit unerhörter Schnelligkeit flogen die schwarzen Wolken daher, Blitzstrahlen, Blitzschlag und Donner ein ums andere Mal herabschleudernd. Kaum einige Minuten waren verstrichen, und das Gewitter wütete über uns.

Die alten Tannen schützten uns vor dem Regen, der, wie es schien, in ganzen Fetzen aus den Wolken auf die Erde stürzte. Donner auf Donner ertönte in ürchterlichem Getöse. Das war schon kein Gewitter mehr, das war ein Wolkenbruch.

Ich stand am Rande des Abgrundes neben Myrta, die vorgestreckten Halses, halb offenen Mundes, etwas zu erwarten schien, etwas zu wollen.

Auf einmal loderte eine Feuersäule in der Ferne auf.

„Deine Brücke!" schrie triumphierend Myrta.

Die Waldbäche schwollen an; in Wogen strömte das Wasser von den Waldeshöhen in die Tiefe. Zwischen den Bäumen schäumten Wasserströme, die früher nie dagewesen; knäuelartig wanden sie sich und wälzten bald die der Erde entrissenen Stämme, die von Blitz und Sturm gefällten Bäume. Knapp unter unseren Füßen wälzten sich die herabgeschwemmten Felsblöcke und Tannen. Plötzlich ließ sich im Wasser ein Knirschen und Klirren vernehmen.

„Die Schienen!" rief Myrta aus.

Ich konnte keinen Zweifel mehr hegen, daß, so weit der Wolkenbruch reichte, unsere Arbeit der Vernichtung erlegen war. Das Wasser mußte sie ganz einfach weggeschwemmt und weggetragen haben.

Ich ballte die Fäuste.

Im Lichte der Blitzstrahlen, hell beleuchtet von der Feuerröte der brennenden Brücke, mitten im Gebrüll des Donners, mitten im Tosen des Regens, des Sturmes und der Wasserflut, stand Myrta vor mir, mir in die Augen schauend, mit bebenden Nüstern, offenem Munde, mit Augen, in denen die Blitzstrahlen sich spiegelten.

„Siehst du?! Du wirst nicht weiter gehen! Du mußt bleiben! Ich habe das Gewitter beschworen, ich habe das Wasser beschworen, ich habe die Blitze beschworen!' Es brennt deine Brücke, es wälzen sich deine Schienen, alles stürzt in den Fluß, dort unten. Du mußt bleiben, weil ich es so will!"

Ein fürchterlicher Zorn erstickte mir die Kehle.

„Ich werde eine neue Brücke bauen, eine neue Bahn anlegen!" rief ich aus. „Vergebens, daß du mich aufhalten willst, du und dein fürchterlicher Wald! Und würdet ihr euch zusammenknäueln zu einem Ungeheuer, das sich mir in den Weg stellte, ich würde es erwürgen und vorwärts gehen!"

Myrta schien meine Worte nicht zu hören. Sie ergriff mich bei den Händen, und sie mit aller Kraft zusammendrückend, sprach sie leidenschaftlich:

„Du wirst mich nicht verlassen; schwöre, daß du mich nicht verlassen wirst! Ich will es, ich verlange es; schwöre! Du bist mein! Es übergab dich mir der Wald, es übergab dich mir das Gewitter, es übergab dich mir der Sturm und der Regen; du bist mein! Schwöre, daß du hier bei mir bleibst! Was kümmert dich die Welt, wenn du mich liebst? Ich bin dein — schau!"

Sie zog meine Arme zu sich, und zum ersten Male umfaßte ich ihren Leib. Einen Moment lang wurde mir schwarz im Gehirn und trocken im Munde, da ich den Atem verlor. Ich fühlte mich vergehen.

Und Myrta zog mich immer mehr an sich, sie umwand sich mit meinen Armen, verflocht sie auf ihrem Rücken. Ich fühlte sie ganz bei mir.

„Du bist mein!" flüsterte sie. „Schwöre, daß du nicht gehen wirst: dorthin!"

„Myrta!“ schrie ich auf. „Weiche von mir! Das Gewitter hat meine Arbeit vernichtet, ich werde sie neu beginnen, aber du, laß mich los! Wenn du mich nicht begreifst, so lasse mich! Meine Arbeit ist die eines ganzen Lebens, sie endet nie, erst mit dem Tode! Lasse mich!“

„Nie! Ich weiß, ich fühle es, daß du schon mein bist! Es übergab dich mir der Wald, es übergab dich mir das Gewitter, es übergab dich mir der Sturm und der Regen! Du wirst bleiben!“

Ihre Brust wogte auf der meinen, Mund auf Mund, Körper an Körper: ich fühlte, daß sie aufhören muß zu sein, damit ich weiter leben kann. Das Gewitter, der Brand der Brücke, das Geklirr und das Stöhnen der vom Wasser gewälzten Schienen verwirrten meine Sinne.

„Laß mich los!“ rief ich aus, meine Arme aus Myrtas Händen reißend.

„Nie!“

In ihrer Stimme klang Triumph. Ich beugte mich und neigte mich zu ihr, schwankenden Fußes. Wenn ich einmal ihren Mund berührt habe, wenn ich einmal ihr angehört, dann bin ich verloren für immer. Und ich werde nicht widerstehen, werde nicht widerstehen, werde nicht widerstehen! ... Sie verschlang mich, ich verlor mich in ihr, ich verlor mein Ich. Sie fühlte, daß sie triumphiere, daß ich vor ihr niederfallen werde wie ein gefällter Baum, daß ich ihretwegen allem entsagen werde, daß ich schwören werde, sie nie mehr zu verlassen! ...

Sie triumphierte! ...

Plötzlich ward mein Gehirn kalt, klar, hell. Mit furchtbarer Raschheit sah ich die mathematische Gewißheit vor mir, daß, wenn ich existieren soll: sie nicht existieren darf. Und mit dem vollständigen Bewußtsein dessen, was ich tue, mit der ganzen Kälte der Mathematik, mit der vollständigen Ruhe der mechanischen Bewegung, riß ich meine Hände aus ihren Händen, stieß sie vor die Brust und stürzte sie über den Felsabhang hinunter, in den Abgrund.

* * *

Dort unten im Flusse, der tosend Stämme, Blöcke, Holzstücke meiner Brücke und Eisen von meiner vernichteten Bahn trägt, muß sich jetzt wälzen, wälzen ihr weißer Leib ...

Äste und Zweige zerreißen ihr Gesicht, zerreißen ihre Brüste, ihre Hüften und weißen Beine; Blöcke zermalmen ihre zarten Knochen; abscheuliche, ungeheuerliche Zweige haben ihr die Augen ausgestochen, ihre Augen ...

Wasser füllt ihren Mund, würgt und erstickt sie ... Ihre Haare, die langen, seidenen, zerzausten Haare, bleiben an den Zweigen hängen, verwickeln sich in die Äste, sie wickeln sich um junge gestürzte Fichten, verwickeln sich und zerren — — welch ein Schmerz! Jesus Maria! ...

Sie kann noch leben ...

Jesus Maria! Jesus Maria! O Jesus Maria! ...

Gewitter! Wasser! Du fürchterlicher Wald! Tötet sie schon!

O Jesus Maria! Tötet sie! Sie soll sterben! Ooohh! ...

* * *

Am anderen Tage begannen wir die Arbeit aufs neue. Die vom Blitzschlag entzündete Brücke ist ins Wasser gestürzt; auf einer großen Strecke hat die Überschwemmung die Schienen herausgerissen und fortgetragen.

Wir begannen die Arbeit von neuem.

Den Wald, das Gewitter, die Elemente, mich selber habe ich beherrscht; ich werde gehen, wohin ich will. Ich triumphiere.

Vergebens hat mir dieser fürchterliche Wald gedroht. Ich trat in ihn ein, ich tat ihm Gewalt an, ich zertrat sein Heiligtum und sein Mysterium, ich zwang ihn, mich als Herrn anzuerkennen. Er vergriff sich an mir mit Gewitter, Blitzschlägen und Überschwemmung — und er ist im Kampfe erlegen.

Hundert Arme hoben die Äxte, doch diese hundert Arme sind mein alleiniger Wille.

Er verschwor sich gegen mich mit meinem Herzen, mit meinem Blute, mit meinen Sinnen. Er stellte mir vor die Augen ein Weib, verstellte mir den Weg mit dem Glanze ihrer Augen, mit der Süße ihres Mundes, dem Zauber ihrer Stimme, der Welle ihrer Brust, dem Schwung ihrer Hüften — ich stürzte sie in den Abgrund hinab.

Ich gehe wohin ich will, im Triumph gehe ich . . .

Stark bin ich, siegreich, vom Siege geheiligt.

Ich führe den Bahnbau weiter. Wenn ich mit dieser Linie fertig bin, beginne ich eine andere, eine neue. Weiter, weiter, weiter . . .

Triumph. . . .



# Auf die große, dunkle Stadt . . .

Von

**Franz Karl Ginzkey.**

Auf die große, dunkle Stadt
Fiel zu Nacht ein tiefer Schnee.
Märchenhell auf allen Gassen
Lag das Kleid der Winterfee.

Aber nun — seit Morgengraun,
Huscht die Qual auf tausend Schuhn,
Tötet ihn im Schmutz der Gosse,
Der hier leuchtend wollte ruhn!

O wie meine Seele schreit
Nach der Hügel Einsamkeit,
Wo sein großes, mildes Leuchten
Schimmernd ruht und unentweiht






# Über dem Durchschnitt.

## Allerlei erzählende Schriften.

Darin liegt das Entscheidende, daß die Bücher über dem Durchschnitt stehen. Den Durchschnitt macht gewissermaßen das Publikum durch seine Ansprüche, wobei natürlich zuzugeben ist, daß das Publikum vorher zu diesen Ansprüchen erzogen worden ist. Denn von Hause aus ist es wie ein Kind, das alles ißt, was ihm in die Hand kommt. Aber auf die Höhe und die Art der literarischen Ansprüche der besseren Leserschaft wirkt durchaus nicht bloß die Literatur erziehend ein. Auf den Inhalt, den geistigen Gehalt von vorneherein gar nicht. Denn wenn heute sogar auch die weiblichen Leser nicht mehr mit einer bloßen Liebesgeschichte zufrieden sind, wenn sie gern soziale Probleme entwickeln sehen, wenn die Frauenfrage überall behandelt wird, wenn neuerdings Romane voll starken ethischen und seelischen Gehaltes gar Mode werden können, — so haben die Romanschreiber daran das geringste Verdienst. Wohlverstanden daran, daß das beim Publikum „beliebt" wird. Darauf wirken die allgemeinen politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse in viel stärkerem Maße ein. Sie bestimmen den Durchschnitt des Gehalts der besseren Unterhaltungsliteratur, und nicht die wenigen hervorragenden literarischen Kunstwerke, deren Entstehen von dem Vorhandensein starker Persönlichkeiten abhängt. Denn so sicher das höchste dichterische Schaffen jenes ist, das in und nur in der Persönlichkeit des Künstlers wurzelt, so sicher ist es, daß so starke Persönlichkeiten unendlich seltene Erscheinungen sind. Die „Helden" des Geistes sind ebenso selten, wie die der Tat.

Aber wir brauchen nicht nur die „große" Kunst, die Kunst des Festtags, wir müssen auch eine solche des Alltags haben. Neben der „großen" eine „gute" Kunst. Eine Kunst, die vorwiegend der Unterhaltung dient. Aber Unterhaltung ist ein weiter Begriff und kann zwischen Klatsch und tiefsinnigster Philosophie liegen. Sie soll nach Inhalt und Form „über dem Durchschnitt" stehen, um die Beiordnung zur guten Kunst zu verdienen. Es ist ein bezeichnender Unterschied zwischen großer und guter Kunst, daß jene unvergänglich ist, der Wert der letzteren aber schon nach wenigen Jahren beträchtlich schwankt. Wenn in einer

Zeit ödesten Materialismus ein Buch erscheint, das voll starken ethischen Gehalts ist, so braucht es keiner hervorstechenden dichterischen Eigenschaften, um ihm doch für diese Zeit eine hohe Bedeutung einzuräumen. Es ist jetzt sehr billig, die soziale Frage zum Gegenstand eines Romans zu machen; vor vierzig Jahren hätte die Wahl dieses Stoffes allein genügt, um ein Buch über den Durchschnitt zu erheben. Andere Bücher gehören von vorneherein über den Durchschnitt, weil sie von einem Verfasser herstammen, der als Persönlichkeit interessiert, weil sie von einer für den Verfasser bedeutsamen innern Entwicklung Zeugnis ablegen, selbst wenn diese Entwicklung für die Gesamtheit ohne Bedeutung ist. — So sind es ganz verschiedene Gründe, die einem Werke die Stellung über dem Durchschnitt zuweisen. Grundsatz aber müßte es für die Leserschaft sein, andere Bücher nicht zu lesen. Es ist genug, wenn der Kritiker sich damit abquält.

Zur Mode geworden ist bereits das Thema der Frauenfrage. Und zwar neuerdings mehr als das der „unverstandenen" Frau, das des Frauenstudiums oder der geschlechtlichen Zügellosigkeit, wollte sagen Freiheit. Denn so wird es zumeist genannt, obendrein oft hübsch verbrämt mit Ästhetik, wohl gar mit Sehnsucht der Seele und wie es sonst heißen mag. Freiheit vom Mann heißt ein anderes Thema. Es ist nur zu schade, daß man dieses Jammergeschlecht — denn als ein solches erscheinen hier die Männer fast immer — zum Kinderbekommen noch immer nötig hat. Denn Mutterschaft ist seltsamerweise vielen dieser Frauen, denen die Ehe eine niedrige Erscheinung ist, das Höchste.

„Frauenseelen" nennt Gabriele Reuter einen Band von zehn größeren und kleineren Erzählungen. (Berlin, S. Fischer, 3 Mk. —.) Diese Frauen sind zum Teil wider ihren Willen Heldinnen in Tugenden, die ihrerseits im Ruf von altmodisch stehen. Die erste Geschichte heißt „Treue". „Sie ist keine Tugend, sondern eine Eigenschaft. Weh' dem, der sie hat, sie kann zu einem bösen Schicksal werden." Sie wird es für Walborg, die ihrem ersten Mann, der von ihr geschieden ist, treu bleiben muß, trotzdem sie sich in der Sommerfrische nach wenigen Tagen einem fremden Mann hingibt. Um sich vor jenem ersten „zu retten", dessen Einfluß sie doch beim ersten Begegnen wieder verfällt, dem sie ihr Kind ausliefert, trotzdem er nur gekommen ist, um ihr mitzuteilen, daß er sich von neuem vermähle. Diese Treue wäre also Fatalismus, das was man hündische Treue nennt, eine Krankheit, wenn man will. Man wirft sich zur Kur gegen sie einem Fremden hin, den man sofort liebt. Aber es hilft nicht für die Dauer. Treue ohne Liebe. Bisher sprach man mehr von Liebe ohne Treue. Vielleicht erkennt auch Gabriele Reuter, daß Treue nur dann wertvoll ist, wenn sie eine Tugend, wenn sie nicht eine Eigenschaft ist. — „Graue Stunden" heißt ein feines Stimmungsbild. Aber der Untergrund, aus dem es herauswächst, ist doch auch nicht gesund. Ist es denn ein Unglück, daß wir immer eine Sehnsucht im Herzen tragen, die alles Leben und Erleben nicht erfüllen kann? Ist sie nicht der schönste Antrieb zu allem Guten und Großen? Wohl sind die Stunden „grau", in denen die Sehnsucht auf uns lastet, in denen wir eben fühlen, daß jenes Große und Schöne noch unerreicht ist. Aber es sind doch die Stunden, die jenem, der Kraft hat und sie nützen will, zum Heil ausschlagen. Ich glaube, Gabriele Reuter hat hier wider Willen gezeigt, warum die vornehme und reiche Frau sich so oft unglücklich fühlt, wenn diese Dame vor der grauen Stunde die Zuflucht ergreift zu einem Besuch bei einer Freundin, statt zur Tat. — Es geht dann

so weiter, eine Reihe von Frauen, die sich opfern oder geopfert werden. Immer im Kampf mit dem Mann, nicht im lauten, sondern im stillen Kampf. Und der Mann nimmt diese Opfer an, als das Natürliche, bald aus Brutalität, bald aus Schwachsinn, zuweilen auch, weil es das Leben einfach so fügt, weil es in der Natur liegt. Das ist überhaupt ein eigentümlicher Zug, der durch das Buch geht, und trotz alles Widerspruchs, den es in einem erregt, bleibt es immer sympathisch. Es ist von stiller, elegischer Stimmung, fast traurig: es muß so sein, daß die Frauen leiden. Und nur in einer Kindergeschichte steckt etwas von dem Dämon Weib, der über die Leiche einer Liebe zu einer andern schreitet.

Diese Grundstimmung des Buches ist nicht neu, und es sind nirgends dem modernen Leben eigentümliche Verhältnisse, die bestimmend eingreifen. Und so hat es sich glücklich von aller Mode frei gehalten, trotzdem es im Geiste modern ist. Modisch dagegen ist Rudolf Stratz in seinem Roman „Alt Heidelberg, du Feine" (Stuttgart, Cotta, 3 Mk. 50 Pf.). Die „Heldin" ist natürlich Studentin. Aus innerstem Wissensdrang? Nein! Sie frägt erst den Professor, was sie studieren soll. Sie will ihrem Verlobten, einem Mann der Tat, der sie aber innig liebt, zeigen, daß sie etwas ist. Das Ganze ist eine Variante zu den vielen Trotzköpfchenromanen. Wenn dieses Weib jemals etwas zu tun gehabt hätte, wäre es nie auf diesen Gedanken gekommen. Nun das der Fall ist, verharrt sie dabei, nicht aus innerstem Drang, sondern um „Ihm" zu zeigen. — Ja, wenn uns nun noch der Verfasser zeigte, daß sie stark ist der Not gegenüber, die ihr droht. Aber kaum taucht dieses Problem auf, steht auch die Rettung gleich daneben. Die psychologische Entwicklung ist überall brüchig, nirgends ein Hauch von Poesie — so ist das Werk eines unserer „beliebtesten" Autoren.

Auch Ida Boy-Ed bietet in ihrem neuesten Werk „Die säende Hand" (Stuttgart, Cotta, 3 Mk. 50 Pf.) einen Beitrag zur Literatur von der studierenden Frau. Ida Boy-Ed hält sich eigentlich immer auf literarischer Höhe. Dichterin ist sie nie gewesen, aber den Rang einer ernsten Schriftstellerin muß man ihr lassen. Keine Kunst, aber Kunsthandwerk, niemals Fabrikation. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß unsere schriftstellernden Frauen dort ihr Bestes bieten, wo sie recht nüchtern bleiben. Das große Schauen des Schöpfers ist ihnen im allgemeinen versagt, aber sehen können sie ausgezeichnet. Und wenn ihnen hier wieder die Objektivität versagt bleibt, so kommt gerade in ihrer einseitigen Anschauungsweise das Weibliche am besten heraus. In diesem Buche bietet Ida Boy-Ed allerdings gerade in den wichtigsten Gestalten nicht Gesehenes, sondern zu einer vorgefaßten Idee Konstruiertes. Die Nebengestalten, die dem wirklichen Leben abgelauscht sind, sind innerlich lebendiger, als die beiden wichtigsten Frauentypen, deren eine eine Verkörperung des l'art pour l'art-Begriffs ist. Die andere dient dazu, die klar ausgesprochene Auffassung der Verfasserin über diese Seite der Frauenfrage darzustellen. „Der Seele Würdigkeit kommt nur von Liebe her," ist des Buches Leitmotiv, das leider häufiger ausgesprochen wird, als durch die Tat bewiesen. In der Liebe, die sich am schönsten im Verhältnis zur Familie bewähren kann, liegt des Weibes Stärke. Hier bewährt sich ihre säende Hand. Jene Frauen, denen das Glück, innerhalb der Familie zu wirken, nicht blüht, sind dagegen „Opfer der Zivilisation, nein der Natur! Denn selbst am Baum werden nicht alle Blüten Frucht, dagegen gibt's keine Abhilfe. Höchstens die Möglichkeit, relative Zustände zu schaffen. Und zu denen

werden wir schon noch kommen! Nur, wir sollen nie vergessen, daß es sich um Ersatz handelt, nicht um angeborene Pflichten. Daher auch um keine eigentlichen Rechte." (S. 180.) Man sieht, diese Frau hat vernünftige Ansichten, und sie weiß sie auch ruhig und klar vorzutragen. Darum kann ihr Buch Gutes wirken.

In dies Gebiet reicht eigentlich auch noch Karl von Perfalls Roman „Loras Sommerfrische" (Berlin, F. Fontane, 4 Mk.). Frauenfrage mehr in weiterem Sinne der Selbstbestimmung, die eine Folge der Selbständigkeit im Leben ist. Eine geistig reife Lehrerin gibt sich mit vollem Bewußtsein und von eigentlicher Leidenschaft unberührt einem ältern Manne hin, weil sie fühlt, daß sie diesen dadurch glücklich macht. Sie kennt ihn erst wenige Tage, aber sie sind da gute Kameraden geworden. In dieser ruhigen Freundschaft liegt eigentlich das Hemmnis solchen Geschehens; aber der Verfasser vermag mit ruhiger, sicherer Kunst diese Bedenken zu beseitigen und uns zu überzeugen. In diesem ersten Drittel ist das Buch weitaus das Beste, was ich bislang von Perfall gelesen habe. Dann aber setzt sein Verhängnis ein. Er braucht nun einmal eine gewisse Sensation des Geschehens und eine Häufung des Stoffes. Darüber geht auch hier nicht nur die äußere Wahrscheinlichkeit, sondern auch die innere Wahrheit verloren. Denn so gern wir glauben, daß auf dem älteren Manne die frühern Lebensverhältnisse, die er verlassen, weiterlasten, während sein Weib immer freier wird, so wenig liegt es in den Charakteren begründet, daß er zum versimpelten Säufer wird, daß sie sich aus Laune einem zweiten Manne in die Arme wirft.

Scheitert hier ein gut angelegtes Buch an der stofflichen Sensationslust des Verfassers, die schließlich doch nur die Folge einer falsch entwickelten Phantasie ist, so kommt ein anderes Buch infolge der Nüchternheit der Verfasserin nicht zu der vollen Höhe. Ein bedeutendes Werk ist Klara Viebigs neuer Roman „Die Wacht am Rhein" (Berlin, Fontane, 6 Mk.) jedenfalls. Es ist das erste Buch, in dem sie über ihre eigene Art hinausgestrebt hat. Diese Art ist nüchterner Wirklichkeitssinn, mit einem Worte Materialismus. Sie kennt und fühlt jene Werte nicht, die über dem Greifbaren und Sichtbaren liegen. Das ist Naturalismus, und ihre Stärke liegt darin, daß dieser bei ihr Natur und nicht Literaturmode ist. Sie ist deshalb von innerer Ehrlichkeit, schildert derb und ungekünstelt, gestaltet mit kräftiger Hand und vermag dort Ereignisse und Menschen mit echter Wahrhaftigkeit zu schildern, wo sie nicht über die Sphäre des nüchternen Spießbürgertums hinausragen. Hinzu kommt nun eine treffende, gewandte und fließende Erzählungsweise. Dagegen fehlt ihr die Kraft der großen Komposition; sie bietet ihre Stücke immer in Stücken, denn sie sieht nie die große durchgehende Linie, sondern nur die aneinandergereihten Einzelerscheinungen.

In der Novellensammlung „Die Rosenkranzjungfer" schien diese Art zur Manier geworden zu sein. So war dies ihr schwächstes Buch. Darauf folgt nun dieser starke Aufschwung in der „Wacht am Rhein". Denn hier versucht sie das Große und Dauernde im Kleinen und Alltäglichen zu sehen und ist bestrebt, aus einem zeitlich begrenzten Ereignis den Ewigkeitswert herauszuschälen. Die große Stilistin, die die Viebig ist, hat richtig erkannt, daß dieser Stoff eine andere Darstellung erfordere. Sie bringt deshalb breite Schilderungen der Er=

eignisse und bietet darin das Beste. Und während sonst das Erotische bei ihr eine große Rolle spielt, vermeidet sie es hier sogar dort, wo sich die Gelegenheit dazu förmlich aufdrängt. Diese künstlerische Selbstzucht muß man ihr hoch anrechnen, der Ernst ihrer Arbeit verdient Bewunderung. Aber sie kann nicht über ihre Natur hinaus; der Stoff liegt außerhalb der ihr gesteckten Grenzen. Daß die Kompositionskraft nicht ausreicht, daß das Buch in mehrere Stücke zerfällt, wäre zu ertragen. Schlimmer ist der geistige Mangel. Die Menschen, die Klara Viebig sieht und gestaltet, sind zu klein, als daß sie die geschilderten Ereignisse zu tragen vermöchten, geschweige denn, daß sie daran mitgestalten könnten. Ein tüchtiger preußischer Feldwebel ist gewiß ein wackerer Mann und ein wichtiges Rädchen im Uhrwerke des ganzen Mechanismus. Aber bei der Riesenmaschine sieht man es kaum. So ist es überall. In bürgerlich umschränkten, kleinlichen Naturen können sich weltgeschichtliche Ereignisse nicht groß widerspiegeln. Einige Male macht die Verfasserin den Versuch, andere, größere Menschen hineinzuziehen; aber sie kommt nicht zur sichern Gestaltung und zieht die Hände schnell wieder zurück.

Man erlebt bei dem Buche etwas Seltsames. Während man es liest, ist man Zeuge eines bürgerlichen Schau- und Trauerspiels. Nach einiger Zeit hat man noch die Erinnerung an eine große Historie. Man hat über der Idee des Buches seine Personen vergessen. Man hat sich selbst das Fehlende ergänzt. Natürlich jeder nach seiner Natur. Das Buch sieht die Ereignisse aus der Froschperspektive, es kommt auf den einzelnen an, wie hoch er in der Vogelperspektive gerät. Aber daß das Werk diesen verschiedenen Standort verträgt, zeugt dafür, daß es in seiner Schilderung echt ist. Die Zeit von 1848 bis 1871, die Entwicklung des Reichsgedankens aus Revolution und Partikularismus, die Bedeutung der Mischung des starren Preußentums mit den lebendigen Kräften des übrigen Deutschlands — das ist der Inhalt des Buches. Im letzten Teil erleben wir dann den Wiederschein des Krieges selbst; im Stolz, im Leid einzelner, im Lazarett der Heimat, in dem allgemeinen Empfinden der Daheimgebliebenen. Hier tritt dann auch schön der Anteil der Frauen an der großen Zeit hervor. Ich wünsche dem Buche, das kein großes Kunstwerk, aber ein gutes Buch ist, viele Leser. Vielleicht ist es sogar wertvoller, daß ein Buch in der Erinnerung bei uns wachsen kann, als wenn es gleich einen überwältigenden Eindruck macht, der sich nachher abschwächt.

Bei der Technik des Naturalismus ist das Zeitbild wohl überhaupt das höchste Erreichbare. Eine so lebendige Wiedergabe des Milieus, eine solche Belebung durch eine Fülle echter Einzelzüge, eine so sichere Gestaltung des Menschendurchschnitts, daß der Durchschnittsmensch nicht mehr empfindet, daß etwas fehlt, daß ein anderer aber in das bloße Abbild die Seele sich hineindenken kann. Dieser andere ist dann allerdings ein größerer Künstler, als der Schöpfer jenes Werkes. Seine Augen vermögen zu schauen, wo jener nur zu sehen vermochte.

Dem Naturalismus fehlt dieses Schauen, das alle materialistischen Grundsätze Lügen straft und aller Beobachtung hohnspricht. Aber ein einziger seelischer Tiefblick offenbart mehr, als alle sezierende Beobachtung. Diese dringt gewissermaßen nicht durch die Haut durch und erkennt bestenfalls die Tätigkeit der Nerven. Zu jenen unwägbaren Kräften aber, die das Seelische gestalten, ver-

mag er nicht durchzudringen. Denn hierzu gehört eine Achtung und ein Mitempfinden ethischer Lebenswerte, die der Naturalismus nicht haben konnte, weil er nicht an diese ethische Macht im Leben glaubte. So fehlen bezeichnenderweise der naturalistischen Literatur die Lebensläufe in aufsteigender Linie. Dagegen hat man unendlich oft den Verfall dargestellt. Die Gründe für diese Erscheinung sind leicht erkennbar. Der Verfall, auch wo er infolge innerer Vorgänge eintritt, offenbart sich nach außen und ist auch wenigstens in den begleitenden äußeren Umständen und Ursachen leicht erkenntlich. Die seelische Entwicklung nach oben wird dem am Äußeren haftenden Blick dagegen nicht sichtbar. Der häufig ausgesprochene Satz, daß der Naturalismus bereits wieder überwunden sei, wird deshalb durch nichts besser bewiesen, als durch das von Tag zu Tag häufigere Entstehen von Werken mit ethischem Grundgehalt, deren verständnisvolle Aufnahme beim Publikum. Daß ein Buch, wie „Jörn Uhl" Mode werden konnte, wo eine Raabe jahrzehntelang nur eine ganz kleine Gemeinde hatte, ist das deutlichste Zeichen dieses Umschwungs. Ich habe die Freude, auf eine ganze Reihe derartiger Werke hinweisen zu können.

Zunächst auf den schönen Roman des Grazers Wilhelm Fischer „Die Freude am Licht" (Berlin, G. H. Meyer, 6 Mk.), den man vielfach als das süddeutsche Gegenstück zu Frenssens „Jörn Uhl" bezeichnet hat. Das ist höchstens insofern berechtigt, als beide Werke echte Stammesbücher und echte Dichterwerke sind. Aber während Frenssen eine Art Epopöe der Dithmarschen geben möchte, will der Steiermärker Fischer — das heißt, er will eigentlich gar nichts, und darin beruht der wunderbare Zauber dieses Buches, beruht auch das, was ihn von Gottfried Keller scheidet, mit dem der Verfasser sonst vieles gemein hat. Er schildert zwar die Entwicklung eines Knaben zum Manne, aber in diese sehr realen Verhältnisse spielt viel opernhafte Zigeunerromantik hinein. Doch das alles ist einerlei, denn das Buch ist im Grunde ein lyrischer Erguß, helle „Freude am Licht". Man geht durch goldige Ährenfelder; sieht in Gärten voller bunter Blumen; hört einen Springbrunnen plätschern und Vögel dabei singen; geht durch enge Straßen mit hochgiebeligen Häusern, die Geschichten erzählen; wandelt unter wogenden Baumkronen, in deren Ästen rote Äpfel hängen. Und alles ist voller „Freude am Licht". Was willst du noch mehr, als Freude?!

Auch von einem Knaben erzählt Emil Strauß in seinem „Freund Hein" (Berlin, S. Fischer, 4 Mk.). Auch dieser Junge ist voller Freude am Licht, aber dieses Licht leuchtet ihm nicht über der Tat, sondern über der Kunst, der Musik. Eine starke Seele in einem schwachen Körper. Eine starke Seele, aber doch eine zu weiche Seele. Zu stark für die Kunst, zu weich für das Leben. Zu weich, um die Hindernisse, die ihm das Leben entgegentürmt — verkörpert im Bollwerk des Gymnasiums —, zu überwinden; zu stark, um sie durch Ausweichen zu umgehen. So zerschellt er; Freund Hein kommt ihm zu Hilfe. Ein Freund ist hier der Tod, trotzdem man an der jungen Leiche sich frägt: War das nötig? Es ist wohl nötig, daß in unsern Tagen, auf denen der Materialismus lastet, das Ende vom Märchen der Tod ist. Der Tod der Seele oder des Leibes. Nur den letztern stirbt dieser Junge. —

Den Tod der Seele stirbt dagegen „Peter Michel", der Held eines Romans von Friedrich Huch (Hamburg, Alfred Janssen, geb. 5 Mk.). Das Buch hat einen großen Erfolg gehabt, und mit Recht, denn es ist zweifellos eine starke

Talentprobe. Es ist für ein Erstlingswerk sogar in technischer Hinsicht wohl zu reif, frühreif. Und wie es uns mit frühreifen Menschen geht, so mit diesem Buche. Wir werden seiner nicht froh. Etwas Bitteres liegt in dem Ganzen, und ein starker Bruch ist nur durch äußere Kunst verdeckt. Hier fehlt so ganz die „Freude am Licht". Die seltsamen Menschen, die hier herumlaufen, entwickeln sich nicht eine eigene Welt; eine seltsame Welt, aber doch eine Welt, in der sie zu Hause sind. Sie verblöden vielmehr am Leben. Und der junge Peter Michel entwickelt sich nicht aus dem verträumten Tölpel und „tumben" Jüngling zu einem Mann, dem das Erlebte Herz und Blick weitet und die gebundene Phantasie befreit, sondern er versimpelt. Es bleibt ein Versimpeln, trotzdem er ein braver Mathematiklehrer und noch braverer Ehemann wird; denn ein Herz, das uns reich schien, vertrocknet. Wozu das alles, wenn der Dichter nicht den höhern Standpunkt gewinnt, von dem aus das künstlerisch und menschlich Wertvolle auch dieses Schicksals ausgelöst wird?

Wenn denn schon nicht die Höhe gewonnen wird, so ist doch bereits der heitere Verzicht ein Gewinn. Denn in ihm kann Humor leben und damit eine fruchtbare Macht, die Segen verbreitet. Drei Bücher habe ich hier, die davon berichten. Zwei davon sind von Wilhelm Holzamer, dem die Heimatkunst zum Heil geraten ist. Denn indem er sich immer mehr in seine hessische Heimat und ihre Bewohner versenkte, ist er aus dem l'art pour l'art herausgekommen. Und wenn er nun auch dieses Heimatliche allzu offen betont und selber in seinen Büchern viel redet, so wird er doch wohl auch diese Schwächen noch überwinden. Denn sowohl der Schneider „Peter Nockler", wie sein Weib leben und erleben das meiste mit ihrem ganzen Selbst. (Leipzig, Herrmann Seemann Nachf., 2.50 Mk.) Es ist ein recht einfaches Leben, wie sich der brave und schlichte Peter in ein leichtblütiges Mädchen verliebt, wie dieses sich mit einem andern vergißt, er aber ihr trotzdem durch die Heirat die Ehre bewahrt. Aber wie dann Nockler aus dem Schneidermeister zum Lebensmeister wird, dem sein einfacher Leitspruch: „Mer sein halt all Mensche" zur schönsten Lebensbejahung hilft; wie dagegen seinem Weibe die Dankbarkeit zur Quelle der Reue und Läuterung wird, wenn es sich auch darüber verzehrt, — das greift an tiefstes Erleben, das um so mehr ergreift, als es in so einfachem Rahmen sich vollzieht. Nicht so hoch steht das neuere Buch „Der arme Lukas" (ebd., 2.50 Mk.). Aber auch diese Geschichte von einem, der genügsam geworden ist, weil ihm das Leben den Antrieb zur Arbeit genommen hat, verdient gelesen zu werden. Und warum soll nicht einer, der einst den stolzen Künstlertraum geträumt, als — Nachtwächter und Faktotum eines Dörfleins glücklich oder doch zufrieden werden können, wenn er sieht, daß er andere beglückt?

So findet auch der Lehrer „Johannes Johansen", von dem Otto Hauser (Stuttgart, A. Bonz, 2.40 Mk.) erzählt, sein spätes Glück. Der Verfasser ist zuerst mit „ethnographischen Novellen" hervorgetreten, die hauptsächlich durch das Stilgefühl verblüfften, mit denen fremde Menschen und Völker geschildert waren. Auch diese Geschichte spielt in Dänemark und könnte ebensogut von einem Dänen geschrieben sein. Aber da die ganze landschaftliche Stimmung an unserer „Waterkant" dieselbe ist, empfinden wir dieses Fremdartige nicht und können uns völlig von der Entwicklungsgeschichte dieses Schulmeisters einnehmen lassen. Daran stört uns auch nicht die Unmöglichkeit einiger äußerer Umstände.

Alles innere Leben ist jedenfalls mit ergreifender Wahrhaftigkeit geschildert. Wie der künstlerisch hochbegabte Mensch sich in der Einsamkeit trotz der widerstrebenden Verhältnisse seinen hochstrebenden Sinn bewahrt, heimlich arbeitet, aber am Mangel des technischen Könnens scheitern muß; wie er durch einseitige Betonung seiner Künstlerschaft an seinem Menschentum sündigt, später aber dadurch, daß er menschlich seinen frühern Fehler gut macht, in einem andern dem Künstlertum emporhilft, — das ist in einfacher und ruhiger Schönheit dargestellt.

Wir haben oben als segensreiche Entwicklung die aus dem Naturalismus zu einer ethischen Lebensauffassung dargestellt. Ich habe heute zum Schluß noch von einem Roman zu berichten, der diese Entwicklung zum stofflichen Inhalt hat. Wilhelm von Polenz steht in seinem zweibändigen Roman „Wurzellocker“ (Berlin, F. Fontane, 8 Mk.) künstlerisch nicht ganz auf der Höhe der besten seiner frühern Bücher. Dazu ist der Stoff nicht einheitlich genug gestaltet, nicht in allen Teilen ganz durchdrungen. Auch die Menschen machen zum Teil den Eindruck, als seien sie zu den Thesen konstruiert, und ihre Entwicklung erscheint nicht immer mit ihrem Erleben in der notwendigen Einheit. Auch die Tendenz des Romans tritt zu sehr als solche hervor, ist nicht genug mit den Menschen verwachsen; sie bleibt mehr in den Worten stecken und geht nicht ganz im Erleben auf. Das sind aber alles Einwände, die wir nur bei einem so starken Könner wie Polenz, von dem wir völlig ausgereifte Gaben verlangen dürfen, erheben. Der Roman bleibt trotz allem über dem Durchschnitt. In einzelnen Gestalten, zumal dem Naturkind Alma und einem kleinen Literaturjuden, der, wie man ihn auch wirft, immer auf die Füße fällt, zeigt sich Polenz als trefflicher Gestalter, und auch der Stoff ist bedeutend genug erfaßt, um zu fesseln. Des Buches Tendenz richtet sich dem Worte nach gegen den Naturalismus, trifft aber im Grunde mehr das unnatürliche Ästhetentum, das l'art pour l'art oder das Literatentum schlechthin. „Mensch sein ist allemal wichtiger, als Literat sein,“ ist ein prächtiges Wort Lienhards. Zu dieser Erkenntnis wird der junge Berting durch das Leben erzogen, und Polenz faßt das Ergebnis in folgende Worte zusammen, mit denen ich diese Übersicht schließe, da sie die Erkenntnis enthalten, die unserer Literatur am meisten not tut:

„Auch er war mit dem Gedanken ausgezogen, das Leben sei ein Fest, welches man nur zu genießen brauche; aber es war mehr. Wert bekam das Leben erst, wenn es von seinem Träger gestaltet wurde. Ein neues Gefühl wuchs in ihm heran, Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daseins. Die Gesetze des Seins mußte der Mensch anerkennen und sich ihnen unterwerfen, sonst glich er einem steuerlosen Schiff auf hoher See. Berting war auf nichts stolzer als auf sein Künstlertum. Aber das Gottesgnadentum des Dichters wurde nur dem fruchtbar, der sich diese Würde verdiente. Dichter und Leben stehen in innigem, unzertrennlichem Zusammenhang. Alles echte Dichten ist ein geheimnisvolles Rinnen von tief aus dem Innersten quellenden Gefühlen, ein Überfließen von erlebten Dingen.“

**Hans Murbach.**



# Ein Buch für die deutsche Jugend.

Aus den vielen und zum Teil bedeutenden Schriften, die in steigender Flut durch das gewaltige Drama in Südafrika hervorgerufen sind, hebe ich besonders eine heraus, welche mir in hohem Grade geeignet erscheint, ein treffliches und lesenswertes Buch für Männer wie auch für unsere heranwachsende Jugend zu werden. Wir besitzen in Deutschland nicht allzu viele gute und vollwertige Jugendschriften — hier ist eine. Ich meine das kürzlich in Leipzig bei Brockhaus erschienene Buch des Obersten Schiel: „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika", ein stattlicher Band von 600 Seiten mit 39 Abbildungen, Preis geb. 10 Mk. Ein reiches und vielbewegtes Leben rollt sich auf diesen Blättern in buntem Wechsel vor uns ab, ein Leben, dem Widerwärtigkeiten und bittere Enttäuschungen, Niederlagen und schwerer, herber Kummer nicht erspart geblieben sind, das aber auch von manchem glücklichen und wohlverdienten Erfolge im Frieden und im Kriege reichlich gekrönt worden ist. Und alle wechselnden Schicksale dieses vielgestaltigen Lebens sind in einer frischen und lebendigen Sprache geschildert, die sich fern hält von jeder eitlen Prahlerei und törichten Ruhmsucht; ein warmes Herz pulsiert in kräftigem und sympathischem Schlage in jeder Zeile, eine kernhafte, humorvolle und lebensfrohe Soldatennatur lacht aus jeder Seite uns frisch und herzhaft entgegen; und neben der Phantasie, der verlockenden, kommen auch der Geist und das Gemüt und der sinnende Ernst beim Lesen des Buches reichlich auf ihre Kosten. — Lange Zeit ist Schiel ein tüchtiger Farmer gewesen; er ist dann ein wackerer Kriegsmann geworden, und hier sehen wir ihn plötzlich als einen ausgezeichneten Schriftsteller, dessen männliche und offene Unparteilichkeit und klares, unbefangenes Urteil sich wohltuend und erquickend abhebt von den vielen einseitigen, ungerechten und unwahren Schilderungen, an denen gerade der Südafrikanische Krieg so überreich gewesen ist. Und dabei gehören seine Memoiren zu den Büchern, bei denen der Leser die Schläge der Mitternachtsstunde überhört; sie sind von jeder Anstößigkeit frei und mit einem Feuer und einem Schwung geschrieben, die auf junge Gemüter unfehlbar ihre Wirkung ausüben müssen, voll farbensatter Szenen, die lebhaft an Coopers prächtige Schilderungen erinnern. „Wie oft", sagt Schiel, „bin ich aufgefordert worden, meine Erinnerungen niederzuschreiben; aber stets hielt mich der Gedanke ab: wenn ich alle Abenteuer, alles Leid und Freud', alle Stürme und Kämpfe so beschreiben soll, wie sie stattfanden, wird dann nicht manches unwahrscheinlich erscheinen und es mir nicht gehen wie jenem Matrosen, in den nach seiner Rückkehr in die Heimat seine Großmutter drang, ihr seine Reiseerlebnisse zu erzählen. Daß er an Bord seines Schiffes mit den Meerjungfern getanzt habe, glaubte sie; als er aber behauptete, fliegende Fische gesehen zu haben, verbot sie ihm ganz entrüstet, sie auf solche freche Weise anzulügen."

Mit frohem Mut, leichtem Herzen und noch leichterem Beutel hatte Schiel im Oktober 1878 die deutsche Heimat verlassen, um in der weiten Welt dem Glück in den Weg zu laufen. Er nahm zunächst bei einem deutschen Farmer in Natal eine Stellung an. In späteren Jahren hielt ihm einmal ein englisches Blatt vor, daß er weiter nichts gewesen sei, als „Ackerknecht für 50 Mk. Monatslohn". „Das war sehr übertrieben," sagt Schiel mit philosophischem Gleichmut.



„Zu einem solchen Schlemmerlohn habe ich es gar nicht einmal gebracht! Zwanzig Mark war alles, was mein knauseriger Brotherr mir gewährte, und dafür mußte ich von morgens vor Tagesanbruch bis in die Nacht im Geschirre sein."

Nach einem Jahre verließ er die Farm und zog weiter nördlich nach Transvaal, um dort selbst ein Heim zu gründen. Damals tobte gerade der blutige und erbitterte Krieg Englands gegen die von König Cetewajo geführten Zulukaffern, in dem die englischen Abteilungen zwar hervorragende und heldenmütige Waffentaten vollbracht haben, die militärische Ehre des Gesamtfeldzugs aber unzweifelhaft den Zulus gebührt. — Bald darauf, im Jahre 1881, brachen die Feindseligkeiten zwischen den Briten und den Transvaalburen aus, die zu den großen Niederlagen der Engländer am Long Nek und am Majubaberge führten — der erste Akt des erschütternden Dramas, dessen tragisches und zugleich heroisches Ende sich eben vor unseren Augen abgespielt hat. Diese Niederlagen unterbrachen zunächst den gewaltigen imperalistischen Plan Englands, daß Afrika britisch sein soll von Kapstadt bis nach Kairo, ein gigantischer Plan, der bislang geduldig und folgerichtig durchgeführt ist mit der ganzen bewunderungswürdigen Zähigkeit der angelsächsischen Rasse.

Schiel wurde kurz nach dem Friedensschlusse von der Transvaalregierung als Grenzleutnant und Sekretär dem Kommandanten Joachim Ferreira beigegeben, der an dem Siege von Majuba den Hauptanteil gehabt hatte. „Ferreira", erzählt Schiel, „war ein Boer vom guten alten Schlage, ein Hüne von Gestalt und einer der besten Jäger und Schützen, die ich je gesehen habe. Mutig wie ein Löwe, ein ausgezeichneter Reiter und mit einer bewundernswerten Unerschrockenheit und Geistesgegenwart begabt, wußte er bei jeder Gefahr sofort das Richtige zu treffen. Dabei war er einer der liebenswürdigsten Kameraden, die man finden kann, überall beliebt und geachtet. Einst ritten er und ich vom Zwasieland nach der Pongolapoort durch ein meilenweit unbewohntes Buschfeld. Die Sonne stand schon ziemlich tief, und die Pferde waren müde; es war sehr heiß, und da wir schon viel geplaudert hatten, ritten wir schweigend nebeneinander her. Plötzlich sprang aus dem hohen Grase ein mächtiges Tier auf das Pferd des Kommandanten, so daß im Nu Roß und Reiter im Sande lagen. Mein Pferd stieg vor Schrecken kerzengerade in die Höhe. Im Steigen ließ ich mich aus dem Sattel gleiten und riß die umgehangene Büchse von der Schulter. Aber ehe ich noch recht sah, was eigentlich geschehen war, knallte ein Schuß, und Ferreiras Pferd war wieder auf den Beinen. — Ein riesiger Löwe war auf das Pferd losgesprungen und hatte es oben am Halse gepackt. Im Fallen hatte sich Ferreira so geworfen, daß sein Bein nicht unter das Tier kam. Wie der Blitz war er dann aufgesprungen, hatte dem Löwen das Gewehr gerade ins Ohr gesteckt und gefeuert. Alles dieses geschah innerhalb weniger Sekunden. Der Löwe mit der Kugel im Hirn rollte zurück, und das Pferd sprang wieder hoch, an allen Gliedern zitternd und heftig aus dem Nacken blutend. ‚Keek toch, Schiel, hoe de ou beest mijn paard gebeit het!' (Sieh doch, Schiel, wie das Biest mein Pferd gebissen hat!) sagte Ferreira ruhig. — ‚Aber, Kommandant,' erwiderte ich, ‚Sie bluten ja selbst!' Dem Blicke meines Auges folgend, bemerkte er, daß der Löwe die Außenkrallen der rechten Vordertatze in sein Bein eingeschlagen hatte, von dem das Blut hinunterströmte. ‚Waarlijk! so een Canaille,

mijn mooi broek!' (Wahrlich, so eine Kanaille, meine schöne Hose!) erwiderte ergrimmt Ferreira."

Das jahrelang anhaltende Grenzleben, fortwährend zu Pferde und im Felde, bot des Aufregenden überaus viel. Erbitterte Kämpfe mit feindlichen Kaffernstämmen wechselten ab mit hochinteressanten Besuchen im Königskraal Cetewajos und seiner Brüder; von diesen schwärmte Makanane, der riesigste von allen, denn an seiner Höhe fehlte nur wenig an sieben Fuß, für schlesischen Streuselkuchen, den die junge Frau Schiel ausgezeichnet buk. Einmal schickte er ihr eine Kuh zum Geschenk und ließ wissen, daß er am folgenden Sonntage kommen werde, um Kaffee zu trinken und „Kuchen mit Hagel" zu essen. Frau Schiel hatte gebacken, als ob sie eine Bauernhochzeit in Mecklenburg zu versorgen hätte, um Seiner Königlichen Hoheit den Gefallen zu tun, und — alles wurde alle. Bei den letzten Stücken war er nahe am Platzen; da aß er die Streuseln ab und nahm den kahlen Kuchen für seine Lieblingsfrau mit. — Cetewajos Halbbruder Dabulamanzi gab Schiel, als dieser ihn besuchte, einen jungen Zulu zur Bedienung. „Das ist einer von denen, die den jungen König der Weißen getötet haben," sagte er dabei. Er meinte den unglücklichen Prinzen Napoleon. Schiel bat den Zulu, ihm den Tod des Prinzen genau zu schildern, und er erzählte: „Nach der Schlacht von Isandhluana war ich eines Tages mit einer Anzahl anderer Zulus, die als Späher dienten, in der Richtung des Büffelflusses vorgegangen, als wir in der Ferne plötzlich einen Trupp englischer Reiter bemerkten. Wir befanden uns auf einer Anhöhe und beobachteten, hinter Steinen versteckt, die Feinde scharf. Sie kamen näher, zuerst drei Mann, dann in einiger Entfernung ein Trupp von 25 Reitern. An einem Bache, der durch ein kleines, enges Tal floß, saßen sie ab. Ein Soldat zu Pferde blieb oben auf dem Talrande halten. An dem Bache war das Gras sehr hoch, und einige von uns schlichen sich nach der Stelle zu, wo die Engländer abgesattelt hatten. Plötzlich muß der Posten oben auf der Höhe einen von unseren Leuten bemerkt haben, denn die Engländer eilten zu ihren Pferden und saßen auf, worauf sie schnell auf den Kamm des Hügels hinauf ritten. Nur einer war zurückgeblieben. Wie es schien, konnte er nicht auf sein Pferd kommen. Es war ein großes, feuriges Tier, das dadurch, weil die anderen Pferde schon alle voraus waren, unruhig wurde und nicht stillstehen wollte. Der Engländer, es war ein Offizier, stand auf der nach dem Bache zu abfallenden Seite tiefer als das Pferd und bemühte sich vergebens, es zu halten und in den Steigbügel zu gelangen. Plötzlich sprang einer der Unseren, der nahe herangeschlichen war, aus dem Grase hervor und warf dem Offizier einen Assegai von hinten in den Rücken, worauf dieser hinfiel und eine Strecke weit die Böschung hinunterrollte. Sofort sprangen noch andere von uns hinzu und gaben ihm verschiedene Stiche. Das Pferd war weggelaufen." — „Was habt ihr dann gemacht?" fragte Schiel den Zulu. — „Auch wir sind weggelaufen, denn wir dachten jeden Augenblick, daß die Engländer wiederkommen würden. Sie ritten jedoch weg. Wir sind dann schnell wieder zur Leiche gegangen, haben die Waffen und den Rock des Offiziers geholt und sind dann im hohen Grase den Bach entlang hinaufgegangen zu der Stelle, von der wir gekommen waren." — „Sind die Engländer nachher wiedergekommen?" — „Ja, sie sind wiedergekommen, aber erst lange nachher." — Beruht diese Er-

zählung des Zulu auf Wahrheit, so ist der kaiserliche Prinz von seinen Begleitern niederträchtig und feige im Stiche gelassen.

Im Jahre 1887 wurde Schiel Instrukteur der Artillerie, deren Geschützmaterial, wie er sagt, den Glauben zuließ, daß die Regierung ein Museum alter, ausrangierter Kanonen anlegen wolle. Trotz aller seiner Bemühungen und Vorstellungen wurde daran wenig geändert; Schießübungen konnten wegen der schlechten Geschütze nicht angestellt werden, und außerdem bewilligte Joubert keine Munition dazu. Er sah die Notwendigkeit hierzu nicht ein und war der Meinung: wenn der erste Schuß nicht sitzt, wird so lange geschossen, bis einer sitzt; „warum denn hastig sein, wir haben ja Zeit genug!" — „Im Kaffernkrieg kann das gehen, General," erwiderte Schiel ihm, „wie aber, wenn wir einmal gegen eine englische Batterie zu feuern haben?" — „Ach was," war die Antwort, „wer spricht noch von Krieg mit den Engländern?"

Bald darauf trat Schiel mit Hauptmannsrang aus dem aktiven Dienst der Artillerie aus und wurde zum Zivilkommissar in einem herrlichen und fruchtbaren, aber von feindlichen Kaffernstämmen umlagerten und bedrohten Distrikt südlich der Zoutpansberge ernannt. Der weite Weg von Pretoria bis dahin wurde, wie stets in Südafrika, im Ochsenwagen zurückgelegt, und zwar fuhr man wegen der herrschenden großen Hitze häufig in der Nacht, namentlich während des Mondscheins. So waren wir, erzählt Schiel, auch eines Tages gegen Abend von dem kleinen Ort Waterberg abgefahren. Der Weg ging durch tiefen Sand, so daß die Ochsen nur langsam vorwärts kamen; ich war deshalb dem Wagen etwas vorausgeritten, um eine passende Stelle an einem Wasser für das Nachtlager zu finden. Dort wartete ich. Als der Wagen ankam, fand ich, daß meine Frau, die durch die großen Anstrengungen der Reise und durch die drückende Hitze des Tages übermüdet war, sowie die Kinder und die Kindermädchen im Wagen alle im tiefen Schlafe lagen. Durch das Halten des Wagens erwachte meine Frau, weckte die Kaffernmädchen und schickte sich an, die Betten vom Wagen zu reichen, da die ältesten Knaben und ich immer unter ihm auf der Erde schliefen. „Wo ist denn Mariechen?" (unser kleines 18 Monate altes Töchterchen), fragte auf einmal meine Frau. — „Ich weiß es nicht," sagte ich, „noch keines der Kinder ist vom Wagen gekommen." — „So ist es," rief meine Frau, „während wir alle schliefen, vom Wagen gefallen!" Ich fühlte, wie es mir eiskalt über den ganzen Körper lief. Mein Pferd losbinden, den Halfterriemen ihm durchs Maul ziehen und mich auf den bloßen Rücken schwingen, war das Werk eines Augenblicks, und Todesangst im Herzen sprengte ich in rasendem Galopp zurück. Giftige Puffottern, Riesenschlangen und Leoparden kamen in jener einsamen Gegend überall vor. Endlich sah ich im Mondenscheine dicht vor mir einen dunklen Punkt mitten im Sandwege liegen. Mit einem Ruck riß ich das Pferd an, und ehe es noch stand, war ich am Boden. Da lag das Kind auf dem weichen Sand und schlief ruhig wie im Schoße der Mutter; wenige Schritte davon lag eine Decke; Tränen der Freude und der Dankbarkeit traten mir in die Augen, daß der liebe Gott die Kleine so behütet hatte. Ich glaube seitdem, daß die Engel kleine Kindlein beschirmen! Ich hing mir mein Töchterchen, das sanft weiter schlief, huckepack auf den Rücken, band es mit der Decke fest, schwang mich aufs Pferd, ritt zurück und legte das noch immer schlummernde Kind in die Arme der überglücklichen Mutter.

Dort in den Zoutpansbergen, am oberen Lauf des Letoba, kaufte Schiel eine Farm, der er den Namen „Roßbach" gab, und baute sich sein Haus an einem kleinen, klaren Waldbache. Hochinteressant sind die ausführlichen und äußerst lebendigen Schilderungen der Lebensgewohnheiten der benachbarten Kaffernstämme, ihrer eigentümlichen Gebräuche und Sitten, ihres unausrottbaren und oft spaßhaften Aberglaubens, ihrer unglaublichen Lügenhaftigkeit, ihrer verwegenen Jagden und ihrer blutigen und grausamen Kampfesart. Namentlich in den beständigen Grenzkriegen mit ihnen bildeten die Buren sich zu den kaltblütigen, treffsicheren und bewunderungswerten Schützen aus, deren Kugel unfehlbar ihr Ziel erreichte.

Im Jahre 1893 trat Schiel zum Zwecke militärischer Studien eine Reise nach Deutschland an und wurde nach seiner Rückkehr Administrateur der Artillerie Transvaals. In dieser Eigenschaft hatte er reichliche Gelegenheit, tiefe Einblicke zu tun in die politischen und militärischen Verhältnisse der Burenrepublik, und was er sah und erlebte, war durchaus nicht alles erfreulich. Da ist es eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß gerade die besten und hervorragendsten Führer der Buren, auf die jahrelang die Augen einer atemlos lauschenden Welt mit Bewunderung geblickt haben, trotz all ihrer Liebe und Hingabe an ihr tapferes und wackeres Volk und an ihr heimatliches Land dennoch mit offenem und ehrlichem soldatischen Freimut auch die vielen Mängel und Verkehrtheiten schildern, an denen in den Burenrepubliken bei allem Anerkennenswerten weder im Krieg noch im Frieden Mangel war. Zu ihnen gehört auch Schiel, und höchst lehrreich in dieser Beziehung sind in seinem Buche die Abschnitte: „Wieder bei der Artillerie", „Im Buschkriege", „Proben unserer Taktik", „Weiter im alten Schlendrian", „Was zum Kriege geführt hat", „Kriegsvorbereitungen und Ausmarsch", „Über die Grenze". — Fast unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges wurde Schiel mit dem größten Teil des deutschen Freikorps, das er gebildet hatte, in dem für Transvaal unglücklichen Gefecht bei Elandslaagte durch eine Gewehrkugel am linken Bein schwer verwundet. Er erzählt: „Wie lange ich nach der Verwundung besinnungslos auf dem Schlachtfelde gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, trat ein englischer Soldat, der Gewehre auflas, auf mich zu, ergriff meine mit Cognac gefüllte Feldflasche und setzte sie mir an den Mund; das tat mir sehr wohl. Dann breitete er, da es stark zu regnen anfing, freundlich seinen Mantel über mich aus. Bald nach seinem Weggange kam eine Abteilung schottischer Gordons, um Verwundete zu holen. Ich bat einen von ihnen, dem in meiner Nähe liegenden schwerverwundeten Feldkornett Potgieter etwas Wasser zu reichen. Sie gaben uns alles, was sie hatten, und ein Sergeant setzte sich zu mir auf einen Stein und bot mir seine Hilfe an. Als er sah, daß ich noch nicht verbunden war und meine Reithosen über und über voll Blut waren, machte er kurzen Prozeß, holte sein Messer aus der Tasche und schnitt mir von oben bis unten das linke Hosenbein, Unterhosen und Reitstiefel auf, um meine Wunden verbinden zu können. Er erzählte mir dabei von seinem kleinen Töchterchen, das, wie er sagte, seine einzige Freude sei. Ich dachte an meine kleinen Mädchen, die ich nun gerade ein Jahr lang nicht mehr gesehen hatte. Als der gute Bursche sah, wie ich vor Kälte zitterte, ging er weg, um Hilfe zu holen und mich weg zu tragen; seinen Regenmantel hatte er schon längst weggegeben. Unterdessen kamen zwei englische Soldaten heran, von denen der eine sich zu mir niederbeugte und mich in der Dunkelheit anredete: ‚Sind Sie

ein Bur, einer von diesen verfluchten Hallunken?' Diese Worte empörten mich. ,Und was sind Sie?' fragte ich entrüstet. — ,Ich bin ein Gordon!' kam es stolz heraus. — ,Nein, Sie sind keiner!' sagte ich. — ,Jawohl, ich bin doch einer!' gab er zurück. — ,Nein, Sie sind keiner! Ein Gordon würde niemals einen Verwundeten auf dem Schlachtfelde insultieren!' Er erwiderte kein Wort. Eine Weile blieb er still; da bemerkte er, daß ich unter meinem Mantel vor Kälte zitterte und mir die Kinnlade klapperte. Er richtete sich auf, zog schweigend seinen Regenmantel aus und legte ihn behutsam auf mich. ,Es ist verflucht kalt,' sagte er, ,armer Teufel!' und damit ging er weg. Nach drei oder vier Schritten aber drehte er sich wieder um, hielt mir die Faust hin und sagte: ,Denke daran, Feinde bleiben wir trotz alledem!' In rauher Schale doch ein guter Kern," fügt Schiel hinzu. Das sind so einige Beispiele vom Benehmen der „brutalen, rohen englischen Tommys".

Oberst Schiel wurde zunächst als Gefangener nach Simonsbay auf die „Penelope", ein altes, ausrangiertes Kriegsschiff, gebracht und später nach Sankt Helena transportiert. Auf dieser Insel, auf der auch einst der französische Kriegsfürst in englischer Gefangenschaft seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte, blieb er, bis der 1. Juni 1902 die Botschaft brachte, daß der Friede definitiv geschlossen sei. Schiel schließt: „Ich habe meine Schilderungen objektiv gehalten; ich habe mich nicht leiten lassen weder durch Haß und Voreingenommenheit gegen den Feind noch durch Bevorzugung der Unseren. Ich erkenne an, daß ich in der Gefangenschaft viel Gutes und viele Freundlichkeit genossen habe. Ich habe oft von Kameraden bittere Klagen über die Zustände gehört, und es war in der Tat Ursache zu vielen Klagen vorhanden. Unzweifelhaft sind Mißstände vorgekommen. Was ich aber hervorheben muß, ist, daß mir von der Militärbehörde in St. Helena niemals eine Bitte abgeschlagen wurde, die ich im Interesse der Mannschaften des deutschen Korps vorgebracht habe. — Unser herrliches Land ist verwüstet, unsere Farmen sind verbrannt, die Selbständigkeit unseres Staatswesens ist gebrochen; keiner weiß, ob er die Seinen wiedersieht; vielen der Kameraden sind die Angehörigen gestorben oder verdorben, fast jeder beweint den Verlust eines oder mehrerer seiner Lieben. Auch ich habe im Januar 1902 das Liebste verloren, das ich besaß: mein Sohn Adolf ist in der Nähe meiner Farm gefallen; ein Schuß durch die Leber hat seinen Tod verursacht. — Was nun?" Mit dieser erschütternden, aus der tiefsten Tiefe des Herzens emporquellenden Frage schließt das Buch. — Wenig zwar oder nichts zählt das Leben des einzelnen im tragischen Untergang ganzer Nationen; was bedeutet auch das einzelne herabfallende und vom Winde verwehte Blatt, wenn im Herbst der ganze Wald dahinstirbt? Für den kleinen Kreis seiner nächsten Angehörigen aber ist der einzelne alles. — Was nun? — Goethe erzählt: Ich hatte mir ein Gärtchen angelegt und einen Kirschbaum hineingeflanzt. Da kam der harte Winter mit seinen Schneestürmen, zerstörte den Garten und zerknickte das hoffnungsvolle Bäumchen. Wieder legte ich mir ein Gärtchen an und pflanzte einen Kirschbaum hinein. Da erschien der Sommer mit seiner Glut und Dürre, der Garten verwelkte und das Bäumchen starb ab. Und zum dritten Male legte ich mir ein Gärtchen an und pflanzte einen Kirschbaum hinein. Da kamen böse Nachbarn, verwüsteten den Garten und hieben das kleine Bäumchen um. — Aber ich werde mir wieder ein Gärtchen anlegen und doch einen Kirschbaum hineinpflanzen! —

**Hans van Hooven.**






# Wunder der Technik.

Von den Tagen des Urvaters Adam bis auf die Gegenwart hat die Technik zweckbewußt und mit nur wenigen Abweichungen zwei Ziele verfolgt. Einmal wollte sie das Leben des einzelnen behaglicher gestalten, indem sie Arbeiten mehr oder minder unangenehmer oder gefährlicher Natur, welche doch einmal geleistet werden mußten, erträglicher und bequemer gestaltete. Ferner suchte sie für das ganze Menschengeschlecht fortgesetzt neue Lebensmöglichkeiten zu schaffen, also die Zahl der Menschen, welche auf einem bestimmten Areal ihren Lebensunterhalt finden können, beständig zu erhöhen.

Als Erfindungen, welche dem ersteren Zwecke dienen, sind unter anderem ziemlich ausnahmslos alle Werkzeuge zu betrachten, und hier setzt die Erfindertätigkeit schon sehr früh ein. Der Mensch kann sich nicht einmal ausschließlich des Gebrauches der Werkzeuge rühmen, denn es steht fest, daß die großen, menschenähnlichen Vierhänder wenigstens den Gebrauch des Stabes als Stütze und Waffe, den des Steines als Hammer zum Aufschlagen harter Nüsse und wahrscheinlich auch den der Muschelschale als Schöpfbecher und Grabscheit kennen. Die Unterschiede, welche von diesen Urwerkzeugen zu dem komplizierteren Handwerkszeug eines Holzschneiders oder Maschinenschlossers der Gegenwart führen, sind ausschließlich nur quantitativer Natur.

In die zweite Gruppe fällt die Erfindung neuer Wirtschaftsmethoden. Aus den Sammelvölkern, welche nur von dem lebten, was sie an Früchten und Getier mit Händen greifen konnten, wurden Fischer- und Jägervölker. Natürlich konnte bei planmäßig ausgeübter Jagd die Bevölkerungsziffer höher sein als bei dem primitiven Sammelbetrieb, aber umgekehrt zeigte bei wachsender Volksdichte der Wildstand bald böse Lücken. So finden wir die dritte Wirtschaftsstufe der Hirtenvölker, welche mangels jagdbaren Wildes zahme Schlachttiere ziehen. Ein weiterer Schritt macht die Nomaden seßhaft und bringt als neues Element auch den Ackerbau. Diese Stufe haben die meisten Völker bereits in vorhistorischer Zeit erreicht und sie dauerte ziemlich ausnahmslos bis in die geschichtliche Neu-

zeit herein. Als fünfte Periode darf man wohl diejenige des Welthandels bezeichnen. Die fortgeschrittensten Völker sind dank einer hochentwickelten Transporttechnik in der Lage, die Erzeugnisse ihrer Industrie zu exportieren und dafür Nahrungsmittel, welche im eigenen Lande für die stark vermehrte Bevölkerung nicht mehr in genügender Menge erzeugt werden können, aus anderen Ländern zu importieren. Diese fünfte Wirtschaftsperiode kann logischerweise den letzten Agrarstaat nicht überdauern. Es fehlt auch nicht an Stimmen, welche sie nur als eine unnatürliche Verzögerung der natürlichen Entwicklung betrachten, und ihr vorwerfen, daß sie lediglich auf dem Raubabbau jungfräulichen Bodens basiere. Sehr wahrscheinlich dürfen wir sie nur als Übergang zu einer sechsten Epoche ansehen, deren erste Vorläufer sich in unseren Tagen zeigen.

Eine fortgeschrittene Naturwissenschaft hat uns gelehrt, daß unsere Lebensmittel, um deren Beschaffung in ausreichender Menge ja doch der ganze Daseinskampf geht, nichts weiter als etwas kompliziertere chemische Verbindungen der Grundstoffe, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Phosphor, Eisen, Schwefel und einiger anderer mehr sind. Über alle diese Grundstoffe verfügen wir in reichlichen Mengen und zu sehr geringen Erstehungskosten.

Vielleicht wird es nun die synthetische Chemie in einer sechsten Wirtschaftsperiode übernehmen, aus diesen Grundstoffen die Nahrungsmittel zusammenzusetzen; aus der Steinkohle des Bergwerkes, dem Stickstoff der Luft, dem Sauerstoff und Wasserstoff des Wassers direkt Fleisch und Brot herzustellen.

Wir wissen wohl, daß diese Ansicht noch auf mancherlei Widerspruch stößt und daß es Experimente gibt, welche direkt dagegen zu sprechen scheinen. Beispielsweise macht man wohl geltend, daß Heilmittel, welche den natürlich vorkommenden Stoffen durchaus identisch nachgebildet sind, nicht dieselbe günstige Wirkung äußern wie die natürlichen, daß beispielsweise das künstliche Karlsbader Salz nicht so heilkräftig sei wie das natürliche. Darauf ist zu erwidern, daß ein Körper, von dem die Chemie heute behauptet, er sei einem andern wesensgleich, es noch lange nicht in jedem Fall ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß neben der Zusammensetzung der Moleküle eines Körpers auch die Lagerung der sie bildenden Atome in Betracht kommt, und diese Erkenntnis hat ein ganz neues Forschungsgebiet, die sogenannte Strukturchemie, geschaffen. Wir erleben es ja sogar, daß einfache chemische Körper, wie z. B. der Phosphor und der Schwefel, in ganz verschiedenen Formen, den allotropischen Modifikationen, auftreten, je nachdem die Atome ihrer Moleküle auf diese oder jene Weise gelagert sind. Weiter haben in der organischen Chemie sehr verschiedene Formen doch genau die gleiche Zusammensetzung, es sind sogenannte isomere Körper.

Besonders verblüffend können auch die Versuche wirken, welche von ärztlicher Seite vor kurzem mit der sterilen künstlichen Ernährung von Mäusen gemacht wurden. Diese erhielten nicht die natürliche Nahrung, bestehend aus Korn, Mehl und dergleichen, wie es eine Maus wohl frißt, vielmehr gab man den Tieren nur chemisch reine Fette, Eiweißstoffe und Kohlenhydrate, sowie die zur Knochenbildung nötigen Salze. Es zeigte sich, daß die Tiere bei dieser Nahrung, obwohl sie theoretisch alles Nötige bekamen, nicht recht gediehen. Es war bereits sehr schwer, von derartig gefütterten Mäusen Nachkommenschaft zu erhalten, und die zweite Generation erzeugte bei gleichbleibender künstlicher Nahrung ganz bestimmt keine Jungen mehr. Dieser Versuch wird mancher Stelle ebenfalls als

Beweis dafür gelten, daß es niemals möglich sein wird, die Nahrungsmittel für Mensch und Tier direkt aus den Urstoffen zusammenzusetzen.

Der strenge Logiker wird aus dem Versuch nur folgern, daß der Chemiker den Mäusen eben doch nicht alles gegeben hat, was sie brauchten. Sicherlich sind ja alle diese Dinge nicht so einfach, wie man sie an mancher Stelle gern malen möchte. Kommen wir doch beispielsweise in unseren Tagen zu der Einsicht, daß wir ohne die vielgeschmähten Bakterien gar nicht leben könnten, da deren Stoffwechsel mit dem menschlichen Stoffwechsel auf das engste verbunden ist. Aus alledem folgt aber nicht, daß es der Chemie eines Tages unmöglich sein sollte, aus den Urstoffen direkt brauchbare Nahrung zu schaffen.

Die Arbeit, welche dazu nötig ist, können wir nach einer hundertjährigen, hochentwickelten Motorentechnik in jeder gewünschten Form beschaffen. Wenn heute diese Entwicklung verhältnismäßig wenig fortgeschritten ist, so sind dafür einmal finanzielle und erst weiter technische Gründe maßgebend gewesen. Die synthetische Chemie ist heute unter anderem bereits in der Lage, aus Kohle und Wasser reinen Alkohol herzustellen. Wenn trotzdem alljährlich viele tausend Zentner Kartoffeln für die Spiritusfabrikation vermaischt werden, so geschieht dies eben, weil dies Verfahren vorläufig noch billiger ist als die direkte Darstellung. Andrerseits muß freilich die synthetische Chemie vor mancherlei Stoffen einstweilen noch Halt machen. Beispielsweise ist es noch nicht möglich, das Eiweiß herzustellen, obwohl man seine Zusammensetzung genau kennt. Trotzdem darf man die Erreichung dieses Zieles als sehr wahrscheinlich hinstellen. Theoretisch unmöglich scheint jedenfalls die Herstellung von Fleisch und Brot direkt aus den Urstoffen keineswegs. Vielleicht wird man in wenigen Jahrtausenden über die ungeschickten Barbaren des 19. Jahrhunderts lachen, welche auf die Nahrung angewiesen waren, die Regen und Sonnenschein wachsen ließen.

In mancher Beziehung haben wir uns ja schon von der Natur emanzipiert. Beispielsweise wird der unter dem Namen Indigo bekannte blaue Pflanzenfarbstoff bereits seit Jahren im großen aus dem Steinkohlenteer hergestellt, und die Felder, welche vordem für die Anpflanzung der Indigopflanzen benutzt wurden, sind mittlerweile für andere Zwecke frei geworden. Leider hapert es aber gerade mit der Herstellung einiger Nährstoffe noch recht sehr. Kann man auf einen Schlag auch nicht alles erlangen, so ist in unseren Tagen die Chemie wenigstens daran gegangen, die Urstoffe, welche uns in der Luft zur Verfügung stehen, für die natürliche Nahrungsmittelgewinnung nutzbar zu machen, den Bildungsgang der Nahrungsmittel abzukürzen und zu vereinfachen.

Wir müssen gegenwärtig den Stickstoff, aus welchem unsere Pflanzen Fett- und Eiweißstoffe aufbauen, dem Acker in Form von salpetersauren Salzen oder ammoniakhaltigen Körpern zuführen, und für diese Dungstoffe sind alljährlich schwere Summen an das Ausland zu zahlen. Dagegen enthält die Luft praktisch unendlich große Mengen reinen Stickstoffes, und es bedeutet bereits einen beträchtlichen Gewinst, wenn es gelingt, diesen Stickstoff so wohlfeil in nützliche, dungkräftige Verbindungen überzuführen, daß die deutsche Landwirtschaft dadurch zunächst einmal von dem lästigen Auslandstribut für Chilisalpeter befreit wird. Daß eine derartige Stickstoffgewinnung theoretisch möglich ist, wußte man bereits seit langem, schon Priestley zwang den Stickstoff und den Sauerstoff der Luft im Jahre 1785 zum Eingehen einer chemischen Verbindung, zur Bildung von Stick-

stoffoxyd, indem er durch gewöhnliche Luft in einem geschlossenen Gefäß starke Funken schlagen ließ. Nachdem in unserem Zeitalter durch die Starkstromtechnik die elektrische Energie in großen Mengen und zu minimalem Preise verfügbar ist, hat man das alte Problem mit Erfolg wieder aufgenommen, und gegenwärtig ist es den Elektrotechnikern Bradley und Lovejoy in den Kraftwerken der Niagara-Falls Power Company gelungen, den Stickstoff der Luft in schweren Zylindern, in denen sich fortgesetzt elektrische Entladungen vollziehen, in Stickstoffoxyd zu verwandeln. Eine weitere einfache Behandlung dieses Oxyds mit Wasser gibt Salpetersäure und mit dieser lassen sich die billigen kohlensauren Kali- und Natronsalze alsbald in die dungkräftigen salpetersauren Salze umsetzen.

Gleichzeitig mit den amerikanischen Versuchen finden Versuche in deutschen Laboratorien statt. Wenn auch hier die Arbeiten gegenwärtig noch nicht so weit fortgeschritten sind, daß an die Aufnahme einer Salpetersäurefabrikation im großen gedacht werden kann, so stehen doch günstige Resultate in Kürze zu erwarten. Die Erfolge dieser Arbeiten würden einmal eine erhebliche Verringerung der Produktionskosten unserer deutschen Landwirtschaft bedeuten. Außerdem wäre aber auch die Bebauung mancher Flächen möglich, welche gegenwärtig nicht rentabel ist. Abgesehen von diesen direkten Folgen dürfte die Herstellung von salpetersauren Verbindungen zu einem außergewöhnlich niedrigen Preis auch indirekte Folgen haben und das Problem der direkten Nahrungsmittelerzeugung erheblich fördern. In der Tat kann ja wohl ein Problem, das bei einem Salpetersäurepreis von einer Mark ziemlich aussichtslos ist, bei einem solchen von zehn Pfennigen plötzlich sehr gewinnbringend erscheinen.

Da wir einmal gerade von der Luft gesprochen haben, so mag ihrer auch ein wenig mehr gedacht werden. Läßt man knallende Funken durch die Atmosphäre schlagen, so verbinden sich, wie gesagt, Sauerstoff und Stickstoff zu Stickstoffoxyd. Vollzieht sich die Entladung dagegen lautlos und nur unter einem milden, bläulichen Glimmlicht, so bleibt der Stickstoff unverändert. Dagegen wird der Sauerstoff zum guten Teil in Ozon umgewandelt, die Luft wird mit Ozon angereichert. Die ozonisierte Luft ist aber der beste und sicherste Sterilisator, welchen wir haben. Sie wirkt schärfer und sicherer als Chlorkalk und Sublimat. Dagegen ist sie nicht giftig wie diese Substanzen, da sich das Ozon in kurzer Zeit wieder in harmlosen Sauerstoff zurückverwandelt. Diesen Umstand hat sich die Aktiengesellschaft Siemens & Halske nach dem Vorgehen ihres verdienstvollen Elektrochemikers Erlwein für die Errichtung von Ozonwasserwerken zunutze gemacht. Bei diesen Werken passiert das Wasser nur wenige Sandfilter in beschleunigtem Tempo, so daß lediglich die Schwemmstoffe ausgeschaltet werden. Dagegen übernimmt die ozonisierte Luft die Vernichtung aller Bakterien, so daß sich schließlich ein einwandfreieres Wasser als bei den üblichen Filterwerken zu einem verringerten Kostensatz ergibt.

In anderer Weise nutzt die Technik die physikalischen Eigenschaften der Luft aus. Auf diese Verhältnisse ist die Aufmerksamkeit größerer Kreise in der letzten Zeit durch einen Vortrag gelenkt worden, welchen der Direktor der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen vor dem Kaiser hielt, und bei welchem es sich um die Ausnützung der flüssigen Luft für Tafelkühlzwecke handelte. Es ist allgemein erinnerlich, daß man durch passende Anwendung von Druck und Kälte unsere Luft in einen flüssigen Zustand bringen kann. Voraussetzung ist dabei,

daß die Temperatur mindestens auf 140° Kälte erniedrigt wird, da oberhalb dieser sogenannten kritischen Temperatur die Luft auch bei den allerstärksten Pressungen nicht mehr flüssig, sondern nur in gasförmigem Zustande bestehen kann. Auch bei 140° ist noch einiger Druck notwendig, und erst bei 190° Kälte bleibt die Luft auch unter gewöhnlichem Atmosphärendruck flüssig. Alles dies war schon seit Jahren bekannt, aber an zwei Schwierigkeiten scheiterte bis in die allerletzte Zeit die weitere Anwendung der flüssigen Luft. Einmal war ihr Herstellungspreis äußerst hoch. Diese Frage ist gegenwärtig gelöst. In größeren Betrieben läßt sich flüssige Luft heute zum Preise von etwa 10—20 Pfg. pro Liter erzeugen und flaschenweis ist sie in Berlin im Detailhandel bereits für 1.50 Mk. pro Liter zu haben. Weitere Schwierigkeiten machte die Transportfrage. Es ist nicht möglich, die Luft etwa in festen verschlossenen Flaschen zu versenden, wie dies wohl im Schankgewerbe mit der flüssigen Kohlensäure geschieht. Die kritische Temperatur der Kohlensäure liegt mit 38° C. über unseren gewöhnlichen Durchschnittstemperaturen und es ist daher möglich, die Kohlensäure durch Druck von einigen 60 Atmosphären flüssig zu halten. Die flüssige Luft würde dagegen ein geschlossenes Gefäß, und wäre es ein Kanonenrohr, in Kürze sprengen. Die Luft muß deshalb in offenen Gefäßen verschickt und der Inhalt dieser Gefäße auf 190° Kälte erhalten werden, er muß also gegen das Einströmen der Wärme von außen möglichst geschützt sein. In früheren Jahren wählte man für diese Zwecke einfache Glas- oder Metallgefäße, die in sehr dichten Lagen von Pelzwerk oder Filz eingebettet waren. Die flüssige Luft hielt sich aber nur wenige Stunden darin, dann war sie bis auf den letzten Tropfen verdampft und verschwunden. Gegenwärtig verwendet man doppelwandige Glasflaschen und pumpt die Räume zwischen den doppelten Wänden möglichst völlig luftleer. Da der leere Raum die Wärme nicht leitet, sind somit Verluste durch Wärmeleitung fast ausgeschlossen. Im weiteren sind die doppelten Wände versilbert, so daß sie Spiegelwirkung haben und auch der strahlenden Wärme nach Möglichkeit den Durchtritt wehren. Zum Überfluß ist die ganze Flasche noch in Filzwerk gepackt, und ihr Effekt ist in der Tat ein großartiger. Eine Flasche von zwei Liter Inhalt hält sich etwa 14 Tage lang. Man stelle sich einmal vor, daß man einen Suppentopf konstruieren sollte, in welchem sich kochende Suppe ohne äußere Wärmezufuhr 14 Tage lang heiß erhielte. Nach diesem Beispiel wird die Leistung der Konstrukteure, welche die Transportgefäße für flüssige Luft schufen, verständlich sein. Gelingt es für diese Gefäße die Genehmigung zum Bahntransport zu erhalten, so ergießt sich in Kürze ein Strom flüssiger Luft über ganz Deutschland, und der seltene Saft wird Allgemeingut.

Die Anwendung der flüssigen Luft wird auf verschiedenen Arbeitsgebieten und aus verschiedenen Gründen erfolgen. Die direkte Ausnutzung ihrer Kälte wird immer mehr oder minder nur für Luxuszwecke stattfinden. Bei einem Vortrage in Hubertusstock wurden dem Kaiser unter anderem elegante doppelwandige Tischgläser vorgeführt, bei denen der Raum zwischen den Doppelwänden ebenfalls evakuiert und versilbert war. In diesen Gläsern hält sich die flüssige Luft wohl während der Dauer eines Diners und jeder Tafelgast hat nun unter seinem Weinservice auch ein solches Glas voll flüssiger Luft und kühlt sich damit seinen Wein im Glase, indem er je nach Belieben mehr oder minder flüssige Luft auf den Wein gießt. Sofort beginnt die Luft, welche im Doppelglas ziemlich ruhig

steht, gewaltig zu sieden, und der Wein kühlt stark ab. Schrecklich wäre es allerdings, wenn einmal ein zerstreuter Gast, etwa ein Toastredner, versehentlich das doppelwandige Glas an die Lippen brächte und die flüssige Luft tränke. Die Wirkungen würden schlimmer sein als die des kochenden Wassers, denn schließlich bleibt es sich gleich, ob sich die Wärme mit großer Gewalt aus organischem Gewebe herausbegibt oder hineinstürzt. Das Gewebe wird in jedem Falle zerstört.

Weiter wurden in Huburtusstock Ampeln gezeigt, welche über den Tafeln aufgehängt werden sollen und flüssige Luft enthalten. Die Flüssigkeit verdampft und die sauerstoffreiche kalte Luft senkt sich infolge ihrer Schwere von oben auf die Tafel, dort die warme, verbrauchte Luft verdrängend.

Eine ähnliche Verwendung der flüssigen Luft erscheint auch für Krankenhäuser und Lazarette recht aussichtsreich. Infolge ihrer eigenartigen Herstellung zeigt die flüssige Luft bereits einen Sauerstoffgehalt von 50 Prozent, so daß Ampeln, wie die eben beschriebenen, über den Betten von Lungenkranken und Schweratmenden aufgehängt, diesen durch einen erfrischenden Sauerstoffstrom wohl Erleichterung schaffen können. Daß man außerdem auch die kalte Wirkung der Luft für Lokalanästhesie nutzbar machen kann und sich ihrer Dienste für die Heilung gewisser infektiöser Hautkrankheiten bedient, sei nur nebenbei erwähnt.

Übertrieben sind jedenfalls die Hoffnungen, welche man namentlich von amerikanischer Seite auf die Verwendung der flüssigen Luft für motorische Zwecke gesetzt hat. Für diese Zwecke besitzen wir in den flüssigen Kohlenwasserstoffen, wie dem Benzin und Petroleum, viel praktischere und brauchbarere Energieträger. Professor von Linde, den man wohl, was die Luftverflüssigung betrifft, als Autorität bezeichnen kann, will höchstens die Verwendung der flüssigen Luft in Verbindung mit Petroleum für Motoren konzedieren, obwohl ihm auch diese Anwendung zweifelhaft erscheint. Dagegen dürfte es eher möglich sein, die flüssige Luft wegen ihres Sauerstoffgehaltes für allerlei hüttentechnische Vorgänge, insbesondere auch die Stahlgewinnung, zu benutzen. Gießt man etwas flüssige Luft, welche in der Hauptsache nur noch Sauerstoff enthält, auf brennende Holzspäne, so wird der Brand nicht etwa, wie durch Wasser, erstickt. Vielmehr flammen sie in unvergleichlichem Glanze auf, und Scheite, die unter gewöhnlichen Umständen eine Viertelstunde brennen würden, sind in wenigen Sekunden verzehrt. Erwähnenswert ist auch die Anwendung der flüssigen Luft in Mischung mit Kohlenwasserstoff für Sprengmittel. Eine Handvoll Sand, mit Petroleum begossen und dann mit flüssiger Luft getränkt, ist ein mächtigeres Sprengmittel als die gleiche Menge Dynamit. In dieser Richtung finden gegenwärtig Versuche im Simplontunnel statt. Hierbei ist die schnelle Verdampfung der flüssigen Luft gleichzeitig Vorteil und Nachteil. Einmal nötigt sie dazu, schleunigst nach dem Einsetzen der Sprengpatrone den Schuß wegzutun, da man in allerspätestens einer Viertelstunde nur noch harmlosen Petroleumsand im Sprengloch haben würde. Andrerseits verhindert sie aber auch das Verschleppen von Patronen, welches mit Dynamitpatronen nur allzuhäufig für verbrecherische Zwecke stattfindet.

Je vertrauter die Technik mit den Naturkräften wird, desto mehr gelingt es ihr auch, große Energiemengen an verhältnismäßig geringe Massen zu binden. Nehmen wir einmal die lebendige Kraft, die sogenannte Energie der Bewegung, so können wir wohl die gewaltigen Feldsteine, welche die Kämpfer der homerischen Zeit gegeneinander schleuderten, den kleinkalibrigen Gewehrgeschossen unserer Tage

gegenüberstellen. Die Wucht eines nur wenige Gramm schweren Projektils, das mit 500 Meter in der Sekunde seines Weges zieht, ist größer als die lebendige Kraft eines mehrere Zentner schweren, von der Hand geschleuderten Feldsteines.

In der Wärmetechnik können wir den großen Herd- und Lagerfeuern der Alten in unseren Tagen das Thermit gegenüberstellen. Eisenrost ist ein harmloses Pulver und mit Aluminiumfeilspänen kann man auch nicht viel anfangen. Mengt man aber beide Stoffe und bringt sie zur Entzündung, so entwickelt sich auf engem Raum eine enorme Hitze. Wir erhalten eine feurig-flüssige Eisen- und Schlackenmasse, welche ungefähr 3000° warm ist. Wie etwa kochendes Wasser, auf eine Wachsplatte gegossen, glatt durch diese hindurchfällt, so schmilzt das feurig-flüssige Thermit im Fallen durch eine halbzöllige Stahlplatte durch. Auf dieser Eigenschaft des Aluminiums, einem Metalloxyd, im vorliegenden Falle dem Eisenrost, beim Verbrennen den Sauerstoff zu entziehen, und dabei gewaltige Wärmemengen frei zu machen, hat sich in letzter Zeit eine ganze Industrie aufgebaut. Die sogenannten aluminothermischen Verfahren nehmen in der Technik einen weiten Raum ein und haben manche Arbeiten angenehmer und billiger gemacht, als es mit alten Mitteln möglich ist.

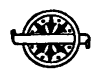
Während die Temperaturen, welche der landläufigen Technik, sagen wir einmal einer gewöhnlichen Schlosserwerkstatt, zur Verfügung standen, sich noch vor wenigen Jahren von 0°, der Temperatur des käuflichen Roheisens, bis zu etwa 1600°, der Temperatur eines gut durchgeblasenen Schmiedefeuers, bewegten, sind nach der allgemeinen Einführung der flüssigen Luft und des Thermites Temperaturen innerhalb 190° Kälte und 3000° Hitze von jedem, man möchte beinahe sagen in der guten Stube und ohne die Plüschmöbel zu ruinieren, herstellbar.

Wir können es uns wohl als ein dankenswertes Objekt für ein naturwissenschaftliches Theater vorstellen, recht demonstrativ diesen Fortschritt zu zeigen. Wir könnten auf der Bühne in rußiger, ungemütlicher Werkstatt eine Schar von Zyklopen am Schmiedefeuer hämmern und werken sehen, um ein zerbrochenes Stück Eisen zu schweißen. Dann könnte wohl der Techniker des 20. Jahrhunderts als Taschenspieler vortreten, den Zylinderhut abnehmen, ihn mit wenigen Händen feuerfesten Tons auskleiden, aus einer Tasche etwas Thermit holen, hineinstreuen, anzünden und in wenigen Sekunden eine Glut haben, in der jedes Schmiedestück sofort auf Schweißhitze kommt. Mit den Händen könnte er die zu schweißenden Stangen hineintauchen und zusammendrücken, wie man wohl die Enden eines weichen Wachslichtes gegeneinanderdrückt. Damit wäre das Werk, das die Zyklopen vorher unter viel Zeit- und Kraftaufwand vollführten, elegant und leicht vollendet, ein leichter Schlag würde die feuerfeste Form aus dem Hut entfernen, und der Zylinder wäre noch für jede Redoute brauchbar.

Wir würden auf solcher Bühne weiter sehen, wie in früherer Zeit im Winter Eis gefahren wurde, wie es im Sommer in Schmutz und Nässe zum Gasthaus kommt, und wie hier mühselig die Speisen unter Anwendung von Kältemischungen in stundenlanger Vorbereitung gekühlt werden. Wieder wird dann der Taschenspieler auftreten, in seinen universalen Zylinder zwei Liter flüssige Luft schütten und was immer gekühlt werden soll, in die Flüssigkeit hängen. Mächtiger Nebel wallt auf, die Flüssigkeit siedet. In wenigen Sekunden ist die Speise gekühlt und der Sekt frappiert. Das alles ist keine Zukunftsmusik. Es

könnte heute schon allerorten vorgeführt werden. Die fortschreitende Technik schafft nicht nur rastlos neue Möglichkeiten des Lebens, sie gestaltet auch das Leben innerhalb der bereits eroberten Grenzen ständig angenehmer und lebenswerter.

**Hans Dominik.**



# Zwischen den Dramen.

**Hauptmann: Der arme Heinrich. — Wildenbruch: König Laurin. — Björnson: Paul Lange und Tora Parsberg. — Strindberg: Rausch.**

Klänge aus alten Heldenbüchern wurden auf unsern Bühnen neu. Wildenbruch weckte mit Schwert- und Schildgerassel die Gotensagen und König Laurin, Gerhart Hauptmann beschwor mit Gefühlserleben des „Armen Heinrich" Leiden und Erlösung.

Eine Fülle dichterischer Möglichkeiten liegt in dem Schicksal des Ritters Heinrich, das uns Hartmann von der Aue überlieferte. Erschütternde Tragik des Höhensturzes, daß der strahlendste Lebensritter, schimmernd in Purpur, in Glanz und Glorie, mit Aussatz, mit dem Zeichen der Verachteten, geschlagen wird; daß der hochgemute Reiter auf schnaubenden Siegerrossen als ekler Bettler vermummt mit Stange und Lazarusklapper durch den Schmutz der Straße den Pfad des Elends zieht. Wehe Süße und schmerzensreiche Holdheit webt um die knospenhaften Glieder der jungen Magd, die in stummer Liebe zu dem hohen Herrn bebt und zittert, in der irdische und himmlische Minne zu einer zehrenden Flamme sich entzünden, daß der zarte, kindhafte Körper vergehen will in Hingebung und Opferlust. Rätselvolle Mystik voll visionärer Ekstase, gemischt aus den Erinnerungen uralter, grausamer Kulte und der Passionswonne, die grausige Wunden mit Rosen kränzt, dämmert über dem blutigen Opfer, das das Mägdlein unter dem Messer des Salerner Arztes bringen will, damit in ihrem warmen Lebensstrom der Geschändete rein und fleckenlos werde. Und die Lieblichkeit altdeutscher Waldmärchen rankt sich blühend um das fromm-fröhliche Ende, da Ritter und Magd, entsühnt und gelöst von Fluch und Blutsold durch gottergebenen, entsagungsvollen Willen, als glückseliges Hochzeitspaar einziehen in das stolze Schloß von Aue.

Mit starken künstlerischen Reizen locken diese Motive. In lieblicher Einfalt alter Bilder auf Goldgrund kann ein Dichter die Legende nachziehen, als feines Ornament, musikgetragen; oder mit seelischen Augen tief angesehen kann daraus ein klingendes Schicksalslied werden. Ein schöpferisch eigener Geist, unter dessen bildnermächtigen Händen alles neu wird, würde sogar die Glaubensketten der Legende sprengen, herrisch sich die Gestalten erobern und ohne Himmelswerk ihnen menschliche Lose werfen, nicht so trostreich und belohnend wie in der Schrift der Frommen, doch erschütternd und voll der Wunder innerer Abgründe.

Ricarda Huch, deren Gestalten stets in einer Zwischenwelt voll Helldunkel wandeln, die gleichsam mit dem zweiten Gesicht ihre Menschen schaut — in Schicksalsmomenten, wenn „Schmerzen die Seele mit Marterwerkzeugen aus der

Tiefe ans Licht zerren und sie wund, angstvoll flehend durch das Gesicht schimmert" — Ricarda Huch hat sich den Stoff des „Armen Heinrich" von Grund aus umgeprägt. Sie spiegelt die Legende nicht wieder, die nach ihrer Meinung ein Gerechtigkeitsgläubiger so schrieb, „wie er sie an Gottes Stelle angeordnet haben würde", sondern in freiem Schalten schmolz sie die Geschicke verwegen in andere Formen: das Liebheidli geht an dem blutigen Opfer zugrunde, und der Ritter, der mehr dem Venusberg anhängt als dem himmlischen Jerusalem, taumelt von Begierde zum Genuß und auf der Jagd nach immer neuen Träumen findet er im Orient einen liebestrunknen Tod.

Gerhart Hauptmanns Sinnen blieb gebundener im Bann des alten Buches. Die Gestalten Heinrichs und des Mädchens umschwebten ihn; in Bildern tief erregter Gefühlssituationen stellten sie sich ihm dar, doch nur in Einzelbildern, die kamen und wieder versanken; sie aneinander zu schließen, die magische Kette lückenlos zu schmieden, das gelang ihm nicht in traumhaftsicherer Eingebung. Er konstruierte die Verbindungsglieder, teils überlegend, teils leihend und lehnend von der Überlieferung.

Man muß sagen, Hauptmann gestaltete des armen Heinrich Glück, Fall und Auferstehung nicht als ein Schicksal voll inneren, untergründigen Zusammenhangs, sondern er löste es in locker aneinandergereihte Schicksalsszenerien auf.

Diese Situationen — halten wir uns zunächst an sie — sind mit Herzschlag gefühlt und lebendig ausgeschöpft. In diesem dichterischen Echo seelischer Zustände klingt Hauptmanns Kunst reicher als in seinen letzten Werken der Mühsamkeit. Die erste Situation wirkt im zweiten Akt. Den Aufschrei eines gemarterten Menschen bringt sie, der mit übermächtiger Kraft ein fürchterliches Geheimnis so lange unterdrückt, daß es immer gräßlicher schwellend ihn fast erstickt. In gedrängter Szene stellt sich die strahlende ritterliche Vergangenheit Heinrichs und seine vernichtete, zerschlagene Gegenwart dem Auge. Mit seinem Freunde Hartmann spricht er und gibt ihm Auftrag und Vollmacht, seines Guts zu walten, als ginge er auf eine lange Reise. Und in dem Reden kreist sein Denken um alle den Höhenprunk seines einstigen Lebens, um Frauenliebe und Heldenruhm, um die Orientträume der Kreuzzugserinnerungen; aus den Worten aber ringt sich's wie ein Gespenst hervor mit kralligen Fingern, die Stimme wird dumpf und heiser, und geschüttelt von Ekel über sich selbst ruft er sein Elend in alle Winde: er ist unrein, er trägt die Male der verruchten Krankheit, er ward ein Bettler und ein Ausgestoßener. Dieser Moment voll dramatischer Wucht wird von einem flackernden Licht übergossen: während tiefes Grauen auf alle fällt, steht Ottegebe, des Pachters, seines Asylwirts, Kind, entrückt, lächelnd in märtyrerischem Triumph, was sie ahnte, wurde Wahrheit, und sie fühlt ihre Berufung schmerz- und lustvoll zugleich.

Die andere Schicksalssituation bringt der dritte Akt. Sie wirkt im Buche (Verlag von S. Fischer, Berlin) zwingender als auf der Bühne. Der arme Heinrich in der Einöde ist das Bild. Die trotzig grimmige Weisheit des Einsamen und Ausgestoßenen ist das Thema. Der arme Heinrich schaufelt sein Grab und denkt sein Geschick. Aufrecht steht er, trotz des Elendgewands und seiner Schwären, dem Ritter mit Tod und Teufel gleicht er innerlich. Die „schmutzigen Hunde seines Schicksals" hat er niedergerungen; über der Not seines Leibes schwebt seine Seele und fühlt sich, an den Grenzen des Seins,

aus Menschensatzung entbunden, überlegen frei. Ein größeres Maß der Lebenserkenntnis und der Menschenbetrachtung erwuchs ihm hier in der schauernden Einsamkeit, als da er noch in höfischer Konvention in Samt und Seide stolzierte. Und wie er vom Felsen weit das Land überschaut, so überschaut er auch irdische Eitelkeit, und den platten, engbrüstigen Trost der kleinen Leute schickt er heim. Ein düsterer Stolz, die dunkle Krone gestürzter Engel, scheint über seinem geschändeten Haupt zu leuchten, den Fluch der Einsamkeit hat er überwunden, er ist kein Ausgestoßener, sondern ein Fürst, der die Einsamkeit wie eine Dornenhecke um sich freiwillig zieht, weil er menschliches Wesen nicht mehr braucht und es verachtet.

Aber nach dem Sturz und der leidgekrönten Erhebung kommt doch noch der tiefere Sturz. Es ist im vierten Akt. In die Hütte des Paters, der Ottegebe verborgen hält, bricht mit dem Stab und der Lazarusklapper ein irrer, verwilderter Mensch, unstet, gescheucht, fletschend wie ein toller Wolf. Das ist nur noch eine zertretene, verstümmelte Kreatur, aus deren fiebrigen Augen wahnsinniges Grauen stiert, aus deren fahlem Mund Verzweiflung kreischt, der Lebenswille reckt sich in wütendem, grausamem Verlangen übermächtig in dem verfallenen Körper auf: leben, leben um jeden Preis. Heinrichs Stunde ist gekommen, das Opfer, das ihm Ottegebe angetragen, das er zweimal abgewehrt, als seine Seele noch nicht unterjocht war, das will er jetzt, er lechzt danach, und das Mädchen, ekstatisch, unkörperlich, mit weiten, traumsichtigen Augen naht und führt ihn, wie eine Heiligenerscheinung, fort.

Schicksalssituationen sind das, und zwar Situationen, die *Resultate* seelischer Entwicklung geben. Dichterisch höher stände es jedoch und bereichernder wirkte es, wenn statt der Resultate die Entwicklungen, die Gefühlskristallisierungen, die Übergänge gezeigt würden. Hauptmann aber legt das Reifen von der ersten Niederlage zur Einsamkeitsgröße *zwischen* den zweiten und dritten Akt und das Zerstörungswerk der giftigen Vipern an der ritterlichen Seele *zwischen* dem dritten und vierten Akt. Und die größte Wandlung, die Heilung, die äußere Genesung und die innere läuternde Wiedergeburt *zwischen* den vierten und fünften. Dieser fünfte hat nur ein Opernfinale zu bieten, in dem ein Paar nach irdischer Fährnis glücklich vereinigt wird, und durch ein Liebeswunder ein Hirtenmädchen auf den Fürstenthron steigt, die niedre Magd des hohen Herrn Weib.

Deutlich verrät dieser Akt, daß Hauptmann das Schicksal seiner Gestalten nicht als Totalität, als ein organisches Gebilde erkannte, sondern nur einzelne Bilder aus ihm voll gesehen hat. Sie erlebte er und vermittelte sie erlebensstark, doch jenseits von ihnen wurde seine Hand leer und sein Gefühl arm. Das Heilungswunder (Heinrich entsagt im letzten Moment, und die Heilung geschieht dennoch durch des Mädchens opferbereiten und seinen entsagenden Willen) und die poetische Gerechtigkeit der Hochzeit nahm er aus der Überlieferung und verzichtete auf alles Eigene. Das größte Geschehen dieses Stoffes legt er in den Zwischenakt, und nur in einer bei allem klingenden Ton innerlich nicht sehr zwingenden Rede hören wir des Wunders Botschaft. Allein uns fehlt der Glaube.

Und eine Stillosigkeit finde ich darin, daß dies Werk so mit einem auf Treu und Glauben hinzunehmenden Mirakel schließt. Wäre von einem weniger psychologisch als dekorativ malenden Künstler der Stoff behandelt worden, mit den primitiven Reizen alten Stils, als Legendenminiature auf Goldgrund, wo die

Heiligen auf blumengestirnten Auen wandeln, die Engel um die christlichen Ritter schweben und der Himmel den verzückten Augen offen steht, so würde kein Wunder befremden, in solcher Welt müssen die Wunder blühen wie Märchenblumen.

In der Hauptmannschen Variation ist aber sonst alles aufs Irdische gestellt; die Seelenkrisen Heinrichs sind unstilisiertes menschlich allzumenschliches Erleben, und die Gestalt Ottegebes wirkt zwar mystisch, aber sie ist bei näherer Betrachtung fast pedantisch psychologisch erklärt und steht ganz in psychophysischen Bedingungen. Ähnlich wie die Träume ihrer Schwester Hannele Mattern kein vages Phantasiespiel sind, sondern in innerer Logik aus den Wesens- und Existenzvoraussetzungen des Kindes stammen. Sorgsam deutet Hauptmann die Art der Ottegebe aus. Wie beim Hannele betont er die drängende Überfülle der Entwicklungsjahre. Der seelisch-körperliche Übergang des Kindes zur Jungfrau bereitet sich in ihrem Inneren und schafft Schwärmerei, Versonnenheit und Exaltation. Bewunderung und scheudemütige Käthchenliebe zu dem hohen Herrn, der sie vordem scherzend sein „klein Gemahl" genannt, erfüllt ihr sehnsüchtiges Gefühl, und religiöse Träume, himmlische Minne mischen sich in die irdische. Die unendliche Glaubenswonne, das Versinken in leuchtenden Vorstellungen paradiesischer Seligkeiten, dies Ausgelöstwerden inneren Überschwangs durch Jenseitshingebung, das Aufgehen im Gedanken an Opfertod und Erlösung, die Märtyrerwollust, die vor dem klirrenden Messer schaudert und sich gleichzeitig inbrünstig entzückt — dies alles in seinen hysterisch-pathologischen Nuancen erfährt dann auch noch eine besondere Motivierung, die nicht aus der Überlieferung stammt. Ottegebe ist nach Hauptmann nicht das Kind des schlichten Pächters, sie ist das Kind des Paters Benedikt, ein Sündenkind mönchischer Lust, die Pächtersfrau hat es schuldig empfangen, es in Frevelgraun getragen und als eine Büßende zur Welt gebracht. In Gefühlsverwirrung ward es gezeugt und geboren, und Gefühlsverwirrung ist ihr irdisch Teil.

Diese Voraussetzungen, die nichts Transzendentals haben, sondern bei aller extremen Besonderheit durchaus natürlich begründet sind, geben einen schlechten Boden für das Mirakel jenseits der Natur.

Es bleibt von ihm denn auch allein der Eindruck dramatischer Verlegenheit. Etwas Zwiespältiges hat dieses Werk, es weckt, wie kaum ein anderes, eine Doppelresonanz. In dem, was voll und gebend an ihm ist, zwingt es uns ganz; wo es versagt und schuldig bleibt, reizt es zum scharfen Widerspruch.

* * *

Ein Situationsdrama kann man auch Wildenbruchs „König Laurin" nennen. Nur daß hier die Situationen nicht innerlich, sondern äußerlich sind. Wildenbruch aber wollte ein Weltgeschichtsschauspiel mit völkerpsychologischem Hintergrund gestalten. Ein großer Vorsatz und eine kleinliche Lösung.

In einer Szene, der einzigen, die heißen Atem und Begeisterungsrhythmus hat, schlägt Wildenbruch sein Thema an: der gotische Königssproß singt flammend zur Harfe das Lied vom Kampf zwischen Dietrich von Bern und dem König Laurin, und er singt, wie dieser Kampf nie ausgekämpft wird und Laurin immer dräuend wiederkehrt, und wie nie zur Ruhe kommt die Arglist der gelben schwarzhaarigen Rasse gegen die blonden weißen Menschen. Ein Symbol ist also der Titel und ausgeführt wird sein Sinn am Schicksal der Königin Amalasuntha. In völliger Umgestaltung der Geschichte verfährt Wildenbruch, um dankbare

Bühnensituationen zu erzielen. Er läßt die Gotenkönigin den phantastischen Plan eines Weltreiches ersinnen, regiert von der größten Frau und dem größten Mann der Zeit. Sie ist die Frau, den Mann sieht sie in Justinian, dem König von Byzanz. Sie trägt ihm ihre Hand an und ihr Reich, und ihr Bevollmächtigter verschreibt es ihm urkundlich.

In Byzanz aber wird ihr Großheitsplan durch Niedrigkeit geschändet. Theodora, die Buhlerin, gewinnt sich Kaiser Justinian aufs neue. Und als Amalasuntha am Morgen der Hochzeit mit ihrem Gefolge erscheint, kommt sie zu spät. Zu ihrer ungeheuren Schmach sitzt schon eine Kaiserin gekrönt auf dem Throne von Byzanz, die Dirne Theodora.

Und zu der Schmach kommt noch ein furchtbarer Betrug. Man dankt der Gotin höhnisch für das Geschenk ihres Reiches, und als sie nicht versteht, hält man ihr das Pergament vor, das ihr Bevollmächtigter ausgestellt, ohne bei der Zedierung die Bedingung der Heirat zu erwähnen.

Das großgedachte Weltgeschichtsspiel bestreitet also Wildenbruch mit den Mitteln kleinlicher Intrigue. Die Situationen, in denen er voll Pathos historische Gegensätze zum Austrag zu bringen glaubt, bewerkstelligt er durch das sehr anfechtbare Mittel jenes unglaublichen Kontraktversehens. Justinian kann doch im Ernst nicht glauben, daß er mit diesem Papier, das Leichtsinn und Unverstand ausgestellt, wirklich das Gotenreich in der Hand hält.

Wildenbruch zerrinnen seine Freskopläne unter den Händen. Man fühlt, daß er in Heroenverehrung Weltenbilder durch große repräsentative Persönlichkeiten geben will in großen repräsentativen Szenen. Aber die Persönlichkeiten haben bloß in des Dichters wirbelnder Einbildung den großen Zug, in der Ausgestaltung wirken sie wie Zerrbilder des ursprünglich Gewollten. Amalasuntha soll das königliche Weib mit dem Herrschertraum sein, aber sie ist mit ihrer abenteuerlichen Brautfahrt, mit dem leichtfertigen Fortwerfen ihres Reiches an eine fremde, unbekannte Gewalt eine recht vage, schwächliche Phantastin. Und Justinian müßte doch, nach den beziehungsvollen Deutungen jenes Laurinliedes, eine Art dämonischer Widersacher sein, die unheimliche Macht des Bösen, die der weißen reinen Seele die Kraft in vernichtender Umarmung aussaugt und sie erstickt, aber groß auch im Satanischen müßte er dabei sein, ein Fürst der Finsternis. Statt dessen zeigt uns Wildenbruch ein Diminutiv-Teufelchen, haltlos, ohne eigene Initiative, feige, vorteilsgierig, fern von jeder Dämonie. In der Szene, wo Amalasuntha und Justinian gegeneinander geführt werden, fühlt Wildenbruch, daß sich Welten begegnen, wir aber sehen nur gähnende Leere. Die Gotin ist blond und weiß, Justinian ist gelb und schwarz, das scheint alles, was vom Laurinthema übrig geblieben. Keine Spur einer düster-grimmigen Wiedergeburt des bösen, mächtigen Geistes der Unterwelt. Mit der feilschenden Lüsternheit des Mitgiftjägers forscht er den Unterhändler aus. Und die eigentlichen Vernichtungsränke gegen die Gotenkönigin gehen gar nicht von ihm aus, Theodora schmiedet sie, und der Kanzler kommt auf die Idee, die leichtsinnige Lücke im Kontrakt auszunutzen. Justinian läßt sich nur überrumpeln und hält still. Das scheinen die Personen einer historischen Tragikomödie und nicht die einer hohen Tragödie zu sein. Doch die Tragikomödie entstand unfreiwillig, malgré le poète, der so ganz etwas anderes geben wollte und sicher auch zu geben glaubte. Dies innere Irren und Verkennen hat bei einer so sympathischen

Persönlichkeit, wie sie Wildenbruch ist und bleibt (die besseren Kritiker lieben ihn alle, wenn sie ihn auch schlecht rezensieren), etwas Peinliches und Schmerzliches.

* * *

Von einem Theater nur ward in diesem Monat Björnsons siebzigster Geburtstag begangen. Das Berliner Theater, das einst „Über unsere Kraft" der Bühne gewann, führte „Paul Lange und Tora Parsberg" auf.

Dies Drama ist wie wenige ein klares Zeugnis für die Björnson-Art in ihrem Können und in ihrer Schwäche. Björnson hat sich immer, im Gegensatz zu dem forschenden, sezierenden Ibsen, als ein Verkündiger gefühlt. Wie Lessing grüßte er in den Brettern seine „alte Kanzel", von der er möglichst positive Wahrheiten ins Volk werfen wollte. Als Laienprediger, als Prophet im alttestamentlichen Sinne, der in verstörter Zeit sein buschiges Haupt zürnend, eifervoll erhebt und mit der mächtigen Faust Wege weist, sah er sich am liebsten. Zu lehren und zu bekehren, Weistümer in politisch-sozialer Erkenntnis in dramatischen Vorgängen zu verbreiten, ein Praeceptor ultimae Thulae zu sein, schien ihm sein Amt.

Dieser inneren Mission gibt er am nachdrücklichsten in diesem Drama von der falschen und von der echten Politik Worte. Vor allem in einer Situation, die Björnsons technisch-theatralische Herrschaft über parlamentarische Massenszenen zeigt; sie kehrt mannigfach variiert auch in andern Stücken wieder, in „Über unsere Kraft" erstem Teil ist es die Pastorenkonferenz, im zweiten Teil ist es die Beratung der Fabrikherren, hier ist es die widerspruchsreiche Gesellschaft der Abgeordneten in erregter Parteileidenschaft, zunächst feindlich aufeinanderprallend, dann aber bitter einig in gemeinsamer Empörung gegen einen Mann, von dem sich beide verraten glauben. Das ist Paul Lange, der frühere Minister, der sein Amt niedergelegt hat, da er mit dem alten Kabinett und dessen Präsidenten nicht mehr gehen konnte, der aber im Augenblick des Abgangs durch eine glänzende Rede im Parlament diesen Präsidenten stützte, trotzdem er seinen Freunden von der Linken völlige Zurückhaltung versprochen. Die Linke fühlt sich also mit Recht infam von ihm betrogen, und die Rechte, die jetzt nach dieser Enthüllung nur noch einen Scheinsieg durch einen so belasteten Helfershelfer errungen, ebenso infam kompromittiert.

Und Paul Langes Position wird noch dadurch peinlicher, daß es herauskommt, er freie um die reiche Tora Parsberg, und die Regierung habe ihm den Gesandtenposten in London angetragen.

Auf diesem dunklen Grunde klingen nun brusttönend die ethischen Grundworte Björnsons: „die Absicht ist, die Politik hierzulande ehrlich zu machen", „ohne Rechtschaffenheit ist kein Volksglück möglich", nicht die Winkelzüge und die komplizierten Do ut des-Schachfiguren europäischer Eroberungs- und Vorteilspolitik passen für das kleine Volk im Norden. Es soll nicht spekulieren und nicht spielen, sondern in sich stark werden in Redlichkeit und auf graden Wegen. — Paul Lange fällt als Opfer dieser idealen Forderungen. Die alten Freunde, die sich verraten fühlen, entfernen sich von ihm, und die Regierung, die er in jenem Moment gestützt, verleugnet ihn, als es zum Skandal gekommen. Der Londoner Gesandtschaftsposten, die öffentliche Rehabilitierung wird ihm nicht zu teil, und der einzige Mensch, der zu ihm hält, seine Jugendliebe Tora, sie sieht er so hoch

und erhaben über sich, daß er sie nicht an sein niedriges, verfemtes Schicksal fesseln will. Er verurteilt sich selbst zum Tode.

Wäre das nur als ein lehrhaft Beispiel geboten, so würde es demonstrativ, dick und deutlich klar wirken. Paul Lange würde eben die Lehre geben: „das kommt davon". Björnson aber wollte nun doch mehr, er wollte das, was alle Besseren von einer Dichtung erwarten: die Abspiegelung seelischer Vorgänge. Paul Lange sollte nicht bloß das Gegenbeispiel, der schwarze Mann sein, den das Strafgericht trifft, sondern ein tragischer Charakter, wunderlich gemischt aus großen Idealen und momentanen Schwächen. In dieser „gemischten" Charakteristik hat sich aber Björnson fatal hilflos erwiesen. Es mißlingt ihm ganz und gar, uns zu seelischen Vertrauten der verwickelten Innenwelt Paul Langes zu machen. Mehr als primitiv ist die psychologische Technik dabei. Allerlei Aussagen der andern stellt er zusammen: die einen sagen, Paul Lange ist ein niedriger Streber, der immer nur an seinen Vorteil denkt; die andern, er hat den weitesten Blick und hat das meiste ausgerichtet, großherzig, klug, rücksichtsvoll, außerhalb der Parteien, aber allen voran, wenn es darauf ankam; sie begreifen nicht, was er getan. Paul Lange selbst murmelt etwas Unklares und unsicher Angedeutetes über den Fluch ewiger Rücksichtnahme, über den Druck seiner Jugendjahre, der auf ihm lastet, über den bei ihm allzeit wachen Instinkt der Schande; Tora Parsberg spricht an seiner Leiche: Warum müssen die Guten so oft Märtyrer werden? Das bleiben für uns leere Worte. Ähnlich wie bei Wildenbruch geht's. Wie er sich seine Gestalten im Geist ganz anders ausmalt, als wie sie nachher auf dem Papier und auf der Bühne für den unbefangenen Zuschauer dastehen, so mag sich auch Paul Langes Charakterbild Björnsons Augen ganz anders dargestellt haben, als die schwache, blasse Reproduktion, in der er uns in diesem Drama erscheint. Statt daß er sich im Zwange seines Schicksals uns erschließt, im Kampf mit seinen inneren widerstreitenden Mächten, sehen wir einen Menschen sein Ehrenwort in einer Lebenssache geben und dies Ehrenwort brechen, als seine Braut (die nicht etwa als böses Prinzip, sondern durchaus als sein gutes auftritt) den Gedanken an den Londoner Gesandtschaftsposten freudig begrüßt. Dies ist das einzige Motiv, das wir für diese Handlungsweise kennen lernen, die andern, geheimnisvollen liegen in den Zwischenakten, und nur ein Augur vermag sie sicher zu bestimmen. Wir sehen nicht (schon einmal ging es uns am Anfang dieser Betrachtung so), wie ein Mensch dazu kommt, etwas zu tun, nicht die Entwicklung eines seelischen Zustandes, sondern nur ein Resultat. Dies Resultat ist in diesem Fall eine Schurkerei, um die kein menschlich Verstehen oder Erklären gebreitet ist. Für den Betroffenen wird durch diese Art des Schicksalsvortrags kein Anteil ausgelöst; und für den Fall, für das Ereignis aus der norwegischen Politik, die uns wenig angeht, doch auch nur ein geringes Interesse.

* * *

Die Sünder haben oft uns mehr zu sagen als die Gerechten. So tritt neben den idealen Gläubigen Björnson der unstete, zwischen Himmel und Hölle schwebende Strindberg.

Die Reize des Widerspruchsvollen wittern um diese Gestalt, die, lang verschollen, auf einer intimen Bühne wieder zu Worte kam.

Das kleine Theater „Schall und Rauch", das unter der Leitung Max Reinhards und Dr. Hans Oberländers die Überbrettlmauserung glücklich vollzogen

hat und nun ernsthaft werden will, führte des schwedischen Dichters Komödie „Rausch" auf.

Aus verstörter Zeit stammt dieses Werk, aus der Periode der Verwirrtheit und des Belastetseins. In völligem Zusammenbruch saß Strindberg in Paris, alle feindlichen Mächte seines Inneren hatten ihn überwältigt. Verfolgungswahnsinn scheuchte ihn, er fühlte böse Geister um sich mächtig, er sah Gespenster, und aus Swedenborgschen Blättern stiegen ihm Visionen auf, die ihm am hellen Tage zwischen dem Invalidendom und Notre-Dame schreckvoll begegneten. Die überreizten Vorstellungen, die in den Halluzinationen Hungernder und der Opiumesser die Bilder der Wirklichkeit in verzerrten Proportionen und grotesken Dimensionen abspiegeln, sind ihm wache Begleiter. Widerstandslos wird er hin und her geworfen zwischen seinen Trieben, seiner Liebe und seinem Haß zum Weibe, beide gleichermaßen krampfig und erbittert; seiner müden Seelensehnsucht nach Frieden, nach religiöser Einkehr, nach Flucht in den Klosterfrieden, und seiner nicht zu erschöpfenden und ihn immer wieder aufrecht stellenden künstlerischen Vitalität, die selbst in den schwersten Krisen, den umnachteten Momenten, spürend scharf auf der Lauer liegt, bereit seine Kämpfe und Leiden schriftstellerisch zu prägen. In seinem Bekenntnisbuch „Inferno" hat Strindberg von der Hölle seines inneren und äußeren Pariser Lebens gebeichtet. Im „Rausch" hat er die seelischen Erlebnisse dieser Zeit dramatisch zu objektivieren versucht. Als Arbeit betrachtet ist es das Stückwerk eines verwüsteten, verwilderten Geistes; eine Szene packt er mit einem Griff, es blitzt und trifft, die nächste verpufft lächerlich hilflos. Unsichere Hände fädeln notdürftig die Reste, Gelungenes neben Verwahrlostem auf eine grobgesponnene Schnur. In grellem Bilderbogenstil sind manche Situationen mit rohen Konturen hingehauen. Man denkt an die Blätter des Norwegers Edvard Munch, dessen Pinsel auch Ausschnitte der Wirklichkeit mit stammelnder Kinderhand auf das Papier bringt und aus dessen Grimassen und starren Gebärden eine fürchterliche Lebensangst voll Alpdruck und stummen Grauns uns lautlos anschreit, wie die gespenstische Karikatur eines schreckhaft aufgerissenen Mundes, dem das Entsetzen die Stimme lähmend schlug.

Strindberg wollte, wie er es selbst erlebt, menschliche Schicksalsmomente zeigen, die mitten im Alltäglich-Wirklichen, durch das Temperament des Erlebenden den Charakter höllischen Spuks bekommen, einer Walpurgisnachtdämonie, eines Traums aus den Versuchungen des heiligen Antonius mit offenen Augen geträumt. Das Drama der „fixen Idee", der Besessenheit, wollte er gestalten.

Dazu brachte Strindberg in seinem Stück einen Menschen — er ist natürlich Schriftsteller — aus dem seelischen Gleichgewicht durch den Rausch eines überwältigenden Erfolges und einer ihn völlig unterjochenden Leidenschaft zu einem dämonischen Weibe. Nerventöne der Exaltation vibrieren voll verstiegener Vorstellungen zwischen dem Mann und der Frau, sie pflücken alle „Blumen des Bösen", sie spielen mit dem Verbrechen, sie erhitzen sich daran, Mord durch Gedanken zu übertragen; das Kind des Schriftstellers, das ihn an seine frühere Geliebte fesselt, wird von den fieberheißen Reden des Paares im Geist getötet, und er gibt es preis.

Das ist nur die erste Etappe. Jetzt erst kommt der eigentliche Kern des Stückes.

Strindberg, der als Dramatiker die Rolle eines finsteren, nicht nach Motiven, sondern nur nach seiner bösen Lust fragenden Koboldes spielt, läßt das Kind am nächsten Tage durch einen unerklärlichen Zufall sterben. Nun hat er die beiden im Netz, und ein Pandämonion beginnt um sie zu kreisen. Wie eine magische Kette durchläuft der Mordverdacht ihre Umgebung, und dies Fluidum — in dieser Darstellung liegt das Gelungenste an dem Werk — umnebelt suggestiv nun auch Maurice und Henriette. Die Phantasien jener Nachtgespräche mit ihrer verbrecherischen Ekstase wachsen riesengroß vor ihren Augen; die andern meiden sie, wie Geächtete sind sie aufeinander angewiesen. Ihre Liebesleidenschaft verkehrt sich in wütenden Haß, wie wilde Tiere zerfleischen sie sich mit Anklagen. Sie belauern sich, in ihren verwirrten Seelen vermischt sich der Gedanke mit der Tat. Jedes will sie dem anderen aufbürden und schließlich argwöhnt jedes vom anderen, daß es sie wirklich begangen, daß es in einem unbewachten Moment tatsächlich das Kind umgebracht.

Sie schlagen mit Worten der Erbitterung, der Erniedrigung aufeinander los, sie geißeln sich in ohnmächtiger Wut und brechen erschöpft zusammen. Die pathologische Studie dieser Szene hat Strindberg mit einer fürchterlichen Wahrheit erfüllt, die Siedehitze der Wut zischt und man sieht mit Grauen, wie in diesen Menschen sich alles verzerrt, wie sie gar nicht mehr sie selbst sind, sondern mißgestaltete Besessene.

Damit aber gab sich Strindberg aus. Sein Interesse war auch erschöpft. Der Spuk mußte ihm wichtiger sein, als das, was nun folgt, die Zerstreuung des Spuks. Der Tod des Kindes erklärt sich natürlich. Und mit eins verfliegen (wie in dem Märchen von dem im Bade verzauberten Kalifen) alle die giftigen Nebelwolken, die fixe Idee löst sich in Rauch, der böse Traum zerstiebt, die Welt liegt wieder einmal in ganz anderem Lichte.

Und so wird Strindberg, nach den Dämonien, schließlich noch zum Lebensironiker. Sein Maurice, der völlig zermürbt schien, der im Kloster sich vergraben wollte, ist jetzt im Nu verwandelt. Und statt ins Kloster geht er ins Theater, in dem sein Erfolgstück, jetzt wo er rehabilitiert ist, wieder angesetzt ist, und wo ihn das Volk bejubeln wird, wie am ersten Abend. Und die lange Ewigkeitshölle dazwischen, sie war nur ein Tag.

Pendelnd zwischen Kabotinage und Sensitivität, gleich seinem Maurice, scheint Strindberg selbst. Doch über beiden steht herrisch und beinah unerschöpflich ein Wille zur Kunst, der ebenso energisch in ihm ist, wie der Wille zum Leben. Und aus Abgründen und aus Höhlen steigt er immer wieder in das Reich der Schaffenden. Große Bilder schwedischer Geschichte sind ihm, der verloren, geistig tot galt, jüngst erwachsen; die Bühnen rechnen aufs neue mit diesem eigenwilligen Menschen- und Dichterkopf. Und sicherer als an der Stelle, da es steht, trifft bei ihm und seinem Werk das Wort zu, das hier Anfang und Ende runden soll, das Wort aus Hauptmanns „Armem Heinrich“: „Die Ringenden sind die Lebendigen, und die in der Irre rastlos streben, sind auf gutem Weg.“

**Felix Poppenberg.**



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Hieronymus Lorm †.

Noch am 9. August 1901 hatten die Freunde einer Lyrik, die etwas zu sagen weiß und doch echteste Lyrik bleibt bei aller grüblerischen Gedankentiefe, Gelegenheit, dem besten lebenden Vertreter dieser heute sehr zu Unrecht zurückgedrängten Kunstgattung ihre Huldigung darzubringen: Hieronymus Lorm beging an jenem Tage seinen 80. Geburtstag. Jetzt stehen sie vor dem Grabe des greisen Dichters, dem das Leben, so lang es war, schon fast von Anbeginn so schicksalsschwer dahinfloß, daß er selbst es mit allem Grund als das eines Mannes bezeichnen konnte, der nicht gelebt hat. Denn voll gelebt hat er nur wenige Jahre der Kindheit. „Als er am 9. August 1821", schreibt D. J. Bach in der Wiener „Zeit", „in Nikolsburg dem begüterten Kaufmann Landesmann geboren wurde, schien er den Ärzten auch nicht den nächsten Tag zu überleben. Aber seine Mutter, seine angebetete, mit unendlicher Zärtlichkeit geliebte Mutter opferte sich auf, um das Kind am Leben zu erhalten. Gesundheit konnte sie ihm nicht geben, wohl aber einen genügenden Schatz an körperlicher und seelischer Widerstandskraft. Die tat ihm wahrlich not. Mit sechs Jahren kam er in die Schule zu St. Anna in Wien. Doch kaum ein Jahr verfloß, und der Kleine mußte auf Anordnung des Arztes aus der Schule genommen und zu Hause unterrichtet werden. Aber trotz aller Kränklichkeit war die Zeit vom siebenten bis zum dreizehnten Lebensjahr seine herrlichste. Hatten die körperlichen Leiden in dem Knaben die geistige Frühreife des Schmerzes und des entsagungsvollen Verstehens hervorgebracht, so gewährten Wohlstand und vornehme Lebenskunst, die das väterliche Haus erfüllten, die glückliche Möglichkeit, diesem aufnahmsfähigen und schönheitshungrigen Geist edelste Nahrung zuzuführen. Vornehme, feingebildete Frauen und Männer aller Berufe verkehrten im Hause Landesmann; unter anderen war Bodenstedt ein oft gesehener Gast, der hier auch die Anregung zu seinem ‚Mirza Schaffy' erhielt. So war es Lorm gegönnt, all das, wozu eine sorgfältige Erziehung in ihm den Keim legte, durch einen Verkehr mit geistig hochstehenden Leuten überraschend schnell zur Entwicklung zu bringen. Besondere Begabung zeigte er für die Musik; um so härter traf der Schlag, als sich über beide Sinne, Auge und Ohr, Nacht senkte. Eine Lähmung befiel den dreizehnjährigen Knaben, als er eben wieder das Polytechnikum zu besuchen begonnen hatte. Er litt unfägliche Schmerzen, von denen eine Bäderkur wohl Befreiung brachte; zwar wich die Lähmung, aber das Gehör war gänzlich, die Sehkraft zum größten Teil verloren. In dem Augenblick, wo für Glücklichere das reiche Leben kaum begonnen hat, war es für Lorm bereits abgeschlossen: in seine Nacht nahm er nichts hinüber als Erinnerungen.

„Hier beginnt der Kampf mit dem Leben, aus dem Lorm als heldenmütiger Sieger hervorging. Nicht, daß er sich eine eigene Tastsprache erfand, um den Verkehr mit der Außenwelt aufrecht erhalten zu können, daß er über-

haupt äußere Möglichkeiten fand, dieses Leben jahrzehntelang zu ertragen, nicht dies machte in der Hauptsache seinen Ruhm aus; aber daß seine innere Entwicklung ihn dieses Leben besiegen, kaum als eine Last, die man eben noch erträgt, empfinden, sondern als Grundbedingung seines geistigen Seins verstehen und lieben lehrte, schaffte ihm den Anspruch auf Bewunderung. Seinen äußeren Schicksalen, für die er selbst die Bezeichnung des nicht gelebten Lebens fand, setzte er dieses Gewebe psychologischer Entfaltungen und wissenschaftlicher Ergebnisse entgegen. Indem er die Entfaltungen faßte und die Ergebnisse formte, rang er nicht nur um den Kranz des Denkers, sondern auch des Dichters.

„Früh genug veröffentlichte Lorm in Zeitschriften einige lyrische Beiträge. Aber ein selbständiger Band ‚Gedichte' kam erst 1870 heraus, um einige Auflagen zu erleben. Der Dichter scheint mit dem Erfolg niemals zufrieden gewesen zu sein. Es war ihm nicht genug, daß Karl Gutzkow, Robert Hamerling, Theodor Storm und andere nur Worte der Zustimmung fanden; er mußte sich sagen, daß seine Lyrik weder im edelsten, noch im gemeinsten Sinne volkstümlich sei. Die Masse der Bücherleser ließ ihn abseits liegen; darauf war er beinahe stolz, er, der nur mit den Feinsten und Edelsten Umgang und geistigen Verkehr pflog; aber daß auch die ‚Gebildeten' nicht in ihrer überwiegenden Mehrheit seiner Lyrik die Herzen öffneten, schmerzte ihn tief. Er setzte es auf Rechnung seines Pessimismus, vor dem die Oberflächlichen und Seichten ein Gruseln empfänden."

Dieser Pessimismus, so sehr begreiflich bei dem schweren Geschick des Mannes, hat ihm in der Tat sein dichterisches und speziell sein lyrisches Wirken beeinträchtigt. Vielen seiner Novellen und Romane sind wenigstens noch die ganz glücklichen Jahre der Kindheit zustatten gekommen, aus denen er manche Figur treu bewahrt hat, um sie lebensvoll zu schildern. Und wohl auch die späteren Jahre glücklichen Familienlebens: er war vermählt und hinterläßt drei erwachsene Kinder. „Aber als das Licht der Sonne erlosch, war die Quelle des Lebens allzu getrübt, um getreue Spiegelbilder schaffen zu lassen." Reiner hat er schon als Kritiker „die großen Vorzüge poetischen Empfindens, klaren Denkens, reicher Bildung und vornehmer Gesinnung" zeigen können; als solcher folgte er anteilvoll allen Kunstbestrebungen; erst von Berlin, dann von Dresden, schließlich von Brünn aus, wo er die letzten Jahrzehnte zugebracht und wo ihn auch der Schlaganfall ereilt hat, der mit dem dürftigen Reste dieses so lange schon verstümmelten Lebens aufräumte. „Wie überall zog auch hier seine körperliche Beschaffenheit die Grenzen."

Am wenigsten hat sie ihn in seinen Leistungen als Denker zu beeinträchtigen vermocht. „Nicht als ob er ein neues System begründet hätte, das neben den Monumentalwerken deutscher Philosophie seinen Rang behaupten könnte. Aber besser als poetisch konnte er sich philosophisch mit seiner Welt abfinden. Der ‚unvernünftige Sonnenglanz', der auch das finsterste Leben durchhellt, brachte Lorm zu dem schönen Buch: ‚Der grundlose Optimismus' (1894). Dieser Optimismus wird aus dem Pessimismus selbst geboren; er ist grundlos, aber notwendig und schön."



# Venezuela.

Das Land, das der Schauplatz der ersten europäischen „Zivilisation“ auf dem amerikanischen Festlande war, weil Kolumbus es auf seiner dritten Amerikareise 1498 entdeckte, nachdem ihn die beiden ersten Reisen nur nach den westindischen Inseln geführt hatten, ist unter allen von Europäern besiedelten Ländern der Neuen Welt dasjenige, das in seiner Gesamtkultur wohl noch am weitesten zurück ist. Ausgenommen vielleicht nur die benachbarten und früher mit ihm verbundenen Colombia und Ecuador. Charakteristisch ist schon, daß von der auf 350 000 qkm geschätzten Ackerbauzone Venezuelas kaum ein Drittel angebaut ist, und im Verhältnis zur ganzen Bodenfläche befindet sich noch nicht ein Viertel unter Kultur. Bei einem Areal von 1 137 615 qkm, also einem doppelt so großen Flächeninhalt wie Deutschland, hat es nur $2^1/_3$ Millionen Einwohner, noch nicht halb so viel wie London. Es ist aber auch, wie der Amerikaner W. E. Curtis, nach einem Bericht der „Daily News“, urteilt, die aufrührerischste aller lateinisch-amerikanischen Republiken und „die Geschichte dieses so schönen Landes eine fortgesetzte Reihe von Grausamkeiten, Metzeleien, Kriegen und Revolutionen mit kurzen Pausen des Friedens und Gedeihens“. Dafür ist auch wieder bezeichnend, daß Venezuela das erste Land in Südamerika war, das sich für die Unabhängigkeit erklärte: im Jahre 1810 begann es seinen Befreiungskrieg gegen die spanische Herrschaft, dessen Führer General Bolivar war, aber erst nach neunjährigen blutigen Kämpfen hatte es das spanische Joch ganz abgeschüttelt; 1821 schloß es sich mit Ecuador und Colombia zu einer Föderativrepublik zusammen, die sich 1831 wieder auflöste, so daß seitdem die drei Länder selbständige Freistaaten sind. In der nunmehr folgenden Zeit ist Venezuela vor lauter Revolutionen nur ab und zu einmal in den siebziger und achtziger Jahren, nämlich während der dreimaligen Präsidentschaft des tatkräftigen Generals Guzman Blanco, des Bismarcks von Venezuela, des „berühmten Amerikaners“, wie er selbst sich nannte, zu einiger Ruhe gekommen. Er hat auch für die Hebung des Landes am meisten getan. Als er zum dritten Male gestürzt wurde, zog er sich ins Privatleben zurück und ging nach Paris, wo er erst vor einigen Jahren gestorben ist.

Da der Präsident früher alle zwei Jahre gewählt wurde, jetzt alle drei Jahre, und mindestens bei jedem Präsidentenwechsel eine „Revolution“ ausbricht, oft aber auch noch zwischenein, so kann man sich ausrechnen, wieviel derartige Putsche die Geschichte von Venezuela seit der ersten Präsidentschaft von José Antonio Paëz 1831 aufzuweisen hat. Freilich scheinen sie, wenn man der sarkastischen Schilderung des amerikanischen Konsuls in La Guaira, der Haupthafenstadt, trauen darf, nicht gerade sehr aufregender Natur zu sein.

Der Konsul behauptet nämlich, das Leben in diesem Lande sei so langweilig, daß die Revolutionen fast die einzige Zerstreuung während des Jahres sind. „Das wird folgendermaßen gemacht: Wenn ein Mann findet, daß eine genügende Zahl Freunde zu ihm hält, besticht er einiges Kriegsvolk zu zehn Cents den Kopf und steht dann an der Spitze eines ‚Heeres‘. Damit marschiert er in ein großes Tal in der Nähe der Stadt und erwartet die Ankunft der Regierungstruppen. Wenn diese nun kommen, ziehen sie mit allen Generalen

auf die andere Seite des Tales. Sie sind ganz sicher, da beide Seiten des Tales nicht in Schußweite voneinander liegen. Am frühen Vormittage, ehe die Sonne zu heiß brennt, geben beide Seiten eine Salve aufeinander ab, wenden sich dann um und stürzen in die Stadt. Die Seite, die zuerst hereinkommt, ergreift alle Druckpressen und veröffentlicht den Bericht von einem glänzenden Siege. Gewinnen die Empörer, so werden die Freunde des Führers mit Stellen im öffentlichen Dienste belohnt an Stelle ihrer besiegten Vorgänger, und der Staatsschatz wird geleert. Die Empörer, die von der entfernteren Seite des Tales kommen, haben es nicht so leicht, in die Stadt zu gelangen; sonst würde die Regierung noch öfter wechseln."

Ein deutscher Kenner der Verhältnisse, Dr. Alexander Olinda, findet nach der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" den tiefer liegenden Grund für die inneren Wirren in Venezuela, auch die gegenwärtigen, in den — „gedrückten Kaffeepreisen, welche der Bevölkerung den Verdienst rauben. Nicht umsonst führt ja Venezuela einen Kaffeestrauch im Wappen!" Der Kaffee ist nämlich das Hauptprodukt des Landes, auf dem das Wohl und Wehe des ganzen Staatswesens beruht. Er betrug in den letzten Jahren nicht weniger als fünf Siebentel des Wertes der Gesamtausfuhr. Ist also die Kaffeeernte ergiebig und erzielt gute Preise, dann erfreut sich alle Welt in Venezuela eines reichlichen Verdienstes, „die Kaufleute in den Hafenstädten können kaum der Nachfrage nach europäischen Importartikeln genügen und man singt allem, was die Regierung tut, ein Loblied. Verdirbt dagegen die Kaffeeernte, so herrscht im Lande die bitterböseste Stimmung, der Handel stockt und man speit Gift und Galle gegen den Präsidenten, den man dann zum Sündenbock für die unbefriedigende Lage stempelt. Von da bis zu einem ‚Pronunciamento', also einer Umsturzbewegung ist es dann nur ein Schritt."

Nächst dem Kaffee ist Kakao der Hauptexportartikel der Republik, beträgt aber doch nur etwa ein Siebentel der Gesamtausfuhr. Der venezolanische Kakao gilt auf dem Weltmarkte als der feinste, besser als der von Ecuador und Mittelamerika. Sonstige Ausfuhrprodukte der überreichen Pflanzenwelt des Landes sind: Baumwolle, Tonkabohnen, Vanille, Rohrzucker, Kokosöl, Chinarinde, Kautschuk, Kopaivabalsam, Indigo, Diwidiwi (die zum Gerben gebrauchten Schoten eines Baumes), Bananen, Ananas, überhaupt sämtliche Südfrüchte, Farbhölzer. In den Urwäldern wachsen die wunderbarsten Orchideen. Fast die Hälfte des Landes ist Weideland: nördlich vom Unterlauf des Orinoko bis zu den Abhängen der Küstenkordillere dehnen sich nämlich die „Llanos" aus, ungeheure Steppen, wie ein „sich in die Unendlichkeit verlierender Ozean von mannshohem Grase, der, vom Winde aufgewühlt, Wellen schlägt wie ein wirkliches Meer, und aus welchem sich, wie Inseln in der Wasserwüste, nur hie und da ein kleines Wäldchen, ein von Schlingpflanzen durchwobenes Gebüsch erhebt. Wir können uns", so schildert Olinda die Grasmeere, „bei ihrem ersten Anblick einer gewissen Bangigkeit, einer Anwandlung stillen Grauens nicht erwehren: man sagt sich unwillkürlich, daß man verloren, daß man dem langsamen Verschmachten preisgegeben ist, wenn man sich ohne kundigen Führer oder ohne Taschenkompaß hineinwagt." Nur der Rinderhirt findet sich hier zurecht, dieser „Zentaur der Neuen Welt", der, fast nackt, mit seinem Pferde verwachsen zu sein scheint. Fleisch und Häute sind denn auch ein weiteres wichtiges Ausfuhrprodukt.

Reich ist ferner das Land an kostbaren Mineralien, namentlich Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Doch ist dieser Reichtum wegen der mangelhaften Verkehrsverhältnisse und wohl auch wegen der klimatischen Schwierigkeiten noch wenig ausgebeutet: die Kupfer- und Goldausfuhr beträgt erst ein Siebzehntel des Gesamtexports.

Das Klima ist mit Ausnahme der hochgelegenen Cordilleren tropisch. Es gibt nur zwei Jahreszeiten: die trockene vom Oktober bis zum März, die Regenzeit von April bis September. Letztere ist die heißere Periode mit einer Durchschnittstemperatur von 28° C. Es treten dann, meist in den Nachmittagsstunden, heftige Gewitter mit wolkenbruchartigen Niederschlägen auf, aber durchaus nicht alle Tage. Außer dem gefährlichen gelben Fieber sind eine Hauptplage die häufigen Erdbeben. Dieserhalb haben die Häuser, auch in der Hauptstadt Carácas, meist nur ein Stockwerk. Eine weitere Eigentümlichkeit der Häuser in Carácas und in Venezuela überhaupt ist das Fehlen von Glasfenstern. Ein eisernes Gitter und hölzerne Läden genügen zum Schutz. Ziemlich jede venezolanische Stadt hat eine „Plaza Bolivar" mit dem Standbilde des Befreiers, ähnlich wie in Italien beinahe jedes Nest seine Piazza Garibaldi nebst Denkmal hat. Wie fast alle Städte in Venezuela ist auch Carácas sehr nüchtern, schachbrettartig angelegt. Das „Palais" des Präsidenten, das „Gelbe Haus", ist ebenso unbedeutend wie die Kathedrale und das Kapitol, in welchem Senat und Abgeordnetenkammer ihre Sitzungen halten. Carácas hat 70 000 Einwohner. Die Hafenstadt La Guaira ist mit der hochgelegenen Hauptstadt durch eine 37 km lange, kühn aber auch technisch bedenklich angelegte Gebirgsbahn verbunden. „Ein Unglück ist indessen auf der Bahnlinie bisher noch nicht vorgekommen," konstatiert Dr. Olinda. Nach der zweitgrößten Stadt des Landes, Valencia, (40 000 Einwohner) führt die 185 km lange, von der Berliner Diskonto-Gesellschaft gebaute „Große Venezolanische Eisenbahn", die wesentlich mit an dem Zerwürfnis zwischen Deutschland und Venezuela schuld ist, weil die dortige Regierung der Gesellschaft gegenüber Zinsengarantie übernommen hat, der eingegangenen Verpflichtung aber nicht nachgekommen ist. In Valencia hat dereinst Alexander von Humboldt gewohnt, als er 1799 hier zuerst Bekanntschaft mit den Wundern der südamerikanischen Tropennatur machte. Er bestieg auch als erster die 2700 Meter hohe Kordillerenspitze, die Carácas beherrscht, die Silla de Carácas (Thron von C.).

Unter den Städten am mächtigen Orinokostrom ist die wichtigste Ciudad Bolivar, berühmt durch ihren vortrefflichen Schnaps, den Angostura-Bittern. Ein anderer berühmter Likör, der Curaçao, hat bekanntlich Namen und Ursprung von der den Niederländern gehörigen Antilleninsel, die nur 70 km von der Küste Venezuelas entfernt ist. Ciudad Bolivar hat noch zwei Besonderheiten. Da die Häuser sämtlich flache Dächer haben und diese ohne Unterbrechung sich aneinanderschließen, so kann man die ganze Länge einer Straße auf den Häusern durchwandeln. Da ferner wegen der geringen Entfernung vom Äquator in der heißen Jahreszeit um 12 Uhr mittags die Sonne fast senkrecht steht, so wirft um diese Zeit kein Gegenstand einen Schatten, der fremde Besucher sieht sich betroffen zum Peter Schlemiehl gewandelt.

Ein echt moderner Handelsplatz mit ganz europäischem Anstrich ist Puerto Cabello, dessen Großhandel überwiegend in deutschen Händen liegt. In dem

nahen, wunderbar schönen Tal von San Estéban haben diese deutschen Kaufherren ihre prächtigen Villen. Überhaupt nehmen die Deutschen, trotzdem ihre Zahl nur etwa 1500 beträgt, im Großhandel Venezuelas eine dominierende Stellung ein, die ersten und reichsten Firmen in den Haupthäfen der Republik, also außer Puerto Cabello in La Guaira, Maracaibo und Ciudad Bolivar, sind deutscher Nationalität. Ferner sind unsere Landsleute in Venezuela tätig als Fabrikanten, Apotheker, Techniker und Ingenieure, Ladeninhaber, Hotelwirte, Pflanzer und werden durch ihre Tatkraft meist rasch vermögende Leute. In einer großen Bauernkolonie Továr, die vor 60 Jahren von einigen hundert badischen Bauern gegründet wurde, blüht noch die unverfälschte schwäbische Mundart. In Carácas konzertiert auf der Plaza Bolivar an den Abenden aller Sonn- und Festtage sowie Donnerstags eine Militärkapelle, und der Kapellmeister ist ein Deutscher. Daß aber Venezuela schon einmal ganz deutscher Besitz war, dürfte am merkwürdigsten sein. Bald nach seiner Entdeckung verpfändete es Kaiser Karl V. an den reichen Augsburger Kaufherrn Bartholomäus Welser, der neben Fugger des Kaisers Bankier war. Und Welser schickte, um von dem Lande Besitz zu ergreifen, eine Abteilung Landsknechte unter Führung des Ulmers Ambrosius Dalfinger dorthin. Leider benahmen sich diese derartig schlecht, verübten Erpressungen, Räubereien und Grausamkeiten aller Art, daß die spanischen Kolonialbehörden es für gut befanden, die Besitzung wieder an sich zu nehmen. Ein junger Welser wurde sogar hingerichtet. Bartholomäus Welser war der Onkel der schönen Philippine Welser, in die sich Erzherzog Ferdinand von Österreich verliebte, so daß er sie 1557 heimlich zur Frau nahm.

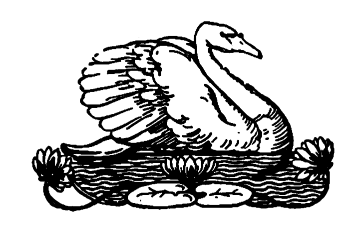
Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der Name Venezuela „Klein-Venedig" bedeutet. Die Seefahrer Vespucci und Ojeda entdeckten bei ihren Streifzügen am Maracaibosee Dörfer der eingeborenen Indianer, die auf Pfählen im Wasser erbaut waren, und gaben deshalb der Gegend den Namen der Lagunenstadt mit der Verkleinerungssilbe, der später auf den ganzen Küstenstrich überging.

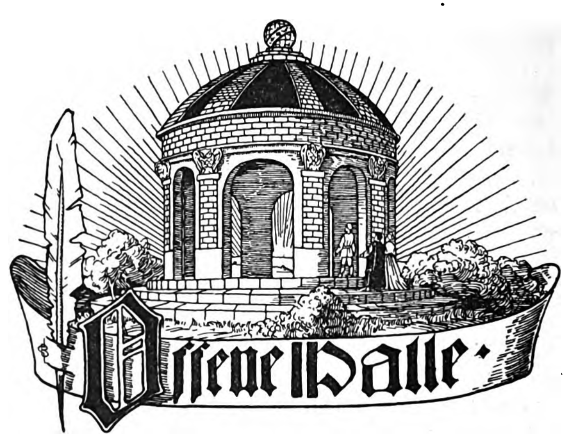


# Eine Nahrungspflanze des Wassers.

Fast verschwunden aus unsern Gewässern, wenigstens den nord- und mitteldeutschen, ist eine Pflanze, deren Früchte außerordentlich wohlschmeckend und von hohem Nährwerte sind. Es ist die gemeine Wassernuß, auch Jesuitennuß genannt, Trapa natans L. Die Pflanze hat fadenförmige, am Grunde schlammiger Gewässer kriechende Stengel mit einer auf der Wasseroberfläche schwimmenden Rosette von lederartigen, rautenförmigen Blättern. Zwischen deren Stilen, die in der Mitte dick aufgeblasen sind und der Blätterrosette die Schwimmfähigkeit verleihen, sitzen die kleinen weißen Blüten. Aus diesen entwickeln sich harte einsamige Nüsse von der Größe einer kleinen Wallnuß, ausgezeichnet durch vier merkwürdig geformte mächtige Dornen. Der Nußkern von weißgrauer Farbe

ist sowohl in rohem wie in gekochtem Zustande eßbar und gleich schmackhaft, an den Geschmack von Kastanien erinnernd. Schon vor Jahresfrist hat die Chemiker-Zeitung den hohen Nährgehalt der Wassernuß angegeben: sie besteht aus etwa 38½% Wasser, 9% Eiweißstoffen, 0,75% Fett, 50% Kohlehydraten (Stärke und Zucker) und je 1% Holzfaser und Asche. Danach stände sie nicht allzuviel dem Brotgetreide nach (Roggenmehl hat 15,06% Wasser, 11,52% Eiweißstoffe, 1,79% Fett, 62% Stärke, 0,95% Zucker, 4,86% Gummi und Dextrin, 3,72% Zellulose und Asche) und wäre der Kartoffel weit überlegen, denn diese hat bei 75,48% Wasser nur 1,95 Eiweiß, 0,15 Fett, 20,69 Stärke, 1,73 Zellulose und Asche. Darum weist mit Recht Alfred Karasek in der Wiener illustrierten Gartenzeitung neuerdings wieder auf die Kultur dieser Wasserpflanze hin. Mit einiger Mühe kann man sie unsern Teichen und Seen sehr wohl wiedergewinnen. Daß sie bei uns nahezu verschwunden ist, liegt daran, daß unser Klima andauernd rauher geworden ist. Kurz vor Beginn der historischen Zeit ist sie noch in Schweden häufig gewesen. Seitdem ist sie immer weiter nach Süden zurückgewichen. In Gewässern, die im Winter auf den Boden herab gefrieren, geht sie ein. Will man sie auch in solchen kultivieren, so muß man sie alle Jahre neu aussäen. In einigen Seen der Schweiz hat H. Fischer-Sigwart Kulturversuche seit vierzehn Jahren mit Erfolg angestellt. In den Seen bei Zofingen säte er zuerst Früchte aus, die in einem italienischen See gewachsen waren. Diese waren schon für das Klima der Nord-Schweiz zu empfindlich, sie entwickelten sich wohl zu Pflanzen, brachten aber weder Blüte noch Frucht hervor. Als er aber Samen aus Wiesbaden verwandte, gediehen die Pflanzen prächtig. Zuweilen keimen die Früchte erst im zweiten Jahre, so daß die Pflanze sich auch erhalten kann, wenn sie mal in einem Jahre keine Samen hervorgebracht hat. Die reifen Nüsse lösen sich im Herbst von ihren Stilen, sinken auf den Grund des Wassers hinab und verankern sich dort mit Hilfe ihrer Dornen im Schlamme, um in der Regel im nächsten Frühling schon wieder zu keimen. Besser als wir wissen die Chinesen die Wassernuß zu schätzen. Die bei ihnen häufige Art hat nur zwei Dornen (daher Trapa bicornis L.). Unter dem Namen Ling oder Leng wird sie in großen Massen zu Markte gebracht. Der Chinese zerreibt sie zu Mehl und bereitet einen wohlschmeckenden Brei daraus.






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

# Haben Sie es selbst erlebt?

## Ein ernstes Wort über die Verleumdung.

„Man hat einen zu guten oder zu schlechten Ruf; nur den Ruf hat man nicht, den man verdient."
Marie v. Ebner-Eschenbach.

Es mag vielleicht kaum eine zweite Zeitepoche gegeben haben, in welcher so viel über den Frieden geschrieben und für ihn gewirkt wurde, wie die gegenwärtige, und in der andererseits nach allen Richtungen hin Kämpfe durchzufechten waren, wie sie leider der unserigen beschieden sind. Muß doch im Kampf ums Dasein nun auch die Frau schon ihren Mann stellen und zu diesem Kampf wohl ausgerüstet sein. Leider Gottes ist es nicht immer persönliche Tapferkeit und Ausdauer, die in diesem Kampfe endlich mit dem Siege gekrönt werden, vielmehr zieht so mancher mit verborgenen Waffen aus, um einen unbequemen Konkurrenten aus dem Wege zu schaffen. Man spricht so häufig von den starken Ellbogen, deren es zum heutigen Fortkommen bedürfe; die Leute, die sich mit Ellbogenstößen Bahn brechen, o, alle Achtung! Das sind noch offene, ehrliche Kämpen! Unsere Zeit weist nicht allzu viele solcher Kraftnaturen auf, die Majorität huldigt viel eher dem strategischen Grundsatz: „Das bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht." Wir besitzen viel eher etwas wie eine moderne Feme, bei der es leicht einen „Wissenden" gibt, welcher um den „blinkenden Schein" nicht verlegen ist und in Ermangelung eines solchen es sogar — zum allgemeinen Besten — auf sein Gewissenskonto nimmt, unter dem Hochdruck der Verleumdung einen moralischen Defekt zu konstruieren. Da die moderne Feme im Gegensatz zum mittelalterlichen Femgericht den Angeklagten nicht ladet und bei ihrem geheimen Verfahren äußerst subtil zu Werke geht, so kann es sich ereignen, daß ein von ihr Gerichteter eine geraume Weile moralisch geköpft umherläuft, ohne es vorläufig zu merken.

Wer möchte von uns als Verleumder gelten? Und wenn eine innere Stimme fragte: Hast du nie verleumdet? — so dürfen wir zur Ehre der Menschheit annehmen, daß die Mehrheit mit gutem Gewissen die Antwort geben kann: Mit Bewußtsein nie!

Die Verleumdung ist so teuflischer Natur, daß die, welche mit kalter Überlegung zum Schaden eines andern mit der Lüge paktieren, gottlob, doch noch in der Minderzahl sind. Aber leider richtet schon diese Minderheit unsägliches Unheil an, weil die bessere Mehrheit aus Gedankenlosigkeit, unbekümmert um die traurigen Folgen, ihr gewaltig Vorschub leistet. Die Verleumdung gleicht dem zur Lawine anwachsenden Schneeball, ein ursprüngliches Achselzucken kann, falsch gedeutet und in Worte umgesetzt, aus einem Ehrenmann einen Ehrlosen machen.

Erlittene Unbill ganz allein zu tragen, die darüber aufsteigenden bitteren Empfindungen zu meistern, dazu gehört eine nur wenigen verliehene Seelenstärke. Kann man sich darüber aussprechen, so verpufft der Zündstoff, aus dem die Rachegedanken aufblitzen, es ist sozusagen ein Sicherheitsventil gegen die rächende Tat. Wenn bei solchen Eruptionen vielleicht das Ansehen einer bisher geschätzten Persönlichkeit in die Brüche geht, so ist es bedauerlich, von dem, der es zustande gebracht hat, vielleicht nicht edel; solange aber dabei der Wahrheit nicht Gewalt angetan, solange ja das gesprochene Wort *Wahrheit* und nicht nur *Vermutung* ist, so lange bleibt das Aussprechen unser in der menschlichen Unvollkommenheit begründetes menschliches Recht. Nun aber geschieht es fast allen Menschen, daß sie bei der Schilderung erlittenen Unrechts oder eines gehabten Streits in Affekt geraten und häufig bei ihrer eigenen Darstellung einen weit heftigeren Schmerz empfinden, als zur Zeit, da sich die Begebenheit in Wirklichkeit zutrug. Ganz unbeabsichtigt geben sie der Sache eine andere Färbung, wählen für verwandte Begriffe die herbsten Ausdrücke und weichen auf solche Weise von der Wahrheit mehr oder minder ab; wie weit dies aber auch geschehen sein mag, so darf man doch nicht von Verleumdung sprechen, weil der im Affekt Schildernde die Wahrheit zu sagen glaubt, und *das Hauptmoment* der Verleumdung *die bewußte Lüge* ist, die *Absicht*, jemandem zu schaden. Unbewußt kann demnach niemand zum Verleumder werden, wohl aber zu einem willfährigen Organ der Verleumdung, indem man sich hinter das „on dit“ verschanzt und ungeprüft weiter erzählt, was man uns erzählt hat. Dabei vergißt man allerdings nicht, sich selber mit der dringenden Bitte: „Um Gotteswillen Diskretion!“ vor etwaigen schlimmen Folgen einer Verleumdung zu schützen. Wohin jedoch ein armes, mit dem on dit verfolgtes Menschenkind schließlich geraten kann, das bedenken wohl nur wenige. Die Welt begnügt sich ja nicht, ungeprüft Verleumdungen zu verbreiten, sie nimmt sich auch das Recht, ungeprüft zu strafen. Wenn die Meute besonders eifrig ist, Freund und Feind sich zum Vernichtungswerk die Hand reichen, dann darf man sicher annehmen, daß es sich um Edelwild, um einen Menschen jener Art handelt, die sich stark genug und zugleich berechtigt fühlt, ihre eigenen Wege zu gehen. Solche selbständigen Naturen erwecken leicht den Neid, der immer seine gelbe Fahne zu entrollen bereit ist, um allen Guten und Edlen den Krieg zu erklären. Das einst so hoch gehaltene vox populi vox Dei hat im Laufe der Zeiten seine Kraft eingebüßt, da dieselbe Menge heute „Hosiannah!“ morgen „Kreuziget ihn!“ ruft. Es ist durchaus nicht schwer, die Menge zu einer gewollten Meinung zu bringen, hat

sich doch ein berühmter Redner in einer schwachen Stunde zu dem Bekenntnis hinreißen lassen, daß es für ihn keinen größeren Reiz gebe, als die Massen für etwas zu begeistern, an das er selber — nicht glaube. Leider sind wir in bezug auf unsern Nächsten viel leichter für eine schlechte als für eine gute Meinung zu gewinnen. Zuweilen freilich gefällt sich das Schicksal in der Ironie, daß eine Persönlichkeit, die ohne Wissen und Wollen die niederen Instinkte der Verleumder geweckt hat, trotzdem ahnungslos und unbeirrt ihren Weg geht, ja, ihrem Ideale lebt, während die vom Neid erfüllten Kreaturen sich in der wilden Jagd überrennen und sogar gegenseitig in die Haare geraten. Indessen so gut wird es nur wenigen. Selbst der größte Staatsmann des soeben hinabgegangenen Jahrhunderts hat in seinen Memoiren zum Ausdruck gebracht, wie schwer er unter der Verleumdung gelitten und sich durch sie zeitweilig von seinen Standesgenossen ausgeschlossen gefühlt habe.

Nun ist nichts schwieriger, als der Quelle einer Verleumdung nachzuspüren, da Verleumder immer auch Feiglinge sind, die nur unter starker Deckung und aus sicherem Hinterhalt ihre ehrtötenden Pfeile abschießen. Wer sich von der Verleumdung erfaßt fühlt, für den gibt es nur eines: das Bewußtsein, daß sich keiner aus der ihn ungeprüft strafenden Menge loslösen kann, um ihm zuzurufen: Leugne es nicht, ich habe es ja selbst an dir erlebt!

Mit dieser einfachen Frage: „Mein lieber X., meine teuere Z., haben Sie das auch selbst erlebt?" würde das oft so folgenschwere on dit bald in Bann getan und manche Verleumdung in ihrem Laufe aufgehalten werden. Man würde sicherlich staunen, wie selten ein unumwundenes Ja als Antwort erfolgte. Könnten die Menschen alle Folgen einer Verleumdung voraussehen, sie würden fraglos nicht zu Mitschuldigen werden wollen; denn nicht jeder ist stark genug, den Kampf mit der Verleumdung aufzunehmen, ja gerade die edleren Naturen stehen ihr waffenlos gegenüber, und so zieht es so mancher von ihnen vor, sich aus dieser verleumderischen Welt still hinauszustehlen mit der letzten Hoffnung im Herzen, daß die Wahrheit als leuchtende Sonne über seinem Grabe aufgehen werde.

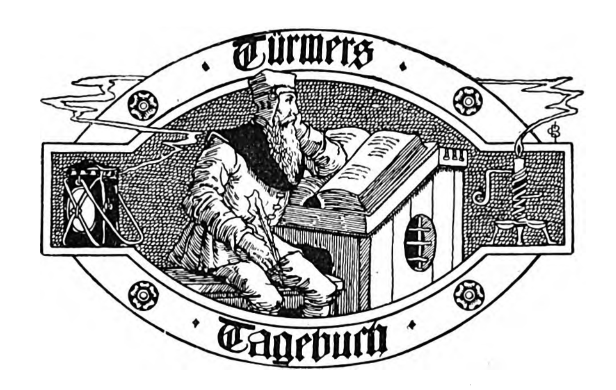
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wäre es da in unserer Zeit der gemeinnützigen Bestrebungen und der erhebenden Schlagworte nicht auch zum Heile aller, wenn die vielen, unter verschiedenen Namen existierenden und prosperierenden Vereinigungen in ihre Statuten den Paragraphen: „Kampf gegen die Verleumdung!" aufnehmen und als wirksame Zauberformel das: „Haben Sie es selbst erlebt?" einführen würden?

Das geflügelte Wort: Tout comprendre c'est tout pardonner wird bei Menschen von Geist und Gemüt die vollste Würdigung finden. Einem Mörder werden wir unter Umständen unser Mitleid nicht versagen können, der Verleumder jedoch, der nicht nur seinem Opfer die Ehre raubt, sondern weite Kreise, ja, wie die Geschichte uns lehrt, ein ganzes Volk zu Mitschuldigen macht, der Verleumder sei von unserem Verstehen wie unserem Verzeihen ausgeschlossen.

**B. Milár-Gersdorff.**






## Die Freude am Vaterlande. — Der „Fall Krupp". — Byzanz. — Der Kampf mit der „Bestie".

Hätten wir nicht allen Grund, uns am Vaterlande zu freuen und Gott für seine große Güte zu danken? Mehr als 30 Jahre scheint warme, lebenzeugende Friedenssonne auf uns herab; auf allen Gebieten des geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens freudiges Wachsen, redliches Wirken; unsere Entwicklung, trotz allen hastigen Getues, im ganzen doch eine ruhige und stetige. Auch die Gefahr einer inneren Umwälzung ist für den unbefangenen Beobachter geschwunden, seitdem man den von unten heraufgärenden Gasen Ventile, der drängenden sozialen Bewegung die Bahnen einer gesunden, d. h. freiheitlichen Entwicklung geöffnet hat. Nicht wie den Völkern im Osten und Westen und Süden drohen uns unterirdische Erschütterungen oder jähe Zusammenbrüche verrotteter Kulturen. Was Heine spöttisch von Deutschland sagte, das gilt im Ernste noch heute: es ist „ein kerngesundes Land". Ein Land, das im Kern noch gesund ist.

Aber: — nichts kann der Mensch schwerer ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. So geht's auch uns. Da wir relativ und in den Grenzen menschlicher Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit keinen rechten Grund zur Unzufriedenheit haben, so schaffen wir uns solche künstlich. Da sich bei uns alles so natürlich und ordnungsmäßig abspielt, so werfen wir dieser Entwicklung selber Steine in den Weg, als wäre uns der ruhige Gang der Dinge zu langweilig, als müßten wir uns künstlich zu schaffen machen. Und so glauben wir in den natürlichen Lauf der Entwicklung hineinpfuschen zu müssen. Ein Zug der Unrast, des Nichtabwartenkönnens, stümperhaften Geschäftigtuns in Dingen, die sich von selber abwickeln, des Zurückscheuens vor wirklichen, großen Aufgaben geht von oben bis unten durch unser Volk. Und da wir zurzeit keine auswärtigen Gegner zu bekriegen haben, so befehden wir uns untereinander, bis aufs Blut, als seien unsere Brüder unsere schlimmsten Feinde, als

hinge von deren Vernichtung unserer Seelen Seligkeit ab. Das mag „deutsch" sein, — schön ist es nicht.

Fragen wir uns ehrlich: Haben wir noch die rechte Freude am Vaterlande, wir, mit unseren unaufhörlichen „patriotischen" Reden und Festen? —

Als ich in diesem Sommer meiner Väter Land, Westfalen, besuchte, vom Hermannsdenkmal in die deutschen Gaue blickte, auf Dörfern und Feldern mit ungebrochenem germanischen Volkstum in Berührung kam, da hatte ich Freude am Vaterlande. Aufrechte, treuherzige Männer, freundlich, aber nie devot; stolze, schöne Frauengestalten, Bauernmädchen und -frauen, die ihre alte, so höchst unmodische Tracht mit der Würde von Königinnen durch den internationalen Kurort trugen; das junge Volk in den Dörfern mit den feinen, klugen Gesichtchen; und alle, alle blondköpfig und blauäugig —: ja, so ähnlich hatte ich mir meine „Urheimat" immer gedacht, und heimatlich warm wehte es mich an durch Dunst und Moder von Jahrhunderten — ja, Freude hatte ich am Vaterlande! Und als ich dann den grünen Rhein zu Berge fuhr und all seine Märchen an mir vorüberschimmern sah, dann weiter unten im Dörfchen bei Stuttgart, nach köstlicher Fahrt durch Berg und Wald, mit lieben und — sachverständigen Schwabenseelen des Landes edle Gewächse probte, die Worte so klar aus den Herzen klangen, wie die Gläser aneinander, — da hatte ich wiederum Freude am Vaterlande. Und dann auf stillen Wegen durch den rauschenden Schwarzwald zum mächtigen Bodensee! Als sich die feierliche Schönheit des „Schwäbischen Meeres" mit dem historischen Abglanz alter Kaiserherrlichkeit zu seltsamem Zauber verwob, als mich dann später ein Schifflein durch den Zeller See in die schweizerischen Lande trug, wo des alten Vaters Rhein ehrwürdiges Haupt von seinen bewaldeten Uferbergen mit herbstlich bunter Pracht liebevoll bekränzt wurde und er in diesen Kränzen einherzog, herrlich, wie nur ein König in Purpur und Gold, — auch da hatte ich Freude am Vaterlande, an unserem großen deutschen Vaterlande, dessen Grenzen reichen „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt".

Auf der ganzen Reise und während meines ganzen Aufenthalts im Reiche habe ich Freude am Vaterlande gehabt. Der unermüdlich schaffende deutsche Geist mit seinen Wunderwerken der Kunst, Technik und Industrie auf der Ausstellung in Düsseldorf, wohlbestellte Felder, schmucke Städte und Dörfer, reifende Reben, überall ein emsiges Regen, ein kräftiges Tun und auch — viel frohe Gesichter. Darauf kommt's aber an!

Ja, man muß reisen, muß sich den Staub des Alltags von der Seele waschen, alles politische Kannegießern und papierene Geschwätz weit hinter sich lassen, um das Gute und Tüchtige im deutschen Vaterlande und Volke mit unbefangenem Gemüte zu würdigen. An dem Bilde des Ganzen und Großen müssen wir unsere Seele stärken, um Kraft zum Kampfe gegen das Kleine, Häßliche und Niedrige des Tages zu schöpfen. Und gar viel von solchem Unkraut wuchert auch in deutschen Landen und wird nicht weniger, sondern

immer üppiger und dreister und droht mit seinem gleißenden Gieren verheißungsvolles Wachstum zu ersticken und den Boden, aus dem all unsere Lebenskräfte sprießen: das Volksgemüt, zu vergiften. Als ich, längst in mein Turmstübchen zurückgekehrt, auf das wüste Getriebe der letzten Wochen und Monate hinabschauen, den „Fall Krupp“ und die brutalen Futter- und Machtkämpfe im Reichstage und noch so manches andere, der Pflicht gehorchend, mit ansehen mußte, da — ich gesteh's — da hatte ich — keine Freude am deutschen Vaterlande!

* * *

Der „Fall Krupp“! — Die ganze zivilisierte Welt hat er wochen- und monatelang in Atem erhalten und noch immer zieht er seine Kreise, häßliche, verderbliche Kreise!

Was war geschehen? Das Parteiblatt der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, hatte gegen den reichsten (nicht „größten“) deutschen Industriellen Beschuldigungen erhoben, die auf keinen Fall in die Presse gehörten. Was immer der „Vorwärts“ zu seinen Gunsten anführen mag, die Absicht einer Änderung der Gesetzgebung und ähnliche „ideale“ Zwecke, — er wird außerhalb der ihm blindlings folgenden Herde keine Gläubigen, keine Entschuldiger finden. Noch denkt und fühlt die große Mehrheit unseres Volkes gesund genug, um sich über den sittlichen Wert solchen Gebarens im reinen zu sein. Das hat sich auch darin gezeigt, daß selbst hervorragende Mitglieder der Partei das Vorgehen des „Vorwärts“ auf das schärfste verurteilt haben. Man bessert die Welt nicht, indem man angebliche menschliche Verfehlungen oder krankhafte Schäden einer privaten Persönlichkeit öffentlich an den Pranger stellt, mag sie auf der sozialen Stufenleiter noch so hoch stehen. Das Vorgeben einer löblichen politisch-sozialen Absicht entschuldigt unter keinen Umständen die moralische Vernichtung eines Menschenlebens. Diesen häßlichen Fleck aber hat der „Vorwärts“ auf dem Gewissen, und den wäscht kein Regen ihm ab.

Nun trat der Staatsanwalt und dann — der Kaiser in Aktion. Des Kaisers Schildhalten über dem auf so tragische Weise dahingeschiedenen Freunde war menschlich schön und erhebend. Hut ab vor solch ritterlicher Gesinnung! Aber war seine Rede in Essen auch politisch zweckmäßig und war sie in allen Punkten objektiv gerecht — an der subjektiven Gerechtigkeit des Kaisers ist ja nicht zu zweifeln. Wenn die, doch zum größten Teile ahnungslose sozialdemokratische Parteimasse von der Veröffentlichung ihres Organs ebenso überrascht wurde wie die „bürgerlichen“ Kreise, — durfte da jener Partei als solcher die Schuld für die Verfehlung ihres Organs, also von ein paar Redakteuren, aufgebürdet werden? War das beklagenswerte Ereignis ein ausreichender Grund, die größte Partei des Deutschen Reiches, Millionen von deutschen Volksgenossen in der Weise zu kennzeichnen, wie es durch den Kaiser geschah? Noch manches andere in seiner Rede wollte dem ruhigen Beurteiler nicht stimmen. So der Vorwurf, daß der „Vorwärts“ aus dem „sicheren Ver-

steck der Redaktionsstube" seine schweren Anklagen geschleudert habe, also der Vorwurf der Feigheit. Nun ist aber Tatsache, daß die Redaktionsstube nichts weniger als ein „sicheres Versteck", daß der Redakteur — und nicht nur dieser! — für jedes Wort seines Blattes verantwortlich ist und dafür mit seinem Vermögen, ja mit seiner persönlichen Freiheit haften, unter Umständen die schwersten Strafen, dauernde Schädigung seiner Gesundheit durch langfristige, zerstörende Kerkerhaft auf sich nehmen muß. Man kann wirklich nicht behaupten, daß die sozialdemokratischen Redakteure von den Gerichten verwöhnt würden! Es gehört viel Liebe zur Sache, viel Opfermut, viel Idealismus zu solcher Wirksamkeit. Und wie wenig sicher im vorliegenden Falle das „Versteck" der Redaktionsstube war, beweist das prompte Eingreifen des Staatsanwalts. Wenn es nachher anders kam, — der „Vorwärts" war es nicht, der zurückwich.

So berechtigt die allgemeine Empörung über die unschöne Handlung des „Vorwärts" auch war, so wenig waren doch viele von denjenigen, die schonungslos über ihn zu Gerichte saßen, berufen zu solchem Richten. Mancher, der die Backen gar voll nahm mit „moralischer Entrüstung", hätte besser getan, vor seiner eigenen Türe zu kehren. Hat doch der „Vorwärts" dreimal festgestellt, daß ein angesehenes Zentrumsblatt etwa acht Tage vor der Veröffentlichung des „Vorwärts" die gleichen Beschuldigungen gegen Krupp verbreitet hatte, allerdings ohne ihn mit Namen zu nennen, aber mit so deutlichen Hinweisen auf seine Person, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. Solch versteckte Verdächtigung ist doch gewiß noch weniger schön als die offene brutale Beschuldigung! Trotz der wiederholten Aufforderung des „Vorwärts" an die beteiligten Kreise, sich doch nun auch gefälligst zu „entrüsten", hat die „gutgesinnte" Presse meines Wissens überhaupt keine Notiz von der Tatsache genommen. Das läßt doch auch „tief blicken". Blätter aber, die sich vor moralischem Schauder ordentlich schüttelten, verbreiteten ein paar Spalten weiter mit ebenso lüsternem wie naivem Behagen jeden Klatsch und Schmutz, der ihnen aus Capri zugetragen wurde. Und der „Fall Allers", der doch viel schlimmer lag als der „Fall Krupp", wurde mit derselben harmlosen Selbstverständlichkeit ausgeschlachtet. So hat denn die „Tägliche Rundschau" recht: „es ist Heuchelei, wenn man die Untat des ‚Vorwärts' von rechts und links verdammungsvoll schilt, als ob so etwas außerhalb der ‚Vorwärts'-Redaktion nie und nimmer vorkommen könnte." Allerdings habe sich noch kein Blatt so weit vergessen, wie in diesem Falle der „Vorwärts" (? Vgl. oben!), aber gesündigt, schwer gesündigt worden sei auch innerhalb der Mauern der bürgerlichen Parteien. Auch hier habe man skrupellos und schonungslos die Ehre des unbequemen Gegners angegriffen und damit bewirkt, „daß unser politisches Leben von Jahr zu Jahr ärmer und verbitterter geworden ist, weil sich nützliche, hochragende Persönlichkeiten aus Scheu vor dem Schmutze aus der Öffentlichkeit und aus dem Kampfe, in dem sie nicht rein bleiben konnten, zurückzogen". Etwas Mäßigung im

Richten und Verdammen könnte also manchem aufgeregten Biedermanne nicht schaden.

Nichts konnte gewissen Kreisen gelegener kommen, als das Eingreifen des Kaisers. Kundigen war es von Anfang an nicht zweifelhaft, daß dieses wie überhaupt der ganze „Fall“ alsbald zu politisch-geschäftlichen Zwecken ausgerungen werden würde. Es galt, das Eisen zu schmieden, solange es noch heiß war, den Kaiser in seinem impulsiven Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zu bestärken, ihm den Glauben einzuflößen, daß seine Worte in Essen, später die in Breslau, begeisterten Widerhall in der deutschen Arbeiterschaft fänden. Gewann der Kaiser diese Überzeugung, dann durfte man vielleicht von seiner persönlichen Initiative noch schärfere Maßregeln gegen die so unbequemen, unbotmäßigen Elemente erwarten. Je geringer der Kaiser den realpolitischen Einfluß der Sozialdemokratie einzuschätzen lernte, je fester er an eine Abkehr größerer Arbeitermassen von dieser Partei glaubte, um so eher — so rechnete man — würde er den Kampf gegen sie mit allen seinen Machtmitteln aufnehmen.

Und nun erlebten wir ein Schauspiel, — das traurigste von allen, die sich im Verlaufe des ganzen „Falles Krupp“ abgespielt haben. Ein Schauspiel, das seine Regisseure und — Souffleure wahrlich nicht als die berufensten Richter über die Moral anderer, auch die des „Vorwärts“, erscheinen läßt.

„Ein Adressensturm wirbelt durch das Land,“ so schreibt dem Türmer ein überzeugter Anhänger der bestehenden Ordnung, der für Kaiser und Reich an öffentlicher Stelle wirkt: „Da und dort tun sich Arbeiter einzelner Werke oder auch ganzer Städte zusammen, um dem Kaiser aus ‚überquellendem‘ Herzen für die ‚herrlichen‘ Worte zu danken, die er zu Essen und Breslau gesprochen, und ihm feierliche Unterstützung zu geloben im Kampf wider die verruchte Sozialdemokratie. So liest man's in den Gazetten und so trägt von den bemerkenswerteren dieser Kundgebungen (womit übrigens noch kein Werturteil ausgesprochen sein soll) der offiziöse Draht die Freudenpost weiter. Das deutsche Volk steht auf; es kehrt den Herren, die sich so lange als die einzigen und wahren Vertreter der Arbeiterinteressen gebärdeten, den Rücken; die Stimme des kaiserlichen Mahners drang nun auch zu den dienenden unter unseren Brüdern, dem Volk der schwieligen, zerarbeiteten Hände durch. — Ist's nicht ein Wendepunkt in unseren Geschicken? Ein Begebnis, von dem ab eine neue, frohe Entwicklung zu datieren sein wird? — Ein paar Tage lang kamen so rosige Hoffnungen auch zu mir zu Gast ...

„Allmählich ist das leider anders geworden. Lustig wie die Flocken im ersten Schneetreiben wirbeln die Ergebenheitsadressen durch die deutsche Luft. Heute hier, morgen dort, übermorgen wieder wo anders sprechen Arbeiter einzelner Werke oder ganzer Städte dem Kaiser ihren Dank aus für die Reden von Essen und Breslau. Wer diese Adressen durchmustert, dem legt sich unwillkürlich ein unbehagliches Gefühl beklemmend auf die Seele. Das ist die Sprache nicht von Arbeitern, die sich naiv und voll Vertrauen an ihren Kaiser

wenden; nein, der Ton ist nicht echt! Den hörten wir sonst nur, wenn Stifter von Kirchenfenstern oder Mitglieder von Denkmalkomitees sich im Dienst der guten Sache um eine Dekoration für die eigene ach! so leere Brust mühten, das ist der Schwulst und die tönende Schelle der Leute, die gewerbsmäßig in Gutgesinntheit machen. Und dagegen, dünkt mich, muß nachgerade Widerspruch erhoben werden. Nicht von der sozialdemokratischen Presse, die mit begreiflichem Behagen diese Zeugnisse einer verwerflichen Spekulation täglich aneinanderreiht; aus der Mitte derer, die fest und mit beiden Füßen im deutschen Gegenwartsstaate stehen und sich nur unter der Führung des gewissenhaften und pflichtbewußten Hohenzollernstammes unseres Reiches Zukunft denken mögen, muß der Protest kommen. Die jetzt geübte Methode läuft — nennt man die Dinge beim rechten Namen — auf nichts anderes, als auf eine Täuschung des Kaisers hinaus. Aus Bochum wird der Text einer Adresse überliefert, in der ‚Seiner Majestät alleruntertänigste Arbeiter' den Kaiser bitten, er möchte die ‚Initiative zu einer Änderung der Gesetzgebung ergreifen'. Und derlei sollten wirklich deutsche Arbeiter ersonnen haben? Das sollten sie unterschrieben haben, ohne daß der Massah Ingenieur oder Werkmeister vor ihnen stand und bedeutungsvoll flüsterte: ‚Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!'? — Welchen Wert können auf die Art zustande gekommene Kundgebungen denn beanspruchen? Was vermögen sie denn noch überhaupt dem Kaiser zu sagen? Der lebt ohnehin — das ist nun einmal das herbe Schicksal aller Großen dieser Erde — einsam auf seiner Höh'; tausend Hindernisse und Grenzscheiden legen sich zwischen ihn und sein Volk; die wahre, unverfälschte Stimme der Nation dringt so wie so nur selten zu ihm empor. Und da hat man noch den traurigen Mut, vor den Kaiser Potemkinsche Dörfer hinzuzaubern; seinem landesväterlichen, besorgten Sinn Stimmungen vorzutäuschen, die, wer mitten in den Dingen steht, nirgends entdecken kann!

„Daß der Sozialdemokratie dadurch von neuem Wasser auf ihre Mühlen geleitet wird, möchte ich nur ganz nebenbei berühren. Was mir die Feder in die Hand drückte, war ein anderes; das war die Furcht vor der Schädigung unserer öffentlichen Moral. Der Arbeiter vermietet die Kraft seiner Hände und die Stunden seines Arbeitstages dem Unternehmer; nicht seine Persönlichkeit. Und zum Adressenschreiben soll man ihn nicht zwingen. Wer es aber dennoch tut, um dem Kaiser statt der rauhen Wirklichkeit ein Traumbild im Schimmer bengalischer Lichter zu zeigen, der versündigt sich an beiden: am Kaiser wie an der Arbeiterschaft. Von allen Spekulationen sind die politischen immer die schlimmsten gewesen. Die Schädigung, die von ihnen ausgeht, reicht über den vorliegenden Anlaß hinaus; sie vergreifen sich an dem, was uns auf Erden das Heiligste ist: an Vaterland und Volk."

Man weiß in der Tat nicht, worüber man hier mehr staunen soll: über die unverfrorene Dreistigkeit oder die handgreifliche Plumpheit der unwürdigen Mache. Wird doch in der oben erwähnten Bochumer „Adresse" dem Kaiser

zugemutet, zu glauben, die deutsche Arbeiterschaft begeistere sich für den Zolltarif!! Denn in dieser Adresse wird die Sozialdemokratie u. a. beschuldigt, „gegenüber dem Zolltarif die Interessen der Arbeiterschaft (!) wie die des ganzen Volkes mit Füßen getreten“ zu haben! Da muß auch ich fragen: Und das sollen deutsche Arbeiter geschrieben haben?! Gern wüßte ich, wie so ein sozialdemokratischer Arbeiter, der aus freiem Herzensdrange für den Zolltarif schwärmt, eigentlich aussehen mag; es müßte ein seltener Vogel sein, rarissima avis! Man sollte ihn auf den Tisch des Reichshauses niederlegen, da, ohne das, doch niemand an die Existenz dieses wunderbaren Naturspieles glauben wird. Meinem monarchischen Empfinden entspricht es übrigens nicht, daß dem Oberhaupte des Reiches in öffentlichen Zensuren attestiert wird, seine Rede sei „herrlich“ und seine Worte seien „trefflich“ gewesen.

Wie's gemacht wird, davon nur einige Proben. Interessant ist schon die Tatsache, daß der mit Recht so berühmte „schlichte Mann aus dem Volke“, ein Breslauer Vorschmied, seine „aus dem Innersten gequollene“ Ansprache an den Kaiser vorher dem Polizeipräsidenten zur Korrektur eingereicht hat, der dann noch eine Änderung daran vornahm. Mit ähnlicher Vorsicht hat man sich auch sonst der Richtigkeit und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung an amtlicher Stelle versichert. So z. B. wurde vom Vorstande des Berliner Bezirksvereins deutscher Ingenieure, der sich aus Anlaß des Falles Krupp zu einer Ergebenheitsadresse unwiderstehlich gedrungen fühlte, besonders betont, die Adresse habe verschiedenen Ministerien vorgelegen und den Beifall dieser Behörden gefunden.

Wie die Breslauer Kundgebung zustande kam, schildert recht anschaulich der „Vorwärts“: „In vielen Werkstätten wurden die Arbeiter gar nicht einzeln um ihre Zustimmung angegangen, sondern die betreffenden Meister machten einfach die geplanten Huldigungen bekannt. Wo man aber die Abstimmung zuließ, da folgten durchaus nicht alle Arbeiter dem Rufe ... Dann kamen wohl die Meister der andern Werkstellen und suchten die Widerstrebenden umzustimmen. ‚Drüben in der Stellmacherei haben alle unterschrieben‘, hieß es dann, ‚und ihr wollt euch weigern?‘ Ein besonders gut meinender Meister sagte zu einem Genossen, der seine Zustimmung verweigerte: ‚Ja, ich kann Sie nicht zwingen, aber die Folgen haben Sie zu tragen!‘ Dann wurde wieder versichert, 2000 Arbeiter müssen zusammenkommen, welche die Kundgebung befürworten. In eine Werkstelle rief der Meister hinein: ‚Ihr braucht nicht erst schreiben, ich habe euch selber alle schon eingeschrieben.‘ Von denen aber, die unterschrieben hatten, kamen viele zu uns, um sich zu entschuldigen. Ein alter Mann, Familienvater, sagte unserm Gewährsmann: ‚Jetzt muß ich meinen Namen zu einer Kundgebung hergeben, gegen meine Gesinnung, blutenden Herzens habe ich unterschrieben, obwohl ich immer zu unserer Sache gehalten habe, aber was soll ich machen!‘ Ein andrer hat

erst nach dreimaliger Aufforderung unterschrieben und seinem Meister gesagt: ‚Jetzt verkaufe ich an euch meine Gesinnung.‘ Am Dienstagabend fand in einem Gasthaus vor dem Tore einer großen Maschinenbauanstalt eine Versammlung statt, in der etwa 500 Spalierarbeiter anwesend waren. Die Ausführungen der Redner, die sich über den ausgeübten Druck beschwerten, fanden brausenden Beifall, auch bei den anwesenden Hirsch-Dunckerschen Arbeitern. Alle gaben die Erklärung ab: ‚Die kommenden Wahlen werden zeigen, daß wir das Tischtuch nicht zerschnitten haben!‘“

In Magdeburg ist es ähnlich zugegangen. Die Arbeiter des dortigen Kruppschen Grusonwerkes haben von der Tatsache, daß ihre Namen unter der Kaiserdepesche in der „Magdeburger Zeitung“ veröffentlicht werden sollten, nicht das geringste gewußt. Und nun lese man mit Andacht, was der „Vorwärts“ weiter berichtet: „Untereinander haben sie (die Arbeiter), als sie die Listen zirkulieren sahen, beschlossen, feste drauf los zu lügen. Da sie sahen, wie streng darauf gehalten wurde, daß sämtliche Arbeiter unterschrieben, Widerstand also Hunger und Kälte für sie bedeutete, gaben sie die Parole aus: Es wird gelogen! Gelogen ist es, daß sie es ernst meinten, wenn sie den Satz von den ‚Verleumdern‘ unterschrieben, gelogen ist es, wenn sie unterschrieben, daß sie ‚die Frevler verabscheuen‘. ‚Wollt ihr, daß wir wider unsre Überzeugung unterschreiben — gut, so heucheln wir eben. Das tut schließlich noch nicht so weh wie der Frost und der Hunger!‘ Also sprachen alte, ergraute Arbeiter. Ja, unter den veröffentlichten Namen befinden sich solche von alten und tüchtigen ehrlichen Sozialdemokraten, und eine ganze Anzahl derer, die soeben mit Wut und Groll im Innern die Adresse unterschrieben, saßen eine Stunde später mit den Vertrauensleuten der sozialdemokratischen Partei zusammen, um in ernster Beratung weitere Schritte gegen die Politik der Gewissensknechtung zu unternehmen. Parteigenossen, die seit 20 und mehr Jahren in der Partei eifrig tätig sind, haben die Adresse unterschrieben, und es ist ihnen, als sie das Schicksal Kutzners und Andres’ erfuhren, gar nicht einmal schwer gefallen, zu heucheln! Ein sehr, sehr großer Teil der Leute, die mit unter der Adresse verzeichnet sind, haben am Abend sozialdemokratische Flugblätter ausgetragen, als Diskussionsredner in Versammlungen ꝛc. fungiert.“

Die hier genannten Arbeiter, Kutzner und Andres, wurden aus dem Kruppschen Grusonwerke entlassen, der eine nach 22jähriger, der andere nach 16jähriger Arbeitszeit, weil sie das Huldigungstelegramm an den Kaiser nicht mitunterschrieben hatten! Man hat einen schwächlichen Versuch gemacht, diese, auch der „gesinnungstüchtigen“ Presse höchst fatale Tatsache abzuleugnen, aber der Versuch ist vom „Vorwärts“ unter Angabe kaum zu widerlegender Gründe als „dreiste Lüge“ gekennzeichnet worden. So muß es denn bei der unerhörten Tatsache sein trauriges Bewenden haben. Man denke: Arbeiter, die 22 und 16 Jahre für das Milliardengeschäft

ihre ganze Kraft und Gesundheit eingesetzt haben, auf die Straße geworfen! Weil sie nicht zu Lügnern und Heuchlern werden, weil sie ihre Ehre und Überzeugung nicht verkaufen, weil sie nicht selbst sich schänden wollten!

Nicht wahr, das ist die rechte ethische Volkserziehung? So wird der Kampf für „Religion, Sitte und Ordnung“ in ersprießlicher und Gott wohlgefälliger Weise geführt? So wird insbesondere die „Moral“ der „unteren Klassen“, um die sich die „oberen“ ja so viel Sorgen und Kopfzerbrechen machen, „gehoben“? Ach, höben doch die „oberen“ zuerst ihre eigene Moral, die „unteren“ würden dann schon folgen! Ich kann mir nicht helfen: ich habe für diese ganze Tragikomödie keinen parlamentarischen Ausdruck. Im Geiste des Strafgesetzbuches ist sie Nötigung und fortgesetzte Majestätsbeleidigung!

Nicht anders wird die Sache, wie ich soeben mit Genugtuung sehe, von der „Sozialen Praxis“ aufgefaßt, einem Blatte, das unter der Ägide des hochverdienten und viel zu früh „a. D.“ gesetzten Staatsministers Freiherrn v. Berlepsch erscheint:

„Ebenso wie wir jedes ehrliche Bekenntnis der Herzensmeinung deutscher Arbeiter ehren, verwerfen wie schlechthin jede Manifestation, die fremder Anregung und äußerem Drucke zugeschrieben werden muß. Wer es auch immer sei, der Arbeiter wider ihren Willen zur Unterschrift unter Loyalitätsadressen nötigt, der ladet eine schwere Verschuldung auf sich: Um sich in ein gutes Licht zu setzen, täuscht er den Kaiser, fälscht die öffentliche Meinung und versündigt sich schwer an den Arbeitern. Schon wird von Fällen berichtet, wo nicht nur durch Androhung von Nachteilen Unterschriften erzwungen sind, sondern auch die Verweigerung der Unterzeichnung mit Entlassung bestraft worden ist. Wir können uns kaum etwas Verächtlicheres und Schändlicheres denken als dies frivole Gebaren. Der Arbeiter hat das freie Recht politischer Ansicht und Meinung ebensogut wie jeder andere Bürger, und der Arbeitsvertrag gibt dem Unternehmer kein Recht auf die Überzeugung der Arbeiter. Jeder Zwang und Druck in dieser Richtung muß Erbitterung, Haß und Verachtung wecken. Und unter den heutigen Verhältnissen, wo Arbeitsmangel, Lohnschmälerung, Preissteuerung und Kälte das Los der Arbeiter besonders hart gestalten, ist es ein doppeltes Verbrechen, diese Notlage zu benutzen, um Kundgebungen zu erpressen, die der Wahrheit zuwiderlaufen. Wer die Kaiserreden in dieser Weise ausbeutet, ist der wirksamste Agitator der Sozialdemokratie, und es tut wahrlich not, daß gegen solchen Unfug ein ernstes Mahnwort erschallt.“

Um recht zu ermessen, welcher Druck auf die Arbeiter im Kruppschen Werke gegebenen Falles ausgeübt werden kann und — wird, in welcher Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern sie sich befinden, ist es nötig, auch die vielgerühmten Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen ein wenig zu beleuchten. Die haben auch sehr ihre zwei Seiten. Von der Lichtseite sind sie ja nach Gebühr

und über Gebühr der bewundernden Welt vorgeführt worden, die Schattenseite hat man meist — im Schatten gelassen. Zunächst sei festgestellt, daß der Arbeiter, der längere Zeit für die Firma Krupp tätig gewesen, für den Fall seiner Entlassung nicht etwa nur den Verlust seiner Arbeitsgelegenheit zu gewärtigen hat, sondern auch eine Reihe tief in seine ganze Existenz einschneidender Nachteile, den Verlust seiner gesamten Einlagen, also sagen wir einfach: seinen wirtschaftlichen Ruin. Wieso das bei „Wohlfahrtseinrichtungen" möglich ist, werden wir gleich sehen.

Der „Vorwärts" vom 25. November vor. Js. zählt diese Einrichtungen einzeln auf und widmet ihnen eine ziffermäßige, durchaus sachliche Besprechung, die m. W. bisher nicht einmal beantwortet, geschweige denn widerlegt worden ist. Das von ihm vorgebrachte Tatsachenmaterial darf daher wohl als zuverlässig gelten, da es andernfalls für die beteiligte Gegenseite ja ein leichtes wäre, den „Vorwärts" durch den bekannten Paragraphen des Preßgesetzes zu einer Berichtigung falscher Tatsachen zu zwingen.

„Die Arbeiterwohnungen Krupps. Die Firma Krupp hat den in ihrem Betrieb beschäftigten Arbeitern mehrere tausend Wohnungen erbauen lassen. Durch den Bau der Wohnungen brachte die Firma Krupp nicht das geringste Opfer. Der Mietzins dieser Wohnungen mußte ja pünktlich entrichtet werden, jedes Risiko fiel für die Firma weg, sie konnte deshalb die Miete auch um ein geringes niedriger stellen, als der ortsübliche Mietpreis sonst betrug. Dafür besaß die Firma aber in den völlig abgeschlossenen Arbeiterquartieren eine viel größere Aufsicht über ihre Arbeiter — wie weit diese Aufsicht ging, werden wir später darlegen —, sie vermochte mit Leichtigkeit jegliche Kontrolle über die in den Arbeiterkolonien Angesiedelten auszuüben. Und sie besaß vor allen Dingen die Möglichkeit, entlassenen Arbeitern ihr Obdach sofort zu rauben, ein Mittel, die Arbeiter jederzeit in ihrer Hand zu behalten und vor jedem Murren gegen den Betriebsfeudalismus zu bewahren.

„Die Konsumläden Krupps. Auch die Konsumläden Krupps boten ein vortreffliches Mittel, die Arbeiter vor jedem Aufbegehren zu behüten. Sie beanspruchten ebensowenig auch nur den geringsten materiellen Aufwand wie die Arbeiterwohnungen. Die Konsumläden verschenkten ja keineswegs ihre Waren, sondern verkauften dieselben zu den allgemein üblichen Preisen. Der einzige Vorteil der Warenabnehmer besteht in der Berechnung eines gewissen Rabatts für die entnommenen Waren, ein Rabatt, der in der Höhe von 6—7 Prozent am Jahresabschluß, dem 1. Juli, berechnet und im Dezember zurückgezahlt wurde. Aber dieser Rabatt wurde keineswegs, wie dies sonst bei Konsumvereinen Brauch ist, an alle Käufer ausbezahlt; die im Laufe des Jahres freiwillig oder unfreiwillig aus dem Betriebe Ausgeschiedenen gingen vielmehr des Rabatts vollständig verlustig! Auch im günstigsten Falle, wenn der Ausgeschiedene den Betrieb kurz nach der Auszahlung des Rabatts verlassen hatte, büßte er den Rabatt

für die seit dem Juli entnommenen Waren, also für ein volles halbes Jahr ein. Man sieht, daß auch die Konsumläden, diese vielgepriesene „Wohlfahrts-einrichtung“, in Wirklichkeit nur ein ganz offenbares Mittel darstellen, die Arbeiter der Firma aus Sorge vor dem Verlust von mindestens 50 Prozent des Rabatts dem Fabrikfeudalismus der Firma Krupp gefügig zu machen.

„Die Wohlfahrts-Pensionskasse Krupps. Diese Pensionskasse ist ganz besonders als die Krone der vorbildlichen Wohlfahrtseinrichtungen der Firma gepriesen worden. Es verlohnt sich also, daß wir bei dieser berühmten Institution ein wenig länger verweilen. Denn diese Pensionskasse ist wirklich eine Wohlfahrtskasse — für die Firma Krupp nämlich!

„Der „Wohlfahrts-Pensionskasse“ muß jeder Arbeiter des Betriebs angehören. Man zwingt jeden, sich den Wohltaten dieser Kasse zu unterwerfen. Daß dieser Zwang zum Empfang der Wohltaten nicht überflüssig ist, wird man sogleich begreifen.

„Zunächst wird ein Einschreibegeld in der Höhe des 1½ fachen Tagesverdienstes, durchschnittlich von 6 Mark, erhoben. An laufenden Beiträgen müssen 2½ Prozent des Arbeitsverdienstes gezahlt werden. Im Jahre 1900 zahlte demzufolge jedes Mitglied der Kasse einen Jahresbeitrag von 34,8 Mark. Und welche Wohltaten empfängt dafür der Arbeiter? Er kann Rentenempfänger werden. Um in diese Glückslage zu kommen, muß er aber mindestens zwanzig Jahre — bei besonders schwerer Arbeit, Feuerarbeit, fünfzehn Jahre — ununterbrochen im Dienst der Firma Krupp gestanden haben und seine vollständige Arbeitsunfähigkeit durch das übereinstimmende Attest zweier Ärzte nachweisen. Dabei bleibt bei der Dienstaltersberechnung die Zeit vor dem zurückgelegten achtzehnten Jahre unberücksichtigt. Für diese nicht in Anrechnung gelangenden Jahre muß er aber gleichwohl Beiträge leisten! Unberücksichtigt bleibt ferner eine über dreizehn Wochen hinausgehende Krankheitszeit, ferner die Zeit, während deren ein Mitglied eventuell als Halbinvalide beschäftigt war.

„Diejenigen, die vor Ablauf der zwanzig resp. fünfzehn Jahre den Betrieb verließen oder abgelegt wurden, erhalten nicht einen einzigen Pfennig jener Zwangsbeiträge vergütet, die sie während langer Jahre geleistet haben! Auch dann nicht, wenn sich, was öfter vorkam, die Beiträge auf 1000 Mark angesammelt haben! Und die Zahl der aus Krupps Betrieben alljährlich Ausscheidenden resp. Ausgeschiedenen ist eine ungeheuer große. Wer sich irgendwie bei einem Vorgesetzten mißliebig macht, wer politisch anrüchig ist oder auch nur einer Gewerkschaft angehört, fliegt unbarmherzig hinaus! So verließen allein im Jahre 1899 nicht weniger als 7759 Arbeiter den Betrieb! In den folgenden Jahren waren es ebenfalls 7—8000 Personen!

„Daß unter solchen Umständen die ‚Wohlfahrts-Pensionskasse‘ glänzend prosperierte, ist kein Wunder. Bei einer durchschnittlichen Mitgliederzahl von

25882 betrug der Überschuß der letzten Jahre bei einer Gesamteinnahme von 2246000 Mark fast die Hälfte, nämlich 1167000 Mark. Das Gesamtvermögen betrug am Jahresschluß 1900 genau 10742423,81 Mark. Welch geniale Methode, auf Kosten der Arbeiter einen ungeheuren ‚Wohltätigkeitsfonds' anzusammeln! In der Tat, ein raffinierteres, man möchte sagen schwindelhafteres System, eine Arbeiterfürsorge vorzuspiegeln, die in Wirklichkeit in einer Ausbeutung der Arbeiter besteht, kann nicht gut erfunden werden!

„Und welch moralisch entnervenden und korrumpierenden Einfluß übt dies System auf die Arbeiter aus! Da die ‚versicherten' Arbeiter begreiflicherweise die hohen Summen, die sie für den Wohlfahrtsschwindel der Firma Krupp geopfert haben, nicht verlieren mögen, sehen sie sich genötigt, sich von den Beamten der Firma alles gefallen zu lassen. Je näher der Arbeiter dem angegebenen Dienstalter rückt, desto größer wird seine Furcht, irgendwie das Mißfallen der Beamten zu erregen, ein desto scheuerer, schüchternerer Sklave des Vorgesetzten wird er. Mit Anspannung aller physischen Kräfte und unter Verzicht auf alle doch gesetzlich gewährleisteten Rechte sucht er sich in der Gunst des Vorgesetzten zu erhalten. Völlige Unterwürfigkeit, blinder Gehorsam gegen alle Willkür, gegen Lohnabzug, unwürdige Behandlung ist die Losung. Die geringste Renitenz, die leiseste Hervorkehrung des nicht ganz erstickten Gefühls der Menschenwürde kann ihn ja aufs Straßenpflaster fliegen lassen. Wie man mit den Arbeitern tatsächlich umspringt, dafür nur ein Beispiel. Im Mai 1901 wagte es ein Arbeiter, kurz vor der Generalversammlung in einer Vertreter-Vorbesprechung einige Bestimmungen der Kasse einer gelinden Kritik zu unterziehen. Zwei Tage vor der Generalversammlung wurde ihm noch gestattet, die fälligen Beiträge zur Kasse zu entrichten, dann erhielt er unbarmherzig den Entlassungsschein. Und dieser Mann stand mehr als zwanzig Jahre im Dienst der Firma Krupp und war ein pünktlicher, ruhiger Arbeiter. Das beweist schon der Vermerk auf seinem Abgangszeugnis: ‚Führung und Leistung gut.'

„Kein Wunder, daß in diesem Jahre fünf Versammlungen in Essen, die von 2000 Personen besucht waren, einen gesetzlichen Schutz gegen die Krone der Kruppschen Wohlfahrt, die Wohlfahrts-Pensionskasse, verlangten! Ein an Krupp, der sich damals wieder einmal auf Capri befand, abgesandtes Telegramm blieb ohne Antwort."

Einer ähnlichen Kritik unterwirft der „Vorwärts" auch den vielgerühmten „Patriotismus" der Firma Krupp:

„Im Bericht der Budgetkommission zum Marine-Etat wurden s. Zt. die tollen Preistreibereien der Firmen Krupp und Stumm des näheren geschildert. Es wurde mitgeteilt, daß jedes Linienschiff für 6 Millionen Mark, jeder große Kreuzer für 4 Millionen Mark Nickelstahl-Panzerplatten erfordert. Es wurde dann hervorgehoben, daß es dem Marineamt der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelungen sei, Kruppsche Panzerplatten zu einem Preise von 1920 Mark zu erlangen, während die deutsche Marineverwaltung

2320 Mark pro Tonne oder ca. 400 Mark mehr pro Tonne zahlen mußte. Den niedrigeren Preis hat das amerikanische Marineamt erst erzielt, als der Kongreß 4 Millionen Dollar ausgeworfen hatte zur Herstellung einer Panzerplattenfabrik der Regierung. Die amerikanischen Lieferungsofferten gingen von dortigen Gesellschaften aus, welche Krupp und Harvey für ihre Patente eine Gebühr von 35,5 Dollar die Tonne zu zahlen haben. Der Bericht der Budgetkommission rechnete nun aus, daß jeder Jahresetat der deutschen Marine etwa 7500 Tonnen Nickelstahl-Panzerplatten und bei einem um 400 Mark höheren Preis pro Tonne die Mehrforderung der deutschen Fabrikanten einen Nachteil von etwa 3 Millionen Mark jährlich für das Deutsche Reich oder einen Gesamtnachteil von 60 Millionen Mark für die Dauer der Bauzeit des Flottenprogramms enthält.

„Wörtlich hieß es alsdann in dem Kommissionsbericht: ‚Gegenüber einer solchen unerhörten Preistreiberei der beiden deutschen Fabriken, welche sich dieses Monopol geschaffen hätten, wurde es für erforderlich gehalten, entweder die ausländische Konkurrenz zu den Lieferungen heranzuziehen oder die Errichtung eines Nickelstahl-Panzerplattenwerks für Rechnung des Reiches anzustreben. Eine dahin gehende Resolution wurde mit 20 gegen 4 Stimmen angenommen.‘

„Man sieht, der Bericht der Budgetkommission zum Marine-Etat liefert eine treffliche Charakteristik zum vielgefeierten Patriotismus der Firma Krupp! Die Firma Krupp verstand es ebenso raffiniert, die deutschen Steuerzahler, wie ihre Arbeiter ihre famose ‚Arbeiterwohlfahrt‘ bezahlen zu lassen. Kein Wunder, daß die ‚Entbehrungsprämie‘ Krupps auf jährlich 25 Millionen anschwellen konnte! Wahrlich, eine Wohltäterin der Menschheit, diese Firma Krupp!“

Der überschwengliche Weihrauch, der jetzt der Firma und ihrem verstorbenen Inhaber aus leicht ersichtlichen, wenn auch nicht immer anständigen Gründen gestreut wird, die innere Unwahrhaftigkeit dieses ganzen herausfordernden Treibens und Gebarens ließen es angezeigt erscheinen, auch die altera pars anzuhören. Ich hätte meinen Lesern die Mühe erspart, wenn sie anderswo in der „staatserhaltenden“ Presse Gelegenheit gehabt hätten, sich zu unterrichten. Das ist leider, wie ich mit ebensoviel Verständnis als Bedauern feststellen muß, wiederum nicht der Fall. So kann mich denn nichts der Pflicht und Schuldigkeit überheben, an meinem bescheidenen Teile wenigstens nach Kräften der Wahrheit zu dienen und meinen Lesern — als Ergänzung ihrer Zeitungslektüre — ein Material zu steuern, das zur Bildung eines unbefangenen und gerechten Urteils beitragen soll.

Ein ungeheurer Mißbrauch mit Worten und Werken ist zur Zeit an der Tagesordnung. Welche frostige, hohle Phraseologie in all jenen patriotischen Kundgebungen! Da ist auch nicht ein echter, warmer Ton, der zum Herzen spräche. Dafür wimmelt es von Superlativen, von Versicherungen „heißer“, „unauslöschlicher“ Dankbarkeit, „unverbrüchlicher Treue jetzt und immerdar“.

Ja, wenn wahre Treue und Dankbarkeit so viele und große Worte machten! Die Essener Arbeiter läßt eine Adresse sagen, sie würden es als eine „heilige Pflicht" und „stete Sorge" betrachten, das Andenken ihres „hochverehrten und geliebten Herrn Krupp rein und fleckenlos" zu erhalten. Das ist doch die reine Phraseologie. Als ob die Arbeiter keine anderen „Sorgen" hätten! Wer von ihnen denkt denn im Ernst daran, sich das Andenken Krupps eine „stete Sorge" sein zu lassen?

Und nachdem man also wochenlang mit unentwegtem Manneszorn die Trommel gerührt und zur Attacke gegen die „ehrlosen Verleumder" ins Horn gestoßen hat, da geht demjenigen Bläser, der allein die Wahrheit hätte herausblasen können, plötzlich der Atem aus, da kommt der überaus klägliche und kleinlaute Rückzug, das „dicke", das ach, so dicke Ende! Der Staatsanwalt versagt, das Strafverfahren gegen den „Vorwärts" wird eingestellt! Nachdem der Kaiser mit seiner ganzen Person für die Unschuld Krupps eingetreten ist, die sittliche Entrüstung des ganzen Volkes gegen die „Verleumder" aufgeboten wurde, sieht der Staatsanwalt plötzlich keinen Anlaß mehr, die „Verleumder" als solche zu erweisen, das Andenken des kaiserlichen Freundes zu reinigen und das Eintreten des Kaisers zu rechtfertigen. Er findet an der Sache kein „öffentliches Interesse" mehr! Jetzt, nachdem sie erst wirklich ein solches gewonnen hat. Ach, er ist weichherzig und zartfühlend, der gute Herr Staatsanwalt, er will die Gefühle der Witwe des Verstorbenen schonen, die durch Gerichtsverhandlungen verletzt werden könnten. Sollte er vielleicht auch Mitleid mit dem — „Vorwärts" haben? Ach, gäb's doch mehr solcher Staatsanwälte!

Als der staatliche Strafantrag gegen den „Vorwärts" gestellt wurde, da konnte man über die juristische Zulässigkeit dieses Vorgehens und das Vorliegen eines „öffentlichen Interesses" mit Recht im Zweifel sein, oder vielmehr nicht im Zweifel. Denn ein „öffentliches Interesse" lag nicht vor. Beleidigungen und Verleumdungen durch die Presse geschehen öfter, ohne daß es einem Staatsanwalte einfiele, ein öffentliches Interesse darin zu entdecken. Wäre Krupp nicht eben — Krupp gewesen, der reichste Mann Deutschlands und der Freund des Kaisers, kein Staatsanwalt hätte einen Finger gerührt.

Bedeutete also schon die Stellung des Strafantrages durch den Staatsanwalt ein — außergewöhnliches Verfahren, so die Zurückziehung erst recht. Frau Krupp hatte weder einen Strafantrag zu stellen, noch einen solchen zurückzuziehen, die Berufung auf sie war völlig unjuristisch. So sehr wir hier die menschlichen Empfindungen ehren müssen, so wenig darf sich der von Staats wegen bestellte Hüter des Rechts von ihnen leiten lassen und so wenig tut er es auch — sonst. Man wird also niemand verwehren können, nach anderen Gründen für die so unerwartete und auffällige Einstellung des Verfahrens zu suchen.

Und das ist das Schlimmste an der Sache, daß sie trotz des Einsatzes der kaiserlichen Person und Autorität nicht aufgeklärt worden ist und wohl auch nie wird aufgeklärt werden, daß nun den ausschweifendsten Phantasien Tür

und Tor geöffnet sind. Welche Ziel- und Planlosigkeit in der ganzen Handhabung der Sache von Anfang bis Ende, welcher Widerspruch zwischen Worten und Tatsachen, welche Verwirrung aller sittlichen und rechtlichen Begriffe! Hatte ich nicht recht, als ich oben sagte, wir hätten einen seltsamen Drang, in Dinge hineinzupfuschen, die sich am besten von selber abwickeln? Warum mußte der Staatsanwalt auftreten, warum von den Unternehmern und ihrer Presse der ganze künstliche Sturm entfacht werden, der ihnen auf die Dauer nur schaden und auch nicht einen Sozialdemokraten aus den Reihen der Partei wegwehen wird? Hätte man dem Falle Krupp seinen ruhigen, gesetzmäßigen Lauf gelassen — er wäre traurig genug geblieben. Aber die kaiserliche Autorität wäre nicht geschädigt, die öffentliche Moral nicht vergiftet worden. Die Korruption, die wir jetzt überall am Werke sehen, hätte nicht um sich greifen können.

Und wer geht als Triumphator aus dem ganzen kopflosen Feldzuge hervor? Diejenigen, die man bekämpfen, die man vernichten wollte. Welch verhängnisvolle Verblendung, zu meinen, man könne der natürlichen geschichtlichen Entwicklung aus kleinen persönlichen Handhaben, wie sie der Fall Krupp allenfalls zu bieten schien, einen Strick drehen und sie damit erwürgen! Und wenn hervorragende Führer der Partei als Diebe und Mörder gebrandmarkt würden, die Partei würde über ihre Leichen weiterschreiten, ihr ganzer großer Organismus kaum eine leise Erschütterung verspüren. Ein Steinchen im Wege, das sie mit elementarer Gewalt beiseite stieße. In den Ideen liegt die Kraft, nicht in den Personen. Wollte man das doch endlich begreifen und darnach handeln. Solange in der Sozialdemokratie berechtigte Forderungen enthalten sind und nicht andere Parteien sich diese Forderungen mit voller Energie und ehrlicher Hingabe zu eigen machen, solange ihre Bahnen auf den ehernen Geleisen der natürlichen sozialen Entwicklung laufen, sich also mit dieser decken, so lange wird die Partei mindestens einen wesentlichen Faktor im Staate bedeuten, eine Macht, mit welcher unter allen Umständen zu rechnen ist.

„Kaiser Wilhelm II.“, so schreibt die schon oben erwähnte „Soziale Praxis“, „hat in seinen Arbeitererlassen vor nunmehr fast 13 Jahren ein Programm der Sozialreform aufgestellt, auf dessen Erfüllung die deutsche Arbeiterschaft heute noch harrt. Es ist manches geschehen, mehr aber noch zu vollbringen. Weder hat die große Masse der deutschen Arbeiter heute schon gesicherte und gute Existenzbedingungen (diese Ansicht hatte nämlich der Kaiser ausgesprochen. D. T.), noch ist ihr die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung für die Wirklichkeit des täglichen Lebens vom Gesetz, von den den Staatsbehörden und den Unternehmern zugebilligt. Es gibt kein anderes Mittel, die Millionen, die heute der Fahne der Sozialdemokratie folgen, wieder auf den Boden von Reich und Staat zu stellen, als die Durchführung der Sozialreform nach den erhabenen Verheißungen der Kaiserbotschaften vom 17. November 1881 und 4. Februar 1890.“

Einen gewissen günstigen Einfluß hätte der Fall Krupp auf die Sitten der sozialdemokratischen und anderer Parteien, die es auch sehr nötig haben, ausüben können. Die Entrüstung über den Mißbrauch des öffentlichen Wortes war allgemein, ohne Unterschied der Partei hatte man das selbe rein menschliche Empfinden. Aber wie ist dann der Karren verfahren, das Interesse von der eigentlichen Frage auf Dinge abgelenkt worden, die mit ihr von Hause aus nichts zu tun hatten. Die menschliche Frage, die klar zutage lag, wurde mit tiefgreifenden politischen Interessen verquickt und dadurch eine Verwirrung und Trübung angerichtet, in welcher der „Vorwärts" prächtig fischen konnte. Es handelte sich nicht mehr um ein Delikt des „Vorwärts", sondern schließlich um die politischen Rechte und Lebensinteressen der gesamten deutschen Arbeiterschaft. Kunst gehörte dazu, es so weit zu bringen. Aus dem Unrecht Verübenden war im Handumdrehen ein Unrecht Duldender geworden. Die bis zu offenbarer Ungerechtigkeit gesteigerte Maßlosigkeit der Angriffe und die Vergewaltigung der Arbeiter hat alles verdorben. Einen Augenblick lang war der „Vorwärts" in peinlicher Verlegenheit; immerhin hatte die Partei eine moralische Schlappe erlitten. Aber die Nächstenliebe ihrer Gegner sorgte dafür, daß sie nicht allzulange leiden mußte.

* * *

Der Byzantinismus hat sich natürlich die günstige Gelegenheit, Orgien zu feiern, nicht entgehen lassen. Im Byzantinismus sind wir ja überhaupt groß, darin wenigstens stehen wir unter allen Völkern unerreicht da. Wer etwa Trost in dem Gedanken suchen möchte, das „barbarische" Rußland könnte uns darin vielleicht doch noch übertrumpfen, der befindet sich, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, in einem bedauerlichen Irrtum. Im absolut regierten Zarenreiche ist diese geistige Pest auch nicht entfernt so verbreitet, wie im „freien" Deutschland. Der unabhängige Bürger gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist; ohne jeden Anlaß sich in Unterwürfigkeitskrämpfen am Boden zu winden, wie das bei uns Mode ist, fällt in Rußland niemand ein. Wer sich nicht gerade politischer Umtriebe verdächtig macht, lebt dort als unabhängiger Bürger überhaupt freier als der Deutsche mit seinem Parlament und seiner Verfassung. Der Behandlung sollten sich ungebildete Subalternbeamte in Rußland erdreisten, wie sie anständige Bürger hier alle Tage von jedem beliebigen Schutzmann über sich ergehen lassen müssen —: es würde ihnen übel bekommen! Die unendliche Nachsicht und Milde, mit der alle Brutalitäten untergeordneter Polizeiorgane von den vorgesetzten Behörden und den Gerichten beurteilt werden, ist deutsche, nicht russische Gepflogenheit. Das anständige Publikum wird dort von den Beamten auch anständig behandelt und bekommt auch gegen den Beamten ohne Voreingenommenheit sein Recht, was hier nur in den seltensten Fällen, wenn die Tatsachen schon geradezu gen Himmel schreien und sich auf keine Weise mehr abstreiten oder — abschwören lassen, möglich ist.

Schon in den „Arbeiter"-Adressen an den Kaiser überstieg die „aller-

untertänigste" Schweifwedelei das Maß des Erträglichen um ein Erkleckliches. Nun hat sich aber der Byzantinismus auch auf den jugendlichen Kronprinzen gestürzt und ihn dadurch in eine Lage gebracht, die weder ihm selbst sonderlich angenehm sein kann, noch auch geeignet ist, das Ansehen der Monarchie zu fördern. Denn es ist doch nicht gerade ein erbaulicher Anblick, wenn der Kronprinz des Deutschen Reiches sich allerlei versteckte Sottisen sagen lassen und im Schulmeisterton gehaltene Belehrungen hinnehmen muß. Und an solchen hat es in der Presse nicht gefehlt, ohne daß sich dagegen irgend etwas ausrichten ließe. Das war aber mit unfehlbarer Sicherheit zu erwarten, und so stehen wir wiederum vor der Frage: Warum mußte das sein? — Es mußte eben nicht sein.

Hatte vielleicht jemand die loyale Gesinnung der Oelser Arbeiter angezweifelt, daß sie sich aus heiler Haut bewogen fühlten oder bewegen — ließen, dem Kronprinzen in den unterwürfigsten Wendungen zu versichern, sie würden allezeit dero alleruntertänigste „Untertanen" (gibt's ja gar nicht mehr in Preußen!) verbleiben? Sollte loyale Gesinnung für den, der sie in sich trägt, nicht einfach selbstverständlich sein? Wollte man die Zahl der monarchisch Gesinnten mit der Zahl derjenigen gleichsetzen, die diese Gesinnung in pomphaften Phrasen „an den Stufen des Thrones niederlegen", so wäre es traurig um den Monarchismus bestellt! Denn der weitaus größere Teil der so Gesinnten hält es für unanständig, seine monarchische Überzeugung ohne jeden triftigen Grund auf öffentlichem Markte auszuschreien, so die Aufmerksamkeit des Gegenstandes seiner ständig „begeisterten" Huldigung auf sich zu lenken und Preis und Dank dafür zu ernten. Daß heutzutage so viele für unbedingt nötig halten, sich ihre monarchische Gesinnung öffentlich und amtlich bescheinigen zu lassen, ist kein gutes Zeichen für den Monarchismus. In den Tagen Kaiser Wilhelms I. hätten solche „spontane" Kundgebungen aus heiterem Himmel allgemeines Schütteln des Kopfes erregt. Heute hat man sich daran schon so gewöhnt wie an die Unglücksfälle mit der Großen Berliner Straßenbahn und die „Mißgriffe" von Polizeibeamten.

Der schriftliche Dank des Kronprinzen lautete:

„Es ist mir eine aufrichtige Freude gewesen, daß sich viele Arbeiter *meiner* lieben Stadt Oels *der Bewegung* angeschlossen haben, die *heute überall durch die deutschen Lande geht*. Ihr beweist dadurch, daß *keine Gemeinschaft* zwischen Euch und *jenen Elenden* bestanden hat oder je bestehen wird, die es gewagt haben, einem deutschen Mann an seine Ehre zu tasten, und daß *Ihr* gesonnen seid, treu zu *Eurem* Kaiser und Vaterlande zu stehen. Das freut mich um so mehr, als ich mit meinen lieben Oelsern zusammen gehöre. Se. Maj. der Kaiser, mein geliebter Vater, Allerhöchstwelchem ich von der treuen Gesinnung, welche mir *Euer* Wortführer heute gelobt, Mitteilung gemacht habe, hat hierüber eine freudige Genugtuung empfunden. Mir aber wird der heutige Tag unvergeßlich bleiben.

Schloß Oels, den 16. Dezember 1902. *Wilhelm*, Kronprinz."

Statt „Elenden“ sollte es zuerst „Elementen“ heißen. Dann wurde offiziös berichtigt, der Kronprinz habe bestimmt „Elenden“ gesagt. Und dabei blieb's. Und das alles geschah nach Einstellung des Verfahrens gegen den „Vorwärts“. Ob das gerade der richtige Augenblick war, eine solche Anklage zu wiederholen?

Auch in diesem zeitgeschichtlichen Dokument der optimistische Glaube an eine „Bewegung, die heute überall durch die deutschen Lande geht“. Außerhalb der höchsten Kreise hat man von einer solchen Bewegung absolut nichts verspürt. Den „Adressensturm“ haben wir ja nach Gebühr gewürdigt, er mußte auch von „bürgerlicher“ Seite schließlich nach seinem wahren Werte eingeschätzt werden. Und etwa sonst? Ich wüßte nicht. Ich kann nur fragen: Wer sind die Leute, die den hochgeborenen Herrschaften solche Luftschlösser vorspiegeln, wie eine mehr oder weniger allgemein sich vollziehende Abkehr von der Sozialdemokratie? Denn das ist doch mit der großen „Bewegung“ gemeint, die heute „überall durch die deutschen Lande“ gehen soll? Und wie finden sich diese Leute mit ihrem Gewissen vor Gott, vor ihrem Vaterlande und vor ihren angeblich so „unwandelbar treu“ bedienten Herren ab? Auf die Antwort dürfte man gespannt sein.

Auch der jugendliche Kronprinz (stud. jur. im dritten Semester, geboren 6. Mai 1882) redet, wie sein Vater, die Arbeiter mit „Ihr“ und „Euch“ an, duzt also Männer, von denen gewiß mancher an Alter und Erfahrung sein Vater oder Großvater sein könnte. Über diesen patriarchalischen Brauch lese ich in der gut kaiserlichen Naumannschen „Hilfe“: „Alle anderen Menschen redet der Kaiser mit ‚Sie‘ und ‚meine Herren‘ an, zu den Arbeitern sagt er ‚Ihr‘. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen unserer und der kaiserlichen Auffassung. Die Anerkennung der Gleichberechtigung auch in den äußeren Formen des Verkehrs ist das erste, was Millionen von deutschen Arbeitern billiger- und gerechterweise verlangen.“ Man sollte es wenigstens meinen. Als Arbeiter würde ich, solange der Brauch besteht, es vermeiden, so angeredet zu werden, und käme ich doch „in die Lage“, so könnte ich die Anrede nicht als an mich gerichtet betrachten. Das ist nun so eine von meinen Schrullen, daß ich niemand gestatten würde, mich zu duzen, außer meinen nächsten Angehörigen und den braven Seelen, mit denen ich in alter Burschenherrlichkeit Schmollis getrunken. Dann beruht das aber auf Gegenseitigkeit. Ich halte mich nun nicht für so viel besser, als ein ehrlicher Arbeiter, daß ich ihm allgemein übliche gesellschaftliche Formen verweigern möchte, die ich für meine Person als selbstverständlich jederzeit in Anspruch nehme, auch von den Höchststehenden. —

Bezeichnend für die Stimmung unserer Tage war auch das Gerede von einer „Kaiserpartei“, die in der Bildung begriffen sein sollte. Später stellte sich's als müßiges Geschwätz heraus. Aber lehrreich ist doch die Tatsache, daß der unmögliche Gedanke sehr ernsthaft aufgenommen und erörtert wurde. Man denke: eine Partei, deren Programm nicht Ideen und Grundsätze, nicht eigene Überzeugungen sind, sondern die sich auf die jeweiligen, für die Zukunft doch

gar nicht absehbaren Meinungen und Willensäußerungen einer einzelnen Persönlichkeit festlegt. Es muß übrigens der Gerechtigkeit halber bemerkt werden, daß es unter Bismarck tatsächlich solche Parteien gegeben hat.

Da wir nun einmal bei dem Kapitel sind, — noch einige weitere Blüten aus Byzanz. Auf dem Festkommers anläßlich der Einweihung der neuen Berliner Kunstakademie wurde vom Präses der Studentenschaft folgende Depesche an den deutschen Kaiser verlesen:

„Ew. Majestät, dem allergnädigsten und erhabenen Beschützer wahrer deutscher Kunst, dem erlauchten Förderer alles Edlen, Schönen, wagt die heute aus Anlaß des Neuerstehens einer ihrer hehrsten Pflegestätten versammelte akademische Jugend der Reichshauptstadt die Gefühle unwandelbarer Treue und Dankbarkeit an den Stufen Ew. Majestät ruhmreichen Fürstenthrones niederzulegen. Geruhen Ew. Majestät beglückende Huld die Annahme dieser unserer überströmenden Gesinnungen unter gleichzeitigem Überzeugtsein (!), daß wir Jünger im Dienste herrlichster Musen nie aufhören werden, uns rastlos zu bestreben, dem Vaterland und seiner Nation die Blüte der Kultur erringen zu helfen, für die Ew. Majestät als Mehrer des Friedens weitschauend die Wege geebnet haben."

Der sprachliche Ausdruck dieses „überströmenden" Ergusses kommt seiner Gesinnung gleich. Das Telegramm bringt einem Berliner Montagsblatte ein längst vergessenes Gedicht Ernst von Wildenbruchs wieder in das Gedächtnis, das jenes Helden gedachte, der sein flammendes „in tyrannos" in die Welt warf. Es heißt darin:

Wir schreiben heut' nicht in tyrannos mehr.
Wer nährt so verwegene Flammen?
Die Jugend von heute übt sich vielmehr
In Jubel- und Danktelegrammen.

Sie jubelt voll tiefster Devotion
In Poesie und Prosa,
Ein Schiller fehlt wieder der jungen Nation,
Es fehlt ihr wieder ein Posa!

Ob der nun Richter, ob Rickert er heißt,
Ob Windthorst, ob Liebknecht, ob Lohren,
Er künde es laut: Der Mensch ist frei,
Und wär' er in Deutschland geboren.

Das Warenhaus Hermann Tietz in Berlin empfahl in prunkenden Lettern das auf der Hofjagd bei dem Regenten von Braunschweig in Blankenburg erlegte Wild:

„Stücke erlegt von
Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.,
Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen,
Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen."

Weiter wurde angekündigt, daß die Stücke im Schaufenster ausgestellt seien.

Der Mann kennt seine Pappenheimer. „Patrioten“ vom neuesten Schlage haben sich diese vorzügliche Gelegenheit, ihre loyalen Mägen und Gesinnungen gleichzeitig auf die angenehmste und erfreulichste Weise zu stärken, gewiß nicht entgehen lassen. Sie werden beim Genuß dieser beneidenswerten Tiere, denen das unbeschreibliche Glück zuteil wurde, von allerhöchsten Händen erlegt zu werden, auch ein ganz besonderes Behagen empfunden haben. Ob weniger „patriotisch“ veranlagte Gaumen einen Unterschied zwischen diesem und anderem Wilde herausschmecken konnten, ist zweifelhaft. Ihre Pflicht als königstreuer Leute wäre es unbedingt gewesen. —

Der „Vorwärts“ konnte vor einiger Zeit folgendes Schreiben veröffentlichen:

„Charlottenburg, 24. Oktober 1902.

Neubau
der akademischen Hochschulen
für die bildenden Künste und
für Musik.

An die Firma . . . . . . ., Berlin.

Es bietet sich Gelegenheit, die bei den Neubauten der akademischen Hochschulen für die bildenden Künste, Musik und Kirchenmusik beschäftigt gewesenen Herren Handwerksmeister und Handwerker bei der am 2. Novbr. d. J. (Sonntag) durch Se. Majestät den Kaiser vorzunehmenden feierlichen Einweihung an einer Stelle derart aufzustellen, daß Se. Majestät von der Beteiligung derjenigen, die den Bau hergestellt haben, Kenntnis erlangt. Voraussichtlich wird die Aufstellung in den Seitenräumen der großen Ehrenhalle an der Hardenbergstraße, Ecke Fasanenstraße, vorgenommen werden, und zwar von 1 Uhr ab, wobei vorbehalten bleibt, daß sich die Teilnehmer in einem anderen Raume versammeln.

Ich ersuche nunmehr um umgehende Mitteilung bis spätestens Dienstag, ob Sie selbst teilnehmen wollen, und namentlich Bezeichnung derjenigen Leute, deren Beteiligung von Ihnen gewünscht wird. Selbstverständlich übernehmen Sie durch den gewünschten Vorschlag die Garantie dafür, daß nur königstreue Leute zugelassen werden. Außerdem wird ein angemessener (dunkler) Anzug vorausgesetzt werden müssen. Der königliche Baurat.“

„Garantiert königstreue Leute“, — das ist also das Neueste, der Rekord des modernen Patriotismus. Königstreue! Sie ist, wohl behütet von beiden Teilen, ein köstliches Kleinod, ein edles Erbe unserer Väter. Aber der Begriff Königstreue wird vielfach als gleichbedeutend mit „Patriotismus“ gebraucht, und das ist er nicht, da er ihn keineswegs ausschöpft. Die immerhin nicht unzeitgemäße Frage hat kürzlich in der „Berliner Zeitung“ eine bemerkenswerte Beleuchtung gefunden. Der Verfasser geht von unserer sogen. „Nationalhymne“ aus. Er hat wenig Freude an ihr:

„Wohl war das Königslied ursprünglich auch mit einem Teile ausgestattet, der da besagt, daß nicht Roß noch Reisige den Königsthron schützen, sondern die Liebe des freien Mannes, des Vaterlandes. Aber in unseren herrlichen Zeiten ist diese Strophe aus dem Liede fortgestrichen, soweit es offiziell bei den Schulfeiern und dergleichen in Verwendung kommt, und es bleibt nur die nackte Königsverhimmelung übrig. Das Lied wurde im Jahre 1793 als ‚Berliner Volksgesang' veröffentlicht; es war lediglich eine Umarbeitung des ‚Liedes für den dänischen Untertanen an seines Königs Geburtstag zu singen nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the King'. Daß das Lied jedem Preußenkönige, auch Friedrich Wilhelm III. nach Jena, Friedrich Wilhelm IV. nach Eiderstadt, Bronzell und Olmütz den ‚Siegeskranz' zubilligt, daß es die Könige noch ganz besonders ermahnt, sich ihres Fürstenglanzes zu freuen und jeden preußischen König, er sei wie immer er sei, als ‚Liebling des Volkes' anspricht, das genügt wohl, jedem ein Lächeln abzunötigen, dem als denkendem, kritisch veranlagtem Gebildeten zugemutet wird, einen solchen Sang an den Thron als das deutsche Nationallied zu betrachten.

„Sehr interessante Bemerkungen zu dieser Liedfrage teilt der Kunstwart aus einem offenen Briefe mit, den die schwedische Schriftstellerin Ellen Key jüngst hat erscheinen lassen und der in scharfer Weise mit dem gegenwärtigen Hurrapatriotismus, dem Patriotismus der Denkmäler, Gedenkfeiern und Festreden abfährt. In diesem Briefe heißt es: ‚... Du hast eine andere ... Art, das nationale Selbstgefühl zu erhöhen, vergessen, nämlich der Festredner und Festdichter Gepflogenheit, nicht dem Cäsar zu geben, was des Cäsars ist, und dem Volke, was des Volkes ist, sondern dem Cäsar die ganze Ehre der Endergebnisse aller im Volke freischaffenden Kräfte zuzuschieben. Und das Volk bestärkt diese rednerischen Übergriffe in das Gebiet seiner eigensten Würde dadurch, daß es in seinen begeisterten Augenblicken kein anderes Wort den Tiefen des Herzens entsteigen läßt als eine Königshymne. Aber weder im schwedischen, noch in irgend einem westeuropäischen Volke ist die Anhänglichkeit an den König heute noch identisch mit dem Patriotismus. Unsere Königshymne ist ein schönes und würdiges Lied ausschließlich bei solchen Gelegenheiten, wo das Volk dem Regenten persönlich huldigen will ... Sogar den russischen Selbstherrscher grüßt man in Finnland mit: Unser Land, unser Land, unser Vaterland ..., und in Norwegen empfängt man den König mit: Ja, wir lieben dieses Land ... Wir Schweden entehren in großen nationalen Augenblicken den König samt uns dadurch, daß wir seine und unsere Gefühle für das Vaterland zusammenschneiden zu Glückwünschen für das Fürstenhaus ...'"

Wir Deutsche sind immer geneigt gewesen, unsere nationalen Errungenschaften auf das persönliche Verdienstkonto unserer Fürsten zu schreiben. Soweit Verdienste in Wahrheit bestanden haben, sollen sie unverkürzt in Ehren gehalten werden. Darüber aber dürfen wir unser Volk nicht vergessen, denn am letzten Ende war es doch immer das Volk, das mit der Summe seiner

Kräfte, mit seinem Gut und Blut nicht nur die eigene politische Existenz erkämpfte, sondern auch den Fürsten die Throne aufrichtete und erhielt.

* * *

Es ist in gewissen Kreisen immer noch üblich, mit einer Art von souveräner Verachtung auf das „Volk“ herabzublicken, es sozusagen als quantité négligeable zu betrachten. In manchem Munde hat das Wort „Volk“ noch heute einen verächtlichen Beigeschmack. Das müssen wir uns abgewöhnen. Die Zeiten, wo man von oben herab nach Interesse und Willkür mit großen willenlosen Massen schalten und walten konnte, wo kleine bevorzugte Minderheiten, sogenannte privilegierte Stände, in den „unteren Klassen“ nur ihre Arbeitstiere und Ausbeutungsobjekte erblicken durften, sind längst vorüber. Heute glaubt auch der Geringste im Volke nicht mehr, daß es seine unabänderliche Bestimmung sei, für die herrschenden Klassen zu fronen, um ihnen unter Verzicht auf das eigene Wohlsein das Leben leicht und angenehm zu machen. Diese Erkenntnis, die in den Massen aufgeleuchtet ist und nie wieder ausgelöscht werden kann, ist die scharfe soziale Grenzscheide, die zwischen unsere Zeit und die früheren hindurchgeht. Das sollten sich alle, die es angeht, und besonders die Regierungen, stets klar vor Augen halten. Jede politische Rechnung, die sich nicht auf dieser elementaren Grundlage aufbaut, ist von vornherein falsch. Das Volk will sich nicht mehr mit den himmlischen Gütern, mit dem großen Ausgleich im Jenseits vertrösten lassen, wo es doch sieht, wie die, welche es mit solchen Gütern abspeisen wollen, selber die irdischen gar wohl zu schätzen und zu genießen wissen. Das Volk will sein wohlgemessen Teil auch an den Gaben dieser schönen Gotteserde, und es hat ein Recht dazu. Es ist traurig, daß man solche elementaren Wahrheiten heute noch besonders darlegen muß. Aber wie nötig das noch ist, haben die erbitterten Raufereien im Reichstage um den Futtertrog — pardon, Zolltarif, mit häßlicher Klarheit bewiesen.

Es ist nicht meines Amtes, an dieser Stelle auf die sachlich-politische und wirtschaftliche Frage des Zolltarifs und der Handelsverträge einzugehen. Nur was mir von zeitgeschichtlicher Bedeutung erscheint, was über die Interessen des Tages hinausgeht, Zustände und Stimmungen unserer sozialen und geistigen Kultur beleuchtet, bemühe ich mich, dem Leser so darzustellen, wie ich es sehe. Ohne also die Berechtigung oder Nichtberechtigung der verschiedenen Parteistandpunkte hier näher untersuchen zu wollen, muß ich doch bekennen, daß mich der Geist, der über jenen „Verhandlungen“ schwebte, auch bei geringen Ansprüchen an das Niveau eines deutschen Reichstags, durch seine Inferiorität doch noch betrüblich überrascht hat. Von sittlichen und rechtlichen Momenten war kaum noch etwas zu spüren, es war der nackte, brutale Kampf um Geld und Macht, bei dem von Anfang an, und ganz bewußt, der stärkeren Faust und dem längeren Atem die Entscheidung vorbehalten blieb.

So scharf der unanständige Lärm und die unnützen Schikanen der Linken auch zurückgewiesen werden mußten, so unantastbar das Recht der Mehrheit

war, sich gegen eine planmäßige Obstruktion durch entsprechende Mittel zu schützen, so wenig stand diese Mehrheit doch auf der Höhe ihrer Aufgabe. Man gewann nicht die Überzeugung, daß ihr an einer sachlichen und gewissenhaften Durchberatung und Bearbeitung der doch so tief einschneidenden Vorlage gelegen sei. Vielmehr konnte man sich des peinlichen Eindrucks nicht erwehren, als käme es diesen Herren lediglich darauf an, ihre materiellen Interessen schnell, schnell unter Dach und Fach zu bringen, gleichviel ob in der Hast maschinenmäßiger Abstimmung weite Volkskreise geschädigt würden oder nicht.

Die Geschäftsordnung zu ändern, hatte die Mehrheit ein Recht, die bestehende zu brechen aber nicht. Daß dies geschehen, ist unumstößliche Tatsache. Der Antrag Kardorff stand in brutalem Widerspruch zum § 19, Absatz 2, der Geschäftsordnung. Es genügt das naive Bekenntnis des Antragstellers selbst: „Es ist das einzige Mittel, um die Tarifvorlage, an der die Majorität ein sehr großes Interesse (!) hat, zu verabschieden."

An dem formellen Recht des Reichstags, also der Mehrheit, die Geschäftsordnung zu ändern, ist nicht zu zweifeln. Aber die moralische Voraussetzung aller formellen Rechte ist, daß sie nicht gemißbraucht werden. Daß dies im Reichstage nicht geschieht, darüber hat der Präsident zu wachen. Nie hat eine Mehrheit das moralische Recht, eine Minderheit völlig mundtot zu machen, mag auch das formelle Recht dazu in ihre Hand gegeben sein. Es wurde aber zuletzt überhaupt nur noch abgestimmt, ein Automat hätte dieselben Dienste verrichten können. Aber Moral und Politik! Man wird ja heute schon als nicht mehr ganz zurechnungsfähig betrachtet, wenn man diese beiden Begriffe überhaupt noch in entfernte Verbindung bringt.

Im Hochgefühl des Triumphes legte man seiner Herzensmeinung denn auch weiter keinen Zwang auf. Die „Kreuzzeitung" gab die volksfreundliche Parole aus: „Der Bestie muß der Zaum angelegt werden." In demselben Blatte riet ein Richter, der Präsident sollte u. U. gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten „mit dem Mittel eines telephonischen Aufgebots einer Korporalschaft vorbeugend einschreiten". Gleichzeitig billigte derselbe Hüter der Gerechtigkeit — ich zitiere nach dem „Vorwärts" — einem Tribünenbesucher den Strafausschließungsgrund der Notwehr zu, wenn er „aus Bestürzung, Furcht oder Schrecken" eine Reichstagsbestie niederknallte! Das schreibt ein deutscher — Richter!

Und dieselbe Zeitung, die dergleichen verbrecherische Phantasien veröffentlicht und in der „berechtigten Vertretung der deutschen Arbeiterschaft" — so hat einst der Staatssekretär Graf Posadowsky die Sozialdemokratie genannt — „Bestien" sieht, denen man „den Zaum anlegen müsse", dasselbe Blatt mit dem großen Kreuz auf der Stirn hat es fertig bekommen, auch den Herrgott zum Parteigänger dieser rein materiellen Interessenkämpfe herabzuwürdigen. Man höre:

„Viele treue Pastoren und ernste Kirchenbesucher werden sich in der letzten

Zeit bei der sonntäglichen Fürbitte für den Reichstag schmerzliche Gedanken gemacht haben. Es liegt die Versuchung nahe, zu sagen: ‚Ist es nicht ein Hohn, diesen Reichstag an heiliger Stätte überhaupt zu erwähnen?‘ Ja, wir wissen, daß manche Pastoren, von derartigen Empfindungen beherrscht, das Gebet für den Reichstag auslassen. Aber das ist unrecht — nicht nur weil es Ungehorsam gegen die kirchliche Behörde darstellt, sondern noch viel mehr, weil es einen Mangel des Glaubens an die Macht des Gebets in sich schließt. Möchten vielmehr alle, die wirklich beten können, aus dem Blick auf die schmachvollen Vorgänge im deutschen Reichstag die starke Anregung entnehmen, die Fürbitte recht ernstlich und inbrünstig zu üben und dadurch — ohne Haß und Bitterkeit — die Macht der Finsternis zu überwinden! Wenn alle gläubigen Christen sich sonntäglich zu solchem Gebet zusammenschließen, so muß das einen Erfolg (!) erzielen.“

Man glaubt eine Simplizissimus-Satire zu lesen, so gut getroffen ist der frömmelnde Ton. Ist das nicht augenverdrehendes Pharisäertum, wie es im Buche steht? „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener Zöllner und Sünder.“ Und da wundert man sich noch, daß das Volk sich von solchem Christentum mit Erbitterung abwendet.

Sehr zeitgemäße Aussprüche unseres größten Staatsmannes über die „Bestie“ frischt Harden in seiner „Zukunft“ auf:

„Am 9. Februar 1876 sagte Bismarck im Reichstag: ‚In dem Sozialismus ist sehr viel Neues hervorgetreten; und viele von uns haben nie ein sozialistisches Blatt gesehen oder wenigstens nie aufmerksam gelesen und studiert, beobachten auch die Bewegung nicht, sondern beurteilen sie nur nach dem Hörensagen.‘ Am 12. Juni 1882, als ihm, während der Beratung des Tabakmonopols, die Bamberger, Barth und Genossen vorgeworfen hatten, er sei Sozialist geworden, erwiderte er: ‚Sozialistisch sind viele Maßregeln, die wir zum Heil des Landes getroffen haben, und etwas mehr Sozialismus wird sich der Staat in unserem Reich überhaupt angewöhnen müssen. Sozialistisch war die Herstellung der Freiheit des Bauernstandes; sozialistisch ist jede Expropriation zugunsten der Eisenbahnen; sozialistisch im höchsten Grade ist die Kommassation, die Zusammenlegung der Grundstücke, die dem einen genommen, dem anderen gegeben werden, bloß, weil der andere sie bequemer bewirtschaften kann; sozialistisch ist die ganze Armenpflege, der Schulzwang, der Zwang zum Wegebau; das alles ist sozialistisch. Ich könnte das Register noch weiter vervollständigen; aber wenn Sie glauben, mit dem Wort Sozialismus jemand Schrecken einflößen zu können oder Gespenster zu zitieren, so sind Sie auf einem Standpunkte, den ich längst überwunden habe und dessen Überwindung für die ganze Reichsgesetzgebung durchaus notwendig ist.‘ Zwei Jahre später, in der Diätendebatte vom 26. November 1884, sagte der Kanzler: ‚Die Sozialdemokratie ist so, wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein

Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann, und insofern ist ja die Opposition, wie der Herr Vorredner (Auer) sagte, ganz außerordentlich nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht sehr viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt bisher in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht existieren.'"

Mit diesen Aussprüchen des Sozialistengesetz-Gebers vergleiche man das blinde, unvernünftige, dabei völlig nutzlose Wüten und Toben gegen die „Bestie". Was immer man auch gegen die Sozialdemokratie haben mag — und ich habe sehr viel gegen sie; mich trennt die ganze große Kluft religiöser und historischer Weltanschauung von ihr — der Christ darf nie vergessen, daß diese Partei die Rechte der Schwächeren vertritt, daß sie die Anwälte der Ärmsten und Elendesten stellt. Bekämpfen müssen wir sie, aber nur soweit sie unsere Heiligtümer antastet, soweit sie sich mit dem Anteil am Staatsleben und der Staatsgewalt nicht begnügt, den sie auf Grund berechtigter Interessen beanspruchen darf. Alle ihre darüber hinausgehenden Übergriffe in Religion, Staatsordnung und Gesellschaft hinein müssen wir entschieden zurückweisen. Dieser Kampf kann aber nur auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und der christlichen Ethik siegreich durchgefochten werden. Wir dürfen nicht hoffen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und verübtes Unrecht durch größeres Unrecht aus der Welt zu schaffen. Das ist der Fluch, der durch die ganze Menschengeschichte geht, der finstere Wahn, der unser Geschlecht in unermeßliches Elend gestürzt, daß wir immer glauben, das Böse durch das Böse austreiben zu können. Nur Christi milde und doch so schöpfungsgewaltige Sonnenlehre vom Tun des Guten und vom Vergeben des Bösen kann uns die fernen Höhen hinauf geleiten, die Gott vielleicht uns noch in den Schatten seines weltenumwallenden Gewandes birgt. Mußte es nicht auch an die härtesten Herzen seltsam rühren, als der alte, so feuerköpfige und doch im Grunde so kindlich empfindende Bebel seine Rede im Reichstage mit den Worten schloß:

„Noch eins möchte ich Ihnen sagen. Draußen herrscht der Winter. Hunderttausenden von Menschen im Lande fehlt es an Brot, an Feuer, an Kleidung. Hunderttausenden von Menschen fehlt das, was das Leben lebenswert macht. In solchen Zeiten sollten wir beraten darüber, wie wir diesen Armen, diesen Elenden helfen könnten, wie wir ihnen Brot, Kleidung und Wärme beschaffen könnten!"

Darin liegt wohl das beste und auch einzige Mittel — die „Bestie" zu bekämpfen. Fange nur ein jeder bei sich selber an.






# Schubertiade.

„Schubertiaden" nannte der Kreis junger fröhlicher, aber auch trefflicher Freunde Franz Schuberts seine lustigen Zusammenkünfte, deren Mittelpunkt der begnadete Liedersänger naturgemäß wurde. In Zeichnungen Moritz von Schwinds, Leop. Kupelwiesers u. a. sind solche Schubertiaden verewigt. — Auch wir wollen zum 31. Januar eine kleine Schubertiade feiern, weil doch des früh Entschlafenen Geburtstag (geb. 1797) ist. Wir lassen dabei einige Freunde des Meisters sagen, was ihnen Schuberts Tonmuse ist.

„Wahrlich, in dem Schubert lebt der göttliche Funke!"

L. v. Beethoven, als er auf seinem Sterbelager Schuberts „Ossianische Gesänge" kennen lernte.

* * *

„Er hat Töne für die feinsten Empfindungen, Gedanken, ja Begebenheiten und Lebenszustände. So tausendgestaltig sich des Menschen Dichten und Trachten bricht, so vielfach die Schubertsche Musik. Was er anschaut mit dem Auge, berührt mit der Hand, verwandelt sich zu Musik; aus Steinen, die er hinwirft, springen, wie bei Deukalion und Pyrrha, lebende Menschengestalten. Er war der ausgezeichnetste nach Beethoven, der, Todfeind aller Philisterei, Musik im höchsten Sinne des Wortes ausübte.

„Und so sei er es, dem wir, wo die Jahresglocke schon zum letzten Schlag aushebt, noch einmal im Geiste die Hand drücken. Wolltet ihr trauern, daß diese schon lange kalt und nichts mehr erwidern kann, so bedenket auch, daß, wenn noch solche leben wie jener, von dem wir vorher gesprochen, das Leben noch lebenswert genug ist. Dann sehet aber auch zu, daß ihr, wie jener, euch immer selbst gleichkommt, dem Höchsten nämlich, was von höherer Hand in euch gelegt."

Robert Schumann, am letzten Dezember 1835.

* * *

Wie die Biene dem Duft des blühenden Klees auf der Wiese,
Folg' ich, Freundin, dir gern, setzest du dich ans Klavier:
Unter melodischem Finger entquellen die Lieder von Schubert
Auf dem schwellenden Strom deiner Gesänge dahin.
Du entführst mich zur Mühle; vom Rade perlen die Tropfen
Mit den Noten, von fern rauschen die Wogen des Meers.
Dunkler und dunkler wird's, scheu huscht durch Sümpfe das Irrlicht,
Mit dem ächzenden Kind reitet der Vater im Moor.
Ach! den sterbenden Schwan entriß zu früh das Verhängnis.
Klanglos sank er hinab, trauert an Lethes Gestad'.

Adolf Pichler.

* * *

„Es liegt etwas in uns," begann leise der alte Musiker, „das nach der Meinung eines griechischen Weltweisen wie eine Erinnerung an einen Lebenszustand vor diesem Erdenleben klingt. Vielleicht ist auch die echte Musik eines Genius dieser Erde ein Erinnern an etwas, das nicht von dieser Erde ist. — Ich habe einen gekannt, persönlich gekannt einen solchen Genius. Gegen die Lichtwelt, aus der er kam, muß unsere Erde dunkel genannt werden, und die Melodien, die seiner Seele entströmten, waren mir ein Beweis dafür, so überzeugend, wie irgend einer der strengen Wissenschaft, daß es vor diesem Erdenleben ein anderes gegeben hat auf anderen Sphären. Denn was aus ihm klang, war so von seliger Wonne durchleuchtet und leidvoller Sehnsucht durchschattet, daß es mir wie die Offenbarung einer andern Welt erschien, als es die unsere unter diesem Monde ist, der da über unsern Häuptern glänzt. Sein irdisches Leben war arm und dürftig, aber der Reichtum seines Wesens, den er von einem unbekannten Sterne mitbrachte, war unerschöpflich wie das Licht, das Tausende von Jahren eilen kann, ohne sich zu verlieren. Er starb jung und ging vielleicht dorthin zurück, woher er gekommen. Das sind Rätsel, die keiner lösen wird; aber das Göttliche liegt in ihnen, das nicht wäre, wenn es erklärlich wäre; und wohl dem, der es ahnen kann! denn ihm ist Trost in allem Leid gegeben."

„Und wie hieß jener Genius, den Sie gekannt haben?"

„Er hieß Franz Schubert. — Er ist hier alles gewesen, was er sein mußte, mögen auch manche seinen frühen Tod eine Hemmung seiner Entwicklung nennen. Er war ein ganzes Wesen in schöpferischer Fülle. Darüber hinaus gibt es kein Mehr."

Aus Wilhelm Fischers Roman „Die Freude am Licht", Bd. II, S. 161.

* * *

## Aus Eduard von Bauernfelds „Schubertiade".

Gesegnet, wer den Lorbeerkranz
Frühzeitig sich erworben,
Und wer in Jugend und Ruhmesglanz
Ein Götterliebling, gestorben.

Doch früher hast du gelebt — und nicht
Als Musikgelehrter, als bleicher,
Voll war und rund der Bösewicht,
Ein behaglicher Österreicher.

Mit Malern, Poeten und solchem Pack
Hast gern dich herumgeschlagen,
Wir trieben da viel Schabernack
In unsern grünen Tagen.

Ein dritter noch war — an Gemüt ein Kind,
Doch tat er Großes verkünd'gen
Als Künstler — mein lieber Moritz Schwind,
Historienmaler in München.

Er ist eine derbe Urnatur,
Wie aus tönendem Erz gegossen,
So war auch Schubert, — heiterer nur,
Das waren mir liebe Genossen.

Bald sich ein Kranz von Freunden flicht,
Kunst, jugendliches Vertrauen,
Humor verbanden sie, — fehlten auch nicht
Anmutige Mädchen und Frauen.

Da flogen die Tage, die Stunden so schnell,
Da stoben des Geistes Funken,
Da rauscht' auch der schäumende Liederquell,
Den wir zuerst getrunken.

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?"
Es rauschen der Töne Wogen;
Bald ach! ist der Vater mit seinem Kind,
Dem Lied, zum Vater gezogen.

Was ist Beifall der Welt, was Ruhm,
Und Zeitungs-Preisen und Krönen!
Wir hatten das wahre Publikum
Der Guten und der Schönen.

Wie göttlich ein Genie im Keim,
Das in höchst eigener Weise
Sich kräftig entwickelt, süß geheim,
Im traut verwandten Kreise!

Stellt bei genialer Jugend sich ein
Gott Amor mit seinen Waffen,
Da ist viel holde Lust, viel Pein,
Ein ewiges Gären und Schaffen.

Real, das war der Schubert auch,
Kein künstlicher Textverdreher,
Doch freilich des Gedichtes Hauch
Erfaßt er als Sänger und Seher.

Der Rhythmus gewagt, die Harmonie
Bisweilen auch zerrissen,
Doch sprudelt ihm reich die Melodie,
Von der man jetzt nichts will wissen.

Oft ging's zum „Heurigen", zum Wein
Gleich außerhalb des Tores
Stellt meist sich auch Franz Lachner ein —
Cantores amant humores.

Und frisch nach Grinzing, Siwering,
Mit andern muntern Gesellen,
Zickzack gar mancher nach Hause ging,
Wir lachten im Mondschein, im hellen.

so brach der Chor aus.
Wir wollen's dem Leser erklären,
Heißt: c. a. f. f. e. e. — Kaffeehaus
Und nächtlicher Punsch: Einkehren.

Nicht immer ging es so herrlich zu,
Nicht immer waren wir Prasser!
So trug mir Schubert an das Du
Zuerst mit Zuckerwasser.

Es fehlte am Wein und Geld zumal;
Bisweilen mit einer Melange
Hielten wir unser Mittagsmahl,
Mit diesem Wiener Pantsche.

Die Künstler waren damals arm!
Wir hatten auch Holz nicht immer,
Doch waren wir jung und liebten warm
Im ungeheizten Zimmer.



# Klara Wieck und Robert Schumann.

Von

**Dr. Karl Storck.**

So oft ist die Musik als Künderin der Liebe gepriesen worden, als die eigentlichste Kunst und Sprache der Liebe. Ist es da zu verwundern, daß im Geschichtsbuch der Musik und noch mehr in den Geschichtenbüchern der Musiker so viele Seiten von Liebe erzählen. Aber von so vielen „musikalischen" Liebesbünden Geschichte und Legende zu künden wissen, so traut und freundlich, so achtunggebietend und bedeutend manche Musikerehe ist: von der Johann Sebastian Bachs mit seiner sangesfreudigen Anna Magdalena bis zum Bund Richard Wagners mit Liszts geistvoller Tochter Cosima — das höchste Ideal einer Musikerehe bleibt die Verbindung Klara Wiecks mit Robert Schumann.

Ich glaube nicht, daß die ganze Kunstgeschichte ein zweites Mal von einem solchen Bunde zu berichten hat. Nicht nur daß beide füreinander die Liebe ihres Herzens waren, die süße, bittere Jugendliebe, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, sie haben auch für ihre Liebe schwer kämpfen müssen und sich ihr Glück in bösen Tagen wacker erkämpft. Zwei Edelmenschen sind sie von keuscher Reinheit des Herzens, lauterster Schönheit der Seele, echtester Bravheit des Charakters, überdies zwei Geister voll höchster Schwungkraft, voll innigster Hingabe an ihre Kunst. Und um das Glück voll zu machen: sie dienen beide derselben Kunst und sind in ihrer Verbindung gewissermaßen ein Symbol der Vereinigung des männlichen und weiblichen Kunstschaffens überhaupt. Und da ist es herrlich, zu sehen, wie beide aneinander wachsen, wie des Mannes Schöpferkraft durch des Weibes Mitleben angeregt und gesteigert wird, wie ihre nachschaffende Kunst an seinen Werken zur höchsten Höhe gedeiht. Und wenn sie der Welt die Schöpfungen ihres Gatten in der herrlichsten Weise vermittelt, während er ihr sein Bestes und Innerstes anvertraut, möchte man da nicht fast von einer verkörperten Kunstehe sprechen?!

Wußten wir das auch schon bisher aus Robert Schumanns Briefen, aus den vielfachen Mitteilungen von Freunden des Künstlerheims, so erhalten wir die rechte Unterlage doch erst durch ein eben erschienenes Buch. Es ist die groß angelegte Biographie Klara Schumanns, deren erster Band, die „Mädchenjahre" umfassend, im stattlichen Umfang von 430 Seiten Großoktav bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist. (9 Mark.) Als Verfasser des mit drei Bildnissen geschmückten, schön ausgestatteten Buches zeichnet der bekannte Germanist Berthold Litzmann. Er ist um diese schöne Aufgabe zu beneiden. Kann er doch unter den Titel schreiben: „nach Tagebüchern und Briefen". In der Tat, er hat kaum zu anderen Hilfsmitteln zu greifen brauchen. Diese Tagebücher bieten ein Material, wie es sich „reich-

haltiger, eigenartiger, schöner kaum denken läßt. Es sind insgesamt 47 Quartbände, die in fast lückenloser Folge Licht verbreiten über das innere und äußere Leben Klara Schumanns vom Tage ihrer Geburt bis zu dem Tag ihrer letzten Erkrankung. Und wenn bis 1838, also bis zu Klaras 19. Geburtstag, mehr der Vater als die Tochter das Wort führt, so kommen hier genugsam Briefe hinzu, die alles ins rechte, persönliche Licht rücken. Aber auch das ist vielleicht gut so, denn auf diese Weise lernen wir auch den Vater Wieck genauer kennen und gewinnen einige Mittel, das spätere seltsame Verhalten dieses Mannes zwar nicht zu verstehen, aber doch wenigstens nicht mehr als das eines Tollhäuslers oder Verbrechers auffassen zu müssen.

Obwohl nun dieses Buch fast nur aus wirklich geschriebenen Briefen und Tagebüchern besteht, nur von tatsächlichen Erlebnissen und Seelenstimmungen berichtet, fesselt es uns doch wie ein spannender Roman, dessen Verfasser alle psychologische Kunst aufbietet, uns zum Miterleben, zum Mitfühlen aller Freuden und Leiden zu zwingen. Es sind auch so recht die Gestalten eines Romans. Zwischen ihm und ihr steht der Vater, hart wie Stein, unerbittlich. Das Mädchen steht in dem tragischen Konflikt, zwischen dem Vater, dem sie alles zu verdanken hat, dem sie in kindlicher Liebe ergeben ist, und dem Geliebten zu wählen, den jener aus unerklärlichen Gründen erst abweist, dann zurückstößt, endlich bitterlich haßt. Und als er sieht, wie seine Tochter nach anfänglichem Schwanken und Zweifeln dem Geliebten immer ruhiger, sicherer und liebevoller zustrebt, da wird der etwas schrullenhafte, aber sonst aufrichtige und charaktervolle Mann im Kampf um sein Kind zum herzlosen Tyrannen, zum finstern Intriganten, ja zum niedrigen Verleumder. Wir stehen vor einem Rätsel. Warum ist dieser wackere Klavierlehrer auch dann noch gegen den Ehebund mit dem Komponisten, nachdem dieser die Standhaftigkeit seiner Liebe bewiesen hat, nachdem sein Können immer allgemeiner anerkannt wird, nachdem er bewiesen hat, daß er seinem Weibe eine gesicherte Zukunft bieten kann?

Man beruft sich auf manche Briefstellen und sagt, es sei einfach Ehrfurcht und Geiz gewesen, was den alten Wieck zu seinem schroffen Verhalten verleitete. Gewiß, er hat jede Werbung eines reichen oder adligen Mannes begünstigt, er hat aber auch die Werbung eines gewöhnlichen Klavierlehrers begünstigt. O nein, dieser erbitterte Kampf, der für die Außenwelt zuletzt nur noch den Eindruck der Tragikomödie machte, war für den Vater eine bittere Tragödie. Und zwar eine Tragödie des Künstlers in ihm.

Friedrich Wieck (1785—1873) ist einer der größten Klavierpädagogen aller Zeiten gewesen; ein Lehrer nicht nur von höchster Gewissenhaftigkeit, sondern von wahrer Leidenschaft in seinem Berufe. Mit der Ausbildung seiner Tochter hat er in einer seltsamen Art vollen Künstlerbewußtseins sein Meisterwerk geliefert. Noch vor des Kindes Geburt hatte er beschlossen, daß es, falls es ein Mädchen sei, eine große Klavierspielerin werden müsse, und ihr, das Schicksal vorausnehmend, den Namen Klara, d. i. die Strahlende, die Be-

rühmte, gegeben. Er sieht sein Werk herrlich gelingen; alle Welt staunt sein Kind an, in dem Wieck aber nicht das Naturphänomen einer staunenswerten Begabung oder das Ergebnis eisernen Fleißes sieht, sondern nur *sein* Werk. Klara ist Wiecks Tochter und Schülerin. Und nun sieht er in diesem Kinde die Liebe aufwachsen zu Robert Schumann, der auch sein Schüler gewesen, dem aber Wiecks ganze Schule nur Mittel zum höheren Zweck war. Schumann, eine jeder Pädagogik unzugängliche Natur, aber eine *Schöpfer*natur und als solche dem Manne, der nur zum Nachschöpfen heranbilden kann, von vornherein überlegen, für ihn der dauernde Vorwurf des eigenen Nichtkönnens. Das fühlte Wieck deutlich: sobald Klara Schumanns Weib wurde, war sie als Künstlerin nicht mehr seine Tochter. Ja, wäre Schumanns Musik von der Art der Kalkbrenner, Herz, Hünten und Genossen gewesen, wäre sie Virtuosenmusik gewesen, die erst von der Gnade des Virtuosen lebt! Aber so! Dieser Mann schrieb eine Musik, die auf den Virtuosen verzichtete, dafür aber den ganzen Künstler gefangen nahm. Wieck kannte seine Tochter viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich dieser Musik völlig hingeben würde. Er kämpfte nicht um die Tochter, sondern um die Künstlerin. Diese war ihm in viel höherem Maße sein Werk, sie war ihm die Personifikation seines gesamten Schaffens. Und sollte dieses völlig darin untergehen im Schaffen eines andern; als eigenes Kunstwerk völlig verschwinden, um nur in der Wiedergabe der Schöpfungen eines andern zu leben?

Das ist das Wesen dieses oft mißverstandenen und falsch gedeuteten Kampfes. Es ist ein Kampf des Künstlers Wieck um das Beste, das er geschaffen; ihm müssen wir verzeihen, was der Vater und Mann gefehlt.

Zwischen diesen drei Hauptpersonen spielt sich der Kampf ab. Die andern, die sich einmischen, zählen nicht recht mit, trotzdem sie dankbare Rollen sind. So die Galerie der werbenden Liebhaber, die der Vater gegen sein Töchterchen Sturm laufen läßt; dann ein Dr. Schilling, ein Wolf im Schafspelz, der sich unter der Maske des Mitleids an das nichts ahnende Mädchen heranschleicht. Aber auch treue Freunde, die die Liebe der beiden begünstigen, am rührendsten die Gestalt der alten Magd Johanna Strobel, die so wortkarg ist, daß das ihr völlig anvertraute Mädchen erst spät sprechen lernte, die aber dem der Mutter beraubten Kinde mütterliche Liebe und Treue hält.

Aber das Schönste und Beste ist doch das Liebespaar selbst, mehr noch als der Mann das Weib, das in diesem Bunde zweifellos die stärkere, man möchte sagen die männlichere Seele hatte. Neun Jahre alt war Klara, als der achtzehnjährige Schumann 1828 Schüler ihres Vaters wurde. Innige Freundschaft verbindet bald die beiden; er ist ihr Märchenerzähler; sie entzückt schon als Kind in ihm den Künstler: ihr Spiel weckt bald in ihm den Schöpfer. Dann gelangt sie schnell zu jungem Ruhm, der der Virtuosin allenthalben entgegenblüht; er ringt sich mühselig den Dornenpfad des schaffenden Künstlers empor. Er muß erst einer falschen Liebe verfallen, um zu erkennen, daß das Kind im Hause Wieck ihm mehr sein muß als Freundin; sie ahnt hier mit der

Frühreife des Weibes, was sie verloren zu haben glaubt. Im November 1835 finden sie sich dann für immer. Am 12. September 1840 haben sie endlich heiraten können, ohne des grollenden Vaters Segen, wohl aber mit demjenigen der von Wieck geschiedenen Mutter, zu der sich Klara in den Tagen des Verlassenseins gefunden hatte.

Der Briefwechsel der beiden während dieser fünf Jahre ist eines der poesiereichsten Bücher unserer Literatur. Alle süße Heimlichkeit einer jungen Liebe, das verstohlene Sich-Sehen und -Grüßen, auf der Treppe erhaschte Küsse. Dann das bittere Sich-meiden-müssen. Des Vaters Machtwort hat früh gesprochen. Nicht einmal mehr kennen sollen sie sich. Nun die heimlichen Briefe. Robert Schumann schreibt an einer Stelle: „Es stärkt so moralisch, solche Kraft seines Mädchens zu sehen.“ Man kann das s in „seines“ wegstreichen. Es ist in Wirklichkeit eine seelische Wohltat, dieses Mädchen um seine Liebe kämpfen zu sehen. Nichts Sentimentales, nichts Weibisches, aber reinste, blühende, heldenhafte Weiblichkeit. Ihre Treue wankt nicht eine Minute. Doch das ist das Geringste. Fast klagelos erträgt sie die furchtbaren Qualen, die ihr der Vater mit — man kann nicht anders sagen — fluchwürdiger Boshaftigkeit zufügt. Sie tröstet den Geliebten, den das unselige Verhältnis so oft aus dem höchsten Wonnetaumel in die schwärzesten Gründe der Verzweiflung und Verbitterung stürzt. Aber durch das Herzeleid reift sie nicht nur zum herrlichen Weibe, sondern auch zur unvergleichlichen Künstlerin, deren Eigenart am schönsten Franz Grillparzer besungen hat, nachdem die Neunzehnjährige der Welt die Schönheit der F-moll-Sonate Beethovens geoffenbart hatte.

„Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd;
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldvollen Herrin,
Die sie, mit weißen Fingern, spielend, lenkt.“

Und je reifer sie als Künstlerin wird, um so inniger wird ihre Liebe. „Immer mehr fühle ich es, daß mein Leben nur für Dich ist; alles ist mir

gleichgültig außer der Kunst, die ich in Dir finde." Jawohl, nachdem sie zuerst ihm fast überlegen schien, hat sie bald den genialen Schöpfer in ihm erkannt, dem sie sich willig beugt. „Erstaunt bin ich vor Deinem Geist, vor all dem Neuen, was darin — überhaupt weißt Du, ich erschrecke manchmal vor dir, und denke, ist es denn wahr, daß das dein Mann werden soll? Mir kommt wohl zuweilen die Idee, daß ich Dir nicht genügen könnte, doch lieb haben könntest Du mich deswegen immer!"

Als sie das schrieb, war sie eine von der ganzen Welt gefeierte Künstlerin, er ein unbekannter Musikus. Aber sie bringt ihm nicht nur Verständnis entgegen, sie ist auch seine Muse im schönsten Sinne des Wortes. Gar oft kann er ihr dann Ähnliches schreiben, wie bei der Übersendung der „Novelletten" (1839): „Braut, in den Novelletten kommst Du in allen möglichen Lagen und Stellungen und andern unwiderstehlichen Dingen von Dir vor! Ja, sieh mich nur an! Ich behaupte, Novelletten konnte nur einer schreiben, der solche Augen kennt wie Deine, solche Lippen berührt hat wie Deine — kurz, Besseres kann man wohl machen, aber Ähnliches schwerlich." —

Wir atmen selber beglückt auf, wenn endlich die beiden vereinigt sind. Wir wissen, ihr stand auch in der Ehe noch Schweres bevor, das Schlimmste sogar, der Verlust des geliebten Mannes auf die grausamste Weise, indem ein geistiger Tod ihn ihr nahm, bevor die Auflösung des Leibes folgte. Sie hat auch dieses Schicksal ertragen getreu dem Geiste, der in den Worten lebt, die sie am Hochzeitstag in ihr Buch geschrieben, in denen auch die Schilderung ihrer Mädchenjahre ausklingt: „Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen; erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, das ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen — er hat mir immer beigestanden, — und wird es auch ferner tun. Ich hatte immer einen großen Glauben an Gott und werde ihn ewig in mir erhalten."



# Richard Strauß' „Feuersnot".

## Ein Opfer der Überbrettelei.

Mit derselben unseligen Hetze in unserem heutigen Kunstleben, die über Nacht Berühmtheiten entstehen läßt, stürzt man auch die Altäre um, auf denen man die Opfer seiner Begeisterung dargebracht hat. Für den ruhigen Beurteiler, der gewohnt ist, die Erscheinungen des Lebens nicht aus dem engen Gesichtswinkel der Eintagsfliege zu betrachten, der vielmehr die den Menschen gewährte herrliche Gabe der vergleichenden Betrachtung benutzt, war es völlig unverständ-

lich, wie ein Unternehmen von der Hohlheit des „Überbrettls“ auch nur einen Augenblick lang blenden konnte. Die Jubelchöre sind ja bald verstummt; und wenn einer auch nur ein Tröpfchen Boshaftigkeit in seinem Blute hatte, konnte er sich daran ergötzen, wie aus den Hymnensängern grausame Spötter wurden. So hat man denn Baron von Wolzogen den Trost bereitet, sich als Märtyrer fühlen zu können, was er auch laut genug verkündete, als er am Grabe seines „von der Presse tot gehetzten“ Überbrettls stand.

Aber auch böse Werke tragen ihre Früchte, die oft viel viel später reifen, als die Aussaat geschah. Um die Überbrettler ist es ja gewiß nicht schade, wenn auch mancher, der sich in lustig sein wollenden Liedern verzettelte, sicher Besseres hätte leisten können. Schlimmer ist es, daß der Überbrettlgeist, der die Ehrfurcht vor dem Großen untergräbt, der durch seine spielerische Behandlung wichtiger Fragen aller ernsten Auffassung Feind ist, in so weite Kreise eingedrungen ist.

Während diese üble Folge nicht so offen zu Tage tritt, sollte an einem Beispiel klar werden, daß auch dem herrlichsten Künstlergeist kein vollwertiges Kunstwerk gelingt, wenn er sich mit einer so unlauteren Strömung des Kunstlebens auch nur einen Augenblick lang verbindet. Dieses Beispiel, das für alle Zeiten eine Warnung sein sollte, ist „die Feuersnot“ von Richard Strauß, deren Erstaufführung an der Berliner königlichen Oper das wichtigste Geschehnis der bisherigen Musiksaison war.

Ich habe nie mit meiner Bewunderung für Richard Strauß zurückgehalten, aber auch nie verhehlt, daß ich für seine Entwickelung ernste Bedenken trage. Es gibt ein Straußproblem, und dieses liegt in ihm selbst. Er, der in seinen Werken so oft mit Zorn und Übermut gegen „Widersacher“ kämpft, trägt den stärksten Feind in sich selbst. Ich möchte ihn in dem Worte Journalismus zusammenfassen. Er hängt zu sehr ab von den Strömungen, dem Lärm des Tages; sein scharfer Geist verlockt ihn, zu alledem Stellung zu nehmen und alles in scharf persönlichen Beziehungen zu sehen. Das ist eine prächtige Eigenschaft für den Journalisten, eine verhängnisvolle für den Künstler, wenn dieser dadurch verleitet wird, das vom Tag für den Tag Geborne mit Ewigkeitswerten zu erquicken. Und das geschieht in diesem Werke. Eine Fülle persönlicher Angelegenheiten, polemische Ausfälle, andererseits ein allzu lokales Münchenertum sind in dieses Textbuch hineingetragen. Vieles davon reizt zum Widerspruch, anderes ist wahr, aber bedeutungslos für das Ganze; alles wirkt kleinlich und störend, weil all diese Zufälligkeiten des Künstlerdaseins erbärmlich sind im Vergleich zu seinen großen Zielen und Aufgaben.

Bedenklicher aber als alles das ist, daß durch den Texdichter Ernst von Wolzogen in dieses Buch der Geist der Überbrettelei getragen wurde. Der Gedanke, daß „all Wärme quillt vom Weibe, all Licht von Liebe stammt“, ist hier trotz aller symbolischen Einkleidung zum Schluß zu einer Witzpointe erniedrigt. Daß Liebe hier völlig gleichgestellt ist mit Geschlechtsgenuß, daß wir nie wissen, handelt es sich um wahres Empfinden oder Schauspielerei — an der wichtigsten Stelle schreibt der Text vor „mit übertriebenem (also doch falschem, unwahrem) Pathos“ — daß Wolzogen sich in der ernstesten Lage einen billigen Witz nicht sparen kann, daß die psychologische Entwickelung immer und überall brüchig ist, das sind die Fehler dieses Textbuches, das in der Form Ansprüche auf eine Dichtung macht.

Wie konnte Strauß diesen Text komponieren? Spielt auch er mit dem innersten Empfinden? Aber wo bietet er uns dann künstlerische Wahrheit, wenn er nun sogar mit der Liebe seine Eulenspiegeleien treibt? Das waren die bangen Fragen, mit denen ich in die Oper ging. Die Aufführung hat meine Sorgen glücklicherweise zum Teil zerstreut. Strauß ist trotz des Textes, vielleicht sogar wider seinen eigenen Willen echt geblieben. Was er gibt, ist nicht in den Vorgängen der Bühne, wohl aber in der Sprache des Orchesters echte, wahre Leidenschaft, wahres Empfinden. Daß es bis ins Höchste gesteigerte Kunstfertigkeit ist, versteht sich bei ihm von selbst. Aber diese Musik ist auch echte Kunst. Vielleicht wird man daraus wieder den Schluß ziehen, daß Strauß kein Dramatiker, daß er nur Symphoniker sei. Aber diese Musik hat eine so plastische Kraft der Charakteristik, daß ich dem widersprechen muß. Und die echte Leidenschaft dieser Musik wirkte so hinreißend, daß niemand mehr daran dachte, daß das, was hier gespielt wurde, eigentlich eine komische Oper sein sollte, sondern daß alle nur die Offenbarung einer leidenschaftlichen Seele hörten. Vielleicht war es bezeichnend, daß kein Mensch nach Wolzogen rief (er kam trotzdem heraus), daß man geradezu überrascht war, ihn zu sehen. Man hatte ihn über Strauß vergessen, und das war gut so, denn nur so konnte man sich des Werkes freuen. Die Zeit wird es leider nicht tun; man kann diesen Bund nicht mehr trennen, und so wird auch „die Feuersnot" keine dauernde Erscheinung auf der Bühne bleiben, sondern nur eine Episode, eine sehr glänzende aber auch eine traurig stimmende. Hoffentlich haben wir in diesem schweren Opfer das letzte der üblen Überbrettelei.

Am Schluß noch der Hinweis, daß der Klavierauszug mit Text zur „Feuersnot" bei Adolf Fürstner in Berlin erschienen ist und 12 Mark kostet. Das prächtig ausgestattete Werk ist außerordentlich geeignet, in des Komponisten Schaffen einzuführen, zumal der Auszug leichter spielbar ist, als man erwartet.

K. St.



## Zu unserer Notenbeilage.

Karl Schuricht, der Komponist der beiden Lieder in unserer heutigen Notenbeilage, ist auch in musikalischen Fachkreisen noch völlig unbekannt. Noch! Ich glaube und hoffe, daß es nicht lange so bleiben wird. Denn in dem jungen Tonsetzer vereinigt sich mit ursprünglicher Begabung ein so lauteres Streben und eine so hohe und grunddeutsche Auffassung seiner Kunst, daß ihm wohl der Beifall der Menge, nicht aber die Anerkennung der Guten versagt werden kann. Die beiden herrlichen Gedichte Lienhards hat er ebenbürtig vertont. Feierlich und geheimnisvoll klingt das Gelübde, den gesunden Volksgeist hinauszutragen in die Lande; froh und kräftig der Wunsch nach dem Bauernhaus im Wasgau, von dem aus Freude hinausstrahlen soll in deutsche Lande.



# Guten Morgen, mein Liebling!

## Zu unserer Kunstbeilage.

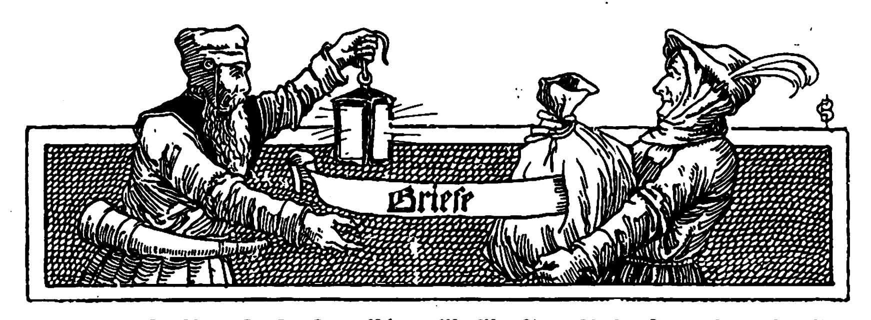
Ihr glaubt es vielleicht nicht, aber dieser heitere Gruß ist das Ergebnis ernsten Denkens und reiflicher Überlegung, dieses freundliche Wort ist eine Großtat männlichen Mutes. Als „er" beim Heraustreten aus der Kneipe gewahr wurde, daß das rosige Leuchten des Punsches Trug gewesen, daß bereits der graue Silvestermorgen auf der Erde lag, da geriet nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist ins Schwanken. „Ob sie schon auf ist? — Ob die Laden herabgelassen sind, so daß er sagen kann, es sei erst drei Uhr? — Ob sie merken würde, daß er —" Nein, er war nicht im Zweifel über die Schwerpunktsverhältnisse seines körperlichen Ichs. Aber diese Gedanken, die Gedanken! Homer schon kannte diese Lage, als er sagte: „Also er solches erwog in des Herzens Geist und Empfindung." Aber da drang Klarheit in unseres Helden Sinnen. Frei und frank wollte er seinem Weibe entgegentreten, ein siegesgewisses Leuchten auf der Stirne, auf den lächelnden Lippen den alten Liebesgruß: „Guten Morgen, mein Liebling!" Und also tat er. Den Rock hatte er noch zurechtgezupft, den Zylinder mit dem Ärmel geglättet, — denn nicht auf innere Vorzüge allein stützt sich der weise Mann.

Wie es aber so ganz anders kam, zeigt unser Bild. „Sie" ist schon auf, schon lange; sie hat sich gar schon Trost getrunken, und vorwurfsvoll starrt seine verwaiste Tasse. Und dieses Weib hat offenbar zu wenig Verständnis für männliche Größe. Nicht aus Bewunderung über seine Tapferkeit, nicht aus Freude über sein blühendes Aussehen schlägt sie die Hände zusammen. Er weiß es, er fühlt es, er ahnt das Kommende. Er kennt diesen Zug vom Nasenwinkel über den Mundwinkel hinab. Da hält der Tapferste nicht stand. Er ist auf gut süddeutsch „verdattert". —

Es ist ein Stückchen erzählender, anekdotischer Malerei, das Benjamin Vautier (1829—1898) hier bietet. Und es ist jetzt Mode geworden, über diese Kunst zu schimpfen oder doch geringschätzig zu spötteln. Ich bin der letzte, der alle jene aufdringlichen Anekdotenbilder verteidigen will, alle die gemalten Witze und Rührszenen, die der deutschen Malerei der mittleren Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts allen Sinn für Wahrheit und Größe raubten. Aber man soll doch auch nicht in Bausch und Bogen verdammen. Die Darstellung einer Situation, der komischen wie der ernsten, hat ein Daseinsrecht auch in der bildenden Kunst. Sie muß nur Lebensausschnitt, muß wahr und nicht gestellt sein. Und wahr und echt ist gerade Vautier in seinem ganzen Schaffen. Er will uns nicht Witze erzählen, sondern ein Stück deutschen Lebens schildern. Daß er in diesem mehr die heitern und gemütvollen Seiten sieht, ist doch wohl eher ein Verdienst. Und dann ist Vautier ein sorgsamer Maler. Man sehe sich einmal dieses Zimmer an, wie fein und echt da alles steht und hängt, vom freundlichen Jugendbild der jetzt so gestrengen Gattin bis zu den Fransen der Tischdecke. Von überzeugender Echtheit sind auch die beiden Gestalten, deren bis ins einzelne durchgeführte Darstellung von ebenso scharfer Naturbetrachtung zeugt, wie irgend eine Verkündigung des Naturalismus. — Nein, wir wollen gewiß nicht jeden, der uns viel von Empfindung und deutscher Gemütlichkeit redet, als echten Menschen willkommen heißen. Aber noch weniger wollen wir uns die Freude an harmloser Fröhlichkeit oder sinniger Behaglichkeit rauben lassen, wenn sie so unaufdringlich zu uns kommt, wenn sie so wahr empfunden ist, wie hier.

St.






**E. K., A. — D. Z., K. a. Rh. — W. W., T. — A. J., L. — R. v. R., G. — G. M., G. b. Gr.-M. — E. F., K. (Rh.). — G. A. N., Y., N., V. St. N. A. — M., D. b. G. — P. F.** — Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**Fr. M.-H.** Es spricht dichterisches Empfinden aus den eingesandten Proben, doch ist noch keiner die Druckreife zuzusprechen. Sie meinen, man „finde in diesen Dingen selten einen Menschen, der so uneigennützig wäre, einem die Wahrheit zu sagen“. Noch seltener aber einen solchen, der sie ungekränkt hört. Wer ist also Schuld an der Unaufrichtigkeit „in diesen Dingen“? — Für Ihr Vertrauen freundlichen Dank und Gruß!

**C. B. in K.** Die Gedichte sind leider für den T. nicht geeignet. Abdrucken hätten wir sie auch schon deshalb nicht können, weil sie anonym sind. Mindestens mußte der Redaktion der Name des Einsenders bekannt gegeben werden, wenn sie auch auf Wunsch selbstverständlich die Anonymität zu wahren gehabt hätte.

**S. R., B.** Für Ihren freundlichen Weihnachts- und Neujahrswunsch in aufrichtiger Erwiderung herzlichen Dank!

**Th. W., W. i. E., P. R. — W. Sch., B. i. W. — C. B., E.** Besten Dank für die Zeitungsblätter. Bietet sich die Gelegenheit, sollen sie gern zur Verwendung gelangen. Freundlichen Gruß.

**Dir. Dr. D., W.** Sie fragen: „Wodurch ist das in Oberlehrerkreisen entstandene Vorurteil gegen Ihre Zeitschrift geweckt worden?“ Das wissen wir allerdings ebensowenig, wie wir bislang gewußt haben, daß ein solches Vorurteil besteht. Welche bestimmten Wahrnehmungen liegen denn Ihrer Frage zugrunde? Der T. hat gerade unter Gymnasialoberlehrern eine Reihe von Mitarbeitern.

**K. B., W.** Im Novemberheft des T. sagt Karl Busse in seinem Aufsatze über Wilhelm Hauff (S. 166), daß beider, nämlich Hauffs und Schillers Familien nach Österreich weisen: „Die Schiller gehörten dem Tiroler, die Hauff dem niederösterreichischen Adel an.“ Dazu schreiben Sie: „Das ist, was Schiller anbelangt, ein Irrtum! Busse ist darin dem Wiener Schillerbiographen Jakob Minor gefolgt, dessen mit aller philologischen Akribie ausgeklügelte Hypothese (vom tiroler Ursprung und Adel Sch.'s) durch die Bemühungen des Marbacher Bürgermeisters Haffner und des Schillerbiographen Weltrich längst als trügerisch erwiesen ist. Der Minorsche Irrtum geht zurück auf eine Annahme, die zuerst im Gothaischen Genealog. Taschenbuch der freiherrlichen Häuser auf d. J. 1856 auftauchte, und gründet sich auf eine 60 Jahre lang als richtig angenommene, aber als irrig erwiesene Genealogie des Dichters und auf die irreführende Ähnlichkeit von Schillers Petschaft und Wappen mit dem der Schiller von Herdern in Tirol. Aktenmäßig ist festgestellt, daß die Ahnen Schillers schon um 1590 in Schwaben waren; daß ihre Stammorte in echtschwäbischem Gebiete liegen, und daß der Stammort die alte Hohenstaufenstadt Waiblingen, nicht das früher stets angenommene Großheppach war. Im einzelnen ist alles nachzulesen bei Rich. Weltrich, Fr. Schiller (Cotta), S. 858—874. Minor ließ sich auch irreführen durch die Worte, mit denen der für den Sohn (Karlsschüler) ausgestellte ‚Revers‘ schließt: ‚Urkundlich unter unsern eigenhändigen Unterschriften und vorgedruckten angebohrenen Pettschaften.‘ Aber erstens führte Vater Schiller vor 1766 ein anderes Siegel, er hat sich das (dem freiherrlichen ähnliche) spätere nach einer Sitte der Zeit erst später stechen lassen von einem der Wappenkünstler, die das gewerbsmäßig betrieben, und — das ist das allerschönste — jene Worte vom ‚angebohrenen Pettschaft‘ waren stehender Formulartext!“

**Vorwärts-Streber i. Fft. a. M.** Diese „Streber“ sind uns herzlich willkommen, erst recht, wenn sie mit so freundlicher Gesinnung und freudiger Anteilnahme zu uns kommen. Also besten Dank für Ihr Schreiben. Ihren Ratschlag betreffend Verbreitung wollen wir dem Verlage mitteilen.

**K. N., S.** Die Kosten für die Photogravüre sind so ungemein hohe, das Verfahren ist gegenüber den andern minderwertigen Reproduktionstechniken so außerordentlich teuer, daß eine regelmäßige Vermehrung des Bilderschmucks unmöglich ist. Daß wir gelegentlich eine solche anstreben, ersehen Sie aus dem Weihnachtsheft. Im übrigen kommt es doch, wenn irgendwo, so hier auf die Qualität und nicht auf die Quantität an.

**Ed. E., A.** Über einen Maler G. Schlesinger, der um das Jahr 1797 wirkte, konnten wir hier leider nichts ermitteln.

**H. W., K. a. Rh.** Wir danken Ihnen bestens für den Hinweis auf das Werk von Joh. Langermann. Wir werden es uns beschaffen und wenn möglich besprechen.

**Moderato.** Wir wählen von den angegebenen Chiffren diese, weil das „maßvoll" Ihren Gedichten gerade fehlt. Sie scheinen sonst nicht unbegabt, aber noch gehen alle Gefühle in einem Wortschwall unter.

**F. W., E.** Daß Sie durch den Aufsatz „Was wissen wir von Jesus" im Türmerjahrbuch so tief ergriffen worden sind, freut uns und für Ihr ehrendes Vertrauen danken wir Ihnen aufs beste. Die Gedichte legen von echtem Empfinden Zeugnis ab, sind aber doch zu wenig ausgesprochene Poesie, als daß wir sie für den Türmer verwerten könnten.

**Alfred Kellermann**, Schriftsteller in Dresden-Blasewitz, Wachwitzerstraße 2 III. Wir bringen unsern Lesern gern zur Kenntnis, daß an dem Geburtshaus des Dramatikers Christian Dietrich Grabbe in Detmold auf Ihre Veranlassung eine Gedenktafel angebracht werden soll, deren Ausführung Bildhauer Richard Fuchs-Charlottenburg übernommen hat, und daß Sie zur schnellen Förderung des schönen Zweckes Beiträge entgegennehmen.

**Fr. B., Str. i. E.** Schönen Dank für Ihre freundl. Anerkennung der „Briefe an ein musikal. Haus." Wir hoffen, daß Ihnen der übrige Inhalt der „Hausmusik" ebenso zusagt.

**H. St., M.** Gewiß wird Hugo Wolf auch in der Hausmusik gewürdigt werden und zwar bald. Also haben Sie noch etwas Geduld.

**E. Kl., Ch.** Auch Sie bitten wir um Geduld. Alle wichtigen Erscheinungen des musikal. Buchverlags werden in irgend einer Weise gewürdigt, wie im vorliegenden Heft Litzmanns Buch über Klara Schumann. Aber die Hausmusik ist doch keine Abteilung für Musikkritik.

**O. H., U.** Das letztere sagen wir auch Ihnen. Wenn der Raum es gestattet, wird das nächste Heft einen Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse der ersten Hälfte der Konzertsaison bringen.



## Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die **Verlagshandlung.**

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Ernst Müller-Braunschweig sc.

Photogravure Bruckmann.

NACHKLÄNGE




V. Jahrg. Februar 1903. Heft 5.

# Die hauptsächlichsten Mißverständnisse über die Friedensbewegung.

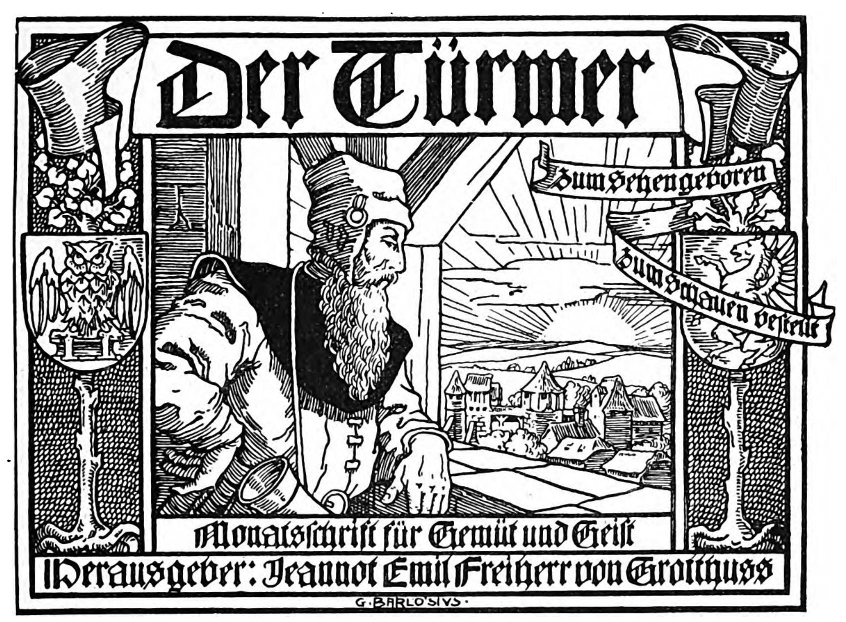
Von

Alfred H. Fried.

Carlyle sagt: „Jeder Streit ist nur ein Mißverständnis." Wenn dies auch nicht vollkommen zutreffend ist, so bilden die Mißverständnisse gewiß einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil aller Streitigkeiten. Sicherlich müßte aber die Rolle solcher Mißverständnisse nirgends eine hervorragendere sein, als dort, wo es sich um den Kampf neuaufstrebender Ideen gegen alte, von den Überlieferungen geheiligte Anschauungen handelt. Nicht wenig trägt in solchen Fällen die Unzulänglichkeit der Sprache dazu bei, die Geister zu verwirren und den Streit zu verschärfen. Für die neuen Begriffe, die auftauchen, sind die neuen Wörter nicht immer gleich zur Hand, und der alte Wortschatz muß herhalten, die neuen Ideen zu decken. Die daraus entstehende Vieldeutigkeit führt nur zu leicht zu einer Verwechslung und Verkennung der neuen Begriffe, die den Vertretern des Althergebrachten zum Ausgangspunkte falscher Schlüsse und Urteile dienen.

Innerhalb des Kampfes, den die moderne Friedensbewegung zu führen hat, macht sich diese babylonische Verwirrung in ganz besonderer Weise geltend,






V. Jahrg. Februar 1903. Heft 5.

# Die hauptsächlichsten Mißverständnisse über die Friedensbewegung.

Von

**Alfred H. Fried.**

Carlyle sagt: „Jeder Streit ist nur ein Mißverständnis.“ Wenn dies auch nicht vollkommen zutreffend ist, so bilden die Mißverständnisse gewiß einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil aller Streitigkeiten. Sicherlich dürfte aber die Rolle solcher Mißverständnisse nirgends eine hervorragendere sein, als dort, wo es sich um den Kampf neuaufstrebender Ideen gegen alte, von den Überlieferungen geheiligte Anschauungen handelt. Nicht wenig trägt in solchen Fällen die Unzulänglichkeit der Sprache dazu bei, die Geister zu verwirren und den Streit zu verschärfen. Für die neuen Begriffe, die auftauchen, sind die neuen Wörter nicht immer gleich zur Hand, und der alte Wortschatz muß herhalten, die neuen Ideen zu decken. Die daraus entstehende Vieldeutigkeit führt nur zu leicht zu einer Verwechslung und Verkennung der neuen Begriffe, die den Vertretern des Althergebrachten zum Ausgangspunkte falscher Schlüsse und Urteile dienen.

Innerhalb des Kampfes, den die moderne Friedensbewegung zu führen hat, macht sich diese babylonische Verwirrung in ganz besonderer Weise geltend,

und ich glaube, daß es nicht ohne Verdienst ist, einige Klärung in die Verwirrung zu bringen. Der Kampf mit den grundsätzlichen Gegnern dieser Anschauungen wird ja dadurch nicht aus der Welt geschafft, nur die Formen, in denen er geführt werden kann, dürften durch eine solche Klärung der Verhältnisse glimpflicher werden; auch könnte sich die Auseinandersetzung dann mehr mit den Tatsachen beschäftigen und vielleicht zu einem für beide Teile befriedigenderen Ergebnis gelangen.

An der Spitze der zahlreichen Begriffsverwechslungen über die Friedensbewegung steht die Verwechslung von Krieg und Kampf. Das Gegenteil beider Erscheinungen wird durch das Wort „Friede" bezeichnet, und daraus entwickelt sich die Meinung der Gegner, daß die Pazifisten nicht nur den Krieg, sondern auch den Kampf aus der Welt schaffen wollen. Auch die Ruhe in der Natur, der Stillstand alles Lebens, wird als Friede bezeichnet; ein Kirchhof ist uns der Ort des Friedens, und wenn wir vom Frieden im Walde sprechen, so wollen wir damit an die lautlose, an das Absterben gemahnende Ruhe erinnern. Aber dieser Friede ist nicht der Friede, den der Pazifismus erstrebt, es ist nicht der Friede, den man als gegensätzlichen Zustand von Krieg bezeichnet. Es ist nicht der Friede, der die waffenlose Entscheidung voraussetzt.

In der Verwechslung dieser beiden verschiedenen, durch ein einziges Wort gedeckten Begriffe liegt der so leicht herauszufindende Fehler des bekannten Moltkeschen Satzes: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner." Moltke hat nirgends größere Zustimmung für diesen Satz gefunden als bei den Pazifisten selbst, die in ihrer aufgeklärten Welt- und Naturanschauung wissen, daß Kampf und Leben identisch sind, daß erst der Kampf den Fortschritt der Kultur zeitigt, daß seit uralten Tagen der Kampf mit Recht als der Vater aller Dinge bezeichnet wird. Der Traum vom Aufhören des Kampfes in der Natur und dementsprechend im menschlichen Leben gleicht dem Traum von der Auffindung der Quadratur des Zirkels und vom Perpetuum mobile. Den Kampf aus der Welt denken, heißt die Welt selbst verneinen.

Wenn die Friedensbewegung aber dahin strebt, den Krieg aus der Welt zu schaffen, so denkt sie nicht im entferntesten daran, dem tatsächlich nichts weniger als schönen Traum der Beseitigung des Kampfes nachzujagen. Wenn jedoch unsere Gegner beweisen wollen, daß auch der Krieg ein Kampf sei und, wie dieser, ein Naturgesetz, oder, um ebenfalls mit Moltke zu sprechen, „ein Element der göttlichen Weltordnung", so haben sie nur zum Teile recht. Es stimmt, jeder Krieg ist ein Kampf; aber nicht jeder Kampf ist Krieg. Der Kampf in der Natur ist mannigfaltig, millionenfach, wie das Leben selbst. In jeder Sekunde wickeln sich die ungeheuersten Kämpfe ab, die die verschiedenen natürlichen Einheiten nach den verschiedensten Richtungen gleichzeitig durchführen. Der Krieg ist nur eine besondere Form im Kampfe der Menschheit. Er nimmt in der großen Reihe der Kämpfe, die die höheren Einheiten der menschlichen Organisation führen, nur mehr einen winzig kleinen Raum ein. Wenn also

die Friedensbewegung danach strebt, den Krieg zu beseitigen, so will sie nur eine besondere, nur mehr selten angewendete Kampfesart und nicht den Kampf in seiner Gesamtheit beseitigen.

Daß sich die Kampfmethoden innerhalb der Menschheit verändern, beweist uns ein Blick auf die Kulturgeschichte der hochentwickelten Völkerschaften. Ja, die gesamte Kulturentwicklung ist eigentlich nichts anderes, als die zunehmende Versittlichung und Verfeinerung des Kampfes. Seinen rohesten Ausdruck fand der Kampf in jenen Zeiten und findet er heute noch bei jenen wilden Völkerschaften, wo er die Vernichtung des Gegners zum Zwecke hat, sei es, um den Besiegten zu verzehren oder durch seine Tötung ihn als Wettbewerber um die Nahrung zu beseitigen. Der Kannibale frißt den von ihm im Kampfe Besiegten, der Höhlenbewohner der Urzeit tötete ihn, um den Futterplatz oder das Weib zu behaupten. In diesen Zuständen. wo die menschliche Psyche noch völlig unentwickelt erscheint und der tierische Instinkt allein zur Geltung kommt, ist jeder Kampf auch Krieg. Die nächste Stufe dieses Kulturstandes zeigt uns, wie sich zur Behauptung des Daseins der einzelnen und zur größeren Sicherung des Erkämpften Verbände gründen. Es entsteht die Familie, die Horde, der Stamm. Auf dieser entwickelteren Stufe beginnt bereits der Kampf mildere Formen anzunehmen. Der Kampf nach außen gegen die feindlichen Gemeinschaften behält die physische Form; im Innern, im Kampfe um das Ansehen und die Stellung in der eigenen sozialen Gemeinschaft entwickelt sich neben der noch immer geltenden physischen Kampfesform das psychische Moment. Es handelt sich hierbei nicht mehr darum, den Gegner zu vernichten, sondern ihm innerhalb der sozialen Gemeinschaft oder im Kriege gegen andere Verbände die Überzeugung beizubringen, daß man der Stärkere ist, daß man seinen Anspruch auf Macht und Ansehen durch physische Kraft zu behaupten in der Lage ist. Diese bloße Andeutung der physischen Kraft, ohne sie zur Geltung zu bringen, ist bereits ein psychischer Kampfvorgang, wie er heute z. B. im allgemeinen Stimmrecht, in der Abstimmungsmethode unserer Parlamente 2c. zum höchsten Ausdruck gelangt. Man begnügt sich hier, die größere physische Stärke klar zu beweisen, ohne sie anwenden zu müssen; denn der Gegner erkennt seine eigene Schwäche und ordnet sich freiwillig dem Stärkeren unter. An die Stelle der Keule ist die Urne getreten.

So bildet sich neben dem physischen Kampf mit dem Anwachsen der sozialen Gemeinschaften der psychische Kampf immer mehr aus, und aus dem Bedürfnisse heraus, auch diesem Kampfe gewisse Grenzen zu ziehen, einesteils, um dem Schwächeren den Schutz der Gemeinschaft zuteil werden zu lassen, andererseits, um dem Starken den errungenen Besitz zu sichern und ihn nicht einem etwa später auftretenden Stärkeren zu überantworten, mit einem Worte, um mehr Stetigkeit in die Beziehungen der sozialen Genossen zu bringen, bildeten sich innerhalb derselben gewisse feststehende Regeln aus. Es erschien das Gesetz; es befestigte sich im sozialen Verkehr immer mehr und gewann

immer weitere Ausdehnung. In demselben Maße, in dem sich die soziale Gemeinschaft erweiterte und das Gesetz an Kraft zunahm, verlor der physische Kampf, der Krieg, an Gebiet, so daß er nur mehr in den Beziehungen der außerhalb der sozialen Gemeinschaft Stehenden zur Geltung kam.

Wir wissen, wie sich das Recht innerhalb der sozialen Gemeinschaften immer weiter ausgebildet hat. Wir wissen, daß im Mittelalter der einzelne sein eigener Richter war und sein Recht mit der Waffe durchzufechten hatte. Die Fehde, d. h. der Privatkrieg des einzelnen, fand später durch festgestellte Regeln eine Einschränkung. Es entwickelte sich das Fehderecht, das später durch den allgemeinen Landfrieden, durch den dem einzelnen die Rechtsausübung genommen wurde, verdrängt ward. Es gibt heute keinen Krieg der einzelnen Staatsmitglieder untereinander mehr. Soweit eine Auflehnung einzelner gegen das Gesetz vorkommt, bezeichnen wir dies als Rechtsbruch, und die Verteidigung der Gesellschaft gegen die Rechtsverletzer bildet den letzten Rest des physischen Kampfes innerhalb des Staatenlebens. Doch dieser physische Kampf kommt nur äußerst selten zum Austrag; auch der Verbrecher fügt sich ohne Widerstand der bloß angedeuteten Gewalt. Trotz alledem tobt ein erbitterter Kampf psychischer Art innerhalb aller Staatengebilde, ein Kampf, der täglich zahlreiche Opfer fordert, zahlreiche Bitternisse und Tränen erzeugt. Von dem großen Kampfe der Parteien bis hinab in die kleinsten Unterabteilungen des sozialen Lebens, bis ins Haus, in die Werkstatt, ja bis in die Kinderstube hinein nichts als erbitterter, unaufhörlicher, aber Leben und Entfaltung zeitigender Kampf.

Wir sehen, daß überall dort, wo Recht und Gesetz an die Stelle der Anarchie getreten sind, der physische Kampf fast völlig an Boden verloren hat, hingegen der psychische Kampf trotz der dadurch bedingten Verfeinerung immer umfangreicher und auch wirkungsvoller geworden ist. Nur für die Staaten untereinander ist noch die Möglichkeit der physischen Auseinandersetzung, die Möglichkeit des Krieges gegeben, und wir sehen, wie sich auch dieses schon äußerst beschränkte Gebiet immer mehr verkleinert. Große Staaten, die sich noch vor Jahrzehnten das Recht der Kriegführung als ein unantastbares Hoheitsrecht beilegten, verzichteten auf dasselbe und vereinigten sich zu größeren Verbänden, wie die Bundesstaaten des Deutschen Reiches, die Kantone der Schweiz, die ehemaligen Staaten, die das heutige Italien bilden, rc. Aber auch hier macht die die Kriegsmöglichkeit beschränkende Entwickelung nicht Halt. Diese großen Staatenverbände gehen neue Bündnisse untereinander ein, wodurch der Krieg zu einem immer seltener werdenden und immer überflüssiger, ja sogar unmöglicher erscheinenden Auskunftsmittel wird.

Trotz der unendlichen Beschränkung der physischen Kampfesform, die vielen Staaten eine bereits seit Jahrzehnten bestehende kriegslose Zeit brachte, ist weder ein Rückgang in der Entwickelung dieser Staaten zu beobachten, noch ist mit dieser Verminderung des Krieges das Aufhören des Kampfes der Staaten untereinander eingetreten. Im Gegenteil! Ganz wie im Leben innerhalb der

sozialen Gemeinschaft ist mit der Zurückdrängung der physischen Kampfesform der psychische Kampf ein viel mannigfaltigerer und viel regerer geworden. Es ist töricht, wollte man heute behaupten, daß für den Kampf der Staaten untereinander nur noch der Krieg die gegebene Form ist. Wir sehen im Gegenteil sämtliche Staatswesen in einem unausgesetzten, äußerst erbitterten Kampfe gegen einander begriffen, der sich durchweg in psychischer Form abspielt. Er wird auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, der Arbeit, des Bevölkerungsreichtums rc. durch politische und diplomatische Maßnahmen mannigfacher Art geführt, ohne daß diese in der überwiegenden Mehrheit der Fälle zum Kriege führen. Ja, sogar das Wettrüsten der europäischen Militärmächte in den letzten dreißig Jahren ist nichts weiter, als ein erbitterter internationaler Kampf psychischer Natur. Man stärkt die Wehrkraft, aber man läßt sie nicht physisch zur Geltung kommen. Man kämpft lediglich durch die psychische Waffe der Zahl.

So sehen wir denn, daß Krieg und Kampf nicht immer ein und dasselbe sind; daß der Krieg nur mehr einen winzigen Teil innerhalb der Kampfformen bildet, nur eine besondere und zwar die physische Form des in der überwiegenden Mehrheit nur noch psychischen Kampfes der Völker ist, die in der Kulturwelt immer seltener zur Anwendung gelangt. Die Bestrebungen, die darauf hinzielen, ihn ganz zu beseitigen, haben keineswegs die Tendenz, den Kampf überhaupt zu beseitigen. Den Krieg beseitigen wollen, heißt für die Friedensbewegung nichts weiter, als den in fortwährender Entwickelung begriffenen Rechtszustand zwischen den Staaten zu erkennen, zu fördern und sichernd auszubauen. Ein Friede dieser Art ist kein Traum mehr, sondern greifbare Wirklichkeit, die sich vor unser aller Augen vollzieht.

* * *

Mit der Aufklärung der Begriffsverwechslung zwischen Krieg und Kampf sind noch nicht alle Mißverständnisse über die Friedensbewegung dargetan. Auch das Wort Friede im Gegensatz zum Krieg deckt zwei verschiedene Begriffe, die zwei getrennte Weltanschauungen wiederspiegeln: den Begriff des Friedens im Sinne der militaristischen Welt und den Begriff der pazifistischen Anschauung.

Im militärischen Sinne bedeutet Friede einen Zustand der Waffenruhe zwischen zwei Kriegen. Er bedeutet die Ausnahme von der Regel, die in diesem Sinne der Krieg bildet. Der Friede ist hier also eine Epoche, wo die Waffen für kürzere oder längere Zeit schweigen, ohne daß man einen Augenblick vergessen kann, daß in einer früheren oder späteren Zukunft die Kanonen und Bajonette berufen sein werden, irgend einen internationalen Zwiespalt zu entscheiden.

In den letzten Jahren hat sich jedoch innerhalb dieser militaristischen Anschauungen vom Kriege ein eigentümlicher Zwiespalt entwickelt, der die Vorbereitung zu einer vielverheißenden Wendung zu sein scheint. Es treten innerhalb dieser Anschauungen zwei Richtungen hervor, die sich eigentlich gegenseitig aufheben. Die eine Richtung betrachtet den Krieg als etwas Heiliges und die

Menschheit Beglückendes, als ein „Element der göttlichen Weltordnung". Sie kann sich nicht genug darin tun, den Krieg als den Erhalter des Menschengeschlechts, den Erzeuger alles Großen und Edlen, den Beleber von Handel und Wandel, von Kunst und Wissenschaft zu preisen. Die andere Richtung der militaristischen Welt sieht den Krieg jedoch als ein Unglück an, das unter allen Umständen und, soweit es nur angängig ist, vermieden werden muß. Wir hören gerade von militärischer Seite alltäglich bei jeder sich nur darbietenden offiziellen Gelegenheit, nicht nur in Deutschland, auch in allen andern europäischen Militärländern, das Lob des Friedens preisen. Es gibt keine Gelegenheit, bei der die Regierenden nicht ihre Sorge um die Erhaltung des Friedens betonen, bei der sie nicht mit freudiger Genugtuung jeden Schritt, der dazu dienen könnte, einen Krieg vermeidbar zu machen, triumphierend verkünden. Ja, dieser ganze ungeheure Kriegsapparat selbst, die ganze Institution der Armee, wird in allen Ländern mit dem Hinweis auf die Friedensliebe, auf den dringenden Wunsch, den Krieg zu verhüten, begründet.

Welch unlösbarer Zwiespalt liegt doch in diesen sich gleichmäßig betätigenden Richtungen innerhalb der militaristischen Welt, und wie klar tritt dieser Widerspruch zutage! Wäre der Krieg wirklich ein Element der göttlichen Weltordnung, dann wären ja unsere Rüstungen, unsere den Frieden sichernden Riesenarmeen ein Frevel, ein gewollter Eingriff in die göttliche Weltordnung. Wäre der Krieg wirklich der Regenerator der Menschheit, der Erzeuger alles Edlen, Schönen und Guten auf Erden, dann wären wir ja Barbaren, wenn wir nicht so oft und so rasch wie möglich Krieg führen würden, so rasch und so oft wie möglich der Menschheit jene Güter zu erringen trachteten, und dann könnten wir auch diese Freude, diese Genugtuung nicht begreifen, die unsere Regierenden an den Tag legen, wenn sie der Menschheit die Erhaltung des Friedens verkündigen können.

Nun, der logische Fehler, der diesen Widerspruch hervorruft, ist leicht gefunden. Jene Lobpreiser des Krieges verwechseln einfach wieder einmal zwei Begriffe, sie verwechseln den Krieg mit dem Sieg. Sie vergessen, daß es bei jedem Kriege auch einen Besiegten gibt, für den die von ihnen dem Kriege zugeschriebenen Vorteile nicht nur nicht vorhanden sind, sondern ins Gegenteil umschlagen. Hierbei soll ganz außer acht gelassen bleiben, daß bei der gegenwärtigen gleichmäßigen Vollkommenheit der Rüstungen aller Militärstaaten und bei der ungeheuren Verzweigung unseres wirtschaftlichen Lebens auch der Sieg nicht mehr jene Vorteile besitzt, die er in früheren, weniger organisierten und weniger entwickelten Zeiten gehabt hat. Und gerade die wachsende Unsicherheit in der Aussicht auf Sieg flößt der militaristischen Weltanschauung trotz ihrer Schwärmerei für den Krieg eine gewisse Scheu vor ihm ein. Man ist in jenen Kreisen heute zweifellos aufrichtig bestrebt, den Krieg, solange es geht, zu vermeiden. Man ist dort vielleicht schon friedensfreundlicher gesinnt, als man allgemein annimmt. Wenn man noch nicht die letzten Folgerungen aus dieser

eigentümlichen Lage zieht, so liegt der Grund einfach darin, daß man sich in jenen Kreisen innerhalb einer hohen Mauer vererbter und veralteter Anschauungen befindet, die eine klare Übersicht über die moderne Weltlage hemmt.

Dieser veralteten und so hinderlichen Anschauung liegt nämlich die Auffassung zu Grunde, als sei der Krieg, ebenso wie der Kampf im allgemeinen, etwas außerhalb des Bereiches des menschlichen Willens Liegendes, eine Art Fatum.

„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
„Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie,"

zitieren die Militaristen unsern Schiller, vergessend, daß auch Schiller noch unter dem Banne der Verwechselung von Kampf und Krieg und unter dem Eindruck einer Zeit geschrieben hat, die mit der unserigen nach keiner Richtung hin einen Vergleich zuläßt.

Die Militaristen, die auf der einen Seite noch immer den Krieg als etwas Gutes betrachten zu müssen glauben, bezweifeln bereits auf der andern Seite die regenerierende Kraft des Krieges, da sie ihn ja zu verhüten suchen. Sie finden einen Ausweg aus diesem Dilemma lediglich durch die Meinung, daß der Krieg wie ein Naturereignis unvermeidbar ist, und daß man nur dahin trachten könne, ihn so lange als möglich hintan zu halten. Sie werden ferner von der, wie nachgewiesen, irrigen Anschauung geleitet, als sei der Krieg die einzige Kampfsform zwischen souveränen Staaten, und könnten Streitigkeiten ernsterer Natur auf keinem anderen Wege gelöst werden als durch die physische Gewalt.

Aus dieser Anschauung über das Wesen des Krieges ergibt sich der grundlegende Unterschied zwischen dem durch das gleiche Wort „Frieden" gedeckten militaristischen und pazifistischen Friedensbegriff.

Die militaristische Weltanschauung betrachtet den Frieden als einen Zeitraum, in welchem ernstere Konflikte zwischen den Staaten gerade nicht zu lösen sind. Ihr Friedensstreben geht nur dahin, solche Konflikte möglichst zu vermeiden, oder deren Lösung möglichst hinauszuschieben, sie jedoch in latentem Zustande zu belassen.

Der pazifistische Friedensbegriff will hingegen alle auftauchenden Streitigkeiten im Völkerleben durch Rechtsnormen geregelt und durch darauf begründete Entscheidungen eines Völkertribunals gelöst wissen; er will die gewaltsame Entscheidung aus den Beziehungen der Völker ebenso ausscheiden, wie sie im inneren staatlichen Leben bereits ausgeschieden ist, und erstrebt ein freies Vertragsverhältnis der Staaten untereinander. Man sieht, der Friede der Pazifisten ist im wesentlichen ein ganz anderer Begriff als der Friede der Militaristen, und es ist unrichtig, zu behaupten, daß beide Teile das gleiche Ziel erstreben und nur in den Mitteln, mit denen es erreicht werden soll, auseinandergehen. Eine Kongruenz der Absichten ist wohl vorhanden, nämlich das Streben zur Vermeidung des Krieges, und hier unterscheiden sich die beiden Weltanschauungen durch die Mittel, die sie empfehlen. Die Ziele beider, der e r h a l t e n e Waffen-

stillstand und der gesicherte Rechtszustand, sind weit verschieden. Die Verwechslung ist nur durch die Gleichheit der die beiden Ziele bezeichnenden Wörter und durch die äußere Ähnlichkeit des Effekts von Waffenstillstand und Rechtsfrieden möglich.

So leben wir also jetzt im Sinne der Friedensbewegung nicht im Frieden, denn wir befinden uns noch immer in einem Zustand, in dem eine festgefügte internationale Rechtsgrundlage mangelt und der Krieg als endgültige Entscheidung staatlicher Streitigkeiten noch in Betracht kommt. Im Sinne der militaristischen Auffassung dagegen leben wir im Frieden, d. h. in einem Zustande, in welchem gerade keiner der bestehenden Streitpunkte so weit entwickelt ist, daß er durch einen Krieg gelöst werden muß. In der Tat werden wir aber erst wirklich im Frieden leben, wenn das gesetzte Recht als Grundprinzip im internationalen Verkehr gelten und der Krieg als Rechtsmittel im Staatenverkehr ebenso unmöglich geworden sein wird, wie im Verkehr der Bürger eines Staats untereinander, oder im Verkehr der einzelnen Bundesstaaten eines Staatenbundes.

* * *

Aus dieser Verwechslung des militaristischen Friedensbegriffes mit dem pazifistischen ergibt sich eine weitere Begriffsverwechslung, die sich die Gegner unserer Friedensbewegung zuschulden kommen lassen, wenn sie von dem „ewigen Frieden" sprechen, den die Pazifisten angeblich erstreben, und den sie als eine Utopie bezeichnen. Ihr Begriff vom „ewigen Frieden" ist von ihrer Auffassung des Friedens hergeleitet, und bei dieser Voraussetzung ist allerdings der „ewige Friede" eine Utopie. Ihr Friede ist aber kein Friede, wie wir gesehen haben, sondern eine den Krieg voraussetzende Waffenruhe, die mit der gewaltsamen Entscheidung ernsthafter Streitfragen rechnen muß. Es ist nun allerdings traumhaft und im höchsten Grade utopistisch, zu glauben, daß eine solche Waffenruhe auf ewige Zeiten verlängert werden könne, daß ein jeder rechtlichen Regelung entbehrender Zustand auf ewige Zeiten keine Konflikte zeitigen würde. Ein verewigter Zustand dieser Art ist tatsächlich nur ein Traum, und nichts weniger als ein schöner, denn unsere Hoffnung, daß dieser militaristisch gedachte Friedenszustand nicht in alle Ewigkeit verlängert werde, sondern eines Tages durch den freien Vertrag einer internationalen Rechtsgemeinschaft sein Ende finde, erscheint uns viel schöner und begehrenswerter.

Da aber der der pazifistischen Anschauung zu Grunde liegende Friedensbegriff ein ganz anderer ist, so trifft der Vorwurf der Utopie also nicht die Bestrebungen der Friedensbewegung, sondern fällt auf jene zurück, die, von einer falschen Voraussetzung ausgehend, zu diesem lächerlich falschen Schlusse gelangen.

Der Vorwurf, die Utopie eines „ewigen Friedens" zu verfolgen, trifft auf die Pazifisten umsoweniger zu, als sie sich selbst innerhalb der von ihnen erstrebten dauernden Herrschaft einer internationalen Rechtsordnung dennoch Ereignisse vorstellen können, wo das bewaffnete Vorgehen gegen einzelne

Mitglieder der Rechtsgemeinschaft zur Notwendigkeit werden könnte. Es ist der Fall denkbar, daß innerhalb der internationalen Rechtsgemeinschaft Rechtsbrecher erstehen, die den gemeinsamen Vertrag verletzen und dadurch gewaltsam zum Rechte gezwungen werden müßten, wenn andere Mittel versagen sollten. Es würde hier derselbe Fall eintreten, wie er tagtäglich innerhalb der Rechtsgemeinschaft der einzelnen Staaten eintritt, wenn die sich gegen das Gesetz Auflehnenden von der staatlichen Exekutive zur Unterwerfung gezwungen werden müssen. Nun ist allerdings die Möglichkeit eines derartigen Rechtsbruches innerhalb der Staatengemeinschaft selbst eine viel beschränktere und viel unwahrscheinlichere. Abgesehen davon, daß die internationale Rechtsgemeinschaft nur immer eine kleine Zahl von Mitgliedern umfassen wird, daß hier also schon die mathematische Wahrscheinlichkeit eine geringere wäre, daß ferner dadurch die die bürgerlichen Verbrecher begünstigende Aussicht, in der Menge der Individuen unentdeckt zu bleiben, bei rechtsbrechenden Mitgliedern der Staatengemeinschaft fortfällt, tritt der die Rechtsgemeinschaft eingehende Staat freiwillig in diese ein und übernimmt vorher bewußt und nach reiflicher Überlegung alle ihm auferlegten Pflichten, während der Staatsbürger mit seinem Eintritt ins Leben gezwungen und ohne freie Entscheidung die Pflichten gegen den Staat übernimmt. Der Staat wird als Mitglied der großen Rechtsgemeinschaft außerdem ein solches Übermaß von Vorteilen erlangen, daß für ihn kaum die Veranlassung vorliegen wird, sich dieser Vorteile jemals zu begeben. Sollte jedoch durch irgend eine im voraus nicht erkennbare Kombination jener Fall doch eintreten, so ist zunächst die gewaltsame Auseinandersetzung des Rechtsbrechers mit den übrigen Mitgliedern der Rechtsgemeinschaft ausgeschlossen, da auch hier die Möglichkeit einer freien Übereinkunft völlig gegeben ist. Aber selbst für den äußerst unwahrscheinlichen Fall, der jedoch immerhin theoretisch erwogen werden muß, wird ein Kampf gegen den Rechtsbrecher niemals ein Krieg sein, die öffentliche Gewalt wird nur als Exekutive eines bestehenden Rechts zur Anwendung gelangen; hier wird es sich nicht mehr darum handeln, einen Streit durch die Macht des Stärkeren zu lösen, durch die Gewalt ein Recht erst zu schaffen, sondern durch freie Vereinbarung bereits geschaffenes Recht durchzuführen. Das heißt nicht mehr, die Gewalt an Stelle des Rechts setzen, sondern in den Dienst des Rechts zu stellen; es ist dies kein Krieg mehr, sondern ein Akt der Justiz.

Wir haben in unserem bürgerlichen Leben strenge, das Eigentum schützende Gesetze, und dennoch versehen wir unsere Tore und Schränke mit Schlössern. Wir werden in der künftigen Rechtsgemeinschaft der Staaten ebenso der das Gesetz unterstützenden materiellen Mittel nicht entbehren können. Wir werden außer einer Schutzinstitution für das staatliche Eigentum auch noch einer Exekutivmacht für das internationale Recht bedürfen. Es ist die Möglichkeit gegeben, daß innerhalb der internationalen Rechtsgemeinschaft der Schutz gegen Rechtsbrecher und gegen störrische Mitglieder der Rechtsgemeinschaft, sowie gegen un-

zivilisierte, außerhalb der Rechtsgemeinschaft stehende Völker mit physischen Mitteln durchgeführt werden muß. Immer werden diese physischen Mittel im Dienste des Rechts stehen. So ist auch im Bereich der pazifistischen Weltanschauung Anwendung von Gewalt, wenn auch nur in einem äußerst winzigen Umfange vorgesehen, und das Schlagwort von der Utopie des „ewigen Friedens" würde auf diese Weltanschauung nicht einmal zutreffen, wenn selbst der Friedensbegriff in diesem Schlagworte mit dem pazifistischen Friedensbegriff indentisch wäre. Es ist bezeichnend, daß die Gegner des Pazifismus hauptsächlich auf die uralten utopistischen Friedensideen eines St. Pierre oder Kant hinweisen, deren Anschauungen vom Kriege wie vom Frieden von den Gesichtspunkten der heutigen Pazifisten ebenso entfernt sind, wie die Zeiten jener Denker von der Gegenwart verschieden sind.

* * *

Neben der Utopie vom „ewigen", das heißt zeitlich unbegrenzten, Frieden spukt in den Köpfen der Gegner auch die Utopie von einem räumlich unbegrenzten, von einem Allerweltsfrieden, dem die Pazifisten angeblich nachjagen. Daß sich eine internationale Rechtsgemeinschaft gleichmäßig über alle Völkerschaften der Erde erstrecken soll, liegt außerhalb der Bestrebungen der Pazifisten. Ein derartiger Rechtszustand kann naturgemäß nur das Ergebnis einer sehr hohen Kulturstufe sein und ist deshalb nur möglich unter Völkern, die eine solche Kulturstufe erreicht haben. Erst sie ermöglicht es ihnen, als gleichwertige Faktoren einer solchen Rechtsgemeinschaft anzugehören. Die Friedensbewegung träumt keineswegs von einem vielleicht nach vielen Jahrhunderten möglichen Idealzustand, wo Deutsche und Botokuden, Franzosen und Perser, Engländer, Türken und Buschmänner in friedlicher Eintracht eine auf Rechtsgrundsätzen ruhende kriegslose Zeit genießen werden. Die Friedensbewegung stützt sich wohlbewußt auf die Erfahrungen der Geschichte, nach welchen der Krieg im Leben der Völker bis zu einer gewissen Stufe der Kulturentwicklung ein kulturfördernder Faktor ist. Sie gewinnt jedoch aus diesen Erfahrungen die Erkenntnis, daß der Krieg in dem Augenblicke, wo ein Volk eine gewisse Kulturstufe erreicht hat, in das Gegenteil umschlägt und ein kulturhindernder Faktor wird. Auf dieser Stufe stehen heute fast sämtliche großen Kulturstaaten. Sie haben schon jene Reife erlangt, bei welcher der Krieg zum Hindernis einer weiteren Entwicklung wird und welche die Voraussetzung zum Eintritt in eine internationale Rechtsgemeinschaft bietet. Noch ist aber das Bewußtsein dieser Reife den Völkern nicht völlig klar geworden. Erst nach und nach treten die völlig veränderten Lebensbedingungen der großen Staaten in Erscheinung und machen die neuen Forderungen geltend. Fast allenthalben sehen wir eine Übergangskrisis, deren deutlichste Anzeichen der in den meisten Ländern aufflackernde Nationalismus und Imperialismus ist. Gerade diese Bestrebungen, die zu einer Weltpolitik im wirklichen Sinne im schroffsten Gegensatz stehen, bekunden die große Wandlung, die sich innerhalb der Staatenorganisation vorbereitet.

Wenn von einem Weltfrieden im räumlichen, die ganze Welt umspannenden, Sinne in unserer Friedensbewegung niemals die Rede ist, so ist es ihr auch klar, daß die Rechtsorganisation der kulturreifen Staaten nur allmählich im Wege der Entwicklung vor sich gehen kann, so daß zunächst auch nur einige der reifsten Staaten den Kristallisationspunkt der künftigen Staatenorganisation bilden werden. Die Bildung eines solchen Kristallisationspunktes wird aber schon genügen, die Angliederung der nächst reifen Staaten zu beschleunigen und auf die kulturunreifen Staaten einen so mächtigen Einfluß auszuüben, daß die dort noch vorhandene Neigung zur Kriegsführung durch die beherrschende Stellung der beginnenden Organisation der Kulturstaaten lahm gelegt wird. Diese Staaten werden jedoch für den Wegfall des Krieges, der für ihre Kulturstufe noch einen fördernden Wert besitzen konnte, dadurch entschädigt, daß die Wirkungen jenes Kulturbollwerkes der Organisation der reifen Staaten den ihnen durch den Krieg verloren gehenden Kulturfaktor in erhöhtem Maße ersetzen werden. Eine Umwertung der Werte wird auch hier Platz greifen, und statt durch die Kriegsgewalt, werden die unreifen Staaten durch den machtvollen erzieherischen Einfluß der Friedensgewalt jener höheren internationalen Rechtsgemeinschaft gefördert werden. Sie werden die Vorteile der Nachgeborenen ernten, die stets auf einer höheren Stufe des Daseinskampfes eintreten als die Vorfahren.

In diesem Sinne kann wohl von einem Weltfrieden gesprochen werden, doch ist er immer als das indirekte Ergebnis der von der Friedensbewegung angestrebten Rechtsgemeinschaft einer kleinen, aber maßgebenden Zahl von Kulturstaaten anzusehen.

* * *

Auch über die Wege, auf welchen die Friedensbewegung ihr Ziel zu erreichen sucht, herrschen bei ihren Gegnern Irrtümer und falsche Vorstellungen. Fast bei allen hierüber zu Worte kommenden Autoren, sowohl bei den Militärs und den Völkerrechtslehrern wie auch bei den praktischen Politikern, herrscht die Meinung vor, als wäre die Abrüstung das Mittel zur Erreichung dieser Ziele. Die Verirrung geht sogar so weit, daß die meisten Gegner behaupten, die Pazifisten wollen die isolierte Abrüstung ihres betreffenden Vaterlandes herbeiführen. Während die deutschen Autoren der genannten Kreise der deutschen Friedensbewegung zum Vorwurf machen, sie wolle die isolierte Abrüstung Deutschlands herbeiführen und dieses wehrlos machen, wird in den anderen Ländern der dortigen Friedensbewegung das gleiche vorgeworfen. Überall wird ihnen der Vorwurf gemacht, sie wollen das eigene Land zur Abrüstung bringen, und überall wird ihnen der gute Rat erteilt, sie mögen doch dafür sorgen, daß *erst* die anderen Länder abrüsten.

Dieser zwiefache Irrtum über die Abrüstung findet im Programm der Friedensbewegung keinerlei Rückhalt. Er entspricht lediglich der einseitigen militaristischen Anschauung, die noch immer den Krieg als Normalzustand, den Frieden als Zwischenzeit, und die Rüstung als das einzige Mittel zur Er-

haltung dieser Zwischenzeit oder des Friedens, wie sie sagen, betrachtet. Der Friedensbewegung liegt nichts ferner, als die Abrüstung als ein Mittel für die Pazifikation der Kulturgemeinschaft zu betrachten oder gar die isolierte Abrüstung eines einzigen Landes, überhaupt die allmähliche Abrüstung zu fordern. Sie betrachtet im Gegenteil die Abrüstung als das naturnotwendige Endergebnis der von ihr erstrebten internationalen Rechtsvereinigung, das automatisch und bei allen Staaten gleichzeitig eintreten muß, sobald sich diese Rechtsunion gebildet und, wohlgemerkt, bewährt haben wird.

Das Werk der Friedensbewegung mit der Abrüstung beginnen, hieße das Haus mit dem Dache zu bauen anfangen, hieße die Folgeerscheinung vor ihrer Vorbedingung verlangen, hieße die heute noch allein bestehende Schutzwehr der Staatenindividualität niederreißen, ehe die künftige, auf der Kraft eines internationalen Rechts beruhende Schutzwehr errichtet ist.

Ein derartiges Vorgehen wäre Wahnsinn ohne jede Methode, und die der Friedensbewegung untergeschobene Forderung, daß die Staaten einzeln abrüsten sollten, etwa unter dem Hinweis des Vorgehens mit dem guten Beispiel ist in solchem Maße unlogisch, daß man die Urheber solcher Anschauungen kaum ernst zu behandeln vermag. Im Programm unserer Friedensbewegung besteht jedenfalls ein solcher Gedankengang nicht.

Selbst über den Begriff der Abrüstung, als der Folge eines gesicherten und bewährten Rechtszustandes, bestehen bei den Gegnern, als die natürliche Folge ihrer falschen Grundanschauung, falsche Vorstellungen. Wie wir oben gesehen haben, wird es sich hierbei niemals um die Heimsendung der gesamten bewaffneten Macht handeln, das zu schaffende Wehrsystem wird nur eine andere Grundlage und einen anderen Zweck erhalten. Der ruhmvolle Krieger, der heute als ein Werkzeug der Anarchie im Staatenverbande dient und seine höchste Aufgabe in der Vertretung der Gewalt erblickt, wird zum Verhüter der Gewalt, zum Gendarmen und zum Rechtsexekutor werden, bei dem es weniger darauf ankommen wird, das Recht durch Gewalt auszuüben, als durch seine bloße Gegenwart die Vergewaltigung des Rechts zu verhindern.

* * *

Zu erläutern, auf welche Weise sich unsere Friedensbewegung die Erreichung ihres Zieles in Wirklichkeit vorstellt, nachdem die ihr so allgemein unterschobenen Absichten, wie das hier ausgeführt wurde, auf irrigen Voraussetzungen beruhen, würde aus dem Rahmen dieser Arbeit heraustreten. Das Eine kann jedoch kurz angedeutet werden, daß diese Friedensbewegung in ihren Bestrebungen niemals den Boden der Tatsachen verläßt. Denn nicht sie schafft erst die Tatsachen, sondern die Tatsachen rufen sie hervor und geben ihr die eherne, unerschütterliche Wirklichkeit als dauernde Grundlage. Nur in einem Punkte greift sie über die Gegenwart hinaus, nämlich in der Fähigkeit, die Tendenz der Entwicklung zu erkennen, das Werden der Dinge auf Grund der gegebenen Erscheinungen vorauszusehen. Das Ziel, das sie erstrebt, liegt nicht

in Jahrhunderte weiten Fernen, sondern in einer vorauszusehenden nahen Gegenwart. Die Nähe zu bezweifeln, hieße den Glauben an den Genius der Menschheit verleugnen, jener Menschheit, die sich im Laufe der Entwicklung zur Höhe eines Goethe oder Raphael emporhob, und die vor der schmalen Scheide nicht Halt machen wird, die unser hochentwickeltes Staatswesen von der nächst höheren Stufe, der Staatenunion, trennt.

Hier war nur beabsichtigt, den dichten Schleier der hauptsächlichsten Mißverständnisse zu lüften und zu zeigen, daß jene Bewegung, die von den Gegnern so hartnäckig bekämpft und verlacht wird, nicht die Friedensbewegung, sondern nur deren Karikatur ist.



Der Türmer hat diesen Vertreter der Friedensbewegung um so lieber zum Worte kommen lassen, als er die Frage, die doch ernstester Erwägung und Anteilnahme wert ist, nicht in der fraubasenhaften Art behandelt, die einen Teil der „Friedensliteratur“ ungenießbar macht. Der T. kann grundsätzlich die Friedensbewegung nur auf das wärmste unterstützen, will sich aber nicht im einzelnen auf alle Ausführungen des Verfassers festlegen und würde sich freuen, wenn recht viele Leser sich in der „Offenen Halle“ zur Aussprache einfinden würden.



# Ein Wunsch.

Von

**Johanna M. Lankau.**

Ich möchte Tau mir auf die Stirne legen
Und Erde auf mein Herz,
Ich möchte stehen wie ein Baum im Regen
Und wachsen wolkenwärts.

Wenn dann zur Nacht die große Stille käme
Mit blankem Mondenschein —
Und leise mich in ihre Arme nähme:
Ich schliefe schweigend ein.

So eingewiegt von Glanz und Sternenstille
Träumt' ich vom Vaterhaus,
Und niemals wieder trüge mich mein Wille
In jene Welt hinaus.





# Stephan Remarx.

Von

## James Adderley.

(Fortsetzung.)

### 6. In der Wüste.

Aufsehen machte Stephan, aber wohl kaum in dem Sinne der Marquise. Einige strenge Gesetze, denen er sich freiwillig unterwarf, stimmten durchaus nicht zu der Idee, die seiner Tante vom Leben eines Pastoren vorschwebte. So weigerte er sich entschieden, an ihrer sonntäglichen Frühstückgesellschaft teilzunehmen. Hierüber tröstete sich die Marquise wohl noch, indem sie zu der Herzogin sagte: „Gut, Liebste, wir können ja auch viel besser über die Predigt sprechen, wenn mein Neffe nicht dabei ist.“ Aber er dispensierte sich auch so oft vom Diner und vom Tee. Nachmittags blieb er dabei, Arme besuchen zu müssen, und abends mußte er nach seiner Turnschule sehen. „Mein lieber Steffen,“ sagte wohl Tante Alfy, „du machst dich noch tot. Dr. Oldskin hat nie so etwas getan, und er war aus einer ganz gewöhnlichen Familie, ich glaube, seine Mutter war eine Waschfrau. Wenn der nun nicht einmal arbeitete — warum hast du es denn nötig?“ Dann erinnerte Stephan sie freundlich daran, daß nicht weniger als achttausend Arme in der Markusgemeinde seien, oder er suchte ihr seine Verantwortung klar zu machen, indem er ihr Stücke aus der Ordinationsliturgie vorlas. Dann fing sie von einer andern Seite an: „Aber liebster Stephy, bedenke auch, daß du Verpflichtungen gegen deine reichen Gemeindeglieder hast; ich glaube, an die denkst du gar nicht. Ich sage immer: wir Reichen haben eben so gut nötig, daß sich jemand um uns kümmert, wie die gewöhnlichen Leute.“ — „Manchmal

vielleicht noch etwas mehr," dachte Stephan; aber laut antwortete er: „Tante Alfy, ich glaube, du mißverstehst das Amt eines Predigers etwas. Ich habe nur einen Beruf: Christum zu predigen und zu lehren. Nun mag meine Methode Armen und Reichen gegenüber da etwas verschieden sein, weil ja ihre Verhältnisse auch so verschieden sind. Der erste Unterschied besteht darin, daß sie je nach ihrer verschiedenen Lebenssphäre eine ganz verschiedene Stellung zum Christentum einnehmen. Die meisten unter meinen reichen Pfarrkindern haben das Wort Gottes predigen hören und ihren Katechismus gelernt, während die meisten meiner armen Leute kaum davon gehört haben oder gar gegen alles, was Kirche heißt, voreingenommen sind.

„So besteht also bei ihnen meine Arbeit darin, ihre Vorurteile niederzureißen und sie in die Kirche zu ziehen, während ich die anderen lehren muß, die Religion, die sie kennen, nach der sie aber nicht leben, ins praktische Leben umzusetzen."

„Das verstehe ich nicht," sagte die Marquise ausweichend.

„Dann will ich dir einige Beispiele geben. Nehmen wir einmal Sir Heinrich Dyvese. Er ist der Präses der Nationalen Sicherheitszündhölzerkompagnie. Er nennt sich Christ und gibt Sonntags wenigstens achtzehn Pence in die Becken, und er glaubt an die große Bedeutung der Kirche. Wenn er auch in der Kirche nicht kniet, so sagt er doch nach jedem der zehn Gebote sehr inbrünstig: ‚Neige unser Herz, daß wir dies Gebot halten.' Aber bei alledem will er keinen Finger rühren, um den Mädchen, die er arbeiten läßt, das Leben zu erleichtern. Vier von jenen Mädchen hatten vorige Woche einen schlimmen Mund, weil sie Streichhölzer machen mußten auf eine Art, die sich vermeiden ließe. Und ihr Lohn würde kaum für den Unterhalt von Lady Dyveses Hündchen genügen. Dabei bekommen die gewöhnlichen Aktionäre 15 Prozent."

„Ich sehe wirklich nicht ein, was dies mit Religion zu tun hat," sagte Ihre Herrlichkeit beinahe ärgerlich.

„Warte, ich bin noch nicht fertig," sagte Stephan. „Nun ist doch meine Pflicht, es Sir Heinrich beizubringen, daß seine Religion von ihm verlangt, sich um diese Dinge zu kümmern, und daß, wenn er es nicht tut, er eben so gut Mohammedaner sein könnte. Dies habe ich ihm auch neulich wirklich gesagt."

„Und was antwortete er?" fragte die Tante.

„Er lachte und sagte, wir Pastoren seien einmal als schlechte Geschäftsleute bekannt und sollten uns nicht in Dinge mischen, die uns nichts angingen."

„Eine sehr gute Antwort,“ sagte die Marquise lachend.

„Er fand sie gut,“ antwortete Stephan streng, „ich nicht. Doch nehmen wir ein anderes Beispiel, noch näher bei. Ihr Damen alle haltet sehr darauf, eure Kleider zu rechter Zeit fertig zu haben; oft gebt ihr der armen Schneiderin nur sehr wenig Zeit, so daß sie kaum fertig werden kann. Und dann feilscht ihr wohl gar noch um den Preis und möchtet alles so billig wie möglich haben. Hast du nun noch nie bedacht, daß du eigentlich verantwortlich bist für die Nachtstunden, in denen jene armen Geschöpfe sich quälen müssen; für den schlechten Lohn und für allerlei schlechte Verhältnisse, unter denen manche von ihnen seufzen? Weißt du z. B., daß bei Smith und Jobley, wo du, wenn ich nicht irre, viel kaufst, die Ladenmädchen sich niemals setzen dürfen, und daß sie 90 Stunden wöchentlich arbeiten? Gestern Abend noch war ich an dem Sterbebette eines armen Mädchens, das da gearbeitet hat. Sie stirbt an der Schwindsucht, lediglich infolge ihrer schweren Arbeit.“

„O, natürlich ist das ja gewiß alles recht schrecklich,“ sagte die arme Marquise, der allmählich unbehaglich zu Mute ward; „aber ich kann doch nichts daran ändern. Alfy sagt immer, die Nationalökonomie geböte uns, den Dingen ihren Lauf zu lassen; wir könnten doch nicht kämpfen gegen das, was er das eiserne Gesetz nennt. Ich weiß nicht recht, was er damit meint; aber, bitte, lieber Steffen, nimm doch dem armen Mädchen eine Flasche Portwein mit.“

„Sie ist in dieser Beziehung mit allem versehen,“ sagte Stephan ernst. Dann sah er seiner eleganten Tante voll ins Gesicht und sagte dringlich: „Liebe Tante Alfy, ich weiß, daß du ein gutes, freundliches Herz hast, und daß du diesen armen Leuten gern helfen möchtest; aber ich weiß auch, daß es mit materieller Hilfe allein nicht getan ist. Wir müssen ein anderes Leben anfangen und uns selbst, nicht nur unser Geld, ihnen opfern; wir müssen, ja, wir müssen leben, wie Christus gelebt hat — hier in London, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Liebe Tante, willst du meine Verbündete werden? Willst du es mit mir versuchen?“ fragte er zögernd, mit zitternder Stimme — nur zu wohl sich bewußt, daß solch eine Bitte an seiner vornehmen Tante abprallen würde.

„Mein lieber Junge, Versprechungen kann ich nicht machen —“

Glücklicherweise ertönte in diesem Augenblicke die Frühstücksglocke, und die Marquise ging, um sich die Hände zu waschen.

„Versprechungen kann ich nicht machen,“ murmelte Stephan sinnend. „Aber sie hat doch welche gemacht, wie ich auch. Haben wir

nicht bei unserer Taufe versprochen, dem Teufel, der Welt und unserm Fleische zu entsagen? Was tun wir, um jenes Versprechen einzulösen?"

Wir wundern uns vielleicht darüber, Stephan in diesem Tone zu seiner Tante sprechen zu hören, und meinen, er hätte sich einen tiefer angelegten Geist aussuchen sollen, um ihm seine Perlen darzubieten. Tatsächlich hatte Stephan bis jetzt aber noch kaum Freunde gefunden und führte ein einsames Leben. Massenweis allerdings kamen die Leute zu ihm zur Kirche; aber bis jetzt kamen sie und gingen dann ihres Weges. Zu Hause nahmen sie seine Predigten wohl wieder vor. Manche suchten seine ungeheuerlichen Theorien in Stücke zu zerpflücken; aber manche auch bewegten seine Worte in ihrem Kämmerlein. Kirchliche Leute aus der alten Schule fühlten sich recht unbehaglich berührt durch den argwöhnischen Gedanken, daß er doch *vielleicht* recht hätte; aber in der Regel beruhigten sie sich damit, daß seine exzentrischen Lehren seiner jugendlichen Hitzköpfigkeit zu verdanken seien. Auf die jüngeren Leute, besonders seine regelmäßigen Zuhörer Sonntag morgens, machten seine Worte tieferen Eindruck. Einige, die sich zuerst innerlich gewehrt hatten, sagten schließlich: „Wenn das, was Remarx predigt, wirklich die christliche Religion ist, so ist mehr daran, als ich mir je habe träumen lassen." — Nun lag die Anziehungskraft von Stephans Predigt keineswegs darin, daß er irgend welche Abzüge vom Worte Gottes machte oder seine Botschaft in einer schmackhaften Gestalt zu bringen suchte. Er war durch und durch orthodox und wich weder zur Rechten noch zur Linken von den großen übernatürlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens ab. Vielmehr lag sie darin, daß dieser Glaube unter seinen Worten Leben bekam; daß er in das Alltagsleben eindrang; daß Stephan seinen Zuhörern zu zeigen wußte, wie die Wahrheit, die ewig unveränderliche, jeder Generation das bringt, was gerade ihr not tut.

Der junge Advokat, der am Sonntage zu Stephans Füßen gesessen hatte, ging am Montage in seine Gerichtsstube mit einer neuen Auffassung von seiner Arbeit. Er überlegte: „Ich bin ein Christ. Auf irgend welche Weise muß sich das in meinem Leben heute kund tun. Ich muß meinen Nächsten lieben wie mich selbst; muß andere behandeln, wie ich selbst behandelt werden möchte; ich muß alles zu Gottes Ehre tun — überall wahr und gerecht sein." Gleiche Gedanken erfüllten den Makler auf seinem Wege zur Börse. Schwierigkeiten gab es da allerdings an allen Ecken und Enden. Der Makler begann zu zweifeln, ob all seine Handlungen auch durch und durch ehrlich wären;

der junge Abgeordnete überlegte auf seinem Wege zum Parlamentsgebäude, ob es nicht oft geratener sei, sein Gewissen zu befragen als das Parteiinteresse; der Gutsherr ward ständig von dem Gedanken verfolgt, ob er nicht auf das Schreien seines armen Häuslings hören und sein Dach reparieren lassen sollte, das den Regen durchließ — nachdem er eben sein eigenes Haus mit großen Kosten neu ausgestattet hatte.

Meist freilich kehrten jene Leute solchen Gedanken den Rücken; aber diese hatten die fatale Art, ihnen immer wieder unter die Augen zu treten. Und nach der Markuskirche zu gehen, das konnte man doch nicht lassen! Da stand denn Sonntag für Sonntag auf seiner Kanzel jener neue Prophet, verlas sein Schriftwort, wies ruhig auf die Worte Christi hin, indem er alles, was er sagte, mit Kapitel und Vers belegte, und wandte dann schließlich mit unnachsichtlicher Logik alles auf das tägliche Leben an.

Aber bei alledem führte Stephan bislang ein einsames Leben. Es war, als empfänden seine Zuhörer eine gewisse Scheu ihm gegenüber. Anonyme Briefe bekam er wohl, zuweilen auch solche mit Namensunterschrift; doch selten redete jemand persönlich mit ihm. Seine Einsamkeit aber hatte etwas Erhabenes an sich. Wie ein zweiter Täufer war er eine „Stimme" — eine Stimme, die feierlich durch die Wüste des Londoner Lebens ertönte.

## 7. Bekehrung.

Endlich brach einer den Bann — Johann Oxenham. Seit dem Sonntage, da Durnford ihn mit nach der Markuskirche genommen hatte, war Johann dort ein regelmäßiger Gast — ausgenommen natürlich die Sonntage, an denen er in einer Vereinsversammlung, die meist Sonntags gehalten wurden, nötig war; sonst hielt ihn nichts zurück, den weiten Weg von Rotherhithe bis Chelsea zu gehen, um den geliebten Prediger zu hören. Oft mußte er sich von seinen Kameraden auslachen lassen. „Wunder passieren doch noch heutigestags," sagten sie wohl. „Man denke: unser Jack geht Sonntag für Sonntag wie ein kleines Mädchen zur Kirche und läßt sich von einem Himmelslotsen allerlei von den Sternen und Cherubim vorschwärmen." Jochen Binks aber, der Säkularistenredner, ward wohl gar ärgerlich und sagte: „Wirklich, Jack, das hätte ich nicht von dir gedacht! Du solltest doch wissen, daß das Christentum ausgewirtschaftet hat; daß die Pastoren

selbst nicht einmal mehr an die Bibel glauben. Warum verbringst du deine Zeit mit solchem Unsinn?" Jack ließ sich dann nicht um seine gute Laune bringen und antwortete: „Seht mal, wenn ihr Burschen über das Christentum sprecht und alles, was dran hängt, das ist, als wenn der Esel von der Musik redete. Ich glaube, wenn ihr mal hinginget und meinen Westpastoren hörtet, statt hier Bier zu trinken (Johann war wie die meisten Führer im Verein entschiedener Temperenzler), tätet ihr was Besseres. Und allen Respekt vor Freund Binks Gelehrsamkeit — aber vom Christentum versteht er nichts. Er kämpft immer gegen etwas an, das er Christentum nennt; aber das Christentum des Gründers ist es nicht. Und die Bibel aufzugeben, wollen wir uns wohl hüten; wir lernen sie ja gerade eben verstehen. Während Jochen Binks sich den Kopf zerbricht über Kains Weib und Bileams Esel, suche ich die Bibel durch nach allem, was sie über die soziale Frage zu sagen hat — und das ist mehr, als ihr euch denkt. Und weil mein Westpastor auch etwas von solchen Sachen versteht, und ein gut Teil mehr als Freund Jochen hier, denke ich erstmal dabei zu bleiben, ihn jeden Sonntag zu hören."

Bald jedoch ward Oxenham von seinen Freunden in Ruhe gelassen, und von seinem Kirchgehen ward keine Notiz weiter genommen. Sonntag für Sonntag saß er da, mit einer andächtigen Gemeinde gespannt lauschend. Und doch war Stephan nicht beredt. Ernst und Innigkeit machten die Größe dieses Priesters aus.

Heute, am Allerheiligentage, nun hatte Johann wie hingerissen Stephans Predigt gelauscht. Vom „Neuen Jerusalem" handelte sie. Wie ganz anders war Stephans Bild vom Himmel als alles, was Johann bisher davon gehört hatte! Unwillkürlich mußte er an einen alten Stich in einem Kaffeelokal in Rotherhithe denken. Eine wohlmeinende Dame hatte ihn gestiftet. „Himmel" stand darunter; aber es war wohl eher ein Bild von einem ungeheuerlichen Rosherville mit einem riesigen Gewächshause im Hintergrunde. Wie oft hatte Oxenham bei sich gesagt: „Wenn der Himmel *so* ist, habe ich keine Lust, hinein zu kommen." Das, wovon Herr Remarx heute abend sprach, war etwas ganz anderes, und doch nannte er es auch „Himmel" und glaubte daran. Er redete von einer herrlichen Gemeinschaft wirklich menschlicher Wesen, Männer und Frauen, die sich mit Leib und Seele Gott und dem Recht ergeben hätten — die nach redlicher, schwerer Arbeit zur Ruhe eingegangen wären, aber doch nicht müßig lebten, weil all ihr Wünschen und Wollen auf Gottes Verherrlichung gerichtet wäre.

Und weiter zeigte er, daß die Christen auch an einen Himmel schon hier auf Erden glaubten — überall da, wo eine wahre Gemeinde der Heiligen sich Gott und der Gerechtigkeit hingegeben hätte — nämlich das Reich Gottes. „Auch unter uns jetzt sind Heilige," sagte Stephan; „wenn jemand hier unter uns ist, dessen ganzes Streben darin besteht, Gottes Willen auf Erden zu tun, wie er im Himmel geschieht; wenn jemand hier ist, der die Sünde haßt, wie Gott sie haßt; wenn jemand bereit ist, fürs Recht zu leiden und zu opfern — der ist ein Heiliger, ob auch sein Name nicht im Kalender verzeichnet ist; denn solcher ist das Reich Gottes."

„Noch heute abend muß ich den Mann besuchen," sagte Johann zu sich; „ich kann ihn nun nicht länger hören, ohne ihn näher kennen zu lernen. Ich habe ihn lieb."

Und der Dockarbeiter vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte leise, während die Gemeinde sang:

„Welches Wort faßt diese Wonne,
Wenn ich mit der heil'gen Schar
In dem Strahl der reinen Sonne
Leucht' auch wie die Sterne klar!
Amen, Lob sei dir bereit,
Dank und Preis in Ewigkeit!"

Als Stephan nach dem Abendessen in seinem Arbeitszimmer saß, ward plötzlich Johann Oxenham durch das Hausmädchen hereingeführt.

„Sieh, Herr Oxenham," sagte der Rektor, „schon lange habe ich mir gewünscht, Sie kennen zu lernen. Mein Freund Paul Durnford hat mir so viel von Ihnen erzählt; übrigens ist Ihr Name ja weit und breit bekannt."

So saßen sie da und redeten miteinander, der Sohn des Barons und der Sohn des Gärtners, der Pfarrer und der Sozialist; die nach der Welt Meinung so weit voneinander entfernt waren, aber in Wahrheit einander so nahe standen — Männer desselben Sinnes, desselben Zieles. Beider Streben war, diese unsere Welt zu einer besseren Stätte zu machen; beide fühlten tief das Unrecht und die Ungerechtigkeit, unter der Tausende ihrer Mitmenschen seufzten; beide waren voller Eifer, die helfende Hand anzulegen.

Als sie eine Zeit lang miteinander geredet hatten, sagte Johann: „Nun möchte ich versuchen, in Kürze das zusammenzufassen, was ich in den letzten sechs Monaten von Ihnen gelernt zu haben glaube, damit Sie mir sagen, ob ich Sie recht verstanden habe."

„Schön," sagte Stephan, „das wird mir interessant sein."

Oxenham fing an: „Vorausschicken muß ich, daß, ehe ich Sie hörte, meine Begriffe vom Christentum recht verschwommen waren. Ganz ungläubig bin ich nie gewesen, davor haben mich die Säkularistenprediger bewahrt. All ihre Bibelkritik gab mir um so mehr Gewißheit, ein Buch, das solchen Widerstand ertragen könne und doch noch auf alle ehrlich denkenden Menschen solche Gewalt ausübe, müsse wahr sein. Viel mehr zum Unglauben drängte mich das Leben der Durchschnittschristen, die mir begegnet sind. Oft kam mir der Gedanke: ‚Kann eine Religion von Gott sein, die so geringe Erfolge aufzuweisen hat?' Ich habe einmal bei einem Schlächter gearbeitet, der auch predigte. Sonntags pflegte er zu erzählen, er wäre ‚gerettet', und niemand könnte ihn aus seines Heilands Hand reißen, aber alltags erzählte er seinen Kunden, daß der Hammel, den er aus Neuseeland hatte, aus Schottland käme, und mit dem Gewichte war er nie allzu genau. — Hin und wieder ist mir auch ein Christ begegnet, der nach der Bibel lebte, und dadurch bin ich vor dem Atheismus bewahrt geblieben. Aber nie ist mir der Gedanke gekommen, daß das Christentum eine Religion für mich wäre. Bis ich Sie hörte, habe ich nie daran gedacht, daß das Christentum mir im geringsten bei meiner Arbeit helfen könnte. Nur einmal während des Dockstrikes kam es mir vor, als ob die Frommen eine gute Manier hätten, uns zu helfen, und der Gedanke durchzuckte mich, ob sie nicht doch vielleicht an uns Sozialisten eine Botschaft auszurichen hätten. Doch damals entfloh der Gedanke wieder. Seit ich nun aber zu Ihren Füßen sitze, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ohne das Christentum die Arbeiterbewegung aussichtslos ist. Und vor allem habe ich selbst eine Inspiration für meine Arbeit bekommen, wie ich sie nie vorher empfunden habe. Ich glaube, daß Christus Gott ist, und ich glaube, daß es sein Wille ist, daß alle Ungerechtigkeit von dieser Erde weggefegt werde, die Sie uns so oft als sein Königreich dargestellt haben. Und ich glaube, daß ich als Christ verpflichtet bin, gegen alles Schlechte in der Welt zu kämpfen. Wenn ich Sonntag morgens am Dockeingange stehe und die Leute um unser Vereinsbanner sammle, bin ich gewiß, in Christi Auftrag zu handeln. Es ist mir, als stünde er mir zur Seite und sagte: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig seid.'*) Früher hatte ich dann in meinen Reden alle Reichen angeschwärzt und

*) Der englische Text heißt: „Come unto Me all ye that labour", d. i. „Kommet her zu mir alle, die ihr arbeitet."

die Tugenden der Armen hoch erhoben. Das tue ich jetzt nicht mehr. Ich sage den Leuten, daß sie selbst sehr viel Schlechtes an sich haben, das sie ablegen müssen, wenn die Arbeiterbewegung Erfolg haben soll. Ich sage ihnen, daß höhere Löhne nichts nützen, wenn man das Geld nicht zu brauchen versteht; daß, wenn man seine freie Zeit vertut, man auch ebenso gut länger arbeiten könnte. Dann dachte ich früher auch, das Parlament könnte die Welt bessern und alles in Ordnung bringen; jetzt weiß ich, daß Gesetze wohl viel tun können, aber nicht alles. Ich sehe ein, daß wir die Menschen gut und selbstlos machen müssen, ehe wir die Gesetze zwingen können, viel zu tun. Und hier muß die Religion einsetzen. Ich bin überzeugt, daß nichts als das Christentum einen Mann von der Selbstsucht heilen kann, mag er Kapitalist oder Arbeiter sein. Christentum also ist uns nötig."

Plötzlich hielt Johann inne und sagte dann nach kurzer Pause: „Das habe ich von Ihnen gelernt, Herr Remarx."

„Nein," sagte Stephan ehrerbietig, „von Gott haben Sie es gelernt."

Beide schwiegen eine Weile. Der junge Rektor dankte Gott inbrünstig für die Erhörung seiner Gebete; denn Abend für Abend hatte er den Namen dieses Mannes mit den Namen aller sozialen Führer vor den Thron des Allmächtigen getragen.

Zuletzt brach er wieder das Schweigen. „Sagen Sie mir doch, Oxenham, sollte es nicht irgend etwas geben, das wir Christen besser machen müßten, um der Welt unsere Gedanken nahe zu bringen?"

„Ja," sagte Oxenham, „ich habe wohl öfters hierüber einen Gedanken gehabt; aber ich glaube, er läßt sich unmöglich verwirklichen."

„Und das wäre?" fragte der Rektor.

„Es ist das, daß niemand und nichts in der Welt aussieht wie Christus und wie das, was wir in der Bibel lesen. Ich denke mir, wenn die Leute fühlten, daß wir wirklich so lebten, wie unser Herr gelebt hat, so würden sie uns glauben. Mich dünkt aber, der moderne Philanthrop hat nicht einen Punkt mit dem Herrn gemein. Er wird ja nicht einmal gehaßt, und gekreuzigt wird er nie werden. Ich kann nicht genau sagen, was ich meine; aber vielleicht können Sie es erraten."

Stephan war tief bewegt und konnte kaum an sich halten. „Oxenham," rief er laut, „ja, ja, Sie haben mich verstanden! Danach sehne ich mich ja, darum bete ich. Christum der Welt zeigen möchte ich. Wenn die Leute mich ansehen, sehen sie einen Geistlichen. Vielleicht bedeutet das für sie nichts weiter als einen vom Staate besol-

beten Prediger, der vielleicht nicht einmal das glaubt, was er für Geld predigt. Wen aber sollten sie sehen? Christum. Sie sollten einen Mann sehen voller Mitleid und Erbarmen; einen Mann, dem Verstellung und Heuchelei ein Greuel ist; der das Übel haßt und sich ganz dem Guten ergibt, einen Mann, der nicht in Reichtum und Wohlsein lebt; der arm ist und viele reich macht. Ja, ja, ‚solche Christus‘ sollten überall in unserer christlichen Kirche sein: Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, die dem teuflischen Geiste dieser Welt entsagt haben; Beamte mit reinen Händen und unbeflecktem Gewissen; ehrliche und redliche Staatsmänner; Frauen mit reinem, liebevollem Herzen; Künstler und Arbeiter, die wahrhaftig und emsig sind; jeder müßte aus Liebe seine Pflicht tun, dem Ganzen zum Heile. — Großer Gott, ist das möglich? Wer hilft mir? Wer hilft mir?“ — Er sank in das Sofa zurück und weinte — weinte Tränen, wie sie den starken Mann ehren.

„Ich will Ihnen helfen,“ sagte Oxenham ruhig, „‚durch Christum, unsern Herrn.‘“

## 8. Auf der Höhe.

Die zweite diesjährige Hühnerjagd stand in Lundy Towers bevor. Diese wichtige Wahrheit lag schon seit einem Monate der Herzogin schwer auf der Seele; und zwei Stunden täglich, vom späten ersten bis zum frühen zweiten Frühstück waren Ihre Durchlaucht emsig damit beschäftigt, für dieses große Ereignis zu überlegen und zu planen. „Zuerst müssen wir die Jagdherren einladen,“ sagte die Herzogin, „Kapitän Deadley vom Depot, Lord Heinrich und Lord Arthur von der Abtei, und den schrecklichen Radikalen Vesey Maitland, ohne den mein Gemahl es nun einmal nicht tut, weil er solch guter Jäger ist. Diese und die beiden Jungen werden wohl mit den Hühnern fertig. — Nun noch die Hausgesellschaft. Ich muß die Marquise bitten, und ich fürchte, Marie fühlt sich beleidigt, wenn ich sie und ihre beiden häßlichen Töchter nicht auch einlade. O, was für eine Last sind doch Verwandte!“

„Und diese Bramleyschen Mädchen sind so fürchterlich fromm,“ sagte Lady Blanka. „Ich wette darauf, daß sie nach Tische im Salon Traktate verteilen, so gewiß ich Breezer heiße.“

„Meine liebe Blanka“, sagte Ihre Durchlaucht, „als ob ich so etwas gestatten würde! Ihre Religion ist doch auch recht anstößig — ganz anders als die vernünftigen Lehren unseres Gebetbuches.“

„Du weißt ja, liebes Kind,“ fuhr die Herzogin fort, „daß ich durchaus dafür bin, etwas Religion im Hause zu haben. Deshalb wollen wir auch den Bischof von Doncaster einladen.“

„O, Mama, bitte nicht! Dann mußt du auch seine Frau einladen, die solch ordinäre Aussprache hat; sie war eine von seinen Sonntagsschullehrerinnen, als er Hilfsgeistlicher war. Wenn du denn einen Pastor haben mußt, so sieh zu, Herrn Remarx zu bekommen. Der ist so interessant und würde alles Mögliche sagen, wodurch die Unterhaltung in Gang käme. Und er könnte dann auch Sonntag predigen statt des schrecklichen Bugsnorter.“

„Nein, Beste,“ erwiderte Ihre Durchlaucht, „das hilft doch nichts; Herr Remarx geht nie anders aus, als wenn er ungestört arbeiten will. Ich weiß sogar, daß er augenblicklich in einer Art Kloster in Malvern ist, wo er sich seine Predigten für die nächste Saison ausdenkt; die Marquise hat es mir geschrieben. Nein, wenn wir einen Pastor suchen, und du magst den Bischof nicht, so wollen wir den Dechanten von Dower nehmen. Das ist der amüsanteste Gesellschafter in ganz England, und er hat solch gutes altes Gesicht. Er hat auch den Vorzug, keine ordinären Verwandten zu haben. Ich glaube, er ist ein Vetter von den Vavasours in Ormsby.“

„Und dann müßten wir eine kirchliche Dame haben als Gegengewicht für die Bramleyschen Mädchen, oder besser: einen hochkirchlichen Jüngling, der sie recht chokiert. Ich hab's: Herrn Denholme! Er geht nach St. Barbara und ist Mitglied von allen möglichen römisch-katholischen Brüderschaften.“

„Er fastet Freitags, das ist sehr unangenehm,“ warf Blanka ein.

„O, das macht nichts,“ sagte die Herzogin; „Tissot kann leicht einige schöne Fastenspeisen für ihn machen. Ich habe ein Rezept für Austern in Crème, das mir ein Mönch in Südfrankreich gegeben hat.“

Auf diese Art wurde die Gesellschaft für die Hühnerjagd allmählich aufgebaut; und als es so weit war, versammelte sie sich um den gastlichen Tisch von Lundy Towers.

Die Festwoche war eine tüchtige Anstrengung für alle Beteiligten, am größten vielleicht für die Dienstboten; aber an die dachte niemand.

Gegen zehn fing das Tagewerk an. Ein auserlesenes Frühstück ward im grünen Morgenzimmer serviert. Es war keine allgemeine Mahlzeit; jeder fing an, wenn er da war. Einer war mit seinem Ei

fertig, ehe der andere damit angefangen hatte; andere hatten eben die Koteletten bekommen, als für eine spätere Schicht Fisch aufgetragen ward, der Dechant aß seine Marmelade, während Herr Denholme gerade den Rahm in die erste von seinen vier Tassen Tee goß. Dieser junge Herr kam meist erst zwanzig Minuten nach zehn herunter, obgleich die Regel der Bruderschaft von St. Botolph, zu der er gehörte, halb acht als die späteste Stunde angab, zu der „Brüder" aufstehen sollten. „Ich habe mich von Pater Freeborg dispensieren lassen, ehe ich hierher kam, wissen Sie," sagte er regelmäßig entschuldigend zu dem ältesten Fräulein Bramley, die ihm wie auf Kommando ein Traktätchen zusteckte: „Aufpassen! Die Jesuiten sind da! Herausgegeben vom nationalen Verein zur Wiederherstellung reformatorischer Grundsätze. Preis für 100 Stück 1 Penny."

Nach dem Frühstück gingen die Jagdherren weg; die Damen, der Dechant, Herr Denholme und andere friedliche Herren setzten sich in den Salon. Ein gut Teil Klatsch ward dann durchgenommen, obgleich der Hauptteil für die Stunde vorm Diner aufgespart wurde. Einige brachten es auch fertig, vorm zweiten Frühstück ein Viertelstündchen spazieren zu gehen; das war nicht nach der Regel. Um halb zwei Uhr war „luncheon", ein sehr opulentes Mahl. Ziemlich regelmäßig erschien viertel nach ein Uhr Herr Bugsnorter, Pfarrer der Gemeinde Lundy-cum-Lundy, um irgend eine wichtige Gemeindeangelegenheit zu Ihrer Durchlaucht Einsicht zu bringen, die es merkwürdigerweise fast notwendig erscheinen ließ, daß er zum Frühstück blieb. „Ich wage kaum, schon wieder Ew. Durchlaucht Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen," pflegte er zu sagen, „da überdies meine drei Jungen im Garten auf mich warten, und ich eigentlich wieder zu ihnen müßte."

„Bitte, holen Sie sie doch herein," sagte die Herzogin resigniert, „sie sind gewiß hungrig nach ihrem langen Wege."

Und hungrig waren die armen Jungen — ja, *sehr* hungrig, und sie ließen den vier Gängen, die regelmäßig an der herzoglichen Frühstücktafel aufeinander folgten, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Nach dem Frühstück sammelte man sich um das Piano, um ein neues Duett zwischen Herrn Denholme und Lady Blanka zu hören. Herr Bugsnorten klatschte laut — allerdings ohne zu wissen, daß dies selbe Duett auf dem Repertoire der „Schwestern Piff-Paff" im „Tivoli" stand. Der Text war freilich französisch, so daß von dem alten

Herrn kaum zu erwarten war, daß er ihn verstände. Nachdem Lady Blanka einen Ländler improvisiert oder Herr Traverdi, ein Amateurschauspieler, ein Ibsensches Stück vorgelesen hatte, ward gewöhnlich eine Ausfahrt unternommen. Die beiden Fräulein Bramley, über die um diese Tageszeit eine gewisse Unruhe zu kommen pflegte, schlossen sich aus und gingen allein in die benachbarte Stadt zu dem separierten Pastor. Um fünf Uhr ward der Tee im rosa Boudoir serviert. Zu dieser Mahlzeit guckte gewöhnlich Fräulein Georgine Green vor. Dies war eine alte Jungfer, die mit ihrer Schwester zusammen im Dorfe wohnte, und deren größtes Glück darin bestand, zu sehen, wie es bei vornehmen Leuten zuging. Hätte sie ihre „Teestundenbeobachtungen" herausgegeben — gewiß, sie hätten das Glück eines modernen Buchhändlers gemacht.

„Ich möchte wirklich, Liebste," sagte sie wohl bei ihrer Rückkehr in die Epheuvilla, „du wärest mit da gewesen. Lady Blanka wird immer amüsanter. Apropos, es wird jetzt nicht viel hinten getragen; ich muß mein Braunseidenes ändern lassen; und die Hüte werden jetzt auch ganz klein genommen. Und dann ist es gar nicht fein zu sagen: ‚Ist Ihnen Tee gefällig?' Die Herzogin sagt einfach: ‚Tee?' Ich finde, das klingt so viel vornehmer. Und dann müssen wir auch noch lernen, richtig die Hand zu geben. Man muß es nicht so natürlich weg tun. Zu allererst muß man die rechte Hand lose baumeln lassen wie ein Schneeglöckchen. Dann muß man den Arm in die Höhe heben, wie man tut, wenn die Schneiderin die Brustweite messen will — die Hand muß immer lose baumeln. Dann muß man sie dem oder der andern vor den Augen hin und her schlenkern, bis er oder sie mit seiner oder ihrer rechten Hand eben so weit ist. Dann muß man sie nicht ordinär schütteln, sondern nur eben seinen oder ihren dritten Finger zwischen seinen ersten und dritten Finger nehmen. Dann wird noch einmal geschlenkert, und dann ist es fertig."

„Hast du auch genau zugesehen, Georgine?" fragte ihre Schwester.

„Ganz genau, Liebste. Ich habe mir gleich Notizen in meinem Taschenbuche gemacht, als ich es bei Lady Blanka gesehen hatte."

Die Teestunde war immer sehr lustig in Lundy, denn Fräulein Georgines schwache Seite war allgemein bekannt, und ihr zu Ehren benahmen sich die Gäste so übertrieben wie möglich.

Da es Winter war, pflegte man sich nach dem Tee um den großen Kamin in der Halle zu versammeln und gemütlich bis zum Essen zu plaudern. Das Mittagessen bildete den Höhepunkt der Tagesereignisse. Selbst

den leidenschaftlichsten Jäger überkam von Zeit zu Zeit ein angenehmes Gefühl bei dem Gedanken an die Abendruhe und den reich gedeckten Tisch, wo man zwei volle Stunden sich der fetten Weide freute, die des Herzogs Pariser Koch bereitete. Nach Tische pflegte es dann etwas ehrbarere Musik zu geben als am Nachmittage, da gewöhnlich einige von den ortseingesessenen Perücken zugegen waren, denen zuliebe alles Anstößige vermieden werden mußte. Sobald aber die Perücken sich verabschiedet hatten, ward das Vergnügen lauter. Herr Traverdi parodierte eine italienische Primadonna, oder der Dechant hypnotisierte die Herzogin. Dann kamen Karten und Zigarren an die Reihe, und es wurde zwei Uhr, ehe der letzte Mann sein Lager aufgefunden hatte. Wirklich — es war ein schweres Tagewerk!

An einem Tage jener Woche hatte ein gehöriger Regen eine kleine Änderung im Programm zur Folge. Da die Gäste nach dem Frühstück nicht ausgehen konnten, saßen sie in der Halle beisammen. Da wandte sich die Unterhaltung auf Stephan Remarx.

Es kam so. Während einer plötzlichen Stille, wie sie wohl einmal in einer größeren Gesellschaft vorkommt, hörte man, wie Vesey Maitland im Gespräche zu Lord Arthur folgende auffallenden Worte sagte: „Mich dünkt, Sie sind nicht berechtigt, Teilhaber an der Eisenbahngesellschaft in Swamyshire zu sein, solange die Gesellschaft ihre Leute in dieser Weise behandelt."

„Was heißt das?" fragte der Dechant erschrocken, da er bei jener Gesellschaft auch Aktien hatte, „ist da nicht alles in Ordnung?"

„O nein, fürchten Sie nichts, Herr Dechant," antwortete Lord Arthur. „Maitland hat nur eine schnurrige Idee von dem Fanatiker Remarx aufgelesen und meint, ehe man irgendwo Aktien nehme, müßte man erst fragen, ob die Gesellschaft ihre Arbeiter auch gut behandelte. Erstens wußte ich nicht, daß die Arbeiter es in Swamyshire schlechter hätten als anderswo. Sie arbeiten nur vierzehn Stunden täglich. (Das sagte Se. Herrlichkeit in einem Tone, als hätte er oft ebenso lange, wenn nicht länger, gearbeitet, während wir wohl kaum auszusprechen brauchen, daß er noch nie in seinem Leben irgend welche körperliche Arbeit geleistet hatte — abgesehen davon, daß er in Eton für seinen Leibburschen Brot röstete.) Und zweitens, *wenn* sie es schlecht hätten, so hätte ich kein Recht, mich einzumischen."

„Auch nicht, wenn Sie große Dividenden aus der Überarbeit jener Leute beziehen?" fragte Maitland. „Gesetzt: Einer von ihnen arbeitete sich zu Tode — hätten Sie da nicht teil an seinem Tode?"

„Bewahre, nein! was für verfluchten Unsinn Sie schwatzen!" sagte Lord Arthur. „Was meinen Sie dazu, Herr Dechant?"

„Hm," sagte der Dechant und räusperte sich — es war ihm gar nicht lieb, sich auf solch schlüpfrigen Boden begeben zu müssen —; „hm — eine sehr deutliche Bewegung nach der Seite hin, wie mein Freund, Herr Maitland sie bezeichnet, ist ja nicht wegzuleugnen. Aber meiner Ansicht nach müssen wir da mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß jede Einmischung in die Kontraktsfreiheit und die ungehinderte Zirkulation des Kapitals uns wahrscheinlich auf eine Sandbank treiben würde, aus der wir uns schwer wieder würden herausarbeiten können. Ich spreche natürlich nur von den Interessen des Handels und der Industrie."

Ein schwacher Beifall lohnte diesen Ausfluß des Dechanten, wenn auch wohl keiner hätte sagen können, was der Redner eigentlich meinte.

„Denken Sie aber nicht auch," wagte Lady Blanka zu bemerken, „daß man Herrn Remarx nicht ernst nehmen darf? Mich dünkt, Papa sagte einmal, wenn man, wie Herr Remarx es verlangt, wirklich nach der Bergpredigt leben wollte, so würde die Gesellschaft nach einer Woche in Trümmer fallen."

„Ich glaube wirklich," fuhr der Dechant fort, „daß manches von dem, was Herr Remarx gesagt haben soll, utopisch, rein utopisch ist, im höchsten Grade und des Wortes schlimmster Bedeutung. Überdies kommt es einem doch wunderlich, ja lächerlich vor, daß wir uns am Ende des neunzehnten christlichen Jahrhunderts durch die Lippen eines jungen Pfarrers erst darüber belehren lassen, was Religion ist, und was sie von uns fordert."

„Nichtsdestoweniger," sagte Maitland, „wußten erst am Anfange dieses selben neunzehnten Jahrhunderts unsere Vorfahren so wenig von den Grundsätzen des Christentums, daß sie die Leute ganz lustig aufhängten, wenn sie einen Hammel oder noch weniger gestohlen hatten; und noch vor dreißig oder vierzig Jahren ließen unsere Väter sechsjährige Kinder in den Kohlenminen arbeiten, ohne einen Finger zu rühren, um dem abzuhelfen; und bei allem Respekt, Herr Dechant, nehme ich mir heraus zu glauben, daß wir am Ende dieses neunzehnten Jahrhunderts noch manches zu lernen haben. Halten Sie es z. B. für recht, daß Gutsherren, die sich Christen nennen, selbst in glänzenden Palästen wohnen, während ihre Hörigen in ungesunden Wohnungen leben, die sich abreißen und neu aufbauen ließen für die Hälfte des

Geldes, das diese ihre Gutsherren ausgeben, um auf ihrer Yacht das Mittelländische Meer zu durchkreuzen?"

Der Dechant fühlte sich wohl etwas auf den Mund geschlagen, sammelte sich aber und sagte: „Schon gut, Herr Maitland, wenn Sie die Dinge in diesem neuen Lichte betrachten. Ich bin aber ein alter Mann und kann nicht so schnell umschwenken. Ich bestreite ja gar nicht, daß viel Armut und viel Ungleichheit in der Welt ist. Aber so wird es immer sein. ‚Arme habt ihr allezeit bei euch,' sagt die Heilige Schrift."

„Ja," stimmte Lady Blanka lieblich ein, „und sie sagt auch, daß wir ‚tun können, was wir wollen, mit dem Unsern.' Warum sollten wir uns kein Segelboot halten?"

Und Lord Arthur setzte diesen beiden Mustereregesen die Krone auf, indem er hinzufügte: „Und im Katechismus heißt es, daß die Armen zufrieden sein und in dem Stande, in den Gott sie gesetzt hat, ihre Pflicht erfüllen sollen."

„Lassen Sie uns doch auch einmal Ihre Meinung hören, Fräulein Bramley," sagte der Dechant mit dem Wunsche, auf jüngere Schultern die Pflicht abzuwälzen, den alten Glauben zu verteidigen.

„Ach, ich verstehe nichts von diesen Dingen," sagte Fräulein Bramley hastig und suchte nervös in ihrem Strickbeutel nach einem Traktat. „Ich glaube, das hat alles nichts mit Religion zu tun; wir sollen ja unsere Seelen retten, nicht wahr? Daran müssen wir allein denken; durch Werke der Gerechtigkeit können wir den Himmel nicht erlangen. Ich glaube, Herr Remarx ist kein guter Führer. Wie ich höre, ist er nicht bekehrt. Vielleicht findet Herr Maitland die Wahrheit, wenn er dies Büchlein liest." Sie reichte ihm einen großen, blauen Traktat: „Unkraut unter dem Weizen, oder: Der sozialistische Satan unter den Heiligen."

Herr Denholme, der nun auch glaubte, etwas beitragen zu müssen, erleichterte jetzt sein Herz durch folgende Rede: „Pater Freeborg, der, wie Sie wissen, in meinen Augen eine Autorität und ein höchst geistvoller Mann ist, hält den ganzen Sozialismus für einen großen Mißgriff. Er hält dafür, daß die Aufgabe eines Priesters sich auf himmlische Dinge beschränke und nichts mit Armenwohnungen und Ratsversammlungen und anderen derartigen weltlichen Sachen zu tun habe. Nach meiner Ansicht hat er darin ganz recht — nicht wahr? — Natürlich macht es riesigen Spaß, Herrn Remarx predigen zu hören. Ich sehe ihn als eine Art kirchlichen Corney Grain an, mit dem man

Sonntags fürlieb nimmt, wenn German Reeds Lokal geschlossen ist. Finden Sie das nicht auch? Aber katholisch genug (die englische Kirche gebraucht das Wort „katholisch" in dem alten Sinne „allgemein") ist er selbstverständlich nicht, und zum Beichtvater oder so etwas würde er nicht passen, wissen Sie."

Dann ging er boshaft lächelnd auf Maitland zu und sagte: „Mein lieber Maitland, wenn Sie wirklich diesen ganzen Unsinn glauben — warum geben Sie denn nicht alles auf, was Sie haben, um es den Armen zu geben, oder begehen irgend ein ähnliche Donquichotterie?"

Maitland sah ihn traurig an und sagte: „Der Tag mag nicht so ferne sein, an dem wir selbst hierzu berufen werden;" und dann zog er aus der Tasche ein Papier, auf dem folgende Worte standen:

„Kirche von St. Markus und den heiligen Engeln.

Fastenpredigten.

Der Rektor wird vom 10. Februar an eine Reihe Predigten halten über die Frage:

‚Wollen wir nicht Christi Nachfolger werden?'

Diese Predigten sollen den Christen helfen, die von jetzt ab mit mehr Entschiedenheit ihrem Herrn nachzufolgen wünschen."

## 9. Das Wagnis.

Ein Monat war seit den eben erzählten Ereignissen verflossen; da stand in der „Morgenzeitung" vom 11. Februar folgendes zu lesen.

„Über eine Aufsehen erregende, in einer Kirche in Chelsea gehaltene Predigt haben wir unsern Lesern zu berichten.

Große Aufregung herrscht seit gestern morgen infolge einer Predigt, die der hochedle und hochwürdige Herr Remarx, der allbekannte Rektor, in der Kirche von St. Markus und den heiligen Engeln gehalten hat. Die sehr exzentrischen Lehren dieses Herrn machen schon seit einiger Zeit viel in London von sich reden. So etwas wie die gestrige extravagante Predigt aber — die wir unseren Lesern unten bringen — ist bisher selbst von diesem Herrn nicht geleistet worden. Religiöser Fanatismus und der radikalste Sozialismus sprechen aus dieser Rede, und man erwartet allgemein, daß sie ernste Folgen nach sich ziehen wird. Tatsächlich wird uns bereits berichtet, daß sein Patron, der Marquis von St. Alphegius, Herrn Remarx gebeten hat, seine Entlassung einzureichen.

Gewiß interessiert es unsere verehrlichen Leser, Näheres über die Familienverhältnisse des genannten Herrn zu hören. Sein Bruder, der gegenwärtige Majoratserbe, ist wenig bekannt, da er meist im Auslande lebt infolge finanzieller Schwierigkeiten — Schwierigkeiten, die sein glücklicherer Bruder nicht teilt, da sein Vater gut für ihn gesorgt und er alle Aussicht hat, den weiten Grundbesitz und das persönliche Vermögen seines Onkels, des Marquis von St. Alphegius, zu erben. Zu diesem Besitze gehört auch das Palais auf dem Chelseaplatze.

Das Einkommen an St. Markus beträgt 800 £ jährlich. Ein Tropfen im Meer ist dies im Vergleich zu den Reichtümern, die Herr Remarx schon besitzt und einst besitzen wird."

Dann folgte ein Abdruck der Predigt. Aber keine wörtliche Wiedergabe kann unseren Lesern auch nur einen schwachen Begriff von dem gewaltigen Eindruck geben, den die erste von Stephans verheißenen Fastenpredigten auf die große Gemeinde machte, die zu seinen Füßen saß. Nur, wer diesen Gottesdienst selbst erlebt hatte, konnte davon reden. Den Auszug, den wir unseren Lesern bringen möchten, verdanken wir dem Taschenbuche Vesey Maitlands.

Nicht durch Gewandtheit der Rede, schreibt Maitland, machte er an jenem Morgen solchen Eindruck auf uns. Beredt ist Stephan nie gewesen, und an jenem Tage flossen wohl gar seine Worte weniger leicht als sonst. Oft stieß er die Worte geradezu in strengem Tone heraus, wenn er auch nie lieblos sarkastisch wurde, sondern sein warmes Herz stets zu merken war. Jedes Wort kam ihm aus der Seele. Wohl hatte er, ehe er die Kanzel betrat, alles hin und her erwogen und sorgsam zurechtgelegt; aber er sprach extempore. In der Hand hielt er nichts als ein Neues Testament. Mir war es, als wünschte er jedem das Gefühl einzupflanzen: Dies ist nicht meine, sondern Gottes Botschaft. Wenn ihr meint, daß ich Streiche austeile — mich schmerzen sie eben so sehr wie euch. Ich kenne eure Schwierigkeiten; aber ich muß sprechen auch auf die Gefahr hin, lieblos zu erscheinen. Ich kann nicht länger an mich halten — die Krisis meines Predigtamts ist gekommen — und wehe mir, wenn ich anderes als Gottes Wort predige!

Der Text war aus der Bergpredigt genommen, die er von jeher besonders liebt, und lautete: „Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein."

Zuerst brachte er eine Reihe nur lose zusammenhängender, fast etwas trivialer Sätze.

„Der Herr," sagte er, „nennt sich an einer andern Stelle das Licht der Welt. Er durchdringt die Seele jedes Menschen, leuchtet bis in ihre dunkelsten Winkel und zeigt ihm seine Sünde. Und dann stellt er sich außerhalb des Menschen auf und erleuchtet auch die dunkle Welt, um ihm seinen Weg darin zu zeigen. Auch in sozialer Hinsicht ist er das Licht der Menschen, das Licht eines Volkes, einer Stadt, eines Gemeinwesens, so wie wir es hier in Westlondon haben.

Er durchleuchtet unser gesellschaftliches Leben, deckt seine Schwächen und Sünden auf. Und dann stellt er sich wieder außerhalb desselben auf als die ewige Lampe, die unveränderliche Weisheit, um den Menschen klar und unmißverständlich zu zeigen, wie sie leben sollten; um sie zu sich zu rufen, damit sie in seinem strahlenden Lichte wandeln und ewig bei ihm sein möchten. Hier ist jedem Volke, jedem Kreise das Ideal vorgestellt, das wir anschauen sollen, um unser Leben ihm ähnlich zu gestalten.

Aber, liebe Brüder, er sagt nicht nur: ‚Ich bin das Licht der Welt', sondern auch ‚Ihr seid das Licht der Welt'. Wir Christen sollen also durch unsern Wandel der Welt das sein, was unser Meister ihr ist. Die Kirche soll eine Stadt auf einem Berge sein — eine Gemeinschaft menschlicher Wesen mit jener erleuchtenden Kraft, die unser Herr besitzt." — Jetzt war Stephan bei dem Kern seiner Botschaft angelangt. „Liebe Freunde, ich wende mich heute morgen lediglich an solche, die sich Christen nennen; die wenigstens äußerlich zu der Gemeinde gehören, die unser Herr in der Welt gegründet hat. Da will ich einige ernste Fragen an euch richten.

Seid ihr das Licht der Welt? Euer Herr erwartet dies von euch. Er erwartet, daß ihr die Dunkelheit erleuchtet; daß ihr klar dies und das für Sünde erklärt und es durch eure Worte und euren Wandel verurteilt. Mit einem Worte: er verlangt, daß ihr euch von der Welt absondert. Ihr im Lichte, die Welt in der Finsternis. Ihr auf einem Berge, die Welt in der Tiefe.

Nehmen wir nun einmal an, wir wären Menschen dieser Welt, und sehen wir von unserm Standpunkte aus uns die an, die sich hier in London Christen nennen. Ob wir sie so gar verschieden von uns finden würden? Ob wir fänden, daß sie außerhalb der Welt wären, von uns abgesondert, so daß wir fühlten, wir wären in der Finsternis, sie im Lichte; wir in der Tiefe, sie auf einem Berge?"

Ich glaube, bei diesen Worten wurde es den Zuhörern klar, daß Stephan heute besonders scharf auf ihr Herz zu zielen suchte; zu klar,

daß sie kein rhetorisches Kunstwerk zu erwarten hätten, das sie als eine Entfaltung seines Geistes bewundern und dann als praktisch wertlos beiseite tun könnten.

„Seht sie euch an!" rief Stephan — ganz so, als wäre er ein heidnischer Häuptling, der von unserm Anblick lernen wollte, was wahres Christentum heißt. „Seht sie euch an," sagte er so ernst, daß mancher zitterte im Gedanken an eine „Gerechtigkeit", die geoffenbart werden sollte.

„Seht sie euch an. Einige unter ihnen sind Arbeitgeber — Christen, bedenkt das. Was aber tun sie? Ob sie es nicht wissen, daß jene armen Mädchen, die für sie arbeiten, aus Mangel an Fürsorge dahinsiechen? Ob sie es nicht wissen, daß ihre Arbeiterfamilien so wohnen, daß sie kaum sittlich bleiben, geschweige denn sich glücklich fühlen können? Wenn, wenn sie, die ‚Lichter der Welt' das wüßten, so würden sie doch versuchen, etwas zur Verbesserung der Verhältnisse zu tun. — Sehen wir uns nun jene Geschäftsleute an! Christen nennen sie sich, ja, wohl orthodox; vielleicht sind sie freigebig, und sonntäglich in der Kirche zu finden. Folgen wir ihnen aber Montags in ihr Kontor. Wir blicken zu ihnen auf als zu unserm Licht und Leitstern — wir armen, unwissenden Heiden, die wir so gern unsern Weg wissen möchten. Wir sehen, wie sie mit ihrem Nachbar feilschen; wie sie es nicht so genau nehmen mit Rechtlichkeit und Ehrlichkeit all ihrer Handlungen. Wir treten an sie heran und fragen, ob sie Christum vergessen haben, und sie antworten uns: ‚Geschäft ist Geschäft', und: ‚Religion ist nur für den Sonntag gut'. — Nun sehen wir uns jene vornehm gekleideten Leute an. Es fällt uns ein, daß wir sie früher als arm gekannt haben, und wir wundern uns, wie sie zu ihrem Gelde gekommen sind. Durch Geschäft, heißt es; ja, noch jetzt sollen sie große Reichtümer durch ihre Geschäfte aufhäufen. Wir fragen sie, welcher Art ihr Gewerbe ist; was für einen Einfluß es auf das Leben anderer hat. Wir fragen sie, ob es wahr sei, daß der Distrikt im Londoner Armenviertel, in dem sie ihre Schnapsschänken haben, notorisch solche Häuser im Überfluß besitze, und daß Trunkenheit und Elend der Fluch der Bevölkerung sei. Sie antworten, daß sie hiernach nie gefragt haben — zu unserm Erstaunen, da wir bei ihnen das Licht suchten.

Wiederum sehen wir andere reiche Männer an. Es heißt, sie hätten bedeutende Aktien in mehreren wohlbekannten Handelskompagnien. Wir haben von bitteren Klagen aus dem Munde der Angestellten jener

Kompagnien gehört, und wir fragen die Aktionäre, ob jene Klagen begründet seien. Sie antworten, das wüßten sie nicht, und wenn sie es wüßten, so würde sie das nicht kümmern. Wir meinen, sie müßten dann ihre Aktien zurückziehen. Sie aber starren uns lachend an, und wir gehen erstaunt weiter. — Einer andern Gruppe wenden wir uns zu. Es sind Gutsherren. Wir haben gehört, daß ihre Gutsleute für jämmerlichen Lohn arbeiten; daß sie ihre Frauen und Kinder genau von dem Gelde eine Woche erhalten müssen, das diese Herren für zwei Flaschen Champagner ausgeben. Wir fragen sie, ob dies wahr sei. Sie antworten, das sei stets so gewesen; ihre Väter seien zur Kirche gegangen und haben nie eine Änderung für nötig befunden — warum denn sie? — Immer noch warten wir auf Licht.

Und dann, liebe Brüder, gehen wir jenen jungen Leuten nach, die sich geradeswegs aus der Kirche in ihren Klub begeben. Wir fragen sie, wer sie sind. Sechs von ihnen sind die ältesten Söhne ihrer Eltern. Wir hören, daß sie vom Morgen bis zum Abend müßig gehen; daß sie nie arbeiten, weil sie es nicht nötig haben. Irgendwo in der Bibel haben wir gelesen, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, und wieder müssen wir uns wundern, da wir sehen, wie sie sich zum Frühstück hinsetzen."

In der Erregtheit tiefster Überzeugung hatte Stephan sich fast vergessen. Diese letzten Worte grenzten allerdings an einen auf der Kanzel unerlaubten Sarkasmus. Wäre er nur einen Schritt weiter gegangen, so hätte er nicht nur seinen Zweck verfehlt — die von sich gestoßen, deren Gewissen er hatte schärfen wollen —, sondern auch es an der Demut mangeln lassen, die stets im Anblick seiner heiligen Aufgabe sein ganzes Herz erfüllte. Sein Gesicht nahm einen andern Ausdruck an. Er hielt inne. Es war, als würfe er sich Gott ans Herz und sagte zu ihm: „Herr, was sollen wir tun? Lieber Heiland, zeige uns, wie wir dir dienen sollen. Teurer Meister, gib du mir ins Herz, was ich den Menschen hier sagen soll."

Dann fing er wieder an:

„Das Licht der Welt! Heißt das denn Lug und Betrug? Sollen wir verzweifeln und sagen: ‚Der Pastor ist zu hoch; wenn das Christentum so viel fordert, so können wir keine Christen sein'? Nein, liebe Brüder und Schwestern, wir wollen uns lieber zu Jesu Füßen setzen und ihn sagen hören: ‚Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.' Und dann wollen wir uns mit seiner Hilfe an die Arbeit begeben und die Lichter wieder anzünden. Unser

Licht ist ausgegangen oder ist verdunkelt. Es hat sich mit der Finsternis vermischt. Wir haben zu sehr teil mit der Welt.

Nun möchte ich euch im großen und ganzen einen Plan vorlegen, der das Ergebnis von Gedanken und Gebeten ist. Ich beanspruche nicht, damit auf jede Frage eine Antwort gefunden zu haben. Ich gebe euch nur, was ich habe."

Dann legte er seine Gedanken dar: ohne Pathos, ohne Erregung; ruhig, klar, bedächtig — so daß wir sahen, er meinte, was er sagte. Hätte er jetzt erregt oder leidenschaftlich gesprochen, so hätte er möglicherweise für den Augenblick Hunderte mit sich gerissen, doch so, daß der Rückschlag nicht ausgeblieben wäre. So aber zog er wenige an, die aber fest.

„Folgendes möchte ich euch vorschlagen," sagte er. „Einige unter uns müssen alles aufgeben, was sie haben. Ich wiederhole: wir müssen alles aufgeben, was wir haben. Ich sage nicht, daß wir unser Geld unbedacht nehmen und in die Themse werfen, nicht einmal, daß wir alles irgend einem Werke der Barmherzigkeit opfern sollen. Nein, wir wollen unser Geld und Gut Christo zu Füßen legen, damit er es verwenden möge. Alles soll dem Guten und Rechten dienen.

Fanatisch uns in Armut und Bettlertum stürzen wollen wir nicht. Das würde die soziale Frage nie lösen.

Mein Gedanke ist vielmehr, daß einige unter uns sich zusammen tun möchten. Wir würden dann alle unsern Reichtum in eine gemeinsame Kasse tun, um ihn für Christum auszugeben. Unter Reichtum verstehe ich nun nicht nur unsere klingende Münze, sondern alles, was Gott uns gegeben hat: Verstand und Vernunft, Leibes- und Seelenkräfte — unser ganzes Selbst. Alles müßten wir zusammen tun und verwerten zum Wohle unserer Mitmenschen. Jeder von uns soll allen gehören: der Künstler soll anderen zur Freude malen. Der Schriftsteller soll mit seiner Feder Gutes wirken; der Priester soll predigen und lehren und die Gnade darreichen; der Politiker soll, so weit dies möglich ist, die Kraft der Gesetze benutzen, daß sie Christi Werk und der Ausbreitung seines Reiches dienen; der Arme, der nicht den Vorzug der Ausbildung mit uns teilt, soll auch bei uns sein — vielleicht, um zu lernen, aber auch, um uns zu belehren über die, mit denen zusammen er gelebt hat. So wollen wir alle einander als Brüder ansehen lernen, als Söhne Eines Vaters. Und vor allem wollen wir Gott kennen zu lernen suchen, nach Heiligkeit und Gerechtigkeit streben. Wir wollen unsere Bibel wieder zur Hand nehmen

und lernen, wie wir unser Leben einrichten müssen. Dann vielleicht werden wir Lichter werden.

Andere dagegen mögen in der Welt bleiben. Viele von euch haben einen Beruf, der nicht in die eben beschriebenen Verhältnisse passen würde; viele haben ein Heim, das sie nicht verlassen dürfen. Euch also bitte ich, in der Welt zu leben, aber viel mehr als dies bisher geschehen ist, euch zu bemühen, nicht von der Welt zu sein. Flieht ihren Geist. Fragt nicht: ‚Was tun andere?‘ sondern: ‚Was heißt Christus mich tun?‘ Prüft die Grundsätze, auf die ihr euer Leben aufgebaut habt: eure Ehrlichkeit, eure Reinheit, euren Fleiß, und sucht in allem der Höhe euch zu nähern, auf der euer Herr steht.

Leicht wird keiner von uns seine Aufgabe finden. Christo nachfolgen heißt gen Golgatha ziehen. Es heißt vielleicht auf unsere Freunde verzichten, von denen viele uns verlassen werden; vielleicht unsere Familie aufgeben — uns gegen unser eigen Fleisch und Blut wenden. Auf jeden Fall muß es heißen: viel Behaglichkeit und Luxus aufgeben; denn ein Mann, der in weichen Kleidern und in der Könige Häusern wohnt, kann kein Prophet sein. Gewißlich werden wir Widerspruch erregen. Wehe uns, wenn dies nicht geschähe! So kommt denn, meine Brüder, und entfliehet der Welt! ‚Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.‘“

(Schluß folgt.)





# Bekenntnisse eines Arztes.

I.

„Die Medizin ist der edelste Beruf, aber das erbärmlichste Handwerk", so hat einst ein französischer Arzt gesagt. Dieser Ausspruch könnte als Motto über dem Buche des russischen Arztes stehen, das uns in deutscher Übersetzung (Verlag von R. Lutz, Stuttgart) vorliegt. Es ist betitelt: „Bekenntnisse eines Arztes". Der Verfasser nennt sich W. Weressajew. Tatsächlich heißt er Smidowitsch und ist 1867 als Sohn eines Arztes in Tula geboren. Wie das Vorwort mitteilt, war sein Vater ein Pole; als zweites von acht Kindern wuchs Weressajew auf, studierte in Dorpat bis 1894 Medizin, von 1894—1901 war er Arzt am Petersburger Arbeiterhospital. Seine Beteiligung an der Adresse an den Minister des Innern anläßlich der bekannten Studentenunruhen 1901 zog ihm die Enthebung von seinem Posten und die Verbannung nach Tula zu. Schon vorher im Jahre 1900 hatte er seine Bekenntnisse in einer russischen Zeitschrift veröffentlicht und großes Aufsehen damit erregt.

Also ein Arzt polnischer Abkunft in Rußland, einige Jahre in der Praxis, dem revolutionären Standpunkt offenbar zugeneigt, aus mittellosem Hause und von der pessimistischen Anklageliteratur seiner Zeit wesentlich beeinflußt (ein Motto aus Ibsens „Gespenstern" eröffnet das Buch) — das ist der Mann, dessen laute Klagen und Anklagen dies Buch enthält. Die Einseitigkeit seines Standpunktes wird schon hieraus klar; dennoch sind seine Ausführungen vielfach interessant und lehrreich, weil sie aus warmem Herzen heraus geschrieben sind und sehr verbreitete und populäre Stimmungen in ihnen ihren Wiederhall finden. Die Schattenseiten des ärztlichen Berufs und der medizinischen Wissenschaft werden hier in einer Reihe von Bildern mit schonungsloser Deutlichkeit, fast mit nervöser Selbstquälerei vorgeführt. Die reizbare Schwäche des Neurasthenikers ist überhaupt dem Verfasser nicht fremd, und schon deshalb wirkt auf ihn die Berufstätigkeit des Arztes so peinigend ein.

Weressajew beginnt sein Buch mit der Schilderung der ersten Eindrücke des medizinischen Studiums und der klinischen Vorlesungen, seines Entsetzens über die Anzahl von Krankheiten, der eingebildeten Leiden, die der junge Medi-

ziner am eigenen Leibe zu verspüren glaubt. Dann setzt seine Kritik, die hauptsächlich eine sozial-ethische ist, ein mit dem Ausdruck des tiefen Mitgefühls für die zu Unterrichtszwecken vorgeführten Patienten. Er verwirft die Untersuchungen an Schwerkranken, die dem Unterricht der Studierenden dienen, die obligatorische Sektion der in den Kliniken gestorbenen Patienten, die dem Volk als Entweihung erscheine, und schildert die Verzweiflung der Angehörigen darüber, endlich empfindet er die Qualen des weiblichen Schamgefühls bei der Entblößung vor dem Auditorium lebhaft mit. Trotz alledem sagt er selbst: „Die praktische Vorbereitung des Arztes ist unmöglich ohne die geschilderten Vorgänge. Im Mittelalter beschränkte sich der medizinische Unterricht bloß auf theoretische Vorträge, in denen die Werke der arabischen und alten Ärzte kommentiert wurden. Die praktische Vorbereitung der Studierenden gehörte nicht zur Aufgabe der Universität. Noch in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zeigte man in einigen abgelegenen Universitätsstädten nach den Worten Pirogovs den Aderlaß an Stücken von Seife und Amputationen an Rüben. Zum Glück für die Medizin und die Kranken sind diese Zeiten unwiderruflich dahin, und darüber zu klagen, wäre ein Verbrechen. Nirgendwo kann der Mangel an praktischer Vorbereitung so viel Schaden bringen wie im Ärztewesen". Dennoch würde damit „die elementarste Humanität mit Füßen getreten. Welch einen Ausgang es aus diesen Widersprüchen gibt, weiß ich absolut nicht."

Eine mißlungene Operation des Chirurgie-Professors wird ihm zum Anlaß skeptischer Betrachtungen. „Neben jener ‚Privatmedizin', die da heilt und auferweckt, tat sich vor meinen Augen in immer breiteren Dimensionen eine andere Medizin auf, die, ohnmächtig, hilflos, dem Irrtum unterworfen und verlogen, Krankheiten zu behandeln unternimmt, die sie nicht diagnostizieren kann, und Krankheiten diagnostiziert, die sie nicht heilen kann". Er schloß die Augen vor den Mitteln und Grenzen der Wissenschaft, sah nicht das, was sie leistete, und lachte über sie, weil sie nicht alles könne. Genau so verhält sich bekanntlich die Mehrzahl der nichtdenkenden Menschen zur Medizin. Aber eine glänzende Diagnose des Klinikers, ein Triumph der Wissenschaft gibt ihm neuen Glauben an die Macht der Wissenschaft, zwar nicht alles, aber viel zu leisten.

Recht trübe werden Stimmung und Erfahrungen nach beendetem Examen: mit lückenhaften Kenntnissen, ratlos bei den gewöhnlichsten Fällen, verzweifelt er nach den ersten Mißerfolgen seiner Praxis an sich und seinem Können und gibt alles auf, um nach Petersburg zu fahren und dort sich noch weiter auszubilden, und wenn er vor Hunger sterben müßte. Er lernt die Mängel des russischen Hospitalwesens gründlich kennen. Die chirurgischen Operationen scheinen ihm zu teuer erkauft; „unsere Erfolge gehen über Haufen von Leichen. Jedes neue Mittel erfordert, auch wenn es sich bewährt, zahlreiche Menschenopfer". Mit wahrem Bienenfleiß hat er aus der wissenschaftlichen Literatur Beispiele gesammelt, die für seine Thesen zu sprechen scheinen.

Mit vollem Rechte wendet sich Weressajew gegen ärztliche Versuche am lebenden Menschen, die Benutzung Kranker zu Versuchen, die schädigen können.

Aber hier sind es immer nur vereinzelte Ärzte und Forscher gewesen, die sich vergangen haben, und aus den Reihen ihrer Kollegen ist ihr Tun am schärfsten getadelt worden. Auch die Hoffnung auf einen Fortschritt der Heilkunst, die Erwartung, ein Wohltäter der Menschheit zu werden, darf den Arzt nicht zu Versuchen an den ihm zur Heilung anvertrauten Kranken verleiten, die sie zum mindesten körperlich schädigen können. Ohne Zustimmung der Kranken müssen sie für den Forschereifer des Professors ebenso unantastbar sein, wie etwa die Geisteskranken vor den Schlägen roher Wärter. Der Arzt, der sich gegen diesen Grundsatz vergeht, schädigt die tiefsten ethischen Wurzeln des ärztlichen Berufs, Gewissenhaftigkeit und Humanität zugleich mit dem notwendigen Vertrauen der Kranken und Armen und den sozialen Pflichten seines Standes. Es mag ihm selbst kein Opfer erscheinen, wenn er seinem Forschertriebe und seinem Berufe Leben und Gesundheit darbringt. Solcher freiwilligen Opfer der Wissenschaft kennt die Geschichte der Heilkunde gar viele; wie tapfere Soldaten sind zahlreiche Ärzte im Dienste der Menschheit gefallen. Wenn ferner Männer wie Pettenkofer und seine Schüler Cholerakulturen sich einverleiben, um die Wirkung zu erproben, so werden sie sich von niemand hereinreden lassen. Aber das Vertrauen des leidenden Mannes aus dem Volke wird tief erschüttert, wenn er nicht lediglich als Kranker, sondern wesentlich als Material für wissenschaftliche Experimente, als eine Art Versuchskaninchen betrachtet wird.

So wird durch vereinzelte Fälle ein Mißtrauen gegen den ärztlichen Stand gezüchtet, das in seiner Verallgemeinerung ungerechtfertigt ist. Hat dieser doch stets den Grundsatz werktätiger Menschenliebe, strengster Gewissenhaftigkeit und selbstloser Aufopferung zur Grundlage seines Wirkens gemacht. Schöner sind die sittlichen Berufspflichten des Arztes nirgends zusammengefaßt als in dem uralten Eide der Asklepiaden, der noch heute bei der Doktorpromotion beschworen wird. Der glänzende Aufschwung der medizinischen Wissenschaft hat die sittliche Grundlage der ärztlichen Tätigkeit nicht verändert; wer sich davon überzeugen will, der lese die prächtigen Lebenserinnerungen von Ärzten aus der letzten Zeit, wie die von Kußmaul, von Sonderegger, Billroths Briefe. In den Augen der Besten steht heute gerade der ärztliche Beruf so hoch, wie kaum ein anderer. Gladstone sagte: „Die Ärzte werden die Führer der Völker sein"; Heinrich v. Treitschke erklärt: „In unseren heutigen Lebensverhältnissen kommt vielleicht niemand dem Ideale harmonischer Menschlichkeit so nahe, wie ein klassisch gebildeter Arzt, der in seinem Berufe erfolgreich wirkt und zugleich den Bewegungen des literarischen und künstlerischen Lebens zu folgen vermag." Solche Schätzungen sind Imponderabilien, die durch die unantastbare Haltung der Ärzte bewahrt werden müssen. Um so bedauerlicher ist es, daß gerade einzelne Universitätsprofessoren ihren Forscherdrang nicht immer durch die humane Rücksicht auf die leidenden Mitmenschen gezügelt haben. Am wichtigsten für die Verhinderung solcher Ausschreitungen ist die Kritik und Kontrolle der Fachgenossen, die auch in ausgiebigem Maße geübt wird und durch den Druck der öffentlichen Meinung eine wesentliche Verstärkung erhält.

Können wir somit hierin den Ausführungen Weressajews beistimmen, so reizen sie im übrigen vielfach zum Widerspruch, wenigstens den deutschen Leser. So, wenn er klipp und klar erklärt: „Die Medizin ist die Wissenschaft, die es ermöglicht, die reichen und unabhängigen Menschen zu heilen." Für den Armen gibt es nach ihm keine Rettung. Wer unsere soziale Gesetzgebung mit ihrer Fürsorge für die Kranken, die Volks-Lungenheilstätten, unsere Krankenhäuser u. s. w. kennt, muß diesen Ausspruch als eine ungeheuerliche Übertreibung zurückweisen. Er verbreitet sich dann noch über eine ganze Reihe angeblicher oder wirklicher Mißstände, die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst, die Bedeutung der Vivisektion, die er anerkennt, die Verketzerung der Ärzte bei Mißerfolgen, den blinden Glauben und das blinde Mißtrauen der Laien, die physische Unvollkommenheit des Menschen, die Nachteile der Kultur für den Körper, den Begriff der Schamhaftigkeit, die erworbene Gefühllosigkeit der Ärzte, die Honorarfrage, die ärztlichen Pflichten und ihre materielle Notlage, die nervenzerstörenden Anstrengungen des Berufs und die Undankbarkeit der Gesellschaft. Die pessimistische Grundstimmung behält er bei, aber er erkennt wenigstens die Fortschritte der Wissenschaft als solche an. An Schiefheiten, Wiederholungen und Unklarheiten mangelt es nicht in der Darstellung.

Lesenswert und vielfach interessant ist das Buch trotz alledem. Es regt zum Nachdenken an, geht schonungslos einigen Mißständen zuleibe und deckt manche Widersprüche auf, die zwischen der echten Humanität und den heutigen Zuständen klaffen. Die Einseitigkeit und Übertreibung, die immer die dunkle Seite sieht, werden andererseits denkende Leser ohne weiteres selbst korrigieren oder an der Hand von Büchern glücklicher Ärzte, wie die oben erwähnten, bald herausfinden. Sie werden allerdings auch erkennen, daß der reizbare und weichlich empfindsame Autor nach seiner ganzen Anlage wenig zum Arzte paßte und deshalb aus seinen Mißerfolgen unzutreffende Verallgemeinerungen zieht, die nicht einmal für sein russisches Heimatland zutreffen. **Dr. med. Georg Korn.**

II.

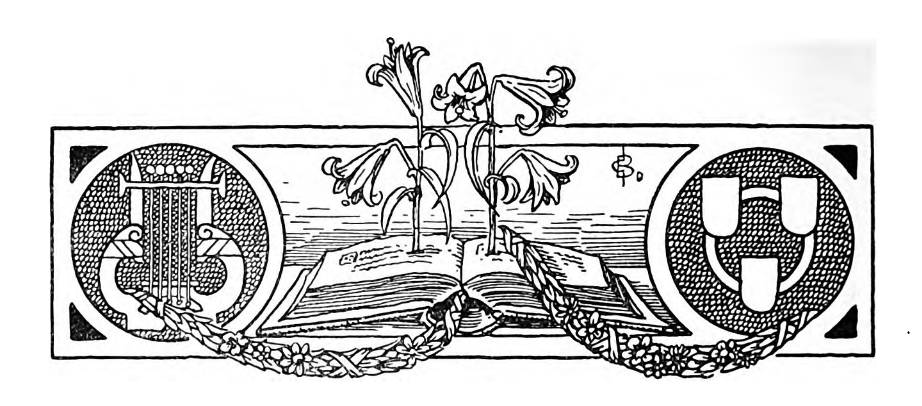
Wieder einmal ein Buch, das in der ganzen zivilisierten Welt Aufsehen macht. Und mit Recht, es ist eines der ernstesten, redlichsten und nützlichsten Werke, die je geschrieben wurden. Der Verfasser erzählt mit erschütterndem Freimut seine Erfahrungen als Arzt, seine Enttäuschungen, seine Mißerfolge, seine Verzweiflung an der Medizin — seine Hoffnung auf sie. Oft so trostlos sind seine Enthüllungen aus der ärztlichen Praxis, daß viele Ärzte empört sind darüber, daß ein Kollege solche Amtsgeheimnisse vor aller Welt aussagt. Mir hat — offen gestanden — der Glaube an die Medizin mehr oder weniger immer gefehlt, ich habe wohl gewußt, daß der Arzt nicht so helfen kann, wie das Volk sich es vorstellt, und je höher der Wert der Medizin gepriesen wurde, je selbstbewußter mancher Arzt auftrat, je größer wurde mein Zweifel, mein Unglaube, meine Abneigung. Seitdem ich nun aber dieses Buch las, von dem sie sagen, es wäre im Interesse des ärztlichen Standes besser ungeschrieben ge-

blieben, seitdem steht dieser Beruf in meinen Augen größer da. Ich sehe, wie titanenhaft sie arbeiten und kämpfen, um zu wissen und zu können, wie den Krankheiten die Menschenleben abzuringen sind. Welche Seelenqualen sie dabei durchmachen, bis in manchen Fällen nach vielen Irrtümern endlich das Richtige gefunden wird. Mitleid und Bewunderung für die Ärzte, diese Gefühle wechselten in mir während des Lesens dieses Werkes. Wahre Märtyrer gibt es unter den Ärzten, die den Beruf nicht als Gewerbe betrachten, die den Kranken helfen wollen. Weressajew, der junge russische Arzt gesteht ein, wie unendlich gering sein Können ist, trotz unermüdlicher Studien und Forschungen, wie wenigen er geholfen, wie viele er durch sein Irren geschädigt, getötet hat! Und doch möchte ich gerade diesen Weressajew zu meinem Arzte wählen, denn die gewaltig ernste Auffassung des Berufes, die äußerste Gewissenhaftigkeit, das ganze persönliche Einsetzen für den Kranken, die wahrhaft liebevolle Teilnahme für seinen Seelenzustand, das sind Eigenschaften, die mein Vertrauen wecken, die mir den Arzt zum Freunde machen. Wenn er auch nicht immer helfen kann, wenn er nur sein ganzes Wissen und Können und sein Herz aufbietet, um zu helfen — dann bin ich zufrieden. Wenn alle Ärzte so wären, wie der Verfasser dieses Buches, so gewissenhaft und so aufrichtig, dann würde der ärztliche Stand bei allen vernünftigen Leuten viel höher dastehen als jetzt, da man die Übelstände zu vertuschen pflegt, manchmal charlatanartig vorgeht, während alle Welt über die Ärzte ihre skeptischen Witze macht.

Besonders merkwürdig an Weressajew ist sein Standpunkt in der Vivisektionsfrage. Wenn man — meint er — die ärztliche Wissenschaft vervollkommnen will zum Heile der Menschen, so ist die Vivisektion absolut notwendig. Auf zahllose medizinische und chirurgische Errungenschaften weist er hin, die nur durch Vivisektion möglich geworden seien. Dann aber frägt Weressajew, ob der Mensch wohl auch das Recht habe, zur Verringerung seines Leidens Tiere zu quälen? Ob denn hier nicht schließlich die Moral zu entscheiden hat, wie so oft im Leben, wo ihr materielle Vorteile geopfert werden müssen. Er führt den Ausspruch eines englischen Bischofs an, der es hundertmal vorziehe, zu sterben, als sein Leben um den Preis der höllischen Qualen zu retten, denen die Tiere bei der Vivisektion ausgesetzt seien. Und wahrlich, sagt Weressajew, die Qualen der Tiere sind bei solchen Versuchen entsetzlich.

Der Verfasser der „Bekenntnisse eines Arztes" ist — das sieht man auf jeder Seite des Buches — ein ganzer, ein guter und treuer Mensch. Aber er ist auch ein großer Schriftsteller. Sein Buch, das uns einen tiefen und erschütternden Einblick in das Leben des Arztes gewährt und das nach meiner Meinung nur geeignet ist, Sympathie für diesen schweren Beruf zu erwecken, ist gewissenhaft und wahr und glänzend geschrieben. Es hat in kurzer Zeit ungeheure Verbreitung erlangt, die es verdient. Peter Rosegger.





# Die Bohnenkenne.

### Eine friesische Novelle.

Von

### Peter Cornelius.

Ich war erst ein Vierteljahr im Amt, als der pensionierte Rektor Jansen eines Vormittags in mein Studierzimmer trat und sein Aufgebot mit der Witwe Dora Gerdsen bestellte.

Da ich mit den Personalverhältnissen des Ortes im allgemeinen noch recht wenig und mit denen des Rektors gar nicht vertraut war, suchte ich meine Verwunderung über die Heirat der beiden Sechzigjährigen, so gut es ging, zu verbergen.

Es war meine erste Trauung. Und bei der Vorbereitung auf sie klopfte mir das Herz sehr vernehmlich unter der Weste. Ich sann lange über den Spruch Röm. 13, 13, den der Rektor sich als Trautext erbeten hatte, nach.

„Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“

Wenn ich während der feierlichen Handlung innerlich nur den vollen Ernst bewahren mochte!

Aber meine Sorge war gänzlich unnötig. Mir war gar nicht lächerlich zu Mut, als das Brautpaar, umgeben von den allernächsten Verwandten, in dem einfachen Wohnzimmer des schmucken Häuschens vor mir stand.

Der Bräutigam im weißen Haar so ernst und würdig! Und die fast noch blonde Braut hatte, abgesehen von den tiefen Sorgenfalten, entschieden noch etwas Anmutiges und Liebliches an sich.

Noch lange nach der Trauung mußte ich an die beiden denken. Sie hatten ohne Zweifel eine eigentümliche Vergangenheit hinter sich. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die zwei sich innerlich längst angehört hätten.

Ich wurde mit dem alten Rektor bald etwas befreundet. Er fand augenscheinlich Gefallen an mir, und ich mochte den Alten sehr gerne leiden. Er hatte Eigenart und Temperament. Die Fülle seines Gemüts suchte er unter einer etwas ironisch gefärbten Maske zu verbergen. Ich hörte ihn gern erzählen. Er war ein feiner Menschenkenner und verstand das, was er gesehen und erlebt hatte, so kurzweilig und anschaulich darzustellen, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören.

An einem Nachmittag im Spätsommer begegnete er mir, als ich eben zu einem Kranken ging.

„Haben Sie Lust und Zeit, Herr Pastor, so besuchen Sie mich doch heut abend ein Stündchen. Meine Frau macht eine kurze Besuchsreise zu ihren Kindern und da führe ich wieder mein Junggesellenleben."

„Gewiß, ich komme gern, Herr Rektor. Auf Wiedersehen also!"

Es war etwas nach acht, als ich in sein gemütliches Zimmer trat.

Wir saßen bald bei einer Zigarre und einem Glase Rotwein und plauderten über dies und das.

„Schieben Sie das Heiraten nicht zu lange auf, Herr Pastor! Nehmen Sie sich an mir ein abschreckendes Exempel!"

„Und weshalb haben Sie denn nicht früher geheiratet, Herr Rektor?"

Da wurde der Alte ernst, blies eine dicke Rauchwolke gegen die niedrige Zimmerdecke und sagte: „Das wäre eine lange Geschichte, wenn ich sie Ihnen erzählen wollte."

„O ich habe Zeit, Herr Rektor, und Sie würden mir wirklich eine Freude machen, wenn Sie mir einiges aus Ihrem Leben erzählen wollten. Glauben Sie nicht, daß es Neugierde ist, die mich zu dieser Bitte veranlaßt!"

„Nun denn, meinetwegen. Ich bin Ihnen so wie so noch etwas wie eine Erklärung über meine Heirat und den Trautext schuldig. Beides mag Ihnen seltsam genug vorgekommen sein."

Der Rektor schenkte die Gläser voll und bot mir eine neue Zigarre.

Eine Weile saß er sinnend da, „als dächt er vergangener Zeiten," dann hub er gegen seine Gewohnheit langsam und fast feierlich zu erzählen an:

Es war in meinem siebten Semester, als Vater — Sie müssen wissen, daß meine Alten eine kleine Geeststelle*) nahe an der Perebüller Heide besaßen — zusammen mit dem Kirchenbauern**) eine Bohnenfenne***) am ersten Deich geheuert hatte.

Als die Bohnenschoten schwarze Köpfe kriegten, lag der Alte an der Rose zu Bett, und ich, der in den großen Ferien zu Hause war, mußte mit meinem Bruder in die Bohnen.

---

*) Kleines Bauerngehöft auf der Geest, d. h. dem an die Marsch grenzenden, mageren Landstrich.

**) Der Bauer, dessen Gehöft bei der Kirche liegt.

***) Ein Stück Marschland, das mit Bohnen besät wird.

„Nimm ein Paar Hanschen*) mit“ — mahnte Mutter — „es sind dies Jahr so viele Disteln in der Fenne.“

Ich steckte ein Paar alte, wildlederne Handschuhe in die Tasche und stieg zu meinem Bruder auf den Wagen.

Der Sohn des Kirchenbauern hatte schon die Sense angesetzt. Seine Schwester nahm auf.

„Ungewohnte Arbeit,“ rief er mit etwas spöttischem Lächeln, als er mich die Handschuhe über die Finger streifen sah.

Ich kniff die Lippen zusammen und nahm Aufstellung hinter meinem Bruder.

Rauschend durchschnitt die haarscharfe Sense die dicken Bohnenstengel und die hohen Disteln, und ich griff tapfer in den dicken Schwaden, um ihn zu gleichmäßigen Bündeln zusammenzufassen. Aber unter den festen Griffen platzten die Handschuhe bald hier und krachten bald da. Und an dem sehr unangenehmen Jucken und Brennen merkte ich, daß die kleinen harten Spitzen der Disteln mir in die Fingerspitzen und inneren Handflächen drangen. Doch ich biß die Zähne zusammen und griff nur desto fester zu. Blamieren wollt ich mich nicht.

Die nassen Bohnenbünde waren schwer zu hantieren, und da ich den „Griff“ noch nicht „weghatte“, so blieb ich beträchtlich hinter meinem Bruder zurück. Ich hatte erst den halben Schwaden aufgenommen, als er bereits unten am Siel, dem breiten Wassergraben an der Innenseite des Deiches, die Sense „strich“.

Es war ein stiller, warmer Septembermorgen. Die Sonne kroch höher und höher über dem Binnendeich empor. Die dicken Schweißtropfen rannen mir über Stirn und Nase in die Bohnengarben hinab. Das Hemd klebte mir am Leibe fest. Es war ein sehr unbehagliches Gefühl. Und ich verfluchte innerlich die ganze Bohnenwirtschaft.

Mein Bruder hatte oben mit dem zweiten Schwaden angefangen und das Rauschen der Sense wurde immer vernehmlicher.

„Nimm die Sichel in die eine Hand,“ rief er mir zu.

„Ach was Sichel,“ murrte ich und hatte nicht übel Lust, ihm die ganze Geschichte vor die Füße zu werfen, als ich hinter mir einen raschen Tritt vernahm. Es war die Tochter des „Kirchenbauern“.

„Ich will Ihnen ein bißchen zu Hilfe kommen,“ sagte sie auf friesisch, „die Bohnen stehen hier dicker, und Ihr Bruder mäht flinker als meiner“.

Innerlich grollend und etwas beschämt antwortete ich keine Silbe darauf. Ich sah nur, daß sie mit einer Gewandtheit und Leichtigkeit die schweren Bohnenbünde hantierte, als wäre es ein Spielwerk. In einem Nu waren wir die Reihe hinunter.

Sie konnte viel schneller „aufnehmen“, als ihr Bruder mähte. Und so kam sie jedesmal, wenn sie den Schwaden hinter ihm aufgenommen hatte zu mir hinübergesprungen.

*) Handschuhe.

Ich mag ungeschickt genug in den Bohnen umhergefahren sein. Einmal warf sie, ganz nebenbei, die Bemerkung hin: „Mir wird's am leichtesten, wenn ich die Sichel oder auch die Harke in die eine Hand nehme und dann den Schwaden ein Stück aufrolle. Sehen Sie — so — so —. Noch besser ist es, mit Sichel und Harke abzuwechseln."

Ich machte nur „hm" und blieb eigensinnig bei meiner Weise. Erst als sie wieder bei ihrem Bruder aufnahm, versuchte ich, ihrer Anweisung Folge zu leisten. Und siehe! Es ging nach einigen Versuchen entschieden besser. Um Mittag ging es schon ziemlich gut. Und abends konnte ich, wenn ich alle meine Kräfte zusammennahm, meinem Bruder beinahe folgen.

Trotzdem hat Dora Hinrichsen mir geholfen, bis kein Bohnenstengel mehr auf der Wurzel stand. Und ich ließ es mir immer lieber gefallen.

Ich hatte nun Zeit, öfter nach ihr hinzuschielen. Und ich tat es ausgiebig. Es war eine Lust, sie arbeiten zu sehen. Was sie anfaßte, schien unter ihren Händen Leben zu bekommen. — Und daß meine Frau vor vierzig Jahren ein hübsches Mädchen gewesen ist, werden Sie mir wohl glauben. — Sie war schweigsam und zurückhaltend. Aber alles, was sie sagte, hatte Hand und Fuß. Auch für geistige Dinge zeigte sie große Teilnahme, und gelegentliche Bemerkungen zeugten von ursprünglichem und tiefem Nachdenken.

Einmal — es war am zweiten Tage nach der Vesperpause — fiel mir beim Ausziehen des Rockes — wir Mannsleute arbeiteten natürlich in Hemdsärmeln — die Studentenkarte aus der innern Brusttasche.

Sie hob sie schnell auf und sah mich mit einem halb fragenden Blick an.

„Lesen Sie nur!"

„Harro Jansen, stud. theol. et. phil." las sie.

„Studieren Sie noch was anderes als Theologie?" fragte sie mich.

„Ich höre auch philosophische Vorlesungen."

„Philosophie? Ich habe das Wort schon gelesen, aber ich weiß nicht, was es bedeutet. Wollen Sie es mir nicht erklären?"

„Ja" — lachte ich etwas ‚benaut' — „das ist nun nicht so leicht getan, Fräulein Dora. Unser Professor Tobias sagt: ‚Philosophie ist die Wissenschaft von den letzten Gründen des Seins'. — Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen. — Die Philosophie bemüht sich, eine Antwort zu finden auf die Fragen: ‚Was bedeutet der Mensch? woher ist er kommen? wo geht er hin? wer wohnt dort droben auf goldenen Sternen?'"

„So so" — sagte Dora Hinrichsen nachdenklich, indem sie ein Bündel Bohnen zur Seite legte — „aber darüber gibt uns doch die Bibel Auskunft!"

„Ja, aber einige möchten es noch genauer wissen, und viele zweifeln, ob diese Auskunft richtig sei."

„Es steigen ja mitunter allerlei seltsame Gedanken in einem auf," sagte Dora Hinrichsen nach einer Pause. „Und manchmal wird mir etwas wirr da-

bei im Kopf. Aber dann denke ich: man muß über so etwas nicht zu viel ‚nachgrübeln‘, sondern es einfach glauben.“

„Es gibt allerdings manche Fragen, Fräulein Dora, bei denen es uns dunkel vor den Augen wird, wenn wir sie zu Ende zu denken versuchen. Die Welträtsel sind im letzten Grunde auch für uns Christen unbegreiflich. Sie waren es ja sogar dem Apostel Paulus. Sie kennen doch die schöne Stelle: ‚Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk.‘ Größer als das Wissen ist der Glaube und die Hoffnung, größer aber als sie alle ist die Liebe.

„Glauben Sie das auch, Fräulein Dora?“

„Ja“, sagte sie leise, und ihre Wangen färbten sich röter.

Denselben Nachmittag haben wir fast kein Wort mehr mit einander gewechselt. Das Bohnenbinden ging mir desto flotter von der Hand. Von Dornen und Disteln merkte ich wenig. Ich wünschte nur, daß die Fenne noch dreimal so groß sei. Das war sie aber einmal nicht. Noch an demselben Nachmittag neigten sich die letzten daumdicken Bohnenhalme unter dem wuchtigen Sensenhieb meines Bruders.

Zum Abschied reichte ich Dora zum erstenmal die Hand und sah sie fest an. Und als sie die Augen zu mir aufschlug, da wußte ich auf einmal, daß wir uns lieb hatten wie Braut und Bräutigam.

* * *

Meinen Angehörigen war es nicht entgangen, daß das Mädchen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Als wir am andern Mittag bei dem Mehlbeutel*) saßen, sagte mein Bruder:

„Was ist die Dora Hinrichsen doch für 'ne smucke Dirn. Und so was Apartes und Feines hat sie an sich. Die müßt eigentlich einen Studierten heiraten, was, Harro? Mir kam es vor, als gucktet ihr euch gestern abend so verliebt in die Augen wie n' paar Maikatzen. Schade, daß sie kein Geld hat.“

„Aber auch rein gar nichts“ — knurrte Vater, der bereits wieder außer Bett war. „Man sagt sogar, daß der Kirchenbauer ‚auf der Wippe steht‘.**) Und das wär' gar nicht verwunderlich. Läßt Frau und Kinder arbeiten und tut selbst ‚keine Hand im Werk‘. Ein Erzfaulpelz ist er und ein leichter Patron dazu. Macht einen verrückten Handel nach dem andern und wird Frau und Kinder noch an den Bettelstab bringen. — Es tut mir nur leid, daß im Frühjahr bei der Bohnenlandverheuerung kein anderer Partner da war.“

„Ach Vater“ — wandte meine Mutter ein — „man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Er ist von Hause aus verzogen und hat nie ordentlich arbeiten gelernt. Ich glaube, daß seine Frau und Tochter einen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben. — Für die Dora aber habe ich viel übrig. Man kann lange suchen, ehe man ein solches Mädchen findet.“

*) Pudding.
**) Vor dem Zusammenbruch.



„So gut wie die hat mir noch keine gefallen," sagte ich mit ernster Betonung.

Da legte Vater seinen Löffel hin und ging knurrend zur Tür hinaus. Widerspruch konnte mein Alter nicht vertragen. —

— — Als Mutter mir am Nachmittag, wo wir ein Stündchen allein in der Stube waren, mit ängstlich-fragender Miene in die Augen sah, entschloß ich mich nach einigem Schwanken, ihr zu offenbaren, wie es um mich stand.

„Ja, Mutter, es ist so; ich mag die Dora Hinrichsen leiden, und sobald ich Brot habe, werde ich sie heiraten."

„Ich habe ja nichts gegen sie einzuwenden, mein Junge. Aber bedenke, daß ihre Eltern ihr nicht mal eine ordentliche Aussteuer geben können, wie es sich für eine Frau Pastorin schickt. Und wir können euch nicht ausrüsten, mein Sohn. Dein Studium hat viel Geld verschlungen; du weißt, daß du später noch Schulden abzutragen haben wirst. Und das ist bei dem kleinen Anfangsgehalt so gut wie unmöglich, wenn du eine ganz unvermögende Frau nimmst."

„Das ist alles richtig, Mutter", sagte ich fest, „aber dennoch, ich nehme sie oder keine. Uebers Jahr mache ich Amtsexamen, in einem weiteren Jahr bin ich voraussichtlich im Amt. Einen Hausstand muß ich als Pastor haben, und den führt mir eine Frau wie Dora billiger als eine Haushälterin."

Mutter seufzte leise.

„Seid ihr denn schon einig?" fragte sie nach einer Weile.

„Ja, Mutter, — daß heißt, mit Worten haben wir es einander zwar nicht gesagt; aber sie weiß, daß ich sie lieb habe — und — ihre Seele hat das Jawort zu mir gesprochen," fügte ich leise hinzu.

Mutter lächelte ungläubig und schüttelte langsam den Kopf.

„Dann versprich mir wenigstens, daß du nicht das bindende Wort sagen willst, bevor du das ‚Amtsexamen' gemacht hast. Ich fürchte sonst, du wirst Vater schwer erzürnen. Bis dahin will ich sehen, was sich machen läßt."

„Das versprech' ich dir, Mutter; hier hast du meine Hand darauf."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war reichlich acht Tage später, als unser Nachbar, der Neuigkeitskrämer des Dorfes, in der Dämmerstunde durch die niedrige Stubentür trat. Er stellte sich mit dem Rücken gegen den Beilegerofen, sprach ein Mehreres über Wetter und Viehpreise und begann dann zu Vater gewandt:

„Mensch, weißt du schon, daß Konrad Mommsen in der Nacht vom 4. auf den 5. zwei fette Quien*), die beim alten Deich gingen, gestohlen sind? Wie er sie vorgestern morgen aus der Fenne holen wollte, um sie zum Husumer Fettmarkt (Abkürzung für Fettviehmarkt) zu treiben, sind sie weggewesen. Er hat sich gleich gesagt: die Tiere müssen gestohlen sein. Von selbst hätten sie auf keinen Fall über den Graben oder durch das ‚Heck' kommen können."

*) Zwei- bis dreijährige weibliche Rinder, die noch nicht gekalbt haben.



„Hat man denn schon ‚Spur auf die Diebe?‘“ fragte Vater.

„Jeu,“ — sagte Nachbar Bahne und spie mir die gelbe Tabaksjauche fast auf die Stiefelspitze — „ja, Mensch. Der Verdacht hat sich gleich auf Schlachter Fuchs in Bredsum gelenkt. Seine Frau hat gestern eine Menge fettes Rindfleisch für 40 Pfg. das Pfund verkauft. Das Frauensmensch behauptet, es stamme von einem verunglückten Stück Vieh, das ihr Mann billig gekauft hätte. — Konrad Mommsen hat Wind davon bekommen und ist sofort zum Amtsvogt gegangen. Der hat gleich ‚in der warmen Spur‘ eine Haussuchung vornehmen lassen. Und da hat man denn zwei große Zuber voll Fleisch gefunden, einen im Keller und einen auf dem Boden unter allerlei Gerümpel. Heute morgen hat man auch die Häute im Garten ausgegraben. Schlachter Fuchs sitzt bereits im Stockhaus bei Wasser und Brot. Er hat schon vor dem Amtsvogt ein Geständnis abgelegt. Paß auf, den bringen sie ein paar Jahr nach Glückstadt.“

„Er kann die beiden Quien doch unmöglich allein aus der Fenne gebracht und geschlachtet haben,“ wandte Vater ein.

„Ja, Mensch“, sagte Nachbar Bahne, nachdem er sich ein frisches Endchen schwarzen Kautabaks zwischen Backe und Unterkiefer geschoben hatte, „das ist ja eben die Sach'. Der Amtsvogt sagt auch: ‚Schlachter Fuchs‘, sagte er, ‚es müssen zwei gewesen sein!‘ Aber Fuchs leugnet das. Nun hat der Wirt vom Deichkrug ausgesagt, daß Schlachter Fuchs am Abend vorher mit — nun mit einem andern bei ihm gewesen ist.“

„Mit wem denn?“

„Ja rat' mal.“

„Das ist nicht gut zu raten, Nachbar.“

„Mit dem Kirchenbauer — ftii —“

Nachbar Bahne spie in weitem Bogen die entgegengesetzte Wand an und ich zuckte bei diesen Worten jäh zusammen.

„Mit dem Kirchenbauer?“ riefen Vater und Mutter wie aus einem Munde. Ihre Augen nahmen unwillkürlich die Richtung nach der Ecke, in der mein Stuhl stand.

„Ja, mit dem Kirchenbauer, Frau Nachbarn. Die beiden sind Schulkameraden und haben in der letzten Zeit öfter mal mit einander rumgesoffen. Ich denke, der schlaue Fuchs hat den andern ‚duhn‘ (betrunken) gemacht und dann zu dem Streich überredet. Der Kirchenbauer ist ja ein leichtsinniger Bruder, aber so etwas trau' ich ihm in nüchternem Zustande denn doch nicht zu.“

Es stellte sich schon nach einigen Tagen heraus, daß Nachbar Bahne nur zu richtig kombiniert hatte. Der Amtsvogt stellte nämlich ein Verhör mit dem Kirchenbauern an und verwickelte ihn durch einige Kreuz- und Querfragen in solche Widersprüche, daß er nicht mehr aus noch ein wußte und schließlich halb weinend eingestand, Schlachter Fuchs hätte ihn „duhn“ gemacht und in diesem Zustand ihn zum „Ochsendiebstahl“*) überredet. —

*) Der Viehdiebstahl wird in unsrer Gegend schlechtweg „Ochsendiebstahl“ genannt

— — Es war am Tage vor meinem Aufbruch ins letzte Semester, als die Kunde zu uns drang, daß der Gendarm den „Kirchenbauern" ins Stockhaus transportiert habe.

Der graue Herbsthimmel lastete schwer auf unserm Heidehaus, und es war, als ob er zugleich auf die Gemüter drücke.

Stundenlang irrte ich durch die dicken Nebel, die mit bleiernen Schwingen über die einsame Heide zogen. Voll düsterer Trauer lag sie da, „das schwarzbraune Mädel", und die vielen trüben Wasserlachen, die sich überall in den Löchern ansammelten, erschienen mir wie Tränen, vergossen darüber, daß der rauhe Herbst ihr das duftige Purpurkleid, das erst der späte Sommer gewoben, so bald von den Gliedern gestreift hatte.

„Arme Dora", rief ich in den Herbstwind hinaus, „wie ist das Herzeleid so schnell über dich und deine Familie gekommen. Und was wird nun aus unsrer Liebe, aus unsrer jungen Liebe! Aber mag kommen, was kommen mag, ich bleib' dir treu, und Gott helfe dir durch die schwere Zeit hindurch."

Als ich durch die offene Scheunentür in den Hausflur trat,*) hörte ich in der Wohnstube lauten Wortwechsel. Mutter sprach mit weinender Stimme, worauf Vater zornig erwiderte: „Mag das Mädchen sein, wie sie will, ich sage dir ein für allemal: solange ich die Augen offen habe, kriegt der Junge sie nicht oder nur mit meinem Fluch. Und nun kein Wort mehr davon!"

Damit riß er die Stubentür auf und ging stracks an mir vorüber in die Scheune.

Mutter saß weinend am Tisch, als ich in die Stube trat. Als sie mich erschreckt ansah, nickte ich: „Ja, ich hab's gehört!"

Es waren höchst ungemütliche Stunden, die ich noch zu Hause verlebte, und ich atmete erleichtert auf, als ich am Abend ins Wandbett kriechen konnte. Am andern Morgen nahm ich einen sehr kühlen Abschied.

Mein erster Gedanke war: Setz' Dora Hinrichsen in einem Briefe die Sachlage auseinander, versichere sie deiner unverbrüchlichen Liebe und Treue und tröste sie mit der Hoffnung auf die Zukunft.

Aber ich kam davon zurück. Ich wußte, der Alte hatte einen sehr starren Kopf. Würde er, der mit fast pharisäischem Stolz über die Ehre und den guten Namen seines Hauses wachte, je zugeben, daß sein Sohn die Tochter eines Diebes, eines Sträflings — der Kirchenbauer wurde bald darauf unter Zubilligung mildernder Umstände zu drei Monaten Gefängnis verurteilt — heiratete? Und nun gar ich, der Stolz der Familie, den er unter schweren Opfern hatte studieren lassen? Ich wußte, er hatte ganz andere Heiratspläne mit mir im Kopf. Ich sollte die reiche Pauline Feddersen, die Tochter seiner Jugendgespielin, freien.

*) In dem langgestreckten, friesischen Bauernhause ist Wohnhaus, Scheune, Viehstall — alles unter einem Dach, so daß man von einem Raum in den andern gehen kann, ohne einen Fuß aus dem Hause zu setzen.

Und war es für mich, der vielleicht schon nach zwei Jahren ins geistliche Amt treten würde, nicht die bare Unmöglichkeit, ohne die Einwilligung, ja unter dem schärfsten Widerspruch meines Vaters zu heiraten? — Mein Gewissen sagte: „Ja", während die Leidenschaft der Liebe sich wild dagegen aufbäumte.

Aber so viel war klar: Ich mußte mich in den ersten Jahren in dieser Sache ganz passiv verhalten. Es würde ja Gras über das Geschehene wachsen und vielleicht würde die Zukunft einen gangbaren Weg zeigen.

Über zwei Jahre blieb ich grollend dem Vaterhause fern. Ich bestand das Examen und wurde als Lehrer an einer Bürgerschule angestellt. — In dieser Zeit entdeckte ich eine erzieherische Gabe in mir, und beschloß, mich ganz dem Lehrfach zuzuwenden.

Ich hatte das Glück, bereits in Jahresfrist, nach wohlbestandener Rektoratsprüfung, zum Leiter der städtischen Mittelschule in der kleinen Stadt M. gewählt zu werden.

Nun fuhr ich auf Mutters flehentliche Bitten ein paar Tage nach Hause. Sie war ja meine liebe Mutter wie immer, aber zu Vater konnte ich das alte Verhältnis nicht wieder gewinnen. Die Vergangenheit wurde mit keiner Silbe berührt, allein ich merkte an mehr als einem Anzeichen, daß der Alte seinen Kopf nicht geändert hatte.

Es war um Ostern des folgenden Jahres, als ich nach der Vormittagsschule einen Brief, der Mutters schreibungewohnte Züge trug, erbrach. Den Schluß weiß ich ungefähr auswendig:

„. . . Dora Hinrichsen", schrieb Mutter, „ist nun auch versprochen.*) Seit zwei Jahren ist sie ‚Mamsell'**) bei Gerdsens im Henriettenkoog. Sie hat den unordentlichen Hausstand wirklich in Schwung gebracht. Und nun hat sie sich mit dem ältesten Sohn verlobt. Ein sehr schmucker Mensch soll er sein, auch gutmütig, aber schwach von Charakter. Sein Vater ist am Lirum***) gestorben. Die Stelle ist verschuldet, und es ist ein ganzes Nest Kinder da. . . . Mein lieber Junge, Sonnabend kommst du doch endlich mal wieder zu uns, nicht wahr? Christian ist mit dem Wagen an der Bahn, dich abzuholen."

Die Wunde war ja ziemlich verharscht, aber nun brannte die Narbe doch schmerzlich, und die Eifersucht kam hinzu und trieb mich in jener Nacht weit hinaus in Wald und Heide.

Mein Bruder mußte am Sonnabend leer zurückfahren. Erst als die Pappeln vor dem kleinen Stationsgebäude uns die gelben Blätter auf die Mäntel schüttelten, stieg ich zu ihm auf den altmodischen Federwagen.

Eine Depesche hatte mich an Vaters Sterbebett gerufen. Seit vierzehn Tagen hatte er wieder die Kopfrose und vor zwei Tagen war der kalte Brand hinzugetreten.

---

*) verlobt. — **) Wirtschafterin. — ***) im Delirium.

„Wir müssen uns beeilen, wenn du Vater noch Adieu sagen willst,“ gab mein Bruder auf meine Frage nach dem Befinden des Alten zurück und hieb auf die Pferde ein.

Es wurde mir doch schwül ums Herz, als ich ins Wandbett guckte. — War er nicht schon tot? Nein, es war noch Atem in ihm! Mühsam hoben sich die verquollenen Augenlider ein wenig.

Vater mußte mich erkannt haben, denn er machte eine Bewegung, als ob er mir zunicken wolle, und stieß mit gebrochener Stimme die Worte heraus:

„Dat—sall—all—vergätn sin — ni wohr —, min Söhn?“

„Ja, Vadder, dat sallt wohrhafti.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rektor Jansen fuhr ein paarmal mit der Hand über den schlohweißen Kopf und hielt in seiner Erzählung inne. „Schenken Sie sich ein, Herr Pastor,“ mahnte er, indem er die lange Pfeife, die er aus der Ecke gelangt, in Brand setzte, „ich muß zwischendurch immer mal ein paar Züge tun.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den folgenden Herbst, fuhr er nach zwei Minuten fort, feierten wir zu Hause eine fröhliche Hochzeit. Mein Bruder heiratete eine brave, tüchtige Bauerntochter. Und ich bekam auch eine Frau ins Haus; denn Mutter hielt ihren Einzug in mein kleines gemütliches Rektorhaus, um mir fortan den Haushalt zu führen.

Ja, das war anders als meine bisherige Junggesellenwirtschaft. So still und gemütlich! Man hörte förmlich das Flügelrauschen des guten, friedlichen Engels, der in unserm Hause waltete.

Ein so regelmäßiges Leben hatte ich noch nie geführt. Ein Tag verstrich genau wie der andre, eine Woche wie die andre. Jahr um Jahr sank leise ins Meer der Zeit: wir merkten es kaum. Nur wurde ich immer behäbiger und nahm trotz der weiten Spaziergänge und der gymnastischen Übungen jährlich um einige Pfund zu.

Und das war kein Wunder; denn Mutter ließ sich die zartesten Schinken und die fettesten Gänsebrüste von meinem Bruder schicken. Und sie selbst aß wenig.

In Stadt und Schule war ich beliebt. Der Unterricht machte mir Spaß. Ich verstand das Interesse der Jungens wach zu halten. Und trotzdem ich den Stock nicht verschimmeln ließ, merkten sie, daß ich nicht ihr Feind war.

Ich söhnte mich immer mehr mit der Vergangenheit aus. Meine Lebensauffassung färbte sich entschieden optimistischer. War es nicht am Ende ganz gut, daß es so gekommen war? Hätte ich eine unvermögende Frau geheiratet und vielleicht ein halbes Dutzend Kinder bekommen, ja, dann hätte ich bei meinem mäßigen Gehalt wohl gar an den Hungerpfoten saugen müssen. Man hätte sich nicht mal einen ordentlichen Braten und eine gute Flasche Rotspon leisten können. Kurz, es wäre ein Jammer geworden. Also —!

Eheu fugaces! Ja, wie die Jahre fliehen! Ehe ich's recht gewahr wurde, war ich fünfzig geworden und Mutter siebzig. Aber sie erschien ja noch so jugendlich frisch und kernig! Warum sollte sie mir nicht bis zum achtzigsten oder fünfundachtzigsten Jahre in Rüstigkeit erhalten bleiben?

Allein Gevatter Tod überrumpelt uns oft wie ein Dieb in der Nacht. Schon fünf Jahre später trat er unversehens in mein Rektorhaus. Weihnachten hatte Mutter mir noch „Pförtchen" gebacken und Karpfen gekocht — und Neujahr hielten die beiden Fuchswallache meines Bruders wieder unter den verschneiten Pappeln vor dem Stationsgebäude in Bredsum, um die liebe kalte Mutter nach dem heimatlichen Dorfkirchhof zu fahren. Und als die hartgefrornen Soden mit Gepolter auf den Sarg niederfielen, da gab's wirklich 'nen kleinen Knax in mir und ich hätte beinah gerufen: „Das ist ganz schlimm, Mutter, daß du deinen großen alten Jungen in dem Rektorhause allein zurückläßt. Was soll er nun ohne dich anfangen?"

— — Das waren keine guten Jahre, die nun folgten. Bald dang ich eine Haushälterin, bald jagte ich sie wieder aus dem Hause. Dann mußte ich mir den Kaffee selber kochen. Und der Braten im Wirtshaus war halb ausgekocht und schmeckte wie Lappleder. Kurz es war alles nur halb, ob ich eine Frauensperson im Hause hatte oder nicht. Mutter fehlte mir an allen Ecken und Kanten.

Ein Vorteil war freilich dabei: ich wurde immer schlanker, aber mein Haar färbte sich in den Jahren weiß, und meine rosa angehauchte Lebensanschauung bekam einen häßlichen Stich ins Dunkle.

Die Ferien verlebte ich fast regelmäßig bei meinem Bruder. Da wurde ich gehegt und gepflegt. Und nicht allein deshalb, weil ich der Erbonkel war.

Ich machte dann oft weite Spaziergänge durch Marsch und Heide. Die Nähe der Bohnenfenne aber vermied ich absichtlich. — Ich hatte meine Gründe dazu. In dem kleinen Kruge am Mittelweg, nur drei Minuten von der verhängnisvollen Fenne entfernt, wohnte seit kurzem Dora Gerdsen mit ihrem Mann.

Ich hatte mich all die Jahre hindurch geflissentlich nicht nach ihrem Schicksal erkundigt, wußte aber doch, daß es ihr ziemlich kümmerlich erging. Sie hatte ein ganzes Rudel Kinder, und der Mann war, wie der Vater, ein Trunkenbold. Er hatte den Hof mit nicht geringen Schulden übernommen und ihn durch seinen faulen und trunksüchtigen Lebenswandel gänzlich heruntergebracht. Die Frau wehrte sich wie ein Held und hielt den Kopf immer über Wasser. Aber endlich kam der Hof doch unter den Hammer. Und Nahne Gerdsen hatte „Schweinsglück", daß er um die Zeit von einem alten Onkel den kleinen Deichkrug erbte, der mit einer Aufsichtsstelle*) verbunden war.

*) Der Inhaber einer solchen, gewöhnlich mit einer kleinen Schenkwirtschaft verbundenen Aufsichtsstelle ist von den Landeigentümern, die oft weit entfernt wohnen, mit der Beaufsichtigung des in den Fennen weidenden Viehs betraut. Die Tiere gehen von Anfang Mai bis Ende Oktober Tag und Nacht draußen und bedürfen wegen der breiten, morastigen



Seltsam, die Bohnenfenne übte seitdem eine größere Anziehungskraft auf mich aus denn je. Und eines Nachmittags in den Herbstferien war ich in ihre Nähe geraten, ich wußte nicht wie.

Da lag sie breit und behäbig im milden Glanz der Oktobersonne, und der Wind säuselte in dem hohen Schilf am Rande der blanken Gräben. Wenn ich ein Dichter gewesen wäre, hätte ich Nixen und Kobolde im Röhricht vermutet. Denn klang es nicht wie Geschwätz und Gemurmel in den breiten Blättern? War es nicht, wie wenn die tückischen Erdgeister flüsterten und kicherten? — „Du da, mit dem weißen Haar. Warst du nicht schon einmal in der Fenne. Damals warst du noch ein schlanker Studio mit krausen Haaren und tausend Zukunftsplänen im Kopf. Weißt du's noch? Philosophieren konntest du, aber das Bohnenbinden verstandest du nicht. Die Disteln, die stechen so verdammt. Hihihi. Aber sie, sie verstand's! Weißt du noch, wie es ihr von den Händen flog? O du Philosoph, weißt du's noch? Hähähä."

Ich ging langsam am Deichgraben entlang und fühlte seit vielen Jahren wieder etwas wie das Brennen einer alten Narbe.

Bohnen waren nicht mehr in der Fenne, sie „lag zu Gras".

„Hoi hoi", rief es plötzlich von unten her. Eine Frau stand am obern Graben des langen, schmalen Streifen Landes und winkte. Ich balanzierte langsam über das schmale Brett in die Fenne hinein.

„Was mag denn die haben? Vielleicht ist ein Stück Vieh in den Graben gekommen. Ja, ja, so ist es. — Aber — ist das nicht — Dora Hinrichsen? Ja, die Aufsichtsfrau."

Ich erkannte sofort die Situation: Ein Stück Jungvieh war in den morastigen Graben geraten und saß nun im Schlamm, ohne ein Glied zu rühren.

Ich nahm den Spaten in die Hand. — „Die Kante hier muß noch schräger abgegraben werden, damit das Tier festen Fuß fassen kann —"

Ich grub im Schweiße meines Angesichts.

„So, nun schnell die Leine um den Hals geschlungen. So ist's gut. Fassen Sie nur hier hinter mir an. —

„Und nun ziehen. Eins, zwei — drei — gleich nochmal, das Vieh macht jetzt selbst wieder Anstrengungen — eins, zwei und — dreiei — so — nicht locker lassen — jupp —"

Das Tier stand mit steifen Beinen am Grabenrande und schüttelte sich den zähen Schlamm vom Leibe. Und nun erst gewannen wir beide Zeit, uns ins Angesicht zu sehen.

„Sie erkennen mich wohl kaum wieder, Frau Gerdsen?"

An dem jähen Erröten merkte ich, daß es erst in diesem Augenblick geschah.

---

Gräben, in die sie beim Trinken leicht hineingeraten, der täglichen Beaufsichtigung durch den „Aufsichtsmann". Dieser erhält für seine Mühewaltung von jedem Landbesitzer eine kleine Summe Geldes, oder er darf ein Lamm oder Schaf, auch wohl ein Stück Jungvieh, in der Fenne „mitgrasen".



Schweigend gingen wir durch die paar Fennen zum Deichkrug hinüber. Hier wusch ich mir die Hände.

„Trinken Sie einen Grog oder Theepunsch?“

„Grog, wenn's einerlei ist.“

Ich ließ mich auf die hölzerne Bank in der Schenkstube nieder und nahm die „Nordfriesischen Nachrichten“ vors Gesicht. Über das Blatt hinweg betrachtete ich Frau Dora, die an dem „Schenktisch“ den Grog zurechtmachte. Auf den ersten Blick hatte sie noch fast etwas Jugendliches. Die Bewegungen waren anmutig, die Wangen noch immer rot und das Haar noch fast blond. Aber die Falten, die tiefeingegrabenen Falten auf der Stirn verrieten, daß Frau Sorge seit Jahren die intime Freundin Doras war. Und diesen Zug um den Mund haben nur die, die ein Lied von viel Bitternis und Herzleid zu singen wissen.

Ich rührte und rührte mit dem kleinen Löffel im Glase und suchte mit den Augen die tanzenden Buchstaben der „Nordfriesischen Nachrichten“ festzuhalten.

„Alter Knabe, sei keine Memme“, schalt ich mich innerlich „sie soll dir nichts anmerken, unter keinen Umständen.“

„Ist denn keins von den Kindern zu Hause, daß die nach dem Vieh sehen können?“ fragte ich schließlich.

„Nein, sie sind alle in Dienst.“

„Alle? Sie haben ja doch ein ganzes Nest voll.“

Sie senkte den Blick zu Boden.

„Und wo ist der Mann?“

„Er liegt zu Bett,“ sagte sie kaum hörbar.

„Hat wohl schon wieder zu viel Teepunsch getrunken.“

Zwei schwere Tropfen rannen langsam über die Backen und fielen auf die sandbestreute Diele. Sie wischte rasch mit dem Fuß über die Stelle.

Die Worte thaten mir schon leid, und es quoll ein heißes Erbarmen mit dem Weibe, das ich in meiner Jugend geliebt hatte, in mir empor.

„Dora“, sagte ich, „vor dreißig Jahren haben wir in derselben Fenne Bohnen aufgenommen. Wissen Sie noch?“

Sie nickte und vergrub das Gesicht in die Hände. Im Nebenzimmer vernahm ich krächzendes Husten und schlürfende Tritte.

„Und wenn Sie mal in Not sein sollten, Dora“, und damit ergriff ich Hut und Stock, „so wissen Sie, an wen Sie sich zu wenden haben. Adieu, Adieu —“

Aber Dora hat sich nicht an mich gewandt. Brotsorgen im eigentlichen Sinn hat sie wohl auch kaum gehabt, denn eine Aufsichtsstelle ist immerhin ein recht nahrhafter Posten. Vielmehr mußte ich zu ihr kommen. Und das kam so.

Als ich „ein Stück in den Sechzigern“ war, mag es mit dem Unterricht und der Leitung der Schule nicht mehr ganz so fix gegangen sein, wie ehedem.

Wenigstens machte ein Mitglied des Kuratoriums, ein großschnauziger Kerl, von Zeit zu Zeit dahingehende Andeutungen. Kurz entschlossen nahm ich meinen Abschied.

Warum auch nicht? Konnte ich doch mit der Pension und den Erträgnissen des kleinen ersparten Vermögens bequem auskommen.

Es trieb mich auch immer mehr in die Heimat zurück. Hier hatte ich die gleichaltrigen Bekannten aus der Jugend, hier meinen Bruder ganz in der Nähe.

So zog ich denn vorigen Herbst nach Bredsum und kaufte mir dies schmucke Häuschen.

Vierzehn Tage nach der Übersiedlung machte ich mit meinem Jugendfreunde Christian Schlachter, der hier ja gleichfalls „sein Geld lebt", meinen Nachmittagsspaziergang um den Flecken. Auf dem Süderweg kam uns eine schwarz gekleidete Frau entgegen. Es war Frau Dora.

Wir grüßten und sie nickte.

„Wohnt Frau Gerdsen hier in Bredsum, Krischan?"

„Ja, Harro, seit Ostern. Ihr Mann, der Saufmichel, war ja alle Tage, die Gott werden ließ, ‚dick und duhn' und ist vorigen Herbst im Lirum gestorben. Sie hat ‚den ganzen Kram' verkauft und ist hierher gezogen. Ich glaube, sie gibt den Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule und näht und schneidert nebenher. Sie ‚nährt sich wohl ganz gut'."

„Hm."

Denselben Abend gingen mir so viele Gedanken durch den Kopf, daß ich die Eier aus dem Teekessel, in dem ich sie zu kochen pflegte, zu nehmen vergaß.

Es war ein Klöterkram,*) diese Junggesellenwirtschaft. Die Haushälterin hatte aus Furcht vor dem Marschfieber nicht mit übersiedeln wollen. Und die Aufwartefrau kam wirklich zu unregelmäßig.

In der schlaflosen Nacht und auf dem einsamen Spaziergang am andern Vormittag arbeitete sich ein Entschluß ans Tageslicht.

„Je eher, desto besser," ermunterte ich mich und machte mich bereits am Nachmittag auf den Weg zur Witwe Gerdsen, deren Wohnung ich leicht ausgekundschaftet hatte.

Da stand Frau Dora am großen Schneidertisch. Ein junges Mädchen saß ihr mit einer Näharbeit gegenüber.

„Gehen Sie, bitte, zu Kaufmann Johnsen und holen Sie Band und Knöpfe für das Kleid," wandte sie sich fast sofort nach meinem Eintritt an ihre Gehilfin. Und ich dankte ihr im stillen für ihre Feinfühligkeit.

Ich konnte die Verlegenheit, die über mich gekommen war, nicht gleich abschütteln und saß ziemlich schweigsam auf dem Stuhl am Ofen.

„Wie geht es Ihnen denn," Frau Gerdsen.

„Danke, Herr Rektor, es geht soweit ganz gut. Ich habe mein Auskommen und nicht so schwere Sorgen wie früher."

*) Kinderspielzeug, primitives, unvollkommenes Ding.



„Und die Kinder?"

„Die verdienen alle ihr Brot. Die beiden Töchter sind Wirtschafterinnen. Und von meinen zwei Söhnen ist der eine Gärtner, der andre hat Ostern das Schullehrerexamen bestanden und ist bereits im Amt."

„Haben Sie nur vier Kinder? Ich meinte, Sie hätten mehr."

„Nein, drei sind schon in der Jugend an der Halskrankheit gestorben."

Es war ganz still im Zimmer geworden. Ich hatte nicht den Mut, mein Gewerbe vorzubringen, und betrachtete unausgesetzt die Lichtkringel, die die zur Rüste gehende Septembersonne auf dem blankgeputzten Regulierofen tanzen ließ.

„... Und wie geht es Ihnen, Herr Rektor?"

„Hm, mir geht es ja ganz gut. Wenn man nur nicht die Schinderei von wegen der Haushälterinnen hätte. Die jungen kommen nicht mit mir aus, und mit den alten kann ich mich nicht vertragen.

„Seit Mutter unter der Erde liegt, hat man nicht recht eine Seele, die zu einem gehört und mit der man sich mal aussprechen kann."

Frau Dora war ganz still und bearbeitete mit dem Preßeisen eifrig die Nähte des Kleides.

Da raffte ich all meinen Mut zusammen —

„Und nun bin ich eigentlich gekommen — — Dora, wollen Sie nicht zu mir ins Haus ziehen. Wir sind inzwischen beide grau geworden. Warum sollten wir uns nicht die letzten zehn Jahre unsers Lebens gegenseitig zu erleichtern suchen? — Und — wir gehören ja doch zusammen," schloß ich leise.

„Sie können's ja mit mir versuchen," sagte sie, und wir standen uns einen Augenblick Hand in Hand und Aug' in Auge gegenüber.

Gerade wie damals in der Bohnenfenne; nur waren ihre Hände ein wenig welk und die Augen etwas trübe geworden. Es waren ja auch fast vierzig Jahre darüber ins Land gezogen. —

Das übrige ist bald erzählt. Dora zog zu mir, und in kurzem war es wieder so gemütlich wie damals, als meine selige Mutter noch lebte.

Als ich im Maimonat meinen fünfundsechzigsten Geburtstag feierte, sagte ich zu meiner Haushälterin: „Dora, ist es Ihnen recht, wenn wir uns trauen lassen? Wir sind freilich ein wenig alt für solche Scherze. Es ist nur wegen der Pflege, wenn eins von uns krank wird — und um des Geredes willen. Sie sind so auch sicherer gestellt, wenn ich einmal nicht mehr da bin. Denn es ist meine Bitte, daß Gott der Herr mich vor Ihnen zur großen Armee abberuft."

„Um das Gerede der Leute kümmere ich mich nicht, Herr Rektor, aber ich will ganz, was Sie wollen."

„Nun, dann geh' ich gleich zum Pastor und bestelle das Aufgebot."

Als ich den schwarzen Rock angezogen hatte, trat Dora mit der offenen Bibel auf mich zu und deutete mit dem Finger auf einen Spruch. Es war 1 Kor. 13, Vers 13.

„Denkst du noch daran, Harro?" fragte sie leise.

„Du meinst, das wär' ein Trautext, Dora? Nun meinetwegen. Ich will mit dem Pastor reden. Mir sind im Lauf der Jahre einige Bedenken gekommen, ob wir den Spruch damals richtig ausgelegt haben. Vielleicht versteht's Pastor Petersen besser. Er hat ja den ‚zweiten Charakter mit rühmlicher Auszeichnung'."

„Und Sie haben es wirklich gut gemacht, Herr Pastor, meine Frau meint sogar, sehr schön," schloß Rektor Jansen seine Erzählung, griff wieder nach seiner Pfeife und dampfte mächtige Wolken.

„So, nun wissen Sie, Herr Pastor, warum ich als Graukopf noch den Hochzeitsrock angezogen habe. Machen Sie es anders." —

Ich zog die Uhr und stand auf.

„Es ist längst Bürgerbettzeit, Herr Rektor," sagte ich und verabschiedete mich mit einem beredten Händedruck.

„Schönen Gruß an Ihre liebe Frau und geruhsame Nacht."

„Gleichfalls, Herr Pastor, und stoßen Sie sich nicht an dem großen Kleiderschrank. Warten Sie, ich will leuchten. Der Hausflur ist so enge."



# Evangelium der Tat.

Von

**Karl Seidel.**

Gab das Schicksal deiner Kraft
Wenig Raum zum freien Handeln,
Zog es einen engen Kreis
Um dein Wirken und dein Wandeln:
Wirf hinweg Verbitterung,
Denn sie tötet gutes Streben,
Wirke auch im kleinsten Kreis,
Denn im Wirken nur blüht Leben.

Hat das Schicksal dich verbannt
In ein dunkles Tal der Erde,
Warf es dich auf ödes Land,
Wo die Flamme fehlt dem Herde:
Hadre nicht und klage nicht,
Aber schaffe, wirke, handle,
Daß im Tal es werde Licht,
Und der Stein zu Brot sich wandle.

Wo es dich auch hingestellt:
Auf die Berge, in die Grüfte,
Dort erschaffe deine Welt,
Dort bezwinge Fels und Lüfte.
Führe mit dem Schicksal Krieg,
Und es wird nach Kampfestosen
Lachen dir der schönste Sieg
Und ein Feld voll Frucht und Rosen. —






# Ottokar Lorenz contra Bismarck.

Nicht bloß im Gebiete der schönen Literatur und der bildenden Kunst, auch in dem der Wissenschaft übt in unseren Tagen, was man gemeinhin Sensation zu nennen pflegt, einen außerordentlich starken Einfluß. Nur allzu oft ist es den Schaffenden mehr als um die Sache um den Effekt zu tun: ihn zu steigern, liebt man es, überraschende Gesichtspunkte einzunehmen und von da aus durch ihre Neuheit packende Bilder zu geben. Selbst die Geschichtschreibung sehen wir dieser krankhaften Neigung unserer überreizten Zeit neuerdings nicht selten ihren Tribut zahlen. Und doch sollte gerade sie sich von Verirrungen fernhalten, die sie mit sich selbst in Widerspruch bringen, zur Erfüllung ihres hohen Berufs unfähig machen und die Achtung vor ihr zu mindern drohen. Daß sich die jüngere Generation ihrer Vertreter dem Bann der Geistesrichtung, unter deren Einfluß sie reifte, auch in der Folge nicht entziehen kann, ist begreiflich. Befremden aber muß es, wenn ein hervorragender Träger der besten Traditionen der von Ranke begründeten historischen Schule, mag er auch seit lange seine eigenen und eigenartigen Wege verfolgt haben, sich in gleicher Weise modernisiert und dem Zuge nach Sensation verfällt.

Das aber tut, wie wir nicht ohne Bedauern konstatieren müssen, Ottokar Lorenz in seinem neuesten Werke „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—71 nach den Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner“ (Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1902). Selbstverständlich wird das ihm selbst gewissermaßen unbewußt geschehen sein, insofern als er durch besondere Verhältnisse bei seinen Forschungen fast durchweg auf Materialien angewiesen war, welche seinen besonderen Wert eigentlich erst erhielten, wenn sie von einem der sensationsfreundlichen Richtung unserer Tage entsprechenden Standpunkt betrachtet wurden, ja dann wohl gar als geeignet erscheinen konnten, die bisher verkannte historische Wahrheit endlich in ihr Recht einzusetzen. Bisher galt in bezug auf das Verdienst, das von den beiden für das dankbare deutsche Volk untrennbar zusammengehörigen Schöpfern seiner Einheit, Kaiser Wilhelm und Bismarck, einem jeden um die Errichtung des Reiches zuzumessen ist, die Auffassung für historisch zutreffend, die ebenso pietätvoll und feinfühlig, wie

psychologisch und politisch richtig namentlich Erich Marcks vertreten hat. Ottokar Lorenz dagegen unternimmt es, nachzuweisen, daß sowohl die bahnbrechende Erkenntnis, als auch der entscheidende schöpferische Wille zunächst dem greisen Hohenzollern zuzuschreiben sei: Bismarck soll nur seines Herrn Gedanken mit dem ihm vertrauten staatsmännischen Handwerksgerät zu verwirklichen berufen und in der Lage gewesen sein. Zwar wird kaum jemand behaupten können, die Darstellung, welche zuerst Heinrich von Sybel auf Grund der Akten des preußischen Staatsministeriums von diesen Dingen gegeben hat, trete dem unsterblichen Verdienste Kaiser Wilhelms zu nahe, vielmehr eher die Meinung das richtige treffen, sie sei der unvergleichlichen Eigenart desselben und seiner in ihr wurzelnden sittlichen Größe besonders gerecht geworden. Im Gegensatz dazu geht Ottokar Lorenz ausgesprochenermaßen darauf aus, den Satz als richtig zu erweisen, in dem des gegenwärtig regierenden Kaisers Majestät seine Auffassung von dem Verhältnis seines Großvaters zu seinem ersten Rate epigrammatisch scharf dahin formuliert hat, Bismarck sei Kaiser Wilhelms „Handlanger" gewesen. Nun wird man wohl zugeben können, daß Ottokar Lorenz manches bisher ungenügend bekannte Moment von nebensächlicher Bedeutung in ein helleres Licht gerückt und einzelne untergeordnete, aber immerhin charakteristische Züge nachgetragen hat: den Beweis aber, um den es ihm zu tun war und den zu erbringen er ein umfängliches Material von recht ungleichem und zum Teil sehr anfechtbarem Wert aufgeboten hat, hat er nicht geführt, trotz der von ihm angewandten Dialektik. So anspruchsvoll die von ihm benutzten neuen Quellen auftreten, so willkürlich er die seinen Vorgängern zur Verfügung stehenden authentischen an ihnen mißt und für unzulänglich befindet, und so energisch die von ihm vorgetragene neue Auffassung durch Einsetzung seiner stark ausgeprägten temperamentvollen Persönlichkeit zu stützen sucht: das bisher gewonnene Bild von der Entstehung des Reiches und dem Anteil Kaiser Wilhelms und seines großen Kanzlers daran ist durch all das nicht als unrichtig erwiesen worden.

Zunächst sollte der Vertreter einer neuen historischen Auffassung diese nicht dadurch zu empfehlen suchen, daß er die der bisher geltenden moralisch zu diskreditieren oder doch wenigstens an dem Ernst ihres Strebens nach historischer Wahrheit Zweifel zu erwecken sucht. Auch Ottokar Lorenz empfiehlt seine Sache nicht, wenn er die Geschichtschreibung, welche sich früher mit dem von ihm in einem so ganz neuen Licht gesehenen Vorgängen beschäftigt hat, als „eitel" (S. 262), „kleinlich" (S. 271), „leise tretend" (S. 276) oder „lahm" (S. 273) u. a. m. bezeichnet, ihr die seinige als „ernst" (S. 270) entgegensetzt, sich lustig macht über die „kindliche Genugtuung", die es den Geschichtschreibern gewährt habe, das 1866 Erreichte „so optimistisch als nur möglich zu erzählen" (S. 163), und den „geschichtlichen Treppenwitz" (S. 95) verspottet, der dabei und bei andern Gelegenheiten offenbart sein soll. Ganz besonders übel ist er auf „Herrn von Sybel" zu sprechen. Schon diese Art der Anführung eines wissenschaftlich hochverdienten Mannes, die bei der Erörterung wissenschaftlicher Kontroversen in gelehrten Kreisen doch ungewöhnlich ist, läßt fast eine persönliche Gereiztheit erkennen. Ihr entspricht der Vorwurf der Oberflächlichkeit in der Forschung, der Flüchtigkeit in der Benützung des Materials und tendenziöser Voreingenommenheit. Dennoch wird Ottokar Lorenz nicht bestreiten können, daß ohne von Sybels epochemachendes Werk, das Bismarck ermöglicht hat, sein eigenes nie hätte geschrieben werden

können. Auch hat er kein Bedenken getragen, in dessen Titel unmittelbar auf den jenes Bezug zu nehmen, obgleich derselbe weder sprachlich glücklich noch sachlich recht zutreffend ist.

Der Zugang namentlich zu den Berliner Akten, die allein über die streitigen Fragen sichern Aufschluß verheißen, aber bekanntlich nach der Entlassung des Fürsten Bismarck auch Heinrich von Sybel gesperrt wurden, ist Ottokar Lorenz nicht gewährt worden, unter dem Vorwand, sie seien lückenhaft und es stehe daher zu befürchten, daß sie Mißverständnisse herbeiführen könnten. Dafür meint unser Geschichtschreiber nun Ersatz geschaffen zu haben, durch die ihm zur Verfügung stehenden anderweitigen Hilfsmittel. Er bezeichnet sie zwar selbst als „bescheiden", verwendet sie aber keineswegs als solche, wenn er es unternimmt, daraufhin ein wesentlich neues, nach seiner Auffassung der historischen Wahrheit entsprechendes und innerlich abgerundetes Bild von dem wichtigsten Teil der letzten Vergangenheit zu entwerfen. Gelingen freilich konnte ihm das nicht. Denn einmal haben eben diese Papiere, entsprechend ihrer Herkunft und Entstehung, auf seine Auffassung der zu behandelnden Dinge einen verhängnisvollen Einfluß geübt. Vielleicht kann man aber auch sagen, bei der ihm eigenen Auffassung der deutschen Geschichte von 1866—71 seien ihm diese von einem verwandten Standpunkt ausgehenden Berichte von vornherein besonders sympathisch gewesen.

Nicht bloß nach den Quellen, die er vornehmlich benutzt, sondern auch rücksichtlich der Art, wie er die Ereignisse der Jahre 1866—71 betrachtet und Bismarcks Anteil daran beurteilt, erscheint Ottokar Lorenz hier mehr noch als in früheren Arbeiten als der Historiker der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Zu ihren Fürsten und Staatsmännern ist er, wohl zunächst infolge seiner Stellung an der Universität Jena, vielfach in nähere Beziehung getreten. An der Spitze seiner Gewährsmänner steht wiederum Herzog Ernst II. von Gotha, eine „rede- und schriftbereite Persönlichkeit", wie von Stosch treffend bemerkt, für deren politische Wertschätzung aber doch nicht übersehen werden sollte, daß sie nach demselben Gewährsmann „in dem einfachen und unmittelbaren Befehlen vollständig Fiasko machte"; dann der Herzog von Meiningen und die Großherzöge von Weimar, von Oldenburg und ganz besonders von Baden nebst ihren amtlichen Beratern und privaten Vertrauensmännern. Durch diese reichen Ottokar Lorenz' Verbindungen hinüber an den Darmstädter Hof und endlich in den Kreis des damaligen Kronprinzen von Preußen und seiner hochstrebenden, aber Bismarck bekanntlich niemals freundlich gesinnten Gemahlin. Mehr als anderwärts wurde in diesen Kreisen auf Kosten des leitenden preußischen Staatsmannes, dessen Überlegenheit man doch nur mit einem gewissen Unbehagen trug, politisiert, kritisiert und nicht selten frondiert. Man brachte seine eigenen, von jenes realpolitischen Plänen abweichenden Ideen um so eifriger zu Papier, je weniger man hoffen durfte, sie verwirklicht zu sehen oder auch nur bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben. Wohlmeinend patriotisch, aber keineswegs ganz selbstlos empfanden es diese Herren auch in der Folge noch schmerzlich, daß sie gegenüber der allein verantwortlichen und daher auch allein wirklich entscheidenden Stelle ihren besonderen Standpunkt nicht hatten zur Geltung bringen können, obgleich sie doch nicht in der Lage gewesen waren, das in Betracht kommende Gebiet gleichmäßig in allen Teilen zu überblicken und alle die dabei konkurrierenden verschiedenartigen Kräfte richtig einzuschätzen. Welt-

geschichtliche Aktionen wie die Errichtung des Deutschen Reiches können nicht richtig erfaßt werden von einem so beschränkten Standpunkte aus, wie ihn diese Kritiker im Verlauf der Ereignisse selbst doch zunächst allein einnehmen und in ihren gleichzeitigen schriftlichen und mündlichen Äußerungen vertreten konnten. Auch wird man es begreifen, wenn sie von der 1866 in Deutschland geschaffenen Ordnung zunächst keineswegs allzu erbaut waren. Denn selbst für die zu Preußen stehenden Kleinstaaten war der Norddeutsche Bund, so kunstreich man seine Verfassung gestalten mochte, doch immer nur eine neue und keineswegs sehr bequeme Art der Abhängigkeit von Preußen. Gerade diese Fürsten empfanden es als eine Art von Mediatisierung, daß ihnen nachher auch an der Leitung des neuen Bundesstaates ein tätiger Anteil nicht eingeräumt wurde. Wünschten doch manche von ihnen geradezu dem Reichstage ein Fürstenhaus beigeordnet zu sehen. Die national denkenden Süddeutschen aber, obenan der Großherzog von Baden, sahen sich mit Sorge fürs erste auf sich selbst angewiesen und noch keinen sichern Weg zum Anschluß an den Norden geöffnet. Daraus erklären sich die abfälligen Urteile über Bismarcks Werk, auf die wir in den von Ottokar Lorenz benutzten Papieren von 1866 stoßen: Den einen war zu viel, den anderen lange nicht genug getan, und manchen wäre ein Zurückgreifen auf die Reichsverfassung von 1849 genehmer gewesen. Solche Äußerungen entschuldbaren Unmutes und begreiflicher Sorge haben nun aber dem Geschichtschreiber den Anhalt und den Ausgangspunkt gegeben für eine Kritik der Bismarckschen deutschen Politik, die ebenso neu wie unzutreffend ist. Er versteigt sich sogar dazu, im Anschluß an jene mittel- und kleinstaatlichen Herzensergießungen zu zeigen, wie der Leiter der preußischen Politik hätte handeln sollen, um schneller und vollständiger zum Ziele zu kommen.

Daß ein Mann von dem historischen Blick und dem historischen Urteil Ottokar Lorenz' nicht versucht, Bismarcks staatsmännische Größe und nationales Verdienst ernstlich anzuzweifeln, versteht sich von selbst. Aber je rückhaltloser er diese anerkennt, um so befremdlicher wirkt der kleinliche und sachlich meist wenig begründete Tadel, den er gegen ihn ausspricht und aus an ihm entdeckten, freilich ihm selbst nicht erklärlichen Schwächen herleitet. Auch wir gehören nicht zu denen, welche, wie das zum Nachteil einer guten Sache leider vielfach geschieht, alles und jedes, was der große deutsche Staatsmann getan oder gewollt hat, bedingungslos billigen und lobpreisen, meinen vielmehr, daß gerade darin von seinen Verehrern manches versehen worden ist und noch versehen wird. Was ihm aber hier als Mißgriff oder als Unterlassungssünde vorgehalten ist, wird ihm von der überwältigenden Mehrheit der Deutschen vielmehr als besonderer Ruhmestitel angerechnet. Es beruht doch auf einer Verkennung der tatsächlich gegebenen Verhältnisse, wenn behauptet wird, schon 1866 sei, sogar ohne Krieg mit Frankreich, die Einigung ganz Deutschlands erreichbar gewesen; wenn weiterhin Bismarck aus der großherzigen Schonung des niedergeworfenen Österreichs ein Vorwurf gemacht wird, weil dadurch vor allem der rasche Fortgang des nationalen Einigungswerkes gehindert worden sei; wenn dann der Beweis dafür versucht wird, die Mainlinie sei eine Erfindung der Wiener Todfeinde Preußens, die Bismarck sich in unverzeihlicher Schwäche durch Frankreich habe aufnötigen lassen, und wenn im Fortgang der auf solche Erwägungen gegründeten politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung gar die Annahme vertreten wird, das Deutsche Reich habe auch ohne Bayern errichtet werden können.

Unverkennbar ist hier die historisch-politische Betrachtungsweise Ottokar Lorenz', abgesehen von dem ausgeprägt kleinstaatlichen Charakter seiner Quellen, namentlich durch zwei Momente irregeleitet worden. Er gibt sich dabei nämlich einmal als einen leidenschaftlichen Gegner des bis zum Jahre 1866 und zunächst danach in Österreich herrschenden politischen Systems, dessen Trägern er nach dem preußischen Siege eine ganz andere Behandlung gewünscht hätte, als sie durch Bismarck erfuhren. Ob hierbei persönliche Erlebnisse Einfluß geübt haben, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls ist es bedenklich, wenn Ottokar Lorenz für seine Schilderung der österreichischen Zustände (Seite 163 ff.) sich selbst als Hauptquelle benutzt, d. h. die Berichte, die er 1868 für die „Preußischen Jahrbücher" über die österreichischen Zustände geschrieben hat. Auf so guten Informationen sie beruhen und so fesselnd sie geschrieben sein mögen, sie sind doch von einer ausgesprochenen politischen Tendenz beherrscht und sollten Waffen sein im Kampf der politischen Parteien. So sind sie lehrreiche Stimmungsbilder, aber nicht historische Quellen für Tatsächliches. Dann scheint Ottokar Lorenz, der damals noch in Wien lebte, von den Zuständen, die nach der Krisis von 1866 in Deutschland herrschten, und von der Art, wie die öffentliche Meinung sie beurteilte, sich ein ganz unzutreffendes Bild zu machen. Sonst würde er sicherlich nicht meinen, Deutschland habe sich 1867 „in seiner größten Zersplitterung" befunden, da „über unser Volk ein Grad von Zerrissenheit hereingebrochen sei, der gegenüber selbst noch der Rheinbund als etwas Besseres und Wünschenwerteres hätte erscheinen können". Darnach begreift es sich allerdings, wenn er um die endliche Herstellung der Einheit zwischen Nord und Süd, für die Bismarck nach ihm keinen Sinn gehabt und daher auch lange Zeit nichts getan haben soll, den national denkenden süddeutschen Staatsmännern ein größeres Verdienst beimißt, als dem Kanzler des Norddeutschen Bundes.

Besonders überraschend aber ist das Bild, das Ottokar Lorenz von dem Verhältnis Bismarcks zu Bayern entwirft. Freilich sind wir nicht vollständig darüber klar geworden, worauf er dabei eigentlich hinaus will. Daß er Bismarcks Glück preist und seine Erfolge zum Teil aus der Kleinheit seiner Gegner herleitet (S. 51), die ihm bei dem Siege keine großen Schwierigkeiten bereitet hätten, wird man mit Einschränkung gelten lassen können, weniger schon, daß er ihn vor Ausbruch des Krieges von 1866 als von dem klügeren Herrn von der Pfordten genasführt darstellt. Er soll sich dadurch eine empfindliche Niederlage zugezogen haben, daß er den Plan zur Bundesreform, ehe er ihn in Frankfurt einbrachte, Bayern mitteilte und es zum Mittun dabei einlud, von ihm aber natürlich sitzen gelassen wurde. Er sieht darin „eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem Leben und in der Wirksamkeit unseres größten Staatsmannes, daß er, wie Siegfried unangreifbar, doch eine verwundbare Stelle in dem festen Gefüge seiner großartigen Kombinationen hatte". Diese soll er freilich bestrebt gewesen sein, im Gefühl seiner Schwäche in den „Gedanken und Erinnerungen" durch eine „Art von Ritterlichkeit und Edelmut" zu verdecken. „Und diese Schwäche, die ihn in den größten Momenten seiner Unternehmungen schicksalsmäßig zu verfolgen schien, hieß Bayern." Wie „der gewaltige Mann" gerade in bezug auf dieses „zu einer Summe von irrigen Vorstellungen gelangen konnte, welche ihm fast immer seine Verhandlungen mit dieser Regierung verdarben", nennt Ottokar Lorenz „eines jener Rätsel, die die Geschichte kaum lösen wird". Er möchte

„sich Bismarcks Schwäche noch am einfachsten als eine Art Romantik erklären, nach der ihm einer seiner Vorfahren eine gewisse dynastische Anhänglichkeit an die Wittelsbacher vererbte, wenn man nicht lieber sagen will, ihn damit belastete". Wie, wer dies geschrieben, über die bei der Errichtung des Kaisertums Bayern eingeräumte Rolle und die ihm in den Versailler Verträgen gewährte Stellung urteilt, wird kaum noch gesagt zu werden brauchen. Als ein ernstliches Argument aber wird dergleichen doch nicht gelten können.

Überhaupt vermissen wir vielfach die strenge Methode der Forschung. In dem Eifer für eine Auffassung, von deren Richtigkeit er überzeugt ist, begegnet es unserm temperamentvollen Geschichtschreiber, daß er, was er als Vermutung ausspricht, nachher als erwiesene Tatsache verwendet und Schlußfolgerungen daraus zieht. So geschieht es S. 46 mit der Behauptung, von der Intrigue, die Graf Rechberg mit dem Frankfurter Fürstentag eingeleitet, habe allein Kaiser Franz Joseph keine Ahnung gehabt, S. 54 mit der Annahme, König Wilhelms Äußerungen in dem Ministerrat vom 28. Februar 1866 über die Bundesreform werden „wie zu allen Zeiten sehr gemäßigt und schlicht gewesen sein", aber „die ihm in allen Fällen eigene Bestimmtheit nicht haben vermissen lassen", S. 99 mit der Aufstellung, der ehrliche und rückhaltlose Anschluß Sachsens an den Norddeutschen Bund werde „dem König Johann als ein in der Geschichtschreibung viel zu wenig anerkanntes Verdienst zuzuschreiben sein", und endlich S. 298 mit der doch geradezu ehrenrührigen Hypothese, beim Ausbruch des Krieges 1870 müsse „Bismarck vermöge seiner schwärmerischen Bereitwilligkeit für alles, was Bayern wollte, wahrscheinlich schon in bestimmterer Art seine Geneigtheit mündlich oder schriftlich nach irgend einer Seite ausgesprochen haben," Bayern zu der Gebietsvergrößerung zu verhelfen, von der es den Eintritt in den Kampf gegen Frankreich abhängig zu machen Miene machte. Ähnlich ehrenrührig ist es, wenn Ottokar Lorenz (S. 261) Zweifel daran ausspricht, ob eine Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" in der Fassung, in der sie da zu lesen ist, überhaupt von Bismarck herstammt, womit er doch den Herausgeber mittelbar schwer beschuldigt. Methodisch unrichtig ist es auch, wenn die Briefe König Wilhelms an seine Gemahlin aus dem Feldzug 1870 das eine Mal als vollwichtige Zeugnisse Tatsachen erhärten, das andere Mal aber nur augenblickliche Stimmungsbilder sein sollen, deren Angaben Tatsachen nicht erweisen können.

Aber dem Übereifer des Panegyrikers Kaiser Wilhelms ist noch Übleres begegnet. Von der Anschauung ausgehend, daß die persönliche Wirksamkeit desselben immer noch nicht genug gewürdigt sei, hat sich Ottokar Lorenz hier ausgesprochenermaßen die Aufgabe gestellt, darzutun, das 1866 bis 1871 Geschehene sei in viel höherem Maße, als man gemeinhin annimmt, das persönliche Werk seines Helden. Diesem soll die befreiende Erkenntnis selbständig gekommen, der einzuschlagende Weg soll von ihm aus eigener Einsicht gefunden und der entscheidende Entschluß von ihm aus eigenem Antrieb in dem von ihm als richtig erkannten Augenblick gefaßt worden sein, so daß Bismarck nur das ausführende Organ, nur „Handlanger" war. Seine ganze Beweisführung gründet Ottokar Lorenz dabei, nächst einer allgemeinen Schilderung von der politischen Entwicklung König Wilhelms und seiner Stellung zur deutschen Frage, auf das Bild, das er im Anschluß an „Herrn von Sybel" von dem entscheidenden Ministerrat vom 28. Februar 1866 entwirft. Damals sei, so sagt er, der König zum ersten=



mal aus seiner Zurückhaltung gegenüber den deutschen Bundesgenossen herausgetreten und habe sein Verhältnis zu dem seit dem Januar 1864 verbündeten Österreich klargestellt. Er gibt kurz den Inhalt des von Bismarck vorgetragenen geschichtlichen Rückblicks an über die gegen Preußen gerichteten Bestrebungen Österreichs. Dann fährt er wörtlich fort: „Noch entscheidender aber war es, daß der König der Ansicht Ausdruck gab, daß die Erwerbung der Herzogtümer ohne eine Reform des Bundes nicht zu erreichen und daß also neben die Schleswig-Holsteinsche unmittelbar die Deutsche Frage zu stellen sei. Der König hatte also das große Wort gesprochen, durch welches die Reform des Bundes in Angriff zu nehmen war. Der erste Akt der Reichs- und Kaisergründung war damit eröffnet. . . . . . Die Ausführung war die Sache Bismarcks." Daß er dabei noch eine andere Quelle als die auf den Akten des Staatsministeriums beruhende Angabe von Sybels (Bd. IV, S. 280 ff.) nicht benutzt hat, beweist schon sein Wunsch, den Wortlaut der Erklärung König Wilhelms in betreff der Deutschen Frage zu kennen, von dem er vermutet, er werde der Natur des Redners entsprechend bestimmt gewesen sein. Nun aber steht bei von Sybel kein Wort davon, daß der König damals die so folgenreiche Verknüpfung der Frage nach der Zukunft der Herzogtümer mit der nach der Reform des Bundes von sich aus gefordert und den Entschuß kundgetan habe, „nunmehr der Deutschen Frage Preußens Arm zu leihen". Vielmehr heißt es in der Meinungsäußerung, in welcher nach von Sybel S. 283—84 der König am Schluß des Ministerrats die Entscheidung gab, geradezu, der Besitz der Herzogtümer sei eines Krieges wert, doch solle dessen Ausbruch nicht übereilt werden, da eine friedliche Erlangung des Objektes, wenn möglich, immer wünschenswerter sei. Von der durch Ottokar Lorenz behaupteten und zum Grundstein seiner Beweisführung gemachten Verknüpfung der Herzogtümer-Frage mit der Deutschen Frage durch die Initiative des Königs findet sich in dem Sybelschen Protokollauszuge überhaupt kein Wort. Und damit nicht genug! Wir haben sogar das ausdrückliche und eigenhändige Zeugnis König Wilhelms dafür, daß nicht er, sondern vielmehr Bismarck die für die Zukunft Preußens und Deutschlands entscheidende Verknüpfung jener beiden Fragen angeregt und durchgesetzt hat. Am 23. April 1866 schreibt der König an Bismarck (Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" Bd. I, S. 137, Brief 154): „Sie selbst haben im Conseil vom 28. Februar die Politik dahin definiert, daß wegen der Herzogtümer allein der Krieg nicht zu entzünden sei, es müsse also der höhere Preis, die Deutsche Frage, hineingezogen werden. . . . . Diese stehet also im Vordergrunde, wie am 28. Februar beschlossen wurde."

Damit scheint uns die Sache unanfechtbar klargestellt zu sein, und wir begreifen nicht, wie Ottokar Lorenz solchen Zeugnissen gegenüber in verblendeter Voreingenommenheit seiner Phantasie so ganz hat die Zügel schießen lassen können. Ist, wie er meint und wie man zugeben kann, in jenem Ministerrat wirklich der erste Schritt zur Reichs- und Kaisergründung getan, so ist der entscheidende Anstoß dazu nicht vom König Wilhelm, sondern von Bismarck gegeben worden. Damit fällt aber auch die schöne Phrase haltlos in sich zusammen, der letztere habe der Ausführung des von seinem Königlichen Herrn herrührenden Gedankens „den Arm zu leihen" gehabt und in der Folge eben nur dieses getan. Mit dem sie tragenden Grundstein bricht das ganze schillernde Gebäude von

Ottokar Lorenz' Beweisführung in sich zusammen, soviel er scheinbar stützende Argumente aus dem Arsenal seiner mittel- und kleinstaatlichen Gewährsmänner hervorgesucht haben mag, und wir können diese notgedrungene Widerlegung der Irrtümer eines um die Geschichte sonst so hochverdienten Forschers nur mit den Worten schließen, mit denen wir zu der hier behandelten Frage an einem andern Orte („Preußische Geschichte" Bd. IV, S. 382) Stellung genommen haben: „Niemals wird das deutsche Volk in Bismarck bloß den Handlanger König Wilhelms beim Neubau Preußens und des Deutschen Reiches sehen lernen. Ehrt es in diesem den großherzigen Bauherrn, so bleibt ihm jener der geniale Baumeister, der nicht bloß den Bauplan entworfen und zur Annahme gebracht, sondern auch, als unermüdlicher, an Mitteln unerschöpflicher Bauführer alle Hinderungen überwindend, den stolzen Bau festgefügt unter Dach gebracht hat."

**Hans Prutz.**



# Aristokraten des Herzens.

Mit Zustimmung und stiller Freude werden Leser, die in verwandter Sphäre leben, ein anspruchsloses Buch genießen, das von der Gemütsmacht der Frau und ihrer Bedeutung für unsere Zeit plaudert: „Frauentrost" ist sein Titel (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis 1,80 Mk.). Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen sind hier in warmer und angenehmer Tonart ausgesprochen; es liegt eine Zartheit über Stil und Ton des ernst-liebenswürdigen Buches; die Anschauungen, die Ruskin über die Frauen in poesievoller Weise äußert (z. B. in „Sesam und Lilien"), oder die Ansichten von Johannes Müller in seinem Buche über „Beruf und Stellung der Frau" (Leipzig, Verlag der Grünen Blätter), kehren auch hier wieder. Das Buch dürfte sich vortrefflich zum Vorlesen am häuslichen Herde eignen. „Vollkommen gleichwertig, aber gänzlich ungleichartig stehen die beiden Geschlechter neben-, nicht untereinander im Leben", führt der versöhnliche Verfasser aus, „dessen Reichtümer sich um so völliger erschließen, dessen Rätsel sich um so restloser lösen lassen, je mehr es den beiden gelingt, einander zur Ergänzung zu reizen. Das geschieht aber keineswegs durch Aufgeben und Verwischen, sondern im Gegenteil durch Entwicklung und Steigerung der Geschlechtseigenart . . ." „Schöpferisch steht der männliche Geist dem Weltganzen gegenüber ... Heim zu sein ist das Weib seiner körperlichen, geistigen und gemütlichen Veranlagung nach berufen, Heim für alles, was des Heimes bedarf, für alles, was zum Werden und Wachsen stillen, hegenden Schutz nötig hat."

Dieser Einleitungsakkord führe uns zu etlichen Großen hinüber, zunächst zu John Ruskin. Zwei neue Ruskin-Biographieen stellten sich kürzlich ein (zu der alten von Samuel Sänger): ein sehr empfehlenswertes, fein durchdachtes und verständnistiefes Buch von Charlotte Broicher: „John Ruskin und sein Werk", I. Band (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig. 5 Mk.,

geb. 6 Mk.), und ein leider fast verdrossen und unfreundlich geratenes Werk von Marie von Bunsen: „Ruskin. Sein Leben und sein Wirken" (Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger). Ich bin kein unbedingter Verehrer dieses oft sehr wortreichen, temperamentvollen Keltogermanen, der gleichwohl die ganze Achtung verdient, die man einer echten Persönlichkeit von seherischer Kraft schuldig ist. Der Ton jedoch, in dem das letztgenannte Werk Ruskin in einem Vordersatze abkanzelt, um ihn im Nachsatze zu loben — und sofort wieder verächtlich zu behandeln, macht auf die Dauer ärgerlich. Ich vermute, es ist mangelhaftes Stilgefühl, mangelhaftes Gefühl für die Klangwirkung der Worte oder auch verfehltes Bemühen um eine „kühle Objektivität", wenn die Verfasserin fast auf jeder Seite Wendungen benützt wie diese: „spießbürgerliche Behaglichkeit" — „sonst hat er wenig gekannt noch verstanden" — „seine physische Temperamentslosigkeit bewahrte ihn vor jeder Versuchung" — „selbstverständlich dichtete er in dieser lyrischen Periode" — „die krasseste, kaum glaubliche Unbildung" — „trotz sehr mangelhafter Kenntnisse" — „Spreuhaufen gehässiger Übertreibung, hoffnungsloser Unwissenheit" — „begreiflicherweise kann er ein gutes Bildnis weder würdigen noch verstehen" — „fälschende Unwahrheit" — — so kann man Seite hinter Seite Ausfälle anstreichen. Vom Charakter und Ethiker Ruskin, von der Wärme, die ihm oft suggestiv packende Worte eingab, von seinem unermüdlichen Wirken aus der Zentralflamme einheitlichen Menschentums heraus erhält man in diesem Werke, das sich lediglich mit Ruskins bunten Kunstansichten ruckweise und verärgert herumschlägt, kein geschlossenes Bild, auch nicht einmal eine Skizze dazu. Die Verfasserin hat Ruskins Lebenszentrum nicht verstanden und nicht gefunden — und kann es nicht finden, wie ihr ganzer Stil erweist, dem eine Hauptsache fehlt: Liebe und klare, warme Ruhe. Auch die vielen Zitate, die nebeneinander gestellten Widersprüche, erreichen ihre an sich gute Absicht, einer Ruskinschwärmerei entgegen zu wirken, nicht: denn man hat aus den eben gekennzeichneten Schärfen zu sehr der Verfasserin unfreundlichen Standpunkt kennen gelernt und folgt ihr darum nicht mit vollem Vertrauen auf ihre Unbefangenheit.

Will man an zwei Parallelstellen in den Einleitungen beider Bücher ihren stilistischen und gedanklichen Unterschied so recht anschaulich und in nuce erkennen, so lese man folgende Proben, die inhaltlich ganz Ähnliches besagen, aber wie verschiedenartig formuliert! Marie von Bunsen beginnt ihr Buch: „An einen Seher, an einen Prediger in der Wüste gemahnt mich Ruskin. Unter diesen Ausnahmemenschen denke ich (!) mir (!) lodernde Dichterseelen mit hervorragenden Gaben, hohen Zielen, mangelhaften Kenntnissen (!), ungemeiner Selbstüberhebung (!) und wenig Vernunft (!)" ... Nicht wahr, flott-flacher kann man den bedeutungsvollen Begriff „Seher" und „Prophet" nicht gut stilistisch umschreiben. Wie viel feiner Charlotte Broicher, zunächst anknüpfend an eine Tainesche Einteilung! „... Unsystematisch und leidenschaftlich vollzieht sich ihre Erkenntnis intuitiv. Sie wählen unter den Einzelheiten einer Gedankengruppe umher, um dann plötzlich und unvermittelt geradewegs in ihr Zentrum hineinzuspringen. Wie durch Eingebung schauen sie die Einzelheiten in innerem Zusammenhang als Ganzes. Sie veranschaulichen sie in den ausdrucksvollsten und seltsamsten Bildern. Ihr Denken ist ungestüm, aber ihre Vorstellung konzentriert. Sie sehen weitabliegende Wirkungen und Geschehnisse. Sie sind Offenbarer,

d. h. Propheten oder Dichter." Ja, so kommen wir dem Problem schon näher, und zwar in würdiger Form. „Das Genie hat immer recht", heißt es an anderer Stelle, „auch wo es undeutlich oder unverständlich erscheint. Seine Intuition bricht aus dem Urgrund der Dinge hervor, aber — der Geist bläset nur, wann er will. In den Zwischenräumen ist sein Opfer darauf angewiesen, die Offenbarungen mit seiner Erkenntnis in Übereinstimmung zu setzen. Und das kann nicht immer in der Höhenlage der Intuition geschehen. Bei Ruskin erklärt sich hieraus nicht nur die Ungleichheit seines Urteils, sondern auch die Widersprüche" 2c. Auch über Ruskins schottisches Keltentum — woraus sich das Phantasievoll-Rasche seines Stils, seiner Visionen, seiner Impulse vielfach erklärt — über Jugend, Liebe, Entwicklungskämpfe u. s. w. spricht das Broichersche Buch langsam und verständnisfein. Das Werk ist schriftstellerisch eine wertvolle Leistung, eine ausgezeichnete Einführung in Ruskins Welt. Aus mancher guten Seitenbemerkung, aus Stil und Komposition des Ganzen lernen wir die Verfasserin schätzen als eine Künstlerin, die ein Buch bauen kann.

Von Ruskin wieder hinüber und heim zu Goethe! Zwei Schriften liegen uns vor, die sich ganz in der Bahn dichterischer Lebensweisheit und Weltverklärung bewegen, auf der wir uns mit dieser gesamten Betrachtung befinden. „Goethes Lebensanschauung" heißt das eine dieser Bücher; ein Theologe Lic. theol. Samuel Eck, Pfarrer in Offenbach a. M. ist sein Verfasser (Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr. Preis 3,20 Mk.). Ein in seiner ersten Hälfte gehaltvolles, wohldurchdachtes Buch, dessen Lesung jedem Goethefreund herzliche Freude bereiten wird. Der Verfasser, dem man zwar den Theologen anmerkt, der aber so viel gute Kenntnis Goethes und so viel weiten Blick und genaues Nachspür-Talent bekundet, daß man mit viel Genugtuung seinen tief grabenden Ausführungen folgt: der Verfasser setzt mit Goethes Verhältnis zu Spinoza ein, geht dann in ununterbrochener Linie, mit mühelos gefundenem Übergang, zu dem schönen Kapitel „Goethe und Italien" über, findet eine sinnige Verbindung zum Kapitel „Goethe und Kant" (nebst Schiller), beleuchtet — von nun ab leider schwächer — den späteren Goethe („Goethe und die Neuzeit") und schließt mit „Faust". Im Vorwort heißt es zwar: „Die Goetheforschung wird durch diese Veröffentlichung nicht bereichert werden", was ja auch richtig ist, aber so sinnvoll aufgebaute und gehaltvolle Bücher wie diese, die z. B. des verdienstvollen Wilhelm Bode angenehme und lesbare Plauderbücher an Tiefe bedeutend übertreffen, sind dennoch eine Bereicherung. Schon seit Viktor Hehns „Gedanken über Goethe" sind wir für derartige unphilologische Gedankenbücher, wozu z. B. Sells Buch „Goethes Stellung zu Religion und Christentum" als nächster Verwandter gehört, dankbar. Zu ihnen gesellt sich als neuestes in dieser erstaunlich anwachsenden Betrachtungs-Literatur „Goethe als Kinderfreund" von Karl Muthesius (Berlin, Verlag von Mittler & Sohn. 230 Seiten). „In jedem echten Genius hält sich die Kindesnatur lebendig, und es gibt kaum einen großen Mann, dem die Kinder nicht ans Herz gewachsen wären ..." „Auf einem Zickzackgange durch Goethes Leben alle die lieblichen Kinderszenen, in denen er bald als fröhlicher Genosse, bald als getreuer Eckart auftritt, und die frischen Kindergestalten, die kürzere oder längere Zeit seine Teilnahme genossen haben, zusammenzustellen, ist der Zweck der folgenden Blätter" (Vorwort). Das Buch will nichts weiter sein als

unterhaltende Zusammenstellung und kurzweilende Plauderei; und es erreicht diesen Zweck, es liest sich mühelos und angenehm. Wie viel Frohnatur steckte doch in Frau Ajas Sohn! Goethe verstand und liebte Frauen und Kinder, weil er die Natur verstand, d. h. ein seelisches Verhältnis mit der Anschauungswelt allezeit festhielt, sich nie im Abstrakten verlor, Seele und Sinne in sonnigen Einklang zu bringen suchte, die Erscheinungen der Gottesschöpfung schlicht und froh auf sich wirken ließ und liebevoll widerspiegelte: — so waren ihm die Kinder ebensolche Erzieher wie die Marmorgestalten Italiens oder die Pflanzen und Steine der Thüringer Berge oder die zur Iphigenie verklärte Frau von Stein. Bringt uns das erstgenannte Buch Goethes suchenden Geist lichtvoll nahe, von bedeutsam vereinfachten Gesichtspunkten aus, so erwärmt uns dieses zweite Buch wieder einmal für den Menschen Goethe, der nichts weiter sein will als Mensch unter kleinen, munteren, herzigen Menschengeschöpfen.

Da ich von Goethe spreche, so sei hinzugefügt, daß im Cottaschen Verlage (Stuttgart) soeben eine hübsche und dabei billige „Jubiläumsausgabe von Goethes Werken" zu erscheinen beginnt (Band geh. 1,20 Mk., geb. 2 Mk., in Halbfranz 3 Mk.). Ausstattung und Druck sind ausgezeichnet; die Ausgabe ist von Fachmännern besorgt und eingeleitet. Es liegen zunächst, als erster Band, die „Gedichte" vor, mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen; und in weiterem Bande „Iphigenie, Tasso, Die natürliche Tochter", eingeleitet von Albert Köster. Die Einleitung zu letzterem Bande könnte man etwas vergeistigter, feiner, ausschöpfender wünschen; aber schließlich ist eine gewisse Sachlichkeit bei so knappem Raume notwendig. Das Werk selbst mag für sich sprechen; und es ist in der Tat eine Freude, in so guter Schrift und auf so vorzüglichem Papier die altbekannten Werke in neuer Form auf sich wirken zu lassen. Die Ausgabe wird mit 40 Bänden vollständig sein.

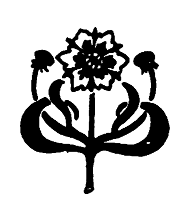
In derselben Richtungslinie einer geistigen Aristokratie bewegen wir uns bei dem jetzt ebenso wie Ruskin in den Vordergrund dringenden Grafen Gobineau. In einem stattlichen Halbfranzband, in dem wir nur ein Gobineau-Bildnis vermissen, liegt uns „Die Renaissance" vor, eine neue Ausgabe, mit bestem Druck und Papier (Verlag von Trübner, Straßburg i. E. 5 Mk.). Diese historischen Szenen aus der italienischen Renaissance sind nicht nur nach Stoff und Gestaltung von fesselnder Eigenart: es steht hinter all diesen Menschen der Mensch Gobineau, die Persönlichkeit, die mit kühler Ruhe und doch lebensstarker Anteilnahme diese breiten Geschehnisse und Wirrungen überschaut und gestaltet. Es ist Struktur und Architektur in diesem Buche, das mit Savonarola beginnt und das wahrhaft erhaben ausmündet in ein tiefes, abgeklärtes Gespräch zwischen dem hochbetagten Michelangelo und seiner greisen Freundin Vittoria Colonna. Diese schöne Neuausgabe, ein Geschenkband vornehmer Art, der sofort im Publikum lebhaften Anklang gefunden, ist bereits die dritte Ausgabe, die von dem verdienstvollen Übersetzer und Vorkämpfer Gobineaus, Prof. Schemann, veranstaltet wird. Zuerst erschienen diese dramatischen Bilder vor dem Leserkreise der „Bayreuther Blätter", dann in Reclams Universalbibliothek, von wo aus eine weite Verbreitung ermöglicht war. Die gute Einleitung des Übersetzers ist unverändert geblieben; dagegen ist das Werk stilistisch durchgesehen, und zwar, wie wir uns an einzelnen Stellen überzeugten, zu seinem Vorteil; die kraftvoll-klare Sprache Gobineaus kommt nun noch deutscher und unmittelbarer heraus. Gobineau steht



bekanntlich Carlyles Heldenverehrung nicht fern; er ist der Meinung (mit Schemanns Worten), „daß das Göttliche im Menschen durch die Helden und durch die Beispiele, die sie allen Menschen guten Willens darbieten, fortlaufend lebendig erhalten wird." Wir sind derselben Meinung, aber mit einem wichtigen Zusatz: in jedem Kostüm und Kittel kann sich Heldentum des großen Herzens und edlen Willens abspielen; jene Heroenverehrung neigt noch zu sehr zum historisch-politischen Kostüm, das allerdings für die plastische Darstellung dankbarer ist und sozusagen mehr Objektivität und Fernsicht ermöglicht. Obwohl sich Schemann mit ganzer Wärme für seinen Helden einsetzt, dessen großes Rassenwerk gleichfalls von ihm übersetzt ist und um den sich eine vornehm-stille Gobineau-Gemeinde („Gobineau-Vereinigung") gebildet hat, so verschließt er sich doch den Schwächen dieser „Renaissance" nicht, wie er in einer Anmerkung dieser Neuausgabe hervorhebt: „Ich meine die hie und da schleppende Entfaltung des historischen Kleinkrams, die wiederholte Herzählung der ewigen Umgruppierungen der Parteien im italienischen Wirrwarr, die in den pathetischen Szenen noch ungleich mehr als in den exponierenden den Eindruck beeinträchtigt, übrigens aber mit dem Thema gegeben war." Es fehlt, kurz gesagt, diesem allzu breiten Szenengefüge die Straffheit und Geschlossenheit; auch eine Bearbeitung würde daran nichts bessern, die charakteristischen Vorzüge würden sogar verloren gehen; für die Bühne ist das Werk leider unmöglich und nicht vorhanden, und selbst der Rezitator kann, wie ich mich überzeugt habe, nur mit vorsichtiger Auswahl wirken.

Etwas ablehnend müssen wir uns zu Gobineaus Jugendwerk „Alexandre le Macédonien" (erschienen bei Trübner, Straßburg i. E.), bezw. zu seiner Verdeutschung „Alexander" durch Schemann (ebendort), verhalten. Die Übersetzung ist nicht gerade eigentlich dichterisch geraten, aber sie ist klangvoll und von mitlebendem Temperament, wie das lebhaft-straffe Stück selber. Wir wollen in der Freude über einen bedeutenden Mann nicht zu weit gehen. Unsere verwahrloste Dichtung großen Stils braucht freilich Geist vom stolzen Geiste Gobineaus, aber Form und Sprache, Stoff und Gestaltungsglut müssen wir selber suchen und besitzen — und zwar suchen in unseres Landes und Volkes vernachlässigter Edelart; dann erst und von da aus können wir gefestigt Umschau halten. Richard Wagner, Gobineaus großer Freund, hat eine selbständige Welt der Kunst gefunden; aber die Entwicklung unserer Dichtung ist in demokratische und materialistische Niederungen geraten in ihrer berechtigten Suche nach Nähe und Natürlichkeit. Wir fangen jetzt erst wieder an, vornehmere Herzens- und Geisteshöhen zu ersehnen und zu suchen. Und auch Gobineaus Gesamterscheinung verdient von solchem Gesichtspunkte aus, so viel sei gerne betont, als Bundesgenosse unsere volle Achtung. Aber führen kann er uns hierin nicht.

F. Lienhard.






# Marokko.

Seit einigen Wochen werden die Kabinette der Großmächte wieder durch die Wirren in Anspruch genommen, die jüngst in Marokko ausgebrochen sind und die Aufrollung der Marokkofrage herbeizuführen gedroht haben. Der frühere englische Ministerpräsident Lord Salisbury hatte nicht unrecht, wenn er vor ungefähr zehn Jahren einmal die Marokkofrage als eine der schwierigsten und gefahrdrohendsten bezeichnete, deren Lösung in näherer oder ferner Zukunft die Kulturstaaten beschäftigen würde. Jedesmal, wenn in verhältnismäßig kurzen zeitlichen Zwischenräumen Unruhen in Marokko ausbrechen, werden tatsächlich auch die Regierungen der nächstbeteiligten Mächte in große Aufregung versetzt, denn niemand kann wissen, welche unvorhergesehene Wendung die inneren Angelegenheiten Marokkos nehmen und was für Folgen sie haben können.

Durch seine vorzügliche geographische Lage war Marokko eigentlich von vornherein bestimmt, eine wichtige Rolle im Völkerleben zu spielen. Die nordwestliche Ecke des afrikanischen Festlandes bildend, war es stets ein Mittel- und Bindeglied zwischen den östlichen Berberstaaten, den Küstenländern Nordafrikas und dem südwestlichen Ausläufer Europas, der Iberischen Halbinsel. Von dieser ist der Maghreb al Aksa, das alte Mauretanien, durch eine Meerenge getrennt, die zu den politisch bedeutsamsten der ganzen Erde gehört, da sie das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Ein zielbewußter mächtiger Besitzer der marokkanischen Küstenländer könnte einen in hohem Grade bedeutenden Einfluß auf den Seeverkehr zwischen den beiden Meeren und den an ihnen gelegenen Ländern ausüben. In den Zeiten der Seeräuberherrschaft sind die marokkanischen Küstenbewohner auch wirklich die Herren der Meerenge von Gibraltar gewesen, und die Rifioten haben darüber hinaus ihre Raubzüge über Südspanien ausgedehnt, das sie häufig auf das schwerste heimgesucht und gebrandschatzt haben.

Von Marokko her drangen in Spanien zu wiederholten Malen nordafrikanische und orientalische Eroberer ein, die auf der Iberischen Halbinsel Jahrhunderte hindurch gehaust haben. So zum Teil die Phönizier, dann die Karthager,

später die Araber und schließlich die nordafrikanischen Berber, die unter den Fürsten der marokkanischen Dynastien der Almoraviden und Almohaden die Araber beinahe aus Spanien verdrängten und hier Vasallenreiche gründeten. Andrerseits drangen von Spanien her über Mauretanien die Vandalen in Nordafrika ein. Politisch war die Iberische Halbinsel weit über ein Jahrtausend hindurch mit dem heutigen Marokko verbunden.

Von den frühesten geschichtlichen Zeiten her bestanden somit die engsten Beziehungen zwischen den Atlasländern und Iberien, und für die Bewohner des letztern hat stets eine sorgenvolle Marokkofrage bestanden, weil sie immer den Räubereien und Eroberungsgelüsten der Maghrebiner ausgesetzt waren. Von internationaler Bedeutung wurde diese Marokkofrage dann seit der Vertreibung der letzten Araber und Mauren aus Spanien, als die Christen Wiedervergeltung an den Mohammedanern üben wollten, von denen sie beinahe acht Jahrhunderte hindurch beherrscht worden waren. In diesen Zeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts waren aber auch überwiegend nur die Spanier und Portugiesen an den Unternehmungen beteiligt, die darauf abzielten, das überaus fruchtbare und so vorzüglich günstig gelegene Marokko ihren Reichen einzuverleiben. Als dann der Weltverkehr immer weitere Kreise zog und alle europäischen Nationen an ihm teilnahmen, gewann auch die Marokkofrage eine größere Bedeutung, denn die Schiffe aller Völker waren den Angriffen und Plünderungen der verwegenen Rifioten ausgesetzt, und die vergeblichen Bemühungen, diesem Übel durch Anwendung von Gewalt zu steuern, führten schließlich dahin, daß sämtliche Staaten, die Seehandel betrieben, den marokkanischen Fürsten tributpflichtig wurden. Nach Maßgabe der Zahl der Schiffe, mit denen sie an dem Seeverkehr durch die Meerenge von Gibraltar beteiligt waren, mußten sie der scherifischen Regierung beträchtliche Summen zahlen, um dadurch von dieser einen gewissen — allerdings nur sehr mangelhaften — Schutz gegen die Überfälle der Rifioten zu erlangen. Diesem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen war dann am Schlusse des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Ziel der Regierungen der Kulturstaaten, und nach vollständiger Ausrottung der Seeräuberei wurde es erreicht.

Reibungen zwischen den Christen und den fanatischen mohammedanischen Marokkanern führten jedoch auch später unaufhörlich ernste Konflikte herbei, die wiederholt Kriege heraufzubeschwören drohten und auch den zwischen Spanien und Marokko von 1859 und 1860 nach sich zogen. Die traurigen Erfahrungen, die die Spanier in diesem Feldzuge machten, der ja zwar zuletzt siegreich für sie ausging, ohne ihnen aber einen nennenswerten Ersatz für die riesigen Opfer zu gewähren, die sie gebracht hatten, mahnten jedoch zu großer Vorsicht. Die Marokkaner hatten bewiesen, daß sie nichts von der urwüchsigen Kraft und dem unübertroffenen Mut eingebüßt hatten, die sie in früheren Jahrhunderten in ihren Kämpfen mit den Spaniern und Portugiesen gezeigt und die ihnen zu zahlreichen großen Siegen über ihre christlichen Widersacher verholfen hatten.

Ihre heutige Bedeutung fing die Marokkofrage endlich an zu erhalten, nachdem Frankreich den Kampf gegen Algier eröffnet hatte in der Absicht, sich in Nordafrika ein fruchtbares, einträgliches Kolonialreich zu schaffen. Damit wurde auch die Kolonialpolitik der andern Großmächte geweckt, und ungeachtet der unermeßlichen Opfer, die die Eroberung der kleinen Kabylie den Franzosen an

Geld und Menschen gekostet hatte, richtete sich nun das Augenmerk der übrigen Mächte neben vielen andern Ländergebieten auch auf Marokko. Unmittelbaren Anlaß dazu bot die offenkundige Absicht der Machthaber Frankreichs, den in Nordafrika so mühsam errungenen Besitz nach verschiedenen Richtungen hin auszudehnen, um womöglich den ganzen Sudanhandel zu monopolisieren. Wurde einerseits mit äußerstem Geschick in Tunesien operiert, so verfolgten die französischen Kolonialpolitiker doch nebenbei in erster Linie das Ziel, eine direkte Verbindung zwischen Algier und den französischen Besitzungen am Senegal herzustellen und ferner ihre Macht nach Westen hin zu erweitern. Entweder wollten sie Marokko ihrem großen afrikanischen Reiche vollständig einverleiben, oder zum mindesten ihm seine reichsten Oasen und Provinzen entreißen und es von dem Sudan und Innerafrika vollständig abschließen, indem sie ihren Besitz südlich vom Atlas bis zum Atlantischen Ozean ausdehnten. Das auf seine schwer zugänglichen und weniger fruchtbaren Gebirgsländer eingeengte Marokko war alsdann wirtschaftlich völlig abhängig von Frankreich, dessen Kolonien es im Süden und Osten begrenzten.

Diese offenkundige Eroberungspolitik Frankreichs mit Bezug auf Marokko erregte zunächst den Unwillen der Spanier, die seit den Tagen der Königin Isabel der Katholischen das historische Besitzrecht auf Marokko durch alle Zeiten hindurch für sich in Anspruch genommen haben und dieses natürlich auch den Bestrebungen Frankreichs gegenüber zur Geltung zu bringen suchten. Hauptsächlich zum Zwecke der praktischen Betätigung dieser geschichtlichen Rechtsansprüche wurde auch 1859 der Krieg gegen Marokko unternommen, der Spanien so große Opfer gekostet hat. Neben Spanien aber war es England, das von einer Einverleibung Marokkos in das nordafrikanische Kolonialreich Frankreichs nichts wissen wollte. Die engen Beziehungen Englands zu Marokko reichten weit über die auf Nordafrika gerichtete Eroberungspolitik Frankreichs in die Vergangenheit zurück. Schon im sechzehnten Jahrhundert bestand ein reger Verkehr zwischen dem englischen und dem scherifischen Hofe; englische Kaufleute und Diplomaten waren seit jener Zeit unermüdlich bestrebt, den britischen Kultureinfluß auf Marokko zu stärken, den Handel dieses Landes ausschließlich zu beherrschen, es den englischen Industrieerzeugnissen als Markt zu sichern und seine Naturprodukte billig zu erwerben. Mehrere vornehme Engländerinnen waren an marokkanische Fürsten und Prinzen verheiratet und sie trugen das Ihrige dazu bei, das Ansehen Englands in Marokko zu erhöhen. Englische Diplomaten waren es sodann im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die die internationalen Beziehungen des Scherifenhofes zur europäischen Außenwelt wesentlich regelten, und sie wußten auch seit dem Spanischen Erbfolgekriege alle Bemühungen der Spanier zu vereiteln, zum Zwecke der Erweiterung ihrer Machtsphäre über ihre armseligen Presidios hinaus Kriegszüge zu unternehmen. Selbst in dem Feldzuge 1859/60 war es England, das den Kriegsschauplatz auf das Gebiet von Tetuan beschränkte und sich für seine Neutralität die Bedingung stellte, daß namentlich keine Unternehmungen gegen Tanger ausgeführt wurden.

Hinsichtlich der letztgenannten Stadt hatte England ganz besondern Anlaß, allen Eroberungsgelüsten sowohl der Franzosen wie der Spanier mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Tanger war nämlich 1660 von der portugiesischen Krone als Hochzeitsgabe einer portugiesischen Prinzessin an König Karl II. von

England geschenkt worden. Die Erhaltung dieses fernen Besitzes war dem englischen Hofe aber zu kostspielig geworden und 1684 schon wurde die Stadt nach Zerstörung der inzwischen hergestellten Molen und sonstigen Hafen- und Befestigungsanlagen an die scherifische Regierung abgetreten. Dieser Akt politischer Kurzsichtigkeit wurde sehr bald, zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges, in England als ein höchst unüberlegter erkannt, alle Bemühungen aber, ihn ungeschehen zu machen, das aufgegebene Besitzrecht wieder zur Geltung zu bringen, diese unvergleichlich vorteilhaft gelegene Hafenstadt käuflich wieder zu gewinnen, waren und blieben fruchtlos. So mußte sich denn England darauf beschränken, in Verfolgung seiner Marokkopolitik seine ganze Geschicklichkeit darauf zu richten, das Scherifenreich in seiner ganzen Ausdehnung ungeschmälert zu erhalten und allen Interessen andrer Mächte in ihm entgegenzuwirken. Es ist dies der englischen Regierung bezüglich der Franzosen allerdings nicht gelungen; sie hat ruhig zusehen müssen, wie die letztern in der jüngsten Zeit über die südlichen und südwestlichen Grenzen Algeriens hinaus vorgedrungen sind. Sie konnte auch nicht verhindern, daß die Franzosen sich der für den Sudanhandel und -verkehr so überaus wertvollen Tuat-Oasen bemächtigten, während England in Südafrika beschäftigt war. Um so eifriger wird aber Großbritannien in Zukunft bemüht sein, zu verhindern, daß die Machtsphäre und der Besitz der Franzosen auf Kosten Marokkos vergrößert werden. Es wird darüber wachen, daß der Status quo nicht verändert wird. Ob, wie in den letzten Tagen behauptet worden, Vereinbarungen zwischen den drei Mächten England, Frankreich und Spanien für den Fall der Zuspitzung der Marokkofrage und der Aufteilung des Scherifenreichs getroffen worden sind, muß dahingestellt bleiben. Derartige Abmachungen können aber nicht durchgreifender Natur sein, solange die von Deutschland, Österreich, Belgien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Marokko, den Niederlanden, Portugal, Schweden und Norwegen mitunterzeichnete Konvention über die Ausübung des Schutzrechts in Marokko vom 3. Juli 1880 noch in Kraft ist. Diese andern Garantiemächte haben im Laufe der letzten Jahrzehnte außerdem auch mehr oder minder großes Interesse an der Ausgestaltung der politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Verhältnisse gewonnen, haben sich im Interesse ihrer Völker bemüht, dem Handel und der Industrie ihrer Länder in dem Scherifenreiche einen neuen Markt zu erschließen, und Italien, Deutschland und Belgien werden nicht dulden, daß etwa ohne ihre Befragung und Zustimmung wesentliche Veränderungen im Besitzstande Marokkos durchgeführt würden.

Die Frage der Aufteilung des Maghreb unter einzelne europäische Mächte ist überhaupt eine nicht so leichte, wie sie vielfach dargestellt wird. Selbst wenn darüber zwischen den Großmächten Vereinbarungen erfolgten, die die Interessen der Nächstbeteiligten zu befriedigen vermöchten, so darf man doch nicht vergessen, mit einem Faktor zu rechnen, der in diesem Falle auch ein Wort mitzusprechen hat, nämlich mit der marokkanischen Bevölkerung. Diese hat sich durch die zwei und ein halb Jahrtausende ihrer Geschichte stets als überaus freiheitsliebend und mutig erwiesen, und selbst die mächtigsten Erobervölker haben es nicht vermocht, die den eigentlichen Kern des Volkes bildenden Kabylen der Atlasländer für längere Zeit unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Wohl haben die Mauretanier in den Heeren der Karthager, der Römer und der Byzantiner Dienste geleistet und wesentlich zu den Erfolgen dieser Völker, wie später namentlich auch der

Araber beigetragen. In ihrer Heimat aber haben die Mauretanier, die Maghrebiner und Marokkaner niemals eine Fremdherrschaft geduldet; die der Römer wie die der Araber ist in der Hauptsache immer nominell gewesen, hat sich nie über die an den Karawanenstraßen angelegten festen Plätze hinaus erstreckt. Ja, noch mehr. Die angestammten Fürsten der einheimischen Dynastien haben zu allen Zeiten die größten Schwierigkeiten gehabt, die Volksmassen, besonders aber die mächtigen Kabylen der Bergländer und des Rif in Botmäßigkeit zu erhalten. Sie haben bis in die jüngste Zeit hinein nur zu häufig die den Stämmen der Atlasländer auferlegten Tribute mit Waffengewalt einziehen müssen und dabei oft genug die empfindlichsten Niederlagen erlitten. Die Berberkabylen wie die Araberstämme haben stets mit Aufgebot aller ihrer Kraft für die Erhaltung ihrer Selbständigkeit, ihrer uralten Verfassungen und Gesetze auch ihren einheimischen Fürsten gegenüber gekämpft und sie nur bereitwillig im Kriege gegen äußere Feinde, insbesondere gegen die Christen, unterstützt. Von einer unumschränkten Herrschaft der Scherifen über das Deutschland an Größe um die Hälfte übertreffende Marokko ist daher keine Rede, aber damit ist noch nicht gesagt, daß es irgend einer fremden Macht leicht gelingen würde, dieser nur in losem staatlichen Zusammenhange lebenden und in sich vielfach zersplitterten Bevölkerungsmasse Herr zu werden. Ein darauf abzielender Versuch würde in Marokko auf ungleich größere Schwierigkeiten stoßen, als seinerzeit in Algier. Die gesamte Bevölkerung würde bis zum völligen Untergange für ihre Unabhängigkeit, ihre alten Institutionen und ihren strengen Glauben die Waffen führen.

Bei dem zügellosen Freiheitsdrange und dem kriegerischen Sinn der Bergkabylen besteht fast niemals völlige Ruhe im Innern Marokkos, und Regierungstruppen sind beständig unterwegs, um an störrischen Stämmen Bestrafungen zu vollziehen und von ihnen die fälligen Steuern zu erzwingen. Dieser ewige Kleinkrieg nimmt gelegentlich größere Ausdehnung an, und wenn Nachrichten darüber in das Ausland dringen, so kommt es oft vor, daß solchen Kämpfen viel größere Bedeutung beigemessen wird, als sie wirklich besitzen. Etwas anders liegen die Verhältnisse allerdings im Augenblick, und darum ist die Besorgnis der europäischen Mächte nicht ganz unberechtigt gewesen. Der junge Scherif Abdul Aziz hatte von dem Augenblick seines Regierungsantritts an viele Neider und Feinde, und diese haben unermüdlich gegen ihn intrigiert. Eine gewisse Geneigtheit für die moderne europäische Kultur hat ihm dann in jüngster Zeit die Gegnerschaft der Geistlichen, der Marabuts, Fakire und Ordensmitglieder zugezogen, und diese haben die Thronprätendenten und die Führer der Strenggläubigen gegen den in ihrem Sinne zur Ketzerei neigenden Fürsten unterstützt.

In früheren Zeiten war es Brauch, daß ein neuer zur Regierung gelangender Scherif zunächst darauf bedacht war, die große Schar seiner Brüder und nächsten Verwandten entweder töten oder jedenfalls völlig unschädlich machen zu lassen, denn Thronstreitigkeiten waren auf andere Weise niemals zu verhüten. Von diesem Herkommen aber waren schon die letzten Vorgänger des jetzigen Sultans abgewichen, und dieser vollends mochte von irgendwelchen strengen vorbeugenden Maßnahmen nichts wissen. Daher hegte man in Kreisen, die mit den inneren Verhältnissen Marokkos einigermaßen vertraut waren, schon unmittelbar nach der Thronbesteigung des Abdul Aziz die Befürchtung, daß sich mehrere seiner Brüder und Vettern gegen ihn erheben und ihn stürzen würden; die große Be-

liebtheit, deren sich der junge Fürst bei den mächtigsten Stämmen der mittleren Provinzen erfreute, vereitelte jedoch alle auf seine Verdrängung abzielenden Versuche, die im Laufe der Zeit gemacht wurden. Wenn nun jetzt plötzlich eine offenbar weitverzweigte und ziemlich sorgfältig vorbereitete Bewegung entstehen konnte, so ist es nach manchen Anzeichen nicht ausgeschlossen, daß die am Hofe des Sultans seit kurzem stärker als bisher hervorgetretenen Interessengegensätze der an der politischen und wirtschaftlichen Ausbeutung des Maghreb am meisten beteiligten fremden Mächte wesentlich dazu beigetragen haben. Feinde hat jeder Scherif immer in allen den Stämmen gehabt, die er im Laufe seiner Regierung durch Zwangmaßregeln zur Leistung der Abgaben nötigen mußte, und solche Feinde hat auch der jetzige Scherif in sehr großer Zahl. Wenn dazu nun die Befürchtung kam, daß Marokko etwa der Spielball der Interessen europäischer christlicher Mächte werden könnte, und wenn es gelang, diese Besorgnis in einflußreichen, führenden Stämmen zu erwecken, so mußte die Lage des Scherifen gefährlich werden. Diesen Fall konnte man seit lange voraussehen, und er ist nun eingetreten. Es wird sich jetzt darum handeln, ob Abdul Aziz nach den ersten Niederlagen, die einen demoralisierenden Eindruck bei einem Volke machen müssen, bei dem physische Kraft und ihre erfolgreiche Betätigung eine so große Rolle spielen, wie bei dem marokkanischen, einige Siege erringen und sein Ansehen und seine Macht wiederherstellen wird.

Soweit im Augenblick nach den überaus widerspruchsvollen Nachrichten aus dem Innern Marokkos geschlossen werden kann, scheint die Bewegung bereits zum Vorteil des jetzigen Herrschers eingedämmt zu sein, und sie wird vielleicht, wie zahlreiche ähnliche vorangegangene, alsbald wieder ganz unterdrückt sein.

Dr. G. Diercks.



# Kirchfelders Epigonen.

In Österreich ist man schnell fertig mit dem Wort, neue dramatische Propheten aufzurufen; und mit besonderer Vorliebe stellt man sie gleich auf das Piedestal großer Vorbilder, nicht als Epigonen, sondern gleichsam als die Wiedergekehrten, in frischem Körper Wiedergebornen.

Vor einigen Jahren erschien als Offenbarung solch literarischer Seelenwanderung der „neue Grillparzer“. Er kam in diese Zeitlichkeit unter dem nicht allzu poetischen Namen Ebermann und brachte ein Stück „Die Athenerin“ mit auf die Welt.

In Wien huldigte man enthusiastisch dem Musen-Ebermann, und so viel Bitterkeit der alte Grillparzer zu schlucken bekommen hatte, so viel Süßigkeiten bekam der neue zu schlecken. Süßes dem Süßen — das war ihm eigentlich ganz recht, denn, mit ruhig-sachlichen Augen angesehen, erschien dieser Poete, der seit-

dem übrigens erfreulich verstummte, als ein flauer, weichlicher Schönling. Sirup troff ihm von den Lippen; nicht der neue Grillparzer war er, sondern der neue Halm; das Fad-Bonbonmäßige, das Gezierte der Geste, die Lackmalerei der Charakteristik glich verblüffend der geleckten Art des „Wildfeuers" und des „Sohnes der Wildnis", der in Wahrheit ein Theaterwilder ist.

Danach entdeckten die Phäaken, novorum deorum cupidi, den neuen Raimund. Der hieß Hawel und ging auf mit der „Mutter Sorge" im Arm; er setzte sie in die Wiener Kleinbürgerwohnung an den Kachelofen und ließ sie „weanersch" orakeln, ein gemütliches Gespenst. Wenn dies graue Weiblein, das immer aufdringlich zu sagen schien: „Ich bin nämlich nur eine Allegorie", nicht am Ofen saß, gab es manchmal ganz frisch beobachtete Szenen des Alltagslebens, aber das Raimundsche, das so bewundert wurde, eben jene Mischung häuslicher Kleinwelt mit einfältigem Märchenwesen, das kindliche Sinnieren, das war hier durchaus nicht naiv. Bei Raimund weht etwas von ganz altem, elementarem Volkstum, die Schlichtheit der Kinder- und Hausmärchen, die Innigkeit und Treuherzigkeit großmütterlicher Wiegenlieder, die in gute Träume lullen; bei Hawel aber war das märchenhafte Element nach dem Rezept gemischt, und das Belehr- und Deutsame, die „Moral von der Geschicht'", machte sich faustdick breit.

Nach den falschen Grillparzer- und Raimund-Revenants war es die höchste Zeit, daß die literarischen Auguren der vierten Dimension für eine neue Manifestierung Anzengrubers sorgten. Sie haben nicht lange gezögert und sogar gleich zwei neue Anzengruber aus der Erde gestampft. Sie mögen sich streiten, wer von ihnen der echte Demetrius ist. Ähnlich sehen sie sich sehr, doch ihre Ähnlichkeit liegt im Unechten. Der eine ist Joseph Werkmann und schrieb ein Stück „Der Kreuzwegstürmer", der andere ist Karl Schönherr, von dem wir früher „Die Bildschnitzer" und jetzt als letzte Premiere des „Deutschen Theaters" den „Sonnwendtag" sahen.

Werkmanns Stück verdient an sich keine besondere Analyse, es liegt auch schon etwas zurück, nur in dem hier angeknüpften Zusammenhang gewinnt es eine typische Bedeutung und rechtfertigt einige Worte. In dem „Kreuzwegstürmer" steckt Anzengrubersche Gesinnung, das, was der Dichter selbst, in Anspielung auf seine Lieblingsgestalt, den „Pfarrer von Kirchfeld", das „Kirchfeldersche" nannte: es ist die Empörung ehrlicher Herzen gegen den Gewissenszwang kirchlicher Buchstabentyrannei; die Freiheit persönlichen Glaubens gegenüber dem Dogmenjoch; Gottes- und Menschenliebe ohne Deuteln und Formenkram. Es war die Auflehnung gegen eine klerikale Strömung, die die Mittel herschsüchtiger Politik in die Sphäre des Glaubens einführt und die maßregelt, die ihre religiösen Vorstellungen von innen aus bauen und sie nicht aus dem Reglement der Behörde gehorsam übernehmen.

Solche Tendenzen erwachsen in katholischen Ländern mit klerikaler Übermacht naturgemäß stärker als in protestantischen. Und sie sind des Akklamationserfolges sicher. Werkmann hat seine Kirchfeldersche Füllung aber künstlerisch sehr schlecht verpackt. Er steckte sie in ein schmökerhaftes Stück im Kalenderstil und voll Vorstadttheaterei. Grobe Schwarz-Weiß-Charakteristik herrscht, und die Absicht kommt außerdem dadurch verzerrt heraus, daß die Ausfälle gegen Bigotterie und Engherzigkeit der pharisäischen Honoratioren einem durch eigene Schuld verkommenen Bauern in den Mund gelegt werden.

Das „Kirchfeldersche" spielt auch bei Schönherr eine Rolle. Bitterkeit gegen die Geisteskron spricht daraus. Die Gemeinde bewilligt einem armen Jungen Stipendien und Freistelle, um nachher einen gefügigen Pfarrer an ihm zu bekommen. Züchtung zur Rechtgläubigkeit durch Wohltatszwang und die Auflehnung selbständigen Menschentums in der Verwicklung mannigfacher Konflikte schwebte ihm vor.

Im Juniheft des „Türmers" lasen wir eine sehr charakteristische Wiener Spiegelung dieser Welt und ihrer Schönherrschen Reproduktion. Die starke, miterlebende Anteilnahme an diesen spezifisch österreichischen Krisen, jenen tiefeinschneidenden Konflikten zwischen den Nationalen und Klerikalen sprach sich temperamentvoll aus. Man sah hier einmal deutlich, wie aus der echten, überzeugungsfesten Sympathie für eine gute Sache, für eine heimatliche Angelegenheit, eine gewisse Überschätzung der rein künstlerischen Qualitäten eines Werkes entstehen kann. Der Wiener Betrachter des „Sonnwendtages" fühlt in jeder Szene: tua res agitur, er hört den Appell an die politischen Führer und Parteien heraus, „nicht das Menschliche außer acht zu lassen, nicht den häuslichen Frieden zu morden und die innere Unschuld jugendlicher Seelen zu vergiften," und er weiß, der das sagt, das ist sein Mann, und es drängt ihn, ihm gleichgesinnt, dankbar die Hand zu drücken. Für das deutsche Publikum fällt solche Parteinahme, solch Interesse am latenten, politisch-pädagogischen Wesen dieses Dramas naturgemäß fort, wir hören es weniger mit Herzklopfen als mit der ruhigen Erwartung, was es uns zu sagen hat. Kein schon vorher bestehender Sympathiezusammenschluß, kein Konpatriotismus verbindet uns mit ihm. Wir sehen es nicht von vornherein mit den Augen der Liebe, sondern können es nur kritisch-künstlerisch wägen.

Schönherr nahm das dankbare Motiv des Bauernstudenten, jenes Mischwesens, das zwischen der Stadt und dem Lande steht, als Bauernjunge aufgewachsen und nun mit einem Male hinter die Bücher gesetzt. Gleichzeitig wird ihm Wissen und Dankbarkeit eingebläut, und während er mit schwerem Kopf lernt und hungert und friert bei der kärglichen Unterstützung, hört er dauernd von der Pflicht gegen seine Wohltäter. Erbitterung schwillt in ihm; der neue Boden, auf den man ihn verpflanzt, wird ihm früh verhaßt, und auf dem alten, auf der Bauernerde, findet er sich auch nicht mehr zurecht. Wenn er nicht gefügig ist und unterkriecht und seinen vorgeschriebenen Weg unterwürfig macht, verliert er den Halt, weiß nicht aus und ein und geht zugrunde.

Es gibt ein Buch voll starken Erlebens und voll echter Menschlichkeit, Arne Garborgs, des Norwegers, „Bauernstudenten", das in anschaulicher Kulturcharakteristik dies Thema behandelt und jene so fesselnde Mischungswelt mit ihren widerstreitenden, widerspruchsvollen Elementen uns innerlich darstellt.

Dies innerliche Darstellen fehlt Schönherr. Er sieht seinen Vorwurf nur als Theatraliker. Er sieht ihn in effektvollen Situationen mit Blitz und Knall und mit Sensations-Katastrophen. Und diese Situationen führt er — nein, zieht und schleppt er um jeden Preis an den Haaren herbei. Wir erleben nicht mit, wie etwas wird, sondern wir werden immer unvermittelt mitten in einen Auflauf, wo es drunter und drüber geht, hineinversetzt. Momentanerregung wird vielleicht dadurch bei Leichtempfänglichen ausgelöst, aber sicher keine tiefgehende, nachhaltige Teilnahme für die Geschicke der vorgeführten Menschen.

Zu deutlich auch sieht man das Schema und die rechnerische Anlage der Konfliktsverwickelungen. Von außen werden sie geschürzt, und nicht bilden sie sich voll zwingender Notwendigkeit von innen.

Der „Bauernstudent" ist der Rofner-Hans. Was für diese Gestalt dichterisch wichtig wäre, seine Umwandelung durch die städtischen Einflüsse, seine innere Neugestaltung, seine Auflehnung gegen die Vergewaltigung seiner Selbstbestimmung, das wird mit ein paar Worten schnell erledigt. Ohne daß wir den jungen Menschen kennen lernen, ohne daß wir in einen seelischen Rapport zu ihm kommen, bringt ihn Schönherr gleich in künstlich aufgeheizte Konfliktsszenen, denen wir nur kühl zusehen können. Schönherr läßt plötzlich in dem Dorf, in das Hans nach bestandenem Examen zurückgekehrt ist zur Mutter und seinem Bruder, dem Erben des Rofnerhofes, fünf Männer aufgehen, wie böse Geister in einem Intrigenspektakelstück. Der Theaterzettel nennt sie einfach „Städter", man wird nicht ganz klar über Nam' und Art, Agitatoren scheinen es, sie sprechen in vagen Freiheitsandeutungen, sie wollen wühlen und die Unzufriedenheit schüren und beim Sonnwendfeuer eine etwas unbestimmt-allgemeine Demonstration machen. Sie haben — Schönherr meint es aber dabei ernst — etwas Parodistisches. Und parodistisch wirkt auch ihr Sonnwendfest im vierten Akt, eine Rütlikarikatur, bei der die Aufklärer und Renommierverkünder der neuen Zeit allerlei Hokuspokus, faulen Feuerzauber mit Kräuterspuk und Zaubergereim treiben, während Schönherr die Gelegenheit — er ist sehr skrupellos — zu geschmacklosen Possentricks benutzt: der aufwiegelnde Schuster wird von seiner Schusterin im Triumph heimgeholt. Diese fünf Männer nun, vor allem ihr Führer Jungreithmair, den Schönherr als Fanatiker zeichnen will, aber nur als fatalen Kraftmeier herausbringt, müssen die Theaterkonfliktsmaschinerie in Gang bringen. Mutter und Sohn heißt die eine Konfliktsüberschrift, Bruder gegen Bruder die andere.

Der erste Konflikt ist verhältnismäßig leicht zu bewirken. Dieser Dramatiker hat seine Herrschaften am Schnürchen, und sie funktionieren willig. Jungreithmair erklärt dem Rofnerhans, er wäre ein Schuft, wenn er nicht seiner Mutter sofort die Wahrheit sagt, daß er nicht Geistlicher werden will, und wenn er ihn und die Genossen nicht zur Abhaltung der Sonnwendfeier auf die Rofnerwiese läßt, da die anderen Höhen durch die Wächter des vorsichtigen Gemeinderats vor den Agitationsfeuerwerkern geschützt sind.

Nach kurzem Anstandskampf entschließt sich Hans, Jungreithmair und Schönherr den Gefallen zu tun, und die erste Konfliktszene ist garantiert. Durchsichtig, grell, absichtlich wird sie herbeigeführt; durchsichtig, grell, absichtlich wird sie durchgeführt. In ihrem ersten Teil muß natürlich, um den schroffen Umschlag möglichst grausam zu machen, die alte Mutter immerzu von der künftigen Priesterherrlichkeit des Sohnes schwärmen, sein altes Ministrantenkleid herauskramen und fromme Jugenderinnerungen hervorholen. Schönherr hat, so wenig er uns sonst in die Bedingungen und das Wesensgefüge dieses Hans eingeweiht, uns doch vorher den Eindruck eines weichen, an der Mutter hängenden Gemütes gegeben. Wenn wir ihn jetzt der alten Frau mitten in ihre Erinnerungen hinein seine Absage schreien hören und ihn von der erschüttert Zusammensinkenden roh fortstürzen sehen, so kommt diese Handlung nicht aus seiner Person, sie überzeugt nicht, sondern sie kommt ernüchternd deutlich aus der Absicht des Dramatikers, katastrophische Situation aufzutischen um jeden Preis.

Um die katastrophische Situation nun auch zwischen den Brüdern zuwege zu bringen, bedarf es eines etwas umständlicheren Apparates.

Dem Bruder, dem Bauern, der gegen den „Studierten" die Geringschätzung des hart im Schweiße seines Angesichts Arbeitenden hat, wären ja die inneren Angelegenheiten seines Bruders, diese Weltanschauungssorgen um alten oder neuen Glauben höchst gleichgültig. Sollen sie zu einem Konflikt führen, so müssen sie sich für den Bauern in eine reale, Lebensinteresse bedeutende Beziehung umsetzen. Dafür wird bald gesorgt. Im Amtsbuch entdeckt man einen Revers, wonach die Rofners die Erziehungsgelder zurückgeben müssen, falls Hans nicht geistlich werden sollte. Nun steht des Bauern ganze Existenz auf dem Spiele, das eben erst mühselig erbaute Häuschen wird der Versteigerung verfallen; er sieht sich und sein Weib ausgetrieben und sein ungebornes Kind schon im Mutterleib heimatlos. Und nun entschließt er sich zu dem Konfliktsgang.

Oben auf der Rofnerwiese, beim Sonnwendfeuer, begibt er sich. Der Bauer, die bestgelungene Gestalt des Stückes, ein schwerfälliger, gedrückter Sorgenknecht, redet, von Schönherr echt und richtig getroffen, stammelnd, aber aus tiefer Herzensnot, eindringlich, beschwörend auf den jungen ein, er solle ihn und sich retten, er soll von den fremden Männern gehen und zu den Seinen zurückkommen. Durch die Bitten klingt etwas durch von dem herben Gefühl jahrelanger Zurückgesetztheit des Bauern gegen das Hoffnungskind, aber es ist mehr mürbe Bitterkeit als jäher Haß. Hans aber reagiert darauf nicht proportional, sondern unmotiviert maßlos. Des Bruders Worte sind so gefühlsbewegend, daß sie in ihm noch einmal einen Kampf aufrühren müßten, allenfalls wäre es auch möglich, daß er, die Anwandlung weichen Gefühls gewaltsam unterdrückend, mit zusammengepreßten Lippen sich abwendete. Aber diese psychologisch immerhin begründete Möglichkeit genügt Schönherr nicht. Jetzt braucht er den großen Coup de foudre, ganz gleich, wie er zustande kommt. Und so zwingt Schönherr seinen Hans zu der Unmöglichkeit, dem Bruder in diesem Augenblick ein unflätiges Schimpfwort entgegenzuschleudern. Dadurch erreicht Schönherr das Ziel seiner Wünsche: den Brudermord. Der Bauer schlägt zu und Hans stürzt. Ein gewalttätiger Dramatiker, er schreckt vor nichts zurück. In seiner Wirkungstechnik bleibt er übrigens nicht einseitig. Nachdem er in den ersten Akten mit Lärm Theatralik gemacht hat, zeigt er im letzten Akt, wie man auch in der Stille fast wortlos theatralisch sein kann. Er fügt den Szenen heftig tobender Reden und Gebärden einen pantomimischen Epilog an.

Die alte Rofnermutter sitzt an der Bahre ihres erschlagenen Sohnes, und den andern führen die Gendarmen ab. Ihre Silhouetten sieht man durch das Fenster. Zusammengesunken sitzt sie da. Dann aber steht sie auf, räumt den kleinen Hausaltar ab, die gläsernen Vasen mit dem Rosmarin, die ewige Lampe, das Muttergottesbild und packt es in die Lade. Schwer fällt der Deckel darüber.

Das bedeutet zweifellos, sie hat ihren Glauben eingesargt. Wirkung macht das, aber — wer kann gegen seine Skepsis, und Schönherr ist nun einmal durch das Vorleben der ersten Akte ein sehr verdächtiger Kantonist in bezug auf Wirkungspekulation — man fragt sich, hat die Greisin in ihrem völlig erstarrten Schmerz wirklich die innere Entschlußfreiheit, solche symbolische Handlungen aufzuführen? Noch eins ist dabei merkwürdig, die Rofnerin kann doch eigentlich kaum begreifen, was da geschehen ist, und wie das ward. Aber sie tut den

Mund zu keinem entsetzten Schrei auf, zu keiner verzweifelten Frage. Warum? Schönherr hat diesen Akt auf Stille angelegt, und seine Kreaturen müssen parieren. Es lebe die Wirkung, pereat humanitas.

Man muß diesen Dramatiker so scharf herannehmen und so ausführlich über ihn plädieren, weil er trotz aller Einwände keineswegs einen gleichgültigen Faktor für unsere Bühnen darstellt. Es muß auch Theatraliker geben, man kann diese vielköpfigen Molochs der Schauspielhäuser, die jeden Abend voll gemessene Kost haben wollen, nicht immer nur mit Geistes- und Geschmackfinessen speisen. Es kann auch mal derber Zugerichtetes dazwischen geben. Das besorgt die Theatralik. Der Theatralik ist die starke Situation die Hauptsache, der psychologischen Dramatik die innere Entwicklung der Menschen zu gewissen Lebenssituationen, in denen Krisen zum Austrag kommen.

Nun muß aber auch die Theatralik, wenn sie ihre Situation schon nicht so zwingend aus den seelischen Bedingungen herleitet, doch wenigstens darauf achten, daß die Situationen nicht geradezu im Widerspruch zu diesen seelischen Bedingungen stehen. Das ist der schlimme Fehler des „Sonnwendtags“; in seinen „Bildschnitzern“ war Schönherr vorsichtiger und abwägender. Wenn er sein unleugbares Geschick, Situation hinzustellen und abwickeln zu lassen, in schärfere Kontrolle nimmt und seinen Personen, statt auf die stampfenden Füße und die aufgereckten Arme, auch etwas mehr in Herz und Nieren sieht, dann kann er ein ganz brauchbarer Nährvater des Repertoirs werden.

* * *

Das „Kirchfeldersche“ österreichischer Anzengruberepigonen zeigte sich wirksam auch in einem deutschen dramatischen Anfänger, der unter dem Pseudonym Ernst Möller im Neuen Theater eine Pfarrhaustragödie, „Pastor Hansen“, zur Aufführung brachte.

Das „Kirchfeldersche“ ist darin. Denn der Pfarrer, um den es sich hier handelt, ist ein Mann ohne Menschenfurcht, der nur seinem Gott die Rechenschaft schuldet; er ist ein Mensch des Herzensglaubens und nicht ein Sklave der starren Autorität des Buchstabens. Sein Konflikt mit dem Konsistorium ist das Motiv; es ist der Konflikt persönlicher Frömmigkeit, die ihrer unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nacheifert, mit den Grundsätzen einer gewissen kirchlichen Politik, die jede neuere Idee als gefährlich, umstürzlerisch verwirft, und die ihre Diener, wenn sie darin nicht unbedingt Gefolgschaft leisten, mit eiserner Strenge ausmerzt. Der Pastor Hansen trägt in sich die Idee sozialen Christentums, er stammt selbst aus der Niederung, er ist auch ein „Bauernstudent“, er kennt die Not der Mühseligen und Beladenen, er sieht auch in den Niedrigsten seine Brüder und zu den Armen und Bedürftigen fühlt er sich am ersten gesendet.

Hierin gerät er in schroffen Gegensatz zu seinem Kirchenpatron, dem Großgrundbesitzer und Feudalherrn. Der führt zusammen mit seinem Güterdirektor streng absolutistisches Regiment, die Brüderlichkeitslehre und das weiche Mitleidstum des neuen Seelsorgers sind ihnen sehr unbequem. Und als der gar einen entlassenen Arbeiter mit seiner schwangeren Frau im eigenen Hause aufnimmt, sieht der Kirchenpatron und mit ihm die Kirchenbehörde darin die offene Unterstützung der Unbotmäßigkeit.

Da gleichzeitig im Pfarrhaus ein Familienkonflikt ausbricht — die Frau Hansens geht mit dem Güterdirektor durch —, benutzt man diesen Eklat, um ihn

zum Abschiedsgesuch zu nötigen, vorbehaltlich einer Wiederanstellung nach Vollzug der Scheidung. Als diese aber erledigt, wird ihm die Wiederaufnahme verweigert. Eine poetische Gerechtigkeit sorgt jedoch dafür, daß dem Exilierten gerade in der Frau seines Widersachers, jenes Barons und Kirchenpatrons, eine Gönnerin ersteht. Sie gibt ihm das Geld zum Bau einer Kapelle, er kann sich so eine Wahlgemeinde gründen und auf eigenem Grund und Boden dem reaktionären Nachbar den Text lesen. Und man weiß nicht, was sonst noch werden mag, wenn nicht der Vorhang fiele.

In der Gesinnung steckt hier Ernst und Freiheit, aber als Kunstwerk ist dies Stück sehr schlecht. Man merkt das Erlebte, aber es ward keine Distanz dazu gewonnen. Keine überlegene Gestaltung nahm den Stoff in die Hand; Erbitterung und Gehässigkeit sprach mit und verzerrte das Bild.

In den Parteien des Pastors und des Patrons werden nicht charakteristische Anschauungen gegeneinander geführt, die jede in sich für ihren Träger innere Begründung haben. In erregter Parteinahme wird auf den Pastor nur alles Gute gehäuft, der Baron dagegen wird nur zur Karikatur der Beschränktheit, der Güterdirektor zum abgefeimten Theaterintriganten, der geistliche Vorgesetzte zum starren Großinquisitor.

Und wie diese öffentliche Handlung wird auch die intime und private — der Ehekonflikt zwischen dem Pfarrer und seiner Frau, und die Seelenverwandtschaft zwischen dem Pfarrer und der Baronin — durchaus parteilich gefärbt. Die Beziehungen psychologischer Natur werden dazu nicht in ihren inneren Fäden bloßgelegt, sondern künstlerisch roh nur als Stoff dargeboten. Der Dramatiker macht keinen Versuch, die Verschiedenheiten der Gatten, die Entwicklung dieser Verschiedenheiten in der Gemeinschaft, die Entdeckung des illusionistischen Irrtums darzulegen und die Annäherung an den Güterdirektor zu motivieren. Sie ist eben ein schlechtes Weib und geht ihrem Manne durch, das sagt alles. Es ist noch gnädig von Möller, daß er die Heirat zwischen den Durchgegangenen vermittelt. Der Güterdirektor sieht nach seinem Charakterbild im Stück nämlich gar nicht so aus, als ob er zu solcher legitimen Fesselung Neigung hätte.

Innerlich wird also in dieser Dramatik nicht viel geleistet, dagegen — was sehr auffällt — wiederholt der parteiliche Dramatiker dreimal eine Szene, in der die untreue Pastorenfrau schwere Demütigungen und Beschimpfungen zu hören bekommt. Und ihr wird als reines Gegenbild, als Frau sonder Schuld und Fehl, die Baronin gegenübergestellt. Verstimmt fühlt man Absicht.

Dies Stück ist lehrreich. Es stammt offenbar von einem Manne, der schwere innere Erlebnisse durchmachte. Als er die Erlebnisse aber fassen und zum Gebild gestalten wollte, verwandelten sie sich unter seinen Händen zu wesenlosen und seelenlosen Theaterbildern, und nur aus einem seltenen Wort erkennt man hier und da, daß der Mann in Schmerzen geschrieben. Das Erleben weckt nur in Schöpfernaturen das Schaffen.

**Felix Poppenberg.**



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Was ist Elektrizität?

Die Physik sucht noch immer eine bündige Antwort auf die Frage nach dem wahren Wesen der Elektrizität. Seit dem Auftreten Maxwells, des berühmten englischen Physikers, gelten Elektrizität und Magnetismus als Wellenbewegungen, deren Schwingungen mit denen des Lichts und der Wärme identisch sind. Und diese Theorie hat auch der nicht minder berühmte Deutsche Heinrich Hertz experimentell bewiesen, indem er elektro-magnetische Wellen erzeugte, die denselben Gesetzen folgen, wie die weit kürzeren Wellen, die wir als Licht- oder als Wärmestrahlen wahrnehmen. Bei der drahtlosen Telegraphie kommen diese Hertzschen Wellen zur Anwendung. Indes wirklich gelöst ist mit der Maxwell-Hertzschen Theorie nur das Problem der Ausbreitung elektro-magnetischer Wellen. Nicht aber die Frage nach dem Wesen der Elektrizität und des Magnetismus. Neuerdings hat die Elektronentheorie viel von sich reden gemacht. Wie die Materie aus kleinsten, nicht weiter mehr zerlegbaren Teilen, Atomen, bestehen soll, so auch die Elektrizität; und deren Atom hat man Elektron genannt. In einer Lösung von Kochsalz, das chemisch als Chlornatrium aufzufassen ist, d. h. also in seinen kleinsten, noch zerlegbaren Teilen, den Molekülen, aus je einem Atom Chlor und einem Atom Natrium besteht, soll das Natriumatom mit einem positiven Elektron verbunden sein, das Chloratom mit einem negativen. Jedes Elektron sendet eine Welle aus, die trifft auf ein anderes Elektron und setzt es in Bewegung. Aber auch eine Lichtwelle, die einen Körper trifft, versetzt die in ihm enthaltenen Elektronen in Schwingungen. Also auch nach dieser Theorie die Übereinstimmung der elektrischen und der Lichtwellen hinsichtlich ihrer Ausbreitung. Für das Wesen der Elektrizität ist auch hiermit nichts bewiesen. Und so mag Arthur Wilke schon recht haben, der in der „Zentralzeitung für Optik und Mechanik" ausführt, daß auf die Frage „Was ist Elektrizität?" eine Antwort nicht nur noch nicht erteilt sei, sondern überhaupt nie erwartet werden könne. Denn die Frage enthalte in sich schon einen Irrtum. Unsre Erkenntnis der Natur wird uns durch die fünf Sinne vermittelt, aber es gibt Kräfte in unserer Umgebung, die auf unsere Sinne nicht wirken und uns daher durch sie auch nicht verraten werden können. Entdeckt werden sie erst dann, wenn sie mittelbar unseren Sinnen zugänglich gemacht werden. Wie das geschieht, lehrt z. B. eine solche Entdeckung wie die der Röntgenstrahlen. Die Naturvorgänge, die unsere Sinne unmittelbar beeinflussen, bilden nur einen kleinen Teil der Gesamtheit. Die sinnlich nicht wahrnehmbaren Vorgänge dagegen gelangen doch schließlich in den Bereich unseres Fassungsvermögens, indem sie sich fortpflanzen, sich umwandeln und andere Geschehnisse veranlassen, die auf unsere Sinne wirken. Als Beispiel können uns die chemischen Kräfte dienen. Durch die Betätigung solcher können zwei unserer Sinne, nämlich Geschmack und Geruch, erregt werden, die aber so unvollkommen entwickelt sind, daß sie für unsere wissenschaftliche Erkenntnis nicht viel zu bedeuten haben.

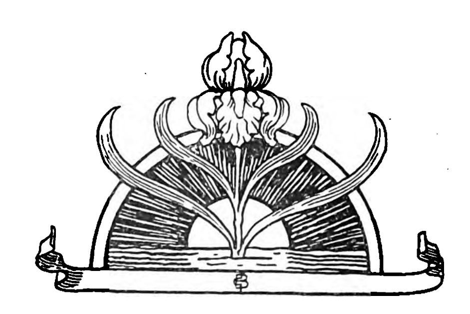
Wenn wir von der Chemie nicht mehr wüßten, als wir durch Geschmack und Geruch von ihr erfahren, so würde es recht schlecht um unsere Gelehrsamkeit auf diesem Gebiete bestellt sein. Die chemischen Vorgänge aber beeinflussen glücklicherweise auch die mechanischen und optischen Zustände und werden uns dadurch sichtbar als Veränderungen im Raum und als Umwandlungen der Farbe. Letztere spielen im Vergleich zu ersteren nur eine geringfügige Rolle in der Forschung. Die Beobachtung der Veränderungen im Raum muß die Grundlage für die wissenschaftliche Betrachtung und Vertiefung sein. Auch die Elektrizität ist, wie noch andere Begriffe von Kräften, nur eine Hilfsvorstellung, um eine Reihe von Erscheinungen im Raum zu erklären. Gilbert, der englische Physiker, Leibarzt der Königin Elisabeth, und Verfasser der ersten Abhandlung über Elektrizität, hat sie vor etwa 250 Jahren geschaffen, indem er gewisse Vorgänge auf die Äußerungen oder Wirkungen einer Kraft zurückführte, die er Elektrizität nannte. Die späteren Forscher behielten seine Anschauung bei, weil sie eine große Zahl von natürlichen Vorgängen einheitlich zusammenfaßte. Wenn man nun aber meint, es gebe da draußen in der Natur etwas Gesondertes, das unserer Vorstellung von Elektrizität entspricht, so ist das ein Irrtum. Die Vorstellung besteht nur in unserem Geist, der eine Anzahl gleichsam telegraphischer Zeichen aus der Außenwelt in einen Kreis gebannt und dessen Inhalt Elektrizität benannt hat. Was in der Natur selbst den in diesen Vorstellungskreis enthaltenen Vorgängen entspricht und wie ihre Ursachen zusammenhängen, wissen wir nicht. Höchstens kann soviel mit Gewißheit behauptet werden, daß die von uns beliebte Zusammenfassung in der Natur nicht vorhanden ist, und daß es also keine individuelle Naturkraft der Elektrizität gibt. Wenn wir diese Geburt unserer geistigen Vorstellung auf wirkliche Raumvorstellung zurückführen könnten, so würde dadurch vielleicht noch nicht einmal etwas gewonnen sein, denn auch sie würde sich weiterhin nicht erklären lassen, so daß nur ein neuer rätselhafter Begriff an die Stelle des alten getreten wäre. Es geht wohl mit allen unseren Vorstellungen von der Natur und ihren Kräften so, und die Frage: „Was ist ...?“ läßt sich überhaupt nicht beantworten, gleichviel worauf sie sich bezieht. Wir können nicht weiter kommen als bis zu einer Verknüpfung unserer Vorstellungen und zum Aufbau einer höheren Vorstellung durch die Zusammenfassung einzelner.

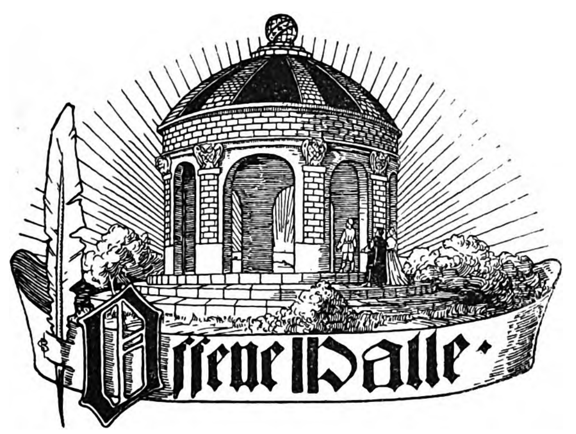


## Die Zunahme der Erdbevölkerung.

Der königlichen statistischen Gesellschaft zu London hat Major Craigie kürzlich Tafeln vorgeführt, die gegenüber dem 19. Jahrhundert einen ganz ungeheuren Zuwachs der Erdbevölkerung feststellen. Wenn auch die ziffernmäßigen Belege nicht ganz zuverlässig sein können und namentlich für China und Rußland noch ziemlich mangelhaft sind, so geben sie doch im großen Ganzen einen Überblick über die Veränderung der Erdbevölkerung während der letzten 70 Jahre. Und da zeigt sich bei der europäischen Bevölkerung allein schon

ein Anwachsen von 216 auf 400 Millionen. Ähnlich wird es in Asien und Afrika gewesen sein, in Amerika aber ist die Bevölkerung seit 1830 gar um das dreieinhalbfache gewachsen. Demnach trägt die Erde heute rund 1600 Millionen Menschen, während sie vor 70 Jahren erst 847 Millionen zählte. In Europa steht Deutschland an der Spitze. Seine Bevölkerung hat sich in dem angegebenen Zeitraum um 88 % vermehrt. Die Englands um 70,5 %. Österreich-Ungarns um 57,3 %, Frankreichs nur um 20 %. Wenn also in England früher für zehn Personen Wohnung und Unterhalt zu beschaffen war, ist es jetzt für siebzehn notwendig. Den Löwenanteil an der ungeheuren Zunahme haben natürlich die großen Städte, zumal seitdem durch die neuen Verkehrsmittel es möglich geworden war, den Städten die notwendigen Lebensmittel von überall her zuzuführen. Die drei Städte London, Paris, Berlin allein haben nicht weniger als zusammen 11 Millionen Einwohner. 149 Städte zählen mehr als je 100000, wogegen am Anfange des 19. Jahrhunderts es nur 21 solcher Großstädte gab; und während jene 21 nur 5 Millionen Einwohner hatten, leben jetzt in den 149 Städten zusammen 47 Millionen. London hat 4½ Millionen, und seine Vorstadt Islington ist größer als Antwerpen, St. Pankras größer als Genua. Major Craigie sieht in dem immer mehr sich steigernden Hinströmen der Landbevölkerung nach den Großstädten eine schwere Sorge für die Zukunft. Im übrigen weist er freilich auch darauf hin, daß mit der Erdbevölkerung der Reichtum ebenfalls zugenommen habe. Denn ausnahmslos in allen Ländern seien die Grund- und Bodenwerte, die Ein- und Ausfuhrsteuern, die Einkommensteuer u. s. w. gestiegen. Im Jahre 1833 habe der Vermögensanteil des Einzelnen nur gegen 3000 Mk. betragen, heute rund 5500 Mk.






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

# Zu Klingers Beethoven.

Ist es eine künstlerische Tat oder eine Verirrung?

Das sind die Extreme von hundert Fragen, die beim ersten Anblick des Bildwerks auf uns einstürmen.

Von vornherein möchte ich nicht mit denen rechten, für die ein plastisches Kunstwerk nur Wert hat, wenn der Marmor hübsch weiß geblieben ist. Wer den alten Griechen ein intimeres Kunstgefühl zutraut, kann nicht glauben, daß Phidias oder Praxiteles ihren Mitbürgern mit völlig farblosen Statuen imponiert hätten, in einem Lande, wo alles in Licht und Farbe getaucht erscheint. Wer im Museum des Vatikans einen Marmorsarkophag aus der Kaiserzeit genau betrachtet hat, wird sich durch den Augenschein überzeugt haben, wie wirkungsvoll die feinen Randverzierungen sich auf dem rotgemalten Untergrund abheben. Damit erledigen sich alle Verdammungsurteile, die auf die Mehrfarbigkeit des Kunstwerks gegründet werden.

Aber die Nacktheit? Wirkt sie nicht als ein Anachronismus sondergleichen und also durchaus unkünstlerisch?

Es ist richtig: der Beethoven, der im März 1827 in Wien begraben wurde, ging bis an sein seliges Ende in Vatermördern, im langen Gehrock und mit dem Zylinder im Nacken unter seinen Mitmenschen spazieren. Allein, was so selten geschieht: schon zu seinen Lebzeiten hatten die meisten, die von ihm wußten, den Eindruck, daß er zu den Großen gehöre, und seit zwei Generationen sieht die gebildete Menschheit in Beethoven den gewaltigen Heros der Tonkunst, dessen ebenbürtiger Nachfolger noch nicht geboren ist. Wer aber will dem Künstler das Recht bestreiten, eine Idee, die in der Vorstellung von Millionen lebt, malerisch oder plastisch, oder — wenn sein Genius ihn treibt — malerisch-plastisch in die Wirklichkeit zu übertragen? Klinger hat nur von seinem guten Rechte Gebrauch gemacht, als er den Helden der Tonkunst so gestaltete, wie die Kunst überhaupt

lange Zeit hindurch ihre Helden zu bilden pflegte: als Halbgott, der einer irdischen Gewandung nicht mehr bedarf. Die Nacktheit des Bildes kann also kein Grund sein, das Kunstwerk als verfehlt abzulehnen.

Die Sache selbst ist damit nicht erledigt.

Es entsteht die Frage: Hat Klinger seinen Beethoven dem modernen Menschen nahe genug gebracht? Liegt nicht für unser Empfinden etwas Äußerliches, Fremdes, Gesuchtes in einer Auffassung, die vor anderthalbtausend Jahren noch natürlich war, seitdem aber nur künstlich und in symbolischen Darstellungen lebendig erhalten wurde?

Um es gleich zu sagen: Die Frage der Nacktheit ist nicht für sich allein zu beantworten. Sie schließt eine andere in sich, die auf den Kernpunkt der künstlerischen Beurteilung führt.

Was ist von dem ganzen Aufbau zu halten? Wie verhält sich der Kopf, der für uns, im Gegensatz zur Antike, nicht nur schöne Form, sondern Träger einer Gedankenwelt, die Werkstätte individuellen Geisteslebens ist, also im eminenten Sinne die Hauptsache darstellt, zu dem fein erdachten und meisterlich durchgeführten Beiwerk? Mir will scheinen: Kopf und Beiwerk bilden ein untrennbares Ganzes. Der reichgeschmückte Sitz, die blitzenden Lehnen, die Engelsköpfe, der symbolische Adler, alle diese Teile sind künstlerisch koordiniert. Nur aus ihrer Vereinigung entsteht das Bild, das sich der Künstler von der universalen Bedeutung Beethovens gemacht.

Hier liegt die Stärke und die Schwäche des Werkes. Die Stärke; oder wer wollte den Wert der Einheitlichkeit bei einem Kunstwerk nicht aufs höchste schätzen? Die Schwäche; denn ich behaupte, das Beiwerk ist da, weil es da sein muß. Dem Kopf aber, so durchgeistigt er ist, fehlt das Überwältigende, das Große. Dieses Haupt eines Unsterblichen scheint nicht hingedonnert, sondern sorgfältig angebracht neben vielen anderen schönen und kostbaren Dingen, Dingen, die nach der Überzeugung des Künstlers da sein müssen, um Eindruck zu machen und jeden Zweifel an seiner Künstlerschaft siegreich abzuwehren. Das tun sie redlich, die fehlende Größe ersetzen sie nicht.

So hat Klinger seit seiner ersten Entwicklung gearbeitet. In seiner Seele schaut er zuerst das Fertige, am Fertigen das Äußere. Er berauscht sich im voraus an der Wirkung seiner Kunst, die in jedem einzelnen Teile zur Geltung kommen soll. So wird auch am Beethoven der Kopf zu einem Teil des Ganzen. Der Kopf ist nicht mehr Hauptsache im eminenten Sinne, nicht mehr alles überragender Träger der künstlerischen Idee und darum nicht das, was er sein soll: die Verkörperung jenes Riesengeistes, der das Ringen mit dem Schicksal, allen Jubel und alles Weh der Menschenseele in Tönen nachzuschaffen wußte. Wir sehen Jupiters Adler, wir vermissen das olympische Haupt. Diese niedrige Stirn bannt jede Illusion.

Stucks Beethovenbild wirkt machtvoll und erhaben ohne jedes Beiwerk, und es stellt einen Toten dar. Die Augen sind für immer geschlossen, die hehre Gedankenwelt des Meisters aber wird nicht in Äonen untergehen. So steht es deutlich auf dieser gigantischen Stirn. So schafft ein Künstler, der von innen nach außen arbeitet.

Bei Klinger finden wir das Gegenteil. Deshalb geht es nicht an, Klinger neben Michelangelo zu stellen. Die hehren Gestalten der Grabkapelle zu Flo-

renz sind ganz innerlich; ohne jedes Beiwerk wirken sie überwältigend und doch befreiend. Solche Innerlichkeit leuchtet bereits aus dem Jugendwerk desselben Meisters, der Pietà in der Peterskirche zu Rom.

Das freilich darf gesagt werden, daß seit den Tagen des großen Florentiners nur wenige Künstler in der technischen Behandlung des Marmors, in den Feinheiten der mimischen Beobachtung, im zarten Spiel der Muskeln, in der Wärme des Fleischtons so Vollendetes geleistet haben wie Klinger.

Die Berechtigung und Notwendigkeit des symbolischen Beiwerks im Sinne des Künstlers wird ohne weiteres zugegeben. Die Wahl der dargestellten heidnischen und christlichen Persönlichkeiten soll hier nicht ästhetisch gewürdigt werden, auch nicht die dekorative Wirkung des Bronzesessels, der Onyxdecke und der Elfenbeinköpfchen, die aus der emaillegeschmückten Rücklehne herausragen. Nur das soll betont werden, daß die äußerliche Auffassung Klingers in dem reichen, kostbar ausgeführten Beiwerk ebenso hervortritt wie in der Hauptfigur selbst. Wir bemerken sie dort am meisten, wo Innerlichkeit am meisten gefordert wurde: in der Reliefdarstellung der christlichen Idee.

Ohne Christus, den am Kreuze gestorbenen Heiland, ist Christentum nicht denkbar. Klinger zeigt uns also das Kreuz, aber nicht in knapper Symbolik den Kreuzesstamm mit dem Gekreuzigten allein, „von Glorienlicht umflossen", sondern in breiter, realistischer Schilderung die ganze Szene auf Golgatha.

Was hat aber eine zufällige, kriminalpolizeiliche Maßnahme, wie die Exekution der beiden Straßenräuber, mit dem universalen Charakter des Christentums zu schaffen? Die Idee vom Opfertod des einen, „der den Schuldbrief ans Kreuz heftete, der gegen uns gerichtet war" (Kol. 2, 14), wird zweifellos durch die Anwesenheit der beiden anderen Kreuze künstlerisch beeinträchtigt. Doch vielleicht wollte der Bildhauer eine wirkungsvolle Gruppierung, eine Fülle schöner Linien gewinnen? Nichts weniger als das. Klinger benützt die Gelegenheit, um die Person des Heiligsten durch eine häßliche Bewegung zu entstellen. Wenn der realistisch denkende Künstler die heutige Anschauung verwirft, weil die Annagelung der Füße übereinander anatomisch unmöglich ist, warum greift er nicht auf das historisch und ästhetisch berechtigte Motiv mit den beiden Nägeln zurück, wie die byzantinische Kunst und das frühe Mittelalter? Warum sind die Beine auseinandergezerrt, was geradezu abstoßend wirkt?

Vielleicht, so höre ich sagen, haben die Henkersknechte es wirklich so gemacht und die Füße von der Seite angenagelt. Doch ich frage: Handelt es sich um eine antiquarische Schrulle oder um einen künstlerischen und ethischen Wert? War es dem Talente des Künstlers versagt, in seiner Darstellung der Kreuzigung Schönheit mit Wahrheit zu verbinden, oder wollte er es nicht? In beiden Fällen ist sein Ruhm nicht groß ...

Zur Idee der christlichen Religion gehört die Predigt des Evangeliums und die Verdrängung heidnischen Wahns.

Im Vordergrunde der Kreuzigungsszene bemerken wir eine Apostelfigur, die sich gebieterisch gegen Aphrodite wendet. Die Figur ist wesentlich typisch. Sie repräsentiert eins der gewaltigsten und zugleich geheimnisvollsten Ereignisse der Weltgeschichte: die Überwindung des Aberglaubens, der Sinnlichkeit und Grausamkeit des Heidentums durch die Religion der Liebe, durch die christliche Zivilisation. Es wird allseitig zugestanden, daß an diesem Werke öfters



Menschen gearbeitet haben, die nur wenig oder nichts vom christlichen Ideale in sich trugen. Trotzdem bleibt das Wort von der Religion der Liebe historisch berechtigt und besitzt typischen Wert. Klinger aber will davon nichts wissen. Er sucht sein Motiv nicht etwa unter den traditionellen Apostelgestalten eines Albrecht Dürer, sondern gefällt sich in der Tendenz und findet in einem wutschnaubenden Peter von Arbues das passende Vorbild für seinen Apostel.

Wer in die Öffentlichkeit tritt, wird der Öffentlichkeit verantwortlich. Deshalb werden künstlerische Verfehlungen nicht verbessert und noch weniger gerechtfertigt durch die einfache Behauptung: car tel est notre plaisir. Die Souveränetät des Künstlers findet ihre Grenzen in dem ethischen Empfinden der Mitwelt.

Wollte Klinger sich mehr vertiefen, mehr aus dem Wesen seines Gegenstandes heraus arbeiten, er würde immer mehr an künstlerischer Bedeutung gewinnen, er würde auch von selbst Dinge vermeiden, die nur der Sympathie eines kleinen Kreises begegnen und den monumentalen Charakter eines groß angelegten Kunstwerkes beeinträchtigen. Nicht der Tagesmode darf der Künstler folgen, soll für alle Zeiten Glück und Freude seinem Werke entströmen.

Auch für das Gebiet ästhetischen Genießens gilt Nietzsches gedankenschweres Wort: Denn alles Glück will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.

**Dr. Johannes Moser.**

* * *

Auch aus den obigen Ausführungen Dr. J. Mosers geht hervor, daß der Grund, weshalb Klingers „Beethoven" bei keinem restlos aufgeht, nicht in einzelnen Äußerlichkeiten liegen kann. Dann würde man ja auch leichter feststellen können, wo der eigentliche Fehler oder, wie man sich wohl besser ausdrückt, das Fehlende liegt. Das Fehlende oder auch das Zuviel, das den einheitlichen Eindruck zerstört. Die Meinungen sind da grundverschieden. Dr. Moser findet die Schwäche im Kopf, andern zerstört das Beiwerk alles, wieder andern die aufs Äußerliche zielende Pracht des Materials. Ich glaube, der Grund liegt tiefer, liegt darin, daß bei diesem Kunstwerk die drei wesentlichsten Momente künstlerischen Schaffens nicht zur höheren Einheit geworden sind.

Zwischen dem ursprünglichen schöpferischen Schauen der Phantasie, der Vertiefung dieses Bildes durch den Geist und der Verkörperung des Ganzen in der Materie klaffen Risse.

Klingers „Beethoven" gehört zu jenen plastischen Werken, die nicht Wiedergabe einer körperlichen Erscheinung, sondern Verkörperung einer Idee sind. Diese Idee ist aber ursprünglich nicht „Beethoven", sondern „Künstlerschaffen", und zwar der Schmerz künstlerischen Schaffens. Man spricht so oft von der Schöpferwonne des künstlerischen Schaffens und vergißt dabei, daß dieses nicht bloß wonniges Zeugen, sondern auch unter Schmerzen Gebären ist. Das bezeugen alle Ewigkeitskünstler; am stärksten offenbart es aber Beethoven, dessen Werke fast ausnahmslos das mühselige Ringen der Seele aus der Nacht zum Licht durch Kampf zum Sieg verkünden.

Es war also ein vorzüglicher Gedanke, ein unmittelbares inneres Schauen, gerade Beethoven zur Verkörperung dieser Seite des künstlerischen Schöpfungsprozesses zu wählen. Und das kommt hier auch glänzend zum Ausdruck. Die

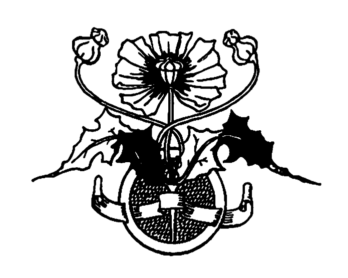
geballte Faust, der vorgebeugte Körper, das im Trotz, wie beim Stoß des Kampfstiers vorgestreckte Haupt, die krampfhafte Spannung in allen Zügen: in diesem Manne kreißt eine Welt; sie muß heraus, wenn sie ihn nicht sprengen soll.

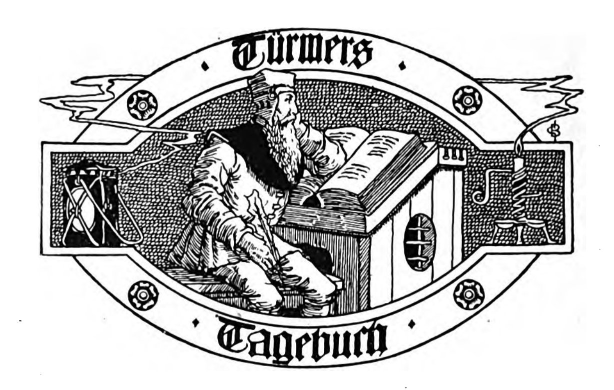
Es ist möglich, daß diese ursprüngliche Idee dem Künstler selbst kaum unvermischt zum Bewußtsein gekommen ist. Jedenfalls muß der Prozeß sehr früh liegen, wo dem Künstler das Ausdrucksmittel eines andern Gedankens zum Gedanken selbst wurde. Hatte der Künstler zuerst eine allgemeine Eigenschaft künstlerischen Schaffens an dem Einzelfall Beethoven darstellen wollen, so wollte er nun die Persönlichkeit Beethoven geben. Man erkennt, wie leicht es so kommen konnte. Die erste Absicht ist der vielleicht blitzschnell gekommene Einfall der Phantasie; das vor uns stehende Werk ist die im Verstand weiter entwickelte Auffassung. Jene ursprüngliche Idee liegt in der Gestalt Beethovens selbst, alles Spätere im Beiwerk.

Es liegt aber auch ein Zwiespalt zwischen Inhalt und Form. Klingers innerste Natur, diese eigenartige Mischung von romantischer Phantastik und bohrendem Grüblersinn, kommt am reinsten und reichsten in der Radierung zum Ausdruck. Die leichte Radiernadel folgt jeder Eingebung, und die beschränkte Sinnlichkeit dieses Ausdrucksmittels begünstigt ein Herausarbeiten zahlreicher Einzelheiten. Der Plan zu diesem Beethoven wurde zu einer Zeit gefaßt, als Klinger sonst plastisch noch nicht tätig war. In der Tat ist sehr viel an dem Werke nicht plastisch. Ich erinnere nur an die Engelsköpfchen an der Stuhllehne, die, so schön sie an sich sind, beängstigend und drückend wirken. Der Mann kann sich ja nicht zurücklehnen, ohne mit ihnen zusammenzustoßen. In der Radierung hätten sie leicht das unkörperlich Geistige erhalten können, das sie ja in der Tat sind und bedeuten.

Dieses scheinen mir die Gründe zu sein, weshalb Klingers „Beethoven“ wohl eine künstlerische Tat, aber kein geschlossenes Kunstwerk ist.

**Dr. Karl Storck.**






## „Umsturz“! — Die Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen. — Verdirbt die Politik den Charakter? — Sensationen.

„... Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als pestverdächtig zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen. ...

„In der Tat, hinsichtlich des Umsturzes haben sämtliche Parteien sich wenig vorzuwerfen. Sie verfolgen alle letzte Zwecke, deren Erreichung der Untergang der bestehenden Ordnungen sein würde. Davon ist die Moral, daß kein politisches Gemeinwesen die Parteien entbehren kann, aber auch keines des Gegensatzes der Parteien; daß die eine durch die anderen beschränkt, in Schach gehalten und an der Alleinherrschaft gehindert werden muß. Oder, was dasselbe ist in anderer Form: alles Staatsregiment besteht in der Ausgleichung gegensätzlicher Interessen, in der Herbeiführung von Zuständen, wo die rivalisierenden Richtungen sich in leidlicher Weise ineinander schicken, während keine voll ihren Willen durchsetzt und also das Gemeinwesen balanciert.“

So ließ sich vor einigen Wochen der alte Mommsen in der „Nation“ vernehmen. Man braucht nun keineswegs alle dort niedergelegten Ansichten des greisen Gelehrten zu teilen und wird doch nicht umhin können, die Wahrheit dieser Sätze anzuerkennen. Es ist eine von jenen alten, historisch verbürgten Wahrheiten, die gleichwohl immer wieder beiseite geschoben werden, weil sie engeren Interessen im Wege stehen. Parteien müssen sein, wer aber der Partei mit ehrlicher Hingabe dient, mag nicht gern daran erinnert werden, daß die Ideale der Partei noch nicht identisch sind mit den Idealen des Ganzen, ja, daß es gut ist, wenn sie Ideale — bleiben. Denn ihre volle Verwirk-

lichung wäre gleichbedeutend mit der Schädigung großer und berechtigter anderer Interessen. Und überdies wäre sie — „Umsturz", ein Schlagwort, bei dessen Nennung dem guten Bürger eine Gänsehaut über den Rücken zu laufen pflegt. Und doch müßte er sich klar machen, daß — wie Mommsen in der „Nation" des näheren ausführt — die letzten Ziele aller Parteien „Umsturz" der bestehenden Ordnung bedeuten.

Als die „Umsturzpartei" par excellence gilt besagtem guten Bürger bekanntlich die Sozialdemokratie. Daß sie eine Umsturzpartei ist, steht nach dem oben Gesagten fest. Inwiefern sie ein größeres oder geringeres Quantum Umsturz bezweckt, als die anderen Parteien, das auszuklügeln möchte ich denjenigen überlassen, die Zeit und Neigung genug zur Erörterung solcher praktisch völlig belangloser Fragen übrig haben. Querelles allemandes! Von größerem Interesse ist schon die Frage, inwieweit uns von der Sozialdemokratie größere oder geringere Gefahren gewaltsamen Umsturzes drohen, der einzigen Art von Umsturz, die wir mit den Mitteln der Staatsgewalt bekämpfen dürfen und müssen.

Da ist es nun wiederum zweckmäßig, nicht mit den entfernten Möglichkeiten einer unabsehbaren Zukunft zu rechnen, sondern sich an die Gegenwart und die gegebenen Tatsachen zu halten. Und dann werden wir die, für manchen vielleicht überraschende Entdeckung machen, daß zurzeit auf keiner Seite weniger Neigung zu gewaltsamen Umsturzversuchen vorliegt, als gerade bei der Sozialdemokratie. Schon Friedrich Engels, bekanntlich einer der Hauptheiligen der Partei, ist sich über die Aussichtslosigkeit solcher Versuche klar gewesen. „Die Zeit der Überrumpelungen," schreibt er, „der von kleineren Minoritäten an der Spitze bewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen, ist vorbei. Wo es sich um eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Organisation handelt, da müssen die Massen selbst dabei sein, selbst schon begriffen haben, worum es sich handelt, für was sie eintreten sollen. Das hat uns die Geschichte der letzten fünfzig Jahre gelehrt. Damit aber die Massen verstehen, was zu tun ist, dazu bedarf es langer, andauernder Arbeit, und diese Arbeit ist es gerade, die wir jetzt betreiben, und das mit einem Erfolg, der die Gegner zur Verzweiflung bringt. Die Ironie der Weltgeschichte stellt alles auf den Kopf. Wir, die ‚Revolutionäre', die ‚Umstürzler', wir gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem Umsturze. Die Ordnungsparteien, wie sie sich selbst nennen, gehen zugrunde an dem von ihnen selbst geschaffenen Zustande. Sie rufen verzweifelt mit Odilon Barrot: la legalité nous tue (die Gesetzmäßigkeit tötet uns), während wir bei dieser Gesetzlichkeit pralle Muskeln und rote Backen bekommen und aussehen wie das ewige Leben."

Viel näher, meint Engels, liege die Frage, ob nicht „die Bourgeois und ihre Regierung" Gesetz und Recht verletzen werden, um die Sozialdemokratie „durch die Gewalt zu zermalmen". Sie würde das abwarten: „Inzwischen: Schießen Sie gefälligst zuerst, meine Herren Bourgeois."

„Kein Zweifel, sie werden zuerst schießen. Eines schönen Morgens werden die deutschen Bourgeois und ihre Regierung müde werden, der alles überströmenden Springflut des Sozialismus mit verschränkten Armen zuzuschauen, sie werden Zuflucht suchen bei der Ungesetzlichkeit, der Gewalttat. Das würde nutzen? Die Gewalt kann eine kleine Sekte auf einem beschränkten Gebiete erdrücken; aber die Macht soll noch entdeckt werden, die eine über ein ganzes großes Gebiet ausgebreitete Partei von zwei oder drei Millionen Menschen auszurotten imstande ist. Die konterrevolutionäre, momentane Übermacht kann den Triumph des Sozialismus vielleicht um einige Jahre verzögern, aber nur, damit er dann um so vollständiger und endgültiger wird."

Niemand wird behaupten wollen, daß die Sozialdemokratie inzwischen andere Wege eingeschlagen hat. Welches auch ihre Motive dabei sein mögen —: Tatsache ist, daß sie sich bei ihrem ganzen Gebaren ganz auf den Boden der bestehenden gesetzlichen Ordnung stellt, jedem Konflikt mit der Staatsgewalt mit fast ängstlicher Scheu aus dem Wege geht und ihre Mitglieder fort und fort ermahnt, jede Ausschreitung zu vermeiden. Gewiß, es ist nicht die Liebe zum bestehenden Staate, die sie zu solcher Zurückhaltung veranlaßt, aber mehr als die Beobachtung seiner Gesetze kann der Staat nicht verlangen. Und solange die Sozialdemokratie auf diesem Boden verharrt, ist der Staat nicht in der Lage, gegen die Partei als solche vorzugehen, ist er vielmehr verpflichtet, in voller Neutralität gleiches Recht gegen alle zu üben. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie kann unter solchen Umständen nur auf dem Boden der Gleichberechtigung und nur durch das Gewicht der Gründe und Talsachen ausgefochten werden. Er ist Parteisache, nicht Staatsangelegenheit.

Wie sieht es nun mit dem Umsturz, ja mit dem gewaltsamen Umsturz bei den anderen Parteien aus? Die nationalliberale „Magdeburger Zeitung" ist doch gewiß ein gut staatserhaltendes Blatt, das empört sein würde, wollte man es umstürzlerischer Bestrebungen bezichtigen. Und doch forderte es erst kürzlich zum offenen Bruch der Bundesverfassung auf, indem es die Einverleibung des lippeschen Staates in Preußen ohne Rücksicht auf die bestehenden und garantierten Rechte verlangte. Die gewaltsame Depossedierung von deutschen Bundesfürsten, die — mögen sie noch so kleine Gebiete beherrschen — doch dem Könige von Preußen gleichberechtigte souveräne Monarchen sind! Wenn das nicht der helle Umsturz ist, was dürfte man sonst so nennen?

„Als in früheren Jahren", erinnert der ‚Reichsbote', „ähnliche Forderungen nach Beseitigung der ganz kleinen Staaten erhoben wurden, war es kein Geringerer als Bismarck, der sich wiederholt und auf das nachdrücklichste dagegen aussprach. Bismarck erachtete es für eine ungeschickte Tendenz, für einen Mangel an Verständnis des deutsch-nationalen Lebens, wenn man eine Verringerung der Zahl der Kleinstaaten anstrebe. In den kleineren Staaten erblickte Bismarck den Mörtel zwischen den Quadern. Hätten wir nur Staaten von der Größe wie Sachsen und Bayern, sagte er, so würde die heutige Verfassung schwerer

anzuwenden sein, dann geriete man in die Gefahr, die von Anfang an zu bekämpfen war, an Stelle des deutsch-nationalen Reiches ein Groß-Preußen zu bekommen. Bismarck fürchtete geradezu, daß Preußen durch Aufsaugung der kleinen Staaten zu einer geborenen Mehrheit im Bundesrat kommen könnte. Mit einem solchen Verhältnis sei ein wirkliches Bundesverhältnis unverträglich. Die anderen Staaten würden mit Recht sagen: Was sollen wir überhaupt noch im Bundesrat erscheinen? Warum will uns Preußen nicht schriftlich mitteilen, was es will? Nach Bismarcks Auffassung wird das Bundesverhältnis undenkbar, sobald der mächtigste Staat im Bunde und das Präsidium an sich die Mehrheit erlangt. Und grundsätzlich sprach er sich dahin aus, daß in Fragen, die etwa Verfassungsverletzungen enthalten und von den Staaten außerhalb des Präsidiums ziemlich einstimmig verurteilt werden würden, diese Staaten wenigstens imstande bleiben sollen, eine Mehrheit zu bilden."

So urteilte Bismarck über solche Umsturzpläne. Und wer war ein größerer Umstürzler als er? Man sieht, wie wenig mit dem Worte „Umsturz" anzufangen ist. Es gibt kaum ein Schlagwort, bei dem sich so viel und so wenig denken läßt, wie bei diesem; und das so gänzlich ungeeignet ist, eine einzelne Partei im Gegensatz zu andern zu kennzeichnen.

Und ist es nicht auch Umsturz, was sich soeben im Reichstage zugetragen hat, sämtliche Parteien bis weit nach rechts mit Staunen und Grauen erfüllend? Dort ist dem sozialdemokratischen Abgeordneten von Vollmar, als er über die Kaiserreden im „Falle Krupp" sprechen wollte, ohne jede auch nur einigermaßen logische Rechtsbegründung und in offenem Widerspruche zu den eigenen früheren Bestimmungen, vom Präsidenten Grafen Ballestrem das Wort abgeschnitten worden. Und das, nachdem dieser selbe Präsident kurz vorher einen anderen Abgeordneten über das Swinemünder Telegramm des Kaisers ruhig hat aussprechen lassen. Diejenigen Kundgebungen des Monarchen, so hatte der Präsident früher zu wiederholten Malen bestimmt, die im „Reichsanzeiger" gestanden haben, dürfen im Reichstage besprochen werden; andere nicht. Und nun hatte das Telegramm *nicht* im „Reichsanzeiger" gestanden, und es *durfte* darüber gesprochen werden; und die Kruppreden *hatten* im „Reichsanzeiger" gestanden, und es durfte darüber *nicht* gesprochen werden! Der „Fall Krupp", meinte der Präsident, sei eine Privatangelegenheit und dürfe daher im Reichstage nicht erörtert werden. Gelassen erwiderte ihm der sozialdemokratische Führer, er wolle ja auch garnicht über den Fall Krupp sprechen, sondern über die Reden des Kaisers; über dessen Angriffe gegen die sozialdemokratische Partei. Half nichts, der Präsident blieb dabei, die Sache sei eine Privatangelegenheit. Das, nachdem die Reden nicht nur vom „Reichsanzeiger", sondern auch durch öffentliche Anschläge offiziell verbreitet worden waren und das öffentliche Interesse nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen zivilisierten Welt wochenlang beschäftigt hatten. Der Hüter der gesetzlichen Ordnung wurde immer aufgeregter, der Umsturzmann immer ruhiger. Und je mehr jener die Willkür

walten ließ, um so strenger hielt sich dieser in den gesetzlichen Grenzen. Er wich der Gewalt, und die Gewalt, der Umsturz, ausgeübt von dem berufenen Wächter über die Rechte des Hauses, siegten.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Fraktion des deutschen Reichstags hat daraufhin einen Protest veröffentlicht, den er u. a. mit folgendem Satze begründet:

„Da die Geschäftsordnung des Reichstages keinen Weg bietet, diesen nur bei Kenntnis der Geheimgeschichte des Falles Krupp verständlichen Gewaltakt des Präsidenten, Herrn Grafen von Ballestrem, im Reichstage selbst zur Erörterung zu bringen, so wenden wir uns an die Öffentlichkeit."

Und zu dieser geheimnisvollen Andeutung fügt dann der „Vorwärts" noch eine weitere geheimnisvollere, indem er die Frage aufwirft, was denn wohl den Präsidenten zu diesem Gewaltakte getrieben haben möge? Es gebe nur eine Erklärung:

„Als getreuer Soldat — und man mag hierin selbst ein milderes Urteil über die schwere Verfehlung zugestehen — stellte sich Graf Ballestrem auf den verlorenen Posten. Er gab die bessere Überzeugung und die eigne Ehre daran, um zu hindern, daß durch die sozialdemokratische Kritik außer der Aufdeckung entsetzensvoller Geschehnisse auch seinem kaiserlichen Herrn schwere Stunden bereitet werden!"

Man wird zugeben müssen: erfreulicher als diese „Entschuldigung" des Präsidenten wäre — gar keine gewesen. Denn sie trägt ein Gift in sich, das nicht verfehlen wird, seine verhängnisvollen Wirkungen zu zeitigen. Sehen wir einmal davon ab, daß jeder Rechtsbruch, gleichviel in wessen Interesse er verübt wird, gerade von den „staatserhaltenden" Elementen entschieden verurteilt werden muß, so bleibt immer noch die Frage offen, ob der Präsident mit seinem Eingriff auch wirklich dem Zwecke gedient hat, den er dabei im Auge hatte, und ob nicht eine öffentliche Aussprache, vielleicht auch über sehr unangenehme Dinge, der schleichenden Vergiftung, die sich jetzt zweifellos verbreiten wird, am Ende doch vorzuziehen gewesen wäre. Denn des Eindrucks, als habe der Präsident unter dem Drucke blasser Furcht vor der Wahrheit gehandelt, wird man sich schwerlich erwehren können. Schon aus diesem Grunde ist es bedauerlich, daß ein Blatt wie der „Reichsbote" das Verfahren des Präsidenten zwar „formell" mißbilligt, aber in der „Sache" verteidigt:

„Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei veröffentlicht heute im ‚Vorw.' eine Erklärung gegen diese Behinderung des Präsidenten als eine Verkürzung ihres verfassungsmäßigen Rechts. Formell sind sie ja im Recht, aber sachlich war es richtig, daß der Präsident es verhinderte, daß der Fall Krupp in der Weise des ‚Vorwärts' im Reichstage breit getreten würde. Der ‚Vorwärts' hatte dem Manne unrecht getan und dadurch, wie behauptet (!! D. T.) wird, seinen Tod herbeigeführt; darüber hatte der Kaiser,

als Freund Krupps, dem ‚Vorwärts‘ tüchtig den Kopf gewaschen (? D. T.). Das Unrecht des ‚Vorwärts‘ war also beglichen und dabei sollte es bleiben. Man kann also dem Präsidenten dankbar sein, daß er die Nation und den Reichstag davor bewahrte, eine große Skandalwäsche anhören zu müssen ...“

Der „Reichsbote“ gehört zu den äußerst spärlich gesäten Blättern, die mit den Forderungen des Christentums auch auf politischem Gebiete Ernst zu machen suchen und sich nicht an der wohlfeilen akademischen Mahnung: das „Gute, Wahre und Schöne unentwegt hochzuhalten“, genügen lassen. Er hat durch sein redliches Bemühen, die Maßstäbe christlicher Ethik praktisch an unbequeme Dinge anzulegen, schon öfter Hochachtung abgenötigt. Um so bedauerlicher ist, daß er hier selbst ein Prinzip anwendet, das er sonst entschieden verwirft, nämlich den Grundsatz des Rechtes mit „doppeltem Boden“, der „subjektiven Moral“ und: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Der Reichstagspräsident ist von dem Vertrauen des Hauses dazu berufen, dessen Rechte, wie die der einzelnen Mitglieder, ohne Rücksicht auf die Partei, zu wahren und zu schützen. Das ist der einzige gegebene und mögliche Standpunkt, von dem aus sein Verfahren zu untersuchen und zu beurteilen ist. Er hat das objektive Recht wahrzunehmen, wie es ihm die Gesetze des Hauses vorschreiben, und er ist nicht befugt, dieses Recht aus irgend welchen Gründen der Opportunität zu beugen, mögen seine subjektiven Motive noch so lauter und ehrlich sein, wie das ja auch zweifellos beim Grafen Ballestrem der Fall. Der Präsident ist in dieser Hinsicht noch gebundener als der Richter, denn seine wesentlichen Pflichten bewegen sich ja gerade auf dem Gebiete der Wahrnehmung formeller Rechte. Wenn also von einem Parlaments-Präsidenten gesagt wird, er habe das „formelle Recht“ gebrochen, so ist das schon allein ein abschließendes Urteil, das durch Betrachtungen über die subjektiven Beweggründe des Rechtsbruchs nicht aufgehoben werden darf, ohne daß ein moralischer Widerspruch entstünde, der nur verwirrend wirken kann. Sieht sich aber der Präsident außer stande, ein formelles Recht zu vollziehen, weil das gegen sein subjektives moralisches Empfinden verstößt, so muß er eben seinen Posten einem anderen einräumen, bei dem dieser Konflikt nicht obwaltet. Tue recht und scheue niemand, auch nicht etwa schädliche Folgen des Rechttuns. Sie werden am letzten Ende immer noch ersprießlicher sein als die Folgen des Unrechttuns, mag es aus noch so feinen und klugen Beweggründen hervorgehen. Auch der vorliegende Fall dürfte das lehren. Es ist nicht an uns, Vorsehung zu spielen. Wir können nicht mehr als unsere klare Pflicht tun, das Weitere müssen wir der höheren Gewalt überlassen. Und wem war eine Pflicht klarer vorgeschrieben, als im vorliegenden Falle dem Präsidenten des deutschen Reichstags?

* * *

... Dieser verhängnisvolle „Fall Krupp“! — was zieht er alles für Kreise und welche wird er noch ziehen? Inzwischen hofft der Türmer, wenigstens die im vorigen Tagebuche angeschnittene Frage nach dem moralischen und sozialen

Werte der Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen einer Klärung näher zu bringen. Es ist ihm vom Chefredakteur der „Essener Volkszeitung“, Herrn Tony Kellen, nachstehende sachliche Darlegung zugegangen, der der Türmer um so lieber seine Pforten öffnet, als diese Darlegung geeignet erscheint, die Angelegenheit in das erwünschte Licht objektiver Betrachtung zu rücken:

„Im Januarheft des ‚Türmers‘ werden im Anschluß an eine Erörterung über den ‚Fall Krupp‘ die Wohlfahrtseinrichtungen der Firma Krupp sehr abfällig beurteilt. Ohne auf den übrigen Inhalt der fraglichen Betrachtung, die manches Unrichtige enthält, einzugehen, möchte ich doch diese sehr einseitige Kritik nicht unwidersprochen lassen.

„Der auf S. 484 zitierte Artikel des ‚Vorwärts‘ ist lediglich die Reproduktion eines Artikels der ‚Neuen Zeit‘ (20. Jahrgang, 1901, Nr. 4, S. 117 bis 122). Die darin enthaltenen Einwendungen sind übrigens keineswegs neu. Jeder, der sich mit den Kruppschen und anderen Wohlfahrtseinrichtungen beschäftigt, kennt sie längst, und man wird es begreiflich finden, daß die Firma Krupp am allerwenigsten einem Blatte, das systematisch alle Wohlfahrtseinrichtungen in der bekannten Weise bespricht, irgendwie Antwort oder Aufklärung zuteil werden läßt. (Hierzu erlaubt sich der T. die Bemerkung, daß dieser Standpunkt sich doch wohl kaum ernstlich vertreten läßt. Jedenfalls muß die Öffentlichkeit aus einer solchen Haltung der Firma ganz andere Schlüsse ziehen, als ihr lieb sein können. Regierung und Behörden sind sofort zur Stelle, wenn möglich mit dem Staatsanwalt, sobald sich Handhaben gegen den „Vorwärts“ finden. Ist die Firma Krupp mehr als die? Das Zentralorgan der größten deutschen Partei „vornehm“ ignorieren zu wollen, ist doch ein etwas seltsames Beginnen; man verzeihe mir, wenn ich es nicht ganz ernst nehmen kann. In Wirklichkeit ist's ja auch anders —: „Fall Krupp“! D. T.)

„Alle Wohlfahrtseinrichtungen sind Menschenwerk; sie haben ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Sie liegen im wohlverstandenen Interesse des Arbeitgebers, aber sie bringen in erster Linie doch dem Arbeiter nicht zu verkennende Vorteile. Ich bin sogar geneigt, anzunehmen, daß in den meisten Fällen die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ursprünglich nur einer Spekulation des Unternehmers ihren Ursprung verdanken: er will einen soliden, seßhaften Arbeiterstamm an die Scholle fesseln, er will seinen Arbeitern alle möglichen Vergünstigungen gewähren, um auch ihre Arbeitskraft möglichst voll ausnützen zu können. — Das ist zwar kein idealer Standpunkt, aber ich wüßte nicht, inwiefern man einem Arbeitgeber, der sich auf diesen Standpunkt stellt, einen Vorwurf daraus machen könnte. Da, wo Wohlfahrtseinrichtungen in größerem Stil getroffen werden, kann man aber in den meisten Fällen annehmen, daß der Arbeitgeber sich nicht auf diesen krassen Unternehmerstandpunkt stellt. Sowohl bei Alfred Krupp als auch bei Friedrich Alfred Krupp war das entschieden nicht der Fall. Beide waren, allerdings jeder in seiner Art, entschieden arbeiterfreundlich und von humanem Geiste beseelt. Wer Gelegenheit gehabt hat, die

von ihnen geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen genau kennen zu lernen, wird kaum verstehen können, wie man diese Einrichtungen herabzuwürdigen suchen kann. Es ist völlig unbegreiflich, wie jemand behaupten kann, ein Kruppscher Arbeiter habe für den Fall seiner Entlassung seinen ‚wirtschaftlichen Ruin' zu gewärtigen.

„In dem angezogenen Artikel heißt es: ‚Durch den Bau der Wohnungen brachte die Firma Krupp nicht das geringste Opfer'. Wenn man bedenkt, daß in der Zeit des ersten Aufschwungs der Kruppschen Gußstahlfabrik eine große Wohnungsnot in Essen herrschte, die sich ziffernmäßig nachweisen läßt, und daß Alfred Krupp damals noch in keiner Weise die Garantie dafür übernehmen konnte, daß er die Tausende von Arbeitern, die er auf einmal einstellen mußte, auch weiterhin beschäftigen könne, so wird man doch zugeben, daß er immerhin ein gewisses Risiko trug, indem er billige Wohnungen für Tausende von Arbeitern errichten ließ. An dem Grundsatz, billige und gesunde Wohnungen ihren Arbeitern zur Verfügung zu stellen, hat die Firma bis auf den heutigen Tag festgehalten. Ich setze die Zahl der von der Firma Krupp errichteten Wohnungen und sonstige Einzelheiten als bekannt voraus, und ich habe auch keine Veranlassung, hier weiter darauf einzugehen. Aber eines möchte ich doch hervorheben. Bis zum 1. Juli 1901 hatte die Firma Krupp in ihren vermieteten Wohnungen ein Kapital von 16 280 000 Mark angelegt. Der durchschnittliche Brutto-Mietsertrag in den zehn Jahren 1890 bis 1900 berechnet sich auf ca. 4% des gesamten Anlagekapitals. Werden vom Bruttoertrag die Unterhaltungs- und Verwaltungskosten in Abzug gebracht, so bleibt ein Netto-Mietsertrag von ca. 2,5% des gesamten Anlagekapitals und von 2,75% des in Gebäuden angelegten Kapitals (14 785 000 Mark),*) wobei jedoch Steuern und Amortisations-, sowie Versicherungskosten noch nicht berücksichtigt sind. Für das vergangene Jahr betrug der Netto-Mietsertrag nur ca. 2% des gesamten Anlagekapitals.

„Kein Mensch wird bestreiten, daß die Firma Krupp aus diesem Kapital einen viel höheren direkten Gewinn hätte erzielen können, und daß sie die großen Grundstückkomplexe, die sie sich für den Bau weiterer Häuser schon seit langen Jahren gesichert hat, jetzt mit einem enormen Gewinn verkaufen könnte. Sie könnte sogar jetzt noch trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die eine Abnahme der Bevölkerung der Stadt Essen und damit normalere Wohnungsverhältnisse herbeigeführt haben, eine viel höhere Rente aus ihren Wohnhäusern ziehen, als sie es tatsächlich tut. Aber wenn sie von Anfang an daran festgehalten hat, weder in guten noch in schlechten Zeiten die Mietsätze zu erhöhen, so ist das doch eine Wohnungspolitik, der man nur seine Anerkennung zollen kann.

---

*) Der Wert der Ländereien ist nach dem ursprünglichen Ankaufswert mit 1,495,000 Mark angesetzt. Er ist aber im Laufe der Jahre ganz bedeutend gestiegen.

„Daß sie eine Aufsicht über ihre Arbeiterwohnungen ausübt, wird jeder Vernünftige als eine Notwendigkeit ansehen. Diese Aufsicht hat auch ihr Gutes: sie veranlaßt die Bewohner zur ordentlichen Instandhaltung ihrer Wohnung und zu einem friedlichen Zusammenleben mit ihren Nachbarn, da sie andernfalls die Kündigung des Mietvertrages zu erwarten haben. Durch die Wohnungskontrolle wird ferner das Halten von Kostgängern erschwert und nur in Ausnahmefällen gestattet. Auch das kann man als eine segensreiche Maßregel bezeichnen. Und daß die Aufsicht, die durchaus taktvoll ausgeübt wird, nicht als drückend empfunden wird, kann man aus der überaus starken Nachfrage nach Kruppschen Wohnungen ersehen.

„Nun kommt man mit dem Einwand, die Firma habe ‚die Möglichkeit, entlassenen Arbeitern ihr Obdach sofort zu rauben'. Das klingt sehr grausam, aber wie verhält es sich in Wirklichkeit? Der Mietvertrag für Arbeiter enthält folgenden Passus: ‚Die Bedingung, obige Wohnung mit dem Tage zu räumen, an welchem ich aus der Arbeit oder aus dem Dienst der Firma Fried. Krupp ausscheide, akzeptiere ich ebenfalls, — behalte mir aber für andere Fälle eine vierteljährliche Kündigungsfrist vor, welche ebenso der Firma Fried. Krupp oder deren Wohnungsverwaltung mir gegenüber zustehen soll. Die Kündigung der Wohnung kann nur am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober jeden Jahres erfolgen'.

„Wenn das Arbeitsverhältnis von der einen oder andern Seite gekündigt wird, so wird damit auch die Wohnung gekündigt, falls nicht eine andere Vereinbarung erfolgt. Es ist also vorerst nicht wahr, daß einem Arbeiter sein Obdach sofort ‚geraubt' werden könne. Daß die Firma Krupp sich für alle Fälle eine solche Bestimmung, wie oben wiedergegeben, sichert, ist begreiflich, aber tatsächlich macht sie keinen Gebrauch davon. In meiner langjährigen Erfahrung ist auch nicht ein Fall zu meiner Kenntnis gelangt, wo dies geschehen wäre. Dagegen sind mir Fälle bekannt, wo ehemalige Kruppsche Arbeiter, die aus irgend einem Grunde ausgeschieden sind und anderswo Arbeit angenommen haben, noch jetzt nach neun Jahren ihre frühere Wohnung ungestört innehaben.

„In bezug auf die Konsumanstalt muß vorerst bemerkt werden, daß die Preise der Waren durchweg nicht höher sind als in den gewöhnlichen Läden. (Aber auch nicht wohlfeiler? D. T.) Jedenfalls kommt den Arbeitern der ganze Vorteil zugute, da die Firma für sich nicht den geringsten Gewinn aus derselben zieht. Daß der Rabatt im Dezember ausbezahlt wird, hat darin seinen Grund, daß man den Arbeitern gerade vor der Weihnachtszeit diesen Betrag zukommen lassen will. Nun mag es ja geschehen, daß ein ausgeschiedener Arbeiter einen kleineren oder größeren Rabattbetrag nicht erhält, weil er dem Werk nicht mehr angehört, allein er hat ja keinen Anspruch darauf, weil er die Waren nicht teurer bezahlt hat, als anderswo. Der fragliche Rabattbetrag kommt auch nicht der Firma, sondern sämtlichen andern Benützern der Konsumanstalt zugute, obschon die verhältnismäßig geringen Beträge, um die es sich

hier handelt, keinen nennenswerten Einfluß auf die Festsetzung des Rabattsatzes ausüben können.

„Der Rabatt wird erst am Ende des Jahres berechnet, und deshalb kann auch dann erst die Auszahlung stattfinden. Die Berechnung kann doch nur für ein Jahr erfolgen, und eine Änderung des bisherigen Verfahrens würde außerordentliche Schwierigkeiten verursachen. Es hält hier schwer, jedermann zu befriedigen, und wenn die Firma Krupp sich entschließen sollte, den Vorwurf, den man jetzt gegen die Konsumanstalt erhebt, hinfällig zu machen, so wäre das eine Maßregel, die den unsteten Elementen zugute käme.

„Ähnlich verhält es sich mit den Beiträgen zu der Pensionskasse. Diese ist von der Kasse der Firma vollständig getrennt. Das Vermögen der Pensionskasse ist nicht bei der Firma Krupp, sondern in mündelsicheren Wertpapieren angelegt. Auch hier zieht die Firma selbst keinen Nutzen daraus, wenn ein Arbeiter, der freiwillig oder unfreiwillig ausscheidet, seiner Ansprüche auf die Pensionskasse verlustig geht. Es ist niemand verpflichtet, bei Krupp einzutreten (wohl aber, wenn er Kruppscher Arbeiter ist, in die Kruppsche Pensionskasse. D. T.), und jeder kennt die Bestimmungen der Arbeitsordnung, der verschiedenen Kassen u. s. w. Daß bei einer Arbeiterzahl von 24000 jedes Jahr eine größere Anzahl ausscheidet und dafür neue eintreten, ist eine ganz natürliche Erscheinung. (Aber nicht, daß ihre Gelder zurückbehalten werden. D. T.)

„In solchen Fällen, wo Billigkeitsgründe vorliegen, hat die Firma übrigens schon oft die Beiträge ganz oder teilweise zurückgezahlt. Eine Verpflichtung dazu besteht allerdings nicht, und da in einem solchen Betriebe Irrtümer und Mißgriffe selbstverständlich nicht ausgeschlossen sind, kann unter Umständen eine gewisse Härte in dem Verlust der Beiträge liegen. Das ist nicht bloß bei Krupp der Fall, sondern, wie jeder aus den amtlichen Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten ersehen kann, auch in andern Betrieben, und man kann sehr wohl den christlichen Sozialpolitikern beistimmen, die eine gesetzliche Regelung dieser Materie herbeizuführen suchen (Rückerstattung eines Teils der Beiträge bezw. Herstellung eines Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen den verschiedenen Pensionskassen). Wenn bisher eine gesetzliche Regelung dieser Frage nicht erfolgt ist, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß es ungemein schwierig ist, eine angemessene Form dafür zu finden.

„In dieser wie in mancher anderen Frage aus dem weiten Gebiete der Arbeiterfürsorge kann man sehr wohl verschiedener Ansicht sein, aber wenn man aus dem angeführten einzigen Grunde die Kruppsche Pensionskasse als ‚ein raffiniertes, schwindelhaftes System, eine Arbeiterfürsorge vorzuspiegeln, die in Wirklichkeit in einer Ausbeutung der Arbeiter besteht‘, bezeichnet, so ist das keine vernünftige Kritik mehr.

„Wie unhaltbar dieselbe ist, kann man klar und bündig aus folgenden Zahlen ersehen.

„Die Firma Krupp hat stets einen viel größeren Teil der Lasten für soziale Zwecke getragen, als die Arbeiter und Beamten. So verhielten sich in

den Jahren 1890 bis 1900 die Leistungen der Firma, der Arbeiter und der Beamten zueinander wie: 14 : 5,5 : 1.

„Auf Grund der Reichsversicherungsgesetze hat die Firma Krupp im Jahre 1900 bezahlt für die:

| | |
|---|---|
| Krankenversicherung . . . . | 612 072,12 Mk. |
| Unfallversicherung . . . . . | 604 414,42 „ |
| Invalidenversicherung . . . . | 363 138,87 „ |
| in Summa | 1 579 625,41 Mk. |

„Außerdem betrugen die statutarischen Leistungen der Firma zu gesetzlich nicht vorgeschriebenen Kassen in demselben Jahre:

| | |
|---|---|
| zu der Kranken-Unterstützungskasse . . | 51 349,17 Mk. |
| zu den Arbeiter-Pensionskassen . . . | 905 963,69 „ |
| zu den Beamten-Pensionskassen . . . | 660 844,79 „ |
| zu den Familienarztkassen . . . . . | 14 815,56 „ |
| in Summa | 1 632 973,21 Mk. |

„Die aus den besonderen Stiftungen und Fonds der Firma, sowie die sonstigen von ihr gewährten Unterstützungen und Zuschüsse betrugen 1900 zusammen 181 256,51 Mk.

„Von der gesamten Jahresleistung der Firma an Versicherungs- und Kassenbeiträgen und Unterstützungen in Höhe von 3 393 855,13 Mk. entfielen also 1 814 229,72 Mk. auf freiwillige Beiträge.

„Wie man angesichts einer solchen Zahl noch von einer ‚Ausbeutung der Arbeiter', von ‚Wohlfahrtsschwindel' u. s. w. reden kann, ist mir unverständlich. Dazu kommt, daß Krupp den Kassen und Stiftungen schon eine ganze Anzahl Millionen freiwillig zugewendet hat. Wenn er, wie der Verfasser jener Artikel glauben machen will, die Arbeiter um einige Tausend Mark, sagen wir sogar um hunderttausend Mark hätte betrügen wollen, dann wäre es doch viel einfacher und vorteilhafter gewesen, jene Millionen für sich zu behalten. War es nicht ein Werk der reinsten Humanität, als F. A. Krupp jene reizende Invalidenkolonie Altenhof aus eigenen Mitteln errichtete und zahlreichen Invaliden bis zum Ende ihres Lebens ein sorgenfreies Dasein sicherte? Und war er etwa verpflichtet, jedem dieser Invaliden noch auf seinem Sterbebette 1000 Mark zu schenken?

„Wenn ferner gesagt wird, fünf Versammlungen in Essen, die von 2000 Personen besucht waren, hätten ‚einen gesetzlichen Schutz gegen die Krone der Kruppschen Wohlfahrt, die Wohlfahrts-Pensionskasse' verlangt, so ist das einfach unwahr. Ich habe diesen Versammlungen, die aus Anlaß anderer Vorkommnisse stattfanden, selbst beigewohnt. In den Versammlungen wurde nur nebenbei auch die Bestimmung gerügt, daß die austretenden Arbeiter ihrer Beiträge verlustig gehen, und es wurde der Wunsch nach einer gesetzlichen Regelung dieser Materie ausgesprochen. Man kann dieses Bestreben ebensowohl unterstützen, wie die Forderung nach dem weiteren Ausbau der Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetze, und braucht doch dafür nicht die

von Krupp geschaffenen großartigen Einrichtungen in Bausch und Bogen zu verdammen. Jene Kritik ist um so gehässiger, als der Verfasser der betreffenden Artikel all die Millionenzuwendungen und Stiftungen Krupps, all die vielen kleineren Wohlfahrtseinrichtungen völlig verschweigt und sich nur an ein paar Einzelheiten klammert, die in diesem großen Netz von Wohlfahrtseinrichtungen nur eine kleine Rolle spielen können.

„Ich möchte den Raum dieser Zeitschrift nicht noch zu weiteren Auseinandersetzungen in Anspruch nehmen. Ein vorurteilsfreier Leser wird schon aus den vorstehenden Darlegungen ersehen haben, daß die Verhältnisse doch wesentlich anders liegen, als sie in den im Januarheft wiedergegebenen Artikeln der ‚Neuen Zeit' und des ‚Vorwärts' dargestellt sind."

Diese Darlegungen bezeugen, wie notwendig es war, auch den Gegnern der Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen das Wort zu geben. Nur durch Anhören beider Parteien kann die Frage geklärt und der Wahrheit gedient werden. Und darauf allein kommt es an, nicht auf das bißchen Ärger, das der eine oder andere vielleicht beim Anhören ihm ungewohnter oder mißliebiger Ansichten empfinden mag. Wer die Ausführungen oben mit denen des „Vorwärts" vergleicht, wird sich schon ungefähr ein Bild von der wirklichen Lage der Dinge machen können. Auch hier dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen, keineswegs ausschließlich auf Seite derer, die in den Kruppschen Einrichtungen Musteranstalten sehen und sie in einer Weise feiern, die sich durch die bestehenden Tatsachen nicht rechtfertigen läßt. Die einseitige Verhimmelung, die jedes sachliche Eingehen auf die Gründe der Gegner verschmäht oder — scheut, hat den T. veranlaßt, diese Gründe im Interesse der Wahrheit endlich einmal auch vor einem bürgerlichen Publikum zur Sprache zu bringen und so den „Gang nach dem Eisenhammer" anzutreten. Nur in diesem Sinne, nicht etwa, als seien sie die alleinige, endgültige und erschöpfende Wahrheit, wurden die Daten des „Vorwärts" wiedergegeben. Sie sämtlich zu widerlegen, hat loyalerweise auch der Verfasser des oben Stehenden nicht versucht. Der schwerste Vorwurf: daß nämlich den entlassenen Arbeitern die von ihnen eingezahlten Beträge zurückbehalten werden, bleibt leider nach wie vor bestehen. Günstiger stellt sich die Sache für die Firma bei der Konsumanstalt und den Wohnungseinrichtungen. Bei jener genießt der Arbeiter, solange er in Diensten der Firma bleibt, einen gewissen Rabatt; scheidet er aus, so hat er von der Anstalt weder Schaden noch Nutzen gehabt. Das ist aber doch wirklich nicht mehr, eher weniger, als was andere, bescheidenere Konsumvereine ihren Mitgliedern aus eigener Kraft bieten, und keineswegs eine solche Großtat, daß man darüber Tränen der Rührung vergießen müßte. Gegen die Wohnungseinrichtungen läßt sich nach Herrn Kellens Darstellung wenig sagen. Allzuviel dafür aber auch nicht. Denn der Firma kommen diese Einrichtungen mindestens ebenso zustatten, wie den Arbeitern. Dagegen würde ja nun niemand etwas einzuwenden haben, man würde auch das Gute viel freudiger anerkennen, wenn dergleichen nicht eben als beispiel-

lose Aufopferung und nationale Tat ausgeschrieen würde. Was bleibt da für das wirklich große Verdienst übrig? Eben diese maßlose und parteiische Überschätzung aus geschäftspolitischen Gründen fordert den Widerspruch reinlich denkender Leute heraus. Es genügt, wenn wir bei der schlichten Wahrheit bleiben, Vorzüge anerkennen und Mängel ebenso offen aufdecken. Zwar heißt ein alter Spruch: mundus vult decipi, ergo decipiatur, ich glaube aber nicht, daß die Leser ihren Türmer halten, um von ihm mit schönfärberischen Berichten und Schilderungen angenehm durchs Leben gelogen zu werden. Bequemer, als das Gegenteil, wär's freilich!

* * *

Aber es scheint wirklich, als ob die Politik den Charakter verderbe. Fragen, die eine ruhige Behandlung auf gemeinsamem Boden vortrefflich vertrügen, die mit den Gegensätzen der Partei von Hause aus nichts zu tun haben, werden zu Prüfsteinen der politischen Gesinnung, womöglich der gesamten Weltanschauung. Das Bestreben, nichts auf die Partei oder deren hervorragende Vertreter kommen zu lassen, überwiegt und drängt allmählich das nach objektiver Erkenntnis der Dinge zurück. Gegenteilige sachliche Anschauungen werden mit persönlicher Leidenschaftlichkeit bekämpft, geradezu als Kundgebungen niederträchtiger menschlicher Gesinnung. Personenfragen, private Angelegenheiten können sich zu einer solchen Rolle im öffentlichen Leben auswachsen, wie sie der „Fall Krupp“ auf die Weltbühne gestellt hat.

Sollen wir uns nun von diesem politischen Getriebe fernhalten, uns in unsere stille Klause zurückziehen?

Zuzeiten gewiß. Öfter, als sie gesucht und gefunden wird, wäre vielen stille Sammlung vonnöten. Das käme auch der politischen Erkenntnis und Betätigung nur zustatten. Es wird heutzutage überhaupt zu viel „gemacht“ und zu wenig gedacht.

Aber ganz im Gefühl unserer Würde, von dem „unvornehmen“ Gewühl der politischen Kämpfe uns zurückziehen und den anderen, den „Vielzuvielen“, es überlassen, sie auszukämpfen, — dürfen wir das auch?

Diese Frage untersucht ein Vortrag: „Verdirbt die Politik den Charakter?“, der an einem Volksabend des national-sozialen Vertretertages in Hannover gehalten und dann in der „Christlichen Welt“ weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde.

„Handelt es sich“, fragt der Verfasser, „um weiter nichts, als um öde Kannegießerei und törichtes Bierbankgezänk? Ich möchte doch einmal fragen, was soll denn eigentlich dabei herauskommen, wenn man's der Mühe für wert halten soll, sich mit so etwas wie Politik zu befassen? Soll man vielleicht für sich allein über den Bau des Mittellandkanals, über die Annahme oder Ablehnung des Zolltarifs entscheiden können? Das kann auch der Kaiser nicht. Es gehört nun einmal das Zusammenwirken vieler dazu, um in so großen Dingen das Ziel zu erreichen. Und nun mache man sich doch einmal klar: Hätten wir

heute einen Deutschen Kaiser, wenn nicht Jahrzehnte hindurch in zahllosen Herzen der deutsche Kaisertraum geträumt worden wäre? Hätten wir ein politisch geeintes Deutschland, wenn es nicht von lange her das heiße Denken aller wirklich Lebendigen erfüllt hätte? Viele unter ihnen sind seinerzeit übel genug dafür angesehen und behandelt worden. Heute dankt man es ihnen. Das bißchen politische Freiheit, das wir haben, eine ganze Reihe wichtiger politischer Schöpfungen, wir hätten sie nicht, wenn sie nicht gerufen und errungen worden wären von einer kräftigen Regung des Volkswillens. Und wie sollen die großen Aufgaben unserer Zeit ihrer Lösung entgegengeführt werden, wenn nicht möglichst viele diese Aufgaben allen Ernstes auf sich nehmen?

„Oder wollen wir wieder zurück zum absoluten Regiment, zur Zeit des beschränkten Untertanenverstandes, wo das Volk, das große Kind, sich am Gängelbande führen ließ? Wollen wir unsern Reichstag wieder nach Hause schicken und all die verschiedenen größeren und kleineren Parlamente für überflüssigen Luxus ansehen? Ich denke, wir halten es für einen Fortschritt, den wir nicht wieder zurücktun wollen, daß jetzt das Volk bei der Leitung seiner Geschicke ein Wort mitzusprechen hat. Dann aber heißt es auch auf dem Plane sein, über die großen politischen Fragen sich eine Meinung bilden und ehrlich mitarbeiten.

„Politik verdirbt den Charakter? Ich sage gerade umgekehrt: Nicht am politischen Leben pflichtmäßig Anteil nehmen, das verdirbt den Charakter. Denn das heißt unser Leben ärmer machen, als es sein soll, ein notwendiges Stück unseres Lebensinhalts, unserer Lebensaufgabe ignorieren und wegstreichen; nicht teilnehmen an dem Leben des Volkes, dem wir — ja gewiß, ich sage: nach dem Willen unseres Gottes und Schöpfers angehören und ohne das wir nicht sein können; Tag für Tag alle Wohltaten eines geordneten Volkshaushalts uns gefallen lassen und trotzdem keinen Sinn, kein Verständnis, kein Herz haben für des Volkes Sorgen und Nöte, für seine Arbeiten, seine Hoffnungen und Ziele. Warum hält man sich fern? Doch wohl sicher nicht sehr viele, um sich die Lauterkeit des Charakters zu bewahren, nein, aus Gleichgültigkeit, aus Trägheit und Bequemlichkeit, aus Furcht vor allerlei Mißhelligkeiten, aus Geschäftsinteresse, oder weil man weiß oder noch nicht weiß, wie der Wind in den oberen Regionen weht, weil man sich die Akten rein halten und sich die Karriere nicht verderben will — alles Dinge, die meines Erachtens der Charakterbildung nicht gerade förderlich sind.

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andere fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Tüchtiges in der Welt zu leisten,
Scheue Arbeit nicht und Wachen.
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen!

„Gewiß, die Politik ist ein Handwerk, bei dem man sich unschwer die Hände schmutzig macht. Aber ich sollte denken, ein Mann von Charakter tut seine Pflicht, ohne erst lange darüber zu reflektieren, wieviel Schwachheit und Torheit dabei mit unterlaufen wird. Wenn wir danach erst fragen wollen, so dürfen wir überhaupt nichts mehr tun, sondern müssen uns die Schlafmütze über die Ohren ziehen und die Hände in den Schoß legen. Gerade damit werden wir dann aber unser ganzes Leben zu einer einzigen großen Sünde machen. An jedes menschliche Tun hängt sich menschliche Verkehrheit und gerade an das Beste und Trefflichste am leichtesten. Aber was ist denn eigentlich ein Charakter? Das ist doch kein Mensch, der nie eine Dummheit macht, nie einen Fehltritt begeht. Solch einen Musterknaben gibt es gar nicht. Nein, es ist ein Mensch, der es weiß, wofür er in der Welt ist, der die Aufgabe seines Lebens begreift und den Platz, auf den Gott ihn gestellt hat, ehrlich auszufüllen sucht ...

„Politik verdirbt den Charakter? Politik ist ein Fremdwort. Wir wollen ein deutsches Wort dafür setzen. Es ist die Arbeit an der Wohlfahrt des Volks, an der Zukunft des Vaterlandes. Diese Arbeit läßt sich nun einmal nicht anders treiben als auf dem Wege der Parteibildung und des Parteikampfes. Das Leben eines großen Volkes ist zu bunt, zu vielgestaltig, als daß das anders sein könnte. Sehr verschiedenartige Interessen stehen einander gegenüber. Jedes ist in seiner Art berechtigt, jedes verlangt seine energische Vertretung. Und es ist nicht so leicht, sie gegeneinander abzuwägen und auszugleichen. Alte Rechte und neue Ansprüche stoßen aufeinander. Es ist den einen nicht zu verdenken, daß sie nicht ohne weiteres vom Platze weichen, aber auch den anderen nicht, daß sie ihre Ellbogen gebrauchen und sich geltend machen. Nun natürlich, da platzen die Geister aufeinander. Es kann nicht anders sein. Wo die politischen Parteien einander begegnen, kann es nicht immer zugehen wie in einem Damenkaffee oder bei einem ästhetischen Tee, und auch da soll es ja nicht immer ganz glimpflich hergehen. Die vorhandenen Gegensätze müssen zum Austrage kommen, und es kann nicht fehlen, daß dabei auch einmal die Waffen und Worte scharf geschliffen werden. Es sind Dinge von ernster Wichtigkeit, um die es sich handelt, Fragen, die an Herz und Nieren gehen. Da ist es begreiflich, daß es zuweilen nicht ohne Erregung abgeht. Auf schwache Nerven und empfindsame Gemüter kann dabei nicht immer zarte Rücksicht genommen werden."

* * *

... Manchmal freilich möchte man sich aus dem Gewoge des öffentlichen Lebens auf eine stille Insel retten. Ergießt es sich doch durch unzählige, weitverzweigte Kanäle in jede Hütte und jeden Palast. Diese Kanäle sind unsere Presse. Wir leben im Zeitalter einer unerhörten Publizität. Deren Vorzüge sind genügend gewürdigt worden, ihre Schäden beginnt man je länger desto peinlicher zu empfinden. Unsere Öffentlichkeit artet in Sensation, rohe Neugier und lüsterne Schaulust aus, denen nichts mehr heimlich und heilig ist. Wie

jener hinkende Teufel Le Sage's deckt die Presse die nächtlichen Dächer der Häuser ab und enthüllt uns deren innerstes Leben und intimste Vorgänge. Kein Wohn-, kein Schlafzimmer ist mehr sicher vor der photographischen Platte. Und was das schlimmste: die „vornehme" Gesellschaft, hohe, sehr hohe Kreise sind es, die dem geruchlosen Geschäftseifer der Zeitungsfabrikanten und dem Sensationsbedürfnis des „gebildeten" Pöbels aus eitler Geistesöde bereitwilligst Vorschub leisten.

Und leider sind die Fälle nicht mehr selten, wo dieselben Kreise der Publizität noch den begleitenden Text zu ihren Bildern, den spannenden Romanstoff, aus dem eigenen Familienleben liefern. War's nicht der reine Hintertreppenroman, was wir in den letzten Wochen über die Kronprinzessin Luise und ihren Giron zu lesen bekamen? Kräftigste Kolportagebrühe, fein säuberlich in Tassen abgesetzt —: („Fortsetzung folgt").

Der „Fall" ließ sich natürlich nicht totschweigen. Auch hatte die Öffentlichkeit ein berechtigtes Interesse an ihm. Handelte es sich doch um eine Persönlichkeit, die berufen war, eine deutsche Königinnenkrone zu tragen; die mit ihrer Nachkommenschaft hoch über andere Sterbliche, ja über das bürgerliche Gesetz, erhoben war und dies noch heute ist. Wie ja noch der „Reichsanzeiger" erst kürzlich die Abreise „Ihrer Königlichen Hoheit, der Kronprinzessin von Sachsen" nach Mentone untertänigst vermeldete. Allerdings unter schnöder Eskamotierung Ritter Girons, der das wahrscheinlich nicht auf sich sitzen lassen und eine Berichtigung an den „Deutschen Reichsanzeiger und Königlich Preußischen Staatsanzeiger" senden wird.

Personen, denen das Volk solche Ausnahmerechte einräumt, müssen sich die öffentliche Kritik gefallen lassen. Aber es scheint, daß die Prinzessin sich diese auch gern gefallen läßt. Denn nur mit ihrer Zustimmung durfte doch Giron den zahlreichen Korrespondenten, die seine Vorzimmer füllten, Audienz erteilen und ihnen die intimsten Daten aus seinem Umgang mit der Prinzessin diktieren. Auch eine photographische Aufnahme des — wie ich bei Harden in der „Zukunft" lese — gemeinsamen Schlafzimmers hat stattgefunden. Wenigstens wurden von einer Dresdener Firma Postkarten mit „Ansicht des Schlafzimmers Girons" angekündigt. Weiter versprach die Firma für die nächsten Tage eine Postkarte: „André Giron, im Schlafzimmer des Hotels d'Angleterre in Genf am 19. Dezember 1902 aufgenommen."

Schon die Art, wie er die Wißbegierde der Presse befriedigt, kennzeichnet den Burschen, der sich nicht entblödet, das haltlose, von ihm gemißbrauchte armselige Geschöpf, wo immer nur möglich, bloßzustellen, um sie so immer fester an sich zu ketten, als einen ganz erbärmlichen Patron. Der eitle französische Geck fühlt sich in seiner Rolle äußerst wohl. Denn als Theaterstück, in dem ihm die Hauptrolle zugefallen ist, faßt er die Sache auf. „Giron", so wurde der ‚Vossischen Zeitung' aus Genf geschrieben, „entwickelt sich immer mehr zur Operettenfigur. ... Er pflegt seinen Ausfragern aus einem goldverzierten Büchlein mit Silberschloß die Einzelheiten der Flucht

der Prinzessin, das Zusammentreffen im Hotel Bellevue, Zürich, die Reise nach Genf zu diktieren. Dabei versichert er, er habe der Geschichte ein dramatisch-poetisches Gepräge geben wollen. Auf Fräulein Adamowitsch ist Giron nicht gut zu sprechen. Sie möge ein ehrliches Mädchen sein, aber neben der Kronprinzessin erscheine sie viel zu kleinbürgerlich."

Ei, wie verwöhnt das Bürschchen schon ist: was nicht königlichen oder erzherzoglichen Geblütes, ist ihm schon zu „kleinbürgerlich"!

Ein Mitarbeiter des „Echo de Paris" hatte eine Unterredung mit Giron:

„... Dann erzählte André Giron, daß das Leben am kronprinzlichen Hofe vom 1. Mai an, wo die kronprinzliche Familie die Sommerresidenz von Wachwitz bezog, intimer wurde. Die Kronprinzessin interessierte sich für die Lektionen, welchen sie oft beiwohnte. Sie nahm die Mahlzeiten zwischen ihrem Gemahl und dem Lehrer ihrer Kinder ein. Sie war schön und intelligent, das Volk betete sie an.

„‚Sie sehen, die Geschichte ist ganz einfach(!). Wir sahen uns täglich, zuerst waren es Causerien, dann nach und nach Konfidenzen, schließlich Geständnisse.

„‚Es kamen die Verdächtigungen. Am 14. November verließ ich das Haus. Die Prinzessin war entschlossen, mir zu folgen. Der Plan der Flucht war vorbereitet. Er wurde begünstigt durch die alljährliche Reise der Prinzessin nach Salzburg.'"

Und während er seinen fürstlichen Gönner, den Kronprinzen, auf das schamloseste betrog, trug er, wie glaubwürdig berichtet wird, äußerlich gegen ihn „ein unterwürfiges, unangenehm devotes Benehmen" zur Schau.

Warum ich mich mit dem Burschen überhaupt beschäftige? Seiner „schönen Augen" wegen sicher nicht. Es ist, nach allem, was ich über ihn lesen mußte, an dem ganzen Kerl auch nicht ein Faden, der den Stoff zu einer irgendwie tüchtigen oder auch nur interessanten Persönlichkeit hergäbe. Wäre er nicht der unglückseligen Prinzessin in den Weg gelaufen, kein Hahn würde selbstverständlich nach ihm krähen. Er wäre mit irgend einer reichen Banquiersfrau durchgegangen. Diese seine völlige Bedeutungslosigkeit ist aber das charakteristische Moment der ganzen Begebenheit, charakteristisch sowohl für die Beurteilung der Prinzessin, wie auch für eine gewisse Presse und eine gewisse Richtung unserer „Intellektuellen", die es fertig gebracht haben, die ganze „Eheirrung" als eine große sittliche Tat, die beteiligten Personen als Über- und Edelmenschen zu feiern. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die sittliche Begriffsverwirrung schon so weit gediehen. In dieser Hinsicht ist der Fall äußerst lehrreich und noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Friedrich Nietzsche hat man für die Prinzessin ins Feld geführt, als ob Nietzsche jemals bei allen seinen Verirrungen Lug und Trug, gemeinen Verrat, willenlose Hingabe an die sinnlichen Triebe gepredigt hätte. Ibsens „Nora" hat man als Vorbild der Frau herangezogen, die eine innerlich unsittliche Ehe breche und den Weg eigener Pflichten gehe. Als ob, wie die „Zukunft" sehr treffend bemerkt, auf Nora an der

nächsten Straßenecke auch „ein neues Männchen“ gewartet hätte! „Was in brünstiger Wut über eine Schranke springt,“ heißt es an derselben Stelle, „hat damit noch nicht bewiesen, daß Titanisches in ihm liegt. Sie haben Monna Vanna gescholten, — auch Ihre Luisa würde ich höher achten, wenn sie beiden Männern entlaufen und allein geblieben wäre.“

Auch das wäre natürlich keineswegs zu billigen gewesen, aber man hätte dann doch die Möglichkeit gehabt, an irgend welche höhere, sittliche Motive zu glauben. Das ist nun angesichts der sofortigen Vereinigung mit einem anderen Manne und nicht zuletzt auch der Persönlichkeit dieses Mannes, die, außer körperlichen, keinerlei Anziehungskräfte für sich geltend machen konnte, völlig ausgeschlossen.

Schämen müssen wir Deutsche uns angesichts dieser Verwirrung der elementarsten sittlichen Begriffe, dieses geringschätzigen Hinübergleitens über die Verwahrlosung natürlichster Instinkte — zu allererst der Mutterliebe —, wenn wir lesen, wie ein Bürger des „sittenlosen“ Frankreich über den Fall urteilt. Der bekannte Publizist Charles Laurent, der als Franzose in erotischen Dingen gewiß schon einen tüchtigen Stiefel verträgt, faßt seine Eindrücke im „Matin“, wie folgt, zusammen:

„Es waren einmal fünf kleine Kindlein ... Allerdings waren es Kinder des Kronprinzen von Sachsen, und seit der Schlacht von Leipzig ist man den Bürgern jenes Landes nicht sonderlich zärtlich gesinnt. Aber nichtsdestoweniger liegt etwas Seltsames und Beklemmendes darin, fünf Würmer in solcher Weise von ihrer Mutter verlassen zu sehen, die ohne weiteres den Lehrer dieser Kinder unterfaßt und mit ihm davongeht. Sicherlich ist mehr als ein Franzose vor Staunen und Zorn zusammengezuckt, als er in der „Illustration“ der letzten Woche das Doppelporträt des Liebespaares von Genf zu Gesicht bekam, wie es sich selbst vor den Apparat des Photographen hingestellt hat: neben der Prinzessin, ganz und gar an sie gelehnt, Herr Giron, man möchte fast sagen wie ein Prinzgemahl in partibus ...

„... Indes bewundern in Genf die zwei Turteltauben ruhig die schöne Natur unter den Augen des aufmerksamen Europa, während die hochachtbare Bundespolizei aus lauter Eifersucht auf den Ruf der Gastfreundschaft ihrer Republik sie sorgfältig bewacht. Es ist klar, daß all das uns nichts angeht, und daß die ehelichen Unfälle des sächsischen Kronprinzen uns vollkommen fremd bleiben sollten. Aber weshalb spricht man uns denn davon mit so großer Beharrlichkeit? Sieht das wirklich nur der Liebesflucht eines fast schon gekrönten ‚süßen Mädels‘ ähnlich, das lediglich sein Vermögen, seinen weiblichen Ruf, seine Ehrenstellung und seinen Namen opfert, um der Neigung seines Herzens für den einen Einzigen und gegen die gesamte übrige Welt zu folgen? Wenn es das wäre, könnte man schweigen und sein Antlitz wegwenden, aber — ‚es waren einmal fünf kleine Kindlein‘. Wie kann man sich begnügen, über dieses schlecht assortierte Idyll zu lächeln, das sich in das volle Licht der Öffentlichkeit

stellt, wenn es solch eine Kehrseite zeigt? Wie soll man die Laune dieser Hühnchenmutter achten, welche das Nest verläßt, um einem jungen Hahn zu folgen? Wie ist es möglich, hiebei die ganze Ritterromantik der Entführungen wieder erstehen zu lassen, wenn man in der Ferne die erschrockene Gruppe der kleinen Brut bemerkt, die von einem Moment zum andern zwiefach verwaiste, erstens weil sie keine Mutter mehr hat, und zweitens weil man sie natürlich lehren wird, diejenige zu vergessen, die diesen Namen trug? Wie soll man jenen naiven Enthusiasmus empfinden, der uns allen einst beim Lesen kecker Abenteuer zur Eroberung eines jungen Herzens oder zur Befreiung einer gefangenen Schönen das Herz schwellen machte, wenn all dies heute auf die sinnlose Geste einer Frau zusammenschrumpft, welche mit ihrer Haube zugleich fünf Wiegen von sich schleudert? Nein, nein, redet mir nicht von Liebe, nicht von Poesie und verkannten Idealen, noch von glühenden Schwesterseelen, die sich nähern und einigen mußten, wenn ihr der Welt dieses Schauspiel gebt! Welcher Art auch, Frau Prinzessin, Ihre häuslichen Unannehmlichkeiten und Ihre Verzweiflung einer unverstandenen Frau sein mochten, was auch immer, Herr Giron, für Jünglingsträume und für leidenschaftliche Erregung in Ihnen wohnten, Sie durften beide nicht das Universum zum Zeugen dafür nehmen, daß Sie zusammen durchgingen. Denn — ‚es waren einmal fünf kleine Kindlein . . .‘“

Und doch können wir uns eines tiefen Mitleids mit der unglücklichen Frau nicht erwehren, doch suchen wir gern nach Gründen, sie von ihrer schweren Schuld wenigstens zum Teil zu entlasten. Wir werden das Gefühl nicht los, daß hier noch irgend etwas Unausgesprochenes waltet, etwas von einem Fatum, das in dunkle Gänge führt und vielleicht nie ganz aufgehellt werden wird.

Sollten wir der Frage vielleicht vom wissenschaftlichen Standpunkte aus näher rücken können? Sollte hier etwa einer der Fälle vorliegen, die der verstorbene Psychiater Professor v. Krafft-Ebing lange vor der Affaire mit genialen Strichen gezeichnet hat?

In seiner „Psychopathia sexualis“ schreibt der berühmte Gelehrte:

„Als eine eigene Art von Hyperaesthesia sexualis lassen sich Fälle bei weiblichen Individuen bezeichnen, in denen ein stürmisches Verlangen zum Verkehr mit bestimmten Männern sich einstellt . . . Unglückliche Liebe zu einem anderen Manne mag bei . . . Ehefrauen von Temperament ja oft genug vorkommen, aber sie wird vom unbelasteten Weib zugunsten ethischer Hemmungsvorstellungen in der Regel beherrscht werden. Anders ist es in pathologischen Fällen, das heißt auf degenerativer psychischer Grundlage. **Das krankhafte** Bedürfnis ist dann ein derart mächtiges, daß alle Rücksichten auf Scham, Sitte, weibliche Ehre ihm gegenüber zurücktreten und schamlos, selbst dem Ehemann gegenüber, jenes bekannt wird, während ein normales, moralisch vollsinniges Weib das Geheimnis zu verbergen weiß. Die pathologische Liebe von Ehefrauen zu anderen Männern ist eine noch sehr der wissenschaftlichen Klärung bedürftige Erscheinung im Gebiete der Psychopathia sexualis. In allen von mir beobachteten Fällen handelte es sich um schwer belastete,

entartete Persönlichkeiten. Der krankhafte Zustand erscheint anfallsweise, immer scharf geschieden von der relativ gesunden Lebenszeit. Nie fehlt im gesunden Zustand tiefe Reue über das Vorgefallene, das jedoch mehr oder weniger als ein unvermeidliches Verhängnis und Unglück empfunden wird. Für die Dauer des krankhaften Zustandes besteht völlige Gleichgültigkeit gegen Mann und Kinder, selbst bis zur Abneigung gegen den ersteren, dabei völlige Einsichtslosigkeit für die Bedeutung und Folgen des skandalösen, weibliche und familiäre Ehre und Würde preisgebenden Benehmens. Gegenüber der nicht psychopathischen gewöhnlichen Messaline erscheint hier bemerkenswert, daß die Entgleisung nur eine Episode im Leben einer sonst honetten Frau, das illegitime Verhältnis ein streng monogamisches ist ... In der Mehrzahl der Fälle steht das grob-sinnliche Moment überhaupt nicht im Vordergrund, und ist das treibende Moment zum ehelichen Treubruch ein fetischartiger Zauber, den seelische Eigenschaften des anderen bewirken. Bisweilen kommt es in solchen Fällen zu absoluter Hörigkeit (Masochismus), das heißt zu einer höchst auffallenden Abhängigkeit eines Individuums von einem anderen des entgegengesetzten Geschlechts bis zum Verlust jedes selbständigen Willens, einer Abhängigkeit, die den beherrschten Teil zu Handlungen und Duldungen zwingt, die schwere Opfer am eigenen Interesse bedeuten und oft genug gegen Sitte und Gesetz verstoßen."

Das würde in etwas einem Gedankengange des „Reichsboten" über die sich mehrenden Entgleisungen fürstlicher Persönlichkeiten begegnen:

„Für alle Herrscherhäuser aber mag dieses Vorkommnis Anlaß und neben manchen anderen ähnlichen Erscheinungen eine neue Mahnung zur Selbstbesinnung sein, ob man mit dem überspannten Souveränitätssystem fürstlicher Häuser wirklich auf dem rechten Wege ist, oder ob dadurch nicht eine Inzucht, eine Vermischung mit fremden und angekränkelten Bluten und Familien erzeugt wird, die in der jahrhundertelangen Übung verhängnisvoll gerade auch für die deutschen Fürstenhäuser wirkt. Jedes Extrem rächt sich am meisten, wo die Natur mit ihren ewigen Gesetzen in Frage kommt."

Auch die Charakteristik, welche in der „Kreuzzeitung" von der Prinzessin entworfen wurde, gehört hieher. Übertragen wir sie aus dem Ethischen ins Wissenschaftliche, so werden wir an das von Krafft-Ebing geschilderte Krankheitsbild erinnert:

„Man kann die Persönlichkeit der Kronprinzessin nicht besser kennzeichnen als durch den Hinweis, daß ihr das Wort ‚Pflicht' ein unbekannter Begriff war. Sie wußte ihre glänzende äußere und innere Begabung nicht in den Dienst einer Sache, sondern stets nur in den ihrer stets wechselnden persönlichen Neigungen und Bedürfnisse zu stellen ... Auch ernsthafte Männer, Gelehrte, Künstler, hohe Beamte, wußte sie unwiderstehlich für sich einzunehmen, und auch außerhalb Sachsens hat sie bis zu den hohen und höchsten Stellen

volle Sympathie für sich zu wecken verstanden. Aber in den näherstehenden Kreisen zeigte sich schon seit Jahren eine unverkennbare Wandlung. Die Unbeständigkeit ihrer Urteile, das Unbedachte und Unzuverlässige ihrer Äußerungen, das man anfangs ihrer Lebhaftigkeit zugute geschrieben hatte, führte allmählich dahin, daß man ihren Worten überhaupt weniger Gewicht beilegte. Man nahm die Prinzeß Luise nicht mehr ernst. Man erkannte die tiefe Unwahrhaftigkeit ihres Wesens, die sie, nebenbei gesagt, auch in den letzten Wochen ihres Dresdener Aufenthalts in einem Maße betätigt hat, das weit über den beabsichtigten Zweck einer Vertuschung ihrer Pläne hinausging.

„Diese Wandlung mag namentlich innerhalb ihres hohen Verwandtenkreises selbst der Prinzessin deutlich geworden sein. Die jetzt verwitwete Königin Karola, die, selbst kinderlos, der jungen Nichte und präsumtiven Nachfolgerin mit einem Herzen voll mütterlicher Liebe entgegengekommen war, zog sich resigniert mit jedem Jahre mehr von ihr zurück. Der verewigte König Albert ließ die Prinzessin in den letzten Jahren völlig gewähren, ohne ihr die mindesten Hindernisse in den Weg zu legen. Schon daraus läßt sich ermessen, was es mit den Vorwürfen gegen die ‚Beengung des Hoflebens‘ u. s. w. auf sich hat, mit denen der Schritt der Prinzessin erklärt wird. Dem Zeremoniell des Hofes hat sie sich stets zu entziehen gewußt, soweit ihr dasselbe unbequem war. Immerhin läßt sich nachfühlen, daß die Empfindung von dieser Abwendung ihrer Umgebung, von der Ergebnislosigkeit ihrer Bemühungen, sich überall unbedingte Geltung und Bewunderung zu verschaffen, ihr selbst wieder ein starkes Gefühl des Unbefriedigtseins gegeben hat. Gewohnt, ihren Neigungen ohne Besinnen nachzugehen, uneingeschränkt durch die Rücksichten, die Gewissen und Herz gegenüber dem Lande Sachsen, gegenüber Mann und Kindern ihr vorzuschreiben hatte, bedurfte sie nur einer starken, die sinnliche Veranlagung ihrer Natur gefangennehmenden Neigung, um alles über Bord zu werfen, was sie besaß.

„Das Verständnis der ganzen beklagenswerten Geschichte läßt sich nur gewinnen, wenn man in die Tiefen persönlichen Menschentums einzudringen versucht. Hier allein, in den ewig neuen Rätseln individueller Veranlagung, speziell weiblicher Natur, liegt das Geheimnis des Geschehenen, nicht in raffinierten politischen oder kirchlichen Intrigen, nicht in den angeblichen Absonderlichkeiten eines Fürstenhofes, an dem sich für jeden und für jede hätte leben lassen, die den obersten Daseinszweck dieses Hofes, das Gebot königlicher Pflichterfüllung, auf sich zu nehmen gewillt waren.“

Alles das mag zum psychologischen Verständnisse der Frau beitragen, es entschuldigt sie nicht. Sie entschuldigen kann nur, wer sich selbst jenseits von gut und böse stellt oder nicht logisch zu denken weiß. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Falles überhebt uns noch nicht des sittlichen Urteils. Auf irgendwelche Gründe muß sich ja jede Erscheinung, also auch jede Sünde, jedes Verbrechen zurückführen lassen. Alles, was geschieht, geschieht notwendig, auf

Grund unabänderlicher Gesetze. Diese Erkenntnis ist aber noch keineswegs gleichbedeutend mit einer Aufhebung unserer sittlichen Pflichten und Verantwortlichkeit.

Das Schauspiel, das hier eine vor so vielen bevorzugte Frau der Welt gewährt, geht weit über den Rahmen einer rein persönlichen Verfehlung hinaus. Es hat allgemeine Werte in Mitleidenschaft gezogen, die für die Völker von der allergrößten Bedeutung sind. „So radikal und ohne Scheu", bemerkt die „Neue freie Presse", „hat sich der Bruch der Leidenschaft mit der Tradition noch nie in einem Königshause vollzogen ... Man spürt ihn förmlich, diesen Kampf zwischen alter und neuer Zeit; eine Frau ist über Bord, welche, obwohl künftige Königin, Gattin und Mutter von fünf Kindern, obwohl aus ältestem Herrscherblut entsprossen, dem Spiel ihrer natürlichen Triebe sich williger als den Forderungen des königlichen Stolzes hingab. Im Tale, wo die ‚freie Liebe' ihre Adepten und Adeptinnen hat, ist solches nicht mehr selten; doch auch bergaufwärts mehren sich die Beispiele. Nur so offenbar wie das von heute ist noch keines gewesen."

Den Gegnern der Monarchie, insbesondere den Sozialdemokraten, konnte nichts Willkommeneres geschehen. Hätte irgend ein Anschauungsunterricht ihre Lehre glänzender bestätigen können, als dieser, von einer leibhaftigen Prinzessin der schadenfrohen Welt vorgeführte? Die nicht so ganz unbegründete Lehre nämlich, daß auch Fürsten nur irrende, schwache Geschöpfe sind, die sich vor anderen Sterblichen keineswegs immer oder auch nur sehr häufig durch besondere Gaben Geistes und Gemütes auszeichnen. Mit brutaler Offenheit schreibt die „Wiener Arbeiterzeitung":

„Der sächsische Königsskandal ist eine nützliche Lehre für die Völker, und eine törichte Zurückhaltung wäre es, dieses Argument von der Allzumenschlichkeit der Mächtigen ungenützt vorbeigehen zu lassen. Eine Privataffäre? Bis sie uns nicht mehr regieren werden, bis sie von uns keinen Zoll besonderer Ehrfurcht heischen werden, dann wollen wir ihre Verhältnisse und Ehebrüche, ihre Liaisons und ...-Geschichten als Privataffären betrachten, und wenn eine Prinzessin durchgehen wird, soll es uns ebensowenig kümmern, als wenn Herr X. seine Frau betrügt ... Aber solange man mit den erlogenen Tugenden dieser Erlesenen den Sinn der Völker verführt, so lange muß darauf hingewiesen werden, daß der dynastische Gedanke allzu oft auf Vorstellungen ruht, die aus der Annahme besonderer Qualitäten der Herrschenden entspringen."

Den Fürsten dürfte es nur erwünscht sein, daß man mit bescheideneren Voraussetzungen und Forderungen an sie heranträte. Dann müßten sie selbst freilich auch um ein paar Stufen Thronhöhe ihren Völkern sich nähern und die allzu eifrigen Weihrauchschwinger, die ihnen einblasen wollen, daß sie Götter seien, gebührend in die Schranken weisen. Selbsterkenntnis ist, was uns vor allem not tut; um so nötiger, je höher wir stehen und je sicherer wir uns fühlen.






## Poesie und Musik.

Aus Tag und Nacht hat, wohlbedacht,
Der Herr alles Lebens die Welt gemacht,
Die Dichtung ist Tag in klarer Pracht,
Musik die Welten verkündende Nacht.



## An die Tonkunst.

Tonkunst, dich preis' ich vor allen,
Höchstes Los ist dir gefallen,
Aus der Schwesterkünste drei
Du die frei'ste, einzig frei.

Denn das Wort, es läßt sich fangen,
Deuten läßt sich die Gestalt;
Unter Ketten, Riegeln, Stangen
Hält sie menschliche Gewalt.

Aber du sprichst höhre Sprachen,
Die kein Häscherchor versteht;
Ungreifbar durch ihr Wachen
Gehst du, wie ein Cherub geht.

Darum preis' ich dich vor allen
In so ängstlich schwerer Zeit;
Höchstes Los ist dir gefallen,
Dir, und wer sich dir geweiht.



## Stumm beredt.

Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die stumme;
Das einzelne verschweigend,
Gibt sie des Weltalls Summe.

Franz Grillparzer.



# Musikpflege und Musikindustrie, Konzertagentenwesen und Dezentralisation.

## Allerlei kritische Ein- und Ausblicke.

Von

**Dr. Karl Storck.**

Musikindustrie. Es ist ein hartes Wort, aber ich finde kein besseres, um unser heutiges öffentliches Musikleben zu kennzeichnen. Der Ruf „Zu viel Musik" erschallt von allen Seiten. Von den Musikern selbst, den geschundenen und abgehetzten Kritikern, allen wahren Musikfreunden. Denn wohlverstanden, man sagt zwar zu viel Musik, meint aber „zu viel Musikmacherei". Denn an echter Musikpflege haben wir sogar viel zu wenig, und es ist durchaus berechtigt und nicht nur die bekannte Vorliebe für die gute, alte Zeit, wenn bejahrte Musiker behaupten, in ihrer Jugend hätten die Musikliebhaber ernster und künstlerischer musiziert, als heute die Berufsmusiker. Ja, dafür waren sie eben auch Musikliebhaber und nicht Musikindustrielle.

Musikindustrie! Oder ist es etwas anderes, wenn wir hier in Berlin in der ersten Hälfte dieser Musiksaison, also von Ende September bis Ende Dezember 1902, zweihundertfünfzig Konzerte hatten? Dabei sind die ständigen „populären" Konzerte der großen Orchester, der Kirchenchöre, der Regimentskapellen nicht einmal mitgerechnet. Wem soll das frommen? Die Musikliebhaber stehen vor der Verlegenheit der Wahl, zumal ein eigentümlicher Zufall es fügt, daß sehr oft am gleichen Abend verschiedene wertvolle Veranstaltungen stattfinden, von denen man keine gern versäumt, während an anderen Abenden vier Konzerte gegeben werden, die einen völlig gleichgültig lassen. Auch die Musiker, die schöpferischen, wie die reproduzierenden, leiden an diesem Musiküberfluß — denn bei der Fülle der sich Vordrängenden fällt es dem echten Talent doppelt schwer, sich bemerkbar zu machen. Während man ferner denken sollte, daß wenigstens die Komponisten aus der großen Zahl der öffentlich Musizierenden Nutzen hätten, indem nun leichter neue Werke dargeboten würden, zeigt auch hier die Wirklichkeit das gegenteilige Bild. Weitaus der großen Mehrzahl der Künstler kommt es darauf an, schnell und sicher Eindruck zu machen. Die Künstler, die ihr Publikum haben, die mit diesem Fühlung gewinnen, sind bald aufgezählt. Eugen Gura war so einer, und darum durfte er auch wagen, seinem Hörerkreis neue Komponisten vorzuführen. Man folgte ihm willig. Die meisten Konzertgeber dagegen sind und bleiben ihrer Zuhörerschaft durchaus fremd. Heute spielen sie im Süden, morgen im Norden, jetzt am Rhein und dann an der Weichsel. Da hält sich dann jeder seine Anzahl Nummern bereit, die immer und überall „ziehen". Er darf keine Versuche machen, für keinen unbekannten Meister eintreten. Das Publikum ist Neuem ja immer ab-

hold, die Kritik ist leider auch zuverlässiger und günstiger Werken gegenüber, die ihr bereits bekannt sind. Das ist ja so sehr begreiflich. Auch der Musikkritiker ist sozusagen ein Mensch. Und nun soll er, nachdem er vielleicht bereits am Tage so und so viele Stunden berufsmäßig Musik gemacht hat, jeden Abend noch zwei oder drei Konzerte besuchen. Daß er da nicht frisch bleiben kann, ist sicher; daß es ihm leichter und bequemer ist, zu sagen, wie A. oder B. ein bereits hundertmal gehörtes Konzert von Beethoven gespielt haben, als was ein Komponist in seinen neuen Werken will, versteht sich von selbst.

So kommen bei unserm heutigen Massen-Musikbetrieb alle Beteiligten zu kurz, ausgenommen höchstens die Konzertagenten, in deren Interesse es natürlich liegt, möglichst zahlreiche Konzerte einzurichten, da sie ja von jedem einen sicheren Gewinn haben. Am schlechtesten ergeht es aber der musikalischen Kunst selber. Je mehr öffentlich darauf los musiziert wird, um so jämmerlicher ist es mit unserer Hausmusik bestellt, für die die öffentlichen Konzerte aus den angeführten Gründen fast gar keinen erzieherischen Wert haben. Denn aus drei Viertel aller Solistenkonzerte mit ihren stereotypen Programmen ist nur gekünstelte Auffassung und falsche Effekthascherei zu erlernen.

Zu viel Musik! Ja! — Aber nun eine charakteristische Erscheinung. Der Ruf erschallt aus allen Städten, die eine gewisse Einwohnerzahl, sagen wir, die Hunderttausend überschreiten. Aus kleineren Orten und gar vom flachen Lande hören wir dagegen die ständige Klage, daß es dem Musikliebhaber unmöglich sei, ohne unverhältnismäßig schwere Opfer ein gutes Konzert zu hören. Auch das ist ein Zeichen des industriellen Charakters unseres öffentlichen Musiklebens, daß es einen großstädtischen Charakter trägt. Daß ein großes Orchester bei den riesigen Unkosten, mit denen es arbeitet, ganz kleine Orte nicht besuchen kann, ist klar. Auch wird niemand einem Solisten zumuten, in einem abgelegenen Gebirgsdörfchen ein Konzert zu geben. Aber daß es nicht möglich wäre, in kleineren Kreisstädten, zu denen die umliegenden Dörfer ja auch für derartige Zwecke mitzählen, eine schöne Besucherzahl für ein gutes Solistenkonzert zusammenzubringen, ist nicht wahr. Es ist sogar gar nicht so schwierig, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, und wenn erst der Anfang gemacht ist, so wird es ganz von selbst gehen.

Aber noch mehr. Ich sehe in dieser Dezentralisation unserer Musikpflege geradezu das Heilmittel gegen die bösesten Schäden unseres heutigen Musiklebens. Durch sie wird der Musiküberfütterung an einzelnen Orten gesteuert; breitere Massen werden guter Musikgenüsse teilhaftig. Endlich aber erfährt unsere Hausmusik dadurch Befruchtung und Belebung. Das Haus aber war immer und wird immer die Hauptstätte einer gesunden Musikpflege sein.

Konzerte an kleineren Orten heißt also eine wichtige Losung für alle rechten Musikfreunde. Für das Erreichen dieses Zieles ist am unentbehrlichsten die selbstlose Mitarbeit der Musikliebhaber an dem betreffenden Orte. Wenn der Solist sich erst einen Saal aussuchen soll, in fremden Verhältnissen

über Miete und dergleichen unterhandeln muß, ist natürlich nichts zu wollen. Gerade aus dieser Not heraus hat sich das Konzertagentenwesen entwickelt, dieses bezeichnendste Merkmal des industriellen Musikbetriebs. Dem Künstler werden auf diese Weise die kleinen äußeren Sorgen abgenommen; aber es ist ganz natürlich, daß der Konzertagent ihm auch von allen kleineren Orten abrät: das bringt nicht genug ein, dem Agenten nämlich; den meisten Solisten erwachsen durch ihre Konzerte auch in den Großstädten nur Kosten. Dann macht es dem Agenten auch zu viel Arbeit.

An die Stelle des Agenten, des Geschäftsmannes, können und müssen bei kleineren Verhältnissen die Musikliebhaber treten. Nehmen wir ein Kreisstädtchen von etwa fünf- bis zehntausend Einwohnern. Da sind sicher einige Musikfreunde, die das Musikleben großer Städte zum wenigsten in den Tageszeitungen verfolgen. Aber die nächste Musikstadt liegt weit ab. Man wird sich ja nun natürlich nicht das Berliner philharmonische Orchester verschreiben können; aber für einen guten Kammermusikabend wären die Mittel unschwer aufzutreiben. Es tun sich einige Musikliebhaber zur Vorarbeit zusammen. Sie stellen im allgemeinen ihre Wünsche für das Programm auf und wenden sich damit an die Kammermusik-Vereinigung bezw. die Solisten, die sie bei sich haben möchten, mit den Fragen: Ob und zu welchem Zeitpunkt sie in einer nahen Musikstadt konzertieren? Welcher Garantiefonds für ein mit jenem Aufenthalt verbundenen Konzert an dem gegebenen kleineren Orte verlangt wird. Stellt man dem Künstler die Sache richtig dar, weiß man ihn bei seinem Idealismus, den Gott sei Dank die meisten Künstler trotz allem noch in sich tragen, zu packen, so wird man in den meisten Fällen eine viel günstigere Antwort erhalten, als man sie nach den landläufigen Ansichten erwartet hat. Ist das nicht der Fall, so wendet man sich eben an einen anderen. Der Künstler kann dann auch gleich sein nach den ihm unterbreiteten Wünschen aufgestelltes Programm mitteilen.

Nun beginnt für unsere Musikliebhaber die Werbearbeit am eigenen Orte. Das erste Mal wird sie nicht allzuleicht sein, aber mit einigem guten Willen geht es unbedingt. Jeder Ort hat den einen oder anderen Bewohner, der das Talent zu einem kleinen Mäcenas in sich und das Zeug dazu in der Tasche hat. Es handelt sich ja, ich wiederhole es, nicht um große Summen. Die Opferbeiträge auf dem Altar der Frau Musika brauchen durchaus nicht in die Hunderte zu gehen. Aber das ist doch sicher, daß die Leute nicht gerade reich zu sein brauchen, um schließlich einmal einen Goldfuchs springen zu lassen. Hat man diese „Gönner" des Unternehmens gewonnen und entsprechend geschröpft, so geht es an den Absatz der Eintrittskarten. Diese dürfen auf keinen Fall teuer sein. Eine, zwei und allenfalls für die besten Plätze drei Mark ist die Regel; daneben müssen unbedingt auch einige Reihen für Plätze zu fünfzig Pfennigen übrig bleiben. Man beginnt seinen Rundgang bei jenen, die selber Musik ausüben. Dabei darf man die umliegenden Dörfer nicht vergessen, von wo der

Lehrer immer noch einige Gesangvereinsmitglieder mitbringt, der Pfarrer wenigstens einen Beitrag zeichnet. Dann wendet man sich an die Eltern, deren Kinder Musikunterricht erhalten. Wenn man ihnen klar macht, daß ihre Kinder durch ein solches Konzert oft mehr Förderung erfahren als durch zehn Unterrichtsstunden, werden sie das Opfer gern bringen.

Die Saalfrage erledigt sich meist sehr einfach; entweder erhält man einen Schulraum oder einen Wirtshaussaal. In keinem Falle kostet er viel. Bei dem Worte Wirtshaus muß ich noch eine Bemerkung machen. Ich weiß, daß manche Leute gleich Zeter schreien, wenn es heißt, daß beim Konzert ein Trunk erlaubt sein soll. Ich ziehe es natürlich auch vor, wenn das nicht geschieht. Aber so schlimm, wie die „Theoretiker" es sich vorstellen, ist das nicht. Bei den sehr wertvollen „populären philharmonischen Konzerten" in Berlin kann man ein Glas Bier oder Wein trinken, und neuerdings haben die Herren Schnabel, Hekking und Wittenberg bei ihren volkstümlichen Kammermusikabenden diese „gemütliche" Art eingeführt, und es hat sich noch kein vernünftiger Künstler oder Zuhörer daran gestoßen. Man muß natürlich darauf halten, daß die Bedienung nur während der Pausen geschieht, und daß das Rauchen auf alle Fälle unterbleibt, da es die Luft zu sehr verdirbt. Im übrigen pflegt man gerade dort um so andächtiger zuzuhören, wo man selten zum Hören kommt.

Auch die Instrumentalfrage ist leicht gelöst. Sänger und Violinisten bringen ihre Instrumente mit. Klavierspieler erhalten von dem Fabrikanten, dessen Instrumente sie spielen, ein solches überall umsonst oder gegen geringes Entgelt gestellt. Zwei Dinge bleiben noch zu sagen. Einmal die Warnung vor dem Zuviel. Man hüte sich, gleich mit einem Zyklus von Abonnementskonzerten anzurücken, sondern begnüge sich mit je einer Veranstaltung in den beiden Winterhälften. Und zwar eine mit Kammermusik, eine mit Gesang und Klavier- oder Geigenspiel. Als Zeit eignet sich am besten der Sonntag oder Samstag; der Beginn des Konzertes sei nicht zu spät, damit die Auswärtigen noch nach Hause kommen. Der zweite Punkt betrifft die lokalen Musikmächte, mit denen oft recht schwer ein Bund zu flechten ist. Um diese Gefahren zu überwinden, muß etwas Diplomatie aufgeboten werden. Gekränkte Eitelkeit und die Angst vor materieller Schädigung sind gewöhnlich die beiden Hauptgründe, aus denen ansässige Musiklehrer und Musiklehrerinnen solchen Veranstaltungen entgegenarbeiten. Die Konkurrenzangst ist zumeist nach dem ersten Konzert verschwunden, weil in der Regel nur eine Steigerung der musikalischen Interessen erfolgt, deren Früchte in erster Reihe doch von den ortsansässigen Musikern geerntet werden. Gegen die Eitelkeit ist das klügste Mittel, jene Leute, von denen man sie befürchtet, dadurch zu entwaffnen, daß man sie an dem Werk oder besser den Vorbereitungen dazu beteiligt. Man ziehe doch Musiklehrer, Vereinsdirigenten u. s. w. in den vorbereitenden Ausschuß. Andererseits vermeide man möglichst die tätige Beteiligung ortsansässiger Kräfte im Konzert. Gegen fremde Künstler pflegt man nicht eifersüchtig zu sein.

Auf diese Weise ist es selbst an kleinen Orten möglich, gelegentlich gute Konzerte zu veranstalten. Den Segen solcher wird man bald erkennen, und er ist der schönste Lohn für alle Mühseligkeiten der Vorbereitung. Das wichtigste ist, daß man überhaupt einmal gute Musik vortragen hört. Zumeist haben die Spieler, die dieses Glücks nie teilhaftig geworden sind, ja gar keine Ahnung, wie die Werke, mit denen sie sich abmühen, eigentlich klingen müssen. Man höre doch einmal, was selbst gut geschulte Klavierspieler bei technisch ganz zureichender Ausführung mit Beethovenschen Sonaten für böse Dinge anrichten, wenn sie niemals eine im Vortrage eines guten Künstlers gehört haben. Oder man rufe sich ins Gedächtnis zurück, was einem als Schubertsche Lieder oder Loewesche Balladen geboten wurde. Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz von der beseelenden Wirkung, der erzieherischen Macht des guten Beispiels. Sie erstreckt sich noch nach einer anderen nicht weniger wichtigen Seite unseres Musiklebens. Einer der Krebsschäden desselben ist seine Eintönigkeit. Im Hause wird heute fast nur noch Klavier gespielt, danach, aber schon bedeutend weniger, Geige und Gesang geübt. Daß es noch eine Reihe anderer Musikinstrumente gibt, die für das Haus geeignet sind; daß es eine große herrliche Musikliteratur für diese Instrumente gibt, die nun völlig brach liegt; daß die schönste Pflege der Hausmusik im Zusammenspiel mehrerer beruht — das hat man, wie es scheint, ganz vergessen.

Es ist natürlich leichter, über die „Klavierseuche" zu schimpfen, als auf Abhilfe zu sinnen. Und doch liegt das Heilmittel gegen die einseitige Pflege des Klavierspiels sehr nahe. Es ist gleichzeitig das beste Heilmittel gegen die Oberflächlichkeit des heutigen Musikbetriebs im Hause, das beste Mittel für eine gesunde Musikpflege. Das erlösende Wort heißt Kammermusik.

Das Wort hängt mit Kammer und nicht mit Salon und Konzertsaal zusammen. Es sagt uns, was man leider immer mehr vergißt, daß die Musik vor allem eine intime Kunst ist, die ihre höchsten Schönheiten, ihr tiefstes Wesen einem daheim im trauten Stübchen offenbart. Allein oder im Kreise weniger und vertrauter Kunstfreunde kann man am schönsten musizieren. Hier hebt der scheue Vogel Phantasie seine Schwingen; im grell erleuchteten Konzertsaal, bei der bunt zusammengewürfelten Menge der Zuhörer, der damit verbundenen Unruhe duckt er sich ängstlich zusammen. Ich weiß, wir haben uns immer mehr von dieser Art Musikpflege entfernt. Ich verkenne auch keineswegs die Bedeutung großer Symphoniekonzerte oder musikdramatischer Aufführungen. Aber sie sollen nichts Alltägliches sein, sondern einen festlichen Charakter tragen. Darin liegt der Zauber von Bayreuth, darin die mächtige Wirkung des festtäglichen Gesangs in der Kirche.

Zumeist aber ist die Musik eine intime Kunst, und neben dem Alleinspiel ist das Kammermusikspiel die beste Art, sie zu pflegen. Während aber zur Zeit unserer Klassiker die Kammermusik in Wirklichkeit hauptsächlich Hausmusik war, sind heute die Fälle, daß einige Musikliebhaber sich zum Trio-,

Quartett- oder Quintettspiel vereinigen, sehr selten. Und warum? Weil die betreffenden Instrumente nicht mehr gepflegt werden. Diese Erscheinung ihrerseits wurzelt aber wieder in der Vernachlässigung der Kammermusik, wozu allerdings noch hinzutritt, daß das Orchesterspiel in den Kirchen in den letzten vierzig Jahren fast ganz verschwunden ist. Für die meisten Instrumente außer Klavier ist das Zusammenspielen die unerläßliche Vorbedingung für den Musikliebhaber. Selbst der Geiger muß sich wenigstens mit einem Klavierspieler zusammentun. Nun gar der Cellist, oder Freunde der Blasinstrumente. Die Musikliebhaber sind selten, die diese Instrumente so gut spielen, daß sie im Alleinspiel dauerndes Genügen daran haben können. Da man das weiß, da man für gewöhnlich keine Gelegenheit hat, sich mit anderen im Zusammenspiel zu ergötzen, ist man immer mehr von der Pflege dieser Instrumente abgegangen, so daß sie heute fürs Haus eigentlich gar nicht mehr in Betracht kommen.

Es ist eine Aufgabe des Konzertsaals, hier unser Musikleben wieder zurück zu entwickeln. Auf die Vorliebe für massige Musikentfaltung, die in Wagners Werken ihren Gipfel erreicht hat, ist bereits ein Rückschlag erfolgt. Die Kammermusik findet seit einigen Jahren steigende Pflege im Konzertsaal. An die Stelle der zwei, drei Quartettvereinigungen von früher ist eine lange Reihe getreten. Sonatenabende, früher eine Seltenheit, sind jetzt an der Tagesordnung. Und seit zwei Jahren findet auch die Kammermusik für Blasinstrumente wieder Aufnahme im Konzertsaal und freudige Zustimmung im Publikum.

Doch alles das nur im Konzertsaal; es gehört aber ins Haus. Für dieses ist der größte Teil dieser Literatur auch nach ihrer ganzen Art ausdrücklich bestimmt.

Nun darf man vom großstädtischen Hause, vom Hause der Konzertstädte nicht viel erwarten. Abgesehen von den vielerlei Ungelegenheiten, die die großen Mietskasernen für ein solches Musiktreiben mit sich bringen, das ganze großstädtische Leben, wie es sich nun einmal entwickelt hat, ist ihm feindlich. Entgegen steht aber vor allem der Umstand, daß man ja alle Tage Gelegenheit hat, diese Musik im Konzertsaal zu hören.

Nein, hier muß die Provinz, muß der kleine Ort die Arbeit leisten. Hier kann nur die häusliche Musikpflege die Bedürfnisse nach Kammermusik, überhaupt nach ernster Musik befriedigen, da die öffentlichen Anstalten dafür fehlen. In weit höherem Maße aber, als der einzelne Spieler für sein Solospiel, braucht die häusliche Kammermusikpflege heute zunächst die Anregung durch den Konzertvortrag. Es muß erst wieder Schule gemacht werden. Und dazu wirkt ein einziges Konzert mehr als ein Dutzend Vorträge und Belehrungen.

So lautet denn unsere Mahnung an alle Musikfreunde: Sorgt für gute Konzerte an kleineren Orten. Sie sind das beste Mittel zur Pflege einer guten Hausmusik, also zu einer gesunden Musikpflege überhaupt!



# Künstlerischer Tanz.

Wir Musiker haben ein hohes Interesse daran, daß der Tanz als Kunst aus der unwürdigen Stellung, die er gegenwärtig einnimmt, befreit werde. Denn der Tanz ist überall mit Musik verbunden, und es darf uns nicht gleichgültig sein, welcher Art diese Verbindung ist. Aber es ist auch an sich wichtig, daß die mimische Kunst des Tanzes wieder den gebührenden Arbeitsanteil im Kreise der Künste einnehme. Darum sei es gestattet, hier wenigstens in kurzen Worten auf die vielbesprochenen „Tanz-Idyllen" der kalifornischen Tänzerin Isadora Duncan einzugehen.

Die Dame stellte sich zunächst einem geladenen Kreise im „Künstlerhaus" vor. Sie tanzt mit nackten Füßen und nackten Beinen und trägt als Kleidung ein loses Gewand aus anschmiegsamen Stoffen, das in einigen Stücken dem Chiton, dem hemdartigen Untergewand, in andern dem geschürzten Peplos (Obergewand) der Griechin des Altertums entspricht. Von diesen nackten Beinen war nun so viel die Rede, daß mancher im ersten Augenblick an eine nichts weniger als künstlerische Reklame dachte. Aber mit Unrecht. Bei der ersten öffentlichen Vorstellung im „Neuen Königlichen Opernhaus" zeigte die bessere Beleuchtung, die nun den ganzen Körper gleichmäßig beschien, daß Miß Duncan durchaus nicht bloß „Beintänzerin" ist, daß so überhaupt das Nacktsein der Beine nicht mehr besonders auffällt. Wenigstens nicht für künstlerisch sehende Augen. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß diese Nacktheit der Beine keine unerläßliche Bedingung wäre, wenn diese Art zu tanzen erst aufkäme. Denn Verständnis für das Muskelspiel haben ohnehin wenige, und in größeren Räumen ist davon überhaupt nichts mehr zu sehen. Es kommt auf die Bewegungen an sich an.

Dem Künstlerauge nun bietet sich hier eine Ahnung von dem, was die griechischen Bildhauer bei ihren Festen so herrlich zu sehen bekamen. Es fiel mir zumeist bei „Orpheus Trauer über Eurydices Tod" auf. Hier erreichte die Duncan in der Art, wie ihr Körper durch das hemdartige Gewand durchschien, wie dieses verhüllend die Formen steigerte, ein Abbild jener unvergleichlichen Gewandstatuen, wie wir sie in der liegenden „Moire" vom Ostgiebel des Parthenon, in der „Grabstele der Hegelo", dem Torso der Mädchenstatue im Thermenmuseum zu Rom bewundern.

Überhaupt liegt die Stärke der Künstlerin im Erreichen gewisser Haltungen, die also den „Attitüden" der älteren Ballettkunst entsprechen würden, aber ohne den „Applomb", den man dabei suchte. Also ohne in der Stellung eine „Schwierigkeit" der Körperhaltung betonen zu wollen, vielmehr Schönheit der Ruhe. Wundervoll in dieser Hinsicht war die Art, wie ihr „Engel mit der Viola" in dem Bilde Ambrosio de Predis endigte. — Aber auch in der Bewegung bietet Isadora Duncans Tanz viel Schönes und Anregendes. Am wichtigsten erscheint mir, daß ihre Bewegungen von allem Cancan frei sind, in dessen Zeichen sonst unser ganzer moderner Tanz steht. Sehr bezeichnend ist hier schon, wie sie das Bein in die Kniebeuge hebt, statt des geraden Ausschleuderns. Wertvoll erscheint mir ferner, daß das In-die-Höhe-schnellen mit battements, also Aneinanderschlagen der Hacken ersetzt wird durch ein ungezwungenes Hüpfen, ebenso wie der Ersatz des pas glissé durch ein fröhliches Hinlaufen. Ich ver-

kenne keineswegs die Kunst, die in allen diesen beliebten Künsten unseres Balletts liegt; aber sie sind doch schuld daran, daß man immer mehr den Nachdruck auf die Schwierigkeit der Figur gelegt hat, statt auf die Schönheit.

Besonders wichtig aber ist, daß bei dieser Art Tanzen der ganze Körper zur Mitwirkung herangezogen wird. Schon Dupré, dem seine begeisterungstrunkenen Zeitgenossen den Beinamen eines „diou (dieu) de la danse“ gegeben haben, hat gesagt: „Tanzen kann man mit den Füßen, schön tanzen nur mit den Armen.“ Sie tanzt auch mit dem Gesicht. Das heißt, für sie ist eben der Tanz wieder, was er eigentlich sein soll: Mimik der Körperbewegung. Allerdings muß hier gesagt werden, daß Miß Duncan noch nicht auf der Höhe ist, daß ihren Darbietungen oft noch etwas Unfertiges anhaftet. Das ist auch noch in anderer Hinsicht der Fall. Ihr Tanz ist rhythmisch nicht bestimmt genug, ich möchte sagen, nicht musikalisch genug. (In Klammern: Die Ausführung der Begleitungsmusik war des Raumes unwürdig, manchmal geradezu kläglich.) Das trifft vor allem für jene Darbietungen zu, die gewissermaßen Gemälde verlebendigen wollen, z. B. Botticellis „Primavera“. Hier sind zwischen den Höhepunkten, in denen die Künstlerin eine Gestalt des Bildes erreicht, tote Stellen. Und es ist bezeichnend, daß eine „Musette“ von Coupérin, also eine musikalisch geschlossene Tanzform, den einheitlichsten Eindruck machte. Hier wird Isadora Duncan noch viel arbeiten müssen, bevor die Verbindung der malerischen Erscheinung mit der rhythmischen Bewegung erreicht wird, und ich glaube, die allzu einseitige Bevorzugung der Pantomime ist nicht der richtige Weg. Erreicht sie ihr Ziel, so wird ihr Tanz, der weniger neuartig ist, als man allgemein anzunehmen scheint, eine sehr wertvolle Anregung zu einem erneuten künstlerischen Tanzen werden können. **K. St.**



# Franz Liszts Briefe an Karl Gille.

Während die Literaturgeschichte längst die hohe Bedeutung des Briefwechsels für die Erkenntnis des innersten Wesens unserer Dichter erkannt hat und daher in der Veröffentlichung von Dichterbriefen einen Eifer entfaltet, der manchem zu weit geht, ist es mit der musikalischen Briefliteratur längst nicht so gut bestellt. Man bedenke, daß wir nicht einmal eine vollständige Ausgabe der Briefe Beethovens haben. Erst in den letzten Jahren hat man auch auf diesem Gebiete einen regeren Eifer entfaltet. Besondere Verdienste hat sich dabei der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig dadurch erworben, daß er bestrebt ist, den Briefwechsel der Träger der jüngsten Musikbewegung möglichst vollständig vorzulegen. Vor allem von Liszts in menschlicher wie geschichtlicher Hinsicht gleich bedeutenden, an geistigem wie seelischem Gehalt gleich reichen Briefen liegen nun schon eine stattliche Zahl von Bänden vor. Diese sind jetzt wieder um einen Band vermehrt worden, den Adolf Stern im genannten Verlag herausgegeben hat, und der den Titel führt: Franz Liszts Briefe an Karl Gille (Preis 5 Mk.). Sie bieten, abgesehen von dem Reiz, den sie als offenherzige

Zeugnisse der glänzenden Persönlichkeit des Schreibers haben, so viele wertvolle Einblicke in dessen künstlerisches Innenleben, daß ich wenigstens in kurzen Zügen auf sie eingehen möchte.

Der Name des Adressaten, des 1813 zu Weimar geborenen Karl Gille, der von 1844 ab als Sekretär des Oberappellationsgerichts zu Jena wirkte, ist weiteren Musikerkreisen kaum bekannt. Und doch hat dieser Jurist eine wichtige Mitarbeit an der neuesten Musikentwicklung geleistet, doch hat er für die Kompositionen der neudeutschen Schule zu einer Zeit, wo sie kaum Anhänger hatten, nicht durch das Wort, aber durch die Tat ganz hervorragend gewirkt. Aber überhaupt ist dieser Mann ein leuchtendes Beispiel dafür, was ein wirklich kunstbegeisterter Mann in kleinen Verhältnissen leisten kann. Denn Jena wird, als Gille Mitte der vierziger Jahre die Leitung der „akademischen Konzerte" übernahm, kaum zehntausend Einwohner gehabt haben, da es bei Gilles Tod (1899) erst dreizehn Tausend waren. Und doch beschämten in diesen fünf Jahrzehnten die musikalischen Leistungen der bescheidenen Gelehrtenstadt die mancher Großstadt, der erstrangige Kräfte in Fülle zu Gebote stehen.

Doch über diese Lebensarbeit des trefflichen Mannes möge jeder die warmherzige Biographie nachlesen, die Adolf Stern ihm in diesem Buche gewidmet hat. Ich möchte hier aus den Briefen Liszts einige charakteristische Stellen auswählen. Diese Briefe sind in deutscher Sprache geschrieben, während sich Liszt beim Schreiben zumeist des Französischen bediente. Man merkt das Ungewohnte dieser Schreibart sehr gut, aber nicht zum Schaden des Ganzen, denn wir haben dadurch um so mehr das Gefühl, Liszt sprechen zu hören.

Die Briefe geben uns vor allem wertvolle Einblicke in die Seele des Komponisten Liszt. Bekanntlich gibt es noch immer Leute, die einen Komponisten Liszt nicht wollen gelten lassen. Und zwar erstreckt sich das nicht nur auf die Schöpfungen, sondern auch auf den Schöpfer. Weil sie kein Verhältnis zu Liszts Werken finden können, sagen sie, Liszt habe nicht aus innerem Drang komponiert, sondern um ... Ja, da hört ihre Weisheit auf. Man kann es doch schließlich nicht Berechnung nennen, wenn einer auf die denkbar größten Einnahmen verzichtet. Nicht Ruhmsucht, wenn einer, dem der lauteste Beifall sicher ist, wo er als Spieler auftritt, mit ruhiger Gelassenheit die bittersten Verhöhnungen einsteckt.

Aber viele, die den Symphoniker Liszt gelten lassen, schütteln den Kopf über den Kirchenmusiker. Und wieder nicht bloß über die Werke, denen gegenüber ja schließlich jeder subjektiv urteilen mag. Sondern auch hier verdächtigen sie die Ehrlichkeit des schaffenden Künstlers. Und das, trotzdem auch hier Liszts Wirken das denkbar selbstloseste war, trotzdem er damit nie und nirgends nach irdischem Lob oder Gewinn trachtete.

Solch innerer Unsinn straft sich selber Lügen. Aber wir wollen doch zum Überfluß einige bezeichnende Stellen aus diesem Briefe an Gille hier mitteilen.

„Sie können versichert sein, lieber Freund, daß ich mein Werk (die Graner Messe) nicht komponiert habe, etwa wie man ein Meßgewand anstatt einen Paletot anziehen möchte, sondern daß es aus wahrhaft inbrünstigem Herzensglauben, so wie ich ihn seit meiner Kindheit empfinde, entsprossen ist. ‚Genitum, non factum' — und daher konnte ich wahrgetreu sagen, daß ich meine Messe mehr gebetet als komponiert habe." — (Zürich, 14. November 56.)

„Die Altersjahre, die für mich herangekommen, lassen mich ungeschwächt im Herzen und Geist. Fast möchte ich sagen, daß mehr versöhnliche Ruhe und Helle eingetreten, wozu auch die negative Annehmlichkeit meines hiesigen Aufenthaltes beiträgt. So beschränkt immerhin mein ‚Wirkungskreis‘ in Deutschland geblieben war, brachte mir doch die öffentliche Zumutung und Anmaßung einen Stoß von Korrespondenzen, Anforderungen, unbefriedigten oder gekränkten Eitelkeiten, nichtssagenden und nichtstaugenden Beziehungen. Rom hat mich glücklicherweise davon befreit — und dieser negative Vorteil erleichtert mir wesentlich meine positive Aufgabe, indem ich meinen Kompositionsarbeiten hier ziemlich ungestört obliegen kann. Im Verlauf des Jahres habe ich ungefähr 300 lange Partiturseiten dicht gedrängt geschrieben — und nebenbei einige überflüssige Stücke gefertigt. Wozu all der Kram? Sollte er mehr Anerkennung finden, als was ich früher geleistet? Was helfen die vielen kreuz und quer gestellten Notenköpfe? Darauf habe ich nichts anderes zu sagen, als daß trotz dem Spruch ‚Der Mensch muß nicht müssen‘, es manche Sonderlinge gibt, welche eben müssen, ohne klügere Rück- und Vorsicht. Ergo, muß ich komponieren kraft desselben Rechtes als die Esel schreien, die Frösche quaken, und die Vögel zwitschern und singen.“ (Rom, 14. November 62.)

„Der römische Aufenthalt ist für mich kein beiläufiger; er bezeichnet sozusagen den dritten Abschnitt (wahrscheinlich den Abschluß) meines oft getrübten, doch immerhin arbeitsamen und sich aufrichtenden Lebens. (Liszt meint damit seinen bald darauf erfolgten Eintritt in den geistlichen Stand.) Ich bedarf also eine geraume Zeit, um mit mehreren langwierigen Arbeiten, und mit mir selbst, ein gutes Ende zu machen.“ (Rom, 10. September 63.)

* * *

Nur ein Beispiel sei dafür angeführt, wie gleichgültig Liszt gegen die Anerkennung der Welt geworden war. Immer kehren die Mahnungen an seine Freunde wieder, von der Aufführung seiner Werke abzusehen. Das war allerdings nicht nur jene selbstlose Vornehmheit, mit der Liszt andern die vielen Enttäuschungen ersparen wollte, die er selber im Dienste der neuen Kunst immer bereitwillig auf sich genommen hatte. Es war vielmehr jenes sichere Bewußtsein des wahren künstlerischen Wertes seines Schaffens, das sich in dem Worte „Ich kann warten,“ mit ruhiger Zuversicht kundgibt. Hier also das eine Zeugnis, das um so beredter ist, als es sich dabei um ein Lebenswerk des Künstlers handelt, den „Christus“. Darüber heißt es in einem Briefe aus Rom vom 23. Oktober 1866, der Gille die Vollendung des Werkes ankündigt: „Das ganze Werk wird ungefähr drei Stunden dauern. Wann und wo es zu Gehör bringen, bekümmert mich keineswegs. Meine Dinge zu schreiben, ist mir eine künstlerische Notwendigkeit; es genügt mir aber vollauf, sie geschrieben zu haben, ohne anderwärtige Gefälligkeiten zu beanspruchen. Rom ist mir auch in diesem negativen Bezug sehr zutunlich, und meine höhere Selbständigkeit kann sich hier bequem und breit machen.“

Damit seien diese Proben abgeschlossen, die hoffentlich viele Leser veranlassen, nach dem Bande selbst zu greifen.



# Zu unserer Notenbeilage.

Zum ersten Male trägt unsere Musikbeilage den Namen unseres Balladenmeisters Karl Loewe, in dessen Zeichen sie wohl noch häufig stehen wird. Denn Karl Loewe gehört, wie nur wenige andere Tonsetzer, ins Haus. Immer wahr in Empfinden und Ausdruck, immer innig und gesund, immer voll Schönheit und Charakterisierungskraft, immer lauter und edel, bilden seine Werke einen unerschöpflichen Hausschatz.

Loewe tritt in den Stücken, die wir heute bieten, nicht in seiner Größe vor die Leser. Er, der in aller Welt zu Hause war, nicht nur auf der Erde, er blieb überall ein Deutscher. Er blieb es auch im Orient. Aber er hat orientalische Balladen geschrieben, die ihn in seiner ganzen Größe zeigen; wir führen heute nur etliche Stücke aus den „Bildern des Orients" vor. Es sind kleine Bilder mit engem Rahmen. Aber erfreulich sind auch sie, leicht obendrein, und so wird sich wohl jeder Spieler von selbst damit zurechtfinden.

Es war eigentlich ein äußerer Grund, der mich veranlaßte, gerade diese Stücke zu wählen. Heinrich Stieglitz, dessen „Bildern des Orients" Loewe die 1833 komponierten Gedichte entnommen hat, ist am 22. Februar 1803 geboren. Bei solchen hundertsten Gedenktagen darf man sich auch derer erinnern, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Es gab eine Zeit, in der man viel von Stieglitz sprach. Weite Kreise erhofften viel von dem in Arolsen geborenen Dichter, der geradezu die Verkörperung des „romantischen Dichters" war, wie ihn lebensfremde Backfische wohl auch heute noch sich träumen. Ein schöner Mann, mit glühenden Augen und welligem Haar. Ein Mann, dem alles Stimmung wurde, der in jenem Sinne Poesie lebte, daß sein Verhalten allen Forderungen der Wirklichkeit Hohn sprach. Aber es fehlte ihm das männliche Mark des Gedankens, des wirklich starken Fühlens, es fehlte ihm jede Tatkraft. So verfliegen denn auch die besten seiner dichterischen Gaben. In den Orient hatte er sich geflüchtet, auf dem Weg, den Goethe im „westöstlichen Divan" gewiesen. Aber er besaß weder die Gedankenschärfe des Brahminen Rückert, noch die Schwungkraft des Laienpredigers Schefer und auch nicht die Leidenschaft Daumers. So ist er über „Bilder" nicht hinausgekommen, dekorative Stücke, oft von malerischem Reiz, aber immer ohne Tiefe.

Noch einmal sprach man viel von Stieglitz, als sein junges Weib, die kluge und schöne Charlotte Stieglitz, 1834 ihr Leben für den geliebten Mann vergoß. Sie war eine starke Seele, hatte das, was dem geliebten Manne fehlte, Lebensmut und Erkenntnis des Notwendigen. Sie war auch eine kluge Frau. Aber die Liebe hatte sie blind gemacht. Sie sah in ihrem Gatten einen großen Dichter. Und sie glaubte, daß was der Liebe nicht gelungen war, nämlich den Dichter und Mann in ihm zu einer starken Tat aufzurütteln, einem großen Schmerz gelingen würde. So stach sie sich den Dolch ins Herz. Sie hat mit diesem Opfer, das von Größe zeugt, auch wenn man es nicht billigen kann, nichts erreicht. Gewiß war des Gatten Schmerz um das geliebte Weib echt, der Dichter Stieglitz ist auch da nicht über die Pose hinausgekommen. Als ihn 1849 in Venedig die Cholera hinwegraffte, war er bereits im geistigen Leben ein Toter. Und kein Buch würde wohl seiner mehr erwähnen, hätte nicht ein Weib um ihn ihr Herzblut hingegeben. So hält die Liebe Treue über das Grab hinaus.

# Nachklänge.

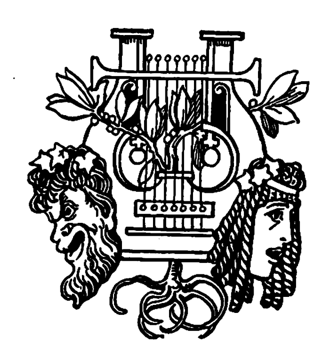
## Zu unserer Kunstbeilage.

Die prachtvolle Marmorgruppe „Nachklänge" des Bildhauers Ernst Müller-Braunschweig, die wir unsern Lesern heute in einer trefflichen Nachbildung darbieten können, ist ein Beispiel für jene Art Bildhauerei, der es weniger auf die getreue Nachbildung der Erscheinungen der Natur ankommt, als darauf, durch die Körperformen das seelische Leben auszudrücken. Wohl fesselt uns auch in diesem Werke zunächst der Reiz körperlicher Erscheinung. Die nicht landläufig schönen, aber ausdrucksreichen Köpfe, der ungehemmte Fluß der Linien bei dem aufrechtstehenden Mädchen, zu denen die steten Brechungen und Beugungen der Linien im Körper des Knaben einen reizvollen Gegensatz bilden. Die Schönheiten wachsen bei der Beobachtung der Einzelheiten. Man versenke sich nur in die Halsansätze bei beiden Gestalten, bewundere die Durcharbeitung der Muskulatur, verfolge, wie die beiden Körper nicht von oben nach unten drücken, sondern frei und leicht emporwachsen, und genieße endlich den wunderbaren Reiz, mit dem die beiden Körper zusammengestimmt sind. Könnte ich den Leser vor das Original führen, er würde mit steigender Lust die treffliche Marmorarbeit bewundern, die hier ein Künstler geleistet hat, dem der Stein an sich ein geliebtes Material ist, dessen Natur er versteht, in dem für ihn ein eigenes Leben liegt, den er deshalb auch nicht den Händen des Steinmetzen überläßt.

Aber alles dieses ist doch nur das Geringere an diesem Kunstwerk, nur das Mittel zum Zweck, nur der Ausdruck eines Gedankens, nur das körperliche Kleid für die Seele. „Nachklänge!" Nachwirkung der Musik. Haben diese beiden Menschenkinder gemeinsam etwas Schweres erlebt, und hat ihnen die Musik nun wieder zum ersten Male ins Herz geklungen? Oder ist es nicht noch ein höheres Verhältnis des Geschwistertums, das beide einigt? Das Doppelwesen der Musik in seiner Wirkung auf den Spieler und auf den Hörer? Jener hat sich frei gespielt, diesem hat sich das Spiel ins Herz gesenkt; es erfüllt mit Empfindungen und Stimmungen, die nun erst recht schaffen und wirken, wo die Töne selbst verklungen sind. Oder ist es nicht eine Verkörperung des einzigartigen Doppelwesens der Musik, die allein von allen Künsten der Reproduktion bedarf, um zur Wirkung zu kommen? Schaffen und Nachschaffen in der Musik. Was der Mann geschaffen, brachte das Weib zum Leben. Und mit den Tönen der Geige schwang ihre Seele sich empor zur Freude, zum Frieden der Schönheit. Beglückt, still, im vollen Herzen keinen Wunsch, so schaut das Weib uns an. Anders der Mann. Des Schöpfers Wesen ist, daß er ewig schaffen muß, daß alles, was durch ihn hindurchgeht, von ihm gestaltet wird. Noch liegt auf seinem Gesicht die Befriedigung, die ihm sein Werk im Erklingen gebracht hat. Aber nicht zur wunschlosen Zufriedenheit führte es ihn, sondern zu neuen Wünschen, neuem Sehnen, neuen Taten. Denn schon kreißen in ihm Gedanken und Stimmungen, noch ist es ein Chaos, ein Durcheinanderwühlen — aber es wird Licht werden, der göttliche Funke des Genies zündet, und leuchtend erhebt sich der Mikrokosmos des neuen Kunstwerks.

Daß die Kunst Ernst Müller unter ihre Jünger zählen kann, dafür haben die Kunstfreunde einer schweren Erkrankung des Mannes zu danken, die ihm zuerst als böses Verhängnis erschienen sein mochte. Der am 23. Januar 1860 in Ölper geborene Pfarrerssohn hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und dank seinen Sprachkenntnissen und seinem praktischen Blick in großen Exporthäusern durch zehn Jahre eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet, als er sein Gehör verlor. In den trüben Stunden, Tagen und Monaten, während derer er in des berühmten Professors Trautmann Ohrenklinik Heilung suchte, ward aus einem ursprünglichen Spiel der Langweile ein hoher Beruf, dem der Dreißigjährige mit heiligem Ernst entgegenstrebte. Es wurde ein mühseliger Kampf. Ein mühseliger Kampf ums Dasein in handwerksmäßiger Arbeit, ein mühseligerer Kampf um die Kunst. In den öffentlichen Berliner Anstalten wie im Kunstgewerbemuseum, aber auch in den Anatomiehörsälen der Universität studierte er. „Die Tage zählten damals durchschnittlich vierzehn Arbeitsstunden, und von den inneren und äußeren Kämpfen, die durch das Gehörleiden noch erschwert wurden, will ich lieber schweigen," heißt es in einer autobiographischen Skizze des Künstlers, die mir vorliegt. Die Kampfzeit war nicht zu Ende, als sich eine äußere Sicherstellung der materiellen Grundlage fand, auf der er weiter arbeiten konnte. Denn nun mußte er bald erkennen, daß ihm niemand dazu helfen konnte, in der Kunst das zu erreichen, was ihm vorschwebte. So lernte er von allem, was die Kunst bis heute geschaffen, was zu lernen ist, und rang mit dem Material, bis es ihm gelang, in Körperform auszudrücken, was seine Seele erlebt. Von der Art, wie ihm das gelungen, gibt unser heutiges Bild eine Vorstellung. Der Künstler glaubt von sich selbst, daß er erst einige wenige Schritte auf dem Wege gemacht hat, der zu der Höhe führt, nach der er strebt. Ich zweifle nicht daran, daß es für ihn auf diesem Wege kein Zurück gibt, sondern nur ein Vorwärts. Möge es ihm vergönnt sein, das Ziel zu erreichen, zum Heile einer großen und edlen Kunst.

Bt.






**H. M. G., A. (B.). — K. B., H. M. — R. A. M., S. — C. F. (F. C.), N. a. R. — F. Sp, W. i. D. — Dr. H. M. G., A. (B.). — H. B., C. — C. B., L. — R. D., G. i. M. — F. M., B. — H. R. S., F. i. B. — A. J. in Ft. — M. D., N. a. H. — R. D., G. i. M. — H. D., U. — B. J., J. — H. H., L. b. W. i. H.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**H. J., R.** Das Gedicht ist leider formaler Mängel wegen nicht zu bringen. Abgesehen von vielen rhythmischen Schwächen sind Reime wie jagt: entfacht unmöglich. Im übrigen danken wir Ihnen für Ihre freundliche Gesinnung. Das ist das richtige, daß man nicht gleich brummt, wenn einem einmal ein Artikel nicht so gefällt. Man kündet doch auch eine Freundschaft nicht wegen einer Meinungsverschiedenheit.

**F. G., M. b. W. — Th. W., W. i. E., P. R. — P. Z., L.-S.** Auch Ihre Gedichte entsprechen in formaler Hinsicht nicht ganz unsern Anforderungen, so warm sie zum Teil auch empfunden sind. Freundl. Gruß!

**K. W., H. a. E.** Ihrem Wunsche werden wir schon beim nächsten Jahrbuche Rechnung tragen können. Für Ihr frdl. Interesse besten Dank!

**Dr. W. in Eb.** Sie irren, s. g. H., wenn Sie annehmen, daß wir Bedenken tragen würden, Ihren Brief abzudrucken. Die Redaktion entschließt sich erst nach so reiflicher und vielseitiger Überlegung zur Annahme ihrer Beiträge, daß sie ganz natürlich auch sich in der Lage und verpflichtet fühlt, einer gegnerischen Anschauung standzuhalten. Wir geben also Ihre Ausführungen, soweit sie die Novelle „Triumph" im Januarheft betreffen, hier wörtlich wieder: „Ja, ich frage, wozu solche gewagte Dichtungen aufnehmen? Aber sie ist mehr als gewagt; diese Erzählung ist durch und durch bis in ihr tiefstes Innere der Empfindung ungesund und verderbt! Bis an die äußerste Grenze des ‚Gewagten' geht doch S. 424: ‚Ich bin keine Frau! — Natürlich stellte ich keine Frage' u. s. w. — doch schon einfach widerlich. ‚Ungesund' ist dies sinnliche Liebessehnen des Mannes nach ihrer ersten Erscheinung in hohem Grade — diese Ausmalung der sinnlichen Qualen — und ebenso natürlicherweise das Liebeln mit der verheirateten Frau. Das: ‚Ich fühlte mich im Rechte, im vollen, gänzlichen Rechte' (S. 425) — wird hoffentlich nicht viele überzeugen! Aber ihr Ausspruch, wenn sie den Mann verführen will: ‚Das Erbarmen ist dazu da, damit Sünden verziehen werden!' (S. 425) ist schon geradezu eine Blasphemie! Dazu braucht man doch den ‚Türmer' nicht zu halten. Und das ist noch nicht einmal der Gipfelpunkt des Unsittlichen, nein, aus kalter Überlegung vollendeter Selbstsucht mordet dieser Übermensch seine Geliebte: ‚Wenn es sich so unglücklich fügt, daß sie sich mir in den Weg stellt — wehe ihr!' (S. 429). Und richtig: ‚Plötzlich wird mein Gehirn kalt, klar, hell. Mit furchtbarer Raschheit sah ich die mathematische (!) Gewißheit vor mir, daß, wenn ich existieren soll: sie nicht existieren darf' — und da stürzt er sie in den

Strudel. Unglaublich! Jeder Lustmörder denkt auch so. Oder ist das ein Unterschied, daß hier das Wirken Tausender von seiner Leitung abhängt? Nein, es wird immer klar gehalten, daß dann ein anderer die Bahn weiterbaut (S. 426). Und ganz klar steht es da (S. 427): Sie: ‚Machst du es nicht, machen's andere.‘ Er: ‚Aber ich will es machen.‘ Hat sie nicht darin recht, daß es Hochmut und Ehrgeiz ist, was ihn bestimmt? Und was ist nun die hohe, ‚moderne‘ Idee! Hoch ist sie nicht, aber freilich hochmodern! S. 428: ‚Wenn es sich so unglücklich fügt, daß ein Weib einem Manne sich in den Weg stellt und ihn stört in der Vollbringung eines Werkes, welches sein Ziel und seine Aufgabe ist — — dann brechen Millionen Männer zusammen und stürzen in den Abgrund u. s. w. u. s. w. [was, nebenbei bemerkt, gar nicht wahr ist] — — — dann sollte sie aufhören zu leben‘ — kurz, dann ist der direkte Mord eine heilige Pflicht, ein heiliges Opfer auf dem Altar der — kalten Selbstsucht! Und wie er den Elementen zuruft: ‚Tötet sie!‘ (S. 433), so spricht er für sich: ‚Ich triumphiere!‘ ‚Ich gehe, wohin ich will, im Triumph gehe ich — —.‘ ‚Triumph . . .‘ das letzte Wort, ohne auch nur eine Regung von Reue über das Ungeheuerliche, weil es ein heiliges Übermenschentum ist. Dazu brauchen wir aber doch den ‚Türmer‘ nicht." — So weit also Ihr Brief, für den wir Ihnen trotz allem danken müssen, da Sie sicher nicht ohne lebendiges Interesse an unserer Zeitschrift sich die Mühe zu einem so ausgiebigen Schreiben genommen hätten. Aber fühlen Sie nicht selbst, daß Sie mit einer derartig ans Stoffliche sich haltenden Auffassung alle große Dichtung von vornherein unmöglich machen?! Wir können uns nicht denken, daß der willige Leser nicht hier im Einzelfall die symbolische Bedeutung erkennen, nicht fühlen sollte, daß diese Novelle kein in den Einzelheiten nachzuahmendes Beispiel aufstellen will, sondern eine auf die elementaren Linien gleichzeitig beschränkte und gesteigerte Lebenswahrheit enthält. Wir denken, schon der ganze Stil der Erzählung zeigt, daß sie symbolisch zu fassen ist, daß das Weib hier die verkörperte Versuchung ist, die den Mann von der ihm gestellten Lebensaufgabe ablenken will, die ihn zur Sünde lockt, auf daß er sein Lebensziel nicht erreicht. Daß dieses Ziel hier nur ein Bahnbau ist, ist dabei nur äußerliche Staffage. Die Brücke ist in diesem Fall für die Symbolik ebenso bedeutsam, als handle es sich um die Erlösung einer Welt! Was nun gar die angeführten einzelnen Stellen betrifft, so ist es uns unverständlich, wie Äußerungen, die im Charakter einer bestimmten Person psychologisch durchaus begründet sind, als allgemein gültige Moralsätze aufgefaßt werden können. Das Weib ist hier die Versuchung zur Sünde. Es ist klar, daß diese Versuchung auch die Gewissensbedenken des Mannes zu betäuben sucht. Daß sie ihm in diesem Bestreben als Versucherin sagt: „Das Erbarmen ist dazu da, damit Sünden verziehen werden," ist doch nur aus ihrer Natur herausgesprochen und von hier aus logisch. Geben Sie die Berechtigung einer derartigen Sprechweise aus den einmal aufgestellten Charakteren heraus nicht zu, so bricht die ganze Weltliteratur zusammen. Mephistos Reden im „Faust" sind von Anfang bis ans Ende Blasphemien. Die vorliegende Novelle wurde nach dreifacher Prüfung aufgenommen, weil sie uns in dichterisch bedeutsamer Form in lebendiger und anschaulicher Symbolik einen bedeutenden Lebensgehalt zu bieten schien. Man könnte das Ganze als ein ins technische Zeitalter übersetztes Tannhäuserproblem bezeichnen. Es wäre unsererseits vielleicht vorsichtiger gewesen, diese Bemerkungen der Novelle vorauszuschicken. Aber wir hielten die Türmerleser für literarisch geschult und urteilsfähig genug, selbst in den vielleicht geringwertigen Ereignissen die bedeutende Symbolik erkennen zu können. Wir glauben uns darin auch nicht getäuscht zu haben und nehmen an, daß auch Sie uns Ihrerseits ein ja oft durch allerlei Zufälle bewirktes Mißverständnis zugeben.

**Pfr. P. B., A. b. S.** Unser Mitarbeiter Dr. Karl Busse lehnt es ab, gegen die Kritik seines Hauff-Artikels durch Dr. Manfred Eimer in der „Erwinia" Stellung zu nehmen. Obwohl wir selber manche Äußerungen Busses zu schroff finden, können wir ihm hierin nur recht geben. Denn gegen die unliterarischen Beweggründe, die ihm Dr. Eimer unterschiebt, verteidigt ihn sein Gesamtschaffen. Im übrigen aber steht Meinung gegen Meinung. Und ist Busses Gesamturteil über Hauff wohl zu geringschätzend, so ist dasjenige Dr. Eimers maßlos überschätzend, wie schon der einzige Satz beweist, den wir hier anführen wollen: „Ich stehe nicht an, zu sagen, daß er, wenn auch natürlich bei weitem nicht so überragend wie Goethe, dennoch in seinen Prosadichtungen genießbarer für uns ist als dieser."

**F. S., B. W.-F. — H., E. — J. B., W. — Fr. H., H. b. S. — L. R., H. a. S.** Einem Teile Ihrer Ausführungen dürfte durch das Tagebuch genügt sein. Auf Ihre Zuschriften ausführlich einzugehen, ist's diesmal leider zu spät geworden. Wir werden aber im nächsten Hefte darauf zurückkommen.

**E. P., M. — T., E.** Auch auf Ihre frdl. Zuschriften kommen wir im nächsten Hefte zurück.

**R. L., M.** Ein Buch „Führer durch die Kammermusik" hat der Leiter der „Hausmusik" nicht geschrieben; wohl aber das von Ihnen an zweiter Stelle genannte „Opernbuch" (2. Aufl., Muthsche Verlagshdl., Stuttgart. Preis 3 M.). Das Buch wird Ihnen für allen Opernbesuch ausreichen. Es gibt Biographien der Künstler und die wichtigsten Daten über die einzelnen Opern, deren Inhalt erzählt wird. Eigentliche Kritik übt es nicht. Ein allgemein unterrichtendes Buch über Kammermusik fehlt noch; L. Nohls Schrift „Die geschichtliche Entwicklung der Kammermusik" reicht nirgends aus. Sollten Sie programmatische Erläuterungen zu einzelnen Kammermusikwerken meinen, so finden Sie solche in der Sammlung „Musikführer" (Hermann Seemanns Verlag in Leipzig).

**W. H., A.** (S. A.) Nein, unsere Mitteilung war zutreffend. Die Erstaufführung oder, wie es jetzt beliebt wird, die Uraufführung von Raoul Koczalskis Oper „Rymond" fand in Elberfeld statt; auch diese „Ehre" wollen wir lassen, wem sie gebührt, zumal der „opferwillige" Direktor das Werk bereits in der Versenkung hat verschwinden lassen müssen. — Daß unsere Beilage auch moderne Lieder bringt, haben Sie aus dem Januarheft ersehen können. Wir hoffen auch von Rich. Strauß, Hugo Wolf u. a. Lieder bringen zu können. Wir haben ja erst 4 Nummern „Hausmusik", also in Geduld abwarten.

**L. H., M.** Über Isadora Duncans Tanz-Idyllen finden Sie in dieser Nummer einen Artikel. Es wäre gar nicht möglich gewesen, von München aus bereits einen Bericht zu bringen, da der Redaktionsschluß des letzten Heftes bereits vorher war. Im übrigen wollen wir in der „Schnelligkeit" nicht mit der „Woche" wetteifern, und selber sehen ist gerade in derartigen Fällen das beste.

**H. C., B. — Fr. St., N. — J. Z., St.** Gewiß sollen die „Briefe an ein musikalisches Haus" fortgesetzt werden, indem gelegentlich immer wieder eine wichtige Frage herausgegriffen wird. Nur harren der „Hausmusik" auch noch andere Aufgaben. Überdies dürfen Sie und vor allem darf die Redaktion nicht vergessen: variatio delectat. — Besten Dank für die freundliche Zusendung des Weihnachtsliedes! Weitere Sendungen sind natürlich sehr willkommen.

**Dr. W. in S.** Die Gleichartigkeit der beiden Kompositionen von Plüddemann und Weinwurm ergibt sich daraus, daß beide Bearbeitungen derselben Volksliedmelodie sind.

**A. Sch., B.** Sie haben keinen Grund zu verzweifeln. Der Leiter der „Hausmusik" hat mehrere Leute kennen gelernt, die es noch in diesem Alter zu schöner Fertigkeit gebracht haben, zumal wenn Sie bereits früher einmal geübt hatten. Er steht Ihnen übrigens gern mit seinem persönlichen Rat zur Verfügung, wenn Sie ihn nach vorheriger Anmeldung in seiner Privatwohnung: Friedenau, Wielandstr. 31, besuchen wollen.



## Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen ꝛc. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstr. 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** ꝛc.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



W. T. C. Dobson pinx.

Photogravure Bruckmann

DER PFLÜGER




V. Jahrg. März 1903. Heft 6.

# Ein neues System der Naturphilosophie.

Von
J. Reinke.

In den Kreisen der Naturforscher und, da sie den Laien als Sachverständige gelten mußten, in den Kreisen der Gebildeten überhaupt, ja selbst in denen der Fachphilosophie, wurde vor einem Menschenalter meistens mit überlegenem Lächeln auf die naturphilosophischen Bestrebungen hinabgeblickt, deren Träger im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in Namen wie Oken, Schelling und Hegel hervorgetreten waren. Die Naturphilosophie galt als eine für immer überwundene menschliche Geistesverirrung, trotz der auch in jener Zeit bestehenden Unterströmung, die in den Werken Darwins, Spencers, E. v. Hartmanns sich kundgab. Entweder rechnete man diese Arbeiten, wie diejenigen Darwins, nicht zur Naturphilosophie, sondern zur Naturforschung, oder, sofern sie als philosophische klassifiziert wurden, hatten sie sich in Naturforscherkreisen mit einem Achtungserfolge zu begnügen. Man übersah dabei, daß die Arbeiten der großen Naturforscher, wie Robert Mayer, Helmholtz, Kékulé und vieler anderer, mit spekulativem, d. h. mit naturphilosophischem Geiste getränkt waren.

Das ist anders geworden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts hat ein genialer Chemiker, W. Ostwald, nicht nur unter glänzendem Erfolge

Vorlesungen über Naturphilosophie herausgegeben, sondern er hat auch eine Zeitschrift unter dem Namen „Annalen der Naturphilosophie" ins Leben gerufen, ein Zeichen, daß jenes Wort nicht länger verpönt ist, daß in Naturforscherkreisen nicht bloß verschämt eine theoretische Betrachtung sich einmal als philosophische zu bezeichnen wagt, sondern daß man das philosophische Denken und Trachten des Menschen wieder als sein letztes und höchstes hinstellen darf, ohne von der Menge verketzert zu werden. Ja, wir können den Hunger und Durst nach philosophischer Zusammenfassung und Abrundung des Wissens von der Natur als ein hervorstechendes Kennzeichen unserer Tage gelten lassen.

Es zeigt sich darin ein periodischer Hin- und Hergang menschlicher Geistesrichtung, wie wir ihn nicht nur für die Naturforschung und die Philosophie, sondern auch für andere Wissenschaften durch den Lauf der Geschichte hindurch wahrnehmen können. Dies Hin- und Herschwingen der Richtung, in der die wissenschaftliche Aufmerksamkeit sich gefesselt fühlt, hat seine zureichenden, sachlichen Gründe. Niemand wird heute bestreiten, daß die Naturphilosophie Schellings und Hegels darum irrte, weil sie die Erfahrung als feste Grundlage ihrer Spekulation verschmähte und damit in ein aprioristisches Irrlichterieren hineingeriet. Niemand kann leugnen, daß das ungeheure, durch unsagbare Spezialuntersuchungen angehäufte empirische Material der Naturwissenschaft den einzelnen, der sich darin zurechtfinden möchte, durch seine Masse zu erdrücken, durch seine Mannigfaltigkeit zu verwirren droht, daß er hilflos dieser Fülle aufgehäuften Wissens gegenübersteht und nach einem Führer sich umsieht, der ihn zurechtweist.

Diese Führerrolle will die neue Naturphilosophie übernehmen. Während der Forschung die Naturerscheinungen Objekt sind, bilden die Ergebnisse der Forschung das Objekt der heutigen Naturphilosophie. Auf das eingehendste die Sätze der Erfahrung prüfend und von der Erfahrung als Basis ausgehend, sucht sie die Erscheinungen zusammenzufassen, das Vielfältige durch Abstraktion zu vereinfachen, den Ariadnefaden durch das Labyrinth der Einzelheiten zu legen. Darum kommt die von der modernen Naturphilosophie erstrebte Synthese einem geistigen Bedürfnis der Zeit entgegen, und die wohlwollende Aufnahme, deren sich ihre Bemühungen erfreuen, ist begreiflich.

Freilich sind die Wegweiser, die ihre Dienste anbieten, recht verschiedene Geister, und je nach dem Standpunkte, von dem sie ausgehen, sind die eingeschlagenen Wege verschieden gerichtet; eine Illustration zu der alten Weisheit: doctrina multiplex, veritas una (Vielerlei Lehren, aber nur eine Wahrheit). Dieser Satz gilt von der Natur- und Weltanschauung in höherem, ich möchte sagen in potenziertem Sinne als von den theoretischen Vorstellungen der Einzelheiten, wie Schwerkraft, Wärme, Erblichkeit, Nervenleben der Tiere und Menschen. Das ist menschlich, darum wird es wohl immer so bleiben, und die ganze Wahrheit ist für den Menschen ein verschleiertes Bild; er muß froh sein, wenn es ihm gelingt, hier und da einen Zipfel des Schleiers zu lüften.

Doch die Freude, auch nur ein wenig hinter den Schleier blicken zu dürfen, ist schon eine göttliche — für uns große Kinder, die Menschen.

Zu einem anderen Glaubensbekenntnis als zu dem solcher Resignation: daß unser Wissen Stückwerk ist und Stückwerk bleiben wird, vermag ich mich als Naturforscher nicht aufzuschwingen. Darum ist mir jedes System der Naturphilosophie, welches eine Lösung der großen Probleme, der sogenannten Welträtsel verheißt, etwas Fremdartiges. Alle solche Versuche der systematisierenden Philosophie führen mit Notwendigkeit in die Metaphysik hinein, und da muß ich wieder ein Geständnis machen: daß ich in meinem innersten Wesen metaphysikscheu bin. Nur so wenig Metaphysik wie möglich! ruft es beständig in mir; denn daß kein Mensch ganz ohne Metaphysik fertig wird, weiß ich wohl, und in allen Gedankengängen, die metaphysikfrei sein wollen, dürfte noch manch verborgenes Stücklein Metaphysik aufzuspüren sein. Freilich, über das, was man Metaphysik zu nennen habe, sind die Gelehrten seit dem Schöpfer des Wortes, seit Aristoteles, bis auf diesen Tag noch nicht einig geworden; um so schwieriger ist es, zwischen metaphysisch und ametaphysisch zu unterscheiden.

Wenn aber ein Philosoph kommt und nicht nur ein System der Naturphilosophie aufbaut, sondern ein System der Weltanschauung im denkbar weitesten Sinne des Wortes, außer den Naturwissenschaften auch die Mathematik, Sprache, Kunst, Religion und das Gesamtgebiet der Philosophie umfassend, und wenn dies „Weltall der Materie und des Geistes“ durch ein einziges Prinzip, durch ein Weltgesetz zusammengehalten werden soll, so wird man begreifen, daß ich gestehe: Ein solches Titanenwerk geht mir gegen den Strich. Es sträubt sich vieles in mir, wenn ich auch nur daran denke, als Lernender in ein derartiges System eindringen zu sollen. Da wird es mir recht klar, daß ich keine Ader zum Philosophen besitze. Dennoch spricht eine Stimme in mir: Es könnte doch wohl einen hohen Grad von Glücksgefühl gewähren, das alles zu beherrschen, und nach mehr als nach Glücksgefühl trachtet kein Mensch, mag er es nun im Diesseits oder im Jenseits zu erlangen hoffen. Damit ist nun die Berechtigung zu solchem Schaffen bezeugt. Auch kann ich dem Mut, ein solches System aufzubauen, meine Bewunderung nicht versagen.

Der Philosoph G u s t a v P o r t i g ist es, der unter dem Titel: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur“ den ersten Band eines Werkes hat erscheinen lassen (Stuttgart, Verlag von Max Kielmann, 1903), der jenes Gesetz in der Mathematik, Physik und Chemie nachzuweisen sucht. Ein zweiter Band wird die Astronomie, Biologie und Sprache, ein dritter die Kunst und Religion, ein vierter und letzter die Philosophie behandeln.

Das Buch Portigs will durch und durch metaphysisch sein. Der Verfasser unterscheidet „zwischen der niederen Stufe des bloß logischen und der höheren Stufe des metaphysischen Denkens“. Dabei soll die Metaphysik in ihrer Art so gut Wirklichkeit und Notwendigkeit besitzen, wie die Welt der Substanz

in der ihrigen. Der metaphysische Standpunkt aber ist unter allen möglichen der erhabenste: „Wie Gott erhaben thront über seiner Welt, so muß der Metaphysiker frei schweben über den Reichen der Natur und des Geistes".

Wenn mit solcher Zuversicht, ja Begeisterung die Fahne der Metaphysik in dem Buche entrollt wird, so muß ich mich mit Beziehung auf den oben dargelegten eigenen Standpunkt fragen, ob ich denn die Berechtigung und die Befähigung besitze, über ein solches Werk unter Anlegung der kritischen Sonde mich zu äußern. Wenn ich es tue, so bedarf das jedenfalls noch eines Wortes der Rechtfertigung.

Zunächst trat mir beim Lesen des Buches entgegen, daß nach meiner Unterscheidung die Mehrzahl der Gedanken des Verfassers wohl als naturphilosophische, doch nicht als metaphysische zu klassifizieren sein möchten. Dabei habe ich anzuerkennen, daß der Verfasser durchweg der von mir oben für die Naturphilosophie gestellten Forderung gerecht wird, unter allen Umständen von den Ergebnissen der empirischen Forschung auszugehen und auf sie sich zu stützen. Überall tritt uns entgegen, daß der Verfasser in mühevoller Arbeit sich naturwissenschaftlich geschult hat; seine Belesenheit gerade in der neuesten Literatur verdient Anerkennung, ja Bewunderung. Nacheinander werden aus den Gebieten der Physik und Chemie folgende Kapitel behandelt: Der Begriff der Materie. Der Weltäther. Das Wesen und die Arten der Energie. Die philosophische Bedeutung der Energie. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie im Monismus. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie innerhalb der dualistischen Weltanschauung. Die Bewegungskraft oder mechanische Energie. Die Energie der Wärme. Die mechanische Wärmetheorie. Der Elektromagnetismus. Die Energie des Lichts. Der Begriff des Stoffes als des dritten Bestandteils der Materie. Das Gesetz der Zweiheit in dem Reich des Stoffes. Der Gegensatz von Physik und Chemie, von Molekel und Atom. Das Atom und das Individualitätsprinzip. Das Atom und das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes. Lösungen, Fermente und Enzyme. Die Atome der Kathoden-, Röntgen- und Becquerel-Strahlen. Die philosophische Tragweite der Atomenlehre. Die Elemente. Die Doppelseitigkeit der Elemente. Analogieen der chemischen Elemente. Das periodische System der chemischen Elemente. Die chemischen Verbindungen. Dieselben in ihrer philosophischen Tragweite. Gleichnisse der chemischen Verbindungen in der Geisteswelt.

Eine so reichhaltige Speisekarte mußte auch den Naturforscher zum Kosten einladen, und ich fühlte mich bald nicht nur dadurch belohnt, daß der Verfasser in klarer, schöner, *jedem Gebildeten verständlicher* Sprache seinen Gedanken Ausdruck verleiht, sondern es muß auch diesen Gedanken Originalität und Selbständigkeit zugesprochen werden; dies scheint mir unter allen Umständen ein Ruhmestitel zu sein.

Unter den naturphilosophischen Ausführungen Portigs im einzelnen ist vieles, dem ich rückhaltlos beistimmen kann, anderes, wo ich zweifle, wieder

anderes, das meinen Widerspruch herausfordert. Ich kann nicht leugnen, daß mir die letzte Gruppe von Gedanken bei jedem Autor, den ich lese, die interessanteste ist, während ich über Sätze, mit denen ich einverstanden bin, leicht hinweggleite, sofern mir nicht daran liegt, Übereinstimmung im Denken aufzusuchen. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß wir Naturforscher stets beflissen sind, zu lernen, und daß wir aus Erfahrung wissen, wie der Fortschritt im Erkennen durch Widersprüche, durch steten Kampf mit dem Objekt und mit unsern Vorurteilen hindurchgeht, wie nichts wichtiger ist für den Fortgang einer Untersuchung als auftauchende Fragezeichen; wie jede ernste Ansicht eines Andersdenkenden gerade dadurch für uns wertvoll wird, daß sie unsern Widerspruch weckt. Dies möchte ich hervorheben angesichts der mancherlei Widersprüche, zu denen der Autor mir Anlaß gibt.

Der heilige Ernst, ja die Begeisterung, die den Verfasser in seinen Ausführungen durchglühen, wirken in hohem Grade sympathisch; da gibt es keine wissenschaftliche Holzhackerei, er denkt stets mit dem ganzen Menschen. Daneben ergibt sich noch ein festes Band, durch das ich mich mit dem Verfasser verbunden fühle, und dies Band ist ein metaphysisches. Es gehört zu demjenigen Stück von Metaphysik, das in jeder Menschenbrust lebt. Um klar zu machen, was ich meine, verweise ich auf einen Ausspruch des Mannes, den ich als meinen eigentlichsten Lehrmeister auf dem Gebiete der Biologie verehre, auf ein Wort Karl Ernst von Baers, dem ich aus vollster Überzeugung beistimme:

„Die Harmonie der Naturkräfte führt uns zu einem gemeinsamen Urgrunde, und dieser Urgrund kann nicht verschieden sein von dem erhabenen Wesen, auf welches das religiöse Bedürfnis des Menschen hinweist."

Dies ist auch der Standpunkt Portigs, und diese Übereinstimmung in der Weltanschauung ist es, die mich mit ihm verbindet; aus ihr leite ich die Berechtigung her, sein Buch zu besprechen. —

Portigs Weltgesetz ist das Gesetz der Kraftersparnis, das Gesetz, mit relativ geringstem Kraftaufwand möglichst viel zu leisten. Dies Prinzip, das man auch ein Prinzip der Zweckmäßigkeit, der Vernunft nennen könnte, sucht Portig durch die ganze Natur hindurch nachzuweisen, im vorliegenden Bande zunächst in den wichtigsten Lehrsätzen der Physik und Chemie. Das Prinzip geht in seinen Wurzeln bis auf Galilei, ja bis auf Aristoteles zurück; dann ist es namentlich durch Gauß, Hamilton und Helmholtz ausgebildet worden. Seine allgemeinste Anwendung, auch auf das Gebiet des Organischen, hat sich Portig zum Ziel gesetzt. „Innerhalb der Natur sind alle Zweckmäßigkeiten unbewußte, ebenso wie alle Gesetze; aber alle Naturgesetze erlangen ihre volle Würde nur dadurch, daß man sie als zweckmäßige Zusammenfassungen, als Ersparungen von Kraft auffaßt".

Wenn der Verfasser S. 20 auch sagt: „Es gibt keine allgemeine Substanz in der Wirklichkeit, sondern nur im Reich der Begriffe", so faßt er doch die Materie und den Geist als Substanz zusammen. Es ist das ein

Dualismus der Substanz. Die Materie besteht nach ihm aus einer Trias, der Energie, dem Äther, dem Stoff; alle drei sollen verschiedene materielle Substanzen sein. „Die Materie ist gleich ursprünglich mit dem Geist, so daß keine von beiden Substanzen für sich allein die höchsten Werte zu erreichen vermag, sondern nur beide zusammen durch ihre Wechselwirkung."

Eigentümlich ist die Ansicht Portigs, worin er an Fechner erinnert, daß die ganze Natur lebendig sei, die „sogenannte anorganische" nur scheinbar weniger als die Pflanzen und Tiere. „Die Materie ist in ihren kleinsten Teilchen urlebendig", sagt er an einer Stelle. Solche Auffassung mag ich nicht teilen; welchen Nutzen kann es haben, die Begriffe so sehr zu erweitern, daß man ihren Inhalt verflüchtigt? Der Begriff des Lebens hatte bislang einen gut umgrenzten, allgemein anerkannten Sinn, den ich auch festhalten werde; für mich leben nur die Tiere und Pflanzen, nicht aber die Steine und die Gestirne, und schon ein totes Tier ist nicht mehr lebendig. Es erinnert Portigs Auffassung an Schopenhauers Willen; legen wir auch einem Stück Eisen einen Willen bei, so müssen wir für den Begriff, den wir sonst mit dem Worte Willen verbanden, ein anderes Wort bilden, oder der Begriffsverwirrung wird die Türe geöffnet.

Um so freudiger kann ich dem Verfasser zustimmen, wenn er im Anschluß an R. Mayer und Holtzmann Protest erhebt gegen die Manie, alles Naturgeschehen auf mechanische Vorgänge zurückzuführen. „Eine Vergleichung ist nicht eine Gleichsetzung", sagt er mit Recht.

Bemerkenswert ist Portigs Atomistik. Der Glaube an Atome als wirkliche, materielle Körperchen hängt für ihn innig zusammen mit der dualistischen Weltanschauung. Der Verfasser ist Atomist bis in die äußersten Konsequenzen; eine moderne Monadologie könnte man in dieser Hinsicht sein System nennen. Er nimmt nicht nur Stoff- und Äther-Atome an, sondern auch eine atomistische Struktur der Energie. Mit jedem stofflichen Atom soll ein energetisches Atom verbunden sein. Diese Vorstellung gründet er auf die Hypothese der Elektrochemiker, wonach die Elektrizität aus vielen überaus kleinen Körperchen, den Elektronen, besteht, die sich in Lösungen mit Stoffatomen zu den sogenannten Jonen verbinden; in Analogie zu jenen elektrischen Atomen (Elektronen) folgert Portig auch Lichtatome und Wärmeatome. Den Stoffatomen wird um so größere „Aktivität" zugeschrieben, je kleiner sie sind, und da die energetischen Atome viel kleiner sind als die Stoffatome, so muß ihre Aktivität auch viel größer sein; daß alle Atome für Portig lebendig sind, wurde schon hervorgehoben.

Atomistik und Energetik hängen sonach bei Portig auf das engste zusammen, während Ostwald, der konsequenteste Vertreter der modernen Energetik, die ganze Atomtheorie verwirft, für die Energie wie für den Stoff. Ostwald subsumiert dabei den Stoff (die Materie) unter die Energie. Nach Portig dagegen sind „Stoff und Energie ursprünglich verschiedene Substanzen, welche nie ineinander verwandelt werden können". Es sind Stoff und Energie in der

Materie chemisch miteinander verbunden. Ein und derselbe Stoff kann verschiedene Arten der Energie entweder nacheinander aufnehmen oder abgeben oder auch gleichzeitig besitzen). Das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes tritt darin zutage, daß der Ausgleich zweier Energiestärken stets auf dem kürzesten Weg erfolgt. Endlich zieht Portig auch eine Parallele zwischen Energie und Geist und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß das Prinzip der Erhaltung der Substanz gleichmäßig die Welt der Materie und des Geistes umfaßt.

Im engsten Zusammenhang mit der Atomistik steht Portigs Prinzip des Individualismus, durch das in seiner Vorstellung die gesamte unorganische Natur beherrscht wird. „Die Substanz besteht nirgends an sich, sondern nur in zahllos verschiedenen Individualitäten, welche, durch Zahlen bestimmt, in Raum und Zeit sich bewegen"; ein Gedanke, der an die Lehren von Leibniz und von Herbart erinnert. Die kleinsten Individualitäten sind die Stoffatome, die Ätheratome, die Energieatome; aber auch die chemischen Elemente sind ursprünglich gegebene Individualitäten. So ergeben sich in der Natur Individualitäten immer höherer Ordnung, die höchsten sind Gott und Welt; „die ganze Wirklichkeit besteht nur aus Individuen, deren jedes etwas Irrationales hat".

Im Gegensatz von Gott und Welt tritt das Prinzip des Dualismus am schärfsten hervor. Gott aber hat die Welt geschaffen. „Nur ein bewußter Geist konnte die Atome mit allen den Anlagen ausstatten, welche sie für immer haben mußten. Vermöge einer metaphysischen Notwendigkeit mußte er den Atomen etwas von der Natur seines Willens und seiner Vernunft mitgeben." „Schöpferisch kann nur ein mit Vernunft gesättigter Wille sein." „Es gibt nur zwei Arten von Gegensätzen: unbewußt sich vollziehende und bewußt gewollte." „Wenn wir behaupten, daß wir es nicht mit Substanzen, sondern mit Erscheinungen zu tun haben, dann ist außer uns das Einzigwirkliche das unfaßbare ‚Ding an sich', d. h. dann ist die ganze Natur im Grunde nichts weiter als ein Traum des unbewußten Geistes." So lauten einige bemerkenswerte Aussprüche.

Das Prinzip des Dualismus wird von Portig durch die Natur hindurch verfolgt. „Auf dem Weltgesetz der Wechselwirkung beruht die ganze dualistische Weltanschauung." Sogar das Gesetz der Erhaltung der Energie soll nur einen Sinn haben in der dualistischen Weltanschauung; auch die Atomistik soll für den Dualismus die unentbehrliche Grundlage sein, während der Monismus die Atome leugnen müsse.

Ich kann nicht verhehlen, daß dieser letzte Satz mir unverständlich geblieben ist, namentlich wenn wir berücksichtigen, daß nach Portig der Monismus die primitivere Weltanschauung ist, die bisher die Welt beherrscht hat, und erst jetzt durch den Dualismus abgelöst wird, wenn auch im Prinzip der Dualismus längst dagewesen sei. Dem gegenüber läßt sich doch geltend machen, daß die zahlreichen Monisten des neunzehnten Jahrhunderts, daß die gesamte Chemie dieses Zeitabschnittes der Atomenlehre gehuldigt haben. Unter den

Philosophen wird z. B. Herbart (vgl. Flügel, Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart, Langensalza, 1902) schwerlich für einen Monisten erklärt werden können. Doch es gibt wohl kaum ein Wort, in bezug auf das die Interpretationen so weit auseinandergehen, wie das Wort „Monismus".

Hiermit sind wir auf das Gebiet gelangt, wo die naturphilosophischen Anschauungen des Verfassers in die Metaphysik hinüberfließen. Ich kann daraus nur einige Gedanken anführen, die mich besonders interessiert haben. So sagt der Verfasser: „Wenn Gott die vollkommene Vernunft ist, so wird er auch abbildlich seine Metaphysik und Logik in die Schöpfung gelegt haben. Deshalb kann der menschlichen Philosophie keine höhere Aufgabe gestellt werden als die, die göttliche Philosophie aus der Weltbeschaffenheit herauszufinden." — Gott kann ein von ihm geschaffenes Atom nicht wieder zerstören, „das ist unmöglich, weil Gott nicht in Widerspruch mit sich selbst treten kann." „Wenn das ganze materielle Universum aus lauter kleinsten Monaden besteht, an welche der Schöpfer einen Teil seiner Kraft abgetreten hat, dann muß dies materielle Universum eine Art von Selbstbehauptung auch Gott gegenüber besitzen." — Gott hat die Substanz der Materie und des Geistes geschaffen; diese von ihm selbst geschaffene Substanz kann Gott in alle Ewigkeit nicht wieder vernichten. — Das erste metaphysische Urprinzip lautet: Die individuellen Substanzen und Qualitäten im Reiche der Materie wie im Reiche des Geistes sind auch für Gott ewig unzerstörbar. — In bezug auf die Atome der Becquerel-Strahlen heißt es, daß ihre mit der Kleinheit wachsende Beweglichkeit, ihre Fähigkeit zur Durchdringung anderer Stoffe sie in die unmittelbare Nähe des Geistes rücke, der auch nur als Atom oder Energide eigener Art gedacht werden könne.

Mit dem letzten Gedanken, der eine Brücke zum Monismus zu schlagen scheint, schließe ich diese Blütenlese. Sie dürfte genügen, um zu zeigen, daß der Verfasser in seinem inhaltreichen Werke mehr bietet, als die oben mitgeteilten Überschriften der Kapitel vermuten lassen. Überall ist seine Betrachtung der unorganischen Natur durchsetzt mit Ausblicken ins Gebiet der Biologie und in die Welt des Geistes. Es scheint, als wolle der Verfasser durch diesen Kunstgriff den Leser vorbereiten auf die späteren Bände seines groß angelegten Werkes. Das Verfahren hat aber auch seine Schattenseite; eine klare, einheitliche Disposition leidet darunter, und da es vielfache Wiederholungen mit sich bringt, fragt man sich, ob nicht ein strenger gegliederter Aufbau unter Anstrebung möglichster Kürze das Buch wirkungsvoller gemacht haben würde. Ich kann nicht leugnen, es fehlt der Darstellung etwas an Ökonomie, an durchgehender Berücksichtigung des Prinzips des kleinsten Kraftaufwandes, soweit dies auch für den Leser in Betracht kommt. — Im Hinblick auf den zu erwartenden biologischen Teil möchte ich empfehlen, die Unterscheidung von Fermenten und Enzymen nicht aufrecht zu halten, auch auf die Gleichsetzung der Jonen und Fermente lieber zu verzichten; bedenklich ist der Satz: „Wenn der Wein in Blüte steht, so gerät der in Kellern lagernde Wein in eine Art von Mitschwingung."

Doch das sind unwesentliche Ausstellungen. Das Ganze als das Lebenswerk eines tief angelegten Geistes fordert nicht nur schon darum unsere Ehrerbietung, sondern es wird auch vielen Gebildeten, die fragend der Natur gegenüberstehen, zu einer reichen Quelle der Belehrung und des Genusses werden. Eine Phase im Kampf um die Wahrheit bleibt freilich auch Portigs Buch; wer unter den Sterblichen wäre vermessen genug, zu behaupten, daß er die ganze Wahrheit besitze? Die ganze Wahrheit ist beschlossen in dem, was die Schrift „Gott Vater" nennt, von dem Christus sagt, er wohne in einem Licht, zu dem niemand Zutritt habe. Uns Menschen ist die Aufgabe gestellt, so viel von der Wahrheit durch unsere Arbeit zu erforschen, wie uns möglich ist: wir stehen aber noch in den Anfängen solcher Arbeit.



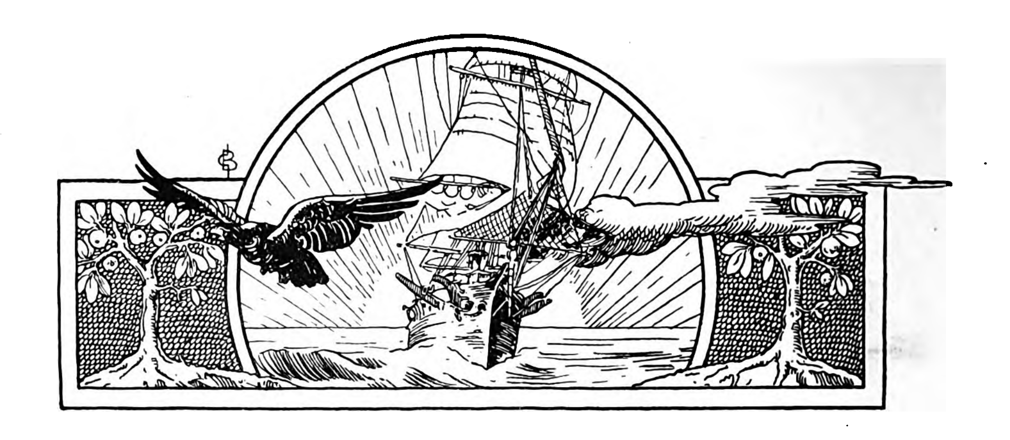
# Selig.

Von

**Max Mell.**

Hier will ich knieen, Herr, und will es sehen,
Wie du im Heimgehn andre Leute segnest.
O Herr, ich sah dich heut' zum erstenmal.
Ich stand als letzter hinter vielem Volk,
Das sich zu dir mit offnen Augen drängte.
Und — wie der Hohepriester neulich erst
Von seinem Fenster blanke Münzen streute,
Und viele Menschen mit geübten Griffen
Das Gold mir vor der Stirne weggefangen,
Und mir blieb nur der Glanz im armen Auge, —
So ging es mir auch heute, denn die Menge
Stand undurchdringlich zwischen dir und mir,
Und ich vernahm von deinen Worten nichts.
Nur wenn du deine reiche Stimme hobst
Am Anfang jedes Spruches: Selig sind ....
Verstand ich dich. Dann hörte ich nichts mehr.
Ich weiß, ich werde niemals mehr erringen
Als flücht'gen Glanz und halbgehörte Stimmen,
Doch reicher kehre ich nach Haus zurück:
Und werde wieder am Genesareth
Von Palmen überdacht im Grase sitzen,
Ich werde flicken die zerrißnen Netze,
Aus denen wieder wundervoller Fischzug,
Schon halb im Boot, zurückglitt in die Fluten,
Und selig sein mit deinem Selig sind ...





# Die Lagune.

Von

## Joseph Conrad.

Mit beiden Armen auf das Dach des am Vorderteil des Bootes befindlichen Häuschens gelehnt, sagte der Weiße zu dem Steuermann: „Wir wollen über Nacht auf Arsats Lichtung bleiben. Es ist schon spät."

Der Malaye grunzte etwas und starrte unverwandt auf den Fluß. Das Kinn auf die verschränkten Arme gestützt, verfolgte der Weiße mit den Blicken das Kielwasser des Bootes. Am Ende der schnurgeraden, von dem herrlich glitzernden Flusse entzweigeschnittenen Baumallee erschien in unverhüllter, blendender Pracht die Sonne, knapp über dem Wasser schwebend, das in seinem glatten Glanze einem Metallband glich. Unbeweglich und stumm standen die ernsten, finstern Wälder zu beiden Seiten des Stromes. Zu Füßen der ungeheuer hohen Bäume erhoben sich aus dem lehmigen Ufer stammlose Nipapalmen in schweren, kolossalen Blattbüscheln, die regungslos über den braunen Strudel herniederhingen. Durch die absolute Luftstille hatte es den Anschein, als ob jeder Baum, jedes Blatt, jeder Zweig, jede Schlingranke und jedes einzelne Blumenblättchen der winzigsten Blüten zu vollkommener, ewiger Ruhe verzaubert worden wäre. Nichts rührte sich auf dem Fluß als die acht Ruder, die mit größter Regelmäßigkeit blitzend auftauchten, um sich mit einem einzigen plätschernden Schlag wieder gleichzeitig ins Wasser zu senken, während der Steuermann sich hin und her neigte und mit gleichmäßig raschem Schwenken seiner Schaufel einen glitzernden Halbkreis um sein Haupt beschrieb. Mit verworrenem Gemurmel brach sich das aufgewühlte Wasser an den Ufern. Und wie das Kanoe des Weißen so stromaufwärts trieb in dem kurzlebigen, selbsterzeugten Wellenaufruhr, schien es die Pforten eines Landes zu betreten, aus dem die bloße Erinnerung einer Bewegung für immer geschwunden war.

Der Weiße wandte der untergehenden Sonne den Rücken und blickte auf die weite, leere Fläche der See. Die letzten drei Meilen hindurch fließt der früher zögernd dahinwandernde Fluß, wie von der Freiheit des offenen Horizontes mit unwiderstehlicher Macht getrieben, geradeaus der See zu, dem Osten, dem Licht und Dunkel schützend in sich aufnehmenden Osten zu. Hinter dem Boote glitten schwache, unzusammenhängende Schreie — ein wiederkehrender Vogelruf — über das glatte Wasser und verloren sich, bevor sie noch das andere Ufer erreichen konnten, in dem atemlosen Schweigen dieser Welt.

Der Steuermann senkte sein Ruder ein und stemmte es fest mit gestreckten Armen und vorgebeugtem Körper. Das Wasser gurgelte laut; und plötzlich schien sich die lange, gerade Strecke um ihren Mittelpunkt zu drehen, die Wälder schwangen sich in einem Halbkreis herum, und die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne streiften mit feuriger Glut die Breitseite des Kanoes und warfen langgestreckte, verzerrte Schatten seiner Mannschaft auf die glitzernden Wasserstreifen. Der Weiße wandte sich, um vorwärts zu blicken. Der Kurs des Bootes hatte sich im rechten Winkel zu dem Strome gedreht, und der geschnitzte Drachenkopf seines Vorderteils wies nun auf einen Spalt in den wirren Uferbüschen. Die überhängenden Zweige streifend, glitt es hindurch und verschwand, einer schlanken Amphibie gleich, die das Wasser gegen ihren Schlupfwinkel im Walde vertauscht.

Die enge Bucht erschien wie ein Graben von heimtückischer, fabelhafter Tiefe, unter dem schmalen Streifen hellen, klaren Himmelblaus brütete es wie düstere Melancholie. Ungeheure Bäume, ganz verdeckt durch die verschlungenen Wälle von Schlinggewächsen, türmten sich hier auf. Hie und da zeigte sich neben dem schwarzen Wassergeglitzer zwischen kleinen Farrengewinden die verworrene Krone eines hohen Baumes, düster und schwarz, verkrümmt und regungslos gleich einer festgehaltenen Schlange. Laut widerhallten die kurzen Rufe der Ruderer an diesen dichten, finstern Vegetationsmauern. Dunkelheit sickerte durch die Bäume, durch das verworrene Labyrinth der Schlinggewächse, sickerte hinter den ungeheuren, phantastischen, regungslosen Blättern hervor; das geheimnisvolle, unbesiegbare Dunkel, das mit allerlei Düften durchtränkte, giftige Dunkel ungangbarer Wälder.

Die Männer stießen in dem seichten Wasser vorwärts. Die Bucht erweiterte und öffnete sich zu einer ausgedehnten, stagnierenden Lagune. Die Wälder wichen von dem schlammigen Ufer zurück und ließen an ihrer Statt einen geraden Streifen hellgrünen Schilfgrases als Rahmen der reflektierten Himmelsbläue. Hoch oben zog ein flockiges, rosenrotes Wölkchen, das den schwimmenden Lotusblättern und deren silbernen Blüten die zarte Färbung seiner Spiegelung verlieh. Schwarz schimmerte aus der Ferne ein auf hohe Pfeiler gestütztes Häuschen hervor. Zwei hohe Nibongpalmen, die aus den Wäldern des Hintergrundes zu kommen schienen, neigten sich leicht über das zerfallene Dach, und in dem Darniederbeugen ihrer blätterreichen, aufstrebenden Krone lag ein Hauch von trüber Zärtlichkeit und Fürsorge.

Der Steuermann deutete mit dem Ruder vor sich hin und sagte: „Arsat ist hier. Ich sehe sein Kanoe zwischen den Pfeilern befestigt."

Zu beiden Seiten des Bootes arbeiteten mit kräftigen Schlägen die Ruderer und blickten von Zeit zu Zeit nach dem Ziele der heutigen Fahrt aus. Sie hätten die Nacht lieber anderwärts zugebracht als auf dieser Lagune, die wie verzaubert aussah und von der die Sage ging, daß dort Geister spukten. Überdies mochten sie Arsat nicht leiden; erstens, weil er ein Fremder war, und dann, weil einer, der ein verfallenes Haus wieder in stand setzt und darin wohnt, damit erklärt, daß er sich nicht davor fürchtet, zwischen den Geistern zu leben, die solche von der Menschheit verlassenen Plätze heimsuchen. Solch ein Mann hat die Macht, durch Blicke oder Worte dem Schicksal entgegenzutreten; kommt aber einmal unversehens ein Wandersmann daher, so mag es ihm nicht leicht fallen, diese Hausgeister zu besänftigen, die darnach lechzen, sich für die Bosheit ihres menschlichen Meisters zu entschädigen. Weiße Männer kümmern sich nicht um solche Dinge. Das sind Ungläubige und im Bunde mit dem Vater des Bösen, der sie unbeschädigt durch die unsichtbaren Gefahren dieser Welt führt. Den Warnungen der Gerechten setzen sie einen beleidigenden Anschein von Unglauben entgegen. Was ist da zu tun?

So dachten sie und hingen ihr ganzes Gewicht an das Ende der langen Stangen. Rasch, sanft und geräuschlos glitt das große Kanoe weiter, Arsats Lichtung zu, bis es endlich unter heftigem Geklapper der niedergeworfenen Stangen und lautem Gemurmel „Gelobt sei Allah!" mit sanftem Ruck an die gekrümmten Pfeiler unterhalb des Hauses anlief.

„Arsat! o Arsat!" schrieen die Bootsleute aufblickend wirr durcheinander. Niemand kam. Der Weiße begann die rohe Leiter, die zu der Bambusplattform vor dem Hause führte, zu erklimmen. „Wir werden in der Sampane (chinesisches Fahrzeug) kochen und am Wasser schlafen," meinte der Steuermann mürrisch.

„Reicht mir meinen Korb und meine Decken," versetzte der Weiße kurz.

Er kniete auf dem Rande der Plattform nieder, um das Bündel zu erlangen. Dann stieß das Boot ab, und der Weiße befand sich, als er sich wieder aufgerichtet, Arsat gegenüber, der durch seine niedrige Hüttentür herausgetreten war. Es war ein junger, kräftiger Mann mit breiter Brust und muskulösen Armen. Er war nur mit seinem Sarong bekleidet. Sein Kopf war entblößt. Die großen, sanften Augen starrten forschend auf den Weißen, doch Stimme und Wesen blieben ruhig, als er sofort, ohne irgend welche Begrüßungsworte, fragte:

„Hast du Medizin mit, Juan?"

„Nein," entgegnete der Ankömmling überrascht. „Warum? Ist jemand krank hier im Hause?"

„Tritt ein und sieh selbst," erwiderte Arsat in gleich ruhigem Ton,

wandte sich rasch um und schritt wieder durch den schmalen Gang hinein. Der Weiße warf sein Bündel nieder und folgte.

In dem trüben Lichte der Behausung gewahrte er auf einem Bambuslager eine Frau unter einem großen, roten Baumwolltuch auf dem Rücken ausgestreckt. Ganz stille lag sie, als sei sie gestorben; doch ihre großen, weitgeöffneten Augen glänzten im Dämmerlicht und starrten ausdruckslos und unbeweglich zu den schmalen Dachsparren hinauf. Sie war in hohem Fieber und augenscheinlich bewußtlos. Ihre Wangen waren eingefallen, die Lippen halb geöffnet, und auf dem jugendlichen Antlitz lag ein starrer, nichts Gutes verheißender Ausdruck — der geistesabwesende, beschauliche Ausdruck derer, die sich unbewußt dem Tode nähern. Schweigend sahen die beiden Männer auf sie herab.

„Ist sie schon lange krank?“ fragte der Reisende.

„Ich habe fünf Nächte nicht geschlafen,“ erwiderte der Malaye bedächtig. „Anfangs hörte sie Stimmen aus dem Wasser kommen, die sie zu sich riefen, und rang mit mir, weil ich sie zurückhielt. Aber seitdem die heutige Sonne aufging, hört sie nichts — auch mich nicht. Sie sieht nichts. Sie sieht nicht einmal mich — nicht mich!“

Einen Augenblick hielt er inne, dann fragte er leise:

„Juan, wird sie sterben?“

„Ich fürchte es,“ versetzte der Weiße traurig. Seit vielen Jahren kannte er Arsat, war mit ihm in fernem Land unter Mühen und Gefahren, zu Zeiten, da Freundschaft ein selten Ding ist, beisammen gewesen. Und seit sein malayischer Freund sich plötzlich ganz unerwartet mit einer Frau in dieser Hütte an der Lagune niedergelassen, hatte er bei seinen Reisen längs des Flusses schon manch eine Nacht hier verbracht. Er hatte eine Zuneigung zu dem treuen Manne, hatte ihn gern — vielleicht nicht so gern, wie man seinen Lieblingshund hat, aber doch gern genug, um ihm zu helfen, ohne weitere Fragen zu tun, und manchmal inmitten seiner eigenen Pflichten ganz nebelhaft und unklar des einsamen Mannes und der langhaarigen Frau mit dem kühnen Antlitz und den triumphierenden Augen zu gedenken, die miteinander in den Wäldern verborgen lebten — gefürchtet und verlassen.

Der Weiße trat gerade rechtzeitig aus der Hütte, um zu sehen, wie der Riesenbrand des Sonnenunterganges von den rasch dahineilenden, verstohlenen Schatten gelöscht wurde, die sich wie ein zarter, schwarzer Rauch über die Baumspitzen erhoben, über den Himmel breiteten und die feurige Glut der treibenden Wolken und den roten Glanz des schwindenden Tageslichtes erstickten. In wenigen Augenblicken erschienen die Sterne über der tiefen Erdennacht, und die vom Widerschein dieser Lichter plötzlich erleuchtete große Lagune glich einem rundlichen Stück Himmel, das in diese hoffnungslose, unergründliche Nacht der Wildnis hinabgeschleudert worden. Der Weiße holte sich sein Abendbrot aus dem Korbe, sammelte dann ein paar Stecken, die auf der Plattform umher-

lagen, und machte ein kleines Feuer an, nicht der Wärme, sondern des Rauches wegen, der die Mosquitos abhalten sollte. Er hüllte sich in seine Decken, setzte sich rauchend mit dem Rücken gegen die Schilfwand des Hauses und hing seinen Gedanken nach.

Arsat kam mit unhörbaren Schritten aus dem Torgang und kauerte sich neben dem Feuer nieder. Der Weiße rückte die ausgestreckten Beine ein wenig zur Seite.

„Sie atmet," sagte Arsat mit leiser Stimme, der erwarteten Frage vorbeugend. „Sie atmet und glüht wie in einem großen Feuer. Sie spricht nicht; sie hört nicht — sie glüht!"

Einen Augenblick hielt er inne, dann fragte er in ruhigem, gleichgiltigem Ton:

„Juan, wird sie sterben?"

Der Weiße zuckte beunruhigt die Achseln und murmelte zögernd:

„Wenn es ihr Schicksal ist."

„Nein, Juan," versetzte Arsat ruhig. „Wenn es *mein* Schicksal ist. Ich höre, ich sehe, ich warte. Ich gedenke ... Juan, gedenkst du der alten Tage? Gedenkst du meines Bruders?"

„Ja," erwiderte der Weiße.

Plötzlich erhob sich der Malaye und ging hinein. Der andere, der ruhig draußen sitzen blieb, konnte in der Hütte seine Stimme hören. Arsat sprach: „Höre mich! Sprich!" Lautlose Stille folgte seinen Worten. „O Diamelen!" schrie er plötzlich. Nach diesem Schrei ein tiefer Seufzer. Arsat kam heraus und sank wieder auf seinen alten Platz nieder.

Schweigend saßen sie vor dem Feuer. Kein Laut war in dem Hause hörbar, kein Laut in ihrer Nähe; aber weit draußen auf der Lagune hörten sie von Zeit zu Zeit deutlich die Stimmen der Bootsleute über dem ruhigen Wasser. Mit verschwommen roter Glut leuchtete das Feuer am Bug der Sampane in die Ferne. Dann erstarb es. Die Stimmen verstummten. Land und Wasser fielen in laut- und regungslosen Schlummer. Es war, als sei nichts mehr in der Welt verblieben als das Geglitzer der unaufhörlich, rastlos durch die schwarze Nachtruhe dahinströmenden Sterne.

Der Weiße blickte mit weitgeöffneten Augen gerade vor sich hin, in das Dunkel hinaus. Die Zauberkraft, die Inspiration des Todes, das Staunen und die Angst vor dem Tode — dem nahen, unvermeidlichen, unsichtbaren Tode dämpfte die Ruhelosigkeit seiner Rasse und erregte die intimsten, verworrensten Gedanken in ihm. Der stets bereitliegende Argwohn vor etwas Bösem, das nagende Mißtrauen, das im Herzen lauert, floß in die Stille seiner Umgebung hinaus, in die tiefe, stumme Stille und ließ diese heimtückisch und unzuverlässig erscheinen, gleich der undurchdringbaren Maske einer unverantwortlichen Gewalttätigkeit. In diesem flüchtigen, mächtigen Aufruhr seines Wesens wurde die im Sternenfrieden ausgebreitete Erde zu einem schattenhaften Land

voll grausamen Widerspruchs, zu einem Schlachtfeld entsetzlicher und lieblicher, erhabener und niedriger Phantome, die sich in wütendem Kampf um den Besitz unserer hilflosen Herzen bekriegen. Ein ruheloses, geheimnisvolles Land voll unauslöschlichen Sehnens und Zitterns.

Ein klagendes Gemurmel klang in die Nacht hinaus; ein trauriges, erschütterndes Gemurmel, wie wenn die großen Einsamkeiten der umgebenden Wälder begonnen hätten, sich die Weisheit ihrer unendlichen, erhabenen Gleichgiltigkeit ins Ohr zu flüstern. Zögernde, unbestimmte Laute schwebten in der Luft, formten sich langsam zu Worten und flossen endlich sanft zu einem murmelnden Strome von weichen, gleichförmigen Sätzen. Der Weiße bewegte sich leicht, wie wenn er aus einem Schlafe erwachte, und änderte seine Stellung etwas. Arsat, der regungslos und schattenhaft mit geneigtem Haupt unter den Sternen dasaß, sprach in langsamem, träumerischem Ton:

„... Denn wohin können wir die Last unseres Kummers legen als in des Freundes Herz? Ein Mann muß von Kampf und Liebe sprechen. Du, Juan, weißt, was Kampf ist, du hast mich in Zeiten der Gefahr den Tod suchen sehen, wie andere das Leben! Eine Schrift kann verloren gehen, eine Lüge kann geschrieben werden, was aber das Auge gesehen hat, das ist die Wahrheit, und das verbleibt dem Geiste!"

„Ich erinnere mich," sagte der Weiße ruhig.

Arsat fuhr mit trauriger Fassung fort: „Deshalb will ich dir von Liebe sprechen. Will in der Nacht sprechen. Will sprechen, ehe Nacht und Liebe geschwunden sind und das Tagesauge auf mein Leid und meine Schande herabsieht, auf mein geschwärztes Antlitz, auf mein glutverzehrtes Herz."

Ein kurzer, leiser Seufzer markierte eine fast unmerkbare Pause, und dann flossen seine Worte wieder weiter, ohne eine Regung, eine Geste des Sprechers.

„Nachdem die Zeit der Sorgen und des Kampfes vorüber war und du von meinem Lande schiedest, um dich von neuem deinen Wünschen, die wir Inselmänner nicht verstehen können, zuzuwenden, wurden mein Bruder und ich wieder, wie wir es früher gewesen, die Schwertträger des Häuptlings. Du weißt, wir waren Männer von hoher Geburt, gehörten einem herrschenden Geschlechte an und waren geeigneter als irgend ein anderer, auf der rechten Schulter das Zeichen der Macht zu tragen. Und in der Zeit des Wohlstandes bezeigte uns Si Dendring seine Gunst, so wie wir ihm zur Zeit der Sorge die Treue unseres Mutes bezeigt hatten. Es war eine Friedenszeit, eine Zeit der Rotwildjagden und Hahnenkämpfe, eine Zeit faulen Geschwätzes und törichter Händel zwischen Männern, deren Mägen voll und deren Waffen rostig sind. Doch der Säemann sah die jungen Reisschößlinge furchtlos in die Höhe sprießen, und die Händler kamen und gingen, waren dürr bei der Abreise und fett bei der Rückkehr zum Friedensfluß. Auch Neuigkeiten brachten sie mit. Wahrheit und Lügen bunt durcheinander gemischt, daß niemand wußte, wann er sich freuen

und wann er trauern sollte. Auch von dir hörten wir durch sie. Sie hatten dich da gesehen und hatten dich dort gesehen. Und ich hörte gerne zu, denn ich gedachte der aufregenden Zeiten, und ich gedachte stets deiner, Juan, bis die Zeit kam, wo meine Augen nichts Vergangenes mehr sehen konnten, denn sie hatten die eine erblickt, die jetzt — da drinnen im Sterben liegt."

Er hielt inne. „O Maria bahia! O Entsetzen!" flüsterte er tieferregt und fuhr dann ein wenig lauter fort: „Es gibt keinen ärgeren Feind und keinen besseren Freund als einen Bruder, Juan, denn ein Bruder kennt den andern, und in der vollen Erkenntnis liegt die Macht zum Guten oder Bösen. Ich liebte meinen Bruder. Ich ging zu ihm und sagte ihm, daß ich nichts mehr sehen könnte als das eine Gesicht, nichts mehr hören als die eine Stimme. Er sprach: ‚Öffne dein Herz, damit sie sieht, was darinnen ist — und warte! Geduld ist Weisheit. Inehа Midah kann sterben, und unser Häuptling kann die Angst vor diesem Weibe abstreifen!...' Ich wartete!... Du erinnerst dich an die Dame mit dem verschleierten Antlitz, Juan, und unseres Häuptlings Angst vor ihrer Schlauheit und ihrer Gemütsart. Und wenn sie nach ihrem Diener verlangte, was konnte ich tun? Doch ich stillte meinen Herzenshunger mit raschen Blicken und verstohlenen Worten. Am Tage schlenderte ich auf dem zu den Bädern führenden Pfade umher, und wenn die Sonne hinter die Wälder gesunken war, schlich ich die Jasminhecken des Weiberhofes entlang. Ohne uns zu sehen, sprachen wir miteinander durch den Blumenduft, durch den Blätterschleier, durch die langen Grashalme, die vor unseren Lippen stille standen; so groß war unsere Vorsicht, so schwach das Flüstern unserer unsäglichen Sehnsucht. Rasch verstrich die Zeit ... und die Frauen wisperten miteinander — und unsere Feinde wachten —, mein Bruder war voll Schwermut, und ich begann an gewaltsamen Tod und Mord zu denken ... Wir sind ein Volk, das sich nimmt, was es will — wie ihr Weißen. Es gibt eine Zeit, wo der Mensch der Treue und Ehrfurcht vergißt. Macht und Autorität gehört den Häuptlingen, aber Liebe und Kraft und Mut ist allen Menschen gegeben. Mein Bruder sprach: ‚Du sollst sie aus ihrer Mitte nehmen. Wir beide sind eins zusammen.' Und ich erwiderte: ‚Mache, daß es bald geschieht, denn ich finde keine Wärme mehr in den Sonnenstrahlen, die nicht sie bescheinen.' Und als der Häuptling und alle Großen zur Flußmündung fuhren, um bei Fackelschein zu fischen, kam für uns die Zeit. Hunderte von Booten gab es da, und auf dem weißen Sande zwischen Wald und Wasser wurden für die Rajahs Wohnungen aus Blättern erbaut. Der Rauch der Bratfeuer glich dem blauen Abendnebel, und freudig erklangen alle Stimmen. Während sie die Boote zum plötzlichen Angriff auf die Fische in Bereitschaft setzten, kam mein Bruder an mich heran und sagte: ‚Heute nacht!' Ich sah nach meinen Waffen, und als es Zeit war, nahm unser Kanoe in dem Kreise der fackeltragenden Boote seinen Platz ein. Auf dem Wasser funkelten die Lichter, aber hinter den Booten herrschte tiefes Dunkel. Als das Gejauchze begann und die Aufregung sie ganz

toll machte, verschwanden wir. Das Wasser verschlang unser Feuer, und wir trieben zu dem Ufer zurück, das bis auf vereinzelte verglimmende Aschenstückchen in Dunkel gehüllt war. Wir konnten die Sklavenmädchen zwischen den Hütten sprechen hören. Dann fanden wir einen stillen, verlassenen Platz. Dort warteten wir. Sie kam. Sie kam das Ufer entlang gelaufen, eilig und ohne eine Spur zurückzulassen, gleich einem Blatt, das vom Winde in die See getrieben wird. Mein Bruder sagte düster: ‚Geh und nimm sie; trage sie in unser Boot!‘ Ich nahm sie in die Arme. Sie bebte. Ihr Herz schlug gegen meine Brust. ‚Ich nehme dich hinweg von diesem Volk,‘ sagte ich. ‚Du kamst auf den Schrei meines Herzens, aber gegen den Willen der Großen tragen meine Arme dich in mein Boot.‘ — ‚So ist es recht,‘ sprach mein Bruder. ‚Wir sind Männer, die sich nehmen, was sie haben wollen, und es gegen viele verteidigen können. Wir hätten sie in vollem Tageslichte rauben sollen.‘ — ‚Machen wir uns auf,‘ sagte ich; denn seitdem sie sich in meinem Boot befand, begann ich der vielen Männer des Häuptlings zu denken. ‚Ja, machen wir uns auf!‘ sprach mein Bruder. ‚Wir sind nun ausgestoßen; dieses Boot ist jetzt unser Land — und die See unsere Zuflucht.‘ Er weilte noch mit einem Fuß am Ufer, und ich beschwor ihn, sich zu beeilen, denn ich gedachte des Pochens ihres Herzens an meiner Brust und wußte, daß zwei Männer Hunderten nicht standhalten können. So stießen wir ab und ruderten, uns dicht am Ufer haltend, stromabwärts; und als wir die Bucht passierten, in der sie fischten, war das große Jauchzen verstummt, aber die murmelnden Stimmen erklangen laut wie das Gesumme von Insekten in der Mittagssonne. In Scharen trieben die Boote in dem roten Schein der Fackeln unter einem schwarzen Rauchdach dahin, und die Männer sprachen von ihrem Sport. Die prahlenden, preisenden, höhnenden Männer — die des Morgens noch unsere Freunde gewesen und nun in der Nacht schon unsere Feinde waren. Rasch ruderten wir vorbei. Wir hatten keine Freunde mehr in dem Lande, in dem wir geboren waren. Sie saß verhüllten Antlitzes in der Mitte des Kanoe; schweigend wie jetzt, ohne etwas zu sehen wie jetzt — und ich fühlte kein Leid um das, was ich verlassen, denn ich hörte dicht neben mir ihren Atem — so wie ich ihn jetzt hören kann."

Er hielt inne, horchte, das Ohr an die Tür gelegt, schüttelte dann den Kopf und fuhr fort:

„Mein Bruder wollte den Kampfschrei ausstoßen — einen einzigen Schrei nur —, um die Männer wissen zu lassen, daß wir freigeborene Räuber waren, die ihren Armen und der großen See vertrauten. Und wiederum bat ich ihn im Namen unserer Liebe, stille zu sein. Konnte ich sie nicht an meiner Seite atmen hören? Ich wußte, daß es bald genug zur Verfolgung kommen würde. Mein Bruder liebte mich. Lautlos senkte er das Ruder ein. Er sagte bloß: ‚Du bist jetzt nur zur Hälfte ein Mann — die andere Hälfte steckt in diesem Weibe. Ich kann warten. Wenn du erst wieder ein ganzer Mann bist, dann wirst du mit mir hieher zurückkommen und sie zum Kampfe herausfordern.

Wir sind Söhne derselben Mutter.' Ich antwortete nicht. Meine ganze Kraft und meine Lebensgeister lagen in den Händen, die das Ruder hielten — denn mein Sehnen war, mit ihr an einen sicheren Ort, außerhalb des Bereiches von Männerzorn und Weibertrotz, zu gelangen. Meine Liebe war so groß, daß ich glaubte, sie werde mich in ein Land führen können, wo man den Tod nicht kannte, wenn ich nur erst der Wut Inechi Midahs und dem Schwert des Häuptlings entronnen wäre. Hastig ruderten wir weiter und schöpften durch die Zähne Luft. Tief schnitten die Ruder in den glatten Wasserspiegel. Wir kamen zur Mündung des Flusses; in gerader Linie flogen wir durch die Untiefen. Dicht an der schwarzen Küste fuhren wir dahin, dicht an den Sandbänken, wo die See flüsternd zu dem Lande spricht. Und der Glanz des weißen Sandes blitzte an unserem Boot vorüber, so rasch lief es auf dem Wasser dahin. Wir sprachen nicht. Nur einmal sagte ich: ‚Schlafe, Diamelen, denn bald wirst du alle deine Kräfte brauchen.' Ich hörte ihre süße Stimme, aber ich wandte den Kopf nicht. Die Sonne ging auf, und immer weiter ging's. Das Wasser troff mir vom Gesicht wie der Regen aus der Wolke. In Licht und Hitze flohen wir. Nicht einmal blickte ich zurück, doch ich wußte, daß die Augen meines Bruders, der hinter mir saß, stetig vorwärts gerichtet waren, denn das Boot flog so gerade dahin wie der Pfeil eines Buschmannes, wenn er aus dem Sumpitan kommt. Es gab keinen besseren Ruderer, keinen besseren Steuermann als meinen Bruder. Oft hatten wir miteinander in jenem Kanoe den Preis gewonnen. Nie aber hatten wir so alle Kräfte eingesetzt wie damals — damals, wo wir zum letzten Male zusammen ruderten! Es gab keinen tapfereren, stärkeren Mann in unserem Lande als meinen Bruder. Ich konnte mir nicht die Zeit nehmen, mich umzudrehen und ihn anzusehen, doch hörte ich mit jedem Moment das Zischen seines Atems hinter mir stärker werden. Er sprach noch immer nicht. Die Sonne stand hoch. Die Hitze hing sich an meinen Rücken wie eine Feuerflamme. Meine Rippen waren dem Bersten nahe, ich hatte nicht genug Luft mehr in der Brust. Und ich fühlte, daß ich nur mehr so viel Kraft besaß, um ausrufen zu können: ‚Laß uns ruhen! . . .' — ‚Gut!' erwiderte er, und seine Stimme war fest. Er war stark. Er war tapfer. Er kannte keine Furcht und keine Müdigkeit . . . mein Bruder!"

Ein Murmeln, sanft und machtvoll zugleich, ein weitgedehntes, leises Murmeln, das Murmeln bebender Blätter, knisternder Zweige lief durch die verworrenen Tiefen der Wälder, lief über den besternten Spiegel der Lagune, und das Wasser zwischen den Pfeilern schlug mit plötzlichem Aufplätschern an das schlammige Gebälk. Ein warmer Lufthauch streifte die Gesichter der beiden Männer und verschwebte wiederum mit traurigem Klang — ein kurzer, lauter Hauch wie ein von der träumenden Erde ausgestoßener, schwerer Seufzer.

Arsat fuhr mit leiser, gleichmäßiger Stimme fort:

„Wir liefen mit unserem Kanoe an den weißen Strand einer kleinen Bai an, knapp neben einer langen Landzunge, die uns den Weg zu ver-

sperren schien; ein bewaldetes Kap, das weit ins Meer hinausreichte. Mein Bruder kannte den Platz. Auf diesem Kap mündet ein Fluß, und ein schmaler Pfad führt durch das Dschungel dieses Landes. Wir machten ein Feuer an und kochten etwas Reis. Dann legten wir uns in den weichen Sand im Schatten unseres Kanoes schlafen, während sie Wache stand. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, als ich ihren Alarmschrei vernahm. Wir sprangen in die Höhe. Die Sonne war schon am Wege zum Untergang, und sowie wir die Öffnung der Bucht zu Gesicht bekamen, gewahrten wir einen mit vielen Ruderern bemannten Prahm. Wir erkannten ihn sofort, er gehörte unserem Rajah. Sie hatten das Ufer bewacht und uns gesehen. Sie schlugen die große Trommel und stachen mit dem Kopf des Prahms in die Bai. Ich fühlte, wie mir das Herz in der Brust schwach wurde. Diamelen saß auf dem Sand und verhüllte ihr Antlitz. Zur See gab's keine Rettung. Mein Bruder lachte. Er besaß die Flinte, die du, Juan, ihm vor deiner Abreise gegeben hattest, aber es war bloß eine Handvoll Pulver da. Schnell sagte er mir noch: ‚Laufe mit ihr den Pfad hinab. Ich halte sie zurück, denn sie haben keine Waffen, und wenn sie angesichts eines Mannes mit einer Flinte landen, so bedeutet das sicheren Tod für einige ihrer Leute. Laufe mit ihr. Auf der anderen Seite des Waldes befindet sich ein Fischerhaus — und ein Kanoe. Wenn ich alle Schüsse abgefeuert habe, werde ich folgen. Ich bin ein guter Läufer, und bevor sie herankommen können, werden wir davon sein. Ich will aushalten, solange ich kann, denn sie ist nur ein Weib, das nicht laufen und nicht kämpfen kann, aber sie hält dein Herz in ihren schwachen Händen.‘ Er versteckte sich hinter das Kanoe. Der Prahm kam heran. Sie und ich begannen zu laufen, und während wir den Pfad hinabrannten, hörte ich Schüsse fallen. Mein Bruder feuerte — einmal — zweimal — und der Lärm der Trommel verstummte. Hinter uns war alles in Schweigen gehüllt. Die Landenge war schmal. Bevor ich meinen Bruder den dritten Schuß abfeuern hörte, erblickte ich das abschüssige Ufer und sah wiederum Wasser: die Mündung eines breiten Flusses. Wir überschritten eine mit Gras bewachsene Lichtung. Wir liefen zum Wasser hinab. Ich gewahrte eine niedrige Hütte auf dem schwarzen Lehm und ein kleines, verankertes Kanoe. Da hörte ich wiederum einen Schuß hinter mir und dachte: ‚Das ist seine letzte Ladung.‘ Wir stürzten zu dem Kanoe hinunter; ein Mann kam aus der Hütte herausgelaufen, aber ich sprang auf ihn, und wir rollten miteinander in den Kot. Dann raffte ich mich auf, und er lag noch zu meinen Füßen. Ich weiß nicht, ob ich ihn getötet hatte oder nicht. Diamelen und ich lösten das Kanoe. Da hörte ich gellende Schreie hinter mir und sah meinen Bruder über die Lichtung laufen. Viele Männer stürzten hinter ihm her. Ich nahm Diamelen in meine Arme und stieß sie in das Boot, dann sprang ich selbst hinein. Als ich zurückblickte, sah ich, daß mein Bruder niedergefallen war. Schon war er wieder in der Höhe, aber die Männer waren ihm ganz nahe gekommen. ‚Ich komme!‘ rief er. Da hatten die Männer ihn schon ganz

eingeschlossen. Ich sah mich um. Es waren viele Männer. Dann blickte ich sie an. Und, Juan, ich stieß das Kanoe ab. Ich stieß es ins tiefe Wasser. Sie kniete vorne und sah mich an, und ich sagte: ‚Nimm dein Ruder!‘ und strich das Wasser mit dem meinen. Juan, ich hörte ihn rufen! Zweimal hörte ich ihn meinen Namen rufen, und ich hörte Stimmen schreien: ‚Töten, erschlagen!‘ Ich drehte mich nicht um. Wiederum hörte ich ihn meinen Namen rufen mit entsetzlich kreischender Stimme, die klang, als ob zusammen mit diesen Tönen das Leben verhauche — und ich wandte den Kopf nicht. Meinen Namen! ... Von meinem Bruder! ... Dreimal rief er — und doch fürchtete ich das Leben nicht. War nicht sie in dem Kanoe? Und konnte ich nicht mit ihr ein Land finden — wo man den Tod nicht kennt?“

Hochaufgerichtet saß der Weiße da. Arsat erhob sich und stand auf, eine verschwommene, kraftlose Gestalt über der ersterbenden Feuerasche. Ein tief dahinziehender Nebel hatte sich über die Lagune geschlichen und löschte langsam den funkelnden Widerglanz der Sterne aus. Und weithin bedeckte weißer Dampf das Land; kalt und grau flutete er in das Dunkel, drehte sich in stummem Wirbel um die Baumstämme und um die Plattform des Hauses, welches auf ruheloser, geisterhafter See zu treiben schien. In weiter Ferne nur begrenzten Baumkronen den funkelnden Himmel wie eine finstere, drohende Küste, ein trügerischer, erbarmungsloser, schwarzer Strand.

Laut erzitterte Arsats Stimme in dem tiefen Frieden.

„Ich hatte sie hier! Ich hatte sie! Um sie zu erreichen, hätte ich mich der ganzen Menschheit entgegengestellt. Aber ich besaß sie schon — und — —“

Seine Worte verklangen in leere Fernen. Er verstummte und schien zu horchen, wie sie weit, weit dort unten erstarben, unrettbar, unwiderruflich. Dann sagte er ruhig:

„Juan, ich liebte meinen Bruder.“

Ein Windhauch machte ihn schaudern. Hoch über seinem Haupte, hoch über dem schweigenden Nebelmeer schlugen mit kläglichem, ersterbendem Laut die darniederhängenden Palmblätter zusammen. Der Weiße streckte sich. Sein Kinn war auf die Brust gesunken, und traurig murmelte er, ohne den Kopf zu heben:

„Wir alle lieben unsere Brüder.“

Da brach Arsat mit gehauchter, aber unendlicher Heftigkeit heraus:

„Was lag mir daran, wer starb? Ich wollte Frieden haben in meinem Herzen.“

Es schien, daß er etwas im Hause sich regen hörte — er horchte — dann trat er geräuschlos ein. Der Weiße erhob sich. Vereinzelte Windstöße verkündeten eine Brise. Das Licht der Sterne erblaßte, als ob sie sich in die gefrorenen Tiefen des unendlichen Raumes zurückgezogen hätten. Auf einen eisigen Windstoß folgten einige Sekunden vollkommener Ruhe, völligen Schweigens. Dann schoß hinter der schwarzen Wellenlinie der Wälder eine goldene Lichtsäule in das Firmament empor und zog über den Halbkreis des östlichen Hori-

zontes. Die Sonne war aufgegangen. Der Nebel hob sich, teilte sich in schwebende Lappen und verflüchtigte sich in dünnen, flutenden Gewinden, und die unverschleierte Lagune lag in tiefem Schlafe, schwarz und glatt zu Füßen der Baumwand da. Ein weißer Adler stieg darüber auf in schrägem, gewaltigem Flug, erreichte den hellen Sonnenschein, erschien einen Augenblick in blendendem Glanze, dann schwebte er höher und wurde zu einem unbeweglichen, dunklen Fleck, bevor er in dem Blau verschwand, als hätte er die Erde für immer verlassen. Der Weiße, der aufwärtsblickend vor der Türe stand, vernahm in der Hütte drinnen ein verworrenes, gebrochenes Gemurmel unzusammenhängender Worte, die in lautem Stöhnen verklangen. Plötzlich wankte Arsat mit ausgebreiteten Händen heraus, schauerte zusammen und stand eine Weile starren Blickes da. Dann sagte er:

„Sie glüht nicht mehr."

Ihm gegenüber zeigte die Sonne in ihrem steten Aufstieg ihren Rand über den Baumspitzen. Die Wälder traten aus den klaren Morgenschatten und wurden deutlicher, als wären sie nähergerückt. In dem erbarmungslosen Sonnenschein verstärkte sich das Flüstern des unbewußten Lebens, das mit unverständlicher Stimme zu dem stummen Dunkel von menschlichem Leide sprach. Arsats Blicke wanderten langsam umher und hafteten dann starr an der aufsteigenden Sonne.

„Ich sehe nichts," sagte er halblaut zu sich selbst.

„Es ist nichts zu sehen," versetzte der Weiße, schritt zu dem Rande der Plattform und winkte mit der Hand seinem Boote.

„Wenn du mit mir kommen willst, werde ich auf dich warten," sagte der Weiße, auf das Wasser blickend.

„Nein, Juan," sprach Arsat weich. „Ich werde nicht essen und nicht schlafen in diesem Hause, erst aber muß ich den Weg vor mir sehen. Jetzt sehe ich nichts — gar nichts. Es gibt kein Licht und keinen Frieden in der Welt; aber Tod gibt es — Tod für viele. Wir waren Söhne derselben Mutter — und ich verließ ihn inmitten der Feinde; nun aber gehe ich zurück."

Er tat einen tiefen Atemzug und fuhr in träumerischem Tone fort:

„In kurzer Zeit werde ich klar genug sehen, um dreinzuschlagen — dreinzuschlagen. Doch sie ist tot und . . . jetzt . . . alles dunkel."

Er breitete die Arme aus, dann ließ er sie herabsinken und stand regungslosen Antlitzes und versteinerten Blickes da und starrte die Sonne an. Der Weiße stieg in sein Kanoe hinunter. Frisch liefen die Ruderstangen längs der Bootseiten dahin. Bevor die Sampane aus der Lagune in die Bucht hinausglitt, hob der Weiße noch einmal den Blick. Arsat hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Vereinsamt stand er da in dem lauernden Sonnenschein, und über das helle Licht des wolkenlosen Tages hinaus blickte er in das Dunkel einer eingebildeten Welt.





# Glossen eines Sonderlings.

Von

## Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Je älter man wird, um so stärker kehren einem die Dinge ihre rätselhafte Seite zu. Was ist in dieser Welt nicht Rätsel? Die Naturwissenschaft hat zahllose Entdeckungen gemacht, sie hat uns im letzten Jahrhundert die Benützung des Dampfes als Triebkraft, den elektrischen Telegraphen, die Photographie, den Fernsprecher, die Röntgenstrahlen mit der Radiographie, die drahtlose Telegraphie, die elektrische Eisenbahn, die ein ganz klein wenig verbesserte Luftschiffahrt gebracht; sie hat den Darwinismus zum radikalen Evolutionismus entwickelt, hat das Substanzgesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Energie und das biogenetische Gesetz von der Rekapitulation der Phylogenesis in der Ontogenesis dargebracht und hat sich an allen diesen Fortschritten berauscht, so daß sie verächtlich auf den spekulativen Philosophen und besonders den Metaphysiker herabsehen zu dürfen glaubte und sich tatsächlich einbildete, sie hätte einen Zipfel vom Schleier des Welträtsels gelüftet. Eine wahrhaft naive Verstiegenheit! Nicht ein einziges Mysterium der Natur hat sie zu lösen vermocht. Wie sie sich auch bemühte, die Schalen vom Kerne zu entfernen, es war eine Zwiebel, die sie in der Hand hielt; immer wieder zeigte sich eine neue Schale, und der lang und bange ersehnte Kern wollte nicht kommen. Bis heute hat uns kein Naturforscher sagen können, was Licht ist. Das Ding, das wir sehen, das alles mit seinem Glanz und Glast überflutet, das scheinbar handgreiflichste, offenkundigste und allernatürlichste Objekt unserer Betrachtung, es ist ein Rätsel, über das man allerlei Theorien ausgeklügelt, das aber noch kein Darwin und kein Häckel gelöst hat und das wohl niemals gelöst werden wird. Man muß sich immer wieder daran erinnern, daß wir in einer Welt von Rätseln leben, daß wir uns selbst ein Rätsel sind, welches einen rätselhaften Ursprung hat und einem rätselhaften Ziele zustrebt, und daß wir für

alle Rätsel immer wieder nur neue Namen, aber niemals eine Lösung von der Wissenschaft erwarten dürfen. Wo ist der Naturforscher, der uns sagen kann, was Kraft ist? Was ist das Selbstbewußtsein und wie entsteht es? Wie kommt eine Urzeugung zustande? Wie kommt eine Seele in die Zelle? Für etwas durchaus Denkunmögliches setzt der Naturwissenschaftler einen Namen, und mit diesem Namen hat er für den naiven Gutgläubigen und Professorenbewunderer das Ding erklärt, während der Denker über solche Worte, wie Atom oder Unendlichkeit und Ewigkeit unbefriedigt den Kopf schüttelt. Der moderne Mechanist schafft den wunderbaren Gott ab und setzt dafür das unerklärliche Substanzwunder mit den denkwidrigen Eigenschaften der Anfangslosigkeit und räumlichen Unbeschränktheit; er glaubt, Wunder was getan zu haben, und hat doch nur da, wo ihn sein Latein im Stiche ließ, für das alte Rätselwort ein neues gesetzt.

Sehr wahr und treffend äußert Adolf Harnack in einer seiner Vorlesungen über das Wesen des Christentums: „Die Religion, meine Herren, nämlich die Gottes- und Nächstenliebe ist es, die dem Leben einen Sinn gibt; die Wissenschaft vermag das nicht. Es ist eine herrliche Sache um die reine Wissenschaft, und wehe dem, der sie gering schätzt oder den Sinn für die Erkenntnis in sich abstumpft! Aber auf die Frage nach dem Woher, Wohin und Wozu gibt sie heute so wenig eine Antwort wie vor zwei- oder dreitausend Jahren", und — wir dürfen es hinzufügen — wie in alle Zukunft hinein: „Wohl belehrt sie uns über Tatsächliches, deckt Widersprüche auf, verkettet Erscheinungen und berichtigt die Täuschungeu unserer Sinne und Vorstellungen. Aber wo und wie die Kurve der Welt und die Kurve unseres eigenen Lebens beginnt — jene Kurve, von der sie uns nur ein Stück zeigt — und wohin diese Kurve führt, darüber belehrt uns die Wissenschaft nicht. Wenn wir aber mit festem Willen die Kräfte und Werte bejahen, die auf den Höhepunkten unseres inneren Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst ausstrahlen, wenn wir den Ernst und den Mut haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten, und wenn wir dann auf den Gang der Geschichte der Menschheit blicken, ihre aufwärts sich bewegende Entwickelung verfolgen und strebend und dienend die Gemeinschaft der Geister in ihr aufsuchen — so werden wir nicht in Überdruß und Kleinmut versinken, sondern wir werden Gottes gewiß werden, des Gottes, der auch unser Vater ist." Ja, so möchten wir vollenden, man kann auch als treuer und tapferer Freund der Wissenschaft und der voraussetzungslosen Forschung dennoch seinen Gott im Herzen bewahren und ihn sich nicht zu einem „gasförmigen Wirbeltiere" (nach Häckelscher Begriffsspielerei) verflüchtigen lassen. Man muß nur immer der Tatsache gedenken, daß keine Naturphilosophie und kein mechanistischer Monismus uns irgend ein Welträtsel zu lösen vermag, und daß der unerforschliche und undefinierbare Gott keine größere Denkwidrigkeit ist, als die anfangs- und endlose, räumlich unbegrenzte Substanz mit der Unzerstörbarkeit

ihres Stoffes und ihrer Energie. Das große X, das wir Gott nennen, ohne es je zu erkennen, es bleibt bestehen, wenn die gedruckten Tiraden berauschter Materialisten und systemloser Monisten längst Makulatur geworden sein werden. Die Welt ist das große Sphinxrätsel, das kein Oedipus auf dem Katheder jemals lösen wird.

* * *

In gewissen Gegenden ist es Brauch, daß jeder in seinem Leben wenigstens einmal einen Baum pflanzt; so sollte überall die Regel gelten, daß jeder wenigstens einmal im Leben einen andern glücklich machen muß. Einem Mitmenschen Glück zu bereiten, ist die höchste irdische Seligkeit. Auch der Allerärmste kann sich diesen Genuß verschaffen, wenn er seinem Nächsten auf irgend eine Weise beisteht. Der Reiche muß sehr vielen und sehr oft beistehen, wenn er sich selbst und seinem Gewissen gerecht werden will; der außerordentlich Reiche außerordentlich vielen; beruft er sich darauf, daß er für die Seinen, vielleicht auch noch für entferntere Anverwandte gelegentlich eine offene Hand haben muß, so hat er nur das Selbstverständliche getan, das seinem Egoismus dient, und in das verpflichtende und beseligende Mysterium des Altruismus ist er nie eingedrungen. Solche herzlosen Burschen sollten von Gottes und Rechts wegen deportiert werden, denn sie bringen die Menschheit um ihre zartesten und edelsten Empfindungen und säen in das Herz der Menge den Giftsamen des Neides und Hasses.

Nun gibt es aber auch Naturen, denen nur wohl ist, wenn sie einem andern irgend etwas Verletzendes sagen, wenn sie ihm irgend einen Verdruß bereiten können; sie strecken nicht nur niemals ihre Hand zur Hilfe aus, sondern sie sind auch beflissen, jedem, mit dem sie in Berührung kommen, möglichst empfindlich zu schaden. Solche perversen Zweihänder bekunden recht augenscheinlich die Verwandtschaft des Menschengeschlechts mit dem Tierreiche: es gibt boshafte, mitleidlose und heimtückische Affen, und die Natur solcher Vierhänder scheint in diesen dem Altruismus unzugänglichen Menschenexemplaren wieder aufzuleben. Solche Wesen müßte man im Interesse der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in Käfige sperren und in zoologischen Gärten oder Menagerien unschädlich machen. —

* * *

Etwas kann noch so miserabel sein, es gibt sicher einen Querkopf, der es loben wird. So bestimmt die ausgemachtesten Bösewichte der Menschheitsgeschichte gelegentlich ihren Ehrenretter und Lobredner finden, so sicher wird irgend ein Zustand, der jedem normalen Menschen unerträglich ist, von irgend einem Sonderling gepriesen und diese Lobpreisung durch allerlei Scheingründe unterstützt werden.

Da hat irgend jemand einmal gesagt, daß der Löwe allein jage, und sofort wird die Liebe zur Einsamkeit als Zeichen eines Löwencharakters, als Beweis für die Stärke und Großmut des Einsiedlers angenommen. Schopen-

hauer, der nur die Öde der ordinären Geselligkeit angreifen will, sagt ironisch von den Negern, daß sie sich nur im großen Haufen wohl fühlen; flugs wird von der heiligen Einfalt der Schluß gezogen, daß ein bedeutender Kopf nur in der Einsamkeit gedeihen könne.

Der Mensch ist und bleibt ein Herdentier. Das schließt nicht aus, daß die vornehmeren Exemplare der Herde abseits vom großen Haufen weiden; aber auch diese bleiben auf eine gewisse Vergesellschaftung zum Schutze und Gedeihen angewiesen. Daß die völlige Vereinsamung des Menschen von der Natur nicht gewollt ist, beweist schon seine geschlechtliche Differenzierung: das männliche Wesen bedarf des weiblichen und umgekehrt. Zur Einzelhaft verurteilte Verbrecher verlieren unvermeidlich ihre geistigen Kräfte und verblöden in Nacht. Wenn trotz alledem die Einsamkeit gelegentlich immer wieder gepriesen wird, so geschieht dies nur von wenig einsichtsvollen Köpfen, die aus der Ausnahme eine Regel machen und eine unter besonderen Umständen erworbene Erfahrung generalisieren und als Heilmittel für alle Fälle anempfehlen. Auch das verwundete Herdentier, der Edelhirsch, verläßt sein Rudel und sucht die Einsamkeit auf, um dort zu leiden und zu sterben. So mag auch der im Herzen tödlich verwundete Mensch wohl in die Einsamkeit flüchten, um sein Leiden vor den zudringlichen und profanen Blicken der kalten, teilnahmslosen Menge eine Zeitlang zu verbergen, bis die Wunde mehr oder minder vernarbt ist; dann aber kehrt er wieder in die Welt zurück und, wenn er weise ist, sucht er diese Welt mit verdoppelter Liebe zu überwinden. Hieronymus sagt: „In der Einsamkeit überschleicht den Menschen der Hochmut, und er vergißt, woher er kommt, wohin er geht.“ — „Denn wer allein ist,“ sagt Gregor der Presbyter, „der traut sich selbst nicht recht, auch wenn er auf rechte Gedanken kommt; er sucht vielmehr umher nach einem, der ihn bestärke und ermuntere.“ — Ein anderer nannte die Einsamkeit „eine Decke unserer Fehler“; wieder ein anderer warnte: „Lebst du allein, so läufst du Gefahr, dir selbst zu gefallen.“ Zschokke nannte die Einsamkeit den Tod jedes Genusses; „eine Freude, die wir mit keinem andern teilen können, ist keine Freude mehr“. Man denke nur an die Genußlosigkeit eines einsam verzehrten Mahles. Ich will lieber Häring und Kartoffeln in der Gesellschaft eines lieben, anregenden Mitmenschen genießen, als Trüffeln und Waldschnepfen in völliger Einsamkeit. Der einsame Mensch hat nach demselben Zschokke keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden — ein unbestreitbar wahres Wort, wenn man bedenkt, daß der Mensch ein nachahmendes Wesen ist und durch nichts stärker angetrieben wird, als durch das Beispiel. Herder hat uns ein hübsches Distichon hinterlassen:

„Abgetrennt von Liebe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Mensch vom Menschen getrennt ist ein entfallendes Haar.“

Wie der Diamant nur durch den Diamanten geschliffen werden kann, so kann der Mensch, und wenn er noch so edel ist, nur durch die Reibung mit

andern Menschen zu voller Schönheit und Ausgeglichenheit gelangen. Gegen einsiedlerische Menschen ist Mißtrauen allzeit gerechtfertigt: sie haben etwas zu verbergen oder es fehlt ihnen an Bildung des Charakters und an schönen, wohltuenden Formen. Der Einsiedler lernt sich nicht zügeln; er wird leicht leidenschaftlich und durchgängerisch, ist meist unduldsam und hält die Klause, in der er blöde und uhugleich hockt, für die Welt. So geht er jeder praktischen Erfahrung verlustig, und wenn er auch totes Wissen aufspeichert, bleibt er doch unwissend, weil er sein Wissen an den Dingen der Welt nicht übt und prüft. —

* * *

Es gibt weichherzige Menschen, die ein reges Mitgefühl mit den Armen und Siechen haben, denen aber die Fähigkeit der **Mitfreude** gänzlich versagt ist. Und doch ist diese Fähigkeit erst das Zeichen eines vornehmen Charakters; denn wer sich nicht ehrlich und aufrichtig über die Freude anderer mitfreuen kann, dem sitzt das Gift der Mißgunst und des Neides im Blute. Wehe dem, der die Welt bessern und die Gesellschaft reformieren will und der Mitfreude bar ist! Er würde die Welt vielleicht zum Arbeits- und Siechenhause machen, aber nimmermehr zum Paradiese. Bloßes Mitleid hat auch das Tier; erst die Mitfreude, die kein Tier kennt, unterscheidet den Menschen von der Bestie.



# Blumengruß im Winter.

Von

**Christian Wagner.**

Da dem Lenz ich wollt' entgegenwallen,
Kam er selber mir ins Haus gefallen:

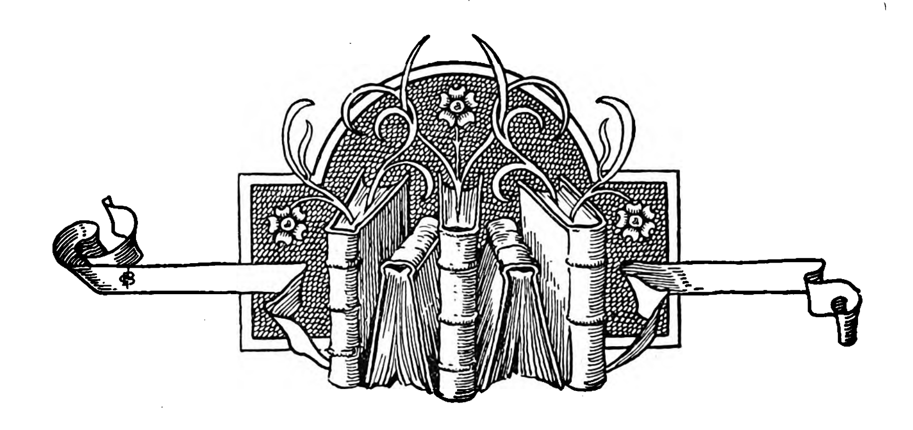
Himmelblaue, duft'ge Hyazinthen,
Andre wieder, die in Rosatinten,

Stolze Tulpen, Primeln und Cyclamen
Her zu mir in meine Stube kamen,

Fragend mich von der Gesimse Fliesen:
Sag, was kann der Winter dich verdrießen,

Da dir wird von uns, den Lenzesfrommen,
Solches Grüßen und Entgegenkommen? —





# Stephan Remarx.

Von

## James Adderley.

(Schluß.)

### 10. Einige Pastoralbriefe.

Um uns genau über das zu unterrichten, was in jener ereignisreichen Zeit zwischen Stephan und dem Marquis vorging, geben wir am besten die betreffende Korrespondenz wieder.

1. Brief.

Der Marquis an Stephan.

Lieber Stephan!

Das Gerücht über Dein ehrloses Betragen auf der Kanzel — einer Kanzel, die Du nur Dank meiner Güte besteigen durftest — läßt mir nichts anderes übrig als Dich zu bitten, Deine Entlassung einzureichen. Ich weiß wohl, daß ich gesetzlich kein Mittel habe, Dich hierzu zu zwingen; aber ich stelle es Deiner Ehre anheim — wenn Du noch welche hast —, auf die Pfründe zu verzichten, damit ich einen andern Prediger anstellen kann, dessen Idee vom Leben eines Christen mehr mit meiner übereinstimmt. Mit dieser Post schreibe ich an den Bischof von London. Dein Onkel

(Diktiert.) Saint Alphegius.

P. S. (Von der Marquise.) Es tut mir schrecklich leid, Steffen, aber der Marquis ist ganz unerbittlich. Vielleicht würde er aber doch nachgeben, wenn Du Dich entschuldigtest und versprächest, nie wieder so prononcé zu sein. Bitte, nimm Dich doch in acht mit Deinem neuen Plan, und tu nichts so schrecklich Unkluges. Tante Alf.

2. Brief.

Der Marquis an den Bischof.

Hochwürdiger und lieber Herr Bischof!

Ew. Herrlichkeit werden vielleicht schon gehört haben von dem außerordentlich ehrlosen Betragen meines ungeratenen Neffen, des Rektors von St. Markus und den heiligen Engeln. Ich habe mir sagen lassen, daß er eine Predigt gehalten habe, in der er Sozialismus, Radikalismus, Anarchismus und jede nur denkbare Abscheulichkeit frei empfohlen habe. Er plant nun, eine Art Brüderschaft zur Pflege jener gefährlichen Grundsätze zu gründen. Gewiß werden Ew. Herrlichkeit mit mir der Meinung sein, daß dies die Existenz der Englischen Kirche erschüttern würde, und, wie ich hoffe, derartige Dinge rundweg verbieten. Ich habe eben an Herrn Remarx geschrieben mit der Bitte, auf die Pfründe zu verzichten — mir zu Gefallen und zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten. Ich werde dann Ew. Herrlichkeit den Pastor Amos Bugsnorter präsentieren. Dieser Herr ist augenblicklich Pfarrer bei dem Herzoge von Lundy. Er ist ein äußerst ernster Mann und wird voraussichtlich in unserer armen Gemeinde nach der beklagenswerten Beunruhigung Frieden und Ruhe wieder herstellen.

Ich bin, Hochedler Herr,

Ihr ergebenster

(Diktiert.) Saint Alphegius.

3. Brief.

Der hochedle und hochwürdige Stephan Remarx an seinen Onkel.

Lieber Onkel Saint Alphegius!

Deinen Brief habe ich erhalten und möchte Dir sagen, daß ich bereits zu tun dachte, was Du von mir wünschest. Ich fühle schon seit einiger Zeit, daß der Lebensplan, den ich mir vorgezeichnet habe, es mir schwerlich ermöglichen wird, den Anforderungen gerecht zu werden, die diese ungeheure Gemeinde an mich stellt. Ich bitte Dich daher, meinen Verzicht auf die Pfründe von St. Markus und den heiligen Engeln anzunehmen. Wenn ich mir aber eine große Bitte erlauben darf, so ist es die, zu meinem Nachfolger einen Mann zu bestellen, der die mancherlei Arbeiten zum Besten der Armen &c. fortführt, die ich mit Gottes Hilfe während meiner Amtszeit habe ins Werk setzen dürfen.

Dein aufrichtig ergebener

Stephan Remarx.

P. S. Ich glaube, ich würde vor meiner Pflicht als der eines christlichen Predigers zurückschrecken, wenn ich Dich nicht darauf aufmerksam machte, daß Dein Betragen gegen mich sich nicht mit Deinem Christenberufe reimt. Solltest Du einmal meine Hilfe begehren, um mehr Deinem Christenglauben gemäß leben zu lernen, so werde ich mit Freuden kommen. St. R.

## 11. Fortschritt.

Die Saison war in London vorüber. Der Hydepark war fast leer. Auf einer Bank nahe bei der Achillesstatue saßen Paul Durnford und Johann Oxenham. Unser Freund Paul war gerade heute nachmittag von einer Reise nach dem Festlande zurückgekehrt, die er seiner Bibliothek wegen hatte machen müssen.

„So, Johann, da sitzen wir!“ sagte Paul. „Nun erzähle mir, wie es bei euch hier aussieht. Ich weiß von nichts mehr. Außer einer schaurig verstümmelten Wiedergabe der berühmten Predigt im Galignani*) und einem verrückten Berichte über die neue Brüderschaft aus dem Munde eines Studenten in St. Cyr, namens Denholme, habe ich tatsächlich nichts gehört. Vor allem sage mir: wie geht es unserm lieben Stephan?“

„O, ausgezeichnet!“ antwortete Johann. „Nur ein bißchen angegriffen ist er nach der mancherlei Not, die er gehabt hat, uns alle ordentlich in Gang zu bringen; aber, will's Gott, so gehen wir alle bald zur Erholung auf kurze Zeit an die See.“

„Wie viele seid ihr?“ fragte Paul.

„Bis jetzt erst sechs ‚Reguläre‘; natürlich wirst du Nr. 7; dazu ein paar Hundert von der anderen Sorte. Aber ich will von vorne anfangen. Vor allem mußt du wissen, daß gleich nach der berühmten Predigt der Marquis Stephan bat, seine Entlassung einzureichen, was er getan hat. Die Markuskirche ward einem alten Pfarrer, namens Bugsnorter, übergeben, der sie in drei Sonntagen nahezu leer gepredigt hat. An seinem dritten Sonntage hielt er seine Predigt seiner Familie (die freilich wohl drei Stühle gefüllt hat) und der Bibelstundenhalterin.

Aber von Stephan wollte ich dir erzählen. Die ersten Tage nach der Predigt wurde er von allen Sorten Leuten belagert. Zeitungs-Interviewers kamen in Massen; aber keiner hat die Erlaubnis be-

*) Galignanis Messenger, politisches Journal in englischer Sprache, erscheint in Paris.

kommen, seine Schwelle zu übertreten. Trotzdem brachte es die Piccadilly-Zeitung fertig, zwei Spalten über ein Geplauder mit Johannes dem Täufer anzufüllen, während das Allgemeine Monatsblatt eine Charakterskizze brachte mit der neuesten Neuigkeit, daß der Redakteur Stephan schon als Kind gekannt hätte und durch seinen Einfluß der eigentliche Urheber seiner Ideen sei. Ich glaube, Stephan machte sich wenig aus diesem Zeitungsgeschwätz: nur der Bericht im ‚Meteor‘ schmerzte ihn. Er war überschrieben: ‚Chelsea, ade! Der Pastor und der Pair. Pastor Remarx macht sich mucksig. Der Marquis liebt das nicht und komplimentiert ihn aus seiner fetten Pfründe heraus.‘ Dann sind gewiß dreihundert Leute da gewesen, die mit zu der Brüderschaft gehören wollten, sobald sich die zusammen täte. Da sieht man doch, daß, woran ich früher nie geglaubt hätte, es unter den Reichen viele gibt, die gerne dem Herrn und seinen Armen dienen, und denen nur jemand den Weg zeigen muß. Ja, Durnford, wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, so würde ich mir eher die Zunge aus dem Halse reißen, als gegen die Reichen so sprechen, wie ich es früher getan habe. Wie oft habe ich nicht falsch Zeugnis wider meinen Nächsten geredet! Es ist eben hier kein Unterschied: wir alle, ob arm oder reich, sind sehr schwach in der Nachfolge unseres Herrn. Darum ist es an der Zeit, daß wir auf beiden Seiten das Schmähen lassen und miteinander für das gemeinsame Beste arbeiten. Bis jetzt sind wir aber erst unser Sechs. Hieraus allein siehst du, wie strenge Stephan ist. Die Armut schreckt sie ab. Niemand darf auch nur einen Pfennig für sich behalten. All unser Geld ist in einer gemeinsamen Kasse, aus der nur etwas genommen wird, wenn alle sechs ihre Zustimmung geben. Täglich kommen wir zusammen, um die Ausgaben zu bestimmen. Die Hälfte ungefähr geht an die Innere und Äußere Mission, der Rest wird für unsere Arbeit verwandt. Du kannst dir denken, daß ich nicht viel beigesteuert habe; aber ich habe mich und meine ganze Energie hergegeben, und ich kann dir sagen, meine Arbeit hier ist schwerer als Dockarbeit. Einige haben natürlich große Summen mitgebracht. Stephan war reich, desgleichen Maitland. Maitland ist der radikale Parlamentsabgeordnete für einen der Eastend-Distrikte. Er wohnt bei uns und geht täglich zur Sitzung nach dem Parlamentsgebäude. Während der augenblicklichen Session hat er schon einen herrlichen Erfolg in bezug auf die neue Fabrikarbeitervorlage erzielt. Maitland hatte in Wiltshire einen großen Landsitz und wußte erst nicht recht, ob er den nicht verwalten müßte. Als er aber einen christlichen Käufer fand,

hielt er es für richtiger, sein Gut dem zu geben. Er heißt Lord Mount Pleasant und gehört zu der ‚irregulären Armee‘, wie wir sie nennen.

Unsere drei anderen sind der Herzog von Dalston, Frank Newton und Dr. Probyn. Der Herzog hat all seine Güter verkauft, nur seine Londoner Häuser seiner Mutter übergeben. Er konnte das, weil er seinen Vater verlor, gerade ehe er mündig wurde, und er also mit seinem Hab und Gut frei schalten durfte. Wir halten die Häuser in stand und geben die Mietserträge der Herzogin.

Frank ist der lieblichste Mensch unter der Sonne. Ihn sehen und lieben ist eins. Er ist Maler, und er schafft Wundervolles zur Ausschmückung von Kirchen, Schulen und Wohnhäusern in Südlondon. Vielleicht fragst du, was er für Christum aufgegeben hat. Die Aussicht, im Sinne der Welt einer der größten Männer unserer Zeit zu werden. Nächstes Jahr wäre er wahrscheinlich Mitglied der Königl. Akademie geworden, und er ist jetzt neunzehn; so kannst du sehen, daß er auf dem Wege zu dem war, was Menschen Größe nennen.

Und schließlich Dr. Probyn. Du wirst ihn dem Namen nach kennen. Er war der Arzt der haute volée. Jetzt gehört seine Praxis den Armen. Wir nennen ihn Lukas. Das Geld, das er verdient, fließt natürlich in unsere Kasse.

Nun muß ich dir noch etwas höchst Bedeutsames erzählen, das sich einige Wochen nach unserer Verbrüderung zugetragen hat. Der Marquis von St. Alphegius ist gestorben. In seinem Testamente hat er Stephan fast alles genommen und es seinem Großneffen in Manitoba zugeschrieben. Wunderbarerweise nun hat er Stephan das riesige Haus hinterlassen. Stephan glaubt, daß er dies Stück Großmut der Verwendung seiner Tante, der Marquise, verdankt. Die hat sich übrigens ganz geändert und gehört auch mit zu den „Irregulären‘.

Natürlich war das Haus gerade das, was wir brauchten; das Land würde uns nur Schererei gemacht haben. In diesem Hause wohnen wir. Denke dir, Johann Oxenham in einem Schlosse im Westende! Freilich sieht es jetzt nicht sehr schloßartig darin aus.

Wir sechs wohnen im Giebel, in den früheren Schlafzimmern der Dienstboten. Jeder von uns hat ein Zimmer ohne Teppich und Gardinen — nichts als ein einfaches kleines Bett steht darin. Das ganze übrige Haus mit Ausnahme einiger Fremdenzimmer, die wir unmöbliert gelassen haben, gehört der Allgemeinheit. Die großen Salons sind auch unsere Empfangszimmer. Hier halten wir zweimal wöchentlich unsere Versammlungen ab, wo reich und arm zusammen kommt.

Was für wundervolle Geschäfte werden hier Woche für Woche gemacht! Noch gestern abend traf der Graf von Cumborough ein hübsches kleines Arrangement mit dem begabten Schullehrer Jakob Burdon; sein ganzes Studium in Oxford will er bezahlen. Und Lady Merthyr erklärte sich bereit, drei Wochen im September in Schloß Merthyr Fabrikmädchen zu beherbergen. — Die anderen Zimmer dienen allen möglichen Zwecken. Die Irregulären nehmen dort abends allerlei vor. Die einen halten Schule, andere vielleicht lesen mit Männern und Knaben ein gutes Buch. Die Bibliothek dient noch ihrem alten Zweck; oder vielmehr: sie erfüllt jetzt ihren Zweck — was sie bisher nicht getan hatte. Ich muß manchmal denken, was der alte Marquis sagen würde, wenn er ins Leben zurückkehrte und unsere jungen Leute in seiner Bibliothek mit seinen Büchern sitzen sähe!

Die Wagenremise ist in eine Turnhalle verwandelt, und in der Küche wird Kochunterricht erteilt. Am Ende des Gartens ist ein besonderer Bau mit Billardzimmer und Gewächshaus. Das ist jetzt unser Hospital, in dem Dr. Probyn und zwei barmherzige Schwestern nach unseren Kleinen sehen. Nicht zu vergessen die Kapelle, in der wir täglich das Sakrament empfangen und Stephan uns jeden Morgen eine Stunde die Schrift auslegt."

„Nun erzähle mir noch von der irregulären Armee," bat Paul Durnford.

„Gut," sagte Oxenham. „Es sind ihrer 250. Sie gehören jedem Rang und Berufe an. Du magst es glauben oder nicht: Jochen Binks gehört auch zu ihnen. Dr. Probyn hat seiner Frau das Leben gerettet; das ist zu viel für unsern Jochen gewesen. Er fragte mehr nach ihr als nach Kains Frau, gab sein Bibelschmähen auf und wurde Christ — und das gründlich. Advokaten haben wir dann noch und Makler, Ärzte und Soldaten; kurz, jeden, der das feierliche Gelübde ablegt, inmitten dieser argen Welt Christi Gebot zu erfüllen und irgendwie etwas Handgreifliches für seine Mitmenschen zu leisten. Einige von den früher faulenzenden ältesten Söhnen sind auch dabei, und sie tun ihr möglichstes, so schwer es ihnen auch wird. Drei von ihnen sollen nächsten Monat, statt Hühner zu schießen, auf unsere Buben in Clovelly passen; wenn das nicht Religion ist, so weiß ich es nicht."

„Bestehen für sie bestimmte Statuten? Auf welche Weise bleiben sie in ständiger Berührung mit eurem Werke?" fragte Paul.

„Außer durch die Gelübde sind sie durch eine Regel gebunden, nämlich jährlich wenigstens vierzehn Tage bei uns zu wohnen. In

dieser Zeit besprechen wir alles Nötige miteinander und raten uns gegenseitig, wie wir christlich in der Welt leben und unser Geld möglichst gut anlegen."

„Aber," warf Paul ein, „fällt es nicht manchem sehr schwer, sein Gelübde zu halten?"

„Sehr schwer, gewiß," antwortete Oxenham. „Ein Gutsherr, der sein Haus mit erholungsbedürftigen Studenten statt mit Jagdherren füllt, ist von seiner vornehmen Nachbarschaft in den Bann getan; ein Fischhändler, der angefangen hat, über das Alter seiner Fische die Wahrheit zu sagen, hat die Hälfte seiner Kundschaft eingebüßt; ein Pfandverleiher hat entdeckt, daß sein Gewinn sehr abnimmt, seit er den Leuten die Sachen, die sie ihm verpfänden, mit ihrem Werte bezahlt. Der eklatanteste Fall ist aber wohl der des Herrn Dyvese, des Bruders vom verstorbenen Sir Henry, dem er als Präses der Zündhölzerkompagnie folgte, und der zu unseren Irregulären gehört. Er ist so für die armen Mädchen eingetreten, daß er gebeten wurde, sich zu verabschieden, was er denn auch getan hat."

„Fallen die Irregulären auch wohl wieder ab?"

„Ja," sagte Oxenham, „manchmal. Lady Sagghira, eine verheiratete Dame, fing gut an; aber ehe sie noch den Geist der Sache erfaßt hatte, warf sie die Flinte ins Korn. Und Sir Simon Magys hatte gleich ein großes Wort. Wir merkten aber, daß die Sache Reklame sein sollte für sein Geschäft, und sahen uns also genötigt, ihm zu sagen, daß er gehen müsse."

„Das Ganze ist wohl noch zu neu, als daß du mir sagen könntest, ob ein Erfolg in bezug auf weitere Kreise bemerkbar ist?" fragte Paul.

„Lieber Durnford," antwortete Oxenham, „deine Frage gefällt mir nicht gerade. In der Tat ist es gegen unsere Regel, uns um den Erfolg zu kümmern. Wir müssen zufrieden sein, unsere Pflicht zu tun, bis wir sterben — selbst wenn uns jeder sichtbare Erfolg fehlt. Denke nur, wie der Herr, von allen Freunden verlassen, am Kreuze gestorben ist — als scheinbar Besiegter. Hieran muß ich denken, weil er gesagt hat, daß wir uns nicht wundern sollen, wenn uns die Welt haßt. Gehaßt werden wir furchtbar. Ich glaube, wenn sie es nur zu tun wagten, würden manche uns gerne töten. In Ballsälen und bei Diners soll viel über uns gelästert werden. Ein paar Mal habe ich gehört, wie Leute uns auslachten, als wir miteinander auf der Straße gingen, und zweimal schon hat jemand Stephan ins Gesicht

gespieen. Aber wir fragen nichts nach dem allem, eben so wenig, wie wir uns um die Verleumdungen der Presse kümmern. Wir sind schon Verrückte, Jesuiten, Diebe, Vagabunden und Anarchisten tituliert; aber wir haben auf nichts geantwortet. Nein, wir gehen still unsern Weg. Es ist besser so, und mehr nach Christi Sinn."

## 12. Die Kritik.

Stephan und seine Freunde gaben ihrer Brüderschaft keinen Namen. So konnte also Herr Whittaker sie nicht unter seine 250 verschiedenen Sekten, neben den Quäkern und den Anhängern der Johanna Southcot einreihen. In der „vornehmen Gesellschaft" hießen sie die „Remarkables" (Merkwürdigen), und fabelhafte Gerüchte über sie gingen im Schwange. Auf einer „Abfütterung" beim Minister des Äußern war zu hören, wie ein schmachtender „Johnny" zu einem hübschen Backfischchen sagte, das heute sein gesellschaftliches Debut machte: „Gnädiges Fräulein, wissen Sie schon das Neueste von den Remarkables? Sie leben von vier Groschen täglich und peitschen einander jeden Morgen. Ich hätte wirklich wohl Lust, zu ihnen zu gehen, wenn auch nur, um meine Wechsel zu retten, obgleich mich die Peitsche nicht gerade lockt." — „Denken Sie sich nur Herrn — in einem langen Rocke wie Herrn Remarx — nein, wie spaßig." — Oder eine alte, vornehme Witwe beklagte bei ihrer Sofanachbarin die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Religion. „Ich nenne es der Vorsehung ins Gesicht schlagen, so aus der Welt zu laufen. Die guten Gaben der Erde sind doch gewiß zum Genießen da. Nein, wenn man nur daran denkt, daß der gute Herzog von Dalston all seine Besitzungen aufgegeben hat — das ist wirklich eine Gotteslästerung — ja, wirklich. Und dann die ‚Irregulären', oder wie sie sich nennen mögen — die finde ich noch am allerschrecklichsten. Die sind wirklich der Welt zur Last; alle Naselang platzen sie mit ihren Lehren und Grundsätzen irgendwo hinein. Sechs Wochen lang Fastenpredigten in der Paulskirche anhören zu müssen, ist schlimm genug; wenn es aber das ganze Jahr geht: ‚Du darfst dies nicht' und ‚du darfst das nicht', so ist das einfach zum Davonlaufen. Und dann finde ich es doch wirklich nicht fein, seine Religion auf einem Diner zu zeigen. Neulich war ich beim Herzoge von Lundy in Gesellschaft, und da waren denn wirklich nicht weniger als sechs von diesen übertriebenen Leuten, und ihr Benehmen war einfach skandalös. Einer betete bei Tisch noch lange, nachdem

der Herzog fertig war. Sie kennen doch des Herzogs wunderschöne Manier, das Dankgebet zu sprechen? Er sagt nur eben ‚Danket‘ und dann fängt das Dessert an. Und dann wollte keiner von den zimperlichen Leuten lachen, als die Herzogin die überaus drollige Geschichte von der Manners-Gigbyschen Ehescheidung erzählte. Ich finde es so ungebildet, nicht über die Späße der Gastgeberin zu lachen. Und dann war einer von ihnen so unverschämt, jemand gerade ins Gesicht zu sagen, daß einige von den Worten, die er brauchte, von einem Christen nicht in den Mund genommen werden dürften. Wirklich — es wird bald in der Gesellschaft nicht mehr zum Aushalten sein, wenn diese Dinge so ungehindert weiter gehen. Ich möchte, es spräche einmal jemand mit dem Bischof von London oder mit Lord Chamberlain oder sonst jemand der Art, damit der Sache ein Ende gemacht würde.“

Der folgende Bericht von der ersten Hauptversammlung der ganzen Brüderschaft, die im Jahr nach ihrer Gründung stattfand, wird uns einen ziemlich klaren Begriff von dem Fortgange der Arbeit geben, wie auch von den Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten. Der Bericht ist von Frank Newton, dem Maler, geschrieben und ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen. Leider bin ich nicht im stande, auch die Federzeichnungen wiederzugeben, die ihn schmücken. Einige von ihnen sind außerordentlich fein erdacht, so die Titelzeichnung, die den Triumph der Religion über Belgravia, den aristokratischen Stadtteil Londons im Süden des Hydeparks, darstellt.

### Auszug aus Franks Tagebuche.

„Stephan steht auf der Kanzel. Zu seinen Häupten hängt jenes liebliche Bild: ‚Kommet her zu mir.‘ Wir haben gebetet. Nie werde ich das ‚Veni Creator‘ vergessen und das ‚Magnificat‘, den Glauben und das Vaterunser, das wie ein gewaltiger Schlachtruf zu Gott empor stieg. Als wir beteten: ‚Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden‘ — da war es mir, als ob teilnehmende Seraphim den Raum füllten und ‚Amen‘ sängen.

Dann statteten nacheinander die Brüder und Schwestern Bericht ab über die Erfahrungen, die sie mit ihrem christlichen Wandel in der Welt machten. Zuerst kam die Geistlichkeit. Deren Hauptfeinde waren offenbar ihre Verwandten und ihre Patrone. ‚Ich habe bislang nicht gewußt,‘ sagte ein Pfarrer, ‚wie es je nötig sein könnte, Vater und Mutter zu hassen. Seit ich ein Leben der Entbehrung führe, mein Mittagessen oft mit solchen teile, die keins haben, erfahre ich nichts als

Haß und Verfolgung von seiten meiner Angehörigen. Es heißt, ich wäre verrückt und paßte nirgends anders hin als in eine Irrenanstalt. Um Streitigkeiten zu vermeiden, habe ich mich schließlich genötigt gesehen, meiner Familie aus dem Wege zu gehen. Und mein Patron hat der Kirche all seine Subskriptionen entzogen, weil ich erstens an einer Versammlung des Vereins landwirtschaftlicher Arbeiter teilgenommen und dort eine Rede gehalten habe, um die Aufmerksamkeit auf ihre schreiendsten Notstände zu lenken; weil ich zweitens die Volksschulklasse dem Gladstonekandidaten zur Verfügung gestellt, und weil ich ihn drittens gebeten habe, seinen hohen Kirchstuhl, den er selten braucht, zu entfernen, um Platz für unsere Armenbänke zu schaffen.' — Die armen Stadtpastoren scheinen kaum besser gefahren zu sein. Einer von ihnen las mehrere Briefe vor von Leuten, die früher die Kirche unterstützt, aber ihre Beiträge zurückgezogen hatten, weil er an der Arbeiterinnenbewegung teilgenommen hatte. ‚Es scheint mir,' schrieb einer seiner Korrespondenten, ‚daß Sie Ihre Pflichten als Geistlicher gänzlich mißverstehen. Mit all derartigen Sachen haben Sie nicht das geringste zu tun. Ihr Beruf ist, die Leute zu lehren, mit ihren Löhnen zufrieden zu sein und sich auf ein besseres Jenseits zu vertrösten!'

Dann kamen die anderen Berufsarten. Den Advokaten schien es einigermaßen zu gehen, aber die Makler waren in Verzweiflung. Im Lichte einer ernsten Nachfolge Christi erschien ihr ganzer Beruf als unreeller Scheinhandel. Drei von ihnen sprachen den Wunsch aus, ihr Geschäft aufzugeben und etwas anderes anzufangen. — Die Ärzte und Zahnärzte, Sänger und Schauspieler waren sich unklar über ihre Taxe und baten Stephan, einen Unterausschuß zu bestimmen, der über die sittlich erlaubte Höhe ihrer Honorare beriete. — Dann kamen die Geschäftsleute. Ein alter Werkführer berichtete schlicht und bescheiden, wie er vor einem halben Jahre sich zum ersten Male in seinem Leben die Mühe gemacht hätte, seine Arbeiter zu besuchen und sich einen Einblick in ihre Verhältnisse zu verschaffen. Was er da gesehen, hätte ihn veranlaßt, das System vollständig zu ändern und alles, was in seinen Kräften stehe, für die Gesundheit und das Glück seiner Leute zu tun. Er baute neue Werkstätten, gewährte ihnen täglich eine Erholungspause und zweimal wöchentlich frühen Schluß. Für die Knaben und Mädchen hätte er Turnhallen gebaut und für alle Leserzimmer eingerichtet. Nie bis dahin hätte er gedacht, daß Empfangszimmer für andere als die vornehme Welt und den Mittelstand erwünscht seien. Jeder Geringe, ob Mann, Frau oder Kind, würde jetzt in seiner Privatwohnung

empfangen, und sie wären schnell gut Freund mit seiner Familie geworden. Die Zinsen aus seinem Geschäfte wären allerdings auf 3 Prozent zurückgegangen, und er hätte seiner Tochter den erbetenen Flügel zur Hochzeit ausschlagen müssen. Dennoch pries er Gott.

Andere Arbeitgeber berichteten Ähnliches. Viele erzählten, wie sie durch Entgegenkommen schon Arbeiterunruhen abgewehrt hätten, und wie sie ihre Leute immer besser kennen und verstehen lernten.

Nun kamen die Handelsleute an die Reihe mit einer schrecklichen Darlegung aller möglichen Geschäftskniffe. Sie erzählten, wie Zucker und Tee nachgemacht, die Milch mit Stärke, das Tuch mit Kunstwolle, die Butter mit Öl, das Bier mit Wasser (und Schlimmerem), der Kaffee mit Cichorien versetzt und die Häuser aus Schund gebaut würden, wie die Jungen lügen und falsch wägen müßten; wie die Mädchen mißhandelt, die Frauen für Hungerlöhne ausgeschunden würden. All dies und noch vieles andere sündliche Treiben hatten sie geschworen um Christi willen aufzugeben. Und in einer reineren Lebensluft und mit reineren Händen, wenn auch geringerem Verdienst, dankten auch sie Gott.

Die übrigen brachten gleiche Beispiele tapferer Verzichtleistung und offenen Bekennens Christi vor den Menschen. Die Gutsherren, daß sie ihre Häuslingswohnungen erneuert, Mietswohnungen hinzugebaut und Familienabende ins Leben gerufen hätten, Empfangs- und Eßzimmer für die Armen geöffnet hielten und den Alten die Last ihrer Jahre erträglicher machten. Die jungen Leute erzählten, wie sie gelernt hätten, anderen zu Nutz zu arbeiten und einen müßigen Tag zu verachten.

Dann erhob sich Stephan zum Schlußwort, von dem nur ein kurzer Auszug folgt:

‚Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Wahrlich, ich danke unserm Gott und Vater für das, was wir heute gehört haben. Euer Leben erfordert mehr Tapferkeit und Aufopferung als unseres hier im Alphegiushause. Wohl haben wir auch unsere Anfechtungen, aber sie sind nicht so schrecklich wie die euren. Laßt mich euch trösten mit den Worten unseres göttlichen Meisters: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset, und wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern, und schelten euch, und verwerfen euren Namen als einen boshaftigen, um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet." Wahrlich, ihr geht in den Fuß-

stapfen der Heiligen. Nur bedenkt, daß die Last mit der Zeit nicht leichter werden wird. Den Berg hinan geht der Kreuzespfad. Die Welt wird weiter schmähen; Leid und Not wird sich mehren. Aber bringt euch als williges Opfer dar dem, der euch gemacht hat. — Vielleicht wäre es praktisch, wenn einige unter euch miteinander lebten und arbeiteten. Wenn z. B. ihr christlichen Arbeitgeber solche anstellte, die auch einen gerechten Wandel zu führen wünschen; wenn einige von unseren armen, verfolgten Söhnen und Töchtern für euch arbeiten dürften, so könntet ihr euch gegenseitig helfen, Christo ähnlich zu werden. Auf diese Weise würde die Kirche das in Wahrheit mehr werden, was sie der Theorie nach ist: Die Heimat für alle, die Christum lieb haben, der auf den Fels des Heils gegründete Zufluchtsort wider die Anläufe Satans.

Vergeßt es nie, daß das Motto unserer Brüderschaft ist: „Seid Christi Nachfolger.“ Wir wissen nicht, was für Leid uns treffen mag. Vielleicht ist es heute das letzte Mal, daß wir in dieser Welt beisammen sind. Aber nur immer tapfer vorwärts! Steht fest, wenn auch nur wenige übrig bleiben. Der Herr sei mit euch.‘

Das ist alles, was ich behalten habe von dem, was er sagte. Aber sein Antlitz sehe ich noch — es leuchtete wie eines Engels Antlitz.

Frank Newton.“

## 13. Am Tage St. Stephani.

Weihnachten war's — so recht nach alter Mode. Ganz London war mit einer weichen, weißen Decke zugedeckt. Jetzt, am Abend, waren die Straßen fast leer; denn wer nur immer konnte, war behaglich drinnen bei Mistel und Stechpalme, Weihnachtsscherzen und -näschereien. Am Themsequai stapfte der arme, alte Snivel mühsam durch den Schnee. Er hatte sein Haus verlassen, in dem das arme, kleine Käthchen krank lag, um sich nach den großen Hotels am Charingcroß zu begeben und vielleicht einige Kupferstücke mit heim zu bringen. „Im Kosmopolitan ist heute abend großer Ball,“ hatte seine Frau zu ihm gesagt, die es von dem Straßenfeger Tim Tittles wußte. „Vielleicht bringst du was, wenn du die Droschken herholst.“ So hatte denn der arme alte Bursch seinen schäbigen Hut aufgesetzt und sich auf den Weg gemacht. Ein Hemd besaß er nicht; alles, was er sein eigen nannte, waren sein chronisches Asthma und die „Bronkittis“.

Sir Humphrey Juniger war vor 79 Jahren an ein und demselben Tage mit dem alten Snivel geboren. Dazu litt auch er an chronischem

Asthma. Aber er saß heute abend wohlgeborgen in seiner Villa in Monaco. Da plagte ihn kein Schnee und störte ihn kein krankes Enkelkind, und um ein gutes Frühstück am nächsten Morgen brauchte er sich nicht sorgen. Und doch fühlte Sir Humphrey sich in Wahrheit nicht so glücklich wie der alte „Kerl" in Borough (Stadtteil von London), denn er hatte unangenehme Stiche im Gewissen. Er hatte heute morgen seiner verwitweten Schwester, die sich mühsam mit ihren Söhnen durchschlug, eine Unterstützung abgeschlagen. Sie hatte ihn brieflich um eine kleine Weihnachtskiste gebeten, und der Herr Baron hatte Nein geantwortet.

Ja, ganz gewiß war der alte Snivel besser daran, trotz des Schnees, durch den er sich mühsam nach dem Charingcroß hindurch arbeitete.

„Erstmal muß ich die Schwestern hören, ehe ich an meine Arbeit gehe," sagte der arme Mann zu sich. Seit drei Jahren hatte er zu dieser Stunde draußen vor dem Stifte „zum heiligen Christ" gestanden und den Schwestern zugehört, wie sie ihr Abendlied sangen, und das war seine ganze Weihnachtsfreude gewesen. „O, ist das mal schön!" sagte er leise, wie er so an den Laternenpfahl gelehnt dastand, und die klare, kalte Luft die Worte zu ihm hertrug:

„Sehet das Kindlein, uns zum Heil geboren;<br>O, kommet, o, kommet nach Bethlehem!"

„Ich wollte auch wohl nach Bethlehem," sagte der alte Mann. „O, o, mich friert so! — Ich möchte wohl mal das Kind sehen, von dem sie singen, das ist gewiß das Bild," sagte er schwach und sah aufwärts. Da war über dem Eingange der König der Könige als kleines Kind in seiner Mutter Arm zu sehen. „Ja, ja, ich wollte, ich könnte das Kind mal sehen." Da stolperte der arme Bursche und sank in die Arme eines schwarz gekleideten Mannes.

„Halte meinen Stock, Vesey," sagte Stephan, „sonst lasse ich ihn fallen. Es wird schon bald alles in Ordnung sein; es kommt nur von der Kälte. Sieh nur, der arme Bursche hat kein Hemd an, das nenne ich schöne Weihnachten."

Maitland und Stephan Remarx kamen eben von einem Besuche in Rotherhithe zurück. Dort grassierte die Influenza, und sie hatten die letzten 24 Stunden in Höhlen mit wahrhaft pestilenzialischer Luft zugebracht. Jetzt waren beide, besonders Stephan, am Ende ihrer Kräfte und freuten sich fast kindisch auf ein verspätetes Weihnachts-

essen im Alphegiushause. Aber es sollte nicht sein. „Frank und Jack, unser Doktor und der Herzog müssen auf uns warten," sagte Stephan. „Mir müssen erstmal diesen alten Burschen nach Hause schaffen."

„Wo wohnst du?" fragte Vesey; denn Snivel war inzwischen wieder zur Besinnung gekommen.

„Am Paradiese," war die Antwort.

„Weiß schon Bescheid," sagte Stephan. „Möchte nur wissen, welcher Unhold für all die schrecklichsten Straßen die hübschesten Namen ausgesucht hat! Gut, alter Bursche, sollst schon nach Hause kommen. Schade, daß wir keine Droschke nehmen können. Aber wir haben kein Geld. Nun, wir wollen dich auch schon tragen."

„Kommt ihr aus Bethlehem?" fragte der alte Mann, dem das Lied immer noch durch den Kopf ging.

„Nein, aus Rotherhithe," antwortete Stephan lächelnd. „Aber komm, damit wir dich noch heute (eben schlug es zwölf) in dein Paradies bringen. Da, Vesey, lege meinen Rock um ihn."

So trugen sie ihn nach Hause.

In dieser Nacht ward es zu guter Letzt noch im „Paradiese" Weihnachten. Wenn der Mann auch nicht das himmlische Kind selbst sah, so sah er doch zwei, die ihm sehr ähnlich waren — in jenen beiden Freunden, dem Priester und dem Parlamentsabgeordneten, und die arme, kleine Käthe lebte ordentlich auf, als sie sah, welche Liebe ihr Großvater erfuhr.

„Morgen kommst du in unser Kinderhospital," sagte Stephan zu ihr; „unser guter Dr. Probyn soll dich holen. Und ihr beiden Alten," wandte er sich an Snivel und seine Frau, „dürft hier auch nicht mehr bleiben. Mit der Arbeit ist's für euch vorbei, und ich sehe es euch an: ins Gemeindearmenhaus mögt ihr nicht. Aber ich kenne eine freundliche Dame in Kent, die gerade ein Armenhaus gegründet hat, wirklich ein ‚Paradies'. Die wird euch nächste Woche holen, und bis dahin wollen wir nach euch sehen. Wartet eben — gleich bin ich wieder da." Und Stephan schlug die ächzende Tür hinter sich zu.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder. „Hier, Alte, für diese neun Groschen besorge euer Frühstück."

„Halloh, Stephan, wie kommst du dazu?" fragte Vesey überrascht.

„Ohne Sorge," sagte Stephan, und leise fügte er hinzu: „Ich habe den alten Cheetham, mit dem ich verwandt bin, herausgeklopft, und er hat mir 9 Pence für mein Hemd und meine Weste gegeben."

„Aber, lieber Junge, dich wird frieren.“

„Sei unbesorgt,“ antwortete Stephan, obgleich ihn gerade ein Frostschauer durchfuhr. „Ich habe ja noch meinen Rock. Übrigens: wenn der alte Snivel ohne Hemd auskam, warum soll ich es nicht können? Nun komm, Alter, bald sind wir zu Hause!“ Sie eilten über die Blackfriarsbrücke, als die Turmuhr 4 schlug.

* * *

Der letzte der Tänzer sagte eben jetzt seinen Wirten im Kosmopolitanhotel Adieu.

„'n kapitaler Ball — auf Ehre — alter Fuchs. Ha — ha, Harry! Ha, ha, Arthur!“

Kapitän Deadley sagte dies, und unsere alten Freunde, Lord Arthur und Lord Harry, antworteten: „Adieu.“

„Es ist hier 'ne höllische Hitze trotz der Kälte draußen,“ sagte Lord Arthur. „Wir wollen das Fenster im Speisesaal aufmachen und uns etwas davor setzen, ehe wir uns in die Klappe legen, Harry.“

„Beim heiligen Jörg, ich würde nichts danach fragen, diese Nacht draußen zu kampieren,“ sagte Harry und sah auf den Quai hinab.

„Zum Kuckuck, ich hab' ja wohl Alpdrücken wie der alte Booth, als er ein paar alte Teufel am Quai sah. — Aber nachher war es Mumpitz — in den Zeitungen wenigstens hieß es so.“

„Ich wollte das gar nicht so kerzengerade hinstellen,“ sagte Harry zweifelnd.

„Wahrhaftig, ich werde geschlagen!“ rief Lord Arthur plötzlich mit einem Fluche. „Siehst du die beiden Burschen da herkommen? Nun will ich mich hängen lassen, wenn es nicht der blödsinnige Heuchler Remarx ist mit dem Hunde Maitland.“

„Wirklich, meinst du?“ fragte Harry.

„Ja, die wollte ich eine Meile weit erkennen. Sieh — jetzt sind sie bei der Laterne. Ja, sie sind's. Du verwünschter, scheinheiliger —“

„Halte nicht solche Reden,“ mahnte Harry.

„So sollen sie wenigstens merken, daß ich hier bin,“ sagte Arthur und nahm eine Hand voll Schnee vom Fenstersims. „Nun paß auf, Harry, und mach das Fenster zu, sowie ich dies abgefeuert habe. Da!“

Geblendet und aus dem Gleichgewichte gebracht, fiel Stephan auf die Straße. Durch den stillen Morgen ertönte der Schreckensruf eines Kutschers. Es war zu spät. Das Rad ging über Stephan.

* * *

„Es steht traurig,“ sagte Dr. Probyn, als er eine Stunde später im Stifte „zum heiligen Christ“ am Bette des bewußtlosen Stephan saß.

Um sein Bett herum knieten die Männer, die ihm gefolgt waren und durch ihn ihren Herrn gefunden hatten. Wer vermag die Wolken schwerer Betrübnis zu beschreiben, die sich auf ihre liebenden Herzen herabsenkten? Nur zu klar wurde es ja, daß Stephan gefährlich verletzt worden war. Oxenham hatte das männlich-feste, jetzt sehr ernste Antlitz Stephan zugewandt. Tränen rannen seine Wangen hinab. Sprechen konnte er nicht, nur den armen Kranken dort anschauen konnte er, und denken an alles Licht und Leben, das er ihm verdankte. Ja, was für eine Schuld war das! Die Flammen der Begeisterung, die ganze Kraft, von der jetzt sein Werk für die Menschheit getrieben wurde — der Glaube an die Gegenwart und Zukunft für Gottes Reich und Gottes Kinder; die klare Einsicht in die Wirklichkeit und Wichtigkeit und die Erfolge aller Dinge, die aus dem Glauben an den menschgewordenen Gottessohn entspringen — all dies verdankte er Stephan. — Und wie schwer war diese Stunde für Paul Durnford! Sollte er wirklich den verlieren, der seit den Oxforder Tagen ihm Freude und Stärke gewesen war? Er mußte heute an einen Tag denken — zehn Jahre mochten es her sein. Da war er mit Stephan im Magdalenengarten auf und ab gegangen, und Stephan hatte zu ihm von der Gottheit Christi gesprochen. Paul war zu jener Zeit mit Zweifeln beschwert gewesen, da hatte sein Freund ihn aus der Finsternis zum Lichte geführt. Von da ab war Paul durch die Nebel des Zweifels hindurchgedrungen zu dem Tage des Glaubens; aber Stephan war es, der ihn zu Gott geführt hatte.

Und stand es anders mit Maitland? Oder mit Frank? Oder mit dem Herzoge? Jeder von ihnen hatte auf besondere Art unter dem Einflusse jenes wunderbar heiligen Mannes gestanden. Jeder hatte etwas von seiner herrlichen Begeisterung gelernt; in jedes Herz war ein Funke von dem Geiste seiner selbstverleugnenden Liebe übergesprungen. Und der Doktor dachte daran, wie er schon früher einmal an Stephans Krankenlager gestanden und bei der Betrachtung seiner übermenschlichen Geduld und Selbstbeherrschung es erfahren hatte, daß etwas von dem Heldenmute von Golgatha wieder lebendig wird in den Streitern Christi, die an ihn glauben. . . .

„Mein Gott, mein Gott!“ stöhnte Vesey, „laß ihn noch einmal zu uns sprechen, wenn auch nur ein Wort. Ich kann, kann nicht ohne

ihn leben. Stephan!" rief er in seiner Angst, „Stephan, mein lieber, lieber Bruder!"

Eine feierliche Stille folgte, die nur durch die unregelmäßigen Atemzüge des sterbenden Priesters unterbrochen wurde.

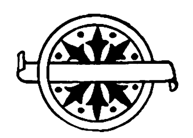
„Die Tür auf," sagte der Doktor, „er muß Luft haben."

„Wird der Gesang ihn nicht stören?" flüsterte die Schwester; „sie singen in der Kapelle."

„Nein," antwortete Dr. Probyn, „er ist schon dem Heiligtum nahe."

Sie öffnete die Tür, und feierlich-eintönig drangen von der Kapelle unten die Worte aus der Tagesepistel herauf:

„Und steinigten Stephanum, der anrief und sprach: ‚Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!' Er kniete aber nieder und schrie laut: ‚Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!' Und als er das gesagt, entschlief er."



# Dummheit.

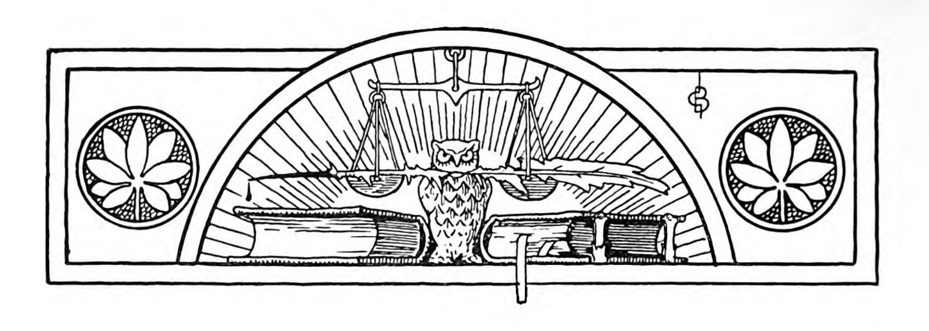
Von

**August Kopisch.**

(† 6. Februar 1853.)

Wer nur der Weisheit nachgespürt, den halt' ich noch für keinen Mann:
Doch wer die Dummheit ausstudiert, den seh' ich für was Rechtes an!
Der Weisen Tun errät man leicht: man sieht da noch, wann, wie, warum;
Bei Dummen guckt man sich umsonst nach allen diesen Sachen um.
Der Dummheit Weg ist wunderbar; niemals erkennet man den Grund,
Und fänd' ihn einer richtig aus, so tät' er aller Funde Fund!
Denn Dummheit ist die größte Macht, sie führt der Heere stärkstes an;
Ich glaube, daß sie nie ein Held bekämpfen und besiegen kann.





# Aus F. G. Klopstocks Oden.

## Der Rheinwein.

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser wert und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Catos
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Der Schule Lehrer kennet des Tiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst; bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer.

Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Atmender trinkt und nur gleitend fortschifft.

Freund, laß die Hall' uns schließen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn' ihn. So starb er mir!
Das sprach er noch, nun kam das letzte,
Letzte Verstummen; nun lag er tot da!

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!

Doch, wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dir's zu heiß wird, daß du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Flut fleußt,

So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Torheit ist es, ein kleines Ziel,
Das würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur:
Die Welt wird's kennen. Aber das Edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend selten.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Atme nun auf und trink'!
Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.



## Weihtrunk an die toten Freunde.

Daß euer stilles Gebein, und was ihr mehr noch war't
Als vermodernd Gebein, diesen geweihten Wunsch
In dem Schoße der Erde
Und Elysiums Tal vernehm'!

Daß wir weise, wie ihr, und der Erinnerung
Eures Todes getreu, leben, zwar fröhlich sei'n;
Doch als stündet ihr alle
Mit den glücklichern Freunden hier!



## Der Jüngling.

Schweigend sahe der Mai die bekränzte
Leichtwehende Lock' im Silberbach;
Rötlich war sein Kranz wie des Aufgangs,
Er sah sich und lächelte sanft.

Wütend kam ein Orkan am Gebirg her.
Die Esche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig schlummert' am Bache der Mai ein,
Ließ rasen den lauten Donnersturm,
Lauscht' und schlief, beweht von der Blüte,
Und wachte mit Hesperus auf.

Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf, und waffne dich mit der Weisheit:
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!



## Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos! —
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!



## Die Sommernacht.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!



## Mein Wäldchen.

### An den Grafen und die Gräfin Holck.

Eure Beschattung kühlt schon lang des lieben
Wäldchens Eichen! ich habe nicht die Wurzel
Dieser hohen Wipfel gesenkt, ihr wuchset
Früher als ich, seid

Jünglinge gleichwohl noch, erhebet höher
Einst die Häupter und streckt, wenn sich der Tag neigt,
Längre Schatten. Grünet denn, überlebt; ich
Neid' euch nicht, Eichen!

Will mit Gespielen euch, mit Tränenweiden,
Rings umpflanzen, daß einst, wenn nun die Sonne
Sinkt, in eurer Kühle, durchhaucht von Abend-
Lüften ihr Laub sich

Leise bewege, dann der Liebling sage
Zu dem Mädchen: „Sie weint ja nicht, sie säuselt,
Lallt Musik; wie fabelte von der schönen
Weide der Vorfahr!"

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

## Psalm.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh',
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
„Unser tägliches Brot gib uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergib uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit:
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Übel!"

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen."






# Ex oriente lux.

Fr. Delitzsch, Babel und Bibel (2,50 Mk.). H. Winckler, Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen (0,80 Mk.). Der Alte Orient, gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft (Jahrgang 1—4, à 2,00 Mk.). Alle drei Leipzig, Hinrichs. E. König, Bibel und Babel (Berlin, M. Warneck). Kittel, Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte (0,80 Mk.). Oettli, Der Kampf um Bibel und Babel (0,80 Mk.) (Beide Leipzig, Deichert). Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament (Berlin, Deutsche Orient-Mission, 1,00 Mk.). Lohmann, Im Kloster zu Sis (Striegau, Urban).

Das Morgenland ist und bleibt das Land der Märchen und Geheimnisse, der Überraschungen und Wunder. Wie man sich im Altertum flüsternd in den Kreisen der in die Mysterien Eingeweihten zuraunte: Ex oriente lux (Vom Osten her kommt das Licht) und vom Orient her den Aufgang des Heils erwartete, so ist es heute bei den Männern der Wissenschaft, die über den geheimnisvollen Zeichen der Keilinschriften und Hieroglyphen grübeln, vielfach zur Losung geworden: Ex oriente lux. Aus den Trümmerhaufen, unter denen die Herrlichkeit von Ninive und Babel, von Susa und von den kleinasiatisch-syrischen Städten begraben liegt, erhofft man neue Aufschlüsse über die Anfänge des Menschengeschlechts, oder besser gesagt über die Anfänge der Weltgeschichte. Denn wo bleiben die Ursprünge des Menschengeschlechts, wenn das Gebiet der Geschichte allein durch die neuen Ausgrabungen verdoppelt und verdreifacht wird? Begann früher die sicher bekundete geschichtliche Zeit etwa mit den Perserkriegen um 500 v. Chr., so haben wir jetzt aus dem Jahre 3000 v. Chr. zuverlässige Nachrichten, und Winckler weist scharfsinnig aus den Kalendern jener alten Babylonier nach, daß ihnen bereits eine mindestens zwei bis dreitausendjährige hohe Kultur, die zu sehr verwickelten astronomischen Beobachtungen und Berechnungen fähig war, vorausgegangen sein muß.

Mit dieser enormen Ausdehnung der Geschichte ist auch ihr Inhalt bereichert und vertieft. Sagenhafte Gestalten, wie der durch seine Eselsohren be-





kannte König Midas, werden auf einmal geschichtliche Persönlichkeiten. Vor allem aber hört der Orient auf, ein Land des Stillstandes, der geschichtlichen Versteinerungen zu sein. Die toten Massen geraten in Bewegung. Unzählige Völker, von denen bisher im günstigsten Falle in den Völkertafeln der Bibel die Namen enthalten waren, treten in das Licht der Geschichte. Die sumerischen Ureinwohner werden abgelöst von den Semiten, und diese kämpfen mit den jugendfrisch in die Geschichte eintretenden Indogermanen, die unter dem Perser Kyros zum ersten Male ein Weltreich gründen. Aus vier Völkerkammern: Arabien, Kleinasien, dem Hochlande Armeniens und von Persien her quillt eine ununterbrochene Kette von Völkerwanderungen hervor. „Immer von neuem ergießen sich neue Scharen unzivilisierter, jugendkräftiger Völker von allen Seiten über das Kulturland (in der reichen und fruchtbaren Ebene des Euphrat und Tigris), erobern es, setzen sich selbst als Herren darin fest und nehmen die altorientalische Kultur an, bis sie, verweichlicht und unkriegerisch geworden wie ihre Vorgänger, einer neuen lebenskräftigen Schicht die Herrschaft abtreten müssen." (Winckler, S. 10.)

Wie sehr sich durch die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften das Geschichtsbild verändert hat, wird uns am besten klar, wenn wir bedenken, daß früher die Bibel die älteste Urkunde des Menschengeschlechts war. Jetzt ist das Volk Israel ein verhältnismäßig junges Volk. Setzen wir Mose um 1300 an, was will das sagen gegen die oben erwähnten Anfangsdaten?

Mit diesen entlegenen Fernen hat Fr. Delitzsch durch Wort und durch reichen, vortrefflichen Bilderschmuck in zwei Vorträgen das deutsche Publikum bekannt machen wollen, und die Anwesenheit unsers Kaisers trug dazu bei, für ihren Inhalt bei den weitesten Kreisen Interesse zu erwecken. Eigentlich ist es, wie Hommel mit Recht ausführt, ein schlechtes Zeichen, daß diese Vorträge solches Aufsehen erregten und augenscheinlich die meisten in eine terra incognita einführten. Von dem Material, das Delitzsch bot, ist nur sehr weniges neu — und das meist recht anfechtbar! Bei weitem der größte Teil seiner tatsächlichen Ausführungen war auch schon vorher den gebildeten Kreisen zugänglich, und nähmen unsere Deutschen wirklich an der Bibel den rechten inneren Anteil, so würden sie längst mit diesen Dingen vertrauter sein, zumal gerade einige der bedeutendsten Assyriologen Deutsche sind. Erst seitdem wirtschaftliche Motive hinzukamen, wurde bei uns das Interesse für jene Forschungen in weiteren Schichten lebendig. Der Bau der großen anatolischen Bahn durch deutsches Kapital erweckte den Wunsch, dieses Unternehmen auch für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Hoffentlich gelingt es uns, wenigstens etwas den Vorsprung zu verringern, den Engländer, Franzosen und neuerdings besonders die gebefreudigen Amerikaner auf diesem Gebiete vor uns haben.

So ist es zunächst also mit Dank zu begrüßen, daß die Vorträge von Delitzsch einmal die Erforschung des alten Orients in den Mittelpunkt der öffentlichen Teilnahme gerückt haben. Leider wird die Freudigkeit dieses Dankes durch eine Reihe anderer Umstände beträchtlich herabgemindert. Von solchen Vorträgen erwartet man natürlich vor allem eine gewisse Menge von Tatsachen, die den Zuhörer mit der vergangenen Welt charakteristisch bekannt machen, sodann aber eine Einführung in die zu lösenden Probleme. Man wünscht zu wissen, wieviel von diesen Forschungen leidlich gesichert ist, wieviel noch an ihnen hypothetisch bleibt, und wo die wichtigsten Streitpunkte liegen. Wer mit solchem

Verlangen zu Delitzsch kommt, wird bitter enttäuscht. Delitzsch hat sich durch die Umgebung, in der seine Vorträge stattfanden, verleiten lassen. Um nur interessant zu sein, hat er Wichtiges und Unwichtiges, Sicheres und Unsicheres durcheinander gewirbelt, und leider auch der Versuchung nicht widerstehen können, einige eigene Fündlein, die nach dem Urteil seiner Fachgenossen von recht zweifelhaftem Werte sind, ungebührlich in den Vordergrund zu stellen. Schade, sehr schade, denn so hat Delitzsch nur viele Verwirrung angerichtet und die Sache, der er nützen wollte, lange nicht so gefördert, als es möglich gewesen wäre. Nicht nur die bösen Theologen, die ja immer als Prügelknaben herhalten müssen, auch seine Fachgenossen Jensen, Hommel und Hilprecht haben ihm ähnliches vorgehalten. Die oben angeführten Schriften von Winckler, Kittel, Oettli, auch König, und vor allem die 16 Hefte des „Alten Orient“, unterrichten darum zuverlässiger als Delitzsch, während Hommels Heft mehr den Charakter einer scharfen und einseitigen Streitschrift trägt.

Versuchen wir kurz das wesentliche Problem zu fassen, um das sich der „Bibel-Babel-Streit“ dreht. Wir finden im ersten und zweiten Jahrtausend vor Christus in Westasien nicht nur isolierte Völker, deren jedes seinen eigenen Weg geht und seine eigene abgeschlossene Kultur hat, wie man sich etwa früher Ägypten nach der Schilderung Herodots vorstellte, sondern eine hochentwickelte Durchschnitts-Kultur, die babylonische, und einen lebhaften Verkehr zwischen den verschiedenen Völkern, von dem die ums Jahr 1500 verfaßten diplomatischen Briefe des El-Amarna-Fundes ein deutliches Bild geben. Durch diesen Verkehr und durch mannigfache Kriegszüge wurde die babylonische Kultur auf alle Völker Vorderasiens übertragen. Ihr begeistertster Lobredner und Darsteller ist Winckler. Er ist ein feuriger Liebhaber, der das Bild der Geliebten aus jedem Blatt herausschauen sieht. Für ihn ist die babylonische Kultur die eigentlich bestimmende Macht in der Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag, und er findet überall ihre Spuren und Nachwirkungen, von der Harmonie der Sphären bis zu den Tagen der Woche, von der Unglückszahl 13 und dem Unglücksraben (der Rabe das dreizehnte Zeichen des Tierkreises für die Schaltmonate des Mondjahrs) bis zum Schweinefleisch mit Erbsenbrei und Bockbier. Sicher hat er, wenn ihm auch manchmal seine Phantasie einen Streich spielen mag, mit vielen dieser Einzelaufstellungen recht. Es ist wunderbar, was für ein zähes Leben Rudimente früherer Zeit oft haben. Wer möchte beim Anblick des österreichischen Doppeladlers meinen, daß er aus Kleinasien stammt, sich in uralten hettitischen Abbildungen findet (eine sehr hübsche in dem oben angeführten Hefte von Lohmann, das sonst Zustände aus den Zeiten der Kreuzzüge schildert) und von dort über die Seldschukken-Sultane in den Schild der deutschen Kaiser gekommen ist?

Innerhalb des Bannkreises dieser babylonischen Kultur lebt nun auch das Volk Israel, ist die Bibel entstanden. Daraus ergibt sich von selbst das Problem: Ist die Bibel von dieser Kultur berührt und wie weit? Die einen, als deren Hauptvertreter man Winckler ansehen kann — Delitzsch scheint ihm nahe zu kommen, ist aber widerspruchsvoll und unklar — sind geneigt, darin sehr weit zu gehen und der babylonischen Kultur eine erdrückende geistige Kraft zuzuschreiben, neben der sich nichts selbständig behaupten konnte. Für Winckler ist sogar der heutige Kampf um die Weltanschauung im Grunde ein Kampf der babylonischen mit der modern-naturwissenschaftlichen Kultur. Im Gegensatz dazu wollen einige

Apologeten, z. B. Urquhardt (Die neueren Entdeckungen und die Bibel) der Bibel ganz und gar Ursprünglichkeit und Unantastbarkeit wahren. Die meisten Forscher halten die Frage im ganzen noch nicht für völlig spruchreif und begnügen sich damit, an jedem einzelnen Berührungspunkte zu untersuchen, ob und wie weit eine geistige Abhängigkeit vorhanden ist.

Einige Beispiele werden am besten dazu dienen, uns die Verhältnisse zu veranschaulichen. Die Schöpfungsgeschichte übergehe ich dabei, da ich sie schon einmal im Türmer (Sept. 1901, S. 632) behandelt habe. Besonders deutlich sind die Berührungen bei der Sintflutgeschichte. Der babylonische Bericht ist in der Bibliothek des Königs Assurbanipal (Sardanapal) gefunden. Der Held der Geschichte, Atrachasis, erzählt selbst seine Schicksale. Ea, einer der Götter, verkündete ihm den Ratschluß der andern Götter, eine Sintflut anzurichten. Er befahl ihm, ein Schiff von bestimmten Maßen zu bauen und „Samen des Lebens von jeglicher Art" hineinzubringen. Atrachasis gehorcht trotz des Spottes seiner Mitbürger und seiner eigenen Zweifel, dann beginnt die Flut, und die Götter setzen die Elemente in Bewegung. „Es sieht der Bruder nicht mehr den Bruder, die Menschen kümmern sich nicht mehr um einander. Im Himmel fürchten sich die Götter vor der Sintflut . . ., wie ein Hund auf seinem Lager kauern sich die Götter an dem Gitter des Himmels zusammen." Am siebenten Tage treibt das Schiff gegen den Berg Nizir, der es festhält. Nach wieder sieben Tagen „nahm ich eine Taube heraus und ließ sie fliegen. Die Taube flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, so kehrte sie wieder zurück." Ebenso machte es die Schwalbe, der Rabe endlich kehrt nicht wieder. Da verläßt Atrachasis das Schiff und richtet einen Altar zum Opfer zu. „Die Götter sogen ein den Duft, die Götter sogen ein den wohlriechenden Duft; wie Fliegen versammelten sich die Götter über dem Opfernden." Daran schließt sich eine Zwiesprache zwischen Bel, der erzürnt ist, weil ein lebendes Wesen die Flut überdauert hat, und Ea, der ihn bittet, nie wieder solche Vernichtung anzurichten. „Auf den Sünder lasse fallen seine Sünden, auf den Frevler lasse fallen seine Frevel." Im übrigen mögen wilde Tiere und Krankheiten die Menschen vermindern. Bel läßt sich erbitten und erhebt sogar Atrachasis zu den Göttern.

Die Übereinstimmung dieser Erzählung mit 1. Mos. 6—9 ist auffallend, bis in Einzelheiten hinein, z. B. 1. Mos. 8, 21: „Als nun Jahve den lieblichen Duft roch." Aber ebensowenig zu verkennen sind die Unterschiede. Da ist nicht nur, wie Delitzsch gelegentlich der Schöpfung sagt, der biblische Erzähler „ängstlich darauf bedacht gewesen, alle mythologischen Züge zu entfernen," sondern die ganze Geschichte ist von einem andern Geiste durchweht, auf einen höheren sittlichen und religiösen Standpunkt erhoben. Der Assyriologe Zimmern hat recht, wenn er im Gegensatz zu dem das Alte Testament geringschätzig beurteilenden Delitzsch darauf aufmerksam macht, „wie eigenartig das israelitische Volk solche aus dem Polytheismus übernommenen älteren Traditionen ausgestaltet hat, wie viel tiefsinniger und ernster es die dabei zugrunde liegenden sittlichen Probleme aufgefaßt hat, und wie viel würdiger und erhabener das Verhältnis Gottes zum Menschen gedacht ist."

Ein anderes Beispiel. Bei den französischen Ausgrabungen in Susa in den Jahren 1897—99 wurde ein Stein gefunden, auf dem die Gesetze Hammurabis eingegraben sind. Hammurabi, der in der Bibel (1. Mos. 14) unter dem

Namen Amraphel vorkommt, ein Zeitgenosse Abrahams, war um 2250 v. Chr. König von Babylon. In seine Regierung fällt wahrscheinlich der Höhepunkt der babylonischen Kultur. In dem neuesten Hefte des „Alten Orient" ist dieses merkwürdige Gesetz ins Deutsche übertragen. Es stimmt zum Teil fast wörtlich mit dem Gesetze Moses (im zweiten und dritten Buche) überein, besonders in den auf Familien- und Eherecht bezüglichen Teilen. Dem ganzen Gesetze liegt der klar ausgesprochene Satz zugrunde: Auge um Auge, Zahn um Zahn (vgl. 3. Mos. 24, 20), nur bei Beschädigung von Sklaven war eine Geldbuße gestattet. Zwei Paragraphen mögen von dem Geiste dieses Gesetzes Kunde geben: § 218. „Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn tötet, so soll man ihm die Hände abhauen." § 229. „Ein Baumeister, der so schlecht baut, daß das Haus einfällt und den Eigentümer tötet, wird mit dem Tode bestraft." Man sieht, im alten Babylon war strenge Zucht. Wenn ich recht sehe, wird in der mosaischen Gesetzgebung der Wert des Lebens noch etwas höher gewertet, als bei Hammurabi. Ich setze, um gleichzeitig zu zeigen, wie weit die Ähnlichkeit geht, zwei Bestimmungen nebeneinander:

Hamm. §§ 251 und 252. Wenn jemandes Ochse stößig ist, und man ihm seinen Fehler als stößig angezeigt hat, er seine Hörner nicht umwunden (?), den Ochsen nicht gehemmt hat, und der Ochse stößt einen Freigeborenen und tötet ihn, so soll er 1/2 Mine Geld zahlen. Wenn er den Sklaven jemandes tötet, so soll er 1/3 Mine zahlen.

2. Mos. 21, 29 und 32. Wenn das Rind schon längst stößig gewesen ist und man dies seinem Besitzer vorgehalten, und er es trotzdem nicht sorgfältig gehütet hat, so soll das Rind, wenn es einen Mann oder eine Frau totstößt, gesteinigt, aber auch sein Besitzer mit dem Tode bestraft werden. . . . Ist es ein Sklave, „so sollen dem Eigentümer desselben 30 Sekel Silber bezahlt, das Rind aber gesteinigt werden".

Daß solche Ähnlichkeiten nicht zufällig sind, ist selbstverständlich, und da das babylonische Gesetz um ca. 800 Jahre älter als Mose ist, so ist es das ursprünglichere. Dieser Fund wird der modernen Theologie und der nach Wellhausen genannten Theorie schwere Stunden bereiten. Mit Emphase hat sie stets erklärt, das Gesetz Moses sei ein ganz spätes Erzeugnis, könne frühestens im 6. Jahrhundert v. Chr. angesetzt werden, und nun erscheint sein Urbild im 3. Jahrtausend. Es wird also die gesetzgeberische Tätigkeit des Mose wieder wissenschaftlich neu begründet, rückt aber freilich auch in ein anderes Licht und verliert an Ursprünglichkeit. Doch bleibt seine Bedeutung auf diesem Gebiete, daß er sein Volk in die Reihe der damaligen zivilisierten Völker eingeführt hat durch Annahme und Umbildung dieses Gesetzes. Seine Tat wäre etwa der Einführung des römischen Rechtes in Deutschland im Anfang des 16. Jahrhunderts zu vergleichen.

Und noch einen dritten Fall. Der Gottesname des Alten Testaments ist Jahve, später verstümmelt in Jehova. Der Streit über den Ursprung dieses Namens gehört zu den heftigsten Kämpfen der alttestamentlichen Theologen. Während die einen eine Neubildung durch Mose oder Offenbarung an Mose in ihm sahen, erklärten ihn andere ursprünglich für den Namen eines Gewittergottes, der am Sinai verehrt wurde. Nun will Delitzsch den Namen Jahve oder Jahu bereits in ganz alten babylonischen Namen (Ja-hu-um-ilu = Jahve ist Gott)

gefunden haben, und glaubt damit die Anfänge israelitischer Gottesverehrung nach Babel verlegen zu können. An diesen Punkt seiner Vorträge haben sich besonders viele Erörterungen geknüpft. Fachgenossen, wie Jensen, haben energisch bestritten, daß seine Lesart eine richtige sei, der Name käme in den ältesten Inschriften nicht vor. Ich kann die Frage nicht entscheiden. Aber gesetzt, Delitzsch wäre sein Nachweis gelungen, was wäre damit bewiesen? Höchstens, daß die Geschichte mit dem Gewittergott eine Phantasie war. Für den Ursprung der Religion Israels aber wäre nichts damit gesagt. Haben nicht ebensogut die Christen die damaligen Bezeichnungen Deus und theos von ihren Zeitgenossen entlehnt, ist nicht auf Christus die Bezeichnung soter, Heiland, die vorher Zeus, Apollo, Äskulap u. a. eignete, ohne weiteres übertragen, und wer wollte behaupten, daß darum der Christengott gleich den Göttern der Heiden, Christus gleich Äskulap sei, selbst wenn gar diejenigen recht haben sollten, die auch unser typisches Christusbild eine Erinnerung an äskulapische Gesichtszüge sein lassen? Es kommt doch nicht auf den Namen, sondern auf den Inhalt an, und niemand wird verkennen, auch Delitzsch tut es nach seiner neuesten Erklärung nicht, daß der israelitische Monotheismus etwas Neues ist und sich selbst als schärfsten Gegensatz zum Polytheismus Babels empfindet. Hilprecht hat einige Tage nach Delitzsch' letztem Vortrag wieder mit Nachdruck hierauf hingewiesen.

Diese drei Beispiele werden genügen, um das Problem zu erläutern. Sie zeigen Israels Abhängigkeit von Babylon, aber ebenso seine Unabhängigkeit. Daß das Volk sich dem Kulturkreis, in dem es lebte, nicht entziehen konnte, sollte bei verständigen Menschen keiner Erörterung bedürfen, ebenso aber auch unumwunden anerkannt werden, daß in ihm selbständige Keime waren, die sich in ihrer eigensten Art entwickelten. Eine geographische Beobachtung sollte Historiker in dieser Anschauung bestärken. Neben der babylonischen Kultur stehen in jener grauen Vorzeit, wie es scheint in verhältnismäßiger Unabhängigkeit, noch die Kulturen der Ägypter und der bisher so gut wie gar nicht erforschten kleinasiatischen Hettiter. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Israel im Schnittpunkt dieser drei Kulturen lag. Vielleicht war das eine providentielle Fügung, die es verhinderte, daß es von einer der drei Kulturen ganz aufgesogen wurde, und die es ermöglichte, daß es seinen eigenen Geist frei entfalten konnte.

Woher dieser Geist kam? Das ist nicht eine Frage der Wissenschaft, sondern der Weltanschauung. Wenn aber Winckler meint, und Delitzsch scheint sich ihm darin etwas grobkörniger anzuschließen, daß der ganze Begriff der Offenbarung mit der babylonischen Weltanschauung fällt, und wenn die Berliner Börsen-Zeitung darüber jubelt: „Die christliche Religion mußte schon vor den Resultaten der Naturwissenschaften zurückweichen; wenn ihr jetzt nun die Philologie und Altertumskunde noch die Bibel aus der Hand schlagen, ja was bleibt dann noch?" — so verstehen wir wohl die Freude des edlen Börsenblattes, das beim Fallen des Christentums einen neuen Triumph für seinen Götzen Mammon erhofft, aber wir können ihm versichern, daß sie erheblich verfrüht ist. Eine Offenbarung zu suchen, ist nicht eine Spezialität der babylonischen Weltanschauung, sondern ein allgemeines Verlangen der Menschheit. Wir alle suchen ein wenig den Saum am Gewande der Gottheit zu lüften. Aber wir suchen Gottes Offenbarungen nicht, wie jene alten Babylonier im Lauf der Gestirne, sondern Gott offenbart sich uns in den ewigen Gesetzen der Natur und in seinem weisen Walten

in der Geschichte; Schleier um Schleier zieht uns die Bibel von seinem Wesen fort, und in Christus dürfen wir ihm ins Herz schauen. Wo immer wir aber eine Spur erkennen von jenem Geist, der in Christus Gestalt gewinnt — und wer wollte verkennen, daß im Alten Testament in rauher Schale viel davon ist? —, da erkennen wir eine Offenbarung Gottes, nicht nur die Frucht einer Entwicklung von unten her, sondern die Folge einer Berührung von oben her, und daran werden alle Ausgrabungen der Welt nichts ändern. Oder glaubt jemand im Ernst, es werde eine Zeit kommen, wo das Gebet aus der Menschheit verschwunden ist, das einer der größten Hohenzollern zur Losung nahm: Herr, tue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll?

Zum Schluß eine kurze Bemerkung. Nach Erörterungen, wie denen von Delitzsch, geht eine spürbare Unruhe durch unsere ernsten christlichen Kreise. Die Zeitungen klagen, daß der Glaube untergraben werde, und in der Tat fühlen sich viele in den Grundlagen ihres Christentums erschüttert, ganz abgesehen von dem Triumphgeschrei, das sofort die christentumsfeindliche Presse erhebt. Woher kommen diese Besorgnisse? Einmal von dem Ansehen, das die Universitätslehrer im Volke haben. „Ein Professor hat es gesagt, also muß es doch richtig sein." So gering ist im allgemeinen der Einblick in den wissenschaftlichen Betrieb. Den meisten fehlt das Verständnis dafür, daß auch luftige Hypothesen einmal kühn aufgestellt und scharf formuliert werden müssen, um sie auf ihren Wert zu prüfen und dadurch vielleicht einen Schritt vorwärts zu kommen. Darum müßten sich allerdings die Herren gerade bei allgemein verständlichen Vorträgen etwas größerer Vorsicht und Klarheit befleißigen, als Delitzsch es getan hat, zumal auf einem Gebiete, wo noch fast alle Probleme im starken Fluß sind, wie bei der altorientalischen Geschichte. Die Beunruhigungen christlicher Kreise bei solchen Anlässen haben aber ihren tieferen Grund noch darin, daß leider sich bei vielen der Glaube an Äußerlichkeiten hängt. Kann denn wirklich der Glaube eines ernsten Menschen an den lebendigen Gott dadurch erschüttert werden, daß einige Berichte der Bibel sich als irrtümlich oder anderweitig her entlehnt erweisen? Unser Glaube ruht doch nicht auf einzelnen Buchstaben und Kapiteln, sondern auf dem Gesamteindruck der Bibel, der durch die Lebenserfahrung bestätigt wird. Darum halte ich es für bedauerlich, wenn bei einzelnen Entgleisungen, wie im vorliegenden Falle, gleich die ungläubigen Professoren gescholten und sie womöglich, wie geschehen ist, mit den Sozialdemokraten in eine Linie gestellt werden. Wer das tut, bringt nur unnütz die Kirche in den häßlichen Geruch der Bildungsfeindschaft. Vielmehr gilt es zunächst, kaltes Blut und Geduld zu bewahren, bis sich aus den schnell wechselnden Anschauungen der Forscher gewisse feste Tatsachen als Kern herausgeschält haben. Gegen solche Tatsachen soll man dann nicht streiten, sondern sich mit ihnen abfinden. Etwas anders ist es aber um die Verbindung dieser Tatsachen zu Weltanschauungen. Da lassen wir uns den Glauben nicht nehmen, daß es keiner Wissenschaft je gelingen wird, den lebendigen Gott und seine Offenbarungen aus der Welt zu schaffen, vielmehr werden auch die Ausgrabungen an den Trümmerstätten der alten Weltreiche schließlich dazu dienen müssen, Gottes Wege in der Geschichte in ein helleres Licht zu setzen. In diesem Sinne hoffen auch wir: Ex oriente lux.

**Chr. Rogge.**



**Goethe als Denker.** Von Herman Siebeck. Frommanns Klassiker der Philosophie XV. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1902. Preis Mark 2,50.

Dichten und Denken sind — begrifflich genommen — Gegensätze, und auch in psychologischem Betracht bezeichnet man mit diesen Prädikaten zwei im wesentlichen getrennt verlaufende Tätigkeiten des Bewußtseins. Wie aber im Leben überhaupt, so gibt es insbesondere im psychischen Leben keine scharfen Scheidungen und Abgrenzungen, sondern nur allmählich vermittelte Übergänge; auch das auf den ersten Blick sich gegenseitig scheinbar Ausschließende findet seine gemeinsame, versöhnende Unterlage in dem Grundcharakter der Persönlichkeit. Der ordnende Verstand nur charakterisiert die schöpferische Tätigkeit des einzelnen Genius nach einer hervorstechenden Eigenschaft, welche ihm das unterscheidende Merkmal aufdrückt. So nennen wir von den zwei Geistesheroen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts binnen kurzer Frist einander im Tode folgten, den einen einen Dichter, den andern einen Philosophen. Und doch ist Hegels Philosophie in ihren begrifflichen Deduktionen von Einwirkungen der gestaltenden Phantasie beeinflußt, wie auf der andern Seite Goethes poetische Intuition die dem menschlichen Denken verschlossenen Regionen vom Urgrunde und Endzweck des Menschendaseins auf Augenblicke taghell erleuchtete. Es ist demnach, wenn Goethe auch nie in einem inneren Verhältnis zur Berufsphilosophie gestanden, ja sogar Äußerungen von ihm überliefert sind, welche seine direkte Abneigung gegen sie bekunden, in der Natur der Sache begründet, und als interessantes und instruktives Unternehmen dankbar willkommen zu heißen, wenn jemand es versucht, aus dem geistigen Wesen Goethes das philosophische Fazit zu ziehen, doppelt willkommen, wenn ein so tüchtiger Kenner der einschlägigen Materie wie Siebeck hiebei den Mentor macht. Siebeck präzisiert das psychologische Verhältnis Goethes zu Philosophie und Leben kurz also: „Die im vollen Sinne philosophische Leistung bildet sich bei Goethe von Haus aus nicht direkt aus überkommenen Anregungen von seiten der spekulativen Systeme, sondern aus selbständiger Betrachtung und Behandlung der Natur und des Lebens, und nimmt erst von hier aus Fühlung mit alle dem, was ihn aus dem Inhalte jener als seinem eigenen Fühlen und Denken als kongenial anzumuten nicht umhin konnte. Alles Derartige aber muß sich gefallen lassen, in die Grundstimmung und Überzeugung seines eigenen Wesens hereingezogen und diesem gemäß umgebildet und umgedeutet zu werden. Für die adäquate, rein objektive Aufnahme spekulativer Theorieen hatte er daher in der Tat ‚kein Organ'; ja er besaß und übte an ihnen die Fähigkeit, sie gelegentlich in genialer Weise mißzuverstehen." Goethe und Schopenhauer, beide „suchen das Metaphysische nicht in dem der Anschauung entzogenen Inhalte der abstrakten Begriffe, sondern in der vertieften Bedeutung eines oder mehrerer Bestandteile der der äußeren oder inneren Anschauung gegebenen Wirklichkeit. . . . Allerdings ist das intuitive Denken bei Goethe mehr eine Wirkung der Phantasie, welche die einzelnen Erscheinungen typisch zusammenfaßt und gliedert, bei Schopenhauer dagegen mehr eine Ausdeutung derselben vermittelst des Kausalität hinzubringenden Verstandes." Diese zum Verständnis wesentlich beitragende Vergleichung zwischen Goethe und Schopenhauer, scheint sie nicht auch zu der Frage anzuregen, ob der Verfasser, wenn er an anderer Stelle sagt: Das Vermögen des Anschauens und begrifflichen Denkens, beide seien bei Goethe „in gleich erheblichem Maße und in ebenmäßigster Ausgeglichenheit vorhanden" — sich nicht vielleicht doch etwas zu sehr in Superlativen ergangen habe? — Das Buch handelt der Reihe nach von der Erkenntnis, Natur, Gott und Welt, Religion, Ethik und Lebensanschauung; das letzte Kapitel bilden Schlußbetrachtungen, von denen wegen seiner Aktualität besonders auf das über Berührungspunkte zwischen Goethe

und Nietzsche Gesagte aufmerksam gemacht sei. Folgende richtunggebenden Sätze mögen das Referat schließen: „Nietzsche ist Optimist wie Goethe . . . Besonders hervortretend ist das Gemeinsame in der Forderung, das Leben selbst als eine Kunst aufzufassen und zum Kunstwerk zu gestalten. Und doch gehen andrerseits gerade von dieser Position aus die beiderseitigen Wege wieder direkt auseinander. Bei Goethe liegt der künstlerische Charakter des Lebens in der harmonischen Einordnung der Persönlichkeit, unbeschadet der Anerkennung ihrer individuellen Besonderheit, in die ethischen Bezüge der Gemeinschaft. . . . Für Nietzsche dagegen kommt das Verhältnis zur Gemeinschaft für den Einzelnen nur insoweit in Betracht, als es für diesen, sofern er eine Herrennatur ist, die Veranlassung gibt, den Willen zur Macht und die Entwickelung seiner vornehmen Natur in der theoretischen und praktischen Loslösung von der Moral der ‚Herdenmenschen' zu betätigen".

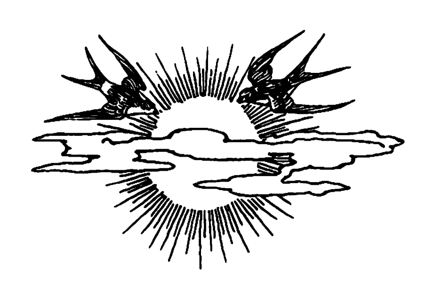
**Dr. Carl Gebert.**



**Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi** mit 17 Bildern von H. Schäuffelin. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 0,80 Mk.

Mit der Freude an den Meistern der deutschen Renaissance erwacht auch das Bestreben, ihre Werke wieder weiteren Kreisen zugänglich zu machen. E. Büchner hat Schäuffelinsche Bilder, die deutlich den Einfluß Dürers zeigen, in sehr geschickter Weise durch Buchschmuck und treffende Wahl der Typen mit dem altertümlich gedruckten Text der Leidensgeschichte verbunden. Ich wünsche dem überraschend billigen kleinen Heft in der Passions- und Osterzeit Eingang in viele kunstliebende christliche Häuser.

**Chr. Rogge.**






# Klopstock.

**Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages.**

Am 14. März sind hundert Jahre verflossen, seitdem Klopstock gestorben ist. Aber es ist bereits hundertundfünfzig Jahre her, seitdem Lessing das „Sinngedicht an den Leser" sich in der oft angegebenen Weise äußern ließ: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." So war also schon damals, fünf Jahre nach dem Erscheinen der ersten Gesänge des „Messias" bei der Leserschaft ein Verhältnis zu Klopstocks Schriften eingetreten, das wenigstens ein so unnachsichtiger Kämpfer wie Lessing als eine Art platonischer Liebe und Verehrung hinstellen konnte. Inzwischen ist sogar diese Stellung zu Klopstock die günstigere geworden; heute „lobt" ihn nicht einmal mehr jeder, und seine Werke liest so gut wie keiner. Die allgemeine Vorstellung ist, daß der „Messias", wie sich Heine ausdrückte, das „Meisterstück der Langeweile" sei. Von den „Oden" aber hat man das Gefühl unklarer, verworrener und schwerverständlicher Gedichte, mit deren Form man nichts Rechtes anzufangen weiß.

Ich glaube nicht an die Möglichkeit, daß Klopstocks Schaffen in größerem Maße für die Gegenwart zu „retten" sei. Aber ich bestreite doch entschieden, daß er so gar nicht zu lesen sei. Man darf allerdings nicht an eine Unterhaltung denken, auch nicht an ein „Vergnügen des Verstandes und Witzes" im bessern Sinn. Klopstock ist gerade im „Messias" eine so musikalisch-lyrische Natur, daß man nur in gewissen „Stimmungen" ihm nahe kommt. Und wie der Dichter ein Vierteljahrhundert dazu brauchte, um die zur Vollendung des Werkes nötigen Schaffensstimmungen zu erhalten, so darf auch der Leser, vor allem der Leser in unserer nervös hastenden Zeit, nicht daran denken, auf einmal und zu jeder Zeit den „Messias" sich aneignen zu wollen. Wenn man aber in ruhigen Ferientagen, in der weichen, idyllischen Stimmung eines ländlichen Aufenthalts, als eine Art Morgen- und Abendgebet, täglich einen Gesang der Messiade liest, wird man wenigstens in der ersten Hälfte des Werkes die Größe dieser dichterischen

Leistung nie verkennen, wird man auch heute noch von der Empfindungsgewalt und der gehobenen Stimmung des Dichters tief ergriffen werden.

Viel leichter findet sich, wo ein Wille dazu ist, ein Weg zu des Dichters eigentlicher Lyrik, den Oden. Gewiß auch hier ist unsere Vorstellung vom lyrischen Gedicht heute eine andere. Das ist vor allem Goethes Werk. Klopstock gibt nicht die seit Goethe uns geradezu zur Natur gewordene festumrissene Form, in der Empfindung, Stimmung und Ausdruck zu einer höheren Einheit verschmolzen sind, — er gibt mehr musikalische Paraphrasen einer lyrischen Stimmung, die weite Umwege nicht scheuen und sich überhaupt in unberechenbarer Weise ergehen. Uns stört ferner zunächst wenigstens die metrische Form, ebenso das geflissentliche Vermeiden des Reims auch dort, wo ihn unser Ohr bereits zu erlauschen glaubt. Ferner reißt uns so oft irgend ein für uns bedeutungsloser Name aus der Stimmung. Dadurch, daß Klopstock seine Gedichte an solche nur zufällig und nur für ihn wertvolle Namen geknüpft hat, hat er sie jener Art von Gelegenheitsgedichten genähert, in denen das Wort Gelegenheit fast das Gegenteil von dem bedeutet, was Goethe darin sah. Endlich erschweren auch die uns bis auf den heutigen Tag fremdgebliebenen Vergleiche und Worte aus dem skaldischen Vorstellungskreis das Verständnis. Das Beispiel Richard Wagners zeigt, wieviel eher Klopstocks Bestrebungen, die antike Mythologie durch die germanische zu ersetzen, auf Teilnahme hätten rechnen können, wenn er nicht, wohl infolge seines Aufenthalts in Dänemark, sich nur an die nordische Form dieser Mythologie gehalten hätte. Wotan steht uns doch viel näher, als Odin.

Aber alle diese Hemmnisse vermögen den Weg zu Klopstocks Oden auch uns Heutigen nicht ganz zu verschließen. Denn durch die oft fremdartige und uns abstoßende Außenschale erkennen wir im Kern eine volle und wahrhafte Persönlichkeit, der die höchsten Begriffe Gott, Natur, Vaterland, Freundschaft und Liebe nicht Phrasen, sondern Erlebnisse waren. Und auf diesen Gebieten findet sich denn auch eine Anzahl Gedichte, die allen unseren Ansprüchen standhalten. Zu den bekannten: „Frühlingsfeier", „Der Zürchersee", „Mein Vaterland", läßt sich eine Anzahl kleinerer gewinnen, in denen die Stimmung so zusammengedrängt ist, daß sie uns schnell gefangen nimmt. (Vgl. die Auswahl in diesem Heft.) So ist Klopstock also auch noch für uns, wenn auch nur mit einem geringen Teil seines Schaffens, unsterblich! —

Aber es ist überhaupt ungerecht und auch unrichtig, eine Erscheinung wie Klopstock bloß danach abzuschätzen, was er für uns noch ist. Mehr als ein anderer unserer großen Dichter gebietet er die historische Betrachtung. Und wenn von jedem unserer anderen Klassiker, selbst von Wieland, für den heutigen Leser mehr zu retten ist, als von Klopstock, so liegt das zu einem guten Teil mit daran, daß sie auf dem Boden stehen oder aus ihm gar erwachsen konnten, den Klopstock erst bereiten mußte. Man suche doch aus der ganzen vorangehenden deutschen Literatur seit dem Dreißigjährigen Kriege, das unglückliche Meteor Günther ausgenommen, auch nur zehn Verse, die neben denen Klopstocks bestehen können. Oder man vergleiche den ungeheuren Abstand zwischen der Sprache Klopstocks und der der besten Sprachkenner und -Künstler seiner Zeit. Wenn bereits einige Jahrzehnte nach Klopstocks Auftreten die deutsche Sprachkultur sich so gehoben hat, daß unter Goethes schriftstellernden Zeitgenossen zwar keiner dem Einzigen nahe kommt, aber doch sehr viele einen Stil schreiben, den man

neben seinem vertragen kann, so ist das in erster Reihe Klopstocks erzieherisches Verdienst. Er war der erste seit Luther, der die Kraft, den Wohllaut, die Fülle der deutschen Sprache fühlte und bewußt zum Ausdruck brachte. Man braucht auch nur die Oden zu lesen, um fast auf jeder Seite sprachlichen Wendungen, bildlichen Vorstellungen zu begegnen, die auf den jungen Goethe und Schiller eingewirkt haben. Und der gewiß sprachgewaltige Herder sagt in seiner bekannten Besprechung der Oden: „Welch eigene Farbe und Ton des Ausdrucks ruht auf jeglichem Stück, die sich von der ganzen Mensur, Haltung und Beaugung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, Länge und Kürze der Periode, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern und leisern Buchstaben, auf jedes O und Ach! erstrecken. Dem Rezensenten dünkt, daß hierin diese Gedichte so was Eigenes, Ursprüngliches und Eingegeistetes haben, daß so wie die Natur jedem Kraut, Gewächse und Tier seine Gestalt, Sinn und Art gegeben, die individuell ist und eigentlich nicht verglichen werden kann; so schwimmt auch ein anderer Geist der Art und Leidenschaft in jedem individuellen Stück des Verfassers. . . . Die Seele hat immer gewirkt, wie sie war, wie sie sich damals fühlte. Der Duft erfüllt den Leser bis aufs kleinste, und der Rezensent würde seiner Privatästhetik Glück wünschen, wenn er sich diese Melodie, diese Modulation jedes Stücks deutlicher machen und in einem Worte dafür schreiben könnte!"

Klopstock bedeutete in der Tat für seine Zeit etwas unerhört Neues, in der deutschen Literatur etwas bis dahin ungekannt Großartiges. Vilmar sagt sehr schön und zutreffend: „Er war wirklich der Morgenstern, der plötzlich aus dem tiefsten Dunkel, kaum durch eine leise Dämmerung angekündigt, sich erhob, um den Tag heraufzuführen." Darum hat Klopstock auch diese unvergleichliche Wirkung ausgeübt, eine Wirkung, die noch um so glänzender erscheint, als sie in einer frivolen Zeit durch ein Werk mit solch christlichem, man möchte fast sagen theologischem Inhalt ausgeübt wurde.

Aber diese historische Betrachtungsweise zeigt nicht nur, wieviel Klopstock für seine Zeit und damit doch auch für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens bedeutet, sie erklärt vielmehr auch den Charakter und die Gebiete der Dichtung Klopstocks. Manches, was uns an sich schwach oder als der Persönlichkeit Klopstocks nicht gemäß erscheint, erweist sich bei historischer Betrachtung als notwendig oder heilsam. Man weist z. B. darauf hin, wie sich Klopstock bewußt gewesen sein müsse, daß ihn seine ganze Natur durchaus auf die Lyrik hinwies. Die Wahl eines so großen epischen Stoffes, wie der Messiade, sei demnach entweder eine Vermessenheit oder doch ein scharfer Mißgriff gewesen. Aber man vergißt dabei, daß seit Jahrzehnten das deutsche Volk und seine kritischen Führer davon überzeugt waren, es tausendmal ausgesprochen hatten, daß nur eine große epische Dichtung in der Art von Miltons „verlorenem Paradies" unserer Literatur die Befreiung bringen konnte. Ist es da ein Wunder, daß derjenige, der sich zum Befreier berufen fühlte, nach dem größten epischen Stoff griff? Und ist es andererseits nicht sicher, daß auch durch kein anderes Werk dieser Eindruck auf das ganze Volk hätte erzielt werden können? Man nenne doch noch einen einzigen Stoff, der imstande gewesen wäre, das damals nicht nur staatlich, sondern auch geistig zerklüftete Deutschland in seiner Gesamtheit zu berühren.

Und auf den Vorwurf, daß Klopstocks Haß gegen den Reim und die ausschließliche Anwendung der Odenform eine Einseitigkeit war, antwortet sein Jugend=

biograph Dav. Friedr. Strauß: „Es gibt Zeitpunkte, wo Einseitigkeiten das Wahre sind. Um in deutscher Dichtung einen neuen Boden zu legen, waren Klopstocks horazische und dithyrambische Maße notwendig. Aus dem tändelnden, epigrammatisch gespitzten Wesen, dem französischen Menuettschritt, wie wir ihn in den Liedern selbst der besten Dichter vor Klopstock herrschend finden, war nicht herauszukommen, wenn nicht eine ganze Zeitlang die ganze Form in Verruf getan, das Ohr an ganz andere Takte und Rhythmen gewöhnt wurde."

Am leichtesten ist der Vorwurf gegen Klopstocks bardische Dramen, seine Einführung der nordischen Mythologie, seine wunderlichen Versuche in der „Gelehrtenrepublik". Die Vorwürfe sind um so leichter, als wir wissen, daß die altgermanischen Urbilder, denen Klopstock nacheiferte, nur Traumbilder waren. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß Klopstock sich wohl in den Mitteln vergriffen hat, daß sein Ziel aber das durchaus große einer nationalen Dichtung war. Und sicher sind es Klopstocks Gedanken, die die erste Saat gestreut haben für die schönen Früchte, die in Kleists Dramen uns reiften. —

Als Klopstock im achtzigsten Lebensjahre starb, war über ein halbes Jahrhundert seit der Höhezeit seines Schaffens vergangen. Seit einem Menschenalter auch hatte er den Ruf des größten deutschen Dichters eingebüßt. Aber Hamburg tat recht, den Heimgegangenen wie einen König zu ehren, und das gesamte Deutschland empfand den Verlust, weil es sich erinnerte, was ihm der Verstorbene in schweren Zeiten gewesen ist. Wir Heutigen empfinden hundert Jahre später aus derselben Erwägung heraus den Gewinn, den unvergänglichen Wert, den die Gestalt dieses Dichters in der Geschichte unseres Geisteslebens bedeutet. So gedenken wir seiner in Dankbarkeit und Verehrung.

Hans Murbach.



# Aus den Berliner Museen.

Wer auch nur einige Male im Jahre die Berliner Sammlungen besucht, ist so daran gewöhnt, jedesmal irgend einen wertvollen Zuwachs zu entdecken, daß er nach und nach gegen Überraschungen abgestumpft wird und schließlich nur verwundert sein würde, wenn es anders wäre. Wem es aber nur alle paar Jahre einmal vergönnt ist, nach der Reichshauptstadt zu kommen, der wird über die Veränderungen, über die Fülle und erst recht über die Güte der neuen Erwerbungen aus dem Staunen nicht herauskommen. Wie es den Leitern der Sammlungen trotz dem ewigen Steigen der Preise und dem Wettbewerb nicht nur der anderen Museen, sondern neuerdings auch der amerikanischen Milliardäre, denen der preußische Staat doch nur verhältnismäßig beschränkte Mittel entgegenzustellen vermag, durch ihre Umsicht und ihren unermüdlichen Eifer gelingt, immer wieder Meisterwerke ersten Ranges zu erwerben, das verdient unsere Bewunderung im allerhöchsten Maße. Auch das jetzt zu Ende gehende Verwaltungsjahr ist außerordentlich gewinnbringend gewesen, insbesondere für zwei

Abteilungen, denen auch der einfache Kunstfreund seine Aufmerksamkeit zu schenken pflegt: Die Gemäldegalerie und das Kupferstichkabinett.

Von den neuen Bildern der Gemäldegalerie überragen zwei an Bedeutung alles andere, was in den letzten Jahren angekauft worden ist: Die Anbetung der Könige von Hugo van der Goes und die Ruhe auf der Flucht von Lukas Cranach. Man bedenke, daß es von dem ersteren Meister bisher nur zwei allgemein anerkannte größere Werke gab, den Portinari-Altar, der jetzt für immer der Galerie der Uffizien gesichert ist, und die Flügel eines Altarwerkes im Besitze des Königs von England, und daß der an Bildern der früheren niederländischen Schule so reichen Berliner Sammlung gerade dieser „eigentliche Dramatiker der ganzen Schule" noch fehlte, und man wird die Wichtigkeit der Erwerbung des aus dem Nachlaß der Infantin Maria Cristina von Bourbon stammenden Bildes und den Glückszufall, der sie ermöglichte, richtig einschätzen. Wäre das Werk z. B. auf die vorjährige Brügger Ausstellung gekommen, so würde es höchst wahrscheinlich für den drei- oder vierfachen Preis nach England oder Amerika gegangen sein. Die Darstellung hat etwas eigentümlich Bühnenmäßiges. An einer plastisch gebildeten Stange ziehen zwei alte, wohl Propheten darstellende Männer einen grünen Vorhang zurück und enthüllen ein idyllisches Bild: Von anbetenden Engeln umgeben knieen die Eltern an der Krippe. Rechts bietet sich uns ein Ausblick durch ein Fenster auf den Berg, auf dem die Hirten die himmlische Erscheinung gewahren, links sind schon zwei von ihnen herangestürzt gekommen, zwei andere folgen, von denen der eine die Flöte bläst, während der andere eifrig auf ihn einredet. Die Komposition in dem merkwürdig breiten und niederen Raume ist sehr sorgfältig, die Farben sind reich, wenn auch nicht sehr glänzend. Dem Portinari-Altar gegenüber ist der Realismus durchweg gemildert, die Engel und das Kind sind anmutiger, die Maria sogar von gewinnendem Liebreiz. Nicht minder köstlich und auch historisch nicht minder wichtig ist der kleine Cranach aus dem Besitze Konrad Fiedlers, der ihn aus der Sammlung Sciarra nach Deutschland gebracht hatte. Das 1504 gemalte Bildchen hat einen vollständigen Umschwung in der Beurteilung des altdeutschen Meisters herbeigeführt. Wußte man es früher in seinem Werke nicht recht unterzubringen, so stellt man es jetzt in den Mittelpunkt der Betrachtung als den Prüfstein für sein ganzes Können. Welche Bedeutung hätte er für die deutsche Kunst gewinnen können, wenn er nicht zum celerrimus pictor des Hofes, zum Bilderfabrikanten geworden wäre! Man weiß nicht, was man am meisten bewundern soll, diese so treuherzig beobachteten und wiedergegebenen Kinderfiguren, die sonnige Landschaft mit dem von Erdbeeren und Frühlingsblumen bedeckten Waldboden, der knorrigen Fichte und der freundlichen Ferne, diese Landschaft, die wie keine andere die ganze Poesie des deutschen Waldes zusammenfaßt, oder die Leuchtkraft der Farben, aus denen ein festliches Rot und ein gesättigtes Grün besonders hervortreten. Das Bild ist übrigens in der Springerschen Kunstgeschichte und an vielen anderen Orten abgebildet. Aus den übrigen Erwerbungen sei ein sehr charakteristischer kleiner Schongauer, der freilich neben dem Cranach etwas kalt und nüchtern wirkt, und ein großer Rubens (die Bekehrung des Saulus) hervorgehoben, der durch seine dramatische Kraft und die eigentümliche Art der Gruppierung um einen toten Punkt herum bedeutsamer ist als durch seine eigentlich malerischen Eigenschaften. Nicht vergessen sei endlich

ein ungemein duftiger, ganz impressionistischer Guardi, ein Ausblick aus einer Säulenhalle, in der sich eine bunte Menschenmenge drängt, auf die Lagune, wo sich ein Gewimmel von Kähnen um eine Tribüne drängt, von der soeben ein Luftballon aufgestiegen ist. Da Guardi 1793 gestorben ist und wir über die ersten seit 1783 gemachten Versuche der Luftschifffahrt ziemlich genaue Nachrichten besitzen, wird sich das Bild mit Sicherheit datieren lassen. Künstler wie dieser Venezianer werden erst dann in der Kunstgeschichte ihren richtigen Wert erhalten, wenn man sie weniger als Ausläufer der Renaissance denn als Vorläufer der modernen Kunst betrachtet.

Noch wichtiger als diese Erwerbungen der Gemäldegalerie ist die Bereicherung, die das Kupferstichkabinett im letzten Jahre erfahren hat. Handelte es sich dort um die Ausfüllung einzelner kleiner Lücken, so hier um die Ergänzung einer ganzen Abteilung, wie sie in diesem Maße kaum erhofft werden konnte. Nachdem nämlich in früheren Zeiten einige Gelegenheiten zum Ankauf berühmter Sammlungen verpaßt oder aus anderen Gründen nicht ergriffen worden waren, stand das Kabinett in dieser Hinsicht dem Louvre, den Uffizien, der Albertina und anderen Sammlungen gegenüber etwas im Hintertreffen. Durch die Erwerbung der Beckerathschen Sammlung ist hier nun ein ungeheurer Schritt vorwärts getan worden. Der Dank für diese kostbare Erwerbung gebührt ebensowohl dem Direktor Friedrich Lippmann wie dem früheren Besitzer, der sich seiner zum Teil fast unbezahlbar gewordenen Schätze unter höchst günstigen Bedingungen entäußert hat. Die Sammlung umfaßt nahe an viertausend Blatt. Obwohl die deutschen und niederländischen Schulen den Hauptteil ausmachen, hat man doch mit der Aufstellung der italienischen Zeichnungen begonnen, da hier die früheren Bestände die empfindlichsten Lücken aufwiesen. Die wichtigsten Blätter dieser Abteilung sind nun seit einiger Zeit und noch für mehrere Monate im Oberlichtsaal des Kabinetts in geschmackvoller Weise zu einer Ausstellung vereinigt worden, die in ihrer Schönheit und Reichhaltigkeit vom Publikum und insbesondere auch von den nach Berlin kommenden Fremden mindestens ebenso beachtet werden sollte wie jede gegen Entgelt zugängliche Kunstausstellung.

Am schwächsten sind unter den etwa zweihundert ausgestellten Blättern die Meister des 17. und 18. Jahrhunderts vertreten, am stärksten die des Quattrocento, und hier stehen wieder die Florentiner allen voran: Drei Blätter von Sandro Botticelli (Studien zu einem David und das kanaanitische Weib), mehrere der Brüder Pollajuolo, darunter eine prachtvolle Aktstudie des Antonio, Herkules den Bogen spannend, ein köstlicher Studienkopf für eine Madonna und vier andere Blätter von Filippino Lippi, der herrliche Kopf eines aufschauenden Engels von Verrocchio, Zeichnungen von Benozzo Gozzoli, Ghirlandajo, Lorenzo di Credi, mehrere Akte aus dem Kreise derer um Uccello und Castagno, endlich ein Blatt von Lionardo da Vinci. Dann kommen die Umbrer: Eine großartige farbige Studie mit nackten Gestalten von Signorelli, mehrere Blätter von Perugino, darunter ein unendlich lieblicher schwebender Engel, ein zarter Entwurf zu einem Madonnenbild von Fiorenzo di Lorenzo. Unter den Venezianern steht Gentile Bellini mit seinem Selbstbildnis für das große Prozessionsbild, einem zweiten charaktervollen Männerkopf und verschiedenen anderen Blättern an erster Stelle. Carpaccio ist mit einer figurenreichen Komposition und einem höchst zarten, in weißer Kreide auf rotgrundiertem Papier ausgeführten Frauenkopf

vertreten, Buonsignori mit einem Männerbildnis, Vittore Pisano mit einem Blatt mit Falken; Cima, Montagna schließen sich an. Ein wundervoller kleiner Hieronymus ist dem Mantegna zugeschrieben worden, von dem die Ausstellung außerdem eine köstliche Figur zu seinem Parnaß enthält. Nicht ganz so reich ist die Ausbeute an Blättern der ferraresischen und lombardischen Schule. Das interessanteste ist wohl eine sehr herbe Studie zu einer Caritas von Cosme Tura; nächstdem die Blätter von Ercole de Roberti und Vincenzo Foppa. Bramantino, Luini und der ganz besonders schön vertretene Gaudenzio Ferrari führen uns bereits in die Hochrenaissance hinüber. Hier fallen wieder zwei Florentiner Meister, Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto durch die Zahl und Bedeutung ihrer Werke zunächst auf. Michelangelo ist nur durch eine kleine Federzeichnung vertreten, da sein berühmter Entwurf für das Juliusgrab seines Umfanges wegen nicht ausgestellt worden ist. Aus Raffaels Werkstatt finden wir ein reizendes Bild mit Putten. Ganz außerordentlich ist der Reichtum an Werken der venezianischen Schule: Von Tizian die höchst geistreiche Kohlezeichnung einer Magdalena am Kreuzesstamme, von Giorgione drei Blätter, von Sebastiano del Piombo eine Studie für das Gemälde der Chigikapelle und mehrere Studien für die Farnesina, eine ganze Anzahl Zeichnungen von Paolo Veronese und Tintoretto. Endlich ist auch Correggio mit ein paar sehr schönen Blättern vertreten. So fehlt fast keiner aus der Reihe der großen Meister. Unsere Zeit aber, die ja gerade dem ersten künstlerischen Erfassen der Wirklichkeit oder den ersten Niederschlägen der Phantasie mit besonderer Liebe und besonderem Verständnis nachgeht, wird aus dieser Sammlung überreichen Genuß und Belehrung schöpfen.

Es erscheint fast vermessen, in einem Atem mit diesen höchsten Erzeugnissen des künstlerischen Genius von den Erwerbungen der National-Galerie zu sprechen. Da aber die meisten Besucher der Reichshauptstadt gerade zu diesem Museum ihre Schritte lenken, und da manche der modernen Bilder und plastischen Werke der Erwähnung selbst in diesem Zusammenhange nicht unwert sind, seien wenigstens ein paar Worte darüber verstattet. Das wertvollste unter den neuen Gemälden ist wohl das Bildnis des Malers Schuch von Wilhelm Trübner. Im schwarzen Anzug, die Zigarre in der Hand, sitzt der Dargestellte auf einem grünen Sessel neben einem Tisch, auf dem eine ebenfalls grüne, aber in einem etwas anderen Ton gehaltene Decke liegt. Wie sich nun aus diesem ungemein diskreten und vornehmen Zusammenklang von Grün und Schwarz die Fleischtöne, die weißen Manschetten und das rote Leder des auf dem Tische stehenden Hutes kräftig und doch in vollkommener Harmonie herausheben, das verrät eine Feinheit der malerischen Anschauung, wie sie damals außer Trübner nur noch Leibl in Deutschland besaß. Nicht ganz so befriedigend sind die beiden Bilder, die aus dem Nachlaß des bei dem Cranachbilde schon genannten feinsinnigen Kunstfreundes und Schriftstellers Konrad Fiedler in die Galerie gekommen sind. Das Bildnis der Frau Fiedler von Böcklin ist jedenfalls als Porträt und besonders in der Bildung des Halses und der Hände ein etwas fragwürdiges Kunstwerk. Glücklicherweise entschädigt die köstliche, an den Frühlingstag erinnernde Landschaft mit dem blühenden Obstbaum und dem hellen Birkenstamm vor dem leichtbewölkten Himmel, von dem sich der schwarze Hut so echt böcklinisch abhebt, wenigstens etwas dafür. Charakteristisch für den Meister ist das Bild

jedenfalls, aber bei der überhandnehmenden völlig kritiklosen Begeisterung ist es notwendig, auf die Schwächen hinzuweisen, damit der Beschauer nicht irre geleitet wird. Anselm Feuerbachs Ricordo di Tivoli, ein Mandoline spielender italienischer Knabe und seine jugendliche Zuhörerin, in einer hoheitsvollen, ganz auf kühle graue und grüne Töne gestimmten Landschaft ist eine wertvolle Bereicherung der Sammlung, da es den großen Maler von einer Seite zeigt, von der er bisher in Berlin nicht vertreten war, wirkt aber doch ein wenig frostig. Von den übrigen Bildern sind eine charakteristische Mondscheinlandschaft des Dresdener Vorromantikers Caspar David Friedrich, eine reizende Farbenskizze des bisher noch nicht vertretenen großen Koloristen Victor Müller, eine zarte Taunuslandschaft des Frankfurters Peter Burnitz und zwei prächtige Skizzen von Spitzweg hervorzuheben, von denen die eine, der Herr Pfarrer als Kaktusfreund, durch die Keckheit auffällt, mit der die Farbentupfen nebeneinander gesetzt sind. Außerdem sind Freilichtbilder von Dettman, Hans Herrmann, Otto Engel und Kallmorgen erworben worden. Die Porträtsammlung ist um vier Werke: Bildnisse des greisen Rückert von Bertha Froriep, des Malers Veit von Eduard von Heuß, Gneists von Reinhold Lepsius, des Bildhauers Begas von Lenbach bereichert worden; aus dem reichen Schatz von neuerworbenen Handzeichnungen hat man Blätter von Goethes Freund Kniep, von Schnorr, Spitzweg und Leibl und eine ungemein duftige aquarellierte Bleistiftzeichnung von Paul Baum zur Ausstellung ausgewählt. Von den Skulpturen ragen zwei Werke weit über die anderen hervor: Eine sprudelnd lebendige Porträtbüste des Belgiers Lagae und ein sitzendes Mädchen von Ruemann, bei dem besonders der Kopf, der Hals und der Ansatz des Rückens und der Brust mit einem Verständnis für die Form und einer Feinheit gearbeitet sind, die das Werk zu einer der vollendetsten Leistungen der letzten Jahre stempeln.

**Walther Gensel.**



# Von Königen, Bettlern und der verbotenen Narretei.

**(Hebbel: „Gyges und sein Ring". — Shakespeare: „Heinrich V." — Gorki: „Nachtasyl". — Dreyer: „Tal des Lebens".**

Es tut gut, zwischen dem Kommen und Gehen schnell vergessener Alltagsdramatik an Feiertagen sich alten Kunstbesitz neu zu erwerben. Nicht gerade häufig sind diese Feiertage. Doch dieser Monat brachte sie mit hohem Schauspiel. In unsere Königlichen Theater ist mit dem neuen Intendanten Königsdramatik eingezogen: Hebbels „Gyges und sein Ring", tief und fern leuchtend, und der sieghaft strahlende fünfte Heinrich Shakespeares.

Es hat einen großen Reiz, sich vor solche Werke, die scheinbar bekannt sind und doch beim Wiedersehen, gleichwie Beethovensche Symphonieen, immer

wieder neue Züge weisen, ganz unbefangen hinzustellen und Distanz zu gewinnen wie am ersten Tag.

Der Gyges lehrte und prägte Hebbels Bild mit einer fast erschreckenden Schärfe. Es schien, als hätte dieser Dichter nie unerbittlicher den unlöslichen Schicksalsring der Notwendigkeit geschmiedet. Medusisch erstarrend wirkt es, wie hier Menschen sich gegenseitig rettungslos in die eigenen Fühlfäden verstricken und unheilbar, tödlich verwundet in dem furchtbaren, unsichtbaren Kampf ihrer Innerlichkeiten zusammensinken.

Schicksalsdrama ist der Gyges. Aber nicht das äußerliche Spukschicksal mit Zufall und Vexierspiel regiert hier, sondern jenes geheimnisvolle, uns selbst verschleierte, das in dem Labyrinth der eigenen Brust wirksam ist.

Novalis sagte das tiefe Wort: Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffes. Aus uns selbst wächst das Schicksal. Unser Fühlen und Denken, das Zusammenspiel innerer Kräfte bestimmt den Weg, den wir gehen müssen. Nicht immer leben wir aber in unserer Schicksalsatmosphäre. Es gibt viele neutrale Tage, ja sogar Jahre, wo in gewissem Gleichmaß die Zeit hingeht und die Schicksalsfähigkeiten schlummern. Äußere Veranlassungen, Krisen, Lebenssituationen bringen dann aber plötzlich das Räderwerk in Bewegung, schaffen Reaktionen, Gefühlskristallisationen, Entschlüsse, über die sich der, der es erfährt, oft selber verwundert. Möglichkeiten erwachen in ihm, die ihm unbekannt sind. In diesen Schicksalsmomenten lernt er sein eigentliches Wesen kennen. Die Menschen, nicht im Normalzustand der täglichen Existenz, sondern in solchen Momenten gesehen, wenn ihr „Wesen“ in starke leidenschaftliche Bewegung gerät, wenn ihre „vie intérieure“ in Schwingung gebracht wird — das ist das Thema für seelenwißbegierige Dichter, für jene Spürenden und Schürfenden, denen kein Schacht zu abgründig. Und einer der verwegensten dieser Bergleute war Hebbel. Er bohrt sich so tief in die verstrickten inneren Gänge ein, in die Zentren des Fühlens und Denkens, daß er manchmal das Äußere, die Umwelt, das Leibliche seiner Personen mehr ignoriert, als es unseren modernen Sinnen für anschauliche, erdwurzelnde Gestaltung lieb ist. Hebbel destilliert die Gefühle, er ist ein Experimentator, der sie in chemische Prozesse bringt und ihr Wechselwirken mit gespannten Augen verfolgt. Und das subtilste dieser Experimente stellt wohl „Gyges und sein Ring“ dar.

Der Ring ist ein Zauberring, aus einem sagenumwobenen Heroengrabe stammt er, unsichtbar macht er den Träger. Ein Märchenrequisit scheint also bestimmend. Doch in Wirklichkeit ist dies Märchenrequisit nichts, das schafft oder Schicksale fügt, sondern es ist nur das äußere Vehikel, durch das die auch ohne sein Eingreifen vorhandenen inneren Wesenseigenschaften der handelnden Menschen, jene Eigenschaften unter der Bewußtseinsschwelle, ins Rollen gebracht werden.

Alles, was der Ring bewirkt und zur äußeren Tat macht, liegt im Keim in den Menschen vor. Der Ring bringt gewissermaßen nur den fruchtbaren Moment, er zieht die Schicksalsatmosphäre über die Häupter zusammen. Und gleichzeitig dient er, die Absicht des Dichters symbolisch zu verstärken. Er bedeutet das Streben über die den Menschen gesetzten Grenzen hinaus, nicht nur ein Streben „über die Kraft“, auch ein Streben über die Sitte.

Kandaules, der Lydier König, der Heraklesenkel, empfängt ihn als Gabe von seinem Freund, dem Griechen Gyges. Doch der letzte Nachkomme alter

Heroen ist diesem übermenschlichen Besitze nicht gewachsen, ein Halber ist er: die alten Bräuche und die alten Zeichen, die in Jahrhunderttradition lebens- und reichserhaltende Bedeutung gewonnen haben, tut er lächelnd ab, aber neue Kräfte an ihrer Statt zu schaffen, vermag er nicht. Etwas Entwurzeltes ist in ihm, er ruht nicht in sich fest, der Zweifel nagt an ihm; zu sehr hängt er innerlich von der Meinung der anderen ab. Er glaubt der eigenen Herrschaft und dem eigenen Glücke nicht, wenn sie ihm nicht ein anderer bestätigt. Dunkel, unbewußt geht das in seinem Inneren vor. Schicksalsbestimmend wacht es in dem Moment auf, da er den Ring erhält. Nun kann er etwas versuchen, was ihn lang gequält, nun kann er die Probe machen, ob die scheu sich vor dem Licht und der Öffentlichkeit bergende Schönheit seines Weibes Rhodope wahrhaft unvergleichlich und beneidenswert. Und von unwiderstehlicher Zwangsvorstellung gepackt, erfüllt er sich sein Gelüst. Den Gyges führt er, gedeckt durch die Macht des Ringes, in das Schlafgemach der Königin, sich an seiner Bewunderung zu weiden. Der Ring hat damit seine Schuldigkeit getan, er hat gewisse Rapporte geschlossen, alles weitere ergibt sich, ohne jedes Eingreifen äußerer Mittel, aus den Charakteren.

Eine Unheilssaat geht nun in den Seelen der Betroffenen mit rasender Schnelligkeit auf. Diese Nacht hat alles unwiederbringlich verwandelt. Gyges, der wie ein leichtsinniger Jüngling sich auf das Abenteuer eingelassen, ist von der wehrlos seinen Augen preisgegebenen Frauenschöne wie von einem Blitz getroffen. Er wird wissend. Das Gefühl todwürdigen Frevels erdrückt ihn, und gefühlsverwirrend mischt sich darein rasende, unbändige Leidenschaft; gefühlsverwirrt weiß er nicht, möchte er Rhodopen wiedersehen oder möchte er sie nie gesehen haben. Aus dem verstörten Spiegel dieses Jünglingsantlitzes erkennt nun auch Kandaules, daß ohne sichtbare Zeichen eine schwere, unheilschwangere Schicksalskatastrophe über ihnen hängt. Ein Unaustilgbares steht trennend nach diesem Erlebnis zwischen den Männern. Das schlimme Gewissen fluchwürdiger Tat macht ihre Augen scheu voreinander. Haß und Mißtrauen wachsen schlangengleich zwischen den ehemaligen Freunden auf. Solche innerliche Verwandlungen in fast unmerklichen Übergängen fühlbar zu machen, darin ist Hebbel Meister.

Die erste Etappe dieser Kunst ist das aber erst. In nadelspitzer Steigerung führt er die Komplikation und er verspinnt die Menschen in unsagbar feine, aber unlöslich, wie das Netz des Vulkan, ineinander verklammerte Gedankenketten. Und schließlich stehen auf steilem, schwindelndem Grat zwischen Abgründen drei Menschen sich hoffnungslos gegenüber: Rhodope, die in langsamer Erkenntnis das Entsetzliche begreift, die in den beiden Männern ihre Mörder sieht, und die dabei noch den verwirrenden Zwiespalt leiden muß, daß der Fremde in der Erkenntnis seiner Tat ihrem Fühlen näher steht, als der Mann, dem sie sich einst gläubig als Gattin anvertraut; Kandaules, der Gyges liebt und Rhodope liebt und der sie beide verloren; Gyges, der mit der Hälfte seines Wesens auch noch an dem König hängt und ihn entlasten möchte, während es ihm selbst gewiß wird, daß seine Leidenschaft nach Rhodope schreit und daß er Kandaules hassen müßte.

In dieser Szene kommt auch das zum Ausdruck, was an Hebbel am bewunderungswürdigsten erscheint: sein tiefes, sicheres, menschliches Verstehn, ohne Aburteilen. Kein weichliches Beschönigen bringt er, aber er gibt uns den Eindruck: alles mußte notwendig so kommen, wie es kam, und über niemanden kann der Stab gebrochen werden. Mit stillen Mitteln erreicht er es, daß zwischen den

Menschen, die sich nun ohne Gnade aus dem Zwang ihres Wesens zerstören müssen, ein leiser, unbewußter Hauch gegenseitigen Mitgefühls schwingt. Sie grüßen sich unmerklich wie Gegner vor dem letzten Gange und dann nimmt gefaßt ein jeder sein Geschick auf sich. Gyges tötet auf Rhodopes Befehl den König, und der bietet ihm selbst die Brust in dem Kampf. Und Rhodope tritt mit Gyges an den Altar, damit sie durch die Vermählung mit dem, der sie hüllenlos gesehen, von ihrer Schmach gereinigt werde. Und nun entsühnt, ersticht sie sich.

Von Gyges sagte Grillparzer bewundernd: „Wie ist das filtriert, wie ist das filtriert!" Dies Werk ist schon absoluter Extrakt von Gefühlen und Gedanken, fast zu dünn weht hier die Luft. Die Probleme, die Begriffe sind schärfer gefaßt als die Menschen. Es ist weniger die Arbeit des Plastikers als das haarfeine Gespinst eines überwachen Intellekts, der für die minutiösen, auf die unmerklichsten Schwankungen empfindlich reagierenden Präzisionsinstrumente seiner inneren Sinne sich die Objekte sucht.

* * *

Fleisch und Blut in lebendiger Herrlichkeit lacht dafür in der Shakespearewelt. Zwar ist der fünfte Heinrich nicht von der freien Unbefangenheit manch anderen Königsdramas, er hat etwas unterstrichen Chauvinistisches, er ist ein patriotischer Hymnus und er kontrastiert wenig ritterlich den Engländer, als tapfer, fromm und demütig, mit dem Franzosen, dem Renommisten und Schwächling. Aber jenseits dieses Einwandes genießen wir in diesem schimmernden Spiel eines der liebenswürdigsten Königsporträts, die der Dichter gezeichnet. In der Fülle vielfältiger Menschlichkeit stellt er ihn hin. Er ist ein Mann, aus tollen Jugendstreichen zu betrachtender milder Reife erwachsen, durch die Festigkeit seines beherrschten Wesens sprüht noch manchmal ein Funke der alten Prinz-Heinz-Schalkheit. Hoheit und echter Adel ist um ihn, und in seiner Brust ein bewegtes menschliches Herz. In der tönenden Stille der Nacht, unter dem weiten Himmel inmitten der Zelte des Heerlagers belauschen wir tiefe Selbsteinkehr, ein König faßt sein Geschick ins Auge:

> O harter Stand,
> Du stolzer Traum,
> Der listig spielt mit eines Königs Ruh',
> Ich, der ich's bin, durchschau' dich . . .

Doch ein Gefestigter trägt er sein Los.

Voll großer Einfachheit und schlichter Liebenswürdigkeit des Herzens, von Pose fern, gibt er sich den Seinen, Soldat unter Soldaten: „Wir sind nur Krieger für den Werkeltag." Gefahr und Wagen berauschen aber seine durstige Seele, und im Überschwange stolzen Hochgefühls, des Freiens um Ruhm und Tod, ruft er aus:

> Wir wollen nicht in des Gesellschaft sterben,
> Der die Gemeinschaft scheut mit unserm Tod.

Doch sind solche Momente gesteigerten Lebens vorbei, dann kann der gleiche Mund heiter lachen wie ein Kind, und der König als Freier um die französische Prinzeß ist wie ein kecker, lustiger Junge, der über die Mauer springt und höchst unzeremoniell sein Mädchen in den Arm nimmt.

Die Heinrich-Aufführung im Schauspielhaus gab einen neuen Shakespeareeindruck durch die Prologe, die hier zum erstenmal aus den Buchversen zum

Leben erweckt und gesprochen wurden. Sie verdienen es, sie sind lebendig wie wenige Prologe. Eine Bilderreihe in lyrischem Rahmen stellen sie dar, dramatisch bewegt und ausgestattet mit einem Reichtum des Details, daß sie mit den genrehaften Prospekten, die sie aufrollen, zu Shakespeares Zeit phantasiebeflügelnd völlig die Dekoration ersetzen konnten und heute dem Regisseur anregende Vorstudien zur szenischen Behandlung geben.

Die Londoner Straßen, die der Krieg entvölkert, dehnen sich; die Flotte sehen wir segelgeschwellt über die Fluten ziehen, eine schwimmende Stadt — ein Bild gleich den verblaßten Armada-Gobelins in Hamptoncourt bei London —, die Schiffspfeifen schrillen und das hanfene Tauwerk ächzt; schließlich das Nachtstück voll dämmernder Stimmung: Heinrichs Feldlager vor der Schlacht, — Wacht- und Postenflüstern, der Schein der Feuer in der Runde, durch deren „bleiche Flammen ein Geschwader des andern bräunlich überfärbt Gesicht" sieht; Wiehern der Pferde zerreißt die Stille und der dumpfe Hammerschlag geschäftiger Waffenschmiede, die die Rüstung nieten, endlich Frühlichts Anbruch mit Hähnekrähn und Glockenschlag, der Tag der Königsschlacht . . .

* * *

Aus den Höhen dieser Königsdramatik steigt man mit Gorki in die „Tiefen des Lebens". Das ist der Untertitel seines neuen Werkes, des „Nachtasyls".

Nach den „Kleinbürgern" ist es das zweite Drama dieses russischen Dichters, dessen Kunst in der Novelle zwingender schafft, als in der Bühnenarbeit. Durch die szenische Reproduktion im „Kleinen Theater" voll stark erregender Wirklichkeitsillusion hat aber dies neue Werk einen packenderen Eindruck gemacht als das kleinbürgerliche Drama.

Es gibt, kann man sagen, mit absolut realistischen Mitteln symbolische Stimmungswirkung. Es zeigt ohne Pathos, ohne Anklagen, ohne Verteidigung menschliches Inferno, den Abgrund, in den die Untersten der Unteren rettungslos hinuntersinken. Nicht das Interesse für die Einzelgestalt und das Einzelgeschick wird aufgerufen, sie gehen in der Masse unter, niemand fragt ihnen nach, aber die Masse bleibt, die Gemeinschaft der Verlorenen, der Gewesenen, „les misérables", unaufhörlich ergänzt sie sich. Nichts regt diese Welt mehr auf, andere Begriffe, andere Distanzen gelten hier, und das wird uns nun — gleichsam als ethnographische Merkwürdigkeit, als Abbild eines fremden Volksstamms gezeigt.

Ein Kellerloch, klüftig und winklig, mit trüber Fensterluke und steiler Treppe liegt da, man fühlt mit lastendem Druck das Unterirdische, Lichtverbannte. Im fahlen Halbdunkel schwimmt der Raum, und durch das schwelende Grau ist wie ein Gehen und Kommen von Schatten.

Und das ist eigentlich der Inhalt des Stückes, als Stimmungswert ausgedrückt: ein Gehen und Kommen verdammter Schatten im ewig lichtlosen Grau. Das Gefühl der Unentrinnbarkeit, der Monotonie, des Nie-anders-werden-könnens will Gorki geben.

Mancherlei geschieht in den Akten, Ereignisse, die oben auf der Oberwelt im Licht, einschneidend, katastrophisch wirken würden. Menschen sterben, eine sieche Frau verröchelt ihr Leben, während Betrunkene am Tische johlen; Mord und Totschlag geschieht, der wucherische, schurkische Herbergswirt wird erschlagen, der Mörder ist der Liebhaber der Wirtin, schmutziger Handel ging der Tat voraus; der verkommene Schauspieler, der seine letzte fixe Rettungsidee ver-

pfuscht sieht, hängt sich auf. Daneben auch scheinbar Milderndes: als kurzer Gast geht in dem Asyl ein alter Pilger voll gütiger Lebensweisheit auf, der sokratisch die Verwilderten zu gewisser Einheit mit sich selbst führen und ihnen das selbst in diesem Elend noch mögliche Lebensgleichgewicht geben will. Es ist die echt Gorkische Gestalt voll der Einfaltsweisheit, die das Leben überwand und der nun nichts mehr geschehen kann. Aber all das, das Katastrophische und das milde Licht jenes Pilgertrostes ist nur wie eine ganz flüchtige Welle an der Oberfläche dieser Welt. Im dritten Akt geschieht der Mord, ein Chaos von Leibern wälzt sich, Pfiffe kreischen, Rufe der Wut und der Angst gellen, ein Toter liegt da, sein Weib schreit Triumph über der Leiche, ein Mensch wird abgeschleppt, der Strick ist ihm sicher oder Sibirien; im Tumult verschwindet sacht der Pilger. Und im nächsten Akt, wenig später, liegt das alles schon weit zurück. Alles ist in diesem Abgrund auf dem alten Fleck, für die, die fort sind, kommen neue; keiner fragt den Verschwundenen nach — Geburt und Grab ein ewiges Meer.

Dieser Stimmungseindruck: verlorene Menschen, im Nebel irrend, ohne Ausweg, das scheint mir das wesentliche an dem Stück. Nicht die Einzelheiten des Bildes sind die Hauptsache, sondern der zusammengeballte Gesamteindruck der Szenen. Der einzelne ist eigentlich nur Statist. Ziemlich typisch ist seine Charakteristik, sogar etwas schematisch wird der verkommene Baron, der ehemalige Schauspieler, der Gewohnheitsverbrecher, die sentimentale Dirne, der Bettler aufgestellt. Sieht man sie einzeln an, so verblassen sie. Sie haben eben kein Einzelschicksal mehr, auf dem Grunde dieses Trichters gilt die Person nicht, nur mehr eine dumpfe Masse ist's, die dauernd abbröckelt und dauernd nachwächst in stumpfer Gleichgültigkeit. Sollte Gorki das gemeint haben, so wäre ihm dieser Eindruck restlos gelungen; es kommen aber auch Stellen vor, die ähnlich wie die Novellen doch mit den Lebensproblemen sich abmühen, vor allem in den etwas breiten Pilgertraktaten scheint Gorki mehr als nur Stimmungsimpression geben zu wollen und Weltanschauung zu verkündigen. Dadurch, daß dies sehr absichtlich geschieht, fast ad spectatores, dann aber wieder ganz fallen gelassen wird, kommt etwas Zwiespältiges in das Werk.

* * *

Eine sehr merkwürdige und drollig unfreiwillige Rolle spielt die Zensur in der Kunst. Ihre Spezialität ist's, auf meistens unbeträchtliche Dinge das Augenmerk aller zu lenken, Schriftstellereien, die man manchmal gar nicht diskutieren würde, in den Bereich ernsthafter Debatten zu bringen. Und der Kritiker kommt dadurch in die Lage, belanglose Stücke, die die Zensur mit ihrem Bedeutungsstempel versehen, plötzlich feierlicher nehmen zu müssen, als es sonst nötig gewesen wäre.

Eine zureichende Probe auf das Exempel ist die Dreyer-Affäre. Dreyer hat unter dem unglaublich stillos-pathetischen Titel „Das Tal des Lebens" eine sehr derbe Burleske verfaßt, die nicht mit humorvoller Charakteristik, sondern mit Witzen — einer jagt den andern — operiert, mit Eindeutigkeiten und dramatisierten Simplizissimusszenen. Sie hat für den, der das Genre mag, manch kecke Pointe und überbietet schließlich in ihren Einfällen die Cochonerieen der Trikotpossen nicht. Die Witze sind manchmal besser, aber das „Kunst"niveau ist das gleiche. Das Stück wäre, nach dem Auslesemaßstab, der für diese Referate gilt, kaum hier in Betracht gekommen. Nun macht die Zensur einen Märtyrer aus

dem braven Dreyer, nicht weil er Cochonerie getrieben, sondern weil er sich an längst verblichenen Serenissimusvergangenheiten vergreift, die Vaterschaft eines ansbach-bayreuthischen Markgrafen ironisiert und eine groteske recherche de la paternité, die „nicht ins Volk bringen dürfe", anstellt, und weil er in diesen kritischen Zeiten, wo doch tagtäglich mehr als genug aus der Wirklichkeit „ins Volk dringt", auf der Bühne eine junge Fürstin zeigt, die sich unter dem Zeremoniell langweilt und einem starken Zug zum starken „Sohn des Volkes" nachgibt. Einen Märtyrer macht die Zensur, hängt ihm ein Schloß vor den Mund und sperrt seiner gewinnbringenden Beschäftigung die Theater, und nun muß man die Affäre des Witzbolds, der sich mehr am Geschmack als an der Majestät versündigt, gar noch ernst nehmen und über sie mehr Worte verlieren, als sie verdient.

Die Zensur ist wirklich ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft . . . **Felix Poppenberg.**



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Nemesis divina.

Am 10. Januar ds. Js. waren es 125 Jahre, daß Karl von Linné, der große Naturforscher und Begründer des natürlichen Pflanzensystems, zu Upsala gestorben ist. Er hat u. a. auch eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst und seine Lebenserfahrungen hinterlassen, die er auf ungefähr zweihundert Oktavblättern geschrieben hatte. Ihr Inhalt sollte gleichsam als das Testament eines sterbenden Vaters an seinen Sohn gelten. Dieser handschriftliche Nachlaß des berühmten Mannes war nach dem Tode seines Sohnes, des ebenfalls als Botaniker hervorragenden Karl von Linné, verschwunden (1783), und man hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, jemals einen Einblick in die interessanten Aufzeichnungen gewinnen zu können, als sie unvermutet unter dem Nachlasse des Dr. Acrele, eines Freundes des jüngern Linné, zum Vorschein kamen. Sie wurden der Universität Upsala ausgeliefert und dortselbst 1823 von dem Literaturforscher Arvid August Afzelius veröffentlicht.

In der Einleitung des Manuskriptes erteilt Linné seinem Sohne eine Anzahl von Lebensregeln und gibt seiner Anschauung über Gott und Welt in schlichter und frommer Weise deutlichen Ausdruck.

So sagt er:

„Du siehst, daß die schönsten Lilien vom Unkraut erstickt werden." —

„Das Schicksal ist Gottes Urteil, vor welchem kein Entfliehen."



„Alle wollen glücklich werden; wenige vermögen es. Willst du glücklich werden, so wisse, daß Gott dich sieht! Hüte dich vor Totschlag! Keine Sünde kann vergeben werden, deren Folgen nicht aufgehoben werden können. Beim Mord kann das nicht geschehen, er kann also nicht vergeben werden (außer durch gleiche Strafe)."

„Glaubst du nicht der Heiligen Schrift, so glaube wenigstens der Erfahrung!"

Bei all seiner kirchlichen Gläubigkeit hatte sich Linné ein eigenes philosophisches System zurechtgelegt, das betreffs des Glaubens an die Bedeutung der Träume, an Ahnungen, an Geistersehen u. dgl. manchmal an Schopenhauer, manchmal an Theophrastus Paracelsus erinnert. So scheint Linné geglaubt zu haben, daß, gleichwie dem Körper der Schatten folgt, auch der Seele ein solcher beigegeben sei. Dieser ist der Seele Schutzengel, wenn sie edel und rein; belastet sie aber Unrecht oder gar Verbrechen, so führt sie dieser Schatten ins Unglück und der verdienten Strafe entgegen. Gleichzeitig setzt sich dieser Schatten durch Ahnungen in Rapport mit dem Menschen. Zu vollständigen Offenbarungen wird dieser oft nur lose unterhaltene Rapport in den Warnungen des „zweiten Gesichts".

Zu dem Kapitel der Prophezeiungen erzählt Linné folgendes aus seiner eigenen Jugend:

„Ein armes, kränkliches Frauenzimmer ging von Gehöfte zu Gehöfte, um einen Dienst zu bekommen. Man glaubte, daß sie wahrsagen könne. So sagte sie auch zu meiner Mutter, der Pfarrhof (Linnés Vater war Pfarrer zu Råshult in Småland) sei in Feuersgefahr. Meine Mutter wurde ängstlich. Da sagte die Wahrsagerin: ‚Bittet Gott, so schiebt er's auf in eurer Zeit!' — Der Hof brannte gleich nach dem Tode meiner Mutter ab."

„Mein Bruder Samuel war auf der Schule zu Wexiö und witzig. Ich, der ich für dumm gehalten wurde, war eben nach Lund gekommen. Alle nannten meinen Bruder ‚Professor' und prophezeiten, er würde ein Professor werden. Sie (die Wahrsagerin), welche keinen von uns beiden gesehen hatte, begehrte etwas von unseren Kleidern zu sehen und äußerte dann über Samuel: ‚Der wird Prediger', von mir: ‚Der wird Professor, reist weit, wird bekannter als irgend einer im Reich', und schwur darauf. Meine Mutter, um sie zu hintergehen, zeigte ihr eine andere Kleidung, sagend, diese gehöre meinem Bruder. ‚Nein', antwortete sie, ‚die gehört dem, der Professor werden und weit weg wohnen wird.'"

Wie oft mag die schlichte, fromme Pfarrersfrau von Råshult sich dieser prophetischen Worte erinnert haben, als der Ruhm ihres Sohnes die weite Welt durchdrang und er selbst in der Fremde seine größten Triumphe feierte.

Linné erzählt auch von der Prophezeiung, welche General Kronstad durch Punktierung für König Karl XII. gemacht hatte und die besagte, daß der König vor Schluß des Monats fallen werde. Selbstverständlich hatte der General nur wenigen vertrauten Freunden von der Sache erzählt. Am 30. November 1718 kam einer der Herren zu Kronstad und erinnerte ihn lächelnd, daß der letzte des Monats wäre, der König aber noch lebe. Kronstad antwortete ihm sehr ernst: „Dem sei wohl so, doch wäre immerhin der Monat noch nicht zu Ende." — Und in dieser letzten Nacht wurde der König erschossen — wie Linné hinzusetzt: „wahrscheinlich vom französischen Oberst Sichat".

Einen Traum, welcher ein Ereignis von hoher politischer Bedeutung voraus verkündigte, erzählt Linné wie folgt: „Die Revolte der Prinzessin Elisabeth in Rußland war auf die Mitte des Jannar 1743 festgesetzt und darum wurde unsere (die schwedische) Armee unter Levenhaupt nach Finnland geschickt; aber der Hauptzweck wurde geheim gehalten. Die russische Regierung war genötigt, ihre Garde gegen die Unseren zu schicken, und gerade auf diese verließ sich Elisabeth. Dennoch wurde Elisabeth gezwungen, die Sache zu beschleunigen. Den Tag, ehe die Garde marschieren sollte — 1741, den 21. Oktober — träumt Graf ...., der damals aus Livland nach Stockholm gekommen war, daß der Informator seiner Kinder zu ihm gekommen und berichtet habe, Elisabeth sei durch Revolte auf den Thron gestiegen. Er spricht mit verschiedenen hievon. Der Reichsrat Andreas v. Stöpken, der den Anschlag kannte, wird bange, daß die Sache zu zeitig transpiriert sei, ruft den Grafen zu sich, fragt, ob er so gesagt und geträumt habe? Er bejaht. Da rät ihm Stöpken, um Gottes willen nicht davon zu reden, denn es könne ihm zu Hause den Kopf kosten. Acht Tage darauf erhielt man die Nachricht, daß die Revolte vorüber und Elisabeth auf den Thron gehoben worden sei."

Aber auch einige kleine Geschichten, bei denen man das „Gruseln" lernen kann, erzählt Linné. Obwohl seine Gattin eine große, starke Frau von ausgesprochen realistischer Denkart war, mit sehr materiellen Neigungen und keineswegs zartem, sensitivem Nervensystem, hörte sie doch, nach eigener Aussage, sehr oft — etwa eine halbe Stunde, bevor Linné in Wirklichkeit wieder in seine Behausung zurückkehrte, dessen Tritte in seinem Zimmer, das Schließen der Türe 2c. Auch andere Personen vernahmen all das; zu diesen pflegte sie dann ganz ruhig zu sagen: Sie wisse jetzt, daß ihr Mann in einer halben Stunde nach Hause kommen werde — was auch jedesmal pünktlich eintraf.

„Um 12 Uhr in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Juli 1765", schreibt Linné, „hört meine Frau, daß jemand lange und mit schweren Tritten in meinem Museum auf- und abgeht. Sie weckt mich. Ich höre es auch sehr gut, obgleich ich wußte, daß niemand dort, daß die Türen verschlossen waren und der Schlüssel bei mir. Nach einigen Tagen erhalte ich Notifikation, daß mein besonderer, vertrautester Freund, der Kommissär Karl Clerk, zur selben Stunde gestorben war und wahrlich, der Gang war dem seinigen so gleich, daß ich, wenn ich in Stockholm ihn gehört, Clerk am Gang erkannt haben würde."

„Nisell, Propst in Filipstad, hatte viele Kinder. In einer Nacht sieht seine Frau ein Kind hereinkommen und ein weißes Tuch in das Fach der 14jährigen Tochter legen. Die Frau spricht zu den Kindern: ‚Schlaft ihr?' Das 14jährige Mädchen antwortet: ‚Nein, ich sah soeben, wie das kleine Kind mein Leichenhemd in mein Fach legte.' — Tags darauf geht dieses Mädchen, den Informator zum Mittagessen zu rufen, und sagt zu ihm: ‚Dort sitzt eine Elster auf dem Hofe, schieß die!' Der Informator nimmt die Büchse und, wie er geht, springt der Hahn nieder, der Schuß trifft das Mädchen, welches stirbt." (Professor Nisell, vermutlich ein Bruder des Propstes, hat die Wahrheit hievon bezeugt.)

Als eine Warnung des Schicksals ist folgendes bezeichnet:

„Ein Unbekannter speist in dem Wirtshause zu Dio (nahe bei Linnés Geburtsort), wohin auch ein reisender Kriegsmann kommt. Während er auf das

Pferd wartet, bittet ihn der Wirt einzutreten. Aber er vermochte die Gegenwart des unbekannten Gastes nicht zu ertragen, geht deshalb hinaus — im dichtesten Regen stehend. Der Wirt ladet ihn wiederholt ein, einzutreten, doch muß der Kriegsmann wieder herausgehen. Da der Wirt nach der Ursache frägt, antwortet er: ‚Es ist mir unmöglich, den andern Gast zu ertragen.‘ — Der Wirt fragt alsbald den Unbekannten: ‚Was gibt's zwischen Euch und dem Reisenden, daß er Euch nicht ertragen mag?‘ — Der Unbekannte antwortet: ‚Ich habe ihn nie gesehen, noch ein Wort zu ihm geredet.‘ Beim Weggehen sagte er zu dem Reisenden: ‚Nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht mein Sohn werdet!‘ — Der Unbekannte war ein Scharfrichter, und ein halbes Jahr darauf fiel der Kopf des Reisenden unter seinem Beile.“

Hier hat man es mit jenen rätselhaften Antipathien zu tun, die so oft bei dem ersten Sehen und Bekanntwerden mit fremden Personen in geringerem oder stärkerem Grade sich bemerkbar machen. Fern sei es von mir, dem Aberglauben gewisser Leute, die auf dergleichen Antipathien und Sympathien, Träume, Prophezeiungen 2c. schwören, noch Vorschub zu leisten. Sicher und unbestreitbar aber ist, daß all diese Dinge zu den nur scheinbar gelösten Problemen gehören.

Von Beispielen für Strafgerichte Gottes hat Linné eine reiche Sammlung angelegt, aus der ich nur einige Beispiele herausheben will, da der Raum ein Mehr nicht verstattet, andrerseits aber gerade die Darstellung durch die Feder des großen Gelehrten an originellem Reiz verlieren würde, wollte man diese kleinen Geschichten umschreiben.

„Die Erzählung von einer rächenden Nemesis. Kyronius, Ratsherr von Upsala, erhielt Bürgermeistercharge, ist witzig, listig, liberal, freigebig, aber im Handel gefährlich. Gaseus, Priestervikar, borgt von ihm 3000 Taler, bezahlt sie endlich, begehrt den Revers zurück. Er sucht lange danach, sagt, es sei gleichviel; endlich findet er ein Stück Papier, welches er zerreißt, äußert, es sei der Revers. Aber nach zwei Jahren requiriert er aufs neue die 3000 Taler! Seinem Vater beweist er ein undankbares Gemüt (lebt in hohem Grad unzüchtig), klagt 1741 den Bürgermeister Herkepaeus wegen seiner Rede über die Stände an, wird 1746 Reichstagsmann für Upsala unter vielen Künsten, denn die Stimmen reichen knapp zu. Im Bürgerstand wird er so mächtig, daß keine Beförderung ohne ihn geschieht. Wird deshalb „Staatssekretär“ genannt. Alle müssen ihn bestechen; nimmt von einem 6000 Plater (à 16 Schilling schwedisch Reichsgeld), hilft aber nicht; wird extrem, hochmütig, verführt Broms Tochter, obschon verheiratet. Erhält Anwartschaft zum Bürgermeister, doch die Freiheit der Bürgerschaft bei der Votierung vorbehalten, welche Worte er bei der Expedition wegläßt.

Darüber wird eine Kommission von armen Assessoren über ihn niedergesetzt, an welche er all sein ungerechtes Gut ausbeuteln muß, unter ihnen Voltemar, dessen Vater er oft geschunden — kommt nach Hause, spricht über die Stände auf dem Rathaus, gerät in dasselbe Labyrinth wie Herkepaeus, der ihn nun angibt. Vox populi, vox Dei: Kreuzige, kreuzige ihn!

Nach Hause gekommen, kann er nicht schlafen, begehrt meine Hilfe. Ich kann nicht helfen, denn er fürchtet sich vor Opium. Nein, sagt er, ich habe in Stockholm Opium genommen wie ein Türke; das hilft mir nichts. Ich ordiniere gewöhnliche Dosis; er gibt's in vielfacher Dosis seiner kranken Frau, sie zu töten und Mamsell zu bekommen. Es wird entdeckt; sein Schwiegersohn, D. Celsius

der Jüngere, legt dem Kyronius vor, entweder in 24 Stunden aus dem Reiche oder auf das Schloß in Arrest zu gehen. Er sammelt in einigen Stunden sein Gut und reist nach Kopenhagen, spricht dort gegen die schwedische Regierungsweise, wird ausgeliefert, nach Stockholm geführt, entkommt aber nach Deutschland und geht von all den Seinigen weg, wie der Spatz vom Zweige."

Nimmt sich das in Linnés kurzgefaßter, beinahe fragmentarischer Erzählungsweise nicht aus wie der flüchtig skizzierte Stoff zu einer Kriminalnovelle?

Noch tragischer ist das Schicksal Hornwolffs, eines Jünglings, der um ein Assessoramt in Åbo nachsucht. Er kommt gleichzeitig mit einem armen Distriktsrichter, der sehr viele Kinder hatte und schon oft auf der Wahlliste gestanden. Der König hatte Gnade für den Alten, der allen unbekannt, weder Freunde noch Protektoren besaß. Der letzteren konnte sich dagegen Hornwolff erfreuen, und diese waren gewissenlos genug, den Distriktsrichter so zu verleumden, daß endlich Hornwolff den Dienst erhielt. Der Schlag trifft den armen übergangenen Familienvater schwer, und er fleht die Vergeltung Gottes auf das Haupt seines intriganten Nebenbuhlers bei einer zufälligen Begegnung herab. Hornwolff, der sich sicherlich nicht allzuviel aus dieser Beschwörung gemacht, reist im Winter darauf von Stockholm nach Åbo. Das Fahrzeug aber, auf dem er sich befindet, gerät zwischen das Eis, und da alle davon überzeugt sind, daß sie sich in der größten Lebensgefahr befinden, springt Hornwolff, nur an die eigene Rettung denkend, in ein Boot, wohin ihm noch ein anderer folgt, kappt die Taue und irrt nun verzweifelnd sechs Tage auf der trostlosen Wasserwüste umher.

Der Mund der Toten konnte die Geschichte der erduldeten Qualen nicht mehr erzählen, als sie endlich mit ihrem Boote an der gothländischen Küste strandeten. Man erriet die Leiden aber, denn alles Eßbare, sogar das Lederzeug, welches sich in dem Boote befunden, war in der Hungersnot, welche die beiden ausgestanden, benagt oder verschlungen worden. Ja in dem krampfhaft geschlossenen Munde Hornwolffs steckte seine mit so schlechten Mitteln errungene Vollmacht (Ernennungsdekret)! Das Schiff, von dem sie in blinder Angst geflüchtet, ward jedoch mit all seinen Passagieren gerettet.

Der Anschauung Linnés gemäß konnte der Mord, wie eingangs erwähnt, nur durch einen ebenso gewaltsamen Tod gesühnt werden. Er hält sich hier an den Wortlaut der Bibel: „Wer mit dem Schwerte sündigt, soll mit dem Schwerte umkommen."

Als Belege für seine Auffassung hat Linné noch einige Beispiele gesammelt:

„Ein Schwiegersohn mordet seinen Schwiegervater mit 3 Kugeln, die er ihm durch den Leib schießt; kann nicht überwiesen werden, bekommt aber wenige Jahre darnach 3 Krebsgeschwüre an derselben Stelle des Leibes und erleidet den schmerzlichsten Tod."

„Ein anderer wieder, und zwar der Sohn eines vornehmen Mannes, schlägt auf dem Eise aus Übermut einen Bauern tot, geht frei von der Anklage aus, vorgebend, der Bauer habe sich selbst an seinem Fuhrwerk gestoßen; ertrinkt aber in einem Loche im Eise an der nämlichen Stelle, wo der Mord geschehen, im nächsten Jahre."

„Noch merkwürdiger ist folgende Begebenheit: Ein Bauer in Tavastehuus pflegte reisende Fremdlinge zu morden; ein solcher kehrt bei ihm ein, erhält ein

Lager angewiesen, hat aber in der Nacht den Einfall, herauszugehen, um nach seinem Pferd zu sehen. Der Sohn des Bauers legt sich schlaftrunken auf den Platz des Fremden. Um ihn nicht zu wecken, nimmt der Fremde den seinigen ein. Der Bauer kommt in der Nacht herein, mordet seinen eigenen Sohn, wird entdeckt und leidet seine Strafe."

Zum Schlusse mag hier noch eine Geschichte mitgeteilt werden, die zugleich einen schätzenswerten Beitrag für das Studium der Kultur- und Rechtsverhältnisse im damaligen Schweden liefert.

„In Norwegen geschah ein Mord, woran drei teilhatten. Da keiner überwiesen werden konnte, der eigentliche Mörder zu sein, mußten sie losen (!), welcher den Kopf verlieren sollte.

Das Los fällt auf den Unschuldigsten, welchem der König das Urteil sendet. Dieser will nicht sterben und sagt, er sei in Ewigkeit unschuldig. Einer der größten Advokaten wird verpflichtet, zu ihm zu gehen, dem er beweist, es sei ebenso klar, daß zweimal zwei vier ist, als daß er nicht der Mörder sein könne. Die Sache wird darauf wieder an den König remittiert. Der König, mit etwas anderem beschäftigt, erinnert sich des Namens, gebietet, ohne die neue Untersuchung zu lesen (!): Er ist verurteilt zu sterben, er soll sterben! Der Gefangene erhält das Urteil und wird ganz desperat — wozu er wohl auch alle Ursache hatte.

Der Advokat besucht ihn und sagt ihm unter anderem: ‚Ich sehe, daß Ihr Gottes Urteil über Euch habt, wiewohl Ihr in diesem Fall unschuldig seid, so müßt Ihr doch eine andere Blutschuld begangen haben.' Da endlich bekannte der Todeskandidat: ‚Ja, ich habe Gottes gerechtes Urteil. Ich war's, der vor fünf Jahren den Mann erschlug, dessen Mörder nicht gefunden wurde, obwohl ich an dem neuen Totschlag unschuldig bin."

Wenn sich in unserer Zeit nun auch nicht viele finden dürften, die ein göttliches Strafgericht in diesem Sinne fürchten, so ist doch nicht zu leugnen, daß ein solcher Glaube, abgesehen von dem Tröstlichen, das er für die Armen, Leidenden und unschuldig Verfolgten hat, auch sehr heilsam wirken muß. Leider sind die großen und kleinen Diebe, wes Standes und Bekenntnisses sie auch seien, in bezug auf die Nemesis divina höchst „aufgeklärt" und „freidenkend".

**Anton Weis-Ulmenried.**



# Das älteste Gesetzbuch der Welt.

In dem Artikel „Ex oriente lux" (S. 692 u. 693 ds. Heftes) erwähnt Chr. Rogge des bedeutsamen Fundes, der aus dem großen Ruinenhügel von Susa neuerdings zu tage gefördert worden. Susa ist die uralte Königsstadt der Elamiten, der kriegerischen Nachbarn der Babylonier und Assyrier. Die einzigartige Gesetzessammlung befindet sich auf einer Steinsäule, einer sog. Stele, eingemeißelt, in 16 Inschriftenreihen der Vorder- und 28 der Rückseite; darüber

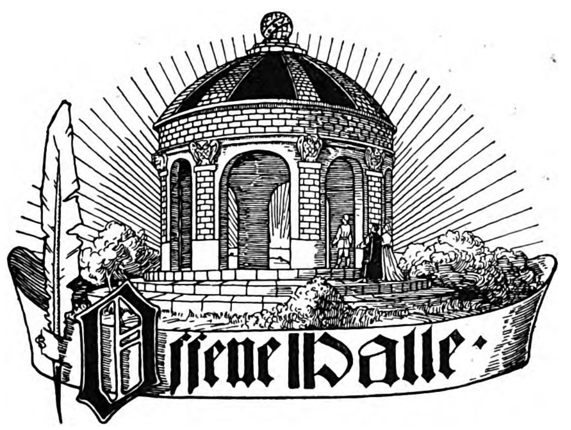
eine Abbildung, die den König Hammurabi darstellt, wie er vom Sonnengotte von Sippar, dem Stammsitze seiner Dynastie, die Gesetze empfängt.

Es sind 282 Paragraphen, nebst den bei altbabylonisch-assyrischen Königen üblichen langatmigen Verherrlichungen der eigenen Person des Inschriftenverfassers: „Hammurabi, der Fürst, der von Bel berufene bin ich, . . . der weise König, der mächtige, welcher“ — und nun werden einige 50 Großtaten aufgezählt, die er vollführt hat, und zwischenein nennt er sich noch mehrfach den „demütigen, unterwürfigen, schützenden, erhabenen, unermüdlichen, umsichtigen, besorgten, den reinen Liebling der Götter, Königsspross der Ewigkeit, Sonne von Babylon“ u. s. w. „Daß der Starke dem Schwachen nicht schade, um Waisen und Witwen zu sichern, um das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen, habe ich meine kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse, als des Königs der Gerechtigkeit, aufgestellt.“ Und diese Gesetzesbestimmungen zeugen zum Teil allerdings von einer Umsicht, Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, daß ihr Verfasser wohl hoffen konnte: „Der Bedrückte, der eine Rechtssache hat und damit vor die Inschrift tritt, werde dort sein Recht sehen, sein Herz froh werden“ und er werde sprechen: „Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist . . Wohlbefinden ihnen für immerdar geschaffen und das Land in Ordnung versetzt hat.“

Gleich an erster Stelle stehen Gesetze zum Schutze gegen Verleumdungen: Wer böswillige Verdächtigungen und Beschuldigungen erhebt und sie nicht beweisen kann, soll getötet werden. Der Richter kann für ein falsches Urteil verantwortlich gemacht werden. Erweist sich seine Prozeßleitung als fehlerhaft, so hat er Schadenersatz zu tragen und wird vom Richterstuhle gestoßen. Diebstahl und Hehlerei werden mit hohen Geldstrafen, selbst mit dem Tode bestraft. Dem Eigentum von Militärpersonen sind besonders strenge Schutzvorschriften gewidmet. Es bleibt ihnen bewahrt, auch wenn sie in Gefangenschaft geraten sind und inzwischen ein anderer sich ihres Grundstücks bemächtigt hat. „Feld und Garten und Haus eines Hauptmanns, Mannes und Zinspflichtigen darf nicht verkauft werden.“ Auch darf es nicht „für Schuldverpflichtungen verschrieben“ werden. Es folgen weitere Bestimmungen über Schuldverzinsung und Depositenwesen, die fast modern anmuten. Dazwischen kommt merkwürdigerweise die — Schenkwirtin an die Reihe: „Wenn eine Schenkwirtin als Preis für Getränke Getreide nicht annimmt nach großem Gewicht, sondern Geld nimmt, und der Preis des Getränkes geringer ist als der des Getreides, so soll man sie dessen überführen und ins Wasser werfen,“ lautet gleich die erste dieser Bestimmungen. Ferner kannten diese alten Babylonier die Zwangsvollstreckung, die sich als Schuldhaft augenscheinlich mit der Verpflichtung, als Sklave zu arbeiten, darstellt. — Die Ehe wurde durch Vertrag geschlossen: „Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr abschließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau.“ Verschwendungssucht der Frau ist Scheidungsgrund. Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. An das Vermögen der Frau darf der Gläubiger des Mannes sich nicht halten. Aber auch „wenn die Frau, bevor sie in das Haus ihres Mannes kam, eine Schuld hatte, so darf ihr Gläubiger ihren Mann nicht mit Beschlag belegen.“ — Seinen Sohn soll der Vater erst verstoßen dürfen, wenn er zum zweiten Male „eine schwere Schuld auf sich geladen hat, die zur Verstoßung aus dem Sohnesverhältnis berechtigt“; das erstemal soll er ihm verzeihen.

Die teilweise fast wörtliche Übereinstimmung mit dem alttestamentlichen „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ hat schon Rogge beleuchtet. So lauten einige dieser Bestimmungen: „Wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, so soll man ihm die Hände abhauen.“ „Wenn jemand einem andern einen Knochen zerbricht, so soll man ihm seinen Knochen zerbrechen.“ „Wenn jemand einem andern das Auge zerstört, so soll man ihm sein Auge zerstören.“ „Wenn jemand die Zähne von einem andern seinesgleichen ausschlägt, so soll man seine Zähne ausschlagen.“ Sind's aber Auge, Zahn oder Knochen von Sklaven oder Freigelassenen, so tritt nur eine Geldbuße ein. Auch daß dem Gesetz des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ befremdlicherweise sogar die Praxis des Arztes und des Baumeisters unterworfen war, ist dort bereits erwähnt worden. Ja, selbst „Ärzte der Rinder und Esel“ mußten 1/4 des Preises dem Eigentümer bezahlen, wenn das Tier an der Operationswunde starb. Die ganze brutale Äußerlichkeit dieser Bestimmungen zeigt sich aber wohl darin, daß Arzt und Baumeister nicht nur mit ihrer eigenen Person haftbar waren, sondern auch mit Leib und Leben der nächsten Angehörigen: „Wenn es (das einstürzende Haus) den Sohn des Eigentürmers tot schlägt, so soll der Sohn jenes Baumeisters getötet werden.“ Dieselbe Verantwortlichkeit trifft den Schiffsbaumeister und auch den Schiffer, der nachlässig in der Führung des ihm anvertrauten Fahrzeugs ist. Der Mieter von Arbeitstieren ist ebenso ersatzpflichtig für angestifteten Schaden wie der Hirte, der seiner Hütepflicht nicht getreulich nachkommt. Der Kaufmann ist für die von ihm gelieferte Ware insofern verantwortlich, als der Kauf rückgängig gemacht werden kann, wenn die schlechte Qualität sich herausstellt. Dieser Rechtsgrundsatz ist freilich in den erhaltenen Paragraphen auf Kauf und Verkauf von — Sklaven und Sklavinnen beschränkt. Überhaupt ist der Sklave die reine Ware: für die Verletzung oder Tötung des fremden Sklaven als eines fremden Eigentums macht dieses Gesetz verantwortlich, nirgend aber findet sich eine Bestimmung über die Verantwortlichkeit gegenüber dem Leben des eigenen Sklaven, wie sie doch das mosaische Gesetz enthält. (2. Mos. 21, 20: „Wer s e i n e n Knecht oder Magd schlägt mit einem Stabe, daß er stirbt unter seinen Händen, der soll darum gestraft werden.“ Oder 2 Mos. 21, 26: „Wenn jemand s e i n e n Knecht oder s e i n e Magd in ein Auge schlägt und verdirbt es, der soll sie frei los lassen um das Auge.“ Desgleichen um einen ausgeschlagenen Zahn.) Und dieser Umstand vollends zeigt die sittliche Überlegenheit der mosaischen Gesetzgebung, so sehr der eitle Hammurabi auch prahlt, der gerechte und „heilbringende Hirte“ seiner Untertanen zu sein, und von seinem Gesetzbuche rühmt: „Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen.“ B.






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

# Die Firma Krupp.

Wie der Türmer in seinem Januarheft ausführt, haben wir leider keine Gelegenheit gehabt, uns in der „staatserhaltenden" Presse über die Firma Krupp zu unterrichten. Es wäre doch sehr am Platze gewesen, die verschiedenen Angriffe zu beantworten, und wir wollen in folgendem kurz einiges richtig stellen. Denn so schwarz ist doch nicht alles, wie es in der Presse, die sich mit der Firma Krupp eingehend beschäftigt, jetzt gemalt wird.

Die Arbeiterwohnungen. Daß Krupp durch Errichten der Wohnungen ein Opfer gebracht hat, liegt für jedermann klar auf der Hand. Es hätte nur ein Stillstand in den Bestellungen einzutreten brauchen, oder etwa es hätten die gelieferten Geschütze, Panzerplatten, Eisenbahnschienen u. s. w. den Anforderungen nicht genügt, so hätten gewiß Arbeiterentlassungen stattfinden müssen, und die Firma Krupp hätte dann ihre acht Kolonien mit ungefähr 4000 Wohnungen zum Teil unbewohnt gehabt. Das ist in unseren Augen doch ein Opfer für eine gute Sache. Schon 1861 begann Krupps Sorge für gute und billige Wohnungen. Dieser Zeitpunkt beweist schon, wie frühe Krupp zur Einsicht gekommen war, was gute, gesunde Wohnungen für die Arbeiter bedeuten, er, der in einer kleinen Hütte aufgewachsen war und doch gewiß des Arbeiters Freud' und Leid kannte. Bei einer so gewaltigen Zunahme der Bevölkerung, wie wir sie in Essen finden (1861 waren es 20776 Menschen, und 1880 betrug die Einwohnerzahl bereits 56944), war es vor allen anderen Fabrikherren Krupp, der verhinderte, daß seine Arbeiter zum großen Teile in schnell errichtete und dadurch ungesunde Wohnungen zogen, und die Mehrzahl der Arbeiter ist ihm gewiß dafür dankbar gewesen. Unzufriedene gibt es ja überall; zum Vergleich brauchen wir nur die Fabrik von Zeiß-Jena heranzuziehen, ein Unternehmen, das uns doch das Ideal eines Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer darstellt. Dadurch nun, daß Krupp Hausordnungen einführte, nach

denen sich die Bewohner streng zu richten hatten, daß er das Lesen gewisser Zeitungen verbot, hat er doch nur von seinem guten Hausrechte Gebrauch gemacht. Verhindern konnte er ja dadurch doch nicht, daß sich geschäftige Agitatoren Hörer innerhalb seiner Arbeiterschaft verschafften. Die Reichstagswahl am 10. Januar 1877 zeigte denn auch, wie es in dem Wahlkreise Essen beschaffen war. Wurden doch 10 890 sozialistische Stimmen abgegeben, bei der Stichwahl waren es für den Kandidaten Stötzel sogar 11 645 Stimmen. Daß die Firma Krupp irgend einem ihrer Arbeiter jemals einen Stimmzettel in die Hand gedrückt und ihn damit zur Wahlurne geschickt hätte, ist nie vorgekommen. Dafür hielt Krupp die Freiheit des einzelnen viel zu hoch. Sein Grundsatz war eben immer: „Freiheit für den Arbeiter in politischer und religiöser Beziehung, aber Herr im eigenen Hause sein und bleiben." Entschloß sich ein Arbeiter dazu, als Mieter ein Arbeiterhaus zu beziehen, so wußte er ganz genau, was von ihm als Mieter verlangt wurde. Von einem Zwange, als Mieter in einer Kolonie wohnen zu müssen, ist uns nichts bekannt. Daß die Firma entlassenen Arbeitern ihr Obdach sofort raube, ist nur bei der Entlassung von 30 Arbeitern vorgekommen, als diese sich den von Krupp getroffenen Anordnungen nicht fügen wollten. Im übrigen ist doch bei der Firma Krupp gerade das Bewundernswerte, daß sie selbst bei schlechtem Geschäftsgange nie Arbeiter entlassen mußte. Die Firma hatte eben Weltruf und konnte auch, ohne daß gerade Bestellungen eingelaufen waren, weiterarbeiten, hauptsächlich da bei ihr in großartiger Weise das System der Arbeitsvereinigung durchgeführt war.

Die Konsumläden. Auch diese beanspruchten doch bei ihrer Gründung ein Grundkapital, und hier war es Krupp, der 1868 den Essener Konsumverein, der sich damals in Zahlungsschwierigkeiten befand, auf seine Kosten übernahm und als Konsumanstalt weiterführte. Ein Risiko war bei einer derartigen Übernahme doch immer vorhanden. Als Beweis für die Bedeutung der Konsumanstalt, mit jetzt 73 Verkaufsstellen, ist anzuführen, daß nach deren Errichtung die Preise der Detailhändler in der Umgebung der Fabrik bedeutend heruntergingen. Krupp schützte also seine Angestellten vor der Ausbeutung durch diese Geschäfte. Der gerügte Mißstand bezüglich des Nichtzahlens des Rabattes an im Laufe des Jahres ausgetretene Arbeiter hätte einer Abänderung der Statuten bedurft. Diese zu erreichen, müßten die Arbeiter alles daransetzen.

Die Wohlfahrts-Pensionskasse für die Arbeiter; denn eine Wohlfahrtskasse für die Firma Krupp ist diese keineswegs. Gegen den dem Arbeiter gegenüber ausgeübten Zwang, derselben als Mitglied angehören zu müssen, sind wir auch ganz und gar. Aber daß die Pensionskasse nur denen zugute kommt, die mindestens 20 Jahre ununterbrochen in der Firma Krupp tätig gewesen sind, finden wir vollkommen in der Ordnung (vielleicht wäre hier auch eine Grenze von 15 Jahren angebracht). Denn wesentlich dadurch hat die Firma Krupp das erreicht, was sie heute ist, daß sie sich einen Stamm von geschulten Arbeitern herangezogen hat. Nach der Statistik von 1881 (eine neuere hatten wir leider nicht zur Hand) hatten von den Arbeitern ein Dienstalter von 1 bis 5 Jahren 49 %, von 5–15 Jahren 33 % und von 15–35 Jahren 18 % bei einer Gesamtzahl von 19 605 Arbeitern. Ist der Arbeiter nicht ganz arbeitsunfähig, aber für seine Arbeit in der Fabrik untauglich, so findet er Beschäftigung und Lohn in der Konsumanstalt u. s. w. Die Zahl der in der Konsum-

anstalt angestellten Personen beträgt 759. — Das „unbarmherzig hinausfliegen, falls sich ein Arbeiter bei den Vorgesetzten mißliebig macht u. s. w." soll sich doch wohl nicht auf die nachher angeführte Zahl von 7759 Arbeitern im Jahre 1899 beziehen. Das wäre ja unerhört. Wir meinen, mit dem ungeheuren Wandertriebe unsrer arbeitenden Bevölkerung, dem Zuge vom Lande in die Stadt und in vielen Fällen wieder Rückkehr auf das Land, dem Unzufriedensein mit dem gebotenen Lohne, dem Verlassen der Arbeitsgelegenheit und dem Bruche der Vertragsbedingungen, falls anderswo ein, wenn auch nur scheinbar, besserer Lohn winkt, hängt diese große Zahl zusammen. Es wäre doch wirklich sehr interessant, zu erfahren, wie viele von diesen 7759 Arbeitern den Betrieb wegen politischer Anrüchigkeit und Zugehörigkeit zu einer Gewerkschaft verlassen mußten.

Das Gesamtvermögen der Pensionskassen der Gußstahlfabrik betrug 1902 mehr als 11 Millionen und das der Johanneshütte 200 000 Mk. Es wurden im Laufe des Jahres 1900 von der Firma Krupp (Grusonwerk und Germaniawerft mit eingeschlossen) neben der Summe von 1 579 625 Mk. an gesetzlichen Leistungen, 1 632 973 Mk. an freiwilligen Leistungen gezahlt, und zwar zu den folgenden Kassen: der Kranken-Unterstützungskasse, den Arbeiter- und den Beamtenpensionskassen und der Familienarztkasse. Der Ausdruck „schwindelhaftes System" für eine derartige Einrichtung ist unsres Erachtens hier ganz und gar nicht am Platze.

Einer wirklich großartigen Einrichtung in der Kruppschen Fabrik finden wir natürlich nirgends Erwähnung getan. Wir meinen die 1897 gegründete öffentliche Bücherei und Lesehalle. Bis zum März 1900 betrug die Zahl der Anträge auf Erteilung von Leihkarten über 5500. Leider lesen ja bei uns heutzutage die meisten Leute nur ihre Parteiblätter, zu einer anderen Lektüre greifen sie sehr selten. Warum haben wir noch nicht in allen Städten und Gemeinden schon längst öffentliche Büchereien? Eine solche Bücherei mit gut eingerichteter Verleihzeit (etwa auch Sonntag 11—1 Uhr) würde viel zur Hebung der Bildung der Gemeindeglieder beitragen; denn mancher wird sich viel lieber dazu entschließen, hier ein Buch zu holen und die freie Zeit im Kreise seiner Familie zu verbringen, als bei Bier und Schnaps Wirtshauspolitik zu treiben, bei der doch nichts herauskommt. Der angeführte Fall aus dem Mai 1901, die Entlassung zweier Arbeiter aus dem Grusonwerke sind traurige Vorkommnisse, die man in unsrer Zeit eigentlich für unmöglich halten soll. Wenn ein Unternehmer eine Anfrage eines großen Teils seiner Arbeiter unbeantwortet läßt, so können wir das ebenfalls nicht begreifen. Falls das Schriftstück seinen Adressaten erreicht hat, wäre eine Antwort doch am Platze gewesen, hätte sie nun Ja oder Nein gelautet. Wenn übrigens 2000 Arbeiter in fünf Versammlungen Wünsche äußerten, so war das doch ein kleiner Prozentsatz; denn die Zahl der Arbeiter beträgt 24 536.

Zum Schlusse möchten wir noch auf die Rede des Breslauer Vorschmiedes an den Kaiser kommen. Wenn es richtig ist, daß diese Rede dem Polizeipräsidenten zur Korrektur eingereicht worden ist, so ist dies ein bedauerliches Zeichen der Bevormundung der Arbeiter. Der Breslauer Vorschmied hätte dann seine „aus dem Innersten gequollene Ansprache" besser zuhause gelassen und den Polizeipräsidenten sprechen lassen. K.

* * *

Für die Beurteilung des volkswirtschaftlichen Moments der Wohnungsfrage, sowie der finanzpolitischen Erwägungen der Erbauer von Werkswohnungen verweisen wir auf unsere Ausführungen in den „Briefen“ dieses Heftes. Auch die Bemerkungen über das Hausrecht bezw. Zeitungsverbot dürften durch diese Darlegungen vielleicht doch eine kleine Revision erfahren. Im übrigen widerspricht sich der Herr Einsender, wenn er im Anfang schreibt, „es hätte nur ein Stillstand in den Bestellungen einzutreten brauchen, oder etwa es hätten die gelieferten Geschütze 2c. den Anforderungen nicht genügt, so hätten gewiß Arbeiterentlassungen stattfinden müssen“, — und hinterher sagt, bei der Firma Krupp wäre „gerade das das Bewundernswerte, daß sie selbst bei schlechtem Geschäftsgange nie Arbeiter entlassen mußte“. Das scheint in jedem Falle klar, daß bei event. notwendigen Entlassungen die Firma an erster Stelle nicht ihren eigenen Mietern kündigt: das liegt eben in der Natur der Verhältnisse begründet.

Zu den Bemerkungen über Kruppsche Wahlbeeinflussung zunächst eine Personalberichtigung: Der Abgeordnete Stötzel ist gar nicht Sozialdemokrat, sondern Zentrumsmann. Daß aber seitens der Beamten der Firma Krupp Stimmzettel verteilt wurden, ist eine Tatsache, die besser nicht mehr bestritten werden sollte. Ja, weit mehr ist geschehen: In Versammlungen, in denen Kruppsche Beamte als Redner auftraten, erklärten diese den Arbeitern, es sei ihre Pflicht, den Arbeitgeber, Herrn Krupp, zu wählen. In einem der Krupp-Kandidatur dienenden Organ in Essen wurde bei der letzten Wahl den Arbeitern erklärt, daß sie ausnahmslos für Krupp stimmen müßten, es wäre eine Schande, wenn zum Beispiel aus den Arbeiterkolonien auch nur eine Stimme auf Stötzel — den Zentrumskandidaten! — entfiele. Und nach der Wahl, die mit dem Siege Stötzels endete, las man in demselben Organ, in bestimmt bezeichneten Bezirken sei eine bestimmte Anzahl Stimmen für Stötzel abgegeben, man habe aber Mittel, solche Sünden zu sühnen. Derartige Vorgänge dürften schwer mit der Behauptung in Einklang zu bringen sein: „Sein Grundsatz war immer: Freiheit für den Arbeiter in politischer und religiöser Beziehung.“ Denn auch ein religiöser Gewissenszwang konnte gerade in dieser Beziehung vorliegen; es ist ja bekannt, daß der katholische Arbeiter nicht als Wirtschaftspolitiker wählt, sondern grundsätzlich als Katholik für den Zentrumskandidaten stimmt. Die Nötigung, gegen diesen stimmen zu müssen, kann ihn also in einen schweren Gewissenskonflikt bringen.

Wenn in dem Umstande, daß Krupp bei Übernahme der Konsumanstalt keine Garantie für deren Prosperität gehabt, durch das Risiko also ein entschiedenes Opfer gebracht hätte, ein besonderes Verdienst Krupps liegen soll, so müßte man in allen geschäftlichen Unternehmungen jedes anderen Kaufmannes, der ja auch mit der Gefahr eines Verlustes rechnen muß, ein gleiches besonderes Verdienst sehen. Daß durch die Errichtung von Verkaufsstellen die in der Nähe wohnenden kleinen Geschäftsleute mit den Verkaufspreisen heruntergingen, mag richtig sein. Es ist aber auch richtig, daß die Einführung der Rabattgewährung mit einem Preisaufschlag in den Kruppschen Konsumen verbunden war. Die Bemerkung, „der gerügte Mißstand bezüglich des Nichtzahlens des Rabattes an im Laufe des Jahres ausgetretene Arbeiter hätte einer Abänderung der Statuten bedurft“, die zu erreichen „die Arbeiter alles daransetzen müßten“, verkennt ganz

und gar die Sachlage. Denn ein Statut existiert da überhaupt nicht, über den Betrieb in den Konsumen u. s. w. entscheidet einzig und allein die Firma Krupp. Das ist ja einer der Hauptvorwürfe, der ihr mit Recht gemacht wird, daß die Arbeiter nicht einmal da, wo sie zu Leistungen gezwungen werden, irgend ein Mitbestimmungsrecht haben. Bezeichnend ist folgender Fall: Der Arbeiter Finke war seit 20 Jahren bei Krupp beschäftigt. Auf Vorschlag der Werksleitung wurde er in den Vorstand der den gesetzlichen Bestimmungen unterliegenden Krankenkasse berufen. Er hatte mithin das Vertrauen der Werksleitung. Als Vorstand der Krankenkasse war er auch Beirat der Pensionskasse. Als nun die Arbeiter eine Änderung verschiedener Bestimmungen der Pensionskasse wünschten, erklärte sich F. bereit, diese Wünsche in der bald stattfindenden Generalversammlung der Krankenkassevertreter zu befürworten und ließ auch dem Vorstande eine diesbezügliche Mitteilung zugehen. Nach einigen Tagen wurde F. gekündigt. Sein Abgangszeugnis trägt den Vermerk: „Führung und Leistungen gut". Der Fall ist durchaus nicht vereinzelt. Wie viele Arbeiter in dieser Weise unfreiwillig abgehen, darüber gibt leider die Firma keinerlei Auskunft, wie sie sich auch weigert, bei offenkundigen Maßregelungen den Grund der Entlassung anzugeben. Man mag sich aber stellen, wie man will, Arbeitermaßregelungen wegen gewerkschaftlicher Betätigung bleiben ein Eingriff des Unternehmers in die gesetzlich auch dem Arbeiter zuerkannten Staatsbürgerrechte.

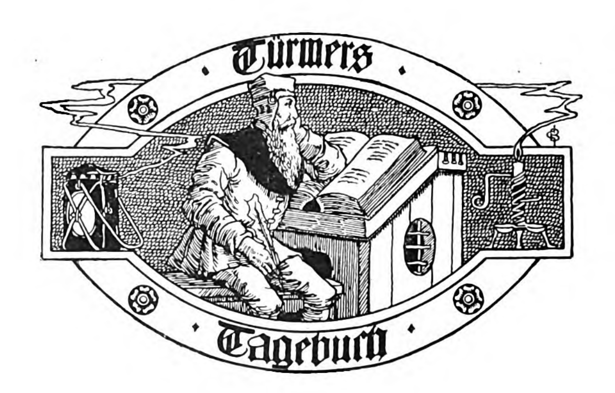
Die nicht ganz Arbeitsunfähigen finden allerdings Lohn und Arbeit in der Konsumanstalt, und zwar in der Bürstenmacherei, wo sie noch ganz tüchtig schaffen müssen. Sind sie auch dafür zu hinfällig geworden, so können sie noch als Portier oder Wächter Anstellung finden. Geschenkt wird ihnen also doch nichts. Und daß diese Invaliden genötigt sind, vor den Beamten stramm zu stehen und militärisch zu grüßen, mag in ihren Augen diese Art der Altersversorgung nicht gerade als eine besonders erfreuliche erscheinen lassen.

Mit Recht wird in den vorstehenden Ausführungen die Bücherei der Kruppschen Fabrik gepriesen. Aber diese wird auch von der Sozialdemokratie anerkannt. Denn in der sozialistischen Wochenschrift „Neue Zeit" (Nr. 4 u. 10, 1901 und 1902) hat sich der kritische Beurteiler der Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen rückhaltlos lobend über die Bücherei geäußert. Demnach trifft die Behauptung, daß ihrer „natürlich nirgends Erwähnung getan" werde, nicht zu.

Endlich sei noch die Bemerkung richtig gestellt, daß an der Kundgebung gegen die Pensionskasse nur zweitausend, also ein kleiner Prozentsatz von den 24 536 Kruppschen Arbeitern, beteiligt gewesen wären. Zweitausend waren in der ersten dieser Versammlungen anwesend, und da die sechs Versammlungen in den verschiedenen Bezirken stattfanden, so haben an der Resolution mindestens 6000 Personen teilgenommen, also der vierte Teil der gesamten Arbeiterschaft.

D. T.






# Presse und Persönlichkeit. — Vom Balken und Splitter. — Sittliche Maßstäbe. — Weltanschauungen und Gesellschaft.

Ist es schon ein Gebot der Vernunft und Moral, daß jeder einzelne zuerst vor seiner eigenen Türe kehrt, den Balken aus dem eigenen Auge hebt, bevor er sich über den Splitter im Auge des Bruders ärgert, so muß dies Gebot auch in seiner Erweiterung gelten und sich auf die öffentliche Gesellschaftskritik erstrecken. Eine Zeitung müßte also in erster Linie die Schäden und Mißstände in denjenigen Kreisen der Gesellschaft aufdecken und bekämpfen, in welchen sie gelesen wird.

Geschieht das? —

Nirgends herrscht das Pharisäertum der Parteien, Klassen, Stände unumschränkter als in der Presse. Mit einer Ausschließlichkeit, die häufig an Terrorismus grenzt. Kritik wird geübt: reichlich und schonungslos — an den anderen Parteien und Klassen, sparsam und selten und nur mit großer Milde und Vorsicht an der eigenen. Wer auch nur die wichtigsten Blätter der verschiedenen Richtungen beobachtet, dem bietet sich alle Tage dasselbe trostlose, eintönige Bild: Hinz schimpft auf Kunz, Kunz schimpft auf Hinz. Weder Hinz noch Kunz halten es für der Mühe wert, bei sich selbst und den Ihrigen Einkehr zu halten oder auch nur redlich auf die Gründe des Gegners einzugehen.

Das gilt von den Blättern **aller** Klassen und Parteien. Ein Blatt, das stark in Beamten- und Militärkreisen verbreitet ist, wird sich nur im Notfalle entschließen, Mißstände aus diesen Kreisen zu veröffentlichen. Geschieht es dennoch, dann in einer parteiischen Abschwächung und Zusammenstreichung, in welcher der wirkliche Fall kaum noch zu erkennen ist. Blätter, die viele Militärs zu Lesern haben, scheuen im allgemeinen grundsätzlich alle Berichte über Soldatenmißhandlungen. Und welche geradezu haarsträubenden Fälle dieser

Art, deren Veröffentlichung Ehrenpflicht jeder anständigen Zeitung gewesen wäre, sind gerade in den letzten Wochen und Monaten wieder in gewissen Blättern totgeschwiegen worden, trotzdem die Fälle von der gesamten Presse der Linken gellend ausgeläutet wurden. Die macht's freilich in ihrer Art auch nicht besser. Nichts Gutes aus dem anderen Lager wird anerkannt, jede menschliche Verfehlung eines „Junkers" oder „Pfaffen" als typisch für den ganzen Stand an den Pranger genagelt. Kann es z. B. ein gehässigeres Verfahren geben als das eines Berliner Blattes, welches jede einzelne Verfehlung von Trägern adeliger Namen mit der ständigen Überschrift „Aus dem Leben des Adels" abstempelt, als seien derartige Entgleisungen von Personen, deren Zugehörigkeit zum Adel nicht einmal immer kontrollierbar ist, typisch für „das Leben" des ganzen Standes! Groß ist auch die sozialdemokratische Presse in der Kritik der „verrotteten Bourgeoisie", klein aber, sehr klein und empfindsam in der Kritik der eigenen werten „Genossen". Und welcher Augiasstall wäre auch da auszuräumen! —

Einen großen Teil der Schuld an diesen Zuständen tragen gewiß die Leiter und Verleger der Blätter. Aber doch nicht die ganze. Das Schlimme ist eben, daß aus dem Leserkreise ein Terrorismus auf sie ausgeübt wird, dem zu widerstehen nicht jedermanns Sache ist. Die Zahl derjenigen Redakteure, die um eines öffentlichen Interesses willen es auf den Kündigungsbrief ankommen lassen würden, mit Rücksicht auf ihre wirtschaftliche Lage ankommen lassen könnten, dürfte nicht allzugroß sein. Und noch spärlicher gesät sind wohl die Verleger, die es aus solchen rein sachlichen Gründen auf den Verlust von ein paar tausend Abonnenten würden ankommen lassen. Ganz andere Rücksichten, als der gutgläubige Leser ahnt, sind oft für die Haltung seines Blattes maßgebend, Rücksichten, die häufig mit der Sache selbst gar nichts zu tun haben, auf ganz anderem, geschäftlichem oder persönlichem Gebiete liegen.

Allzusehr geneigt, allen — auch den unberechtigten — Wünschen und Empfindlichkeiten ihres Publikums entgegen-, ja zuvorzukommen, sind die Leiter der Blätter schon von Hause aus. Sie gehen darin oft weiter, als sie es auch ohne Schädigung des „Geschäfts" brauchten. Der Geschäftseifer ist aber gar zu rege; die Konkurrenz könnte vielleicht noch größere Konzessionen machen. Der gilt's den Boden abzugraben: dadurch, daß man die Wünsche des Publikums womöglich schon erfüllt, noch bevor sie geboren werden. So begibt sich vielfach die Presse freiwillig ihres ehrenvollen Führeramtes, erniedrigt sie sich zur Magd des Publikums. Statt selbst zu führen, läßt sie sich führen. Nicht die eigene, persönliche Überzeugung ist maßgebend, sondern die — oft nur vorausgesetzten — Wünsche, Interessen und Instinkte einer unpersönlichen Menge.

So hat die Presse den Terrorismus des Publikums selbst großgezogen. Sie hat es daran gewöhnt, daß sie ihm nach dem Munde schreibt. Nicht eigene Überzeugungen einzelner Persönlichkeiten verlangt das Publikum von seinem Blatte — wie könnten die wohl unter allen Umständen immer glatt in der Schablone aufgehen! — sondern eine vorgeschriebene „Richtung" und die Ver-

tretung seiner Klasseninteressen und -anschauungen. Macht das Blatt einmal einen programmwidrigen Seitensprung, ist einmal der Zeitungsschreiber leichtsinnig genug, seine eigene Meinung statt der pränumerierten und daher vorschriftsmäßig zu erwartenden zu geben — flugs regnet's auf den Redaktionstisch entrüstete Briefe mit der so vornehmen Drohung der Abonnementskündigung. Viele sonst wohlerzogene Leute, die sich im persönlichen Verkehr nicht leicht eine Verletzung des Zartgefühls würden zuschulden kommen lassen, glauben sich ein solches Verfahren ihren Blättern gegenüber leisten zu dürfen, ohne sich dessen bewußt zu werden, in welches unwürdige Verhältnis sie sich dadurch zu ihnen stellen. Das ist doch nichts anderes, als die Zumutung, der Redakteur oder Artikelschreiber solle seine Überzeugung ändern — nicht etwa aus inneren Gründen, sondern aus Furcht vor pekuniärer Schädigung. Er müßte ja völlig gesinnungslos sein, wenn er dies aus diesen Beweggründen täte. Und von solchen gesinnungslosen Menschen will man sich gleichwohl das tägliche geistige Brot nach wie vor verabfolgen lassen? Überlegt's einmal, und ihr werdet's nicht wieder tun, sofern ihr euch selbst achtet!

Die sachliche Aussprache einer gegenteiligen Meinung wird jeder ehrliche Zeitungsmann, der es ernst mit seinem Berufe meint, nur willkommen heißen. Empfängt er doch aus dem Widerspruche mannigfache Anregungen. Docendo discimus (durch Lehren lernen wir) — das gilt in ganz hervorragendem Maße auch für den gewissenhaften Leiter eines Blattes. Nur muß der Widerspruch sachlich begründet, nur darf er nicht der bloße Niederschlag persönlicher Empfindlichkeit und Verärgerung sein. Und wie oft ist solcher Ärger, der sich in gereizten Schreiben an die Redaktion Luft macht, persönlichen Ursprunges! Dem erzürnten Briefschreiber ist's in der Hitze des Gefechts vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen; unter den Zeitungsleuten gibt's aber gewiegte Psychologen, die auch zwischen den Zeilen zu lesen verstehen und gar bald auf den menschlichen, allzumenschlichen Urgrund der vermeintlich „sittlichen Entrüstung" kommen.

Das Verhältnis zwischen Herausgeber und Lesern muß wieder persönlicher werden. Und es muß vor allem auf gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Vertrauen beruhen. Das Publikum hat sich gewöhnt, in der Zeitung eine Art Fabrik zu sehen, die maschinenmäßig öffentliche Meinung nach vorgeschriebenen Mustern zu liefern hat. Es muß hinter dem bedruckten Papier und den toten Lettern wieder den lebendigen Menschen, die blutvolle Persönlichkeit gelten lassen, die aus ihrer Haut ebensowenig herauskann, wie der geschätzte Leser. Nur solche Publizistik, die von ehrlich suchenden und kämpfenden Persönlichkeiten geschaffen wird, hat Wert; die unpersönliche Zeitungsmache mit gebundener Marschroute und mit der lächerlichen Prätension der Unfehlbarkeit ist automatenhaftes Leierkastendrehen. Alles fließt, die Welt der Erscheinungen ändert sich, und wir mit ihr. Soll nur die Zeitung im Ewig-Gestrigen erstarrt bleiben und nur dem Publizisten alle Bewegung und Entwicklung ab-

geschnitten sein? Wir verwehren doch sonst nicht in guter Gesellschaft dem anderen die freie Äußerung seiner Meinung und kündigen ihm doch nicht gleich den Verkehr, wenn er die unsrige nicht teilt. Ein dauernder und freundschaftlicher Verkehr wird allerdings nur möglich sein, wenn man wenigstens in den Grundanschauungen und letzten Zwecken übereinstimmt.

So möge auch der Leser den Zeitungsmann seinen Weg gehen lassen, wenn er nur ehrlich einem guten Ziele zustrebt. Und wenn er einmal einen unbegangenen Seitenpfad einschlägt, so glaube ihn der Leser nicht gleich auf Ab- und Irrwegen. Vielleicht führt gerade der ungewohnte Pfad zum Ziele. Und führt er nicht dahin, so war's auch kein Schade, eher ein Gewinn, denn wir haben dabei gelernt und finden schon wieder zurück. Auch der Zeitungsmann kann vielleicht Pfadfinder sein. Und ist's oft schon gewesen!

Achtung vor der Persönlichkeit! Nie ist dieser Ruf lauter erschollen, als in unseren Tagen, nie ist er vielleicht auch gröber mißverstanden worden. Für den Zeitungsschreiber und -herausgeber scheint er nicht ertönt zu sein. Wie viel blühendes Leben, sprießende Entwicklung, wie viel Geist und Talent sind von dem alle Individualität mordenden maschinenmäßigen Zeitungsgetriebe im Keime zerstampft oder allmählich aufgerieben worden! Da ist selten noch ein Plätzchen für persönliche Arbeit und Entwicklung, da gilt meist nur noch die abonnierte „Richtung" in Reih' und Glied und die bestellte Arbeit — von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Und das Publikum? Es trägt einen großen Teil der Schuld. Die instinktive Unduldsamkeit so vieler gegen alles, was von der Linie abweicht, gegen vorgefaßte Meinungen verstößt und das eigene träge, selbstgenügsame Behagen aufrütteln könnte, entladet sich in einem grob materiellen Drucke auf die Leute der Feder, dem nur wenige gewachsen sind.

Das selbstgenügsame Behagen, die Furcht vor der Kritik — sie sind häufig ausschlaggebend für die Wahl der Zeitung oder Zeitschrift, die man liest. Man will „seine Ruhe haben", man sieht in dem gedruckten Worte ein angenehmes Zerstreuungsmittel. Bringt das Blatt genügend Neuigkeiten und ähnlichen Kram, auch sittsam — natürlich nur s i t t s a m — prickelnde Romane, in denen der Hans seine Grete kriegt, nachdem sich die beiden einen halben oder ganzen Jahrgang hindurch sittsam — natürlich n u r sittsam — angelüstert haben, vermeidet es sorgfältig alles, was man nach Goethe vor keuschen Ohren nicht nennen darf und was keusche Herzen, ach, doch nicht entbehren können, hält es sich frei von aller unliebsamen Kritik der bestehenden „gottgewollten" Ordnung und „staatserhaltenden" Gesellschaft, dann ist das Blatt ein „gutes" Blatt und ein „lieber Hausfreund". Nur nicht die Dinge beim rechten Namen nennen, auch wo's künstlerische Ehre und Gewissen, die soziale oder wissenschaftliche Wahrhaftigkeit gebieterisch verlangen. Nur immer feste die Augen zugedrückt vor allem Widrigen und Schändlichen, und mag's am Mark des Volkes zehren. Und schreit's am Ende gar gen Himmel, so haben wir doch Hände, uns die Ohren zuzuhalten. Der liebe Gott wird's schon hören, und — „den lieben Gott lass' ich nur walten".

Ja, es gibt solche angenehme Christen, und nicht zu knapp. In einer bald zwanzigjährigen publizistischen Tätigkeit bin ich mit ihnen öfter in lehrreiche Berührung gekommen. Wie mit so manchen anderen wunderlichen Heiligen aus allen Schichten und Gauen des lieben deutschen Volkes. Denn es gibt wohl auch heute noch trotz aller „Nivellierung der Zeit" nirgend so viel Querköpfe wie im gesegneten deutschen Vaterlande. Und das ist gut so und soll so bleiben. Denn es soll ein jeder seinen eigenen Kopf behalten. Auch der Türmer den seinigen, trotz aller mehr oder — minder freundlichen Winke mit dem Zaunpfahl in Sachen „Triumph" und „Kruppsche Wohlfahrtseinrichtungen". Er muß indessen zu seiner Freude feststellen, daß auch unter denjenigen Stimmen, die an den beiden Beiträgen Anstoß genommen haben, nur ganz vereinzelte waren, die ihm dieserhalb mit einer Kündigung drohten. Anders hatte es der Türmer von seinen Lesern auch nicht erwartet.

* * *

Wer ohne die Scheuklappen der „Partei", ohne sentimentale Rücksichten auf die brave deutsche „Gemütlichkeit" ins volle Menschenleben greift, die Dinge packt und formt, wie sie dem unbefangenen Auge von selber sich darstellen, dem wird, auch wenn er noch so objektiv und gerecht dabei verfährt, der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er ein Nörgler, ein Schwarzseher sei. Dabei braucht er noch gar nicht einmal selbst Kritik zu üben, ja er kann mit seinem eigenen Urteil zurückhalten und nur die Tatsachen und die verschiedenen charakteristischen Stimmen, die an die Öffentlichkeit dringen, reden lassen, — es bleibt dabei: er ist ein Pessimist. Das ist eben die Selbsttäuschung vieler „gemütlichen" Leute, daß sie den Spiegel für das Bild, den Photographen für die Platte, den Registrator der Zeit für die zu registrierenden Zustände und Erscheinungen dieser Zeit verantwortlich machen. Da die deutsche „Gemütlichkeit", die mit Gemüt nicht immer viel zu tun hat und dann mehr ein bequemes Sichgehnlassen ist, an jenen Zuständen nichts ändern kann noch will, so hält sie sich tapfer an den, der sie ihnen im Spiegel zeigt. Dann hat die liebe Seele Ruh'.

Ein bequemes Verfahren, aber ein wenig gerechtes und noch weniger ersprießliches und — patriotisches. Denn diese Art Gemütlichkeit hat es zum großen Teil verschuldet, daß wir Deutsche so lange im politischen und sozialen Sumpfe des Kastenwesens, der Kleinstaaterei und der Knechtschaft stecken blieben, daß wir uns von den eigenen Herren nicht minder als von den fremden mit der Zipfelmütze auch das Fell haben über die Ohren ziehen lassen. Wir sind, sobald wir nur unsere äußerste Notdurft Leibes und der Seele befriedigt haben, gar zu gern geneigt, in aller Gemütlichkeit wieder einzuschlafen. Da ist denn freilich manchmal ein kräftiger Ruck an der Zipfelmütze höchst ärgerlich.

Die Furcht vor der sozialen Kritik beruht nicht selten auf einer völligen Verkennung ihrer Wirkung und ihres Wesens. Viele meinen, eine offene Kritik der bestehenden Zustände müßte notwendig zum Pessimismus führen. Nichts ist irriger. Eine objektive und gerechte, dabei von historischen Gesichtspunkten

ausgehende und von diesen aus vergleichende Kritik kann überhaupt nicht zum Pessimismus führen. Ebenso wie sie die latente Tatkraft aller tüchtigen nur reizen muß, selbst mit Hand ans Werk zu legen, ebenso lehrt der vergleichende Blick auf die Vergangenheit, was alles doch auch inzwischen besser geworden ist. Auch wird uns eine gerechte Kritik erst recht zum Bewußtsein bringen, wie die Übel und Schäden der Welt keineswegs an einzelne Klassen und Schichten gebunden sind, wie wir alle schwache und fehlbare Menschen sind und der Vergebung unserer Nächsten und der Gnade Gottes bedürfen. Das kann nur eine sittlich läuternde Wirkung ausüben, indem es unsere harten Herzen erweicht und die Gegensätze der Klassen durch das gemeinsame Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und sittlichen Bedürftigkeit überbrückt. Nie ist eine tiefer greifende Mahnung zur sozialen Persönlichkeit und Friedfertigkeit erklungen, als in dem ewigkeitsglänzenden Gleichnis vom Balken und Splitter. —

Die „Unsittlichkeit und Verrohung der unteren Klassen" ist ein beliebtes Schlagwort vieler Leute von „Bildung und Besitz". Gewiß ist auch in den „unteren Klassen" sehr viel Roheit und Unsittlichkeit, aber ist sie im Verhältnis nicht vielleicht ebenso groß in den von „Bildung und Besitz"? Oder gar noch größer? Und ist sie in diesen nicht ungleich schärfer zu beurteilen und eher zu bekämpfen, als bei jenen, deren Roheit und Unsittlichkeit doch gar häufig durch bittere soziale Nöte verschuldet wird, durch Versuchungen und Zwangslagen, vor denen die oberen Schichten von Kindesbeinen an sorgsam behütet werden?

Der Reichshauptstadt gebührt, wie so häufig in solchen Dingen, auch hier der Vorrang. In der Silvesternacht haben sich in Berlin Szenen abgespielt, die, ganz abgesehen von der Unsittlichkeit der Ausschreitungen, eine solche Verrohung und Verpöbelung gewisser „gebildeter" und „besitzender" Kreise bekunden, wie man sie denn doch nicht für möglich gehalten hätte. Im „Berliner Börsenkurier" — gewiß kein Puritanerblatt — war folgendes zu lesen:

„Schon in den letzten Jahren haben sich auf den Silvester-Bällen in der Philharmonie recht bedenkliche Szenen ereignet. Die Vorgänge aber, die sich auf dem letzten derartigen Ball in der Nacht zum 1. Januar 1903 abspielten, übersteigen alles bisher Dagewesene und erheischen dringend eine scharfe, öffentliche Rüge. Nachdem in dem überfüllten großen Saale schon an verschiedenen Stellen Schlägereien stattgefunden hatten, was noch schließlich mit der ‚gehobenen' Silvesterstimmung zu entschuldigen wäre, gab der Abschluß der großen Polonaise, etwa gegen 2 Uhr morgens, das Signal zu den abscheulichsten Orgien. Kaum war die Polonaise zu Ende, so bildete sich gerade in der Mitte des Saales ein ungeheurer Knäuel von etwa zwei- bis dreihundert Personen. Aus dieser Gruppe ertönte zunächst ein wüstes Gebrülle. Sehr bald entwickelte sich aber ein geradezu empörender Sport. Immer zehn bis zwölf Herren ergriffen eine der ‚Damen', die sich im Gewühl befanden, hoben sie hoch in die Luft über die Köpfe der Menge, streckten sie lang aus — und was dann weiter erfolgte, ist derart, daß es in einer Zeitung auch nicht einmal

angedeutet werden kann. Unter dem brüllenden Jubel der befrackten Rowdies ereigneten sich diese schamlosen Ausschreitungen angesichts eines nach Tausenden zählenden Publikums in dem vornehmsten Konzert- und Vergnügungs-Etablissement Berlins. Zur Ehre der Ballbesucherinnen, die das Opfer dieser Scheußlichkeiten waren, muß es gesagt werden, daß sie sich gegen diese Attentate mit aller Kraft wehrten. Aber was half ihnen das gegen die Übermacht der erbärmlichen Burschen, die sich diesen Silvester-Jux leisteten! In den ‚Amor-Sälen', den ‚Blumen-Sälen' und wie diese Lokale sonst noch heißen, würde eine solche Orgie sofort durch Beamte der Sittenpolizei erstickt worden sein. Hier aber in der Philharmonie währte dieser widerwärtige Unfug wohl eine halbe Stunde lang, ohne daß in energischer Weise dagegen eingeschritten worden wäre. Da die Maskenbälle in der Philharmonie bisher auch vom anständigen Publikum, sogar von Familien, besucht zu werden pflegten, tragen diese Zeilen hoffentlich dazu bei, eine Wiederholung so skandalöser Auftritte unmöglich zu machen."

Bemerkt sei, daß diese Bälle in der Philharmonie von Leuten besucht werden, denen es auf einen Hundertmarkschein nicht ankommen darf. Und oben in den Galerien saßen Damen aus der vornehmen Finanzwelt von Berlin W. und wußten sich vor wahnsinnigem Entzücken an den Vorgängen unten nicht zu fassen und ermunterten die Akteure durch rasenden Beifall zu immer neuen, kühneren Taten!

Und wie sah's in der Silvesternacht auf den Straßen Berlins aus? Ein späterer Bericht, den ich hier in gedrängter Fassung folgen lasse, schildert's: Während zur Zeit der starken Besetzung der Straßen durch die Polizei die „Radaubrüder" sich damit begnügten, zu schreien und zu johlen, ging es nachher weit „ungenierter" zu. Der Polizei ist vor 3½ Uhr nur ein ernster Fall einer groben Ausschreitung bekannt geworden: Mitten in dem Menschenstrom an der Behrenstraße wurde eine von einer großen Bande junger Männer in die Mitte genommene Dame ihrer Kleider beraubt, so daß sie im tiefsten Negligé in eine Droschke flüchten mußte. Von 4 Uhr an rotteten sich allmählich kleinere Banden zusammen und zogen die Friedrichstraße auf und ab; kein Mädchen in Ruhe lassend.

Als um 6 Uhr die Zahl der Polizeimannschaften abermals vermindert wurde, vereinigten sich alle Skandalmacher zu einer 6—700 Personen starken Masse, um die Friedrichstraße herauf zum Bahnhof zu ziehen. Mit dem allmählichen Verschwinden der Polizisten mehrte sich auch die Tatenlust der Lärmmacher. Die unbeschützten, ja auch die beschützten Damen wurden, nachdem man sie umringt hatte, in unanständiger Weise belästigt. Vom Bahnhof ging es zurück nach den Linden. Vor dem Hause des Uhrmachers Felsing stellte man eine . . ., um sie des Hutes zu berauben und ihr Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Vor dem Westminster-Hotel stellte man zwei Damen und Herren. Die letzten wurden von jenen getrennt und der schon einmal ge-

schilderte empörende Vorgang wiederholte sich. Als an der kleinen Mauerstraße zwei Schutzleute auftauchten, setzte sich die Masse in Galopp und bald war die Entfernung von den Beamten sehr groß. Auf dem Pariser Platze traf die Rotte mit einer Dame in weißseidener Balltoilette in Begleitung eines Herrn zusammen, die offenbar nach einer Droschke suchten. Im Nu waren sie umringt, der Herr seines Hutes beraubt und der Dame ging es nicht besser als den vordem. In der Dorotheenstraße wurde fünf Minuten vor 1/28 Uhr morgens ein Bäckerladen gestürmt, der Inhalt der Frühstücksbeutel, Brötchen und Pfannkuchen den auf der Straße Stehenden zugeworfen. Vor einem Restaurant raubte man einen großen Weihnachtsbaum und zog nun, diesen vorantragend und allerlei Unfug damit treibend, durch die Friedrichstraße wieder nach „Unter den Linden". Ein Kaufmann, der, seinen Regenschirm schwenkend, an der Ecke stand, wurde mit diesem geschlagen, daß die Fetzen vom Schirm hingen. Ein Pärchen brachte man am Denkmal Friedrichs des Großen in eine Lage, der erst der Revolver, den der Mann zog, ein Ende machte.

Weiter ging's dem Schlosse zu. Auf der Schloßbrücke traf man den ersten Schutzmann, einen berittenen. Er ließ den Weihnachtsbaum beiseite schaffen. Der Tatendurst der Menge war aber nicht erschöpft. Die Tanne wurde wieder herbeigeschafft, als Wahrzeichen erhoben, und nun ging's, den Pfeifen- und Trommelton imitierend, bis zum Denkmal Friedrichs des Großen zurück. Die Regimentsmusik bei diesem „Wecken des Mob" um 3/48 Uhr morgens ersetzten die Lieder „Heil dir im Siegerkranz" (!), „Die Wacht am Rhein", „Deutschland, Deutschland" und andere Gesänge.

Sozialdemokratische Arbeiter waren's also nicht, sondern gute „Patrioten". Hier haben wir mal ein recht lehrreiches Beispiel für die moralischen Qualitäten der Hurrapatrioten und des Hurrapatriotismus überhaupt. Schneidig, was? Wer möchte noch mittun?

Aber auch aus dem Reiche kommen ähnliche Meldungen. Aus München berichten die dortigen „Neuesten Nachrichten":

„In einem der größten und bekanntesten der hiesigen Cafés, wo sich nach den Redouten hauptsächlich das Karnevalstreiben abspielt, ereignen sich seit einiger Zeit regelmäßig höchst unliebsame und geradezu den Anstand verletzende Szenen, die durch die Presse gegeißelt werden müssen, da anscheinend weder der Wirt noch die Polizei sich entschließen können, dagegen einzuschreiten. Um näher auf die Sache einzugehen, möchten wir nur einzelne, tatsächlich vorgekommene Fälle erwähnen: Zahlreiche junge Herren, besonders Studenten, darunter zahlreiche Mitglieder studentischer Korporationen, scheinen ihre Karnevalsvergnügen darin zu finden, daß sie zunächst die Durchgänge sperren, dann jeden Domino mit wüstem Gebrüll empfangen, in ihre Mitte nehmen und in einer den Anstand gröblich verletzenden Weise behandeln. Daß dieses an sich schon durchaus ungezogene

Benehmen sehr häufig zu den unliebsamsten Auftritten mit den die Damen begleitenden Herren führt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Wir wissen mehrere Fälle, in denen aus diesem groben Unfug schwere Ehrenhändel hervorgegangen sind, und gerade mit Rücksicht auf diese Tatsache hätte wohl die Polizei die Verpflichtung, mit aller Schärfe einzuschreiten."

Daß sich Ehrenmänner für die von zuchtlosen Burschen erlittenen tätlichen Beleidigungen noch dem Säbel oder der Kugel dieser Burschen preisgeben, statt es bei einer kräftigen Maulschelle bewenden zu lassen, setzt dem Ganzen die Krone auf. Das sind nun Söhne von Leuten der „Bildung und des Besitzes", „Vertreter der Wissenschaft", unsere künftigen Richter, Staatsanwälte, Regierungsräte, unsere künftige „gottgewollte Obrigkeit", der wir „untertan sein" müssen?

In Jena wird's wohl noch toller zugehen, da in den kleinen Universitätsstädten die Studenten alles bedeuten. Um so mehr sollten sie auf sich selbst halten. Das Gegenteil scheint aber der Fall zu sein. Das „Jenaer Volksblatt" berichtet unter dem 8. Februar:

„Zu großen Ausschreitungen kam es am Donnerstagnachmittag sowie am Abend und während der Nacht auf dem Marktplatze und den angrenzenden Straßen durch eine große Anzahl Studenten, die gelegentlich des im ‚Weimarischen Hofe' stattfindenden Bockbierfestes in einen Zustand geraten waren, den man als nicht mehr nüchtern bezeichnet. Was sich die Herren Studios diesmal leisteten, spottet aller Beschreibung; derartige Exzesse, welche, von anderer Seite begangen, als Landfriedensbruch betrachtet würden, sollen bisher noch nie beobachtet worden sein. Die Polizeimannschaften reichten den zahlreichen bezechten und den Beamten impertinent entgegentretenden Studenten gegenüber nicht aus, die von den Tobenden eingekeilten Schutzleute waren wiederholt in einer höchst unangenehmen Situation, und nur ihrem Takte ist es zuzuschreiben, daß Tätlichkeiten verhindert wurden. Die Polizeiwachtstube war fortgesetzt stark frequentiert; die Sistierten wurden stets von ihren schreienden und johlenden Kommilitonen begleitet und die Beamten provoziert. Ein polizeilich verbotener Umzug fand dennoch mit Musik statt. In dem betreffenden Bierlokale sind, wie wir von informierter Seite erfahren, zu dem Bockrummel 400 Gläser „verbraucht" worden; etwa 100 wurden im Lokale selbst zertrümmert, mit den übrigen wurde das Hanfried-Denkmal bombardiert und die Leutra- und Johannisstraße mit Scherben geziert. Das Denkmal zeigt infolge der ihm zuteil gewordenen sonderbaren Ehrung Spuren der Beschädigung. Einige Musensöhne (‚Thüringer') wurden in der Donnerstagnacht dabei abgefaßt, als sie dem Schneidermeister Schnauffert am Johannisplatz sieben Fenster einschlugen. In einer Kneipe mit Damenbedienung gerieten später am selben Abend eine Anzahl Studios hart aneinander; gegenseitige Beleidigungen und selbst Ohrfeigen waren an der Tagesordnung. Das hatte natürlich wieder eine Reihe Forderungen zur Folge, die demnächst zum Austrag gelangen."

In derselben Nummer des Blattes findet sich folgendes „Eingesandt“:
„Jetzt, da man in unserer Stadt mit Recht bemüht ist, historische Denkmäler aller Art vor Verschleuderung oder völliger Vernichtung zu bewahren und zu diesem Zwecke ein eigenes städtisches Museum errichtet hat, sollten die Behörden ernstlich erwägen, ob es nicht hohe Zeit sei, das Standbild Johann Friedrichs, des Gründers der Universität(!), in die schützenden Räume des Museums zu retten, ehe es dem Vandalismus be—zechter Studenten zum Opfer fällt. Am hellen Tage wurde es am Donnerstagnachmittag wieder derartig mit einem Hagel von Bierseideln bombardiert, daß Stücke aus dem Sandsteinpostament herausflogen. Ist es, wie es scheint, nicht möglich, das Denkmal auf seinem jetzigen gefährdeten Standorte gegen solche sich häufig wiederholende rohe Angriffe, von denen schon viele Spuren zeugen, wirksam zu schützen, so bleibt nichts anderes übrig, als ihm im Museum eine Zufluchtsstätte zu gewähren: oder will man damit warten, bis man späteren Generationen dort an den traurigen Resten die ‚Stoff‘- und Kraftwirkungen der heutigen ‚honorigen‘ akademischen Jugend demonstrieren kann?“

Man braucht wahrlich kein „Philister“ zu sein, um sich von diesen wüsten Anwürfen auf Denkmäler, diesem Ohrfeigenschlagen mit darauf folgenden unterschiedlichen Duellen, wobei vielleicht noch das eine oder andere Muttersöhnchen mit unerledigten Pflichten gegen seine bedauernswerten Eltern über den Haufen geschossen wird, recht peinlich berührt zu fühlen. Wo ist denn da auch nur eine Spur von der „alten Burschenherrlichkeit“, der alten Burschenpoesie? Da ist nichts weiter als ganz gewöhnliche Roheit und wenig nobler Mißbrauch der so reichlich bemessenen „akademischen Freiheit“, verbunden mit Gewalttätigkeiten gegen die Obrigkeit, die, wenn Arbeiter sie begangen hätten, tatsächlich mit den schwersten Gefängnisstrafen geahndet werden würden. Man vergleiche doch ähnliche Fälle, in die Arbeiter verwickelt waren. Zweiflern stehe ich auf Wunsch mit dem nötigen Material gern zur Verfügung.

Aber die liebenswürdige akademische Jugend! Wer wollte ihr die goldene Freiheit verkümmern? Jugendlicher Ubermut, nichts weiter, und Jugend muß bekanntlich austoben. Es sind ja — „unsere“ Söhne! Und außerdem bringen sie — Geld in die Stadt. So breitet denn auch die „Jenaische Zeitung“ liebevoll ihre Flügel über die von der öffentlichen Meinung hart bedrängten Küken der alma mater Jenensis. Der „fröhliche Umzug“ (!) der jungen Herren dürfe bei keinem vernünftigen Menschen Anstoß erregen. Der kleine Unfug, der bei dem Denkmal angerichtet sei, gebe „noch niemandem ein Recht, den in der Bierlaune sich vergessenden Täter auf eine Stufe zu stellen mit Buben, die mit der Absicht der Schändung in Berlin Fürstenstandbilder, und zwar die Standbilder selbst, nicht den Sockel, verstümmelt haben.“ „Fürstenstandbilder“! — ja Bauer, das ist freilich ganz was anderes! Und dann — nur den Sockel, nicht die Standbilder selbst. Das ist allerdings ein — funda-

mentaler Unterschied. An dem Tumult seien nicht etwa die Studenten schuld gewesen — i, bewahre! — sondern — nun rate einmal, lieber Leser! — sondern — die sonst doch so Hochwohllöbliche, die Polizei, die in nicht ganz angebrachtem Übereifer die Gemüter erregt habe! Das ist viel, sehr viel für ein „staatserhaltendes“ Blatt. Aber wie schrieb doch jener Polenjüngling in seinem ornithologischen deutschen Aufsatz? „Bald ist der Hahn ein Huhn, bald ist der Hahn ein Hahn. Bald so, bald so — wie's trefft!“ Warum ist nun diesmal der Hahn ein Huhn? Weil — die Studenten jährlich, ganz niedrig gerechnet, „zwei Millionen Mark in barem Gelde“ nach Jena bringen. Was sollte aus der Bürgerschaft werden, wenn man die Studenten dadurch vertriebe, daß man ihre berechtigten Eigentümlichkeiten nicht schonte?! Bezeichnend war auch, daß der Fall mit Ausschluß der Öffentlichkeit im jenaischen Gemeinderat verhandelt wurde.

* * *

Wer zu lesen versteht, wird häufig aus gewissen, wenig beachteten Nachrichten im „Vermischten“ und anderen versteckten Teilen der Blätter nachdenkliche Schlüsse ziehen müssen. Was erzählt z. B. nicht alles die folgende kleine Notiz: Eine Aufsehen erregende Verhaftung ist in Bremen erfolgt. Der Sohn eines dortigen früheren Konsuls F., ein etwa 38jähriger Mensch, hat in Bremen ein äußerst luxuriöses Leben geführt und geriet schließlich, nachdem sein Vermögen immer mehr zusammengeschmolzen war, auf den Weg des Verbrechens. Er erließ Zeitungsanzeigen, daß „ein junger Mann der besseren Gesellschaft momentan in Not geraten sei und von einer Dame ein Darlehen suche“. Viele Damen setzten sich mit F. in Verbindung. Mit fast allen knüpfte der Geldbedürftige — Beziehungen an. Später erpreßte er von den Damen Geld. Die Gattin eines Fabrikanten in Altona, die nicht in der Lage war, die geforderten Beträge herbeizuschaffen, wurde von F. ihrem Gatten verraten. Der Erpresser verlangte 1000 Mark, widrigenfalls er drohte, den Ehebruch zu veröffentlichen. Um die Schande zu verbergen, zahlte der Gatte die 1000 Mark.

Auf eine Zeitungsannonce, deren unlautere Absichten offen zutage liegen, melden sich „viele Damen“ der „guten“, jedenfalls zahlungsfähigen „Gesellschaft“, darunter Ehefrauen. „Fast alle“ treten mit dem Manne in Beziehungen, deren Verheimlichung sie sich von ihm durch Schweigegelder erkaufen müssen. Ist das nicht ein Sittenbild in nuce? Solcher Bildchen könnte man aber mehr zusammenstellen, als dem guten Rufe der vielgepriesenen deutschen Sittsamkeit in der oft so prüde tuenden und so unbarmherzig richtenden „guten Gesellschaft“ angenehm wäre.

Einige Mühe hatte s. Zt. die Polizei, die Araber auf der Berliner Gewerbeausstellung vor den allzu stürmischen Attacken deutscher Weiblichkeit zu schützen. Auf der Düsseldorfer Ausstellung des vergangenen Jahres hat sich das häßliche, alles gesunde, stolze Rassengefühl empörende Bild wiederholt

„Sollte man es für möglich halten," so schreibt ein Deutscher aus Kairo an die „Tägliche Rundschau", „daß in Berlin und Düsseldorf sich Dutzende, vielleicht Hunderte von Mädchen in die schmutzigen, braunen Gesellen verliebt haben? In Düsseldorf haben sich nach zuverlässigen Mitteilungen im letzten Sommer Dutzende von meist ganz jungen Mädchen mit den Arabern in Verhältnisse eingelassen, die von Folgen begleitet sind. Viele andere Mädchen sollen sie beneidet haben um ihre interessante Liebe. Sollte man es ferner für möglich halten, daß deutsche Mädchen so betört wurden, sich von Leuten, die zu berühren jedes noch so leichtfertige europäische Mädchen hier zu stolz wäre, aus Heimat und Familie entführen zu lassen und mit ihnen als ‚Ehefrauen' in den Orient zu ziehen? Und doch ist es traurige Tatsache. Es werden lange nicht alle derartigen Fälle bekannt; aber diejenigen, die bekannt werden, genügen, um die traurigen Folgen solcher Verirrungen erkennen zu lassen. Vor einigen Jahren nach der Berliner Ausstellung kam ein Mädchen mit einem Beduinen nach Alexandrien und wurde von ihm in sein Zelt gebracht. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es durch Vermittlung des deutschen Konsulats, das Mädchen aus seiner Gefangenschaft zu befreien und zu retten. In den letzten Wochen ist ein 17jähriges Mädchen aus Düsseldorf mit ihrem arabischen Geliebten nach Alexandrien gekommen. Durch die Wachsamkeit der Geheimpolizei ist es gelungen, das Mädchen gleich bei der Ankunft am Schiff festzunehmen, ihren Begleitern zu entreißen und dem deutschen Konsulat auszuliefern, von wo aus dann für Unterkunft gesorgt werden konnte, bis die Familie benachrichtigt war und absehbar wurde, was weiter geschehen könnte. Von einem anderen Mädchen, einer Kölnerin, ist es zur Kenntnis gekommen, daß sie demnächst eintreffen wird, um mit ihrem geliebten Braunen sich zu vereinigen ..."

Die Mädchen, die sich entschließen, ihre Heimat zu verlassen, um das romantische Zelt des „geliebten Braunen" zu teilen, kommen meist aus den ärmeren Schichten. Die seltsame ethnologische Schwärmerei aber beschränkt sich keineswegs auf diese. Die Leiter der Schaustellungen wissen ein Lied davon zu singen.

Es wäre verkehrt, alle derartigen Erscheinungen als spezifische Entartungen unserer Zeit zu betrachten. Manche sind es gewiß, viele andere nicht. Als ob nicht zu allen Zeiten und in allen Kreisen nach Möglichkeit gesündigt worden wäre! Wer sich in der Kulturgeschichte, besonders auch in der Geschichte der Höfe, ein wenig umgesehen hat, wird am letzten geneigt sein, die Übel unserer Zeit im Vergleich zu den anderer zu überschätzen und sich einem trostlosen Pessimismus hinzugeben. Dennoch hat jede Zeit einen besonders gearteten Kulturboden, der dann auch den Auswüchsen der Zeit das besondere charakteristische Gepräge verleiht.

Unsere Vorfahren sündigten vielleicht nicht weniger als wir, aber sie wußten dann auch, daß sie sündigten, und nannten die Sünde Sünde

und nicht etwa „Übermenschentum“ oder „freies Ausleben der Persönlichkeit“. Das eben ist das besondere und gefährliche Kennzeichen unserer sittlichen Zustände, daß wir auf dem Wege sind, die sittlichen Maßstäbe zu verlieren, soweit wir sie nicht schon verloren haben. Ich habe mich gefreut, dieser Erkenntnis auch in der „Deutschen Welt“ zu begegnen; sie ist noch lange nicht genügend zum allgemeinen Bewußtsein durchgedrungen. Was das Blatt hierüber schreibt, war auch für den Türmer stets der maßgebende Gesichtspunkt, und ich kann es daher auch für mich ohne Einschränkung gelten lassen.

Wichtig, ja entscheidend sei, mit welcher persönlichen Absicht man in die Erörterung sittlicher Zustände eintrete. Keine Absicht „kann verkehrter, in sich unwahrer und für jeden guten Geschmack unerträglicher sein, als die Absicht, Gericht zu halten, schuldig zu sprechen, Steine zu werfen. Wir wenigstens möchten das ein für allemal und neidlos anderen überlassen. Was uns bei solcher Erörterung einzig erlaubt, weil von aller Heuchelei frei, was uns auch einzig fruchtbringend erscheint, ist der Kampf um die Maßstäbe ...

„Tatsächlich drohen unter dem Einflusse neuer Literatur, Kunst und Weltanschauungslehren in einem großen Teil des Publikums die Maßstäbe verloren zu gehen. Das ist aber ein Verlust, der viel bedenklicher eingeschätzt werden muß als die größere oder geringere Ausbreitung sittlicher Schwäche. Wenn ehemals ein Publikum vor einer Bühnenaufführung saß, so konnte man darauf rechnen, daß jeder einzelne Zuschauer die Vorkommnisse des Stückes im wesentlichen richtig und übereinstimmend mit den übrigen als gut und böse wertete, auch dann, wenn er dadurch bewußt oder unbewußt zum Richter über seine eigene Schwäche oder selbstbegangene Sünden wurde. Heute scheint dieser Zustand schon bedeutend geändert zu sein; die von Ibsen und anderen angestrebte ‚Revolutionierung‘ hat begonnen, wirksam zu werden; die Maßstäbe sind verschiedene geworden, und wenn auch der Untergrund des Gewissens so leicht sich nicht verändern läßt, ein gewisser Grad der Betäubung oder Umprägung ist doch, wie es scheint, schon eingetreten. Das aber bedeutet einen kritischen Punkt in der Entwicklung.“

Wie weit diese „Betäubung oder Umprägung“ bereits gediehen ist, hat uns ja soeben erst der „Fall Luisa-Giron“ oder vielmehr seine Spiegelung in einem großen Teile der öffentlichen Meinung enthüllt. Mußte doch z. B. das „Leipziger Tageblatt“ wehmütig bekennen: „Wir haben in diesen Tagen Zuschriften aus dem Publikum erhalten, die in ihrer Beurteilung des Falles eine fast unglaubliche Verwirrung der Begriffe und eine geradezu erschreckende moralische Versumpfung erkennen lassen. Eines haben die von Genf aus unternommenen Schritte jedenfalls erreicht: bei dem urteilslosen und sentimentalen Gefühlsduseleien zugänglichen Teile des Publikums, der größer ist, als man gemeiniglich annimmt,

ist für die ‚unglückliche Frau‘ redlich Stimmung gemacht worden, eine Stimmung, die sich natürlich gleichzeitig gegen eine andere Stelle richtet, welche wahrhaftig in der ganzen Affäre der am schwersten leidende Teil gewesen ist.“

Insbesondere die demokratische und sozialdemokratische Presse hatte jeden auch nur einigermaßen vernünftigen oder gerechten Maßstab verloren. Da konnte man im „Vorwärts“ und seinen Ablegern in der Provinz Tiraden rollen hören, wie sie sonst nur schwülstige Kolportageromane mit „volkstümlicher“ Tendenz zieren: „Man jagte und hetzte das Edelwild, bis es müde zusammenbrach. Die Hüter der ‚guten Sitte‘ schmettern ein dröhnendes Halali! . . . Die Kronprinzessin von Sachsen war dem Glanz des Königshofes entflohen, sie wollte auf Reichtum und Thron verzichten, sie wollte als einfacher Mensch ein neues Leben gewinnen. Sie wollte nichts als Ruhe finden, als von der Welt unbeachtet in Frieden leben. Doch die Mächtigen, deren Zwang sie zu entgehen gedachte, gingen daran, den ‚Skandal‘, den sie ihnen bereitet, zu rächen. Sie gingen daran, das schwache Weib zur Unterwerfung zu zwingen, um so einen ‚ehrenvollen Abschluß‘ des schwer bloßstellenden Falles zu erreichen.“ Oder an anderer Stelle: „Da aber diese Tragödie sich so vollzogen, bleibt es Pflicht der Menschlichkeit, dieser Frau, die viel geirrt und viel gelitten, nicht nur unser Mitleid nicht zu versagen, sondern die Achtung zu bewahren, die sich ein Mensch erwirbt, der den höchsten Glanz und Reichtum, den die bürgerliche Welt zu geben hat, der eine Königskrone ausschlug.“

Wenn sie doch auch den aimablen Monsieur Giron „ausgeschlagen“ hätte! — Also geradezu ein bewunderungswürdiges Beispiel von Heroismus und Märtyrertum —: gehet hin, ihr anderen deutschen Ehefrauen und Mütter, die ihr in ähnlicher Lage seid, und tut desgleichen, wenn anders ihr euch zu solch erhabener Höhe der Weltanschauung aufzuschwingen vermöget! Kein Wort davon, daß Gatte und Kinder doch auch Menschen sind, ein Herz im Leibe haben und „Pflichten der Menschlichkeit“ auch ihrerseits beanspruchen dürfen; kein Wort von den Pflichten der Fürstin, die das Geschick so hoch über andere gestellt hatte, und die berufen war, auch ihrem Lande eine Mutter zu werden. Solange die Sozialdemokratie derartige Anschauungen vertritt oder auch nur duldet, hat sie noch lange nicht die geistige Reife erlangt, die sie zu einer irgendwie maßgebenden Stellung berechtigte. Das sollten sich ihre einsichtigeren Elemente doch selber sagen. Es ist viel konventionelle Heuchelei bei der Beurteilung des Falles mituntergelaufen; die sozialdemokratische Presse war in der glücklichen Lage, das nicht mitmachen zu müssen, wie vielleicht so manches bürgerliche Blatt. Um so mehr war sie verpflichtet, die Dinge ohne alle tendenziöse Phraseologie mit nüchterner Gerechtigkeit zu besprechen.

Angesichts all dieser elenden Verwaschenheit und falschen Sentimentalität wirkt die hagebüchene „offene Frage“ einer „deutschen Frau“ in der „Deutschen Zeitung“ ordentlich erfrischend. „Gibt es denn“, so fragt die resolute „deutsche Frau“, „im Königreich Sachsen — besser noch im ganzen Deutschen Reich! —

keinen Mann, der den Buben Giron an öffentlichem Orte ohrfeigt? Daß daraus ein Zweikampf entstehen sollte, halte ich für ausgeschlossen, denn einem derart Ehrlosen braucht kein Ehrenmann Genugtuung zu geben! ... Der grüne Junge, der durch sein Betragen die Wurzel seiner sogen. Liebe bloßlegt, dem außer der grenzenlosen Eitelkeit und der Sucht, öffentlich genannt zu werden, noch ganz andere, niedere Beweggründe auf den Kopf zugesagt werden könnten, der die Frau, die zu lieben er vorgibt, von Stufe zu Stufe abwärts zieht, — dieser Ehrlose verdient nur körperliche Züchtigung und eisigste Verachtung."

Ich begreife die „Bedenken" der Redaktion, diesen „leidenschaftlichen Gefühlsausbruch" zu veröffentlichen. Aber die Gesinnung, die ihm zugrunde liegt, ist durchaus gesund und daher erfreulich. Mit Recht bemerkt auch die „Deutsche Zeitung": „Es gehört doch zweifellos zu der rechten Würdigung dieses unsagbar betrübenden Vorfalles, daß im Spiegel der Öffentlichkeit nicht nur die Lust an der Sensation, sondern ebenso — wenngleich in etwas schriller Tonart — die leidenschaftliche Entrüstung der deutschen Frauenwelt einmal fühlbar werde."

Gerechtigkeit darf indessen auch ein Giron verlangen. „Es ist begreiflich," erklärt „Das Vaterland", das gewiß gut bediente offizielle Organ der sächsischen konservativen Partei, „daß man in Sachsen die Hauptschuld an den Verirrungen der Prinzessin dem Sprachlehrer Giron beizumessen geneigt ist. Mit den Wahrnehmungen der den Ereignissen näherstehenden Personen steht das indes nicht im Einklang. Giron zeigte sich zwar auch hier schon als unreif und eitel, aber von den Eigenschaften eines berechnenden Don Juan hatte er nichts an sich. Niemals würde er wohl gewagt haben, sein Auge zu der fürstlichen Herrin zu erheben, die ihm auch an Jahren weit überlegen war, wäre ihm nicht von dieser fortgesetzt das größte Entgegenkommen bewiesen worden. Wer die sinnliche Veranlagung der Prinzessin und ihr mangelndes Pflichtgefühl in vollem Umfang erkannte, der ist heute der Überzeugung, daß, wenn nicht Giron gekommen wäre, über kurz oder lang ein anderer Mitschuldiger sich gefunden hätte. Unter diesen Umständen ist es noch eine günstige Fügung zu nennen, daß die Katastrophe der Prinzessin vor ihrer Thronbesteigung eintrat; nachher würde sie noch schmerzlicher für Sachsens Ehre geworden sein."

Sind wir nun berechtigt, für die Verwirrung der sittlichen Maßstäbe die modernen Dichter und Denker verantwortlich zu machen? So unbedingt möchte ich die Frage nicht bejahen. Wir müssen doch — bis zum Beweise des Gegenteils — annehmen, daß die ernst zu nehmenden unter den modernen Dichtern und Denkern ihr Bestes geben, daß ihr Dichten und Denken sich unter einem inneren sittlichen Zwange vollzieht. Wenn sie dabei objektiv irren, so beweist das noch nichts gegen ihre subjektive Lauterkeit. Dürfen wir nun jemand aus seiner ehrlichen Überzeugung einen Vorwurf machen?

Es streift doch schon ans Komische, wenn Luise von Toskana und Giron

erklärt haben, sie seien in ihren Lebensanschauungen stark durch die Werke des Grafen Leo Tolstoi beeinflußt worden. Man hat den Alten von Jaßnaja Poljana darüber befragt, und der hat denn auch mit seiner Meinung nicht zurückgehalten: „Ich will über das Verhalten der unglücklichen Frau, hinsichtlich derer Sie mir schreiben, kein Urteil fällen. Es steht geschrieben: ‚Richte nicht, damit du nicht gerichtet wirst!‘ Ich behaupte jedoch, daß in allem, was ich geschrieben habe, nicht eine Zeile zu finden ist, die ein solches Verhalten rechtfertigt. Ich bekenne mich zur christlichen Lehre, deren erster Grundsatz der ist, unser Vergnügen und unser Glück der Wohlfahrt unserer Nachbarn zu opfern. In dem vorliegenden Falle aber ist ganz das Gegenteil eingetreten. Diese Frau hat den Frieden und das Glück nicht nur ihres Gatten und ihres Schwiegervaters geopfert, sondern vor allem das ihrer Kinder, deren ältestes furchtbar leiden muß und sein ganzes Leben lang um der Schande seiner Mutter willen leiden wird. Diese hat alles für das Vergnügen geopfert, ohne Hindernis mit dem charmanten Herrn Giron zusammen zu sein. Das ist meine Ansicht von der schmutzigen Geschichte, die ganz ohne Grund die gesamte Welt beschäftigt.“

Mit einigem guten Willen kann man schließlich auch das Christentum für die Greuel der Inquisition und der Hexenverfolgungen verantwortlich machen. Es ist das ja häufig genug geschehen und geschieht auch heute noch. Ernst zu nehmen ist aber eine solche Logik mit nichten.

Wenn wir die modernen „revolutionierenden“ Geister als die intellektuellen Urheber der herrschenden Auflösung und Verwirrung betrachten, ohne damit notwendig ein sittliches Werturteil verbinden zu müssen, so kommen wir vielleicht der Wahrheit am nächsten. Größere Verantwortung, als die intellektuellen Urheber der neuen Lehren und Weltanschauungen, trifft deren Vermittler und Apostel. Eine besonnene Kritik hätte die Öffentlichkeit über Wert und Unwert des Neuen aufgeklärt, es ebensowenig unbedingt übernommen, als unbedingt verworfen, sondern als Prüfstein und Reinigungsmittel der alten Maßstäbe verwertet. Denn auch unsere alten Werte bedürfen zuweilen einer Auffrischung und Reinigung, Staub und Moder der wechselnden Zeiten setzen sich gar leicht an ihnen fest. Statt dessen mußten wir erleben, daß das Neue von der einen Seite ebenso kritiklos angenommen wurde, wie von der anderen kritiklos verworfen. Die Verteidiger der alten Werte sind von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie durch ihre allzu bequeme „grundsätzliche“ Ablehnung alles Modernen, die sich bis zum völligen Verzicht auf jede sachliche Erörterung erstreckte, das Feld den rührigen, in den Mitteln nicht immer wählerischen Gegnern überließen und erst auf der Bildfläche erschienen, als jene bereits das ganze ihnen zugängliche Terrain erobert hatten. Der Siegeszug Nietzsches ist dafür ein besonders lehrreiches Exempel. Als seine Ideen bereits in zahlreichen Köpfen herumspukten, eine helle Revolution in ihnen anrichteten, die Zeitungen und namentlich Zeitschriften freigeisternder Richtung mit den leidenschaftlichsten Erörterungen füllten,

hatten noch führende christliche Blätter kaum eine blasse Ahnung von ihm. Sie mochten es wohl nach den wenigen herausgegriffenen Proben, die sie von ihm gelesen, nicht für der Mühe wert erachten, sich mit dem „verrückten Kerl" weiter einzulassen. Später mußten sie dann doch kommen und sich die Augen reibend entsetzt erkennen, welcher furchtbare Feind über Nacht in ihre Ställe eingebrochen war. Geistige Kämpfe sind eben keine Zolltarifverhandlungen, bei denen man, der Mehrheit tröstlich gewiß, nur zur Abstimmung zu erscheinen braucht. Das bloße Wehklagen über die „geistige und sittliche Fäulnis" hinterher ist ein ganz müßiger und nicht einmal besonders vornehmer Zeitvertreib.

Auch für die ungenügenden geistigen Voraussetzungen, die viele, auch „gebildete" Leser den modernen Schriften entgegenbringen, können wir deren Urheber nicht verantwortlich machen. „Es gibt viele Menschen," so äußerte sich unlängst in den „Blättern für deutsche Erziehung" der Herausgeber Arthur Schulz, „die mit unglaublicher Geschwindigkeit ein Buch nach dem andern verschlingen, nicht etwa nur schlechte und nichtswürdige Bücher, sondern durchaus auch solche von Bedeutung. Man sollte meinen, diese Herren, welche Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant und Schopenhauer neben den großen Dichtern aller Völker und Zeiten Zeile für Zeile gelesen haben, hätten einen solchen Reichtum von Gedanken und Urteilen im Innern aufgestapelt, daß sie den Gipfel des Wissens und der edelsten Bildung darstellten. Ach, glaubt doch das nur nicht! Ja, wenn es das Lesen machte, und nicht das eigene Nachdenken! So aber gleicht ihr Geist einem wirren Durcheinander von Namen, Daten, Büchertiteln, von interessanten Anekdoten ohne Zahl; das Wesentliche und Große, das wahrhaft Bildende aber ist ihnen verschlossen und fremd geblieben. Und wollt ihr sie prüfen? Nun, dann betrachtet ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Charakterstärke, ihre Neigungen, ihre Sucht nach Titeln, Orden und Geld, ihre Stumpfheit gegenüber den Aufgaben für Staat und Volk. Betrachtet nur ihren Geschmack, der Lessing und Paul Lindau, Wieland und Julius Wolff, Goethe und Georg Ebers verwechselt wie edlen Rüdesheimer und denaturierten Spiritus."

Mit der Verbreiterung unseres Bildungswesens hat sich dieses nicht etwa auch vertieft. Früher war die Bildung auf engere Kreise beschränkt, dafür aber fester gegründet und im Urteil vorsichtiger und zurückhaltender. Das Neue wurde bedächtig geprüft und mit größerer Unbefangenheit auf der einen, mit geringerer Parteileidenschaft auf der anderen Seite erwogen. Man wußte zwischen den verschiedenen Gebieten noch reinliche Grenzscheiden zu ziehen und objektive Gründe von subjektiven Gefühlswallungen, politischen und gesellschaftlichen Voreingenommenheiten zu sondern, die heute noch in Weltanschauungsfragen so häufig den bestimmenden Untergrund bilden. Ich will damit nur Vergleiche, keine Werturteile geben. Dennoch muß es an Mängeln unserer modernen Bildung liegen, daß so viele „Gebildete" heute wehrlose Opfer der zerstörenden Geistesmächte werden, daß jede noch so konfuse „neue Weltanschauung" und „Religionsgründung" eine Schar begeisterter Anhänger findet.

Man könnte unsere Zeit die Epoche der Weltanschauungen nennen. „Wenn man einmal aufmerksam die Neuigkeiten des Büchermarktes durchsieht“, schreibt Dr. Dennert im ersten Heft seiner neuen Monatsschrift „Glauben und Wissen“, „so fallen vor allem die ‚neuen Weltanschauungen‘ auf, die allerorts gebraut werden: hier ist es die ‚Weltanschauung des modernen Naturforschers‘, die selig machen soll, dort die ‚deutsche‘, hier die ‚ideale‘, dort die ‚materialistische‘: Herr X. gründet seine ‚neue Weltanschauung‘ auf Bewegung, Herr Y. auf die Energie und Herr Z. preist ‚die Gnosis‘ an. Das sind so einige in wenig Wochen gesammelte Beispiele.“

Beschränkt sich die Bedeutung dieser Art „Weltanschauungen“ meist auf den Wert persönlicher Liebhabereien, harmlosen geistigen Sports, so wird der Ausgang einer anderen Weltanschauungsbewegung von der weitesten Tragweite für unser ganzes Volksleben sein. Es ist das naturnotwendige Ringen der Sozialdemokratie nach einer Weltanschauung, das schon jetzt unverkennbar zutage tritt, dereinst aber über die gesamte Bewegung entscheiden muß und wird. Bisher, so führt Dr. Dennert weiter aus, glaubte die Sozialdemokratie das Christentum nicht gebrauchen zu können. „Wenn man aber die Zeichen der Zeit beobachtet, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Kampf gegen das Christentum heute eine neue Wendung nimmt. Sei es, daß es aus Klugheitsrücksichten geschieht, sei es, daß die Massen nun doch innerlich erkennen, daß das Christentum einen anderen Trost bietet als Haeckel, Dodel und derartige Größen, und daß es im Grunde genommen dem berechtigten Kern der sozialistischen Forderungen nicht widerspricht — genug, es bahnt sich auch hier im Kampf um die Weltanschauung eine Änderung an. Freilich scheint sich diese im Ausland schneller zu vollziehen. In Holland (Groningen) sprach sich die Sozialdemokratie für konfessionelle Schulen aus; in Belgien wächst die Missionskirche; die sozialdemokratischen Volksbibliotheken im Hennegau enthalten fast alle mehrere Bibeln; ein sozialdemokratischer Kongreß in Lüttich beschloß seine religionsfeindliche Stellung zu revidieren, manche sozialistischen Tageszeitungen beschäftigen sich mit religiösen Fragen und gestatten sogar evangelischen Geistlichen das Wort. In England und Nordamerika ist die sozialistische Bewegung weit davon entfernt, antichristlich zu sein, ja, es gibt dort unter ihren Führern fromme Männer, und selbst in der Schweiz scheint man wenigstens die Neutralität wahren zu können.

„Bei uns freilich ist die Sozialdemokratie hierin doch noch recht rückständig, immerhin ist es schon etwas, daß sie neulich in einer Versammlung es ruhig mit anhörte, als der verehrte Provinzialschulrat Dr. Vogel das offene Bekenntnis ablegte, daß er, als Naturforscher, ‚nur durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi wieder ein fröhlicher Mensch‘ geworden sei. Und als auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag der Wiesbadener freireligiöse Prediger Welker scharfes Vorgehen gegen die Religion forderte, siehe, da hat ihn ‚Genosse‘ von Vollmar gründlich abgefertigt und z. B. auch die Schriften eines Sozia-

listen Dr. Losinsky abgeschüttelt. Das mag ja nun wohl mehr Taktik als Überzeugung sein, aber es ist doch auch am Ende der Anfang einer besseren Erkenntnis.

„Bezeichnend ist, daß die Sozialdemokraten sich heute bestreben, das Urchristentum als proletarische Bewegung hinzustellen, das tut z. B. die von Fleischmann bekämpfte Schrift von Losinsky, das tut aber auch Kautsky in einem Artikel ‚Die Sozialdemokratie und die katholische Kirche'. Es heißt da u. a.: ‚Dem Urchristentum steht die sozialistische Bewegung näher als irgend eine andere moderne Bewegung; denn es ist wie sie proletarischen Ursprungs; freilich war es das hilfslose, bettelnde, nicht das trotzig kämpfende Proletariat, das ihm seinen ersten Stempel aufprägte, aber immerhin das proletarische Streben nach Aufhebung der Klassenunterschiede ist mit der christlichen Lehre wohl vereinbar.' Es lohnt sich nicht, auf die große Verständnislosigkeit einzugehen, die darin liegt, wenn nun weiterhin z. B. offenbar das Armenwesen der ältesten christlichen Gemeinden als deren einzigartige Kraft angesehen wird (Julian Apostatas der christlichen Liebestätigkeit nachgemachte Armenpflege von Staatswegen half doch nichts!) oder wenn das Urchristentum als ‚hilflos bettelnd' gekennzeichnet wird, während doch wahrlich seine sieghafte Überwindung der Welt mit Hilfe des Neuen und Unerhörten, das es der Menschheit brachte, in der Welt ganz einzigartig dasteht. — Zu der Erkenntnis ist die Sozialdemokratie eben noch nicht durchgedrungen, daß das Urchristentum in der Tat die Kraft sozialer Erneuerung in sich trug, und daß das Christentum heute auch allein den wahren Sozialismus fördern kann."

Ob die Sozialdemokratie sich zu dieser Erkenntnis durchringt oder nicht, das ist in der Tat die Lebensfrage für sie. Was sie an berechtigten Forderungen vertritt, darf sie nur im Namen der christlichen Lehre und Weltanschauung verlangen. Vom materialistischen Standpunkte aus Forderungen geltend zu machen, die nur in der christlichen Nächstenliebe und Gerechtigkeit begründet sind, ist sinnlos. Die materialistische Weltanschauung kennt nur das eine harte Recht: das Recht des Stärkeren. Will es die Sozialdemokratie darauf ankommen lassen? Dann soll sie es auch offen sagen und nicht mit Waffen kämpfen, die sie dem Gegner — gelinde gesagt — entlehnt.

* * *

Auf Mängel in der modernen Bildung glaubt die „Ethische Kultur" auch gewisse Entartungserscheinungen unserer Zeit zurückführen zu müssen. Zu den oben geschilderten empörenden Vorgängen in der Berliner Neujahrsnacht bemerkt das Blatt, daß diese „widerliche Enthüllung der unglaublichen Sittenroheit des Großstadtpöbels in Lumpen oder im Frack" doch auch dem Pädagogen recht sehr zu denken geben müsse. „Man mag den Prozentsatz der in Großstädten sich ansammelnden Hefe des Volks, der Verbrecher, Arbeitsscheuen und Prostituierten noch so hoch annehmen, so besteht doch sicher noch immer ein großer Teil jenes radaulustigen Janhagels aus jungen Leuten, die nicht

ihrer sozialen Misère oder ihrem Mangel an Erziehungsgelegenheit die Schuld ihrer Verrohung aufbürden können. Ich fürchte sehr, daß keine unserer Schularten, von der einklassigen Volksschule bis zur — Universität, davor sicher ist, einen Teil ihrer Schutzbefohlenen unter dieser vertierten Masse zu entdecken. Und da ist denn doch die Besinnung am Platze, ob von Seiten unserer Erziehungsanstalten wirklich alles geschieht, um solche Szenen innerlich unmöglich zu machen. In den großen Städten der Schweiz, in Paris, ja in Petersburg und Moskau sind m. E., freilich aus verschiedenen Gründen, ähnliche Vorkommnisse kaum denkbar. Alkoholismus und sexuelle Verderbtheit reichen dazu nicht aus; es kommt noch hinzu die viehische Freude an der Brutalität und Gewalttat, die ‚Fixigkeit‘ und ‚Schneidigkeit‘ der jämmerlichen Burschen, denen die Zusammenrottung erst ‚Mut‘ und den Trieb, sich durch höchste Gemeinheit auszuzeichnen, eingibt. Und auf diesem Gebiet dürften unsere Erziehungsmethoden doch wohl nicht völlig unschuldig sein. Es ist manchmal auch heilsam, solche Karikaturen der brutalen Heldenhaftigkeit und Schneidigkeit in voller Freiheit vorgeführt zu sehen, damit uns vor unserer Gottähnlichkeit etwas bange wird."

Es ist sicherlich viel Wahres in diesen Sätzen. Noch immer wird von gewissen Seiten, namentlich in Preußen, eine übertriebene „Schneidigkeit" großgezüchtet, bei der man sich dann nicht wundern darf, daß sie schließlich in Roheit ausartet. Das Kapitel ist ja leider ein sehr fruchtbares, es erstreckt sich vom „mißgreifenden" Schutzmann bis zum duellierenden Studenten und weiter. Ich möchte aber heute das Thema von einer anderen Seite auffassen und ein wenig auf die Gründe eingehen, warum die „gute" Gesellschaft so häufig eine schlechte ist, wieso es möglich ist, daß in ihr Dinge vorkommen, wie ich sie des öfteren im Tagebuch und auch heute wieder verzeichnen mußte. Sollte dem nicht ein allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungs- und Umwandlungsprozeß zugrunde liegen?

Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind heute in einem Fluß begriffen, wie nur in Übergangszeiten. Nun kann man sich ja das billige Vergnügen leisten, jede Zeit eine „Übergangszeit" zu nennen, weil es mathematisch feststeht, daß ihr eine andere Zeit voraufgeht und wieder eine andere folgt. Es gibt indessen doch Unterschiede. Das mittelalterliche Gesellschaftsgefüge hat sich Jahrhunderte hindurch ziemlich unverändert erhalten, ja es ragt noch in unsere Tage hinein. Obwohl politisch längst aufgelöst, besteht die ständische Gliederung gesellschaftlich noch heute: Adel, Bürger, Bauern, zu denen dann als „vierter Stand" die Arbeiter gekommen sind. Heute nun sind diese Stände, deren jeder sich bisher doch immer eine gewisse Eigenart zu wahren wußte, in reißender Auflösung begriffen. Es ist ihnen nicht mehr möglich, sich auch nur eine gewisse Stabilität zu erhalten. Von oben sinkt es nach unten, und noch mehr drängt es von unten nach oben. Es ist die kapitalistische Entwicklung, die alle gesellschaftliche Eigenart verwischt, alle gesellschaftlichen Gegen-

sätze forträumt durch das eine allmächtige Wort — Geld. Wären es nur gesellschaftliche Vorurteile, die dieser neuen Großmacht zum Opfer fielen, — man könnte sie segnen dafür. Aber es sind die wertvollsten Gegensätze, Gegensätze, die erst den wahren Wert des Menschen bestimmen: der Gesinnung, des Charakters, der Erziehung, der Bildung. Es genügt heute, Geld zu besitzen, und jede Gesellschaft öffnet dem glücklich Besitzenden weit ihre Pforten. Und gerade die sogenannte „gute“, die „vornehme“ und „vornehmste“ Gesellschaft war und ist schwach genug, Elemente bereitwilligst einzulassen und zu beherbergen, die keinen andern Ausweis mit sich bringt, als den großen Geldbeutel. Daß diese Elemente aber nicht immer die besten sind, versteht sich am Rande. Denn um schnell viel Geld zu verdienen, sind noble Eigenschaften öfter ein Hindernis, als eine Hilfe. Geld verdient am leichtesten und schnellsten, wer die stärksten Ellenbogen hat und statt des Herzens eine Rechenmaschine; wem es nicht darauf ankommt, den andern vom Troge wegzubeißen und über Leichen zu schreiten. Es gibt ja gewiß viel redlich und ohne solche Mittel erworbenes Geld, aber das sind dann meist nicht die über Nacht errafften ungeheuren Vermögen, bei deren „Erwerb“ es selten mit nur rechten Dingen zugehen kann. Und gerade diese zahlreichen Emporkömmlinge, die unsere kapitalistische Entwicklung heute an die glänzende Oberfläche des Lebens wirft, um sie dann morgen vielleicht schon wieder in ihrem Dunkel zu verschlingen, die sind es mit ihrem Anhang, die unsere gesellschaftlichen Zustände verseuchen und ruinieren. Denn daß sie aus ihrem früheren Milieu und ihrer früheren „Erwerbstätigkeit“ nicht immer die besten Sitten und Gesinnungen mitbringen, ist wohl ebenso klar, wie daß sie auf ihre neue Umgebung abfärben. Aller fatale Geruch, der solchem Emporkömmlinge häufig anhaftet, verwandelt sich im Goldesglanze in eitel Weihrauch. Non olet! Hat er doch Geld! Ist er doch „fein-fein“!

Der Adel insbesondere sollte sich vor der Berührung mit solchen Elementen ängstlich hüten. Er ist ohnehin schon — besonders in Preußen — nicht allzu populär. Tritt er nun gar noch in Connubium und Commerzium mit Leuten, denen der feine und immer noch aristokratische Instinkt des deutschen Volkes die Achtung versagt, die er dem wahrhaft vornehmen, auch dem armen Edelmanne bereitwillig zollt, so hat der Adel seine an sich schon sehr beschränkte Rolle als führender Volksstand endgültig ausgespielt. Er kann dann mit dem modernen Kapitalistentum den ungleichen Wettbewerb aufnehmen, bei dem er wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren hat, nicht zuletzt seine guten alten Traditionen.

Die Wiener „Zeit“ brachte kürzlich aus der Feder eines Herrn von Ballwitz ein feuilletonistisches Essai über den preußischen und deutschen Adel, das bei aller kritischen Schärfe doch ein gewisses Maß von Objektivität innehält und eine Reihe von Beobachtungen wiedergibt, die immerhin von allgemeinerem Interesse sind. Es wird selten über den Adel etwas geschrieben, was überhaupt lesbar ist. Meist sind es Phantasiestücke, die sich der verehrliche Herr Artikel-

schreiber in Unkenntnis der Verhältnisse nach berühmten Mustern zusammengeschustert. Anziehend sind schon die Vergleiche mit dem österreichischen Adel. Der Verfasser schildert zunächst die Eindrücke, die er vom äußeren Berlin empfangen hat:

„Wahrlich, schon der äußere Anblick dieser nüchternen Stadt zeigt dem Fremden, daß sie eine der demokratischesten auf der ganzen Erde ist, obwohl sie ihr Entstehen und ihr pilzartiges Wachstum ausschließlich einer Dynastie verdankt. Gibt es keine Paläste, kein Faubourg Saint-Germain in Berlin, so finden wir dort andererseits auch kein Eastend und kein Whitechapel. Bis auf ganz geringe Nuancen sind die Menschen und auch die Häuser alle gleich. Bei uns in Wien merkt man an den Behausungen der Großen sofort, daß es hier eine ganze Anzahl Familien gibt, die der Krone unendlich näher stehen als die Masse der gewöhnlichen Sterblichen. In der deutschen Metropole ist davon keine Spur. Berlin hat keine Aristokratie in dem Sinn wie London oder gar unser liebes Wien.

„Trotzdem aber gibt es doch eine deutsche und eine preußische Aristokratie. Gewiß, es gibt eine solche, wenn sie auch nicht entfernt den Reichtum der englischen oder die Macht der österreichischen besitzt. Nur darf man sie nicht in der Residenz, sondern auf ihren Landsitzen suchen. Sowohl Preußen wie auch das Reich sind noch zu jung, als daß sich ein dauerndes Seßhaftwerden der Aristokratie in der Residenz hätte entwickeln können. Dazu gehört Zeit. Auch ist ein großer Teil des preußischen Adels materiell zu arm, um dauernd in Berlin, das er außerdem aus politischen Gründen nicht liebt, zu leben. So tritt der Adel in der deutschen Metropole äußerlich kaum hervor. Es fehlt ihm das ‚Milieu‘, in dem er sich entwickeln kann. Die Lebensbedingungen sind für ihn mit der Zeit immer schwierigere geworden, so daß sogar manche alte Familien, die seit Jahrzehnten gewöhnt waren, ihren Wintersejour in Berlin zu machen, davon abgekommen sind, ja, einige haben ihre Berliner Häuser sogar verkauft.

„Unter solchen Verhältnissen sind natürlich die eigentlich aristokratischen Salons selten in Berlin. Man wohnt zur Miete, wenn man auf einige Wochen nach Berlin kommt, manchmal sogar im Hotel, und fährt von dort aus zu Hof oder in Gesellschaft. Bei sich ist man selten, vor der Tür hält eine gewöhnliche Droschke, kurz, es fehlt die aristokratische Lokalfarbe. Wer nicht zur offiziellen Welt gehört, gibt auch keine großen Feste, sondern sieht nur gute Freunde à la fortune du pot. Wohnung, Essen, Trinken, Bedienung: gut bürgerlich. Stimmung im allgemeinen gedrückt. Man fühlt sich zwar, man sieht auf die Parvenüs herab, aber man ist sich doch darüber klar, daß die Zeiten für den Adel nicht die besten sind. ‚S. M.‘ (Eff Emm), wie man den Kaiser in diesen Kreisen nennt, tut angeblich zu wenig für die Herrschaften. Agrarischer Schmerz! Hinc illae lacrimae. Wenn es so bleibt wie jetzt, wird man zugrunde gehen. Man kann einfach nicht mehr mit. Wozu denn auch? Man wird doch nicht geschätzt. Man wird im nächsten Jahre eben nicht mehr nach Berlin kommen.

Indes ist zehn gegen eins zu wetten, daß man doch wieder kommt. Auf dem Lande, in Pommern oder Preußen, hört man nichts von der Chronique scandaleuse, und die gehört doch zur Bildung. Auch hat man Vetter X. und Schwager Y. im Ministerium oder bei der Garde und noch jüngere Söhne zu Hause, die plaziert werden wollen. Viel Vergnügen ist nicht dabei. Besonders nicht für die armen Töchter. Wenn man nicht bei sich zu Hause tanzen läßt, sondern nur im Kaiserhof oder im englischen Hause, so finden sich wenig Epouseurs. Die jungen Damen, meist niedliche, frische, harmlose Dinger vom Lande, plappern noch immer französisch, eine Untugend, welche der erwachsene deutsche Adel heutzutage fast ganz abgelegt hat. Im ganzen sind sie sehr unschuldig, unverdorben, und man kann wohl sagen, daß diese Töchter des deutschen Adels zu dem Besten gehören, was er überhaupt bieten kann.

„Wenn auch in Deutschland der Aristokrat nicht annähernd so vom Bürgerlichen absticht wie bei uns, wenn der Adel, namentlich der hohe, dort nicht einen so merkwürdigen Kontrast zu den übrigen Menschen bildet wie hier in Österreich, wo die jahrhundertlange Inzucht das ihrige getan hat, so bringt merkwürdigerweise der deutsche Adel seine Sonderstellung, wenigstens in der Theorie, dennoch weit schärfer zum Ausdruck. Es mag dies am deutschen Kastengeist liegen, ja ich möchte sogar sagen, daß der deutsche Adelsbegriff mehr in der Zugehörigkeit zur Kaste als in dem Vollbewußtsein, ein Edelmensch zu sein, beruht. Die merkwürdige, für den Staat so nützliche Unpersönlichkeit des Deutschen macht es, daß der deutsche Adelige sich stets eher als Mitglied eines bevorzugten Standes, denn als ein persönlich höher entwickelter und höher stehender Mensch fühlt. Auf die Kaste eingeschworen, hat daher der deutsche Aristokrat nicht die gemütliche Bonhomie, die Jovialität, die dem österreichischen Adel eigentümlich ist. In Berlin gibt es keinen Fiakerball, auf dem Graf und Kutscher sich an einen Tisch setzten, sondern der Kastengeist regiert scharf und schroff und erlaubt ein Abweichen von der Regel nicht. Man stößt daher in diesen Kreisen nicht selten auf Urteile und Ansichten, deren Härte, und zwar deren überlegte Härte, förmlich überrascht. Ein gänzliches Nichtverstehenwollen auch der berechtigtesten Bestrebungen der Demokratie und eine Unerbittlichkeit im Abweisen der Ansprüche anderer auf Lebensgenuß und Lebensglück, die mit der von der Aristokratie geflissentlich herausgekehrten Religiosität im unvereinbaren Widerspruch steht. Gelegentlich eines Gesprächs über Sozialpolitik suchte einmal eine, übrigens unpolitische Persönlichkeit die Anwürfe eines norddeutschen Quitzow pur sang gegen die Sozialdemokratie mit dem Hinweis darauf zu entkräften, daß sich die Sozialisten schließlich mit mehr Recht als der Adel auf die Religion des Gekreuzigten berufen könnten, für den alle Menschen gleich waren und der gerade den Armen und Mühseligen das Himmelreich versprochen hat. Die empörte Antwort, für die Sozialisten gebe es keine

Religion, sie hätten gar kein Recht darauf, konnte selbst durch den Hinweis auf das bekannte Erfurter Programm, das die Religion jedes einzelnen als Privatsache erklärt, nicht entkräftet werden. Der deutsche Adel hat in seiner großen Mehrheit Scheuklappen an, versteht es nicht, leben zu lassen, und wird daher niemals das wohlberechtigte Vertrauen, das heißt also die politische Macht besitzen, deren er sich in England, dem Lande erfreut, das schließlich doch auch frei und stark genannt werden darf.

„Nirgends tritt die Enge der Begriffe des deutschen Adels so klar zu Tage, als wenn er unter sich ist; denn die aristokratische Gewandtheit, nicht alles, was das Herz bedrückt, offen und ehrlich herauszusagen, eine gewisse Zurückhaltung im Bezeichnen seiner letzten Ziele, die besitzt er in hohem Grade. Nur wenn die Herren unter sich sind, dann reden sie freier, und das ist seit Jahr und Tag in den Berliner exklusiven Salons der Fall. Bemerkungen, wie, der Adel gehört nicht in die Verwaltung, auch nicht in die Armee, so lange Friede herrscht, sondern auf seine Güter und dergl., sind nicht selten. Oder: ‚Ich bitte Sie, die Leute, mit denen man heutzutage in der Diplomatie zusammenkommt!' Daß der Wunsch, sich aufs Land zurückzuziehen, heute bei einem großen Teil des Adels tatsächlich vorhanden ist, die Unlust, unter den heutigen Verhältnissen mitzutun, sich regt, kann nicht bestritten werden. Aber die Junker tun doch immer wieder mit, wie sie trotz allen Klagens seit Jahrhunderten, ungeachtet Stein und Caprivi, mitgetan haben. Die Pose des Frondeurs steht ihnen nicht gut, denn jeder weiß, daß kein Ernst dahintersteckt. Zum Frondieren gehört entweder ein Anflug von Nihilismus — nichts haben, nichts verlieren können — oder aber Macht. Ein Aristokrat, der frondieren will, muß ein Grandseigneur sein und nach allen Richtungen unabhängig dastehen. Nichts ist weniger der Fall beim preußischen Adel, der von seinen Königen stets — nicht erst heute — recht schlecht behandelt wurde und trotzdem immer wieder, im Frieden wie im Kriege, auf einen Wink zu haben war. Es ist das sein Ruhm und seine Größe, unentwegt treue Diener der Hohenzollern gewesen zu sein, die einst die Macht der Quitzows und Konsorten rücksichtslos gebrochen haben. Eine wirkliche politische Macht haben aber die Junker in Preußen nie besessen, da die Monarchie erleuchtet genug war, um sich zu sagen, daß das, was sich in Preußen Adel nennt, wohl ein vorzügliches Material zum Dienen, niemals aber eine zum Herrschen und Befehlen geeignete Kaste sei. Das besorgten selbst die absoluten Könige stets besser als der Adel."

Es ist ja sehr schön und gut, daß der preußische Adel seinen Königen immer treu gedient hat. Es fragt sich nur, ob er daneben auch seine Pflichten gegen das Volk in gleichem Maße erfüllt hat. Ein Adel als Volksstand hat doch nur so lange Berechtigung, als er im Volke, aus dem er hervorgegangen ist, auch wirklich wurzelt, an seinen Sorgen und Nöten tatkräftigen Anteil nimmt. Der alte deutsche Reichsadel ist sich in seinen guten Zeiten dieses seines

Wurzelbodens und der ihm daraus erwachsenden besonderen Pflichten auch bewußt gewesen.

Ist auch das obenstehende Bild nicht ganz frei von tendenziöser Farbenmischung, so wirkt es doch immerhin noch erfreulicher als die Gemälde, die von Zeit zu Zeit aus den Salons der Finanzaristokratie an die breite Öffentlichkeit herausgestellt werden, und die dann meist mit mehr Naturtreue gemalt sind als die Bilder des Adels, trotzdem es meist wahrlich nicht in der Absicht der Maler lag, ihren Gegenstand zu verkleinern. Auch Ludwig Pietsch, der bekannte Allerweltsberichterstatter und Allerweltsfreund, klagt, wie der „Reichsbote" verzeichnet, in einem Berliner Brief über den grobmateriellen Luxus, der vielfach im Berliner Gesellschaftstreiben herrscht. Er bezeichnet als die tonangebenden Führer dabei die zweifelhaften Finanzschichten, die aus dem brutalen Erwerbskampf der Gründerjahre als Sieger hervorgingen. „Es schälten sich aus dem Tohuwabohu der siebziger Jahre, aus dem ‚großen Krach' eine bedeutende Zahl von großen finanziellen Besitzen heraus, die von Dauer waren. Jede Gehässigkeit beiseite, aber gesagt muß es werden, daß die weitaus größte Zahl der aus dieser Zeit stammenden Vermögen durch jüdische Intelligenzen gesammelt wurde." Wie diese es mit ihrem gesellschaftlichen Leben, ihren Diners u. s. w. halten, wird dann geschildert: „Man lernt die tägliche Lebensführung der einzelnen Häuser fast nie kennen, denn fast überall bietet man Diners, die bei irgend einem der renommierten Restaurateure zubereitet sind. Wer viel und häufig eingeladen ist, kennt bereits, wenn der Fisch angerichtet wird, aus der Art des Servierens die Firma, die das Diner geliefert hat. Der vielleicht einfachste Zuschnitt wird von der kaiserlichen Hofhaltung festgehalten; die deutsch abgefaßten Speisefolgen derselben sind in der Regel anspruchsloser als die vieler Häuser im Westen. Es ist belehrend, bei einem Lithographen eine Sammlung solcher Speisenfolgen zu lesen, die ja in der Regel als Muster aufbewahrt werden. Das klingt manchmal wie eine Geschäftsanzeige von Borchardt oder Martini unter der Spitzmarke: ‚Alle Delikatessen der Saison'. Wollte man die Folgen dieser Mißstände eingehend behandeln, so müßte man gesundheitliche, ökonomische und nicht in letzter Linie soziale Abhandlungen schreiben."

„Die Hauptfrage", bemerkt der „Reichsbote", „bleibt doch immer, warum geben sich so viel christliche und bürgerlich angesehene Leute zu diesem beschämenden Statistentum bei den Finanzgrößen her? Ist es nicht ihre eigene Genußsucht, die sie dazu entwürdigt? Manchmal mag es freilich noch einen anderen Hintergrund haben, wie Pietsch selbst erzählt: ‚Man einigte sich also mit einem der renommierten Künstler, der als Eingeladener erschien und auf Bitten der Hausfrau sich entschloß, einen Grieg oder Brahms zu singen oder ein Klavierstück von Chopin, von Couperin zu spielen, was man sonst in der Philharmonie oder im Beethoven-Saale hörte. Daß der Hausherr später sich mit einem dankenden Händedrucke beim Künstler verabschiedete, der ein gefülltes Couvert in dessen Hand ließ, welches manchmal 500 bis 1000 Mk. enthielt, sollte diskret verschwiegen werden.'"

Und nun, da wir einmal dabei sind, Bilder aufzurollen, ein anderes Bild aus anderen Zeiten. Zum Schlusse der Festspiele 1902 hielt Professor Henry Thode in einem Kreise erlesener Bayreuther Gäste eine Ansprache, die auch inzwischen nicht veraltet ist, weil Wahrheit und Schönheit ja nie veralten:

„Einen Boten ... sah ich kürzlich auf einem altdeutschen Bilde. Eine weithin sich erstreckende Landschaft in klarem hellen Sonnenlichte: in der Ferne eine mauernumgürtete Stadt mit Türmen, Wege von ihr durch Wiesentäler und über Hügel, an Büschen und Gehöften vorbei nach dem Vordergrund zu sich einem Berge nähernd, auf dem eine zinnengekrönte Burg ragt. Die Zugbrücke ist niedergelassen, das Tor hat sich geöffnet und aus ihm tritt, von Gefolge umgeben, der Schloßherr hervor, jenen Boten freundlich zu empfangen, der, in Spielmannstracht gekleidet, sich neigend ihm ein Schreiben überreicht. Wer dieser Bote, wer der Schloßherr, was die Botschaft — keine Bestimmung war hierüber zu gewinnen. Unwillkürlich aber tauchte angesichts dieser heiter vertrauensvollen Begrüßung ein anderes Bild in meiner Phantasie auf: das Bild des jungen Ritters, der von seiner Burg im Frankenlande hinabzog zu den Toren von Nürnberg und freundlich dort aufgenommen ward. Und da schien mir die Darstellung des alten Meisters eine ganz eigene Bedeutung zu gewinnen, und das einzelne historisch Bedingte und zu Benennende verschwand vor einem Allgemeinen, vor einer Betrachtung, in der ich nun heute selbst meine Botschaft zusammenfassen kann: der Würdigung der Beziehungen zwischen Rittertum und Künstlertum, zwischen Adel und Kunst!

„Es gab eine Zeit, da der innige Zusammenhang zwischen beiden sich auf das deutlichste offenbarte, da der Ritter selbst Sänger war.... Es gab eine andere Zeit, in welcher der Adel den Meistern der bildenden Künste in seinen Palästen eine Heimstätte des Schaffens und Lebens gewährte, und wieder spätere Zeiten sahen die Pflege der dramatischen Kunst durch fürstliche und adelige Gönner. Eine geheime Macht, ein Zug des Herzens und des Geistes, ein inneres Bedürfnis zog den vornehm Geborenen zum Künstler, den Künstler zum Vornehmen. Es war nicht eigentlich das Protektionsbedürfnis, nicht das Luxusverlangen, eine so große Rolle dieses auch spielte. Es war eine tiefere Ursache, die in einer Verwandtschaft begründet ist. Wir dürfen sie wohl darin sehen, daß wie dem Ritter, so auch dem Künstler eine eximierte Stellung in dem Wirken und Treiben dieser Welt eignet. Der eine gewinnt sie aus den Rechten seiner Geburt, der andere aus der Richtung und Tätigkeit seines Geistes.

„Faßt man das Bereich, dem sie beide enthoben sind, mit unserem Meister, der hiervon in seiner Schrift über ‚Deutsche Kunst und Deutsche Politik' bezüglich des Adels gehandelt hat, als das Bereich der Nützlichkeitszwecke, so tritt uns als das ihnen eigene Gebiet jenes erhöhter Zwecke entgegen, das heißt: das der Ideen.

„In dem Adel erhält sich der Zusammenhang des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, der geistigen Urelemente eines Stammes, einer Rasse mit den

entwickelten Formen der Kultur. Das Dauernde, in der Flucht der Erscheinungen Verharrende wird in ihm verkörpert: das Undefinierbare von Gesinnung und Lebensanschauung, die einem Volke wesentlich sind. Indem der Adel diese Elemente in sich wirksam fühlt und ihre Bedeutung erkennt, findet er seine von dem praktisch Nützlichen abgewandte Aufgabe in dem Streben nach einer Verwirklichung des Ideales seines Volkes. Zum Führer wird ihm — in besonders hohem Grade eben ihm — der Stolz! Der Stolz, — nicht der Hochmut, den gerade der Stolz vielmehr ausschließt und als unadelig verwirft, und in dem man ein Anzeichen eines nicht rein und edel erhaltenen Blutes gewahren muß — jener Stolz, der nichts anderes ist als das Bewußtsein von der heiligen Pflicht, reine Menschenwürde durch Wahrhaftigkeit und in der Wahrhaftigkeit aufrecht zu erhalten! Und so geleitet, wird des Adels Aufgabe und Tätigkeit das Wahren und Schützen der idealen Bestimmungen seines Volkes.

„Was aber der Adel wahrt und schützt, wird vom Künstler zur Anschauung, zur Darstellung gebracht. Die heiligsten Güter des Geistes und der Seele eines Volkes werden von ihm in unvergänglichen Bildern der Allgemeinheit vor Augen geführt, damit sie daran sich selbst erkenne, ihres Ewigen sich entzückt bewußt werde.

„Das Dauernde, Verharrende, was der Adel zu schützen und zu wahren hat, offenbart und erhebt zum Gesetze ideeller Gemeinsamkeit der Künstler.

„Wie könnte es anders sein, als daß zwischen Ritter und Künstler ein geheimes Bündnis und Einverständnis walten müsse? Der Spielmann sucht Eingang in der Burg, und der Ritter steigt von ihr herab, um sich von Hans Sachs die Regeln der Kunst weisen zu lassen.

„Aber — möchte man fragen — gilt dies auch von unserer Zeit? Von vielen seiner Vorrechte hat der Adel lassen müssen. Mehr und mehr geht er die Verbindung mit ihm dem Wesen nach fremden, ja feindseligen Elementen ein, mehr und mehr wird er in das Bereich der Nützlichkeitszwecke hineingezogen, mehr und mehr verkennt er seine entscheidenden hohen Aufgaben und verliert damit auch seine eximierte Stellung. Können wir diese Wandlung als einen Vorteil für die Allgemeinheit bezeichnen? Nein! Wir, die wir auf dem Standpunkte des germanischen Idealismus, der Kunst, stehen, wir wollen den Adel in jenem hohen, freien Sinne, solchen edelsten Zielen zugewandt — wir wollen, wir verlangen ihn! Und um so mehr, je mehr der äußere Nutzen die Triebfeder alles Handelns in unserer Welt wird. Wir schauen aus nach ihm, daß er in der Realität der Wahrer und Schützer unserer Ideale sei. Höhere Aufgaben vielleicht denn je sind ihm gestellt. Er könnte ein Retter werden.

„Und siehe! da zeigt ihm die Offenbarerin des Wesens, unsere hehre, heilige Kunst die Wege — sie ruft ihm zu bis tief in die Seele: wahre und

schütze unsere Ideale, wahre und schütze Wesen und Kern unseres Volkstums! Sei deiner Aufgabe gedenk, der großen, unvergleichlichen, und du hast — ich darf die Worte des Meisters von Bayreuth selbst anführen — ‚eine Tätigkeit von unermeßlich wohltätiger Wirkung.‘"

Wir sind solcher Töne längst entwöhnt. Es ist, als klängen sie aus einer verschollenen Welt zu uns herüber —: es war einmal. Und doch müssen wir wieder in diese Welt zurückfinden, müssen sie uns neu erschaffen. Unsere beste Volkskraft darf sich nicht in wirtschaftlichen Kämpfen erschöpfen, wie das jetzt geschieht, wo alle anderen Interessen von den materiellen schier verschlungen werden. Nur solange wir den Völkern das Banner der Ideale vorantragen, haben wir ein Recht und eine Zukunft als machtvolle deutsche Nation.

Wieviel reiche Seelenschätze ruhen noch in unserem Volksboden! Doch über ihm tobt der brutale Kampf um Macht und Gold und tritt erbarmungslos nieder, was aus der Tiefe empor zum Lichte ringt. Dem idealen Sinnen und Sehnen strecken sich wenig hilfreiche Hände entgegen. Möchte der Adel die herrliche Mahnung beherzigen! Es tut not, ihm wie dem Volke. . . .

Alles im Fluß, Weltanschauungen und Gesellschaft. Dem Weltanschauungskampfe können wir ohne Bangen entgegensehen. An dem Kreuze haben schon andere Stürme gerüttelt, und es ist nicht untergegangen in den Wogen der Zeit. Wohin die gesellschaftliche Bewegung führen wird, ist vorläufig in der bestimmten Form noch nicht abzusehen. Jedenfalls muß sie sich in neue feste Gebilde umsetzen, in denen die alten verjüngt erscheinen. Dazu aber ist nötig, daß diese wieder die Kraft gewinnen, alles ihrem Wesen Schädliche und Fremde abzustoßen.






# Beethoven.

So wirkt Beethovens königliches Machtgebot,
Bezwingend was er drangvoll selber aufgeregt,
In Schlummer wiegend des empörten Tonmeers Flut,
Sobald er seinen Herrscherstab gelassen senkt.
Ein Meister steht er da, beruhend auf sich selbst
Und seiner Seele gotterfüllter Trunkenheit.
Nie schmeichelt er den niedern Sinnen, niemals lockt
Er durch gefäll'gen Reiz und schmeichelhaftes Spiel;
Ihm steht die Kunst, die hohe, über jeder Lust,
Und den gemeinen Trieben bleibt er schuldlos fern.
Unnahbar ist er allem Fehl und Frevelmut,
In seinem Herzen wohnt das Göttliche allein. —
Doch wie er einsam stets für sich geblieben ist,
Ganz in die Welten seiner reinen Brust versenkt,
Heut' kennt ihn jeder, und die Kluft ist ausgefüllt,
Die sein Gefühl von dem der Mitgebornen schied.
Erweitert ward durch ihn der Menschheit Vollgehalt;
Den Schwingen nach, die er entfaltet, wuchs ihr Flug,
Und höhern Adel hat er allen mitgeteilt.
Heil ihm, der gnadenreich herabgekommen war
Und in des Lebens Spanne solches Werk vollbracht!
Heil ihm, der für die Brüder, die er liebte, schuf
Und ihnen seine Schätze freundlich auferschloß!
Heil ihm, der seiner Sendung hohen Zweck erfüllt,
Und viel beweint ins Land der Geister heimgekehrt!

Martin Greif (Werke I, S. 321. Aus dem Prolog zur Beethoven-Feier in München am 16. Dezember 1870).



# Vom Ursprung der Musik und ihrer ersten Entwicklung.

### Ein vernachlässigtes Kapitel der Musikgeschichte.*)

Von
**Dr. Karl Storck.**

Die Erforschung der Musik der Naturvölker ist uns nicht deshalb wertvoll, weil wir etwa hoffen könnten, aus ihren Schöpfungen die Weltliteratur der Musik zu bereichern, also in ästhetisch genießender Hinsicht etwas zu gewinnen. Auch jener Wissensdrang, der zur objektiven Abrundung des Völkerbildes der Erde die verlorensten und abgelegensten Winkel derselben durchforscht, hätte im Grunde nur wenig persönlichen Wert für uns, wenn es nicht gelänge, irgendwelche Beziehungen zu uns selbst herzustellen. Deshalb erwecken uns die geschichtlichen Schicksale jener Naturvölker keinerlei Interesse; sie berühren uns ja nicht. Deshalb bleibt es dem Laien ziemlich gleichgültig, wovon jene Völker sich ernähren und wie sie sich kleiden; denn Klima und Bodenverhältnisse sind da die zwingenden Mächte.

Ganz anders aber wird unser Verhältnis, sobald jene Dinge in Betracht kommen, die dauernde Triebe der ganzen Menschheit sind: Sprache, Arbeit und Kunst. Und bezeichnenderweise sind es hier die mehr mit den Sinnen zu erfassenden Gebiete der Arbeit und vor allen Dingen der Kunst, die uns näher gehen als die Sprache, deren Verständnis ein genaues Studium erfordert, während bei jenen die Gleichheit der entsprechenden Sinne das Verstehen ermöglicht. Während nun die Arbeit durch die Forderungen des Lebens bedingt wird, ist die Kunst zwecklos und frei, also ein rein menschlicher Ausdruck des sie Übenden. Und deshalb trifft sie, mögen ihre Leistungen auch noch so unbeholfen sein, bei uns auf eine verwandte Saite; sie ruft Gemütswerte in uns wach, während bei allem andern nur unser Geist untersucht. Wir sehen ja, daß die Empfindungen und Absichten, die diese armseligen Kunstwerke erzeugten, dieselben sind, denen bei andern Völkern zu anderer Zeit die gewaltigsten Werke der menschlichen Phantasie ihre Entstehung verdanken. Und dann schweift unser geistiger Blick zurück, und wir sehen jene Schöpfungen unserer Kunstgeschichte, die in ähnlicher Unbeholfenheit sich mit ähnlichen Aufgaben abquälen. Damit ist das Bindeglied geschaffen. Diese Naturvölker stehen eben heute noch auf einem Standpunkte, den unser Volk in den Tagen seiner Kindheit einnahm. So erhalten diese Zustände für uns den Wert eines Analogons zu unserer eigenen Vergangenheit.

*) Eine ausgezeichnete Zusammenfassung des ganzen Materials bietet Heinrich Schurtz in seiner „Urgeschichte der Kultur“ (Leipzig 1900, Bibliographisches Institut), der auch ich neben den im Text genannten Quellen folge.





Gewiß wird man nie einfach übertragen dürfen. Der Umstand, daß wir uns entwickelt haben, während jene stehen blieben, genügt schon allein, um zu zeigen, wie wichtig auch hier die Verschiedenheit in der ursprünglichen Anlage ist. Aber die Ähnlichkeit in Absicht und Ausdruck drängt sich doch bei jedem Schritte auf; überdies finden wir dieselben Erscheinungen bei den verschiedenartigsten, unter durchaus anderen Verhältnissen lebenden Naturvölkern. Sie sind dieselben bei dem in Felle gehüllten Bewohner der Polarländer, wie dem in ungehinderter Nacktheit sich ergehenden Anwohner des Äquators; sie sind die gleichen bei den langsam auflebenden Kindern der Südsee, wie bei den aussterbenden Stämmen der Indianer; dieselben auf dem paradiesisch schönen Samoa, wie in den elendesten Steppenländern, die dem flüchtigen Nomaden kaum zur dürftigen Ernährung reichen. Danach haben wir das Recht, das Wesentliche des hier Geschehenen als Allgemeingut der ganzen Menschheit in ihren Kindheitstagen anzusehen.

Haben wir den Weg soweit zurückverfolgt, so ist nur natürlich, daß wir noch einige Schritte dahin gehen, wo sich die Frage aufdrängt: Wenn das hier die Kunst der Völker in ihrer Kindheit ist, wo und wie ist dann der Ursprung dieser Kunst überhaupt? In unserem Falle hätten wir uns also zunächst mit der Frage nach dem Ursprung der Musik zu beschäftigen.

Da das unmittelbarste und natürlichste Musikwerkzeug des Menschen seine Stimme ist, also dasselbe Mittel, das zur Erzeugung der Sprache dient, so ergibt sich von vornherein, daß der Ursprung beider ganz nahe beieinander liegen muß. Des Naturphilosophen Schelling Wort, daß die Poesie (und damit auch der Gesang) von Anfang auch in der Sprache war, erhält denn auch neue Geltung durch die letzten Ergebnisse der Forschung. Hatten Lazarus Geiger und in ganz hervorragendem Maße Ludwig Noiré erkannt, daß die ältesten Sprachwurzeln sich im großen und ganzen auf menschliche Tätigkeiten beziehen, also auch als Begleitlaute derselben entstanden sind, so vertieft besonders Karl Bücher in seinem Werke über „Arbeit und Rhythmus" die ganze Perspektive. Hier weist er an einer großen Zahl von Beispielen nach, daß fast alle gemeinsame Tätigkeit wenig entwickelter Völker und Volksschichten von Geräuschen begleitet ist, die sich allmählich aus bloß summenden Tönen oder inhaltlosen Wiederholungen zu wirklichen Arbeitsliedern auswachsen. Damit wird in klarer Weise der Übergang vom unartikulierten Geräusch zur Sprache verdeutlicht.

Es erscheint also, wie die Sprache, wie überhaupt alle menschliche Kultur, auch die Musik zunächst in Verbindung mit der menschlichen Arbeit. Allerdings ist nun, selbst wenn man in dieser Theorie eine befriedigende Lösung auf die Frage nach dem Ursprung der Sprache sehen würde, noch keine Erklärung dafür gegeben, warum diese Leute zur Arbeit singen. Denn an und für sich ist singen doch ein Lustgefühl, und diesem widerspricht die bekannte Arbeitsscheu der Naturvölker. Und wenn wir andererseits die Arbeiter der Kulturvölker betrachten, Arbeiter, die ganz bei der Sache sind, so sehen wir,

daß diese zur Arbeit nicht singen. Und so ist denn auch dieser rhythmische Gesang bei den Naturvölkern nicht Lust an der Arbeit, sondern Mittel, die an sich unwillkommene Beschäftigung genießbarer und erfreulicher zu machen. Wir sehen hier also die Musik bereits als Verschönerung des Daseins.

Aber alle Forschung vermag es nun und nimmer zu erklären, wie es geschehen, daß der Mensch zu dieser Verschönerung seines Daseins, wie er zur Kunst gekommen ist. Denn nicht nur reichen deren Wurzeln so weit zurück, daß sie vor allem bewußten Handeln, vor aller bewußten Verwendung zu irgendwelchen Zwecken liegen, sondern auch heute noch entspringt alle eigentliche Schöpferkraft einem unbewußt wirkenden Trieb. Gerade bei der Musik ist die Mitwirkung des Verstandes zur Entstehung des Kunstwerkes fast gleichgültig, und mit Recht ist das Kunstschaffen oft mit dem Traumleben verglichen worden. Dieser Eigenart des künstlerischen Schaffens widerspricht in keiner Weise der ungeheure Ideengehalt mancher Kunstwerke, der natürlich nur durch Verstandesarbeit gewonnen werden konnte. Alles, was der Künstler durch sinnliche Wahrnehmung oder verstandesmäßige Erkenntnis in sich aufnimmt, hat nur den Wert von Rohmaterial, das in ihm sich aufhäuft, in ihm sich verarbeitet, bis eine innere Kraft, ein nach freier Äußerung verlangender Trieb aus alledem schafft und gestaltet, bis mit Naturwendigkeit das Kunstwerk geboren werden muß, ein Kind geheimnisvoll zeugender Kräfte.

Man kann und hat sich auch oft genug damit geholfen, daß man von einem Kunsttrieb spricht, der dem Menschen angeboren sei. So hat man denn glücklich zu den zahlreichen „Trieben", mit denen die menschliche Entwicklungsgeschichte arbeitet, noch einen mehr. Dabei kann man alle diese „Triebe" in dem Schopenhauerschen „Willen zum Leben" zusammenfassen, als Betätigung dieser Lebenskraft in den verschiedensten Formen. So arbeitet auch die Untersuchung über die Entstehung der Kunst mit den verschiedensten „Trieben", die alle bald da, bald dort die letzte sichtbare Ursache sein mögen. Hinter ihr aber liegt das eine, daß leben nichts anderes heißt, als schaffen.

Man kann dann auch diesen Kunsttrieb näher kennzeichnen und in Unterarten zerlegen. So ist der Zusammenhang zwischen Kunst und Spiel unverkennbar. Das Spiel selber, beim körperlichen sehen wir es sofort, ist aber auch wieder eine Entladung überschüssiger Kraft. Wieder andere haben die Geschlechtsliebe, also den Fortpflanzungstrieb, für den Urgrund aller künstlerischen Tätigkeit gehalten. Gerade der Musiker wird nun zwar zu allerletzt die ungeheure Bedeutung der Erotik — man denke nur an den Gesang der Vögel — verkennen. Aber ebenso verkehrt wäre es, in ihr die allein anspornende Kraft zu sehen. Man braucht doch nur an die zahlreichen Kriegs- und Trauertänze, die bereits erwähnten Arbeitslieder der Naturvölker zu denken, um zu sehen, daß es auch beim unkultivierten Volke noch andere Anregungen gibt. Immerhin vermögen alle diese Triebe noch nicht zu erklären, warum diese künstlerische Beschäftigung solchen Reiz auf die Menschen ausübt. Doch

kann man auch dafür die körperliche und die geistige, die physio- und die psychologische Erklärung beibringen. Wer noch nicht ganz markloser Dekadent oder in Nervenverfeinerung aufgelöster Empfindungsspezialist ist, der kennt sicher jenes Gefühl des Unbehagens und des Unmutes, wo es einem ist, als sei so viel innerlich aufgehäuft, daß es nun nicht mehr Platz habe: es muß sich austoben. Je nach dem Bildungsgrad des Betreffenden äußert sich dieses Gefühl verschieden. Das stundenlange Herumspringen der Neger, das Stampfen und Toben des Tirolers beim Schuhplattler, wie das Herumrasen auf der Klaviatur bis zur Erschöpfung — sie haben alle denselben Zweck, ein Ventil in uns zu öffnen, durch das die angesammelten Kräfte ihren Ausweg finden. Daß dieser Ausbruch etwas Berauschendes, Betäubendes, ja in rohen Formen (Derwischtanz, der Veitstanz des Mittelalters, die italienische Tarantella) etwas Rasendes an sich hat, ist bekannt. Die darauf folgende Erschöpfung ist dann eine körperliche Wohltat. Hier haben wir die physiologische Erklärung, weshalb der Naturmensch das künstlerische Spiel als Schönheit empfindet. Denn gerade ihm, der es noch nicht verstanden hat, in regelmäßiger Arbeit Kraft zu entbinden, ist es die Hauptgelegenheit dazu.

Zu diesem körperlichen Behagen kommt nun aber auch bei den primitivsten Formen der Kunst ein geistiger Genuß, den man als Gefühl der Freiheit bezeichnen kann. Wie dem spielenden Kinde Holzstückchen und Kieselsteine Gold und Edelgestein ersetzen, wie es im Sandhaufen ganze stolze Schlösser sich erbaut, so gibt auch die Kunst, allerdings in einem höheren Sinne, dem sie Übenden eine Welt, in der er ungehemmt von aller sonstigen Beschränkung schalten und walten kann. Die Kunst hebt die Schranken des materiellen Seins auf, sie erhebt den einzelnen zum Teil der ganzen Welt, so daß er teilhaftig wird all ihrer Herrlichkeit und Größe.

Und noch mehr. Wie die Kunst so die Fähigkeit besitzt, den einzelnen in eine Sphäre zu erheben, wo er Teilhaber des Besitztums aller wird, so hat sie auch die Kraft, das Gemeingefühl als solches zu erhöhen und die verschiedenartigsten Individuen mit den gleichen Gefühlen, mit dem gleichen Empfinden zu erfüllen. Sie kommt dadurch dem Geselligkeitstrieb entgegen, der zu den wichtigsten Faktoren der Menschheitsgeschichte gehört. Keine Kunst ist darin stärker, als die Musik. Nirgendwo tritt, um einen Ausdruck Billroths zu gebrauchen, „das psycho-physiologische Gesetz der Mitbewegungen und Mitempfindungen“ zu so voller Wirksamkeit, wie bei ihr. Man denke doch nur daran, wie sogar uns gesellschaftlich so gut gedrillten Leutchen von heute ein Straußischer Walzer in die Beine fährt, oder wie ein flott gespielter Militärmarsch selbst einen Rheumatiker zu rhythmisierten Gehversuchen verlockt.

Für das seelische Gleichgefühl erscheint aber die Musik noch bedeutsamer. Deshalb ist die Musik bei allen Aufzügen und Festlichkeiten unentbehrlich, deshalb leiht sie den Freudentagen ihren glänzendsten Schimmer, der Trauerstunde den ergreifendsten Ausdruck, dem hehren Auftritt die höchste Würde,

der Lustigkeit die tollste Ausgelassenheit. Haben doch auch die eifrigsten Bilderstürmer, die nicht das kleinste Bild an den kalten Wänden ihrer Kirchen duldeten, die Kunst der Musik bei ihrem Gottesdienste nicht entbehren wollen.

Fragen wir nach dem Mittel, durch das die bei dem einzelnen so verschiedenartigen Gefühle, die die Kunst nach dem Gesagten doch in Freiheit auslöst, wieder zu einem einheitlichen Empfinden zusammengefügt werden, so erkennen wir als solches ein Element der Ordnung, das trotz aller Freiheit in der Kunst waltet, und das wir am stärksten in den Zeitkünsten, Tanz, Musik und Dichtung, erkennen. Diese Ordnung ist der Rhythmus. Der Rhythmus ist im Grunde eine Wiederholung. In dieser liegt das Grundgesetz aller Form. Diese Wiederholung im höheren Sinne von Symmetrie erkennen wir in allen Erzeugnissen der organischen Natur.

Rhythmus und Takt, Reim und Versmaß, das Ornament der bildenden Kunst sind nur verschiedene Abarten einer solchen Wiederholung. Sie ist es, die den mehr freiheitlichen, den spielenden Genuß ermöglicht, weil sie den Kraftaufwand vermindert; denn es ist ja klar, daß dieser für eine sich gleichmäßig wiederholende Tätigkeit geringer ist, als für eine stets neuartige Arbeit. Deshalb vollzieht sich ja auch die mechanische Arbeit so leicht. Ganz unbewußt sucht sich deshalb auch der Mensch, wo es geht, die Arbeit durch Rhythmisierung leichter zu machen. Wir sehen das beim Dreschen der Bauern, wir hören es in jeder Schmiede genau so, wie das Arbeitslied der Naturvölker diesen Zweck hat. —

Damit sind wir wieder auf unserm Ausgangspunkt angelangt. — In der Tat lassen sich alle angeführten Gründe für die Entstehung der Kunst überhaupt anführen. Allerdings wirken sie in stärkerem Maße für die Entstehung der sogenannten zeitlichen Künste, weil diese in ihrem Wesen zweckloser und weniger verstandesgemäß sind als die Raumkünste. Am überzeugendsten aber ist ihre Bedeutung für die Musik, die unter allen Künsten am unmittelbarsten zum Gefühle spricht und auch die sicherste Wirkung auf die weitesten Kreise ausübt. Den Ungebildeten oder weniger musikalischen Menschen regt das rhythmische Element der Musik am stärksten an, wie denn auch in keiner andern Kunst der Rhythmus die Bedeutung hat wie in der Musik. Die Vorliebe der breiteren Volksschichten und auch vieler sogenannten „Musikfreunde" bestätigt die obige Behauptung, und die Wahrnehmung, daß auch heute noch ganze Menschenscharen durch den bloßen Trommellärm zum fröhlichen Marschieren angeregt werden können, bezeugt die ungeheuere Macht des Rhythmus.

Diese Wirkung des Rhythmus ist psychologisch leicht erklärlich. Denn Rhythmus im weiteren Sinne beobachten wir in der ganzen Natur. Rhythmisch gleichmäßig bewegt ist der Flügelschlag beim Vogel, das Hin- und Herwiegen der Baumäste und Blätter, das Heranplätschern der Wogen an Seeufern, das Ticken der fallenden Regentropfen. In unserm eigenen Körper haben wir die Regelmäßigkeit des Herzschlages, des Atmens und der Gehbewegung.

Der Rhythmus ist auch das musikalische Element in der Urkunst, aus der die drei Zeitkünste Tanz, Gesang und Musik gemeinsam herauswachsen.

Daß der Tanz, die künstlerische Bewegung des Körpers, am Anfang am bedeutsamsten hervortritt, kann uns nach den früher dargelegten Triebkräften nicht wundern. Denn die Körperbewegung ist das elementarste Mittel, Kraftgefühlen wie Spielbedürfnissen genug zu tun. Aber sobald auch nur zwei an diesen Bewegungen teilnehmen, tritt das Bedürfnis nach Rhythmisierung ein, so daß also Tanz und Musik von Anfang an nicht getrennt sind, daß der eigentliche Tanz die Musik nie entbehren kann, während die letztere sich bald selbständig weiter entwickelt.

Um sich den nötigen Rhythmus zu geben, griff der Mensch natürlich zu den ihm am nächsten liegenden Mitteln; er fand sie an sich selbst, einmal in der Stimme, sodann im Aufstampfen mit den Füßen oder Klatschen mit den Händen. Der Schuhplattler ist auch heute im Grunde nicht viel mehr.

Da die Beschränkung der Lungenkraft dem sich selber Bewegenden das Taktsingen schnell unmöglich macht, so muß hier bald eine Trennung in Tanzende und Singende eintreten, womit ein Weg angegeben ist, wie das Singen selbständig werden kann. Andererseits lag es nahe, das durch Klatschen zu erreichende Geräusch durch irgendwelche Werkzeuge zu verstärken. Hier haben wir den Anfang von den Instrumenten. Diese Instrumente erweisen sich in der Folgezeit als das wichtigste Mittel zur Selbständigkeit der Musik überhaupt. Doch greifen wir damit vor. Wir haben oben das Wort Gesang gebraucht, wo wir doch eigentlich nur rhythmisiertes Geschrei meinten. Indes ein solches wird es wohl nirgends lange gegeben haben. Sobald es sich nämlich nicht mehr um einfaches Taktangeben durch die menschliche Stimme handelt, sobald die Musik überhaupt über dieses hinauswächst — und das muß sie, sobald sie zum Ausdruck der Empfindung wird — kommt als neues Element die Melodie hinzu. Melodisch ist ja auch der übermütige Juchzer der Geißbuben, der doch gerade auch kein Kulturträger ist, melodisch das Vor-sich-hinpfeifen des einfältigsten Bauernbuben auf seinem Weg durch die einsamen Felder. Die Melodie ist das wesentlich Musikalische. Der Rhythmus ist nur das starre Knochengerüst, das erst durch die Melodie zum blühend lebendigen Körper wird. Allerdings ist auch dieses Gerüst ein wesentlicher, unentbehrlicher Faktor. Denn melodisch, aber trotzdem nicht musikalisch ist ja schon die Sprache, besonders in erregten oder feierlichen Augenblicken. Da ist es eben der Rhythmus, der die wechselnden Töne aus dem Bereich des Alltags in die Höhen der Kunst erhebt. Und folgerichtig ist es auch nur, wenn nun in der Musik aller Zeiten etwas von der Herkunft der beiden wesentlichen Teile durchschimmert. Rhythmus ist überall das mehr körperliche, Melodie das geistige, seelische Element. Je freier die Melodie sich gestaltet, je mehr das rhythmische Gesetz verhüllt ist, um so erhabener, seelisch feiner wird die Musik. Je stärker der Rhythmus hervortritt, um so niedriger bleibt die Form (Tänze und

Märsche), um so körperlicher, und deshalb auch für breitere Kreise wirksamer bleibt die Musik.

Nachdem wir so die allgemeinen Grundsätze gewonnen haben, ergibt sich die mehr psychologische Erkenntnis der Entwicklung leicht.

Das Bedürfnis, der Stimmung eines Augenblicks Luft zu machen, schuf den ersten Aufschrei eines Herzens, das erste Lied, das mit dieser Stimmung zu Ende ging und damit in der Luft verhallt war. Aber gelegentlich hören andere solch eine Gefühlsverkündigung, sie gefällt ihnen, sie ahmen sie nach, sie singen sie wieder und wieder, und das Volkslied ist entstanden.

Wir haben erfahren, daß die Kunst einen ihrer Hauptantriebe im Verlangen nach Geselligkeit findet. Da sie aber auch ein Hauptmittel zur Verschönerung dieser Geselligkeit ist, so ist es nun nur natürlich, daß der eine oder andere, der eine stärkere Stimme besitzt, besonders gern angehört wird, was dann umgekehrt für ihn ein Ansporn zur weiteren Pflege dieser Fähigkeit ist. — Ebenso wird sich bei besonderen Gelegenheiten irgendeiner durch die Art seines Gesanges hervortun. Diese Art, sich auszudrücken, erweckt das Gefallen einer größeren Schar, als die anderer, und auch er nutzt diese Fähigkeit aus, — Komponist und Berufssänger, schöpferische Tätigkeit und Virtuosentum sind so von allem Anfang an in der Kunst. Die Ergebnisse der Forschung bestätigen diese selbstverständliche Gedankenfolge. Es widersprechen sich allerdings bei den Naturvölkern zwei grundverschiedene Züge, die beide von höchster Bedeutung sind; der eine ist eine Art Konservatismus, der andere die Sucht nach Neuem. Bei dem ersten beschränkt sich die schöpferische Tätigkeit im wesentlichen auf ein Variieren innerhalb der einmal gegebenen Linie. Bei andern aber, zum Beispiel den Polynesiern, ist das Verlangen nach Neuem so groß, daß ein Fest ohne neue Tänze und damit auch ohne neue Musik gar nicht zu denken ist. Wo das selbständige Erfinden dann zu schwer wird, entlehnt man einfach von andern Stämmen die dort üblichen Tänze, wie zum Beispiel Mariner auf den Tongainseln samoanische Tänze fand. Einen Gesangsvirtuosen traf Middendorff sogar bei den allmählich aussterbenden Giljaken in Ost-Sibirien an, deren religiöse Entwickelung noch so in dem krassesten Fetischismus steckt, daß der Bär ihnen der Vollzieher göttlichen Willens ist.

Das Bestreben, die Rhythmisierungskraft durch Klatschen der Hände zu verstärken, führt zur Erfindung der ersten rohen Instrumente. Der Trieb, den wir auch bei unsern Kindern beobachten, alle Dinge, die einem in die Hand fallen, nach allen Richtungen hin auf ihre Verwendbarkeit zu prüfen und zu untersuchen, fördert schnell die Erfahrung, und die Entwicklung schreitet rasch weiter. Trommeln, Klapperhölzer und Pauken aller Art kennzeichnen die erste Stufe.

Um die Stimme zu verstärken, schreit man in Muscheln oder hohle Hölzer. Von da ist nicht weit zur Beobachtung, daß durch das Blasen in gehöhlte Röhren ein hell pfeifender Ton, durch das in Hörner ein rauher und schmetternder zu erzeugen ist. So gelangt man zu den Blasinstrumenten.

Das Schwirren der Bogensehne zeigt dem Menschen, daß scharf gespannte Fäden, Baststücke oder Tiersehnen Klänge von sich geben. — Die Anregung zur Erfindung der Saiteninstrumente ist damit geboten.

Unsere Beobachtungen bei den Naturvölkern von heute, wie die Ergebnisse aller geschichtlichen Erfahrung zeigen uns diese Instrumente überall bereits nebeneinander. So finden sich bereits auf den Grabgemälden der drei bis vier Jahrtausende vor Christus blühenden vierten ägyptischen Dynastie Abbildungen von Harfen und Lauten, und dasselbe trifft für die ältesten Überlieferungen der Chinesen zu, wenn auch bei diesen alles Schlagzeug besonders weit entwickelt worden ist. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die Menschheit diese ersten Schritte ihrer Erfahrung sehr schnell gemacht hat.

So bunt und mannigfaltig nun aber auch die Zahl der Instrumente ist, die im Lauf der Zeit gewonnen wurden, so gering ist verhältnismäßig die der primitiven Tonwerkzeuge. Es ergibt sich auch sehr leicht eine Gruppierung derselben. Rhythmus und Melodie, die wir als die wesentlichen Bestandteile der Musik erkannt haben, ergeben auch die Hauptteilung aller Instrumente in zwei Gruppen, deren eine vorwiegend den Takt heraushebt, deren andere, entwicklungsfähigere, zur Hervorbringung von Melodieen dient. Übergänge sind natürlich auch hier vorhanden.

Die Taktinstrumente sondern sich in Schwirrapparate, Rasseln und Schlaginstrumente. Die ersteren kann man kaum für die Musik in Anspruch nehmen, denn sie erzeugen nur ein allgemeines Geräusch. Auch die Rasseln sind im Grunde nur Lärminstrumente, wie wir ja am Spielzeug unserer Kinder oft schlimm genug erfahren müssen. Immerhin ist hier die rhythmisierte Bewegung möglich. Die Formen der Rasseln und Klappern zeigen die beiden noch heute als Spielzeug üblichen Gruppen. Sie bestehen entweder aus einer Anzahl klappernder Gegenstände oder aus Hohlrasseln, bei denen Steinchen und andere klappernde Gegenstände in einem Hohlkörper eingeschlossen sind. Viel bedeutsamer sind die eigentlichen Schlaginstrumente, die im allgemeinen aus einem Schallkörper und dem Schlägel bestehen. Doch finden sich auch heute noch bei den Naturvölkern die beiden Vorstufen, daß entweder nur ein Schallkörper in der Art einer Trommel da ist, auf dem die Hand die Töne hervorruft, oder daß umgekehrt, wie bei den Australnegern, irgendwelche Werkzeuge, Speere oder Holzstücke, als Schlägel dienen, der Resonanzboden aber die Erde ist. Es kommt auch vor, daß der Schlägel selber der tönende Körper ist, so bei den Papua der Astrolabe-Bai, die hohle Bambusrohre gegen feste Gegenstände schlagen, wie ja auch zwei aneinander geschlagene feste Gegenstände den Zweck erfüllen können. Aber die wichtigste Form bleibt der hohle Schallkörper, auf den mit besonderen Schlägeln gehämmert wird, die Trommel, die das verbreitetste und wichtigste Instrument aller Naturvölker ist. Der Schallkörper der Trommel, „der Sarg“, besteht oft aus einem bloßen Holzkasten; doch mochte früh schon die vielleicht beim Lederwalken gewonnene Erfahrung,

daß auch gespannte Häute einen Resonanzboden abgeben, zu einer Verbindung führen, bei der man über einen Holzkasten ein Stück Haut als Schlagfläche spannt. Alle Abarten der Trommeln zu betrachten hat keinen Zweck. Nur auf eine auffällige Erscheinung sei hingewiesen, die nämlich, daß gerade diese Taktinstrumente bei mystischen Festen von Geheimbünden und Menschenopfern fast ausschließlich zur Verwendung kommen, die Melodieträger dagegen fast gar nicht. Deshalb hat auch Billroth im Takte das Erste und Wesentliche der Musik erblickt, und die unerklärliche hypnotisierende Wirkung der Musik scheint weniger in der Melodie, als in dem gleichförmigen und taktmäßigen Lärm zu beruhen.

Während diese Art von Schlaginstrumenten wenig entwickelungsfähig ist — unsere Trommel unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der eines Negerstammes — so wird das ganz anders, wenn der Schallkörper nicht aus Holz, sondern aus Metall besteht. Das liegt daran, daß die Metalle selber schon klingen, was leicht dazu führen muß, durch verschieden große Ausschnitte derselben verschiedene Tonhöhe zu gewinnen. Hierher gehören dann auch die Glocken, deren eine ganze Reihe unter den Bronzefunden im afrikanischen Benin (Ober-Guinea) sind. Es befinden sich darunter sogar schon Doppelglocken; und dieser Versuch, verschiedene Töne zusammenzubringen, zeigt, wie diese Schlaginstrumente Melodieträger werden können. Die Chinesen haben das mit geschliffenen Steinplatten fertig bekommen, und die Marimba der Kaffern ist eine Art Holzklavier, bei dem die verschiedentonigen, durch Schnüre untereinander verbundenen, auf einem Schallkasten befindlichen Holzstücke durch einen Holzklöppel zum Tönen gebracht werden.

So sind wir bei der vielseitigeren und entwicklungsreichen Gruppe der Melodieträger angelangt. Sie zerfallen naturgemäß in Blas- und Saiteninstrumente. Daß beide im Anfang auch nichts anderes sind als Lärmerzeuger, ist oben gesagt worden.

Nachdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß der durch eine enge Öffnung getriebene oder gegen eine scharfe Kante geblasene Luftstrom einen Ton erzeugt, mußten sich die nächsten Schritte schnell ergeben. Man fand, daß eine längere Pfeife tiefer klingt als eine kürzere. Was lag näher, als eine Reihe verschieden langer Pfeifen nebeneinander zu stellen und damit eine Reihe von Tönen zu erhalten. Mehr Überlegung setzt die Erkenntnis voraus, wenn nicht auch sie einem Zufall zu danken ist, daß sich auf einem und demselben Rohre die Luftsäule beliebig verkürzen und verlängern läßt, wenn man Luftlöcher hineinschneidet, die man mit den Fingern abwechselnd schließt und öffnet. Beide Formen dieser Flöte bieten leicht die Möglichkeit, Melodieen auf ihnen wiederzugeben. Auch die Naturvölker haben das gefunden, während sie bei andern Blasinstrumenten, zum Beispiel den Trompeten, nicht über die bloße Lärmerzeugung hinausgekommen sind. Der griechische Mythus, der die Pansflöte den Centauren und Satyrn zuteilt, während er der einröhrigen Flöte

schließlich sogar die Vertretung im Reigen der Musen gönnt, versinnbildlicht sehr schön die niedrigere Stellung der ersteren.

Daß die Erfindung der Saiteninstrumente auf das Tönen der Bogensehne zurückgeht, wird schon durch den Umstand bewiesen, daß auch heute noch der Bogen selbst als Musikinstrument dient. So zeigt Otto Finsch in seinen 1884 erschienenen Studien über die Völker der Südsee das Bild eines Mädchens, das das eine Ende eines Bogens im Munde, das andere mit der Linken hält, während die Rechte mit einem Stift die Sehne anreißt. Glaubwürdige Berichte versichern, daß die Mauren in Spanien ihre Gesänge mit schwirrenden Bogen begleiteten, und heute noch sehen wir dasselbe bei Negerstämmen Afrikas, die zur Verstärkung des Schalles dann noch irgend einen Resonanzkörper, meistens einen ausgehöhlten Kürbis anbinden. Es liegt dann sehr nahe, statt einer mehrere Sehnen aufzuziehen, die durch einen Steg festgehalten werden, damit sie gespannt bleiben. Die Erfahrung lehrt, daß mit der Schärfe der Spannung die Höhe des Tones zunimmt. Man nutzt das aus, indem man mehrere gleich lange Saiten nebeneinander aufzieht und verschieden scharf spannt, wodurch dann die Möglichkeit mehrerer Töne gegeben ist. So entsteht die Lyra. Die nächste Erfahrung ist, daß die Höhe des Tones auch mit der Kürze der Saite zunimmt; man erhält durch das Nebeneinanderspannen von immer kürzer werdenden Saiten die Harfe. Dann liegt auch die Erkenntnis nahe, daß man selber an sich gleich lange Saiten durch Niederdrücken auf einen festen Gegenstand verkürzen kann; auf dieser Erkenntnis beruhen die Formen der Guitarre, Laute und Violine.

Diese Melodieträger unter den Instrumenten werden für die Gesamtentwicklung der Musik dadurch von außerordentlicher Bedeutung, daß sie vor allem es sind, die die Musik als selbständige Kunst ermöglichen. Denn der Gesang bedeutet doch immer eine Verbindung mit der Poesie. Die Gesamtentwicklung zeigt allerdings auch hier eine wellenförmige Bewegung; denn bald erkennt man im Instrument auch wieder das beste Begleitungsmittel zu kunstvollem Gesang. Im Laufe der Zeit, nachdem alle Künste sich einzeln zu einer Höhenstufe der Vollendung emporgerungen haben, erscheint neben der Trennung immer auch wieder die Vereinigung. Und so zeigt das Kunstwerk der Zukunft, wie Richard Wagner es sich dachte, in kunstvoller Ausnutzung aller Einzelkräfte dieselbe Vereinigung von Mimik, Musik und Dichtung, wie wir sie als ursprünglichste Kunstoffenbarung der Menschheit gefunden haben. So schreitet die Menschheit in Kreislinien um den Berg, auf dessen Gipfel in ewig leuchtender Jugend immer lockend, immer erstrebt, nie völlig erreicht, das Ziel aller Geschlechter, von Anfang bis ans Ende der Zeiten thront, die Schönheit.



# Zu unserer Notenbeilage.

Gustav Gutheil, von dem unsere heutige Notenbeilage ein bislang ungedrucktes Lied bringt, hat als Op. 10 und 11 im Verlag von Adolf Fürstner in Berlin zwei Liederhefte veröffentlicht, die ich allen Sangesfreunden warm empfehle (je 2 Mark) Gutheils Vorzüge sind echte, biegsame Melodik bei vorzüglicher Deklamation des Textes, warme Empfindung und Großzügigkeit der Linie. In der Erfindung hat er sich zusehends von den Einflüssen Wagners frei gemacht. Was mich besonders für ihn einnimmt, ist die Einfachheit seiner Tonsprache, die zuweilen („Das verlassne Mägdelein") etwas Volksliedartiges bekommt. — Die ruhige Feierlichkeit in unserem Liede, die fern von allem äußeren Pathos, aber voll eines inbrünstigen Dankgefühls ist, muß der Sänger von Anfang bis zu Ende festhalten. Das „ruhig" bedeutet ohne alle Eile, aber doch auch ja nicht schleppend.



# Der Pflüger.

## Zu unserer Kunstbeilage.

Der Maler unseres heutigen Bildes, William Dobson, ist zwar 1817 in Hamburg geboren; aber er hat seine Ausbildung in England erhalten, wo ein Träger seines Namens als Schüler van Dycks ein berühmter Porträtist des 17. Jahrhunderts war. Unser Dobson hat bis zu seinem 1898 erfolgten Tode in England gewirkt, wo er u. a. zeitweilig Direktor der berühmten Zeichenschule von Birmingham war. Seine besten Leistungen liegen auf dem Gebiet der religiösen Malerei. Und eine religiöse Stimmung liegt ja auch über unserm Bilde. Der Vater und in anderer Weise auch der Sohn sind sich des feierlichen Ernstes bewußt, der im Pflügen liegt. Nicht leicht obenhin die Erde aufritzen, stark aufwühlen mußt du sie, so sagt die auf der Schulter lastende Vaterhand, auf daß das Samenkorn in die Tiefe sich senken und dort in Sicherheit keimen und Wurzel fassen kann. Nur was tief wurzelt, ragt sicher zur Höhe. — Daß unser Bild auch ein Symbol geistiger Pflügerarbeit ist, werden unsere Leser von selbst fühlen.

St.



# Briefe.

**Pfr. M. (G. M.), S. — S. W. — M. R., H. a. S. — A. A., W. — M. W., W. b. H. — L. (J. W.), H. a. S. — K. E., L.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

**F. S., B.-F.** Sie schreiben: „Weshalb verschweigt der Vorwärts und der Türmer, daß den Wohlfahrtseinrichtungen von der Firma Krupp 4 Millionen in 1902 zugewiesen wurden?"

Darauf ist zu erwidern, daß der Vorwärtsartikel sich auf die Geschäftsberichte bestimmter Jahre stützte, und keine der in diesen Jahren gemachten Zuwendungen „verschwiegen" worden ist. Für das Jahr 1902 liegt ein Geschäftsbericht noch nicht vor. Der so vielfach gelobten Arbeiterpensionskasse sind indes auch 1902 keine vier Millionen zugewendet worden, sondern nur eine halbe Million von Krupp selbst und eine Million von seiner Witwe. Eine weitere Million erhielt die Stadt Essen, und eine Million die Beamtenpensionskasse. Diese Kasse ist von der Arbeiterpensionskasse vollständig unabhängig. Letztere hatte Ende 1901 bei 24 436 Mitgliedern einen Vermögensstand von 12 605 477,20 Mk.; erstere am Jahresschlusse 1901/02 bei 1766 Mitgliedern 5 473 390 Mk. Vermögen. Ausschlaggebend ist bei der Beurteilung der Zuwendung in diesem Falle aber doch der praktische Wert der Schenkung für die Arbeiter. Und da muß konstatiert werden, daß die Schenkung lediglich eine Steigerung des Vermögensstandes bedeutet. Die Pensionen werden deshalb nicht erhöht; ja es wurden auch schon früher für Pensionen nicht einmal die Einnahmen ohne die Beiträge der Firma und die Schenkungen verbraucht. Denn an Beiträgen der Arbeiter, Zinsen u. s. w. wurden in den letzten sechs Jahren über 5 Millionen Mark mehr vereinnahmt, als an Pensionen zur Auszahlung gelangten. Was die Wohlfahrtseinrichtung zu einer antisozialen Institution macht, ist die Bestimmung, daß alle bei Krupp beschäftigten Arbeiter zur Beitragszahlung gezwungen sind, ohne Rechte zu besitzen. Nach mehreren Urteilen des Essener Landgerichts haben Arbeiter, die selbst 20 Jahre und länger zu der Kasse Beiträge steuerten, dann aber entlassen wurden, keinerlei Anspruch an die Pensionskasse; nicht einmal die zwangsweise gezahlten Beiträge können sie zurückverlangen. Tatsächlich hat die Firma es in der Hand, durch Entlassung die Arbeiter von den gerühmten Wohltaten auszuschließen. In den Jahren 1899 und 1900 kehrten bei Krupp ca. 15 000 Personen teils freiwillig, teils unfreiwillig ab. Diese Leute haben Hunderttausende von Mark für die Pensionskasse gezahlt, ohne den allergeringsten Nutzen davon zu haben.

Sie bemerken noch dazu: „Wenn dann einzelne durch ihre Unbotmäßigkeit die Extra-Vorteile verlieren, so würden sie bei Isidor Löwe diese überhaupt nicht genießen können. Einen Verlust gegen andere Arbeitsstellen hat selbst der entlassene Arbeiter nicht."

Auch diese Behauptung wird durch die obige Darstellung widerlegt. Übrigens stützt sich die Kritik des Vorwärts nicht allein auf die offiziellen Geschäftsberichte, sondern sie deckt sich auch mit dem Urteil der Kruppschen Arbeiter, und zwar nicht bloß der sozialdemokratischen. Denn bekanntlich stimmten in mehreren Versammlungen Tausende bei Krupp beschäftigter Personen einer von dem Vorsitzenden des christlichen Metallarbeiterverbandes verfaßten Resolution zu, in welcher eine gesetzliche Regelung des Wohlfahrtswesens verlangt wird. Und zwar ausdrücklich in dem Sinne, daß das bisherige Verhältnis die Arbeiter, wollen sie nicht geschädigt werden, in die größte Abhängigkeit vom Fabrikbesitzer und dessen Beamten bringt. Die in der Resolution gestellten Forderungen im Reichstage zu vertreten, haben die Arbeiter auch noch einen Reichstagsabgeordneten besonders beauftragt.

Sie bemerken sodann: „Nach den Ausführungen des Vorwärts, die sich der Türmer zu eigen macht, müßte man glauben, die Arbeiter müssen in den Kruppschen Häusern wohnen, sie müssen in den Kruppschen Läden kaufen. Das ist nicht wahr. Aber sie drängen sich nach den Wohnungen und sie kaufen gern in den Läden, weil sie billiger wohnen und kaufen."

Zunächst sei festgestellt, daß der Türmer die Ausführungen des Vorwärts sich nicht „zu eigen gemacht" hat, wenigstens nicht in dem Sinne, den Sie voraussetzen. Sowohl am Eingange, als auch am Ausgange des Abdrucks aus dem Vorwärts wird dieser Abdruck mit der Notwendigkeit begründet, gegenüber den maßlosen Verhimmelungen der

Kruppschen Einrichtungen, „auch die altera pars anzuhören“ und so den Lesern „ein Material zu steuern, das zur Bildung eines unbefangenen und gerechten Urteils beitragen soll“. Weiter hat weder der Vorwärts noch der Türmer behauptet, die Arbeiter müßten die Kruppschen Wohnungen mieten und den Kruppschen Konsumanstalten beitreten. Wohl aber ist behauptet worden, daß sie zur Pensionskasse gezwungen werden, und dieser Zwang ist unbestrittene Tatsache. Aber auch die Behauptung, die Arbeiter kauften in den Kruppschen Konsumen billiger, ist anfechtbar. Man kauft zum Teil in anderen Geschäften billiger. Wir können hier natürlich keine Preistabellen anführen, die an sich auch keine Beweise wären, sofern nicht gleichzeitig Qualitätsgutachten dabei sind. Derartige Beweise sind aber auch von der Gegenseite in keinem einzigen Falle erbracht. Das Urteil der Konsumenten, das hier allein maßgebend sein muß, geht nun fast allgemein dahin, daß z. B. Manufakturwaren im Kruppschen Konsum verhältnismäßig teurer sind, als in den großen privaten Spezialgeschäften. Der Manufakturwarenumsatz ist denn auch nur von relativ untergeordneter Bedeutung. Dasselbe gilt für Schuhwaren. Die Preise im Kruppschen Fleischkonsum standen seit Jahren entweder mit den in den besseren Privatgeschäften gleich oder waren sogar etwas höher. Hierbei kommt aber auch noch ein anderes Moment in Betracht. Die Qualität des Fleisches ist zweifellos gut, jedoch hat der Käufer keine Auswahl wie beim Privatmetzger. Und schließlich kann doch Krupp auch billiger einkaufen als der Privatmann. Als Massenkonsument kann er die Preise drücken, und das geschieht auch. So beklagte sich im Herbst v. J. die agrarische „Volksstimme“ in Kempten darüber, daß speziell die Firma Krupp dem Bauer die Preise dermaßen herunterdrücke, daß für diesen nicht einmal die Selbstkosten heraussprängen. Doch mag im übrigen die Frage dahingestellt bleiben, ob das Kaufen in Kruppschen Konsumen besonders vorteilhaft ist, jedenfalls reizt dazu der in Aussicht stehende Rabatt (6—7 Prozent). Der Arbeiter aber, der vor Jahresschluß abkehrt, geht des Rabattes verlustig. Daß die Wohnungen begehrt werden, ist richtig. Die Arbeiter glauben, die Inhaber der Werkswohnungen ständen in einem gesicherteren Arbeitsverhältnis. Mathematische Beweise für diese Behauptung kann es natürlich nicht geben. Aber eine Rundfrage bei den Inhabern von Werkswohnungen und solchen Arbeitern, die darauf Anspruch erheben, selbst bei Kruppschen Beamten, würde zweifellos ergeben, daß alle diese es für selbstverständlich erachten, als Inhaber einer Werkswohnung bei eintretendem Arbeitsmangel nicht so leicht von der Kündigung betroffen zu werden, wie die Nichtbesitzer solcher Wohnungen. Es wird hier eben Ursache und Wirkung verwechselt. Die Inhaber von Werkswohnungen begeben sich in noch größere Abhängigkeit, sie verzichten dadurch williger auf ein Mitbestimmungsrecht bei Festlegung der Arbeitsbedingungen. Das kommt dem Arbeitgeber natürlich wieder zugute; wie ja auch Herr Tony Kellen zugibt (vgl. Türmers Tagebuch im Februarheft, S. 608): „Ich bin sogar geneigt, anzunehmen, daß in den meisten Fällen die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ursprünglich nur einer Spekulation des Unternehmers ihren Ursprung verdanken: er will einen soliden, seßhaften Arbeiterstamm an die Scholle fesseln, er will seinen Arbeitern alle möglichen Vergünstigungen gewähren, um auch ihre Arbeitskraft möglichst voll ausnützen zu können.“

Endlich schreiben Sie: „Daß der Staatsanwalt den Wünschen der Frau Krupp nachgegeben, bedauert wohl jeder ordentliche Bürger, daß aber die Arbeiter zu Tausenden gezwungen wurden, Adressen zu unterschreiben, das glaubt wohl niemand im Deutschen Reiche.“

Aber das glauben Sie, daß der Staatsanwalt das Verfahren eingestellt hat, nur weil er den Wünschen der Frau Krupp nicht widerstehen konnte? Nun, dann wollen wir darüber nicht weiter reden. Sie bleiben also dabei, daß die 24000 Kruppschen Arbeiter freiwillig auf Ehrenwort erklärt haben, mit sozialdemokratisch Denkenden nicht mehr zusammen arbeiten zu wollen, d. h. solche Leute zu denunzieren und deren Maßregelung zu verlangen?! Haben Sie denn nichts von den Gegenkundgebungen von Berlin und Magdeburg gehört? Daß die Arbeiter die Erklärung als erzwungen betrachten, wird auch durch die Tatsache belegt, daß die sozialdemokratisch denkenden und die nicht sozialistisch gesinnten Arbeiter nach wie vor friedlich zusammen arbeiten. Nur insofern ist ein Umschwung zu verzeichnen, als die Sozialdemokratie in der letzten Zeit unter der Kruppschen Arbeiterschaft ganz bedeutend an Boden gewonnen hat. Die unfreiwilligen Kundgebungen aber haben dazu nicht unwesentlich beigetragen. Allein schon dieser „Erfolg“ verurteilt die Zwangsadressen für jeden, der in der Ausbreitung der heutigen Sozialdemokratie nicht die Lösung der sozialen Frage sieht. Im übrigen hat ja auch die bürgerliche Presse, soweit sie irgend noch über Wahr-

heitsliebe und Unabhängigkeit verfügt, die erzwungenen Kundgebungen als solche anerkannt und verurteilt. Auch die (im Zeitungsausschnitt Ihrem Schreiben beigefügte) „Feststellung“ ist inzwischen längst auf ihren äußerst minimalen Wahrheitsgehalt zurückgeführt worden. Nach alledem überzeugen Sie sich vielleicht selbst, daß es wirklich nicht so ganz überflüssig ist, neben den Stimmen aus dem eigenen Lager auch die — „altera pars“ anzuhören, und trüge sie gar den fürchterlichen, gruseligen Namen ††† „Vorwärts“.

**H., E.** Gern gibt der T. den sachlichen Teil Ihres Schreibens wieder: „Ich weiß nicht, ob Ihnen das dreibändige Werk bekannt ist ‚Wohlfahrtseinrichtungen der Gußstahlfabrik von Friedr. Krupp‘ (Essen 1902). Jedenfalls wird Ihnen, der Sie über soziale Dinge schreiben, die Concordia, Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen (Berlin, W. Heymanns Verlag), bekannt sein. Dieselbe hat sich gerade im letzten Jahrgange wiederholt mit der Wohnungsfrage bei Krupp beschäftigt (Nr. 4/5, 23). Nachweislich belief sich der Herstellungswert der Wohnungen der Firma Krupp in Essen und Umgegend Ende 1900/01 auf rund 15½ Millionen Mark, ungerechnet Grund und Boden. Die Mieten ergaben nach Abzug der Unterhaltungskosten, Steuern u. s. w., aber ohne Verzinsung des Bauplatzes und Amortisationen einen durchschnittlichen Ertrag von 2¾ Prozent. . . . Daß die Firma sich in ihren Wohnungen das Hausrecht wahrt, ist ein Recht, das jeder Hausbesitzer hat und übt; wie darin eine Vergewaltigung liegen soll, ist mir schlechterdings unverständlich, zumal da ja niemand gezwungen ist, die Wohnungen zu beziehen.“

Zunächst eine bescheidene Frage: Gehört es auch zum „Hausrecht“, daß z. B. der Wirt dem Mieter vorschreiben darf, welche Zeitung dieser innerhalb seiner vier Wände lesen darf und welche nicht? Würden Sie sich ein solches „Hausrecht“ gefallen lassen? Vielleicht sind Sie der Ansicht, gegenüber sozialistischen Blättern sei jede Toleranz zu verneinen, der Gewissensfreiheit müßten gewisse Schranken gezogen werden; gut, wir folgen diesem Gedankengange, den wir uns damit natürlich nicht aneignen, wie enge wollen Sie die Schranken ziehen? — — Hat der Unternehmer die religiöse und politische Ansicht der Arbeiter zu bestimmen? Sie plädieren anscheinend für ein solches unbeschränktes Recht des Hausherrn und Unternehmers, denn das Zeitungsverbot bei Krupp bezog sich auf die katholische „Essener Volkszeitung“. Des weitern möchten wir auf eine Schrift verweisen, der sicherlich nicht minder Authentizität zuzusprechen ist als den von Ihnen genannten. Es ist das vom Bergbaulichen Verein für den Oberbergamtsbezirk Dortmund herausgegebene Werk über die Bergarbeiterwohnungen im Ruhrbezirk. Darin sagt der Verfasser, Königl. Berginspektor Robert Hundt: Die minimale Verzinsung des für Arbeiterwohnungen angelegten Kapitals sei nur eine scheinbare. Dem Unternehmer komme zugute, daß die Inhaber solcher Wohnungen nicht so leicht wie sonst das Arbeitsverhältnis lösen. Bis Mitte 1901 betrug nach diesem Werke das von Krupp für Wohnungen angelegte Kapital außerdem nicht, wie Sie schreiben, 15½ Million Mark, sondern nur 13998407 Mark, pro Wohnung durchschnittlich 3244 Mark. Herr Kellen hat wieder eine andere Summe genannt. Sei die Summe größer oder kleiner, die scheinbar mäßige Verzinsung des in den Arbeiterwohnungen angelegten Kapitals wird für den Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker wesentlich unter den oben angeführten Gesichtspunkten zu betrachten sein. Es werden für ihn Fragen wie Verzinsung des Baukapitals, Technik der Anlagen und der Bauausführung, die für den reinen Wohnungspolitiker von größter Bedeutung sein mögen, eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen gegenüber der Frage nach den direkten und indirekten sozialen und volkswirtschaftlichen Folgen eines Systems, das für den Arbeiter Pflichten ohne fest umschriebene Rechte vorsieht und dem Arbeitgeber freie Willkür einräumt in bezug auf die Möglichkeit, dem Angestellten die Vorteile von Wohlfahrtseinrichtungen zuzuwenden oder zu entziehen. Faßt man die soziale Frage nicht gerade vom patriarchalischen Standpunkte auf, sondern von dem des sozialen Fortschritts, der Gleichberechtigung, so kann man die Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen jedenfalls nicht als soziale Musteranstalten hinstellen. Dieser einseitigen, maßlosen, daher ungerechten und unwahren Schätzung und ihrer Ausbeutung zu partei- und geschäftspolitischen Zwecken wollte der Türmer entgegentreten. Wir glauben, damit könnten auch Sie einverstanden sein. Frdl. Gruß!

**Frau H., H. b. S.** Eine Zwangsversicherung der Kruppschen Arbeiter wäre an sich schon berechtigt, wenn die Kruppsche Pensionskasse nur auch — eine solche wäre! Aber neben dem „Zwang“ der Beitragsgelder fehlt hier ja eben die „Sicherung“ irgendwelcher Rechte. Sie sprechen des weiteren mit Begeisterung von den gemütlichen Alters-Wohnungen in der Kolonie Rüttenscheid bei Essen, den reizenden kleinen Häuschen mit schönen Gärten

und wohlgepflegten Straßen und Anlagen. Ganz recht, aber leider bekommen nicht alle Invaliden Wohnung auf dem Altenhof, sondern nur eine beschränkte Zahl, und diese je nach der Gunst, in der sie bei der Verwaltung stehen. Daß die Wohnungen im allgemeinen verhältnismäßig besser als in Privathäusern sind, sei auch gern zugegeben. Dagegen gibt's freilich auch weniger einwandfreie, z. B. bestehen sie auf dem Schederhof, Westend und Nordhof teilweise aus Holzbaracken ohne Keller. Weiteres wollen Sie frdl. in den vorstehenden Ausführungen sowie in der Offenen Halle nachlesen, und Sie werden zugeben, daß so „gehässig, scharf und einseitig" die Beleuchtung am Ende doch nicht war. Wer geliebte Vorurteile zerstört, wird sich freilich auch auf solche Beurteilungen gefaßt machen müssen.

**E. P., M.** Auf Ihr gefl. Schreiben kommen wir im nächsten Hefte zurück. Wir mußten die Antwort mehrfach zurückstellen.

**Ozean.** Ihr lieber Gruß „aus dem unwirtlichen Teufelsmoor" hat uns sehr erfreut; herzlichen Dank! Die Gedichte halten wir noch nicht für druckreif, doch steckt etwas von der Stimmung von Heide, Moor und Meer darin, das weitere Versuche vielleicht wert ist.

**Pfr. H. B., A.** Sie stimmen unsrer Replik auf die Angriffe Dr. W.s gegen „Triumph" vollkommen bei. „Wenn noch die Reue mit herangenommen worden wäre, würde dieses ewig währende Problem, das in ‚Triumph' großartig dargestellt ist, zerrissen worden sein. Das Hauptmoment liegt im Kampf und Sieg des Kämpfers über die Versuchung. ‚Triumph' war ein herrlicher, künstlerischer Beitrag."

**B. E., Fr.** Auch Sie „können nicht umhin, sich speziell mit der Erwiderung auf die Anklage des Dr. W. völlig einverstanden zu erklären." Sie fragen aber, ob auch der „T." es für durchaus begründet hält, die verkörperte Versuchung als verheiratete Frau darzustellen. — Darauf hätten wir zu antworten: an sich nein. Es handelt sich hier doch nicht um eine ein für allemal gültige, grundsätzliche Behandlung des Problems. Es liegt aber wohl gerade eine psychologische Erklärung für die Begehrlichkeit des Weibes darin, daß sie zwar „verheiratet", aber nicht „Frau" ist. Vergl. Sie übrigens die nächste Notiz.

**Pfr. J. R., E.** Sie finden im Gegensatz zu B. E., daß die Symbolisierung der Versuchung durch die Frau ersichtlicher geworden wäre, wenn dem Weibe „das Berechtigte in ihrem heißen Drang abgehen würde. Sie hätte als dasselbe schöne, berückende Weib geschildert werden können, wie es die Novelle meisterhaft tut, aber sie hätte einem Manne verheiratet sein müssen, der jung, begabt, edel, kurz mit allen Vorzügen ausgestattet war, der ihr alles geben konnte, wonach sie begehrte, und den sie doch betrog, aus reiner Sinnenlust, deren Vorhandensein an sich schon etwas Sündhaftes gewesen wäre."

**Pred. K. E., L.** Sie schreiben zu „Triumph": „Der Sinn der Dichtung war mir sofort klar, aber es war mir nicht klar, wozu auf solche Weise ein großer Gedanke, der ja tatsächlich durch die Novelle zum Ausdruck gebracht werden soll, dargestellt wird. Und warum heißt die Novelle nicht richtiger ‚Versuchung'?" Wir danken Ihnen, wie den übrigen Einsendern aufs beste für Ihre Zuschriften. Die Redaktion empfindet diese Anteilnahme des Leserkreises als wertvolle Anregung, und solche persönliche Aussprache liegt ja in des Türmers Absichten. Zur Sache ist zu bemerken, daß wir die Novelle „Triumph" durchaus nicht für ein völlig tadelloses Meisterwerk halten. Sollten wir unsern Lesern nur solche bieten dürfen, so müßten sie wohl zumeist auf die Erzählung verzichten. Aber wir streben danach, auch den belletristischen Teil über das Niveau der sogenannten Unterhaltungslektüre zu heben. Und da schätzen wir unsern Leserkreis eben so hoch ein, daß er sich auch mit einem Werk zurecht findet, dessen Gesamthaltung nicht von vorneherein offensichtlich ist. Diese selbständige Urteilsfähigkeit unseres Leserkreises ist sogar schon von gegnerischer Seite hervorgehoben worden, und wir dürfen in diesem Triumph-Briefwechsel wohl einen neuen Beweis dafür erblicken.

**H. L., Pr.-L. bei M.** Die vorangehenden Briefe dürften im Verein mit der Darlegung in den Briefen des Februar-Heftes Ihnen wohl als Antwort genügen.

**H. D. a. A.** Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung, die auch in der eingeschickten Skizze „Genesen" so schön zum Ausdruck kommt. Können wir diese Skizze leider auch nicht im T. bringen, so zeigt sie doch unverkennbare Begabung.

**A. B., M.** Auch Ihnen besten Dank für den so überaus freundl. Brief. Das beigefügte „Schilflied" ist in Stimmung und Gedanken schön; aber wir haben das Gefühl, daß es den Reim geradezu gebietet, um voll wirken zu können.

**O. D., W.** Daß Ihnen der T. so viel bedeutet, freut uns sehr. Über die genannten Bücher von P. und J. können wir Ihnen nichts sagen, da das erstere ja nur unter der

Ihnen bekannten Verpflichtung des Schweigens kennen zu lernen ist. Das Werk von J. ist uns noch unbekannt. Sie werden wohl durch beide Werke die gewünschte Förderung erfahren, wenn auch bei allen diesen Systemen das wichtigste beim — Benutzer liegt.

**P. W., M. a. H.** Ihren poetischen Dank haben wir mit vielem Vergnügen gelesen. Frdl. Gruß!

**H., Sp.** Die irrige Mitteilung, daß beide Kruppreden des Kaisers im „Reichsanzeiger" gestanden hätten, ist s. Zt. durch die gesamte Presse gegangen. Aber auch rechts stehende Blätter haben bei Berichtigung des Irrtums anerkannt, daß jene an dem Urteil über das Verfahren des Präsidenten gegen den Abgeordneten von Vollmar leider nicht viel ändern könne, da die Reden, auch ohne daß sie beide im „R.-A." gestanden, zweifellos authentisch gewesen seien. Daß bei der Rede des Abg. Schaedler nicht Graf Ballestrem, sondern der Vizepräsident Büsing die Verhandlungen leitete, ist doch auch nebensächlich, weil ein rein formeller Unterschied. Herr Büsing erteilte dem Abg. Schaedler das Wort im Einverständnis mit dem Grafen Ballestrem. Verbindlichen Dank für das freundliche Interesse.

**H(?). K., B.** Sie bemerken ja selbst, daß Sie „nicht in der Lage" seien, mit dem T. über dessen Behauptung zu rechten, daß die Mehrheit des Reichstags in den sattsam bekannten Zolltarifverhandlungen einen Rechtsbruch begangen habe. Wenn Sie die Verurteilung des Gebarens der Linken, das der T. als „unanständigen Lärm" und „unnütze Schikanen" kennzeichnete, die „scharf zurückgewiesen werden mußten", noch zu milde finden, so ist das wirklich Geschmackssache. Eine so hagebüchene Gemütserleichterung, wie sie auch von den Bänken der Mehrheit zu hören war (Zuruf von rechts bei der Rede eines sozialdemokratischen Abgeordneten: „Kann man dem Kerl nicht eine runterhauen?"), möchte sich der T. denn doch nicht leisten. Mag sich aber die Obstruktion noch so unanständig betragen haben, so berechtigte das die Mehrheit doch noch nicht zum Rechtsbruch. Darauf kommt es aber an. Welchem von beiden feindlichen Lagern übrigens die Palme im Skandalmachen gebührt, darüber sind sich die Gelehrten auch noch nicht einig geworden. Der T. nimmt Ihre offene Aussprache gewiß nicht übel, es ist ihm immer erwünscht, die Meinungen seiner Leser zu hören. Er hofft aber, daß Sie ihm seine offene Antwort ebensowenig verargen werden. Frdl. Gruß!

**K. N., S.** Für das „Weihnachtslied" besten Dank. Weiteren Zusendungen sieht der Leiter der Hausmusik im voraus dankbar entgegen. — Mit dem Gedicht von Heine haben Sie sicher recht. Solche Einschiebungen sind ein grober Unfug. Leider ist das kein vereinzelter Fall, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit bieten, im Zusammenhang auf die Angelegenheit zurückzukommen.

**W. K., H. i. W.** Ihre Sehnsucht nach neuen „Briefen an ein musik. Haus" soll bald gestillt werden. Wegen Reproduktionen der „Nachklänge" erhalten Sie noch Bescheid.

**Berichtigung.** Der Autor des Gedichts „Evangelium der Tat" in Heft 6, Seite 569, heißt nicht Karl, sondern **Robert Seidel.**



## Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen 2c. sind **ausschließlich an den** Herausgeber, **Berlin W., Wormserstr. 3,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** 2c.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Aeußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, **Berlin W., Wormserstr. 3.**
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.




**Martin Plüddemann.**

Siegfrieds Schwert
* von Ludwig Uhland. *

Frisch und keck. Ziemlich lebhaft.

Gesang.

Piano.

*f* *mf*

Jung Siegfried war ein stol-zer Knab, ging von des Va - ters Burg her - ab. Wollt' ras - ten nicht in Va - ters Haus, wollt' wan - dern in al - le Welt hin - aus.

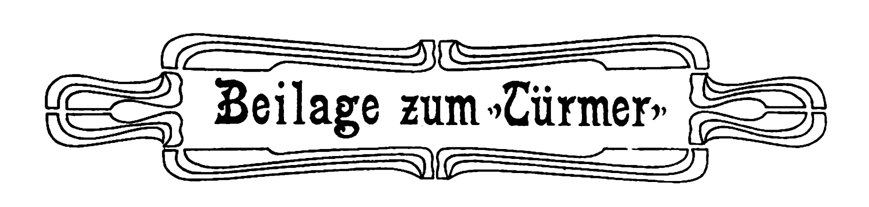
Mit ausdrücklicher Genehmigung von Wilhelm Schmid, k.b. Hof-Musikalienverlag in Nürnberg-Leipzig, aus Martin Plüddemann, Balladen und Gesänge für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, Band 1 bis 5 je Mk. 4.–, Band 6 bis 8 je Mk. 3.–


wie aus der Ferne
pp
p
Und als er ging im fin-stern Wald,
p
cresc.
decresc.
p
kam er zu ei-ner
pp
cresc.
Schmiede bald.
p
Da
decresc.
p



poco rit.
a tempo
mf
sel - len sein! Und
a tempo
poco rit.
lehr' du mich mit Fleiss und Acht, wie man die gu - ten
sf mf
Schwerter macht!“
f
3
Ped.
*
sf
f
Sieg - fried den Ham - mer wohl schwingen kunnt, er
f martellato
mit Ped.


ritard. e decresc.
a tempo
macht er ein Schwert so breit und lang.
a tempo
f
ritard. e decresc.
f
f
„Nun hab' ich geschmie-det ein
f
gu-tes Schwert, nun bin ich and-rer Rit-ter wert.
rit.
sf
sf
sf
rit.
rit.
a tempo
Nun schlag' ich wie ein and-rer Held die
a tempo
sf
rit.
ff
Rie-sen und Dra-chen in Wald und Feld."
ff
ff




# Alte Klaviermusik.

**William Bird.**
(1546 – 1623)

The Carman's Whistle

Piano.

mf

tr

mf

5

tr

5

f

p

tr

ff

p dolce rit.

tr

Var. A.

tr

5

f

p

f

tr

tr

p

f

p

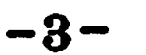
cresc. rit.

f





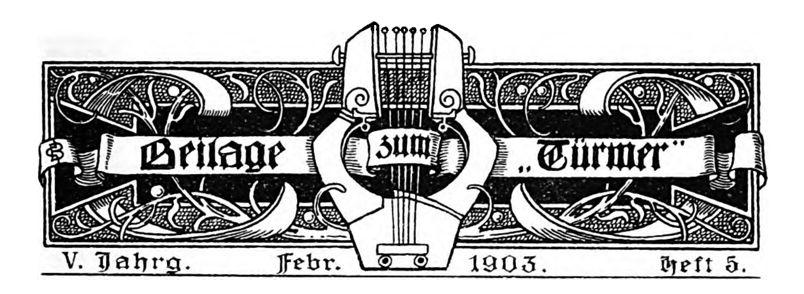
Stich und Druck von C. G. Röder, Leipzig



## François Couperin.
(1668 – 1733)

## a. La Majestueuse. (Sarabande.)
(aus der G moll Suite.)

Maestoso. ♩=76.




Aus den

# „Bildern des Orients."

Dichtungen von Heinrich Stieglitz. Komponiert von Karl Loewe, Op.10

## 1. Die Geister der Wüste.

Allegro feroce.

Klavier. *cresc.* *sf* *dim.*

Alle Geister. *fz* *cresc.*

Hui! wie die Wol - ke von Staub und Brand so wild sich stürzt auf das dür - re Land! Hui!

*cresc.* *ff* *fz*

Erster Geist. *dim.*

Auf der O - a - - sis

*p*





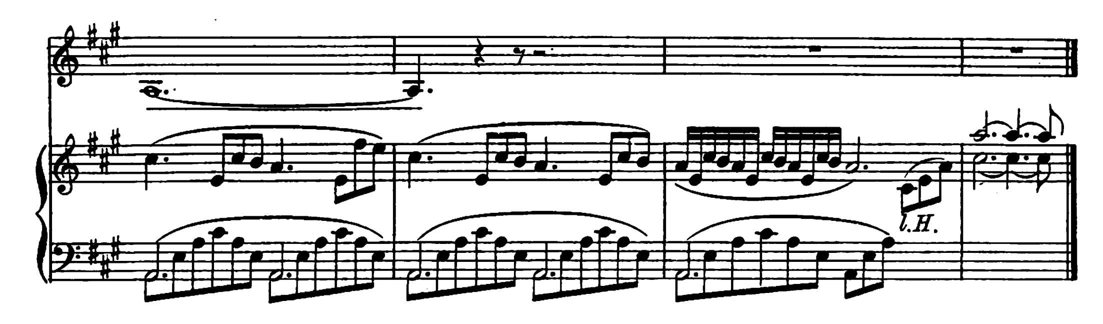
Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig.


lag ich, heult ich und lag, und konnt' sie nicht
dör - ren den lan - - gen Tag.
Zweiter Geist.
Mich trug der
cresc.
f
Wir - - bel vor - bei die Flut, ich
schlürft' und schlürf - te und blieb doch Glut.
dim.
pp
Dritter Geist.
p
Mir dörrt die Hitze den hei- sern Schlund, nur Blut mag küh - len den
pp una corda


hei - ssen Mund.
cresc.
tutte corde
f
Alle Geister.
sf
Drum lasst uns wir-beln zum stau-bigen Pfad, wo matt er-lechzend der
Wandrer naht. Hui!
dim.
Den hei-ssen O-dem, erschlürft ihn
ein, sein star-res Blut mag uns Küh - lung sein.
p
pp
una corde

# 3. Die Oasis.


Adagio tranquillo.
dolce
Ped.
Wie lockt der Pal - men
grün - nes Dach wie rie - selt hell der stil - le Bach, wenn
drau - ssen in der Son - ne Glut das Sand-meer auf-wogt,
f
sf




## 4. Lied eines Vögleins in der Oasis.

Soave e tranquillo.

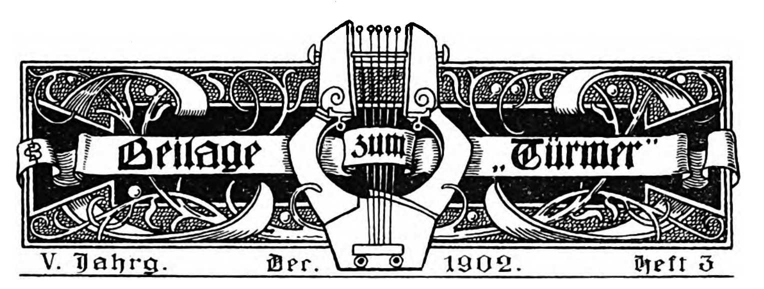
*p* *sotto voce*

1. Ich schauk - le leicht mich im grü - nen Laub, und
sing', ich sin - ge von Fried' und Ruh, von
sing', ich sin - ge von Lieb' und Treu, den
naht und ru - het im Quel - len - tal, er

*pp* *una corda*

*con Ped.*

drau - ssen wir - belt der hei - sse Staub. 2. Ich
drau - ssen klir - ren die Waf - fen da - zu. 3. Ich
Wand' - rer lock' ich vom Pfad her - bei. 4. Er
lauscht dem Lie - de, ver - gisst der Qual.




# Alte deutsche Weihnachtslieder.

1.) Täublein weiß.

In gehender Bewegung.

1. Es flog ein Täub-lein weis-se vom Him-mel her-ab im en-ge-li-schen Klei-de zu ei-ner Jung-frau zart. Ge-grüs-set seist du wun-der-schö-ne Magd! Dein Seel ist hoch ge-zie-ret, ge-seg-net ist dein Leib. Ky-ri-e e-lei-son!

2. Gscheh mir nach dei-nem Wor-te und nach dem Wor-te Gotts so gib ich mei-nen Wil-len, weil ich ge-bä-ren soll. Sie schloss wohl auf ihres Her-zens Fen-ster-lein; wohl zu der-sel-ben Stun-de der hei-lig Geist ging ein. Ky-ri-e e-lei-son!

3. Da wohn-tens bei ein-an-der Ma-ria und Je-sus Christ bis auf den Weihnachts-mor-gen, da er ge-bo-ren ist. Der war Gotts Sohn die Menschheit an sich nahm. Des sagen wir ar-me Sün-der ihm e-wig Lob und Dank. Ky-ri-e e-lei-son!

einfach — p — mf — zart — breit anwachsen — f — ff — Langsamer. — ff rit.

Text aus „Gross Catolisch Gesangbuch. Durch P. David Gregorium Cornern. Nürnberg 1631. Melodie nach Nicolaus Beuttners Gesangbuch Grätz




2. Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau seuberlich
Zu Trost uns armen Leuten;
Wär uns das Kindlein nicht geborn,
So wärn wir allzumal verlorn,
Das Heil ist unser alle;
Ei du süsser Jesu Christ,
Dieweil du Mensch geboren bist,
Behüt uns vor der Hölle.

3. Als die Sonn durchscheint das Glas
Mit ihrem klaren Scheine
Und doch nicht versehret das,
So merket allgemeine:
Gleicherweis geboren ward
Von einer Jungfrau rein und zart
Gottessohn, der werte;
In ein Kripp ward er gelegt,
Grosse Marter für uns trägt
Er hier auf dieser Erde.

4. Die Hirten auf dem Felde warn,
Erfuhren newe Märe
Von den engelischen Scharn,
Wie Christ geboren wäre,
Ein König über alle König gross,
Herod die Red gar sehr verdross:
Aus sandt er seine Boten;
Ei wie gar ein falsche List
Erdacht er wider Jesum Christ!
Die Kindlein liess er töten.

Text aus dem Wittenberger Gesangbuch von 1535. Melodie aus Michael Vehe: „ein new Gesangbüchlin Geystlicher Lieder, vor alle gutt Christen“ Leipzig 1537. Die Bearbeitung ist Eigentum von Türmers „Hausmusik“



## 5.) Fröhlich seid!

Melodie um 1560

*Lebhaft, doch ohne zu eilen.*

Fröh-lich seid und ju-bi-lie-ret, Je-su dem Mes-si-as;
Der die gan-ze Welt re-gie-ret ist ein Sohn Ma-ri-as,

*f*

und liegt in dem Krip-pe-lein in dem Stall bei hel-lem Schein.

*p* *p* *riten.*

Sau-se, sau-se, sau-se, sau-se Kin-de-lein, Du bist mein, Ich bin dein.
Jauchzt und springet, klingt und sin-get: Ho-di-e, ho-di-e, ho-di-e.

*p a tempo* *p kurz* *p.*

*Langsamer.*

Nun ist von uns weg-ge-nom-men al-les Weh, al-les Weh,

*f* *R. H.*

*riten.* *f breit.* *noch breiter*

al-les Weh. Hilf dass wir bald zu dir kom-men o — Chri-ste!

*riten.* *f breit und voll.* *ff noch breiter* *rit.*

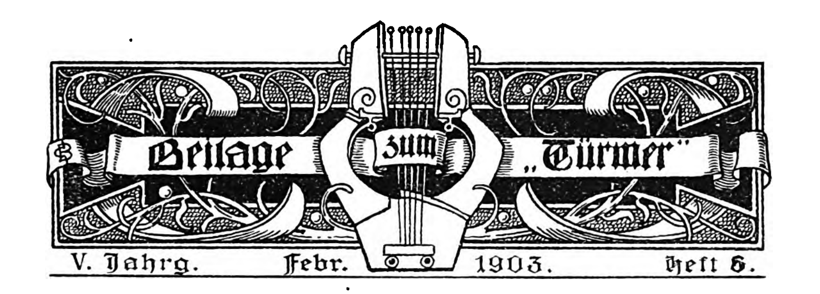
Die Bearbeitung ist Eigentum von Türmers „Hausmusik".

6.) Beim Kindelwiegen.

Text und Melodie im „Mainzer Cantual" (1605)




Ruhig u. wiegend.
der Ma - ri - a ver - kün - digt ist durch Ga - bri - el. Ei - a,
langsamer
ei - - - a, Je - sum Christ hat uns ge - born Ma - ri - a.
pp aber klangvoll
weich sehr gebunden
Von hier ab immer leiser u unmerklich langsamer werdend.
Er ist er - schie-nen am heu - ti - gen Tag, am heu - ti - gen Tag in
Is - ra - el, von Ma - ri - a ist Heil ent - sprossen in al - le Welt.
rit
ritard.
gebunden
nur linkes Pedal
Bass kaum hörbar u. weich

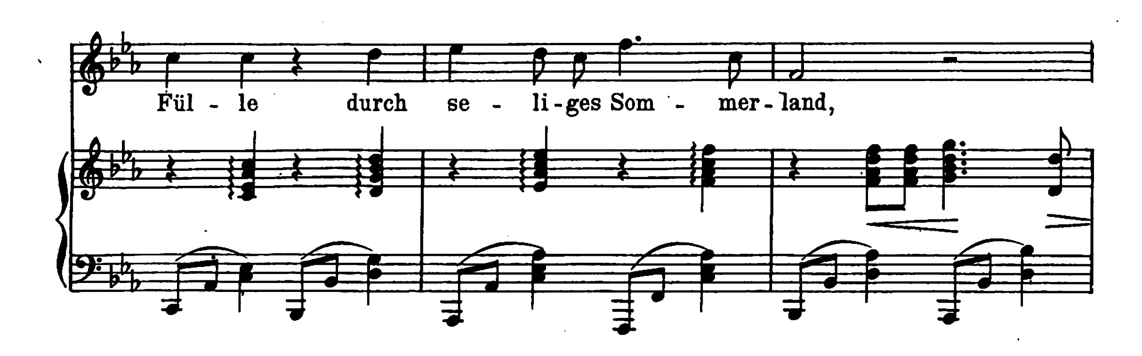



# In goldener Fülle.

Paul Remer.

Gustav Gutheil.













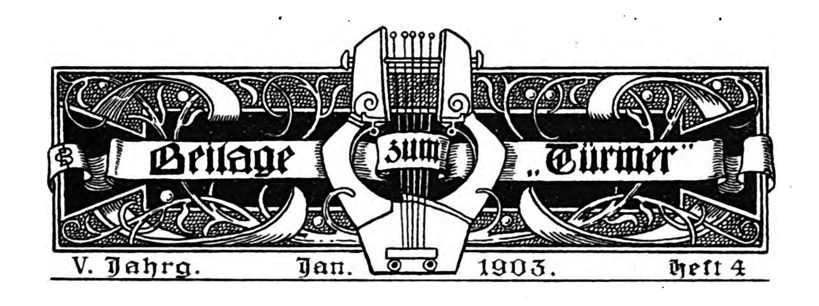
Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig.


bannt. Die gro - sse Som - mer -
cresc.
f
son - ne hat uns - re Her - zen er - hellt, wir
cresc.
cresc.
schrei - ten in gol - de-ner Fül - le bis an das En - de der
ff
Welt. Und bleicht dei-ne sin - ken-de
ff
dim.
p
p


cresc.
Stir - ne, und lässt mei-ne See - le ihr Haus, wir
cresc.
schrei - ten in gol - de-ner Fül - le auch
— in das Jen-seits hin - aus.
f
Wem
f
solch ein Sommer be-schie - den,
p
der lä - chelt der glück-li-chen
p




 Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.




# Karl Schuricht.

Und nun tauch ich in die Enge.–
F. Lienhard.

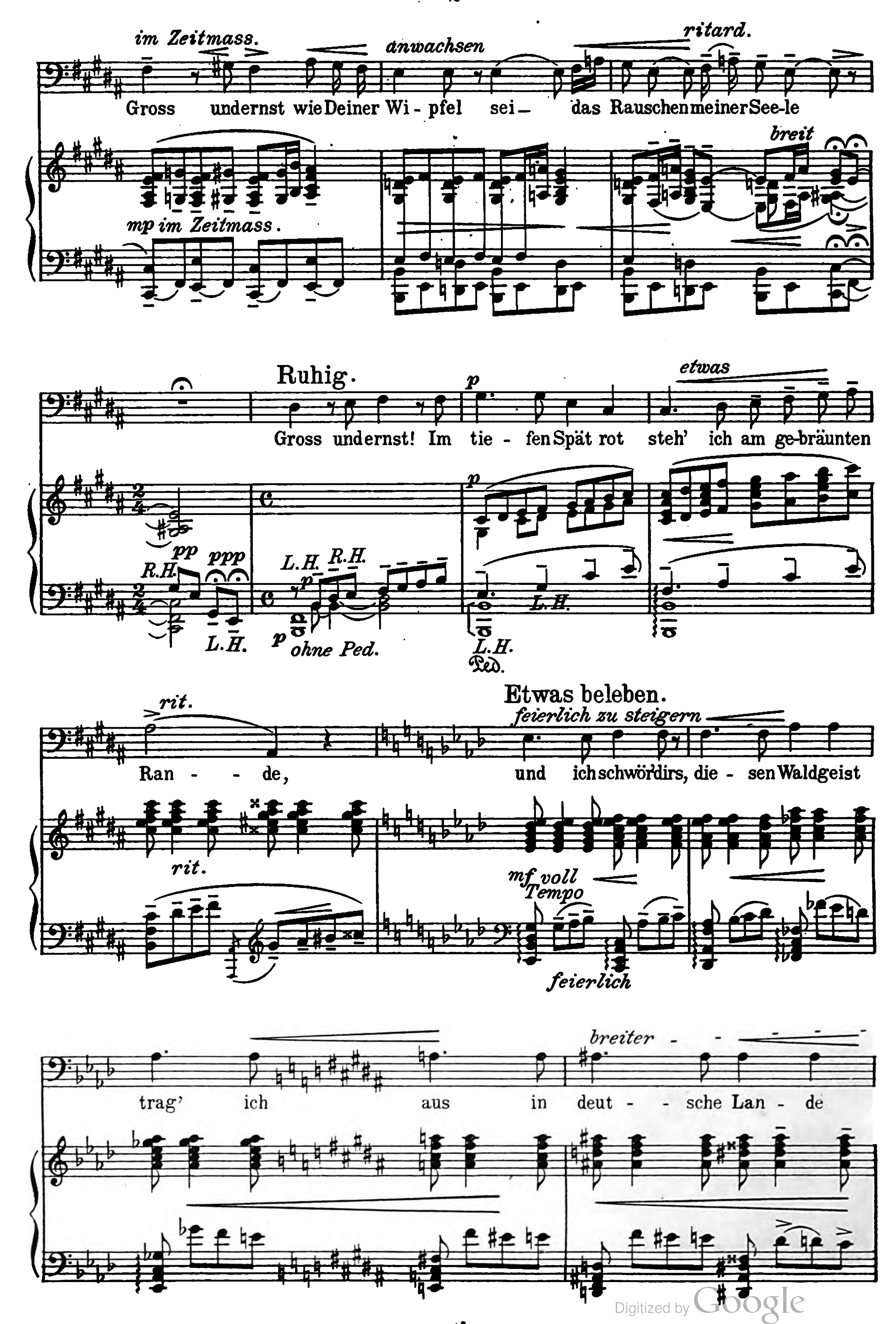
Sehr ruhig. 8/8 verklingend bestimmter

Gesang.

Piano.

Und nun tauch ich in die En - ge,– Was - genwald aus Deiner Wei - - te– O mein Wald, auch in der Enge sei Du mir ein stolz Ge-lei-te; hilf mir, dass ich nie da un-ten im Ge-dräng den Weg ver-feh-le;

L.H. R.H. *p ohne Ped.* Ped. voller ritard. immer voller *f* weich *p* *p klangvoll* Pedal auf jedem Viertel zögernd


im Zeitmass.
anwachsen
ritard.
Gross und ernst wie Deiner Wi - pfel sei — das Rauschen meiner See-le
breit
mp im Zeitmass.
Ruhig.
p
etwas
Gross und ernst! Im tie - fen Spät rot steh' ich am ge-bräunten
pp
ppp
R.H.
L.H.
R.H.
ohne Ped.
L.H.
Ped.
rit.
Etwas beleben.
feierlich zu steigern
Ran - - de, und ich schwör dirs, die - sen Waldgeist
mf voll
Tempo
feierlich
breiter
trag' ich aus in deut - - sche Lan - de


f sehr voll und breit
Sehr ruhig.
trag - ich aus in deut - - sche Lan - de.
ff voll und breit
rit.
p hervortretend
p weich
hervortretend
breiter
hervortretend
mf
verhallend
mf pp
fp
Karl Schuricht.
Hätt' ich ein Haus in Tannenruh. —
F. Lienhard.
Breit.
f
dim.
verklingend
Hätt' ich ein Haus in Tan - nen - ruh,
f voll
dim.
p weich
*) Die nachschlagenden Achtel gedämpft.
ein Bau - ern-haus am Was - - - gau, dem
cresc.
pp
stark





Digitized by Google

